Kohlrausch, Friedrich,

Die deutsche Geschichte für Schule und Haus

Hannover 1866

Die
deutsche Geschichte.

Für
Schule und Haus

von

Dr. phil. Friedrich Kohlrausch,
Königlich Hannover'schem General-Schuldirector.

Funfzehnte Auflage.

Hannover.
Hahn'sche Hofbuchhandlung.
1866.

Vorrede
zur dreizehnten Auflage.

Meine dankbare Anerkennung der fortdauernden Theilnahme von Lehrern und Lernenden und sonstigen Freunden der vaterländischen Geschichte für mein Buch habe ich nicht besser bethätigen können, als indem ich diese neueste Ausgabe, so wie die vorhergehenden, durch möglichsten Fleiß in Benutzung der Hülfsmittel, welche besonders durch manche neuere Bearbeitungen einzelner Theile unserer Geschichte mir geboten waren, zu vervollkommnen gesucht habe. Ich hoffe, daß man dieses in den verschiedenen Abtheilungen des Buches erkennen wird.

Ueber den Charakter und den Zweck meiner Arbeit mich ausführlicher aussprechen, würde bei den wiederholten Auflagen derselben überflüssig sein; sie hat ihren Weg in diejenigen Hände gefunden, in welche ich sie zu bringen wünschte. Sie hatte recht eigentlich die Bestimmung, die Liebe der vaterländischen Geschichte in die Herzen der Jugend zu pflanzen, so wie auch außer dem Kreise der Schule den empfänglichen Gemüthern, welche sich mit ihr bekannt zu machen wünschten, die wichtigsten Erscheinungen derselben in möglichst anschaulicher Gestalt vor Augen zu bringen. Daher die Form zusammenhängender, das Allgemeine durch das Einzelnste beleuchtender, möglichst lebhafter Erzählung, untermischt mit Betrachtungen, Uebersichten und Vergleichungen; daher die Entfernung alles gelehrten Apparats. Ich hatte die reifere Jugend,

mit ihrer gemüthlichen Lernbegierde und ihrer regen Phantasie, nicht die schon Kundigen, mit ihren höheren Bedürfnissen, vor Augen, und was jene anspricht, ist sicher auch dem gebildeten Leser jedes Alters gemäß, der sich den Sinn für objective Anschaulichkeit der geschichtlichen Thatsachen bewahrt hat.

Hier wünschte ich nur noch kurz ein paar Punkte zu berühren, welche namentlich diese neueste Auflage betreffen.

Der erste ist, daß ich es für angemessen gehalten habe, die Geschichte der deutschen Freiheitskriege von 1813, 14 und 15, die bisher als eine gesonderte dritte Abtheilung behandelt war, in die Darstellung des letzten halben Jahrhunderts als integrirenden Theil einzureihen. Je weiter wir uns von jenen Zeiten entfernen, je mehr nehmen jene Begebenheiten ihren Platz im Zusammenhange des Ganzen ein. Es war nicht sicher, daß der Lehrer jedesmal diese Erzählungen aus der dritten Abtheilung an der rechten Stelle der Geschichte, wie sie in der zweiten verfolgt wird, einflechten würde; darum stehen sie jetzt an dem Platze, wo sie, um sich richtig an das Vorhergehende anzuschließen und auf das Folgende hinüberzuführen, im Unterrichte vorkommen müssen. Gleichwohl habe ich mich nicht entschließen können, um diese Erzählungen in eine mehr objective Ferne zu rücken, etwas von der lebhaften Farbe hinwegzunehmen, die in den Tagen der ersten Aufregung aus meiner Feder hervorgegangen war; der inwohnende Geist jener Darstellungen, die nicht mein Werk, sondern das jener gehobenen Zeit selbst gewesen, entwaffnete die kühlere Kritik. Diese Geschichte geht Viele der noch Lebenden im eigentlichen Sinne ganz nahe an; wir haben mitten inne gestanden; und indem wir uns glücklich preisen, sie selbst erlebt und die ganze Fülle der ergreifendsten Gefühle mit durchempfunden zu haben, haben wir ein Recht und eine Pflicht, die ganze Wärme unseres Innern zu wecken, wenn wir davon reden. Wir sollen uns nicht scheuen, das starke Bild und den ungewöhnlichen Ausdruck zu gebrauchen, welche der kühlere Verstand vielleicht übertrieben nennen möchte. Mag unsere jetzige Jugend aus der warmen Schilderung der damaligen Zeit erkennen, wie die Herzen für nationale Unabhängigkeit und für die Rettung aus der Gefahr, diese zu verlieren, erglühten, welche Opfer dafür zu bringen das Alter wie die Jugend bereit war, und wie in unserem Volke noch immer der Funke der Begeisterung für Ehre, Freiheit, Vaterland

und deutsche Einigkeit lebt, der nur des rechten Hauches bedarf, um zur hellen Flamme angefacht zu werden. — Und damit auch Bürger- und Volksschulen, welche die Geschichte nicht in ihrem größeren Umfange in ihren Unterricht ziehen können, doch Gelegenheit haben, wenigstens diesen ruhmvollsten Abschnitt aus unserer neueren Geschichte kennen zu lernen, so ist eine besondere Ausgabe der Freiheitskriege von der Buchhandlung veranstaltet, welche einzeln ausgegeben wird, um etwa auch als Lesebuch in den Stunden des deutschen Unterrichts gebraucht zu werden.

Ein zweiter Punkt betrifft die Fortführung der Geschichte bis auf den Augenblick, in welchem wir stehen. Man kann zweifelhaft sein, ob diese neuesten Begebenheiten, besonders in einem auch für Schulen bestimmten Buche, behandelt werden sollen. Im Sinne der Parteistellung gehalten würde dieses allerdings tadelnswerth, ja selbst ein Unrecht sein, denn die Jugend, unreif zum selbstständigen Urtheile und nicht berufen zum Eingreifen und Handeln, soll in keine politische Parteiansicht hineingezogen werden; ihre Partei soll die des Rechtthuns, des Gehorsams, der Bescheidenheit im Urtheile, der Treue in der Ausbildung für ein künftiges Wirken, der Verehrung ächter menschlicher Größe und Güte und der göttlichen Weltordnung sein. Aber eben deshalb, damit sie nicht durch das laute Geschrei des Tages verleitet werde, soll der, welcher sich bewußt ist, durch reifere Lebenserfahrung und geschichtlich gebildetes Urtheil freier dazustehen, das Wort nehmen und der Jugend den einfachen Hergang des Geschehenen mittheilen; denn verschweigen läßt sich ihr die Geschichte der Gegenwart doch nicht, sie wird ihr willig und widerwillig täglich entgegengetragen. Die schlichte factische Darlegung lehrt schon durch diese ihre Gestalt, daß ein gegründetes Urtheil über Sinn und Bedeutung der außerordentlichen Begebenheiten im Lichte geschichtlicher Wahrheit noch nicht möglich ist; zugleich aber wird der Ernst der Gesinnung, der sich, wenn er im Innern vorhanden ist, auch in der einfachen Darstellung nicht verleugnen kann, die gleiche Stimmung in der Jugend erwecken und dieselbe vor voreiligen Urtheilen bewahren. Mit solchem Sinne wird der tüchtige Lehrer auch die Geschichte der letzten Zeiten der Jugend mit Nutzen für ihre innere Kräftigung vortragen können, er wird ihnen ein heilsames Gegengewicht gegen

die verwirrenden Einflüsse von Oberflächlichkeit oder gar Schlechtigkeit, denen er seine Schüler nicht entziehen kann, darbieten.

Hannover, Ende August 1851.

Der Verfasser.

Dem obigen Vorworte zur dreizehnten Auflage weiß ich nichts hinzuzusetzen; es paßt vollständig auf die vorliegende funfzehnte. Ich begleite diese daher mit denselben Gedanken und Wünschen auf ihrem Wege in die Hände, und gebe Gott auch in die Theilnahme, deutscher Leser.

Hannover, im März 1865.

Der Verfasser.

Uebersicht des Inhalts

der ersten Abtheilung.

Erster bis fünfter Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des Mittelalters.

Einleitung.

Das alte Deutschland und seine Bewohner.

Aeltere deutsche Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Chlodwig, 486.

Zweiter Zeitraum.

Von Chlodwig's Eroberungen bis auf Karl den Großen. 486—768.

Das Mittelalter bis zur Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis Heinrich I. 768—919.

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich I. bis Rudolph von Habsburg. 919—1273.

II. Die sächsischen Kaiser. 919—1024.

III. Die salischen oder fränkischen Kaiser. 1024—1125.

IV. Die schwäbischen Kaiser oder die Hohenstaufen. 1138—1254.

Das Mittelalter.

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg bis Karl V. 1273—1520.

V. Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1273—1437.

VI. Die Kaiser aus dem östreichischen Hause. 1438—1806.

Einleitung.

Das alte Deutschland und seine Bewohner.

1. Die Quellen unserer ältesten Geschichte.

Die Geschichte des Ursprunges und der frühesten Schicksale unseres Volkes ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Keine Urkunde sagt uns, wann und unter welchen Umständen unsere Vorfahren aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, in unser Vaterland eingewandert sind, welche Ursachen sie zu der Aufsuchung des Landes im Norden getrieben haben, noch welche Stammverwandte sie in den Gegenden, aus welchen sie kamen, zurückließen. Sparsame und dunkle geschichtliche Spuren, sowie die Uebereinstimmung mancher Sitten und Einrichtungen, am bestimmtesten aber die Verwandtschaft der Sprachen, deuten auf eine Verwandtschaft mit den Indern, Persern und Griechen hin.

Die Dunkelheit unserer ältesten Geschichte kann uns nicht befremden, denn jedes Volk, so lange es, ohne Schrift, in einem halbrohen Zustande lebt, entbehrt jeder Kunde seiner Geschichte, außer etwa in Sagen und Liedern, welche von Geschlecht zu Geschlecht gehen. Aber wie diese schon in *ihrem* Ursprunge das Wahre mit der Dichtung vermischen, so werden sie noch dazu im Laufe der Jahrhunderte vielfach entstellt, so daß kaum der Faden geschichtlicher Wahrheit darin zu entdecken ist. Und selbst von jenen Liedern und Sagen, in welchen auch unsere Vorfahren, nach dem Zeugnisse der Römer, die Thaten und Schicksale des Volks besangen, ist kein Laut auf uns gekommen.

So fängt unsere Geschichte erst mit dem Augenblicke an, da unsere Vorfahren, nachdem sie Jahrhunderte, ja vielleicht ein Jahrtausend, in unserm Vaterlande gewohnt hatten, mit einem Volke in Berührung kamen, welches schon Geschichtschreibung kannte und übte. Dieses geschah zuerst in entschiedener Weise durch den Zug der Cimbern und Teutonen gegen das römische Gebiet, im Jahre 113 v. Chr. Aber diese Berührung war nur vorübergehend und die Fremdlinge waren den Römern zu unbekannt und zu fremdartig, als daß sie, die mit sich selbst genug zu thun hatten und dazu auf alles Fremde hochmüthig herabsahen, sich von deren Herkunft und Geschichte gründlich hätten unterrichten sollen.

Und selbst die Erzählung dieses Kampfes gegen die deutschen Völker, so wichtig er für die Römer war, müssen wir mühsam aus vielen Schriftstellern zusammensuchen; denn die Quelle, aus welcher wir am reichsten wür-

den schöpfen können, ist gerade hier versiegt; die Bücher des römischen Geschichtsschreibers Livius, welche von diesem Kriege ausführlich handeln, sind mit vielen andern verloren gegangen; wir haben nur, — und selbst dieses ist ein Glück, — die dürren Inhaltsanzeigen derselben erhalten, nach denen, namentlich des 63. bis 68. Buches, wir wenigstens die Reihe der Haupt-Begebenheiten des Krieges verfolgen können. Außerdem schöpfen wir das Einzelne aus römischen Geschichtschreibern des zweiten und dritten Ranges, welche nur kurze, zum Theil verstümmelte Nachrichten geben und sämmtlich zu lange Zeit nach den Begebenheiten selbst lebten, um als Quellen betrachtet werden zu können. Dahin gehören: 1) des Florus epitome rerum romanarum (nach einigen ein Buch aus dem August. Zeitalter, nach andern ein Werk des L. Annaeus Florus, der im Anfang des 2. Jahrhunderts unter Hadrian lebte); 2) des Vellejus Paterculus Weltgeschichte, in kurzen Umrissen bis auf Tiber; (lebte um Chr. Geb.); 3) des Frontinus (um 100 n. Chr.) strategematicon enthält gute Notizen über den cimbrischen Krieg; 4) des Valerius Maximus (um 20 n. Chr.) dicta et facta memorabilia; 5) des Justinus (um 150 n. Chr.) Weltgeschichte, und 6) des Eutropius (um 375 n. Chr.) Abriß der römischen Geschichte, liefern auch manches; manches andere römische Schriftsteller, die nicht gerade Geschichte geschrieben haben, gelegentlich.

Unter denen, die griechisch geschrieben, steht oben an: 1) Plutarchos (um 100 n. Chr.) in der Lebensbeschreibung des Marius; ferner geben gute Einzelheiten: 2) Diodor von Sizilien (um Chr. Geb.) in seiner historischen Bibliothek; 3) Appian (um 160 n. Chr.) in seiner ethnographisch geordneten Geschichte der Römer; 4) Dio Cassius (um 222 n. Chr.) in den Fragmenten, die von seiner römischen Geschichte erhalten sind; unter den Geographen vorzüglich Strabo (um Chr. Geb.).

Nach der cimbrischen Zeit vergeht wieder ein halbes Jahrhundert, ehe die Römer von Neuem der Deutschen erwähnen. Erst in der Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. kommt Julius Cäsar an die Grenzen des eigentlichen Deutschlands; er selbst erzählt uns, wie er mit Ariovist in Gallien und dann mit deutschen Völkerschaften an der linken Rheinseite gekämpft; wie er die Ufer dieses Stromes zweimal durch eine Brücke verbunden und den Fuß auf die rechte Seite gesetzt habe; ferner, was er durch Nachforschungen bei Galliern, bei reisenden Kaufleuten und bei deutschen Gefangenen über Germaniens Beschaffenheit und des Volkes Art und Natur in Erfahrung brachte. Seine Nachrichten sind für uns unschätzbar, obwohl sie immer noch dürftig, abgerissen und zum Theil unzuverlässig sind. Denn der große Feldherr, der nach der Herrschaft strebte, der die Menschen, — er ist nicht davon frei zu sprechen, — als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchte, der von der Höhe einer schon verdorbenen Kultur den einfachen Naturzustand eines Volkes nicht zu würdigen vermochte, und der endlich, um in Allem glaubwürdig zu sein, viel zu sehr die Kunst verstand, die Begebenheiten zu seinem Vortheile darzustellen, — dieser Schriftsteller darf nicht ohne einiges Mißtrauen von uns zu Rathe gezogen werden.

Nach ihm tritt wiederum ein Zwischenraum von bald 50 Jahren ein, in welchen das Dunkel unserer Geschichte fast durch gar keinen Lichtstrahl fremder Beobachtung erhellt wird, bis in den nächsten Jahrzehnden vor und nach Christi Geburt die Römer auf längere Zeit den deutschen Boden betreten. Sie lernen das südwestliche und nordwestliche Deutschland ziemlich

genau kennen, sind aber nicht selten ungerecht in ihrem Urtheile über Land und Menschen. Von denen, welche sich Barbaren nannten, durch Gewalt der Waffen mehrmals hart beschädigt, selbst durch Klugheit und Kriegslist oft übertroffen, zuletzt, trotz entschiedener Siege, deren sie sich rühmten, vom deutschen Boden vertrieben, mußten sie, um nicht mit zu großem Schimpf zu bestehen, ihr Unglück verkleinern, das der Feinde vergrößern, diese oft der Hinterlist beschuldigen, wo vielleicht ein ganz anderes offenes Verhältniß stattgefunden hatte, und überhaupt auf die Deutschen und ihr Land vielfache Beschuldigungen häufen. Kein unparteiischer Mann aus ihrer Mitte, der Augenzeuge ihrer Züge gewesen, schildert uns treu die Begebenheiten und unser Volk. Der einzige Geschichtschreiber jener Zeit, der es gekonnt hätte, Vellejus Paterculus, Diener des Kaisers Tiberius und Freund seines Günstlings Sejan, der im Heere Tiber's in den nächsten Jahren vor und nach Christi Geburt selbst in Deutschland, namentlich an den Ufern der Elbe, gewesen ist, zeigt sich in den übrigens auch ganz dürftigen Nachrichten, die er giebt, als einen Schmeichler seines despotischen Herrn, dessen Thaten er in einer schwülstig übertreibenden Sprache bis in den Himmel erhebt.

Ein zweiter römischer Schriftsteller, der Deutschland selbst gesehen, ist Plinius der ältere (st. im J. 79 n. Chr.); er ist an der Nordküste Deutschlands, im jetzigen Ostfriesland oder Oldenburg, bei den Chauken gewesen, sicher aber nicht weit in's Land gekommen. Er giebt uns in seiner historia naturalis, welche eine Encyklopädie gemeinnütziger Kenntnisse ist, manche schätzbare Nachrichten über die natürliche Beschaffenheit unseres Vaterlandes und die Stämme und Völker desselben. Doch müssen seine Nachrichten und Urtheile mit Vorsicht benutzt werden, da sein kritischer Scharfsinn oft zweifelhaft erscheinen muß. Ein unersetzlicher Verlust für uns ist aber der seiner zwanzig Bücher über alle Kriege der Römer mit den Deutschen, von welchen nichts auf uns gekommen ist. Er lebte der Zeit der That noch so nahe, daß er die Nachrichten so gut, als sie irgend zu haben waren, sammeln konnte. Trösten mögen wir uns einigermaßen damit, daß Tacitus (um 100 n. Chr.), der seinen Vorgänger als Zeugen aufführt, des Plinius Werk benutzt hat; aber Tacitus erzählt die deutschen Kriege nur zum Theil, und nicht als Hauptsache, und auch von ihm ist uns viel wichtiges verloren gegangen. Seine Annalen, welche die römische Geschichte vom Tode August's bis zum Tode Nero's erzählen, fangen erst nach der Zeit der großen deutschen Freiheitsschlacht gegen Varus an, und auch von ihnen ist das 7. bis 10. Buch verloren, und das 5. und 16. nur unvollständig auf uns gekommen. Gleichwohl erkennen wir in ihm bei weitem den Hauptschriftsteller für unsere Vorzeit und verehren sein erhabenes Gefühl für sittliche Würde, für Wahrheit und Recht, auch in dem, was er über den Kampf der Römer und Deutschen, wenn gleich ohne seine Schuld nicht immer aus lauterer Quelle, erzählt. Am höchsten jedoch verehren wir ihn wegen des Kleinods, welches er uns in der Beschreibung unseres Landes und Volkes (de situ, moribus et populis Germaniae) hinterlassen hat. Sein tiefes Gefühl für Sitteneinfalt und gesunde Naturkraft hatte ihn zum warmen Freunde des deutschen Volkes gemacht, und eine getreue Schilderung desselben schien ihm ein seiner würdiges Werk zu sein, so wie sie auch seinen verdorbenen Landsleuten ein Bild vor Augen stellen mußte, welches manches noch nicht ganz unempfängliche Gemüth zur Erkenntniß des

eigenen widernatürlichen Zustandes bringen konnte. Er sammelte zu diesem Ende, was er in früheren Schriftstellern fand und durch mündliche Nachrichten von Römern, die in Deutschland gewesen, und Deutschen, die in römischen Kriegsdiensten waren, erfahren konnte. So entstand dieses für uns unschätzbare Buch, welches ein Ehrentempel des deutschen Volks genannt werden darf und gleich einem hellen Sterne den Anfang unserer, sonst dunklen, Laufbahn erleuchtet. Zwar mag einiges von ihm mit zu großer Vorliebe dargestellt oder einseitig aufgefaßt sein; allein wenn auch vieles abgerechnet wird, so bleibt doch des Ruhmwürdigen genug übrig, und daß die Hauptsache wahr sei, dafür bürgt uns die, aus allen seinen Schriften siegreich sprechende, unbestechliche Wahrheitsliebe des edlen Römers.

Zu den übrigen, minder bedeutenden, Geschichtschreibern, welche Beiträge zu unserer ältesten Geschichte liefern und schon bei Gelegenheit des cimbrischen Krieges genannt sind, — Dio Cassius ist unter ihnen wichtig, — kommen für spätere Kriege noch: Suetonius (110 n. Chr., geachtet von Trajan und Hadrian), in seinen Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser; die Scriptores historiae augustae, gegen das Ende des 3. Jahrhunderts, unter ihnen Aelius Spartianus, Julius Capitolinus und Flavius Vopiscus; Aurelius Victor (330 n. Chr.) in den Lebensbeschreibungen der Kaiser von Augustus bis Constantinus; Ammianus Marcellinus (zur Zeit der Völkerwanderung), in seiner Kaisergeschichte von Nerva bis zum Tode des Valens; Paulus Orosius (417 n. Chr.) in seiner Geschichte. Unter den Geographen ist, außer Strabo und Pomponius Mela (48 n. Chr.), besonders Claudius Ptolemaeus zu nennen (140 n. Chr.), der ein System der Geographie auf ein verlornes Werk des Tyriers Marinos baute und besonders sorgfältig in Bestimmung der Längen- und Breiten-Grade ist[1]).

Nehmen wir nun aber auch das Beste zusammen, was uns die alten

---

1) Ein besonderes schätzbares Hülfsmittel für die alte Geographie ist uns noch in einer ächt römischen Wegkarte erhalten, bestehend aus einem etwa 20 Fuß langen und 1 Fuß breiten Pergamentstreifen, auf welchem alle Hauptörter des römischen Reichs in seiner Ausdehnung, nach ihren Entfernungen von einander, aber ohne alle astronomischen und geometrischen Verhältnisse, verzeichnet sind. Sie wird zum Gebrauch für die römischen Heere gedient haben, deren Standlager und Straßen sorgfältig darauf angegeben sind. Nach der Meinung einiger Gelehrten stammt sie aus dem 3., nach andern vom Ende des 4. Jahrh. her. Eine mit longobardischer Schrift im 13. Jahrh. gemachte Abschrift, (die sich gegenwärtig auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien befindet), wurde im Anfange des 16. Jahrh. aus dem Staube einer Klosterbibliothek hervorgezogen und erhielt von einem ihrer ersten Besitzer, dem Augsburgischen Stadtschreiber Conrad Peutinger, den Namen Tabula Peutingeriana. Kopien davon sind mehrmals nachgemacht. Eine ähnliche Bestimmung hatten die geschriebenen Reiserouten, von denen wir noch die Itineraria Antonini besitzen.

Ebenfalls mag hier der ältesten geographischen Nachrichten Erwähnung geschehen, welche über den Norden Europas existiren und von dem Astronomen Pytheas in Massilia (dem jetzigen Marseille) herrühren, welcher um 320 v. Chr. eine Forschungsreise auf einem Handelsschiffe seiner Vaterstadt in die nördlichen Meere unternahm. Leider sind uns von dem ganzen wichtigen Reiseberichte desselben nur wenige Bruchstücke durch Strabo und Plinius erhalten. Merkwürdig für uns ist es, daß er schon den Namen der Gothonen, die er Guttonen nennt, an den Ostseeküsten, und ebenso den der Teutonen, anführt.

Schriftsteller über unsere Vorfahren geben, und trösten uns über die großen Lücken, welche sie lassen, mit dem Gedanken, daß uns doch einiges, und zwar recht großes und wichtiges, durch sie überliefert ist, — so sind es doch immer nur die Zeugnisse Fremder, der deutschen Natur an Bildung und Wesen fern stehender Südländer, unserer Sprache unkundig, und, bis auf Einen, gleichgültig oder gar feindselig gegen uns gesinnt. Kein einziges Wort aus deutschem Munde, das römische Urtheil berichtigend oder die Fäden der Begebenheiten auseinanderlegend, welche die Römer nicht sehen noch verstehen konnten, redet zu uns aus jener Zeit. Wie viel reicher und sicher noch ehrenvoller würde das Gemälde derselben sich vor uns ausbreiten, wenn wir auch deutsche Quellen besäßen! Aber erst mehrere Jahrhunderte später, nachdem vielfache Umwälzungen vorgegangen und die meisten Bestandtheile der alten Zeit von ihrem Flecke gerückt waren, fangen einzelne sparsame Quellen der Geschichte an aus deutschen Zeugnissen zu fließen von Schriftstellern, welche, mit ihrem Volke auf fremden Boden verschlagen, die Schicksale desselben zu erzählen versuchen. Ihre Namen werden im Anfange des zweiten Zeitraums genannt werden.

Nach allem Obigen müssen wir uns daher begnügen, aus den römischen und griechischen Schriftstellern, und durch Schlüsse aus späteren Zeugnissen auf frühere Zeiten, ein möglichst getreues Bild unserer Vorzeit aufzustellen, uns dabei bescheidend, daß sehr vieles dunkel, abgerissen, in Widersprüche gehüllt, erscheinen muß und daß die Meinungen über manches einzelne wohl immer getheilt bleiben werden. Die Zeit, für welche die folgende Schilderung gehört, ist die Zeit um Christi Geburt und die nächsten Jahrhunderte darnach.

2. Die Beschaffenheit des Landes.

Unser Vaterland war in den Zeiten, da die Römer dasselbe zuerst kennen lernten, nach ihrer Beschreibung ein rauhes und unwirthbares Land, voll ungeheurer Waldungen, Sümpfe und öder Strecken. Der große herzynische Wald dehnte sich, nach Cäsar's Angabe, in einer Länge von sechzig und einer Breite von neun Tagereisen weit durch dasselbe hin, und darnach müßten alle Hauptgebirge und Wälder des jetzigen Deutschlands die Ueberbleibsel dieses ungeheuren Waldgebirges sein. Nehmen wir also den herzynischen Wald in dieser ältesten und ausgedehntesten Bedeutung, so umfaßte er den Odenwald, Spessart, das Rhöngebirge, den Thüringerwald, das Erzgebirge, den Böhmerwald, die mährischen Gebirge und endlich die Karpathen, welche am längsten den Namen des herzynischen Waldes behalten haben. In Deutschland machte bis zur cimbrischen Zeit der herzynische Wald die Grenze zwischen den deutschen Stämmen, die im Norden desselben, und den Celten, die im Süden wohnten. Von letzteren hatten die Helvetier damals ihre Sitze am Rhein hinunter, bis an den Main und östlich bis an Böhmen, der große Stamm der Bojer aber in den östlichen Gegenden des herzynischen Waldes, und sie haben dem Lande Böhmen, Bojohemum, seinen Namen gegeben. Nach der Zeit des cimbrischen Zuges wenden sich die Helvetier nach und nach in ihre späteren Wohnsitze an den Alpen, und im südlichen Deutschland erscheint der mächtige Stamm der Sueven, den Cäsar, ein halbes Jahrhundert später, hier findet. Spätere Schriftsteller, namentlich Plinius und Tacitus, schränkten den herzynischen Wald auf die Gebirgsreihen ein, welche im Süden des Thü=

ringerwaldes Böhmen umschließen und nach Osten Mähren und Ungarn berühren. Auch nennen sie und der spätere Ptolemaeus manche einzelne Gebirge mit eignen Namen, z. B. Mons abnoba, der Schwarzwald (Ptolemaeus scheint darunter die Gebirge zwischen Main, Rhein und Weser zu verstehen); das Melibokos-Gebirge, der jetzige Harz; der Semana-Wald, im Süden des Harzes nach dem Thüringerwalde zu; das Sudeta-Gebirge, ein Theil des Thüringerwaldes; der Gabreta-Wald, der Böhmerwald; das Askiburgische Gebirge, nach einigen das Erz-, doch besser das Riesengebirge; der Taunus, die Höhe zwischen Wiesbaden und Homburg; der Teutoburgerwald, die Gebirgs- und Waldstrecke, die sich von der Weser in das Lippische und weiter nordwestlich bis nach Osnabrück ausdehnt. Cäsar nennt auch noch den Bacenis-Wald, wahrscheinlich der westliche Theil des Thüringerwaldes, der sich bis in das Fuldaische erstreckt und im Mittelalter Bocauna oder Buchonia hieß; und Tacitus nennt die silva Caesia, nicht weit vom Rhein, wovon nach Einiger Meinung noch der Häserwald und die Baumberge bei Coesfeld Ueberbleibsel sein sollen; Andere versetzen ihn in die Gegenden der Lippe. Mehrere andere minder wichtige oder ungewisse Namen übergehen wir.

Die großen deutschen Waldungen haben ohne Zweifel, wie jetzt, hauptsächlich aus Eichen, Buchen und Nadelholz bestanden. Vor allem bewunderten die Römer die ungeheuren Eichen, die ihnen gleich alt mit der Erde zu sein schienen. Plinius, der selbst im nördlichen Westphalen, im Lande der Chauken, gewesen war, drückt sich so über sie aus: „Mit der Erde selber entstanden, von den Jahrhunderten unberührt, übersteigen die ungeheuren Stämme durch ihr kräftiges Leben alle sonstigen Wunder der Natur." Unter den über den Erdboden sich erhebenden Wurzeln dieser uralten Eichen konnten, wie Plinius versichert, Reiter durchreiten; und ungeheure, von dem Meere fortgerissene Eichenstämme schreckten die Flotte des Drusus in der Nordsee.

Auch von deutschen Flüssen kennen die Römer schon die meisten; Danubius, Donau; Rhenus, Rhein; Moenus, Main; Albis, Elbe; Visurgis, Weser; Viadrus, Oder; Vistula, Weichsel; Nicer, Neckar; Luppia, Lippe; Amisia, Ems; Adrana, Eder; Salas (nur bei Strabo), Saale; und einige andere. Auffallend ist es, daß die Römer die Lahn und die Ruhr, welche sie bei ihren Feldzügen im nördlichen Deutschland doch sicher kennen lernten, gar nicht nennen, — Die deutschen Ströme waren damals noch nicht durch Brücken gangbar; der Deutsche bedurfte derselben nicht, da er jene leicht durchschwamm und für größere Uebergänge seine Schiffe hatte.

Der Boden des Landes war nicht bearbeitet wie jetzt; doch nennen ihn die Römer stellenweise recht fruchtbar, und Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeschäftigungen der Deutschen. Hafer, Gerste und nach Einiger Meinung auch Waizen und Roggen, wurden gezogen; Flachs war allgemein verbreitet; mehrere Wurzeln- und Rübenarten gab es gewiß; die Römer bewunderten Rettige von der Größe eines Kinderkopfes und nennen Spargel, den sie freilich nicht rühmten, und eine Art Zuckerwurzel, die ihnen wohlgefiel. — Die edlen Obstarten der Südländer, welche später auch zu uns verpflanzt sind, mochten damals nicht gedeihen, doch erwähnt Plinius einer Kirschenart am Rheine, und Tacitus rechnet wilde Baumfrüchte (agrestia poma), welche doch wohl besser als unsere Holzäpfel gewesen sein müssen, unter die Speisen der Deutschen.

Die Weiden waren grasreich und schön, und das Rindvieh, so wie

die Pferde, wenn gleich klein und unansehnlich, doch von sehr guter, dauerhafter Art.

Das edelste aller Gewürze, das Salz, quoll den Deutschen aus ihrem vaterländischen Boden empor. Auch das nützlichste aller Metalle, das Eisen, versagte er ihnen nicht, und sie verstanden die Kunst, es zu gewinnen und zu verarbeiten. Allgemeiner freilich war Erz, eine Mischung von Kupfer und Zinn oder Zink, im Gebrauch. Gold war häufiger als Silber.

Der stärkenden Heilquellen, deren unser Vaterland so viele zählt, erwähnen die Römer schon bei Spaa und Wiesbaden.

Das Klima war wegen der unabsehbaren Waldungen, deren Dickicht die Sonnenstrahlen nicht durchdrangen, und wegen der unausgetrockneten Sümpfe und Moore, kälter, neblichter und rauher als jetzt; doch wohl nicht ganz so schlecht, wie die im üppigen Italien verwöhnten Römer es schilderten. Nach ihnen standen die Bäume acht Monate im Jahre blätterlos, und die großen Ströme regelmäßig so fest vom Eise, daß sie Heereslasten tragen konnten. „Nur drei Jahreszeiten," sagt Plinius, „kennen die Deutschen: Winter, Frühling und Sommer; vom Herbst kennen sie weder Namen noch Gaben." Ueberhaupt fanden die Römer das Land so unfreundlich, daß sie es für unmöglich hielten, jemand könne Italien verlassen, um in Deutschland zu wohnen.

Unsere Vorfahren aber liebten dieses Land über Alles, weil sie als freie Männer darin geboren waren und weil des Landes Beschaffenheit ihre Freiheit schützen half. Die Wälder und Sümpfe schreckten den Feind; die rauhe Luft, so wie die Jagd der wilden Thiere, stählten die Körper der Männer, und bei einfacher, natürlicher Kost wuchsen sie zu so hohen Gestalten empor, daß die andern Völker sie staunend bewunderten.

3. Die Menschen.

Die Römer hielten das deutsche Volk, mit Recht, für ein uraltes, reines, ungemischtes Stammvolk. Es war nur sich selbst gleich; und wie die gleichartigen Gewächse des Feldes, die aus reinem Samen, nicht in der üppigen Pflege des Gartens, sondern in dem gesunden, freien Boden draußen emporwachsen, durch Ausartung nicht von einander abweichen, so war auch unter den Tausenden des einfachen deutschen Stammes nur Eine, feste, gleiche Gestalt. Ihre Brust war breit und stark; ihr Haar gelb, bei den Kindern im frühesten Alter blendend weiß. Auch ihre Haut war weiß, ihr Auge blau, ihr Blick durchdringend und kühn. Der starke riesenartige Körper, welchen die Römer und Gallier nicht ohne Schrecken ansehen konnten, zeugte, welche Kraft die Natur in dieses Volk gelegt hatte; nach den Angaben einiger Alten war ihre gewöhnliche Höhe sieben Fuß.

Von Jugend auf härteten sie ihren Körper auf alle Weise ab. Die neugeborenen Kinder wurden in kaltes Wasser getaucht, und das kalte Bad blieb für Knaben und Jünglinge, für Männer und Frauen, das Stärkungsmittel das ganze Leben hindurch. Ihr Kleid war ein weiter, kurzer Rock, mit einem Gurt befestigt, oder Felle wilder Thiere, die Siegeszeichen ihrer Jagden; bei beiden Geschlechtern war ein großer Theil des Leibes unbedeckt, und auch der Winter brachte sie nicht dahin, sich wärmer zu kleiden. Die Kinder liefen fast ganz nackend umher, und die verweichlichten Völker, welche ihre Kinder nur mit Mühe durch die früheren Jahre hindurchbrachten, wunderten sich, wie die Knaben der Deutschen ohne Wiege und Windeln in solcher Fülle der Gesundheit emporblüheten.

Die Römer nannten unser Volk Germanen, ein Name, der den Tungern, einer deutschen Völkerschaft, die in früher Zeit über den Rhein ging und sich unter den Galliern niederließ, zuerst beigelegt und der später auf alle Stammgenossen übergegangen sein soll.

Der Name des Volkes der Deutschen kommt erst mehrere Jahrhunderte nach dem Untergange der römischen Herrschaft vor; er stammt von dem Worte Diot (Gothisch Thiuda), welches Volk bedeutet, her. Deutsch wurde zuerst von der Sprache, dann von dem Volke selbst gebraucht.

Daß ein Gesammtname des ganzen Volkes in früheren Zeiten vielleicht wenig oder gar nicht bei ihm selbst in Gebrauch war, darf uns nicht befremden. Bei einem, in so viele Stämme getheilten, Volke kam im Verkehr der einzelnen Stämme gewiß nur der Name eines jeden vor, und später, als sich mehrere Völkerschaften in Genossenschaften vereinigten, nur der Name dieser: Sueven, Markomannen, Alamannen, Gothen, Franken, Sachsen. — Ob der Name „Deutsche" mit dem der Teutonen, den Pytheas 300 Jahre v. Chr. anführt, und der bei dem cimbrischen Kriege wieder erscheint, etymologisch zusammenhängt, ist zweifelhaft.

4. Die deutschen Stämme.

Es werden uns von den alten Schriftstellern die Namen vieler deutschen Völkerschaften genannt und ihre Wohnsitze, zum Theil genauer, zum Theil unbestimmter, bezeichnet. Auch reden mehrere unter ihnen von Hauptstämmen, unter welchen die einzelnen Völkerschaften sich vereinigten. Allein ihre Angaben sind weder übereinstimmend, noch genau genug, um daraus eine feste Uebersicht zu gewinnen, die wir uns doch so gern bilden möchten. Denn wie wichtig wäre es für uns, schon in der Wiege unserer Geschichte die Stammunterschiede nachweisen zu können, welche sich noch jetzt finden und durch die verschiedenen Mundarten der deutschen Sprache, so wie durch manche wesentliche Verschiedenheit in der Lebensweise des Volks, besonders des der Natur näher gebliebenen Landvolks, darthun! Aber die Nachrichten sind zu unvollständig, und nur einige, immer noch wichtige, Grundzüge werden sich als festes Resultat ergeben.

Am umfassendsten ist die fünffache Stammeintheilung, welche Plinius giebt. Von der äußersten Nordostküste, also etwa an der Weichselmündung, anfangend, nennt er zuerst die Viniler oder Vindiler (welche an den gothisch=vandalischen Stamm erinnern); weiter westwärts, an der Ostseeküste her und über die cimbrische Halbinsel hinaus, an der Nordsee bis zur Mündung der Ems, die Ingävonen; in den Rheingegenden bis zum Maine und an der linken Rheinseite noch weiter hinauf die Istävonen oder Iscävonen; in der Mitte Deutschlands, besonders in den Hochländern an der obern Weser, der Werra, Fulda und nach Süden zu bis in den herzynischen Wald, die Hermionen= oder Herminonen=Völker. Dem fünften Stamme giebt er keinen allgemeinen Namen, rechnet aber dazu die Peuciner und Bastarner in den Nieder=Donaugegenden bis nach Dacien.

Tacitus kennt drei dieser Namen auch und bringt sie mit dem mythischen Ursprunge des Volks in Zusammenhang. Der Sohn Tuisko's, Man, hatte drei Söhne, deren Nachkommen die drei Hauptstämme der Ingävonen, Istävonen und Herminonen bildeten. Von dieser Sage finden sich auch noch andere merkwürdige Spuren.

Wir möchten, wie schon erwähnt ist, sehr gern die vier- oder fünffache Stammeintheilung des Plinius mit den späteren Zeiten in Verbindung bringen, und ganz ohne geschichtliche Andeutungen sind wir nicht. Wenn der vandalische Stamm sich später in dem gothisch-vandalischen von selbst wiederfindet; wenn die Thüringer und Alamannen, als die Bewohner des innern und südwestlichen Deutschlands an die Herminonen erinnern dürften; so bleiben für den Norden und Nordwesten noch die Ingävonen und Iscävonen übrig; und da offenbar zwischen den Anwohnern des Mittel- und Niederrheines bis in die Gebirgsgegenden der Weser und des Harzes hin ein wesentlicher Unterschied ja Gegensatz gegen die Anwohner der Nordsee, die Friesen und Chauken und überelbischen Völker, schon in der frühesten Römerzeit stattfindet, welcher sich später in den Stämmen der Franken und Sachsen ausbildet, so hätten wir hier den dritten und vierten Hauptstamm des Plinius. Der fünfte fiel schon bei ihm außerhalb der Grenzen des eigentlichen Deutschlands und erscheint als eine bloße Abzweigung von keiner allgemeinen Bedeutung. Noch weiter fortschreitend, können wir die nach den Zeiten der Völkerwanderung in Deutschland gebliebenen Reste des gothischen Stammes in den Baiern wiederfinden, so daß zwischen den spätern vier Hauptvölkern in Deutschland, Franken, Sachsen, Schwaben und Baiern, ein Zusammenhang bis zu den Stammvölkern des Plinius stattfände. Gewiß haben solche Zusammenknüpfungen großen Reiz; allein wir wandeln doch auf zu unsicherm Boden, um geschichtliche Resultate gewinnen zu können.

Bestimmter ist, was uns die Alten, am ausführlichsten Cäsar und Tacitus, über die Eigenthümlichkeit eines deutschen Hauptstammes, welcher viele einzelne Völker umfaßte und sich vielleicht mit dem der Herminonen berührt, der Sueven nämlich, erzählen. Aus der Zusammenstellung des von ihnen entworfenen Bildes mit manchen anderen Schilderungen deutscher Sitten und Einrichtungen können wir die Eigenthümlichkeit eines zweiten Stammes mit ziemlicher Sicherheit bestimmen, wenn gleich die Römer ihm keinen allgemeinen Namen gaben. Wir stellen zuerst die Sueven dar, wie Cäsar und Tacitus sie schildern.

1) Die Völker suevischen Stammes wohnten in einem großen Halbkreise vom Ober- und Mittelrhein und von der Donau, durch die Mitte Deutschlands und weiter nach Norden bis an die Ostsee, so daß sie die Flußgebiete des Neckars, des Mains, der Saale, dann am rechten Elbufer der Havel, Spree und Oder inne hatten; ja, Tacitus setzt Sueven-Völker noch bis über die Weichsel hinaus, sowohl im innern Lande, als an den Ostseeküsten, und jenseits derselben in Schweden. Gründe der Wahrscheinlichkeit lassen jedoch zwischen Oder und Weichsel und an letzterem Flusse noch einen dritten, den gothisch-vandalischen Stamm, erkennen, den Tacitus aber nicht von den Sueven unterscheidet. — Die Sueven waren, wie Cäsar berichtet, schon früh zu einem großen Bunde vereinigt, dessen Grundzüge durchaus kriegerisch waren. Die Liebe der Waffen sollte in allen lebendig erhalten werden, auf daß sie zu jeder Unternehmung stets bereit sein möchten. Daher hatten die einzelnen kein bestimmtes Maaß an Länderei, sondern die Fürsten und Vorsteher theilten den Familien jährlich ihr Land zu, wie und wo es ihnen gut däuchte; auch durften sie nicht einmal denselben Acker zwei Jahre hinter einander bestellen, sondern mußten mit andern tauschen, damit keiner sich an den Boden gewöhnen und den festen Wohnsitz liebgewinnen möchte und die Lust des Krieges mit dem Ackerbau vertauschte. Wenn der

Einzelne ein weites Gebiet erwürbe, so möchte, fürchteten sie, der Mächtige den Armen verdrängen, sich zierliche Häuser erbauen, und es möchten durch Begierde nach Reichthum Parteiungen und Spaltungen entstehen. Außerdem mußten jährlich aus jedem ihrer hundert Gaue tausend Männer in den Krieg ziehen, die übrigen aber, die zu Hause blieben, den Acker für diese mit bestellen. Im folgenden Jahre waren umgekehrt die andern unter den Waffen und jene zu Hause; so daß sowohl der Feldbau als auch die Kunst der Waffen in beständiger Uebung war. Sie hielten es für einen Ruhm, wenn an ihren Grenzen das Gebiet weit herum wüst lag, zum Zeichen, daß die Nachbarvölker ihrer Gewalt nicht hatten widerstehen können. Auch mochte es ihnen also sicherer scheinen gegen plötzlichen Ueberfall.

In diesen, wenn gleich rohen, Grundzügen des suevischen Bundes zeigt sich schon ein großer Gedanke und beweiset, daß unsere Vorfahren zur Zeit vor Christi Geburt keineswegs zu den wilden Völkern gezählt werden dürfen. Was Lykurg durch seine Gesetzgebung bei den Spartanern bewirken wollte und weshalb auch er seinen Bürgern kein festes und abgesondertes Eigenthum gestattete, das sollte auch die Grundlage und die zusammenhaltende Kraft des suevischen Bundes sein: ein so starker, durchgreifender Gemeinsinn, daß der Einzelne sich durchaus dem Ganzen unterordnen, nur in dem Ganzen und für dasselbe leben sollte. Nicht durch Eigennutz, nicht durch Parteisucht, nicht durch Trägheit sollte sich irgend einer von den übrigen absondern oder sein eignes Wohl für wichtiger achten, als das des gesammten Bundes.

2) Im nordwestlichen Deutschland, zwischen der Niederelbe und dem Niederrhein, also um die Aller, Leine, den Harz, die Weser, Lippe, Ruhr, um Ems, bis an die Küsten der Nordsee, nennen uns die Römer viele einzelne Völkerschaften, ohne sie mit einem gemeinschaftlichen Namen zu bezeichnen. Späterhin, im 2. Jahrh. n. Chr., kommt in diesen Gegenden der Name Sachsen vor, und in noch späterer Zeit ist er der herrschende in dem oben bezeichneten Landstriche. Man hat den Namen der Sachsen auch für die frühere Zeit zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller Völkerschaften in Niederdeutschland gebrauchen und durch ihn den Gegensatz bezeichnn wollen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise gegen die Sueven standen. Denn wie diese sich ungern an feste Sitze binden und durch die größere Beweglichkeit in allen ihren Gliedern zu jeder kriegerischen Unternehmung bereit halten wollten, — sie waren als Eroberer in die früher von Celten bewohnten Länder gekommen und der Krieg hatte ihnen ihre Verfassung gegeben, — so hatten im geraden Gegensatze die Völker in Niederdeutschland sich früh an feste Wohnsitze gewöhnt und den Ackerbau zu ihrer Hauptbeschäftigung gemacht. Der Name der Sachsen, den man von Sitzen ableitete und mit Einsassen gleichbedeutend hielt, schien die Eigenthümlichkeit dieser Völker recht treffend zu bezeichnen, so wie dagegen der Name Sueven, der das schweifende Leben der übrigen ausdrücken sollte, sehr gut für diese zu passen schien. Allein diese Ableitungen sind mehr sinnreich als geschichtlich begründet. Der Name Sachsen ist vielmehr, nach aller Wahrscheinlichkeit, von den kurzen Schwertern dieses Volkes, Sax (Sahs) genannt, abzuleiten; der der Sueven aber ist in seiner Ableitung noch nicht gründlich aufgeklärt.

Ein gewisser Gegensatz zwischen Sueven und Nicht-Sueven ist übrigens nicht zu verkennen. Hier die größere Freiheit und Selbstständigkeit des

Einzelnen; dort die Kraft und Einheit des Ganzen, in welchem sich der Einzelne verlieren mußte; hier Familienleben in seiner vollen Geschlossenheit; dort Staatsleben in der, wenn auch noch rohen, Durchführung einer scharf aufgefaßten Idee.

Die einzelnen Völker, welche die alten Schriftsteller aus dem einen oder andern Stamme, und noch außerdem, aufzählen, werden wir später nennen. Hier schien es nöthig, gleich Anfangs des Einen Hauptunterschiedes zwischen den deutschen Völkern zu gedenken, weil viele Schilderungen der Alten von ihren Sitten und Einrichtungen nur auf den einen, andere nur auf den anderen Stamm passen und sich in ihrem Widerspruche nur aus der Verwechselung der Nachrichten erklären lassen. Cäsar z. B. hat hauptsächlich die Sueven, Tacitus die niederdeutschen Völker im Auge. Doch wird sich bei der Darstellung des Einzelnen, zu welcher wir uns jetzt wenden, zeigen, daß der wesentliche Grundcharakter beiden gemein war.

5. Lebensart und Sitten.

Die Deutschen liebten das Leben in der freien Natur über alles. Städte baueten sie nicht, sie verglichen sie den Gefängnissen. Die wenigen Oerter, welche bei den römischen Schriftstellern unter dem Namen von Städten vorkommen, — der spätere Ptolemaeus nennt die meisten, — waren wohl nichts als die Wohnsitze der Vornehmen, etwas größer und kunstreicher gebaut, als die der gemeinen Freien, und mit Wall und Graben gegen feindliche Angriffe umgeben; oder auch Stationen auf den Handelsstraßen, die durch das Land gingen.

Die niederdeutschen Völker legten zum Theil nicht einmal zusammenhangende Dörfer an (obgleich es deren, auch nach Tacitus, in manchen Gegenden gegeben hat), sondern lebten auf Einzelhöfen. Die Häuser lagen in der Mitte der Feldmark, die zu ihnen gehörte und mit einem Gehege umschlossen war. Nicht künstlich war der Bau dieser Häuser. Mit der Axt zugehauene Balken wurden aufgerichtet und verbunden, die Fächer mit geflochtenen Weidenzweigen (Welgern), gefüllt und mit Lehm und Stroh zu einer festen Wand beworfen. Ein Strohdach deckte das Ganze, welches, (wie noch in Westphalen), auch das Vieh mit in sich faßte; und zur Zierrath färbten sie die Wände mit hellglänzenden Farben.

Wo ein Hain, wo eine Quelle sie lockt, sagt Tacitus, da wählen sie ihren Wohnplatz. Also mochte oft der Nutzen und die Bequemlichkeit der Liebe zu der freien und schönen Natur nachstehen; und auch deshalb mochten sie ihr Vaterland so sehr lieben, weil es eine so große Mannigfaltigkeit an Berg und Thal, an Wald und Wiese, und an Gewässern aller Art ihnen darbot.

Dieses starke Naturgefühl, welches in unsern Vorfahren von Anfang an gelebt hat, ist ein Grundzug des deutschen Wesens. Es wird uns, so lange wir es bewahren, vor der Erschlaffung der Sinne und der Sitten schützen, in welche die gebildetsten Völker des Alterthums, durch Ueberverfeinerung und Ueppigkeit, und durch Zusammendrängen in große Städte, versunken sind.

Der Deutschen Lieblingsbeschäftigung war, nächst dem Kriege, die Jagd; und sie war selbst ein Krieg. Denn die Wälder bargen, außer dem noch jetzt gewöhnlichen Wilde, auch Wölfe, Bären, Auerochsen, Wisentthiere (Bisons-Ochsen), Elenthiere, wilde Schweine und viele Arten der großen

Raubvögel. Daher wurde der Knabe von Jugend auf im Gebrauche der Waffen geübt, und das war ein festlicher Tag, wenn er zuerst mit dem Vater im Walde den reißenden Thieren nachjagen durfte.

„Ackerbau und Viehzucht und die Geschäfte des Hauses", sagt Tacitus, „überlassen sie den Weibern und Knechten. Denn man mag den Germanen leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und Wunden zu holen, als die Erde zu pflügen und die Ernte zu erwarten; ja, es scheint ihnen sogar feige, durch Schweiß zu erwerben, was man mit Blut gewinnen kann." Allein diese Schilderung unserer Vorfahren stellt, wie so oft die Darstellungen der römischen Schriftsteller, das Einzelne als etwas Allgemeines auf. Der kleinere Eigenthümer mußte ohne Zweifel, wie unser Bauer, selbst mit Hand anlegen seinen Acker zu bauen, während der größere Gutsbesitzer Zeit zur Jagd, zum geselligen Herumstreifen mit Gastfreunden und zu Festlichkeiten übrig behielt. Und was die Schilderung des vorherrschend kriegerischen Sinnes betrifft, der lieber durch Blut als Schweiß des Lebens Güter gewinnen wollte, so ist diese vorzugsweise von den Gefolgen kühner Anführer, wie eines Ariovist, und den Grenzwehren der Deutschen gegen die Römer, z. B. den Markomannen, zu verstehen. Denn wenn bei einem Volke einmal Ackerbau und Viehzucht zum Hauptgeschäfte geworden sind und ohne sie das Leben nicht bestehen kann, so können sie nicht zu den vom freien Mann verachteten Beschäftigungen gehören, welche er nur Weibern und Knechten überläßt.

Gleichwohl bleibt unbezweifelt wahr, daß bei den Deutschen der ältern Zeit kriegerischer Sinn und gewaltiger Trieb der Natur zu kühnen Unternehmungen, und überhaupt die ungebändigte Kraft mit ihren heftigen Fehlern, vorgeherrscht habe. Allein durch alle diese Züge drängt sich das erhebende Bild größerer Tugenden hervor. Bei keinem Volke der Geschichte zeigt sich, neben den Fehlern der ungebundenen Naturkraft, die edle Anlage, die Zucht und Ordnung, die großartige Vaterlandsliebe, die Treue und Keuschheit, wie bei den Deutschen. „Dort lächelt niemand," — so sagt der edle Römer, der für die Würde der unverdorbenen Natur empfänglichen Sinn bewahrt hatte, — „dort lächelt niemand über das Laster, und verführen oder sich verführen lassen heißt nicht vornehmer Ton; denn bei den Deutschen vermögen gute Sitten mehr, als anderswo gute Gesetze."

Diese sittliche Würde der Deutschen, welche durch alle Züge der Rohheit hervorleuchtet, hatte ihren wahren Quell und Mittelpunkt in der Heiligkeit der Ehe und der daraus entspringenden Innigkeit des Familienlebens; — wie denn überhaupt an diesen beiden Zügen die eigentliche Sittlichkeit eines Volkes am reinsten erkannt werden kann. In der Abhärtung seiner rauhen Jugend kräftig herangewachsen, gleich der kernigen Eiche in seinen Wäldern, durch Keuschheit und Zucht rein erhalten von entnervenden Begierden, wählte der junge Mann im reiferen Alter, wenn seine körperliche und sittliche Natur ihr Gleichgewicht gefunden hatte, die Jungfrau, an Alter wenig von ihm verschieden, zur Gattin. Nur seltene Ausnahmen gab es, wie Tacitus sagt, daß etwa ein Fürst, um durch Verbindung mit andern mächtigen Häusern sein eignes Ansehen zu mehren, mehr als eine Gattin nahm. —

Nicht die Frau brachte dem Manne eine Aussteuer, sondern dieser bezeugte den Werth, den er auf die Verbindung mit ihr legte, je nach seinem Vermögen, durch reichere oder einfachere Geschenke. Zu diesen gehörte,

außer einem Rindergespann, auch ein Schlachtroß, Schild und Waffe; eine Gabe, die bei einem Volke nicht unnütz war, wo die Frau, besonders bei großen Zügen, dem Manne oft in den Krieg folgte. Sie sollte Tapferkeit, Krieg und Waffen nicht für etwas ihr durchaus fremdes halten und wurde daher durch diese heiligen Zeichen der beginnenden Ehe erinnert, sie komme als Gefährtin der Arbeiten und Gefahren des Mannes, im Kriege, wie im Frieden, und so müsse sie leben, und so sterben. Sie empfange etwas, das sie unverletzt ihren Kindern übergeben und was ihre Schwiegertochter wiederum erhalten solle, um es den Enkeln zu überliefern. Und so war diese Gabe gleichsam, wie Tacitus sagt, die geheime, heilige Weihe und die Schutzgottheit der Ehe.

Eine solche Verbindung, auf Liebe und Tugend gegründet und auf festes Zusammenhalten in allen guten und schlimmen Fällen des Lebens bis in den Tod berechnet, mußte heilig und unverletzlich sein; und in der That war Verletzung der ehelichen Treue, nach Tacitus Zeugniß, fast unerhört. Die tiefste und allgemeinste Verachtung folgte dem sehr seltenen Verbrechen.

Die Kinder aus solcher Ehe waren den Eltern ein theures Pfand der Liebe. Sie wurden von ihrer Geburt an als freie menschliche Wesen geachtet. Die Mutter ernährte ihre Kinder an der eigenen Brust, sie wurden nicht Ammen und Mägden überlassen. Dafür verehrten auch die Deutschen die tugendhaften Frauen sehr hoch; ja, sie glaubten, es sei ihnen etwas Heiliges und Ahnungsvolles eingeboren, so daß sie ihren Aussprüchen oft in entscheidenden Augenblicken folgten.

Die Achtung des weiblichen Geschlechts in seiner menschlichen Würde, bei der so stark eingeprägten Liebe der Waffen, des Krieges und der Manneskraft, dieser großartige Zug in der Natur des deutschen Stammes, der ihn über die in anderer Hinsicht so hochbegabten Griechen und Römer erhebt, er zeigt am klarsten, wie die Natur ihren deutschen Sohn zum ganzen Menschen bestimmt hatte, der durch allseitige Ausbildung der menschlichen Kräfte ein neues, in dieser Freiheit und Vielseitigkeit Griechen und Römer übertreffendes, Zeitalter dereinst herbeiführen sollte.

Die Lebensweise der alten Deutschen in Kleidung und Nahrung war einfach, der Natur gemäß. Der Frauen Schmuck bestand in dem gelben langen Haare, in der frischen Farbe ihrer reinen Haut, und in dem selbstgesponnenen und gewebten leinenen Gewande, mit einem Purpurstreif als Gürtel verziert. Der Mann kannte keinen Schmuck als seine Waffen; seinen Schild und seinen Helm, wenn er einen trug, verzierte er, so gut er konnte. Bei den Sueven trug er das Haar in einem Büschel auf dem Scheitel zusammengebunden, des kriegerischen Ausdrucks wegen; bei den Sachsen wurde es gescheitelt und hing, zu mäßiger Länge verschnitten, auf die Schultern herab.

Die einfache Kost bestand vorzüglich aus Fleisch- und Milch-Speisen. Aus Hafer und Gerste bereiteten sie ihr Lieblingsgetränk, das Bier. Auch Meth, aus Wasser und Honig, kannten sie: denn Honig bereiteten ihnen die wilden Bienen in den Wäldern in vorzüglicher Güte und Menge. Am Rheine verschmähten sie auch den von den Römern gebrachten Wein nicht.

Kein Volk ehrte die Rechte der Gastfreundschaft höher, als die Deutschen. Einen Fremden, wer es auch sei, von seinem Hause zurückzuweisen, wäre sehr schimpflich gewesen. Ein jeder nahm ihn an seinem

Tische auf, nach seinem Vermögen; war sein Vorrath aufgezehrt, so wurde der, welcher noch eben Wirth gewesen, der Wegweiser und Begleiter des Gastfreundes, und ungeladen traten beide in das nächste, beste Haus ein. Auch da wurden sie gleich freundlich empfangen. Wenn der Fremde Abschied nahm, so erhielt er als Gastgeschenk, was er begehrte; und der Geber forderte seinerseits eben so frei und offen. Das gutmüthige Volk hatte Freude an Geschenken; aber sie rechneten weder die Gabe hoch an, noch hielten sie sich durch diejenige sehr verpflichtet, die sie empfangen hatten.

Nicht selten rathschlagten die Deutschen bei ihren Gastmählern über die wichtigsten Angelegenheiten, über die Versöhnung zwischen Feinden, über Bündnisse und Freundschaften, über die Wahl der Fürsten, ja über Krieg und Frieden, weil die Fröhlichkeit des Mahles und der Gesellschaft die Geheimnisse der Brust aufschloß. Aber am folgenden Tage wurde das, was so an's Licht gekommen war, in endliche Ueberlegung genommen, so daß das Verhältniß beider Zeiten richtig gestellt war; sie rathschlagten, wenn sie sich nicht verstellen konnten, und faßten den Beschluß, wenn sie zu ruhiger Ueberlegung fähig waren.

Bei ihren Mahlen hatten sie eine eigene Art von Schauspielen: Nackte Jünglinge tanzten zwischen bloßen Schwertern und aufgerichteten Spießen; nicht um Lohn und Gewinnst, sondern der Lohn dieses fast kühnen Muthwillens war das Vergnügen der Zuschauer und die Ehre solcher gefahrvollen Kunst.

Das Würfelspiel trieben sie, — wie uns Tacitus voll Verwunderung erzählt, — nüchtern, als ein ernstes Werk, und mit solcher Begierde um Gewinn und Verlust, daß sie, wenn Alles verloren war, auf den letzten Wurf ihre Freiheit und sich selbst wagten. Der Verlierende ging in die freiwillige Knechtschaft; wenn gleich jünger und stärker als der Gegner, ließ er sich doch geduldig binden und als Knecht verkaufen. So standhaft hielten sie ihr Wort, selbst in einer schlechten Sache; „sie nennen das Treue", sagt der römische Schriftsteller.

6. Die bürgerlichen Einrichtungen.

Das ganze Volk bestand aus Freien und Unfreien. Unter den letzteren scheint wieder ein wesentlicher Unterschied statt gefunden zu haben. Die eine Klasse, welche man mit den hörigen Leuten auf dem Gute eines Grundherrn vergleichen kann und zu denen auch des Tacitus Freigelassene gehören mochten, empfingen von dem Grundherrn Haus und Hof und ein Stück Land, und entrichteten ihm dafür eine bestimmte Abgabe von Korn oder Vieh oder an gewebtem Zeuge, welches in jeder Haushaltung selbst verfertigt wurde. Sie waren streng genommen nicht Unfreie, sondern persönlich Freie, nur ohne freien Grundbesitz; später werden sie als Liten bezeichnet. Aber auch ein Theil der rechtlich Unfreien befand sich in ähnlicher Lage. Diese, die eigentlichen Knechte, welche gekauft und verkauft wurden, wohl meistens Kriegsgefangene, mögen auch zu den gröbern Arbeiten des eignen Hauses und Feldes gebraucht sein. Aber auch ihr Loos war gewiß erträglich; denn ihre Kinder wuchsen mit denen des Herrn, fast ohne Unterschied, heran und so bildete sich in dem einfachen Leben ein Verhältniß gegenseitiger Anhänglichkeit. Der Waffen aber wurde der Knecht für unfähig gehalten; sie waren das Vorrecht und die Ehre der freien Männer.

Unter diesen gab es vornehme Geschlechter, nobiles, wie Tacitus sie nennt, und gemeine Freie, ingenui. In späterer Zeit unterscheidet die deutsche Sprache Adelinge und Frilinge. Das erste Wort hängt vielleicht mit Od, Odel, Gut, Erbgut, zusammen und könnte dann den großen Gutsbesitzer bezeichnen, der auf seinem Gute Hintersassen und hörige Leute zählte und in seinen Gütern schon die Mittel besaß, einen größeren Einfluß zu üben. Der Friling war dagegen der gemeine freie Mann, der sein kleines Gut mit eignen Händen und vielleicht wenigen Knechten bebaute. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß der Adel, der nicht zahlreich war, mit einem alten Herrscherrechte in den kleineren Abtheilungen des Volkes zusammenhing. In historischer Zeit hatte er keine bestimmten Vorrechte, genoß aber eines in der Vergangenheit begründeten höheren Ansehens. Nur wo Königswürde bestand, wurde diese, wie Tacitus sagt, aus dem Adel besetzt.

Eine Anzahl von Höfen großer und kleiner Gutsbesitzer machten eine Gemeinde aus, ein wichtiges Glied in den Verhältnissen der alten Deutschen. Familie und Gemeinde bildeten die beiden Grundlagen ihres Lebens. Die Mitglieder einer solchen Dorfschaft oder Bauerschaft standen in einer eigenthümlichen Gemeinschaft für die Benutzung des Ackerlandes, der Weide und des Waldes, die wir Feldgemeinschaft nennen; wo nur Gemeinschaft von Wald und Weide bestand, spricht man von Waldgenossenschaft. Zu der letzteren waren mitunter auch mehrere Gemeinden verbunden. Jede Dorfschaft hatte ihren Vorsteher, Schulzen.

Eine Anzahl von Gemeinen bildeten die Hunderte oder Cent, und mehrere Hundertschaften die größere Genossenschaft des Gaues, welche zum Schutz gegen äußere Feinde und für die Sicherheit des Lebens und Eigenthums im Innern rechtlich verbunden war. Der Gau war jedoch nicht etwa eine wirkliche Eintheilung nach Bodengröße oder dergleichen, sondern die natürliche Verbindung einer Völkerschaft, die einen Theil eines Volksstammes ausmachte, eine Volksgemeinde im weiteren Sinne[1]).

Der Hunderte stand ein gewählter Richter vor, der in älterer Zeit, wenigstens bei den norddeutschen Stämmen, wohl Aeltermann hieß, später Hueno (vom Hundert), oder Centner, (Centgraf) genannt wird. Wahrscheinlich hatte auch der Gau einen eignen Vorsteher, der gleichfalls gewählt wurde. Sie zusammen waren die principes des Gaues, die Vordersten und Ersten unter den Gleichen, wovon unser Wort Fürst herstammt. Die Belohnung für ihre Mühe bestand nicht in regelmäßiger Besoldung, sondern in Geschenken der Hausväter. Sie hatten den Oberbefehl im Kriege und daheim den Vorsitz in den Gerichten, wo das Volk das Recht fand und das Urtheil sprach, außerdem aber die Leitung anderer gemeinschaftlicher Angelegenheiten. Aber Heergewalt und Gerichtsgewalt waren jetzt und lange die Grundlagen aller öffentlichen Gewalt, aller Herrschaft bei den Deutschen.

Ueber Allen jedoch war die Volksversammlung, welche über alle wichtigeren Sachen Rath und Beschluß fassen mußte, so die Versammlung der Hundertschaft für ihre besonderen, die des Gaues für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, die Gerichtspflege, die Wahl der Obrigkeiten u. s. w. Jeder freie Mann, der Vornehme wie der Geringe, war ein Glied der Volksversammlung und hatte Theil an dem Gedeihen des Ganzen.

1) Es ist zu bemerken, daß Tacitus in den meisten Stellen die Unterabtheilung des Gaues, die Hundertschaft, mit dem Worte pagus, die Einheit der Völkerschaft mit civitas zu bezeichnen scheint; vicus ist bei ihm Dorf.

Die Versammlungen wurden gern an Vollmonden und Neumonden gehalten; diese Zeiten hielten sie für die glücklichsten zu irgend einem Geschäft. Sie kamen bewaffnet, — Waffen waren das Merkmal der Freiheit, — und lieber setzten sie sich der Gefahr des Mißbrauchs aus, als daß Einer ohne Waffen erschienen wäre. Das Recht, sie auch in Friedenszeiten als Schmuck zu tragen, wurde dem Jüngling, wenn er das Alter erreicht hatte und würdig befunden war, in der Volksversammlung selbst ertheilt; dort schmückte ihn einer der Fürsten, oder sein Vater, oder ein Verwandter, feierlich mit Schild und Speer. Dieses war bei ihnen das Männerkleid, dieses der Schmuck der Jugend; vorher erschienen sie nur als Glied des Hauses, hinfort des Vaterlandes.

Wenn das Volk versammelt war, so stand die Versammlung unter dem besonderen Schutze der Götter. Unter deren Ansehen hielten die **Priester** die Ordnung aufrecht und wachten, daß kein Friedensbruch geschah. Sie geboten Stillschweigen; die Fürsten, die Aelteren, welchen lange Jahre Erfahrung gaben, die Edlen, die von Voreltern erblich wußten, wie der Gau zu verwalten sei, die Tapfersten, die durch Kriegsthaten bei Allen in Achtung standen, redeten einfach, kurz, nachdrücklich; nicht im Tone des Befehlens, sondern durch die Kraft der Gründe. Mißfiel der Vorschlag, so verwarf ihn die Menge durch Zischen und Gemurmel; gefiel er, so schlugen sie die Waffen klirrend zusammen; die ehrenvollste Weise des Beifalls war, mit den Waffen zu loben.

Bei wichtigen Angelegenheiten rathschlagten erst die Fürsten, ehe sie die Sache vor das Volk brachten; und so geziemt es sich für eine gute Verfassung, weil die Menge nur über eine einfache und klar vorgelegte Sache einen Beschluß fassen kann.

In früheren Zeiten mag in manchen Gegenden und bei friedlichen Verhältnissen kein größerer Verein, als der der Gaue stattgefunden haben; äußere Gefahr aber und Verwandtschaft der Völkerstämme haben ohne Zweifel mehrmals **Vereine mehrerer Völkerschaften** desselben Stammes gestiftet, welche ihrer Gesammtheit auf verschiedene Weise eine Gestalt gegeben haben mögen. Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Formen entsprach der Natur der Deutschen. Für den Krieg wurde dann ein gemeinschaftlicher **Herzog** nach Tapferkeit und Mannestugend gewählt, dessen Amt mit dem Kriege aufhörte. (Duces ex virtute sumunt. Tac.) Nach alter Sitte wurde der gewählte Herzog vom Volke auf den Schild gehoben und von Allen jubelnd begrüßt.

Der niederdeutschen Volksthümlichkeit, da das gesammte Volksleben von dem Bunde freier Hausväter, deren jeder seinen Hof nach patriarchalischer Weise regierte und vertrat, ausgegangen war, entsprach diese Form der freien Verfassung am meisten. Bei andern deutschen Völkern dagegen war von alter vorhistorischer Zeit her das **Königthum** vorhanden, wie bei den Gothen; und im Laufe der Zeit sehen wir auch solche Völker dazu übergehen, welche dasselbe ursprünglich nicht hatten, sondern in der eben geschilderten freien Verfassung lebten. So erscheint es bald bei den Sueven. Auch bei den Cheruskern findet sich, als sie gegen die Römer kämpften, kein König; Armin ist der von der Gemeinde anerkannte Herzog; später aber, im J. 48 nach Christo, berufen die Cherusker seines Bruders Flavius Sohn, **Italicus**, der bei den Römern erzogen war, zu ihrem Könige, um die innere Parteiung zu schlichten.

Bei der Wahl eines Königs trat überall der Grundsatz ein, daß derselbe aus dem Adel genommen werden müsse. (Reges ex nobilitate sumunt. Tac.)

Es gab alte königliche Geschlechter, die für besonders heilig galten und an die Götter angeknüpft wurden. Die Würde war also im gewissen Sinne erblich. Dazu kam in manchen Fällen eine weitere räumliche Ausdehnung der Herrschaft, während das Recht und die Befugnisse ursprünglich wohl nicht wesentlich verschieden waren von denen der gewählten Fürsten, deren Stellung deshalb, wenn sie länger bei einer Familie blieb, leicht in eine königliche überging.

In diesen wenigen Zügen uralter germanischer Einrichtungen zeigt sich der verständige Sinn unserer Vorfahren, welcher die Grundlage des Gemeinwesens darin suchte, daß in jedem Gliede des Volkes Gemeinsinn, Gehorsam gegen das Gesetz, und Ehrfurcht gegen die Religion, genährt werden müsse; so werde dem ganzen Gebäude eine innere Festigkeit gegeben, welche durch kein noch so künstlich berechnetes äußeres Mittel ersetzt werden könne.

7. Die Kriegsordnung und die Waffen.

Wenn eine große Gefahr dem Volke drohte, oder wenn ein großer Zug in Feindes Land geschehen sollte, so wurden alle freien Männer zu den Waffen gerufen, und das nennen wir den Heerbann[1]). Er zog aus unter dem Banner des Nationalgottes, welches die Priester vorantrugen. Die Fürsten und die Richter eines jeden Gaues waren auch seine Anführer im Kriege; die Genossen einer Mark und eines Geschlechtes fochten zusammen, und wenn der Zug eine förmliche Wanderung war, oder der eindringende Feind Alle aus ihren Sitzen aufschreckte, so schlossen auch Weiber und Kinder sich an. Auf solche Weise war alles vereinigt, was ihre Tapferkeit anfeuern konnte, neben jedem Streiter seine nächsten Verwandten, Genossen und Freunde und hinter der Schlachtordnung die Weiber und Kinder, deren Zuruf sie hörten. Zu den Müttern und Frauen kehrten sie verwundet zurück, und diese untersuchten und zählten unerschrocken die Wunden. Man liest, wie die Weiber einige schon wankende Schlachten wieder hergestellt haben durch ihr standhaftes Flehen, durch die Furcht vor ihrer Gefangenschaft, ja, indem sie selbst die Fliehenden mit den Waffen in der Hand wieder in die Schlacht zurück trieben.

Außer dem allgemeinen Aufgebote des Heerbannes gab es noch eine, auf freiwilliges Zusammentreten gegründete Waffenfreundschaft, die man das Gefolge nannte. Kriegslustige Jünglinge sammelten sich um den bewährten hochgeachteten Anführer und schwuren, vereint mit ihm zu leben und zu sterben. Unter dem Gefolge war ein großer Wetteifer, wer bei seinem Kriegsfürsten die erste Stelle hätte; denn das Gefolge hatte seine Stufen. Nicht nur bei seinem Volke, sondern auch bei dem benachbarten, war es dem Anführer eines Gefolges ein hoher Ruhm, wenn er durch die Zahl und Tapferkeit seiner Genossen glänzte; man rief ihn zu Hülfe, man schickte ihm Gesandtschaften, man ehrte ihn mit Geschenken, oft wehrte er

1) In der Sprache der älteren Zeit ist Heerbann (heribannus) die Strafe, welche demjenigen aufgelegt wurde, der beim allgemeinen Aufgebot zum Kriege seine Pflicht versäumte. Indeß ist das Wort einmal für das allgemeine Aufgebot so gebräuchlich und bezeichnend, und so schwer durch ein anderes zu ersetzen, daß es auch hier beibehalten werden mag.

blos durch den Ruf seines Namens einen Krieg ab. Wenn es zur Schlacht kam, so war es dem Führer eine Schande, an Tapferkeit besiegt zu werden, dem Gefolge aber, es der Tapferkeit des Fürsten nicht gleich zu thun; für das ganze Leben aber war es ein Schimpf, seinen Fürsten überlebend aus der Schlacht heimgekommen zu sein. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beispiel dieser Art gefunden wurde. Den Waffenherrn vertheidigen, beschirmen, die eigenen tapferen Thaten seinem Ruhme zulegen, war die heiligste Pflicht. Die Fürsten stritten für den Sieg, das Gefolge für den Fürsten. Wenn der Stamm, zu welchem sie gehörten, in langem und trägem Frieden saß, so zogen die meisten kühnen Jünglinge mit einem solchen Waffenherrn freiwillig zu den Völkerschaften, die Krieg hatten; Ruhe war ihnen verhaßt, und unter Gefahren war Ruhm und Beute des Tapfern Lohn. Auch forderte das Gefolge von seinem Fürsten jenes kriegerische Roß, jenen blutigen und siegreichen Speer; und so erhielt sich ein großes Gefolge am leichtesten durch Krieg und Beute. Aber auch im Frieden gab es dem Fürsten Ehre und Ansehen, von einer Schaar auserwählter Jünglinge umgeben zu sein. — In obiger Weise schildert Tacitus diese kriegerische Einrichtung bei den Deutschen.

Die Hauptwaffen der alten Deutschen waren Schild und Speer, von ihnen Frame (framea) genannt, mit einem schmalen und kurzen Eisen, aber so scharf und zum Gebrauche geschickt, daß sie mit derselben Waffe, wie es eben Noth that, in der Nähe oder Ferne fochten. Auch lange schwere Lanzen kommen bei der Schilderung mancher Schlachten vor. Zum Kampf in der Nähe sind gewiß auch die Streitaxt von Stein, welche noch häufig in der Erde gefunden wird, und die gewöhnliche Keule, gebraucht worden. Aus Mangel an Eisen trugen wenige Panzer, und kaum einer oder der andere einen Helm; selbst Schwerter waren selten, und die Schilde nur von Holz oder aus Weidenruthen zusammengeflochten. Und dennoch richteten sie mit so einfachen Waffen so Großes aus, weil der Arm und der Muth mehr thun, als die Waffen.

Ihre Pferde waren weder durch Schönheit noch durch Geschwindigkeit ausgezeichnet, aber sehr dauerhaft; und die Deutschen wußten sie so gut abzurichten, daß sie oft die vollkommen bewaffnete und berittene römische und gallische Reiterei über den Haufen warfen. Sie achteten diese gering, weil sie Sättel gebrauchten: das schien ihnen unmännlich und weichlich, sie selbst saßen auf dem bloßen Rücken der Pferde. Doch war die Stärke der Schaaren im Fußvolk, und sie stellten die hurtigsten und kräftigsten ihrer Jünglinge, vermischt mit den Reitern, in's Vordertreffen, um den Reihen der letzteren Festigkeit zu geben. Die Reiter wählten sich diese ihre Gefährten selbst unter den Fußkämpfern, und so hatten bei ihnen, in der rohen Arbeit des Krieges, auch das Gemüth und die wechselseitige Liebe ihre Stimme. Diese nun hielten zusammen im Getümmel der Schlacht und kamen einander zu Hülfe, wenn der Streit hart war. Sank einer mit schweren Wunden bedeckt vom Pferde, so umstanden ihn schnell die Fußgänger und beschützten ihn. Wenn man rasch und weit vorwärts oder zurück sollte, so war die Geschwindigkeit der Fußgänger durch anhaltende Uebung so groß, daß sie, an den Mähnen der Pferde sich haltend, diesen im schnellsten Laufe gleich kamen.

Ihre Schlachtordnung war meistens keilförmig, damit sie die Reihen der Feinde schnell durchbrechen könnten. Vor der Schlacht sangen sie den

Schlachtgesang von den Thaten der Vorfahren und dem Ruhme des Vaterlandes. Auch kriegerische Instrumente, Hörner aus Erz oder von Auerochsen, und große Pauken, nämlich Felle über Wagenkörbe gespannt, ertönten zum Tact der zusammengeschlagenen Schilde. Die Gemüther wurden immer mehr entflammt. Im Anmarsch gegen die Feinde wurde der Gesang rauher und wilder, ein muthiges, kampflustiges Geschrei, welches Barrit genannt wurde, erst dumpfbrausend, dann stärker und voller, und im Augenblicke des Zusammentreffens mit dem Feinde bis zum Gebrüll wachsend. Der Feldherr hoffte oder fürchtete, je nachdem der Barrit kräftiger oder matter ertönte. Oft hielten sie, um den Schall fürchterlicher zu machen, die hohlen Schilde vor den Mund. Dieser furchtbare Schlachtgesang, verbunden mit dem Anblicke der riesigen Gestalten und der furchtbar drohenden Augen der Deutschen, war Römern und Galliern so schrecklich, daß sie sich nur sehr schwer daran gewöhnen konnten.

Den Schild im Stiche zu lassen, war eine unauslöschliche Schande; wer sich so beschimpft hatte, durfte weder dem Gottesdienste beiwohnen, noch in der Volksversammlung erscheinen, und viele, die der Schlacht glücklich entronnen waren, konnten ein so trauriges Leben nicht tragen, sondern endigten es durch freiwilligen Tod.

8. Die Religion.

Der Deutschen Gottesdienst schloß sich an die Natur an; er war eine Verehrung ihrer großen Kräfte und Erscheinungen; aber dabei war er viel einfacher und erhabener, als der Gottesdienst der andern alten Völker, und trug das Gepräge ihres unmittelbaren, tiefen Naturgefühles. Wenn gleich noch roh, trugen sie doch die Ahnung der unendlichen und ewigen göttlichen Kraft in ihrer Brust, denn sie hielten es der Würde der Gottheit entgegen, sie in Mauern einzuschließen, oder irgend einer menschlichen Gestalt nachzubilden. Nur selten reden die Schriftsteller von Tempeln bei den Deutschen, sondern sie weiheten Haine und Wälder, denen die Natur die Säulen gebaut hatte, und deren Decke der unendliche Himmel selbst war, zu Heiligthümern, in welchen die Altäre der Götter standen und ihnen Opfer gebracht wurden[1]). Selbst ihre uralten, dichterischen Erzählungen aus ihrer Götterwelt zeugen von der edleren Sinnesart der Deutschen, welche nicht, wie Griechen und Römer, ihren Gottheiten alle Schwächen der menschlichen Natur andichteten, sondern die Bilder der Stärke, der Erhabenheit, der Tapferkeit und Großmuth in ihnen aufstellten. Und noch mehr unterscheiden sie sich von allen alten Völkern durch den festen, heitern Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, der bei ihnen alle Todesfurcht vertilgte. In der Hoffnung eines andern glücklichen Lebens in Walhalla gaben sie sich selbst den Tod, wenn das Leben nur durch Knechtschaft erkauft werden konnte.

Diese edle Naturanlage und diese Reinheit ihrer Religionsbegriffe

1) Es muß uns nicht irre machen, daß die Deutschen, außer den Opfern von Thieren, besonders Pferden, ihren Göttern auch Menschenopfer brachten, wie schon das Opfern der römischen Tribunen und Centurionen nach der Varusschlacht beweist. Die Geschichte aller Völker thut dar, daß der Gedanke, das Vollkommenste, was die Erde hervorzubringen vermag, der Gottheit als Opfer darzubieten, dem nicht durch Offenbarung erhellten menschlichen Sinne nicht so fern liegt. Auch opferten die alten Deutschen in der Regel nur gefangene Feinde, durch deren Blut sie für die Hülfe des Sieg gebenden Gottes danken, oder dieselbe sich erwerben wollten.

machte die deutschen Völker späterhin besonders geschickt zu der Aufnahme des Christenthums. Sie wurden das Gefäß, welches sich Gott für die reine Bewahrung seiner Lehre ausersehen hatte. Denn Juden und Griechen und Römer waren schon durch Sinnlichkeit und Laster entkräftet; sie konnten die neue Lehre nicht fassen noch halten, wie, nach dem Bilde der Schrift, der alte Schlauch den neuen Most nicht halten kann.

Die alten Deutschen verehrten, gleich den verwandten nordischen Völkern, deren Mythologie wir noch genauer kennen, als obersten Gott den Wodan, Wuotan, nordisch Odhinn; sie nannten ihn auch mit einem schönen Namen Allvater. Er war ihnen der allmächtige und von seinem Throne im Himmel alles überschauende Gott, von dem alles Gute und besonders der für kriegerische Völker so wichtige Sieg ausging. In den heiligen Hainen hielten sie ihm weiße Pferde, welche, vor den heiligen Wagen gespannt, von dem Priester und dem Fürsten geführt wurden. Diese achteten sorgfältig auf ihr Wiehern, denn das galt ihnen, wie den Persern[1], als eine Vorbedeutung für die Zukunft und als ein Zeichen des Willens der Gottheit.

Die Gemahlin des Odhinn war Frigga, nicht zu verwechseln mit Freyja, der freien, schönen und erfreuenden Göttin, die mit der altklassischen Venus verglichen worden ist, wie Frigga mit der Juno.

Als die wohlthätigste Göttin verehrten sie die Mutter Erde; sie nannten sie Nerthus (die Ernährende?)[2], und von ihrer Verehrung wird uns Folgendes erzählt: „Es war auf einer Insel im Meere[3]) ein heiliger Hain und in demselben ein geweihter mit Teppichen bedeckter Wagen. Bisweilen (das merkten die Priester), stieg die Göttin von den heiligen Wohnungen herab, dann fuhr der Wagen, mit geweihten Kühen bespannt, vom Priester in tiefer Ehrfurcht begleitet. Dann waren die Tage fröhlich, die Orte festlich, die sie ihrer Gegenwart würdigte; dann zogen sie in keinen Krieg, ergriffen keine Waffen, verschlossen ruhte alles Eisen; man kannte nur Frieden und Ruhe und liebte sie allein, bis der Priester die, des Umgangs der Sterblichen gesättigte, Göttin in den Tempel zurückführte. Darauf wurde der Wagen und Teppich, und wenn man es glauben will, die Göttin selbst in einem geheimnißvollen See gebadet; Sklaven verrichteten den Dienst, die sogleich derselbe See verschlang. Daher ein geheimes Grauen und eine heilige Unwissenheit, was das sein möge, das nur, die sterben mußten, erblickten."

Unter den Göttern ist noch Donar, der altnordische Thoor, hervorzuheben, der über Wolken und Regen gebietet und seine Kraft in Donner und Blitz kund giebt.

Auf Weissagungen und Vorbedeutungen hielten die Deutschen viel. Wenn sie einen Krieg hatten, so nahmen sie oft von dem feindlichen Volke einen Gefangenen und ließen ihn mit einem von ihren Landsleuten, jeden mit seinen vaterländischen Waffen, einen Zweikampf halten; der Sieg des einen oder des andern wurde als eine Vorbedeutung oder als ein Gottesgericht angenommen. — Auch mit Stäben, aus dem Zweige eines Frucht-

1) Man denke an die Wahl des Darius Hystaspis.
2) Tacit. Germ. 40. Die Lesart Hertha ist nur eine Conjectur, und Nerthus die ursprüngliche Lesart.
3) Manches deutet auf die Insel Rügen; doch sind überwiegende Gründe dagegen.

baums geschnitten, deuteten sie die Zukunft, indem besondere Zeichen (Runen), auf jedes Stäbchen geschnitten und diese dann auf ein weißes Gewand gestreut wurden. Dann betete, bei öffentlichen Angelegenheiten der Priester, bei Privatsachen der Hausvater, zur Gottheit und nahm mit aufgehobenen Augen dreimal einzelne Stäbe, aus deren Zeichen die Deutung geschah.

Sehr hoch wurden heilige Seherinnen geehrt, deren einige die Geschichte nennt, welchen der Glaube der Völker einen großen Einfluß auf die öffentlichen Beschlüsse einräumte. Tacitus nennt eine Aurinia (vielleicht Alruna, mit dem Geheimniß der Runenzeichen vertraut), dann die berühmte Veleda, welche an den Ufern der Lippe von einem Thurme die Völker des Niederrheins leitete; endlich eine Gauna zu den Zeiten Domitian's. Auch bei dem Zuge der Cimbern und dem Heere des Ariovist kommen weissagende Frauen vor.

Bei den Begräbnissen war kein Gepränge; nur wurde der Leichnam des Vornehmen wohl mit kostbarem Holze verbrannt, und zugleich mit ihm seine Waffen oder ein Streitroß. Das Grabmal, welches die Asche und die Gebeine des Verstorbenen deckte, war ein Hügel von Rasen. Prächtige Denkmäler verschmähten sie, als den Todten lästig. Wehklagen und Thränen legten sie bald, die Traurigkeit aber spät ab. Den Frauen hielten sie die Klage für geziemend, den Männern aber Erinnerung.

9. Künste und Fertigkeiten.

Wenn wir, nach allem Obigen, auch nach der Ausbildung der alten Deutschen in den Künsten des Lebens fragen, so sind darüber die Nachrichten der römischen Schriftsteller leider sehr dürftig. Von ihrem Standpunkte verfeinerter Bildung herabsehend, hielten sie es nicht der Mühe werth, die Anfänge von Künsten, Gewerben und Kenntnissen zu beachten, welche sich bei solchen Völkern fanden, die ihnen Barbaren hießen. Dieses Stillschweigen hat zu dem Glauben verleitet, die Deutschen um die Zeit von Christi Geburt seien als Halbwilde, den nordamerikanischen Huronen ähnlich, zu betrachten. Allein die Geschichte darf, wo sie kein ausdrückliches Zeugniß findet, Schlüsse ziehen aus dem, was unbestrittene Thatsache ist. Und so dürfen wir mit voller Wahrheit also schließen: die Deutschen um und bald nach Christi Geburt, die in Waffen und Klugheit einem Feinde die Spitze boten, der in fünfhundertjährigen Kriegen mit allen Völkern der Erde die höchste Stufe der Kriegs- und Unterjochungskunst erlernt hatte; die Deutschen, die schon weit in ihren bürgerlichen Einrichtungen vorgeschritten waren; denen Ehe und Häuslichkeit, die Ehre des Volks und der Vorfahren heilig war; die in ihren religiösen Vorstellungen ein tiefes Gefühl für die höchsten Ideen des Menschengeistes zeigten; die endlich durch eine edle Naturanlage und schöne Züge der Sitten, trotz unläugbarer Wildheit und ungebändigter Leidenschaften, jenen edlen Römer zu begeistern vermochten, welchem ein hoher Sinn für das Tüchtige und Große in der menschlichen Natur einwohnte, diese Deutschen können nicht rohe Barbaren, nicht nordamerikanische Wilde gewesen sein. Ihre Ausbildung stand schon, so weit ihr Naturleben und ihre zerstreute Wohnart es erlaubten, auf einer nennenswerthen Stufe.

Ackerbau und Viehzucht in Verbindung, also eine geregelte Landwirthschaft, setzt die erforderlichen Geräthe voraus, wenn sie auch noch so einfach waren. Der Deutsche verfertigte sie sich selbst. Das Eisen dazu, wie zu seinen Waffen, mußte er zu bearbeiten verstehen, und die Bearbeitung des

schwerflüssigen Eisens ist nicht leicht; mochten sie auch nur das zu Tage liegende Eisen benutzen und nicht eigentlichen Bergbau kennen. Doch nennt Tacitus schon Eisengruben bei den Gothinen im jetzigen Schlesien. Daß die Verfertigung eiserner Geräthe schon eine höhere Stufe der Kunstfertigkeit bezeichnet, lehrt der in den ältesten Zeiten der Völker sehr häufige Gebrauch des Kupfers oder einer Mischung desselben mit Zinn oder Zink, des Erzes, zu solchen Werkzeugen, wozu das Eisen viel besser ist. Kupfer ist leichter zu bearbeiten.

Bei den Zügen und Schlachten der Deutschen, namentlich schon der Cimbern und Teutonen, kommen viele Wagen und Karren vor, auf denen die Weiber und Kinder fuhren und die zur Verschanzung des Lagers umhergestellt wurden. Eben so erscheinen die Deutschen auf den Flüssen und an den Küsten ihrer Meere mit Schiffen und liefern sogar den Römern Schlachten zu Schiffe. Völker, welche künstliche Geräthe dieser Art zu verfertigen verstehen, können nicht mehr Wilde sein.

Die Kunst des Spinnens und Webens ist ebenfalls nicht ohne zusammengesetzte Geräthe möglich; sie gehörte zu den täglichen Geschäften der Frauen.

Wenn auch die Kunst des Häuserbauens nicht in's Große getrieben wurde, so war doch gewiß die Burg des Vornehmen, deren einige in den Geschichtserzählungen vorkommen, von der Hütte des gemeinen Mannes schon wesentlich verschieden, und daß dabei schon das Mauern mit Steinen angewendet ist, möchten wir aus den unterirdischen Gruben schließen, in welchen die Vorräthe verwahrt wurden und die Frauen häufig ihr Leinen webten, und welche daher wohl ausgemauert sein mußten.

Handel und Verkehr waren den alten Deutschen nicht fremd; sie kannten sogar schon den Hebel des Verkehrs, ein allgemeines Tauschmittel, das Geld. Tacitus bemerkt, daß sie die alten guten Münzsorten der Römer recht wohl zu unterscheiden wußten und lieber Silber als Gold nahmen, zum Verkehr im Kleinen. Die große Menge römischer Münzen, die nach und nach aus deutscher Erde gegraben sind, beweiset, daß der Verkehr nicht ganz gering gewesen, wenn auch vieles bei den Niederlagen der Römer als Beute den Deutschen in die Hände gefallen sein mag. Armin bietet vor der Schlacht von Idistavisus jedem römischen Ueberläufer täglich 100 Sestertien.

Die Tonkunst beschränkte sich wohl auf den Schlachtgesang und die rohen, kriegerischen Instrumente, die früher genannt sind, und auf das Heldenlied bei festlichen Mahlen. Gewiß hat die deutsche Vorzeit auch ihre begeisterten Sänger gehabt, wie die der Griechen ihre Homeriden; das Zeugniß des Tacitus sagt es uns, und der Sinn des Volkes für Großes und Ruhmwürdiges, wie er in den Thaten selbst hervortritt, würde uns auch ohne jenes Zeugniß dafür bürgen.

Es ist darüber gestritten worden, ob die Deutschen um Christi Geburt Schrift gehabt haben oder nicht? Tacitus sagt ausdrücklich, daß Männer und Frauen die Schreibekunst nicht verstanden, (literarum secreta viri pariter ac feminae ignorant. Germ. 19.) Und wenn diese Stelle auch etwa in einem beschränkteren Sinne gedeutet werden könnte, falls ausdrückliche Zeugnisse für das Gegentheil vorhanden wären, so ist sie doch, bei deren Ermangelung, sprechend genug für die Unkenntniß der Schreibekunst bei den alten Deutschen. Es kommen freilich Briefe von Marbod und Adgandaster, einem Kattenfürsten, nach Rom vor; allein diese waren offenbar

lateinisch geschrieben und beweisen nur, wenn sie von den Fürsten selbst geschrieben sind, daß die Vornehmen, welche mit den Römern verkehrten und vielleicht in Rom selbst längere Zeit lebten, der Römer Schreibekunst selbst erlernt haben mögen. Das Volk war ihrer ohne Zweifel unkundig.

10. Die deutschen Völkerschaften.

A. Die Wohnsitze der **niederdeutschen Völkerschaften** sind schon im 4. Kapitel im Allgemeinen angedeutet; hier folgen die Namen und Sitze der Einzelnen, so weit sie sich mit einiger Sicherheit angeben lassen[1]):

1. Die Sigambrer, ein angesehenes Volk an der rechten Rheinseite, in den Gegenden der Sieg und weiter abwärts. Hier findet sie Cäsar um das Jahr 56, hier Drusus im Jahre 12 v. Chr., zu welcher Zeit sich ihr Gebiet bis an die Lippe ausdehnte; sie waren Nachbaren der Cherusker und der Chatten. Geschwächt durch die Angriffe der Römer, denen sie zunächst ausgesetzt waren, mußte sich ein Theil von ihnen durch Tiberius nach Gallien versetzen lassen; ein anderer blieb wahrscheinlich in den alten Wohnsitzen und kämpfte mit den Cheruskern gegen Germanicus, doch kommt ihr

1) Die Geographie des alten Deutschlands ist sehr in Dunkel gehüllt. Die römischen und griechischen Geographen geben meistens nur kurze und unvollständige Notizen und die Geschichtschreiber stehen oft mit ihnen und unter sich im Widerspruche. Dazu kommt die Verschiedenheit und Undeutlichkeit der aufgezeichneten Namen, die einem römischen und griechischen Ohre allerdings sehr schwer aufzufassen sein mochten, und endlich mannigfacher Wechsel in den Wohnsitzen einzelner Völker, so daß sie in verschiedenen Zeiten auch in verschiedenen Gegenden erscheinen. — Viele Gelehrte älterer und neuerer Zeit haben mit großem Fleiße Licht in die Verworrenheit zu bringen gesucht, dennoch ist noch immer vieles dunkel und wird es auch wohl bleiben. Von den älteren Gelehrten, die über alte deutsche Geographie geschrieben haben, mögen hier nur Cluver, Grupen, Junker, Adelung, Mannert, Barth und Reichard genannt werden. In neuerer Zeit hat A. B. Wilhelm in seiner Germania und seine Bewohner, 1823, dieses Feld bearbeitet; hat Leop. v. Ledebur in seinem Werke über das Land und Volk der Brukterer, 1827, umfassende Untersuchungen über Westphalen, den für die Römerkriege um Christi Geburt wichtigsten Landestheil, angestellt. Noch tiefer eingehend, aber wenig Positives zu Tage fördernd, ist Ukert in seiner Germania, nach den Ansichten der Griechen und Römer, 1843. Am umfassendsten und gründlichsten in Benutzung der Quellen behandelt Zeuß in seinem Werke: Die deutschen und die Nachbarstaaten, 1837, den Gegenstand; aber auch er hat, obgleich er vieles festgestellt hat, doch andere zahlreiche Widersprüche nicht zu lösen vermocht und läßt sich durch seine Vorliebe für den, aus weiter Ferne, in Aegypten, unser Vaterland beschreibenden Ptolemäus zu manchen gewagten Hypothesen verleiten. Die genannten Männer verdanken einen großen Theil ihrer guten Gedanken dem großen deutschen Sprach- und Alterthumsforscher Jacob Grimm, der in fast allen seinen Werken, besonders in der Geschichte der deutschen Sprache, die bedeutendsten und geistreichsten Winke giebt. — Außerdem ist eine große Anzahl von Monographieen über die deutsche Urzeit, die Römerkriege, die zahlreich aufgefundenen römischen und deutschen Alterthümer u. s. w. erschienen, welche hier nicht aufgezählt werden können. Zwei jedoch nennen wir, die bei den folgenden Abschnitten vorzugsweise benutzt sind: erstlich die Abhandlung des Dr. Müllenhoff über die deutschen Nord- und Ostseevölker im ersten Bande der Nordalbingischen Studien, Kiel 1844, und zweitens die Schrift des Hofraths Essellen über das Castell Aliso, den Teutoburger Wald und die pontes longi, 1857, welche viele scharfsinnige Untersuchungen über die Geographie des alten Westphalens enthält. — Uebrigens kann die nachfolgende geographische Uebersicht, dem Zwecke und Umfange unseres Buches entsprechend, nur das Hauptsächlichste berühren.

Name in diesen Kämpfen nicht vor. Die Sigambrer dagegen, die in den untern Rheingegenden wohnten, erscheinen später als Hauptstamm der Franken, als Salier, sei es, daß Sigambrer und Salische Franken ein und dasselbe Volk sind, oder daß die Sigambrer durch Verschmelzung mit den Saliern deren Namen angenommen haben. Der König Klodwig wird bei seiner Taufe von dem Bischof Remigius mitis Sicamber angeredet. Der Name Salier kommt höchst wahrscheinlich von den Wohnsitzen an der Yssel, die auch Isala oder Sala hieß, her.

2. Die Usipeter und Tenchterer, fast immer Nachbaren und gleiche Schicksale mit einander theilend. Aus ihren Stammsitzen, die nicht näher angegeben werden, um das J. 56 v. Chr. von den Sueven weiter nach Norden gedrängt, wurden sie, als sie über den Rhein gingen, von Cäsar zurückgeschlagen und zum Theil vernichtet. Der Rest wurde von den Sigambrern aufgenommen; und zur Zeit des Drusus wohnen die Usipeter in dem Landstriche nördlich von der Lippe am Rheine; die Tenchterer aber hatten schon um das J. 36 v. Chr., als die Ubier an das linke Rheinufer versetzt wurden, deren Gebiet am rechten eingenommen, so daß also beide Völker wieder Nachbaren waren und in dem Herzogthume Berg und einem Theile von Cleve wohnten. Nach der Varusschlacht finden wir sie mit den Tubanten an beiden Seiten der Lippe.

3. Die Brukterer, ein mächtiges Volk in dem Lande nördlich der Lippe, bis an die untere Ems, da wo sie schiffbar wird, (denn Drusus kämpft mit ihrer Flotte auf der Ems) und von der Nähe des Rheins bis nahe an die Weser, also recht eigentlich im heutigen Münsterlande und einigen angrenzenden Landstrichen. Sie wurden in die großen und kleinen Brukterer getheilt, nahmen als Bundesgenossen der Cherusker thätigen Antheil an dem Freiheitskriege gegen die Römer und erhielten aus der Beute nach der Varusschlacht einen der drei eroberten Legionsadler. Um das J. 98 n. Chr. wurden sie in einem innern Kriege von ihren Nachbaren fast vernichtet, so daß Tacitus die Chamaver und Angrivarier sich in ihr Gebiet theilen läßt. Allein diese Erzählung war sicher übertrieben, denn ihr Name kommt später bei Ptolemäus in denselben Gegenden vor. Nachher werden sie von den Sachsen unterworfen, als diese sich über Westphalen ausdehnten, und als ihr Land noch später unter fränkische Herrschaft gekommen war, dauert ihr Name als Gauname in den unteren Lippegegenden fort.

4. Die Marsen, Nachbaren der Brukterer, treten ebenfalls in den Ems- und Lippegegenden als thätige Feinde der Römer um die Zeit von Christi Geburt auf. In der Varusschlacht erbeuteten sie einen Adler, den Germanicus nachher wiedergewann; und eben dieser Feldherr eröffnete seine Feldzüge gegen Niederdeutschland im J. 14 n. Chr. mit einem Zuge von Vetera Castra (bei Xanten) durch den Cäsischen Wald in das Gebiet der Marsen, wobei er das berühmte Heiligthum der Tanfana zerstörte. Diese Begebenheiten zeigen uns die Marsen als ein westphälisches Volk, nicht sehr weit vom Rhein wohnend. Weiter läßt sich nichts mit Bestimmtheit über ihre Wohnsitze aussagen. Diese Ungewißheit mag davon herrühren, daß die Marsen mehrmals ihre Wohnsitze verändert haben. In älterer Zeit scheinen sie weiter nördlich am Niederrhein gewohnt, später, vielleicht mit der Versetzung der Sigambrer nach Gallien zusammenhängend, sich nach Süden gewendet und deren Wohnsitze an der Lippe eingenommen

zu haben. Das Heiligthum der Tanfana suchen einige im Tecklenburgischen, andere zwischen Lippe und Ruhr.

5. Die Tubanten, ebenfalls Nachbaren der Brukterer und mit ihnen gegen Germanicus kämpfend, sind auch in den Lippegegenden zu suchen. Genaueres läßt sich nicht mit Bestimmtheit über ihre Wohnsitze angeben.

6. Die Chamaven werden von Tacitus an den Niederrhein, nicht weit von der Insel der Bataver, gesetzt. Um das J. 98 n. Chr. sollen sie, in Vereinigung mit den Angrivariern, den Brukterern einen Theil ihres Landes genommen haben; aber später kommen sie wieder in ihren alten Wohnsitzen an der Yssel vor, wo der Gau Hamaland ihren Namen noch bis in's Mittelalter erhalten hat.

7. Die Ansibarier oder Amsivarier, nördlich von den Brukterern an der Ems. Im J. 59 n. Chr. wird ein Theil von ihnen durch die mächtigen Chauken vertrieben, sucht lange vergeblich andere Sitze bei den Nachbarvölkern und verschwindet endlich bei den Cheruskern. Ein Theil muß aber in den alten Sitzen geblieben sein und kommt später als Theil der Franken vor.

Einige andere Völkerschaften, welche noch im westphälischen Lande und in den Wesergegenden, aber ohne genauere Bestimmung ihrer Wohnplätze, genannt werden, als Chasuaren (vielleicht an der Haase), Chattuaren und Dulgibiner, haben keine historische Bedeutung. Ebenfalls sind die meisten der Städtenamen, die Ptolemäus in den Gegenden zwischen Rhein und Weser nennt, wie Mediolanum, Bogadium, Munitium u. s. w., gar nicht sicher auf spätere und jetzige Oerter zu deuten und können also füglich mit Stillschweigen übergangen werden. Zwei Namen dagegen sind für die Römerkriege in dieser Gegend von großer Bedeutung, nämlich Aliso und Arbalo.

Ueber Aliso, das von Drusus im J. 11 v. Chr. nach der Angabe des Dio Cassius am Zusammenfluß des Elison und der Lippe angelegte Castell, sind drei Hauptmeinungen vorhanden und mit beachtenswerthen Gründen vertheidigt. Die ältere nimmt das Dorf Elsen bei Paderborn am Zusammenflusse der Alme und Lippe an; eine zweite, von Ledebur getheilte, setzt Aliso in das jetzige Kirchspiel Liesborn, in den Raum, der durch den Einfluß der Liese in die Glenne und der Glenne in die Lippe gebildet wird, bei dem Stifte Cappeln. Die neueste, schon von Niebuhr angedeutete und in dem oben genannten Werke von Essellen mit fast überwiegenden Gründen ausgeführte behauptet, daß das römische Castell noch weiter nach Westen gesucht werde müsse und daß ein Punkt westlich von der Stadt Hamm, wo der Ahsefluß in die Lippe mündet, der rechte Platz sei; denn nur bis dahin sei eine zu allen Jahreszeiten für die römischen Heere gangbare Straße von Wesel aus an der Lippe vorhanden gewesen; weiter östlich nach Lippstadt zu gehe der Fluß durch eine, noch vor nicht langer Zeit in den schlimmen Jahreszeiten ungangbare Gegend, die zur Römerzeit durch Wald und Sumpf für Heereszüge höchst schwierig gewesen sein müsse. In diese schlimme Gegend versetzt diese Meinung auch die Varusschlacht.

Arbalo, wo Drusus von den Deutschen auf der Grenze des Landes der Cherusker, Chatten und Sigambrer, in's Gedränge gebracht wurde, war höchst wahrscheinlich zwischen Nühden und Gesecke, wo das Haargebirge in die Ebenen des Hellweges ausläuft, und wo sich im Mittelalter ein Gau

Arpesfeld befand. Die Endsylbe Lo am Namen bedeutet Wald; Feld, im Gegensatze von Wald, deutet also auf urbar gemachten Wald.

Dicht am linken Ufer der Weser wohnten, außer den Dulgibinern, auch die übrigen kleinen Bundesvölker der Cherusker; und jenseits dieses Flusses:

8. Die Cherusker selbst, das berühmteste germanische Volk der frühern Zeit, an welches sich große Erinnerungen knüpfen. Um Christi Geburt, zur Zeit ihrer größten Blüte, hatten sie ein weites Gebiet inne, von welchem jedoch nicht genau anzugeben ist, wie viel davon ihr eigentliches Stammland und wie viel das Land ihrer engeren Bundesgenossen war, welche die Römer oft schlechtweg Cherusker nennen. Dieses Gebiet erstreckte sich vom Harze, dem Mittelpunkte desselben, östlich bis an die Saale und Elbe, nördlich bis nahe an die Aller, westlich bis an die Weser und auch noch etwas auf das linke Ufer derselben, südlich bis an die Werra und den Thüringer Wald. Von der Zeit des Drusus bis zur Befehlshaberschaft des Varus, in den zwanzig Jahren, da die Römer in Niederdeutschland fast heimisch wurden und schon von einer römischen Provinz sprachen, hielten die Cherusker Freundschaft mit den Römern, ihre Fürstensöhne traten in römischen Kriegsdienst, Augustus hatte eine deutsche Leibwache, und alles schien friedlich. Allein unter Varus traten die Cherusker an die Spitze fast aller Völker zwischen Rhein und Weser; besonders schlossen sich die kleineren Völkerschaften an der linken Seite der Weser an sie an, welche die Römer oft Clienten der Cherusker, oft auch geradezu Cherusker nennen. Später, als Arminius gegen Marbod zog, verbanden sich ihre mächtigen Nachbaren in Osten, die Langobarden und Semnonen, mit ihnen. — Aber nach Arminius Tode verfiel der Glanz der Cherusker. In langer Unthätigkeit erschlafften sie und wurden von den Langobarden, Chauken und Chatten nach und nach so geschwächt, daß nur der Schatten ihrer vorigen Größe übrig blieb (bis sie als Sachsen sich wieder erhoben).

Mit den Cheruskern sanken auch ihre Bundesgenossen:

9. Die Fosen, an der Fuse, im heutigen Braunschweigischen.

10. Die Angrivarier, auf beiden Seiten der Weser unterhalb Minden, die Nachbaren und treuen Bundesgenossen der Chauken, mit denen sie auch später als ein Bestandtheil des Sachsenvolkes, unter dem Namen der Engern, auftreten. Der sächsische Landstrich an der Weser hieß Angaria.

11. Die Chauken wohnten an der Nordsee, von der Mündung der Ems bis zur Elbe, die Weser umschließend, und wurden von dieser in die größeren und kleineren getheilt. Plinius, der selbst ihr Land betreten hatte, entwirft von den Küstenbewohnern ein trauriges Bild: „Hier überströmt der Ozean zweimal des Tages einen großen Landstrich und bringt einen ewigen Streit in der Natur hervor, so daß man zweifelhaft wird, ob man diese Gegend Land oder Meer nennen soll. Das armselige Volk bewohnt die Hügel der Küste oder Erdhaufen, so hoch als das Wasser steigt mit Händen aufgeworfen. Da wohnen sie bei der Flut Seefahrenden ähnlich, bei der Ebbe Schiffbrüchigen. Die vom Meer hergetriebenen Fische fangen sie mit Netzen von Binsen und Seegras. Sie haben kein Vieh und nähren sich nicht, wie ihre Nachbaren, von Milch; nicht einmal Wild zu jagen ist ihnen vergönnt, da kein Strauch bei ihnen zu sehen ist. Den mit der Hand gewonnenen Schlamm (Torf) trocknen sie mehr an der Luft als an der Sonne, um damit ihre Speisen zu kochen und ihre vom Nord-

winde erstarrten Eingeweide zu wärmen. Sie haben kein andres Getränk als Regenwasser in Gruben aufbewahrt. Und dennoch, wenn diese Völker von den Römern sollten überwunden werden, so würden sie sagen, sie wären Sklaven geworden!" — Tacitus dagegen, welcher das ausgebreitete Volk der Chauken, mehr im Innern des Landes, im Auge hat, rühmt sie als das angesehenste Volk unter den Germanen, friedlich gesinnt und doch kriegerisch und tapfer. Sie waren lange treue Bundesgenossen der Römer, die mehrmals durch ihr Land gegen die Völker an der mittleren Weser zogen, wahrscheinlich aus einer Stammfeindschaft gegen die Cherusker. Ja, unter Nero's Regierung verdrängen sie die gegen die Ems vorgeschobene Wehrmannei des Cheruskerbundes, die Ansibarier, und dehnen sich weit nach Süden aus, so daß Tacitus sie sogar bis zu den Chatten hinaufreichen läßt. Im 3. Jahrhundert verheeren sie Gallien unter dem Kaiser Didius Julianus, und endlich verschwindet ihr Name unter dem der Sachsen und Friesen.

12. Die Friesen, an der Nordsee, von der mittleren Rheinmündung bis zur Ems, Bundesgenossen der Römer in den deutschen Kriegen. Im 4. u. 5. Jahrh. erscheinen sie unter dem Namen der Sachsen wieder und schiffen mit diesen sogar nach Britanien über. Die Römer nennen die Insel Borkum Burchana, und Ameland, Austeravia, an ihrer Küste, und in ihrem Lande: Fleum oder Flevum, am Dollart. In späterer Zeit verbreitet sich der Name der Friesen auch östlich über die Ems hinaus bis zur Wesermündung, wo früher die Chauken genannt werden. Da die Geschichte von keiner Veränderung der letzteren durch die Friesen weiß, so ist es wahrscheinlich, daß die alte Bevölkerung, die nach Sprache und Sitten sich mit den Friesen verwandter fühlte, als mit den übrigen Sachsen, auch den Namen der zahlreichen Westnachbaren erhielt und annahm. Ebenfalls finden wir in späterer Zeit Friesen an der Westküste Schleswigs, besonders auf der Insel Nordstrand, Föhr und Silt genannt. Die Zeit und Veranlassung ihrer dortigen Ansiedelung sind unbekannt.

Zwischen den niederdeutschen und suevischen Völkerschaften findet sich noch eines der merkwürdigsten deutschen Völker, welches keinem Theile anzugehören scheint, nämlich:

Die Chatten, die jetzigen Hessen. Sie sind sehr häufig mit den Römern, mit denen sie grenzten, in Berührung gekommen und werden oft von ihnen genannt. Schon Cäsar kennt sie, denn die Sueven, gegen welche er die Ubier schützt und die er durch seinen Rheinübergang bedroht, müssen, der Wohngegend nach, die Chatten gewesen sein, die er, in seiner Unkenntniß des überrheinischen Deutschlands, mit jenem allgemeinen Namen benannte. Tacitus trennt sie ausdrücklich von den Sueven, und wir mögen sie zur Zeit der Römerkriege am richtigsten als ein selbstständiges, eine Scheide zwischen den beiden großen Volksstämmen der Sueven und Niederdeutschen bildendes, Volk betrachten. In diesen Kriegen wird ihr Land oft von den Römern heimgesucht; zu Tacitus Zeit aber, nach der gänzlichen Schwächung der Cherusker, scheint ihr Gebiet den größten Umfang gewonnen zu haben, denn sie dehnen sich von der Gegend bei Hanau und wo sie an das römische Zehntland grenzten, über den Spessart und das Rhöngebirge bis an den Thüringerwald aus; dann nach Norden bis über die Gegend hinaus, wo die Werra und Fulda zusammenfließen, etwa bis an die Diemel, und nach Westen bis auf die Höhen des Westerwaldes.

Tacitus rühmt die Chatten besonders wegen ihrer Tapferkeit und besonnenen Kriegführung. Ihr Fußvolk war das beste unter allen Germanen. Sie waren mehr, als alle andere, an Kriegszucht und Ordnung gewöhnt und wußten befestigte Lager aufzuschlagen; dabei waren sie besonders groß, kraftvoll und unerschrocken, und ihr kriegerischer Blick flößte Schrecken ein. „Schlagen können sie alle," sagt Tacitus, „nur die Chatten wissen Krieg zu führen; und was sehr selten bei barbarischen Völkern ist, sie setzen mehr Vertrauen in den Feldherrn, als in das Heer. Das Glück zählen sie unter die zufälligen, die Tapferkeit unter die gewissen Dinge."

Ihre Jünglinge ließen Haar und Bart lang wachsen und trugen einen eisernen Ring, das Zeichen der Unfreien, am Arme, bis ein erschlagener Feind ihre Mannhaftigkeit erwies, über seinem Leichnam und der Waffenbeute machten sie das Gesicht wieder frei und rühmten sich dann erst, den Lohn für das Leben bezahlt zu haben und des Vaterlandes und der Vorfahren würdig zu sein.

In späterer Zeit werden die Chatten im weiteren Sinne auch zu den Franken gerechnet, ja sie scheinen der Kern der mittelrheinischen Franken gewesen zu sein.

Die alte Hauptstadt der Chatten war Mattium, welches viele für Marburg gehalten haben; es ist aber wahrscheinlich das jetzige Dorf Maden bei Gudensberg am Flusse Eder.

Die Mattiaker, ein Zweig der Chatten, welche bei den Kriegszügen des Drusus und Germanicus auch nur unter diesem Namen vorkommen, von Tacitus aber mit ihrem Specialnamen genannt werden, wohnten zwischen Lahn und Main bis an den Rhein, also im heutigen Nassauischen und etwas weiter an der Lahn. Die Römer setzen sich früh in ihrem Lande fest, legen Verschanzungen auf dem Taunusgebirge an und betrachten die Mattiaker als unterworfenes Volk. An der Empörung des Civilis nehmen sie noch Theil und belagern Mainz. Später verschwindet ihr Name und Alamannen nehmen ihr Land ein. Plinius kennt hier warme Quellen, die er Fontes Mattiaci nennet, ohne Zweifel Wiesbaden, (Matten = Wiesen), wo viele Ueberbleisel römischer Bauanlagen, Bäder u. s. w. gefunden werden. Arctaunum, die Römerkastelle auf der Höhe bei Homburg, deren Spuren auch noch vorhanden. Ptolemäus nennt auch Mattiacum, wahrscheinlich das heutige Marburg.

B. Suevische Völkerschaften nach Tacitus.

1. Die Semnonen oder Senonen nennt Tacitus die ältesten und angesehensten unter den Sueven und läßt sie in hundert Gauen wohnen. Ptolemäus bestimmt ihre Sitze zwischen der Elbe und Oder, im südlichen Theile des Brandenburgischen und in der Lausitz, bis an die böhmische Grenze. Es wird erzählt, daß bei ihnen das Bundesheiligthum ein heiliger Hain gewesen sei, in welchem die Bundesopfer gefeiert wurden. „Hier wohnt der Regierer Aller, Gott, sagt Tacitus, hierhin blickt ihr Glaube, als sei hier der Ursprung ihres gesammten Volkes." Sie selbst scheinen deshalb in der älteren Zeit in besonderer Achtung bei allen Suevenvölkern gestanden zu haben. Nach dem 2. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung kommt ihr Name aber gar nicht mehr in der Geschichte vor; sie werden unter dem allgemeinen Namen der Alamannen und später dem der Sueven begriffen

sein, welche den Sturm unter Ranageisus auf Italien machten und mit den Alanen und Vandalen nach Spanien zogen.

2. Die Langobarden, gering an Zahl, aber die kriegerischsten aller Sueven. Sie wohnten, als die Geschichte sie zuerst nennt, um Christi Geburt, westlich von der mittleren Elbe, den Semnonen gegenüber, in der Altmark und dem Lüneburgischen, wo der Name der Stadt Bardewik, die Dörfer Barleben und Bartensleben und der Bardengau ihr Andenken erhält. Dann ziehen sie sich auch an das östliche Elbufer bis an die Havel. Mit Armin streiten sie gegen Marbod; später tragen sie aber auch zur Verkleinerung der Cherusker bei, die eine Zeitlang in gewisser Abhängigkeit von ihnen gewesen zu sein scheinen. Ptolemäus giebt ihnen im 2. Jahrh. ein sehr großes Gebiet, von der Elbe über das Cherusker-Land und das der Tubanten und Marser hin bis an den Rhein. Sie mögen, wenn des Ptolemäus Angabe richtig ist, glückliche aber kurze Eroberungszüge gemacht haben. Dann schweigt die Geschichte von ihnen, bis gegen das Ende des 5. Jahrh., da sie an der Donau in Ungarn erscheinen; und im 6. Jahrh. gründen sie ihr Reich in Italien.

Ihren Namen sollen sie, nach ihrer alten vom König Rothari aufbewahrten Volkssage, von ihren langen Bärten, nach Andern von ihren langen Hellebarden, erhalten haben. — Ptolemäus nennt bei ihnen Mesuium, vielleicht das jetzige Magdeburg.

3. Wir fügen an dieser Stelle auch noch den Namen der Teutonen ein, obgleich über den Namen und Wohnsitz derselben von jeher großer Streit geführt ist. Wir folgen dem Plinius, der selbst in dem nördlichen Deutschland gewesen ist und die Teutonen zu den Völkern an der Nordküste zählt, ohne freilich ihre Wohnsitze näher anzugeben. Aber Ptolemäus stellt sie den Langobarden gegenüber von der Elbe zur Oder. Jedenfalls deutet ihre Verbindung mit den Cimbern bei dem großen Zuge nach Süden auf ein nördliches Volk.

4. Nordwestlich von den Semnonen und Langobarden nennt Tacitus eine Reihe von Völkerschaften, welche das jetzige Holstein, Schleswig und Jütland bewohnten[1]). Zuerst kommen die Reudinger in den Elbmarschen, Stormarn und Ditmarschen; nördlich von ihnen an der Westküste auf den Werdern, von der Elbe und Eider gebildet, die Avionen; dann die Angeln im südlichen Schleswig; die Variner oder Varnen im nördlichen Schleswig und südlichen Jütland; zuletzt in der Spitze der jütischen Halbinsel die Eudosen. Im innern Holstein die Nuithonen oder besser Withonen, und im südlichen Holstein und in Lauenburg die Suardonen.

Der einzige Ptolemäus nennt in diesen Gegenden auch den nachher so wichtigen Namen der Sachsen und sie müßten etwa da gewohnt haben, wohin Tacitus die Avionen setzt. Allein wahrscheinlicher ist, daß der Name Sachsen, (von Sachs oder Sax, ein kurzes Schwert, welches sie gebrauchten) allen den genannten überelbischen Völkern, deren einzelne Namen mehr örtlichen Ursprungs sein mochten, gemeinschaftlich war und zum Ehrennamen wurde, als sie ihre alten Sitze verließen oder auch nur auf gemeinschaftliche Unternehmungen auszogen; denn nach den Waffen benannten sich die kriegerischen Deutschen gern. Im 4. und 5. Jahrh. machten sich die Sachsen

---

1) Wir folgen hier vorzüglich dem Dr. Müllenhoff.

durch ihre Seeräubereien furchtbar. Von der Verbreitung ihres Namens über einen großen Theil des nördlichen Deutschlands wird die Geschichte später reden.

In der oben angeführten Reihe der überelbischen Völkerschaften nennt Tacitus an dieser Stelle auch nicht die Cimbern, obgleich er an einer andern Stelle der Germania die Cimbern in die äußersten Gegenden der Halbinsel setzt. Daß sie überhaupt dorthin gehören und daß auch ein Theil von ihnen nach ihrem großen Auszuge im zweiten Jahrhundert v. Chr. Geburt dort zurückgeblieben war, beweisen, außer der Stelle im Tacitus, noch andere alte Schriftsteller, namentlich auch Strabo, der ausdrücklich sagt, daß sie noch ihre alten Sitze bewohnten. Und der Name „Cimbrische Halbinsel" hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

An der Küste der Ostsee weiter nach Osten fortschreitend, nennt Tacitus noch eine Reihe von Völkern, die er zu dem suevischen Stamme rechnet; wahrscheinlich ist aber in denselben noch ein dritter, nämlich der gothische Stamm, zu erkennen und wir verlassen daher für jetzt jene Richtung, um zu den unbestritten suevischen Völkerschaften im innern Deutschland uns zu wenden. Hier treffen wir zuerst:

5. Die Hermunduren. Die Nachrichten über die Wohnsitze dieses Volkes, welches übrigens vom Vellejus Paterculus an bis Dio Cassius (mit Ausnahme des Ptolemäus), fast von allen Schriftstellern, welche der Deutschen erwähnen, genannt wird, sind sehr widersprechend, was von mehreren Veränderungen in ihren Wohnsitzen herrühren mag. Tacitus kennt sie als Freunde und Nachbarn der Römer am nördlichen Donauufer, von wo aus sie mit den Römern im friedlichen Handelsverkehr standen, namentlich in der Hauptstadt Rhätien's, Augusta Vindelicorum, Augsburg, und läßt sie ferner an der fränkischen Saale, (besser wohl an der oberen Werra,) mit den Chatten um Salzquellen streiten, so daß sich also ihr Gebiet zwischen Donau und Main über das jetzige Franken erstreckte. Hierhin waren sie zur Zeit von Christi Geburt gekommen, als die Markomannen unter Marbod sich nach Böhmen zogen; sie waren von dem römischen Feldherrn Domitius Aenobarbus aufgenommen worden. Daher ihre Freundschaft mit den Römern. Vorher wohnten sie wahrscheinlich weiter nordöstlich im fränkischen und böhmischen Gebirgslande bis an die Elbe. — Von der Zeit der Markomannenkriege unter Marcus Aurelius an erscheinen die Hermunduren nur unter dem Stammnamen der Sueven, und sie sind es wahrscheinlich, die denselben, weiter nach Südwesten ziehend, als Schwaben bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

6. Die Narisker in der Oberpfalz, zwischen Hermunduren und Markomannen.

7. Die Markomannen, der wichtigste unter den südlichen Suevenstämmen, oder wohl besser die vorgeschobene Grenzwehr gegen die Gallier und später gegen die Römer, — daher Mark- oder Grenzmannen, — bewachten die Grenzen Germanien's zwischen dem Rhein, dem Main und der Donau. Bei der zunehmenden Schwäche der Gallier versuchten sie es, im Lande ihrer Feinde Eroberungen zu machen; Ariovist war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Markomanne. Wie sie sich um Christi Geburt unter Marbod vor den Römern nach Böhmen zogen und später furchtbare Feinde der Römer waren, wird die Geschichte erzählen. Ihr Name verschwindet in der Völkerwanderung wahrscheinlich wieder in dem der Sueven,

unter welchem Stammnamen sie mit andern Suevenvölkern nach Spanien gewandert sein mögen.

8. Die Quaden, das südöstlichste suevische Volk, an der Donau in Oesterreich und Mähren bis zum Granflusse in Ungarn, wo sie an das sarmatische Volk der Jazygen stießen. Sie lebten in Frieden mit den Römern bis zu dem großen markomannischen Kriege unter Mark Aurel, an welchem sie Theil nahmen. Von da an immer Feinde der Römer. Im 5. Jahrh. verschwindet ihr Name gleichfalls wieder in dem der Sueven, unter denen sie noch einmal in Spanien genannt werden. — Ptolemäus nennt in ihrem Lande viele Ortsnamen, da eine große Handelsstraße von Carnuntum, Preßburg, durch das Quadenland führte und Leben in dasselbe brachte; ihre Uebereinstimmung mit den gegenwärtigen Mährischen Städten ist aber sehr zweifelhaft.

9. Im Rücken dieser Völker, nach Osten zu, zeichnen die alten Schriftsteller noch viele Namen von Völkerschaften auf, ohne jedoch genauere Kunde von ihnen geben oder auch nur bestimmt sagen zu können, daß sie deutschen Stammes seien. So die Gothiner und Osen, in den Gebirgen, die an Mähren und Böhmen nach Oberschlesien hinlaufen, von denen Tacitus selbst angiebt, daß jene die gallische, diese die pannonische, also sarmatische, Sprache redeten. Von den Marsignern dagegen sagt Tacitus ausdrücklich, daß sie die deutsche Sprache redeten. Ihre Wohnsitze scheinen nach ihm in einem Theile von Niederschlesien, östlich vom Riesengebirge gewesen zu sein.

10. Die Lygier, ein mächtiger Völkerverein im östlichen Theile von Schlesien und in dem Theile Polens, der von dem Bogen der Weichsel von ihrer Quelle bis nach Bromberg umschlossen wird. Tacitus hält sie, wohl mit Recht, für Sueven, wenn gleich Sitten und Lebensweise schon sehr an die wilden sarmatischen Nachbaren erinnern, weshalb auch einige neuere Geschichtsforscher sie zu dem slavischen Stamme rechnen. Sie gehörten, da wir zuerst von ihnen hören, zu Marbods Völkerverein und ihre Verbindung mit den Markomannen und Hermunduren scheint auch später fortgedauert zu haben. Im 3. Jahrh. erscheinen sie mit den Burgundern am Rheine und werden vom Kaiser Probus geschlagen; der Hauptstamm aber, der im Lande zurückgeblieben war, hat sich wahrscheinlich zur Zeit der Völkerwanderung den Gothen angeschlossen; ihr Name wird nicht weiter genannt.

Von den lygischen Völkerschaften nennt Tacitus die Arier, Helveconen, Manimer, Elysier und Naharvalen; auch seine Burier, die er nicht zum lygischen Vereine rechnet, gehörten wahrscheinlich dazu. Sie wohnten an den Oder- oder Weichselquellen. Die Arier schildert Tacitus als die mächtigsten aber wildesten der Lygier. Sie färbten ihre Schilde schwarz, bemalten den Leib und wählten dunkle Nächte zu ihren Schlachten, und erregten durch den furchtbaren, gleichsam höllischen, Anblick des leichenhaften Heeres Schrecken bei den Feinden.

Bei den Naharvalen war ein heiliger Hain, in welchem ein jugendliches Zwillingspaar, mit Castor und Pollux zu vergleichen[1]), verehrt und von einem Priester in weiblicher Kleidung bedient wurde.

Durch das Gebiet der Elysier, die wahrscheinlich in Schlesien gewohnt und dem Fürstenthum Oels den Namen gegeben haben, ging gewiß

1) Tacitus nennt das Heiligthum oder die Gottheit Alcis, wahrscheinlich das Gothische Alhs.

eine römische Handelsstraße, was die vielen römischen Münzen beweisen, die man daselbst in der Erde gefunden hat und noch findet.

In dem großen lygischen Gebiete giebt Ptolemäus viele Städtenamen an, unter andern: Budorgis, wahrscheinlich Ratibor; Lygidunum, Liegnitz; Calisia, Kalisch, u. a.

11. Ueber ein tapferes und vielfach genanntes Volk, die Bastarner, welches schon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. von Livius als in den Diensten des macedonischen Königs Perseus im Kriege gegen die Römer stehend genannt wird und an den Ausflüssen der Donau in's schwarze Meer wohnte, sind die Stimmen noch immer getheilt, ob es wirklich zu den Germanen gehörte, wie auch schon Tacitus darüber in Ungewißheit ist. Waren sie Deutsche, so wären sie das erste deutsche Volk gewesen, welches auf dem Schauplatze der Geschichte genannt wird.

C. Die gothischen Völker.

1. Die Gothen. Tacitus, der nur Sueven und Nicht-Sueven unter den deutschen Völkern kennt, rechnet auch dieses Volk, welches er Gothonen nennt, zu den Sueven; Plinius dagegen, der eine fünffache Stammeintheilung macht, zu dem Stamme der Vindiler, das ist der Vandalische Stamm. Daß die Völker dieses Stammes sämmtlich im äußersten Osten des alten Germaniens wohnten, darin stimmen diese, wie die übrigen Schriftsteller, welche die Namen derselben nennen, überein. Die spätere Geschichte findet mehrere dieser Völker ebenfalls in Vereinigung, oder doch in gleichen Richtungen und Bestrebungen; sie sind es, welche dem Koloß des römischen Reiches den Hauptstoß versetzten. Wenn daher auch über so dunkle Verhältnisse, für deren Beleuchtung das Licht der Geschichte fehlt, nichts Bestimmtes ausgesagt werden kann, so wird es doch auch nicht verwerflich, vielmehr zur leichteren Uebersicht des bunten Gemisches förderlich sein, wenn wir diese Völker, als wahrscheinlich einem dritten, den Sueven verwandten, Hauptstamme zugehörig, den man den vandalischen mit Plinius, oder nach dem spätern Hauptvolke den gothischen, nennen mag, hier zusammenstellen.

a) Die Gothen oder Gothonen, eigentlich Guttonen, kennt Pytheas um das J. 320 v. Chr. an der Bernsteinküste; wir dürfen ihre Wohnsitze an der Weichselmündung suchen. Tacitus setzt sie jenseits der Lygier, also auch noch an die Weichsel, aber nicht mehr bis an das Meer reichend, denn an der Küste nennt er Rugier und Lemovier. Aber diese Völker gehörten höchst wahrscheinlich zum gothischen Stamme. Ptolemäus, beinahe 50 Jahre später, setzt sie ebenfalls an die Weichsel, mitten in's Land, und nennt an der Küste die Veneden oder Wenden. Daraus dürfen wir schließen, daß schon um diese Zeit die große Bewegung der wendischen und slavischen Völker von Nordosten nach Südwesten, wodurch die Deutschen in derselben Richtung fortgedrängt wurden, ihren Anfang genommen hatte. Im Anfange des 3. Jahrh. finden wir die Gothen schon wieder südlicher, in Dacien nämlich, wo sie sich festsetzten. In dieser Zeit erscheinen sie auch in zwei große Zweige, die Ostro-Gothen und Wisi-Gothen, Ost- und West-Gothen, getheilt. Ihre Schicksale zur Zeit der Völkerwanderung werden in der Geschichte weiter erzählt werden.

Als einzelne Völkerschaften werden noch die Gepiden, Mösogothen, Therwinger und Greuthunger genannt, Zweige des gothischen

Stammes, über deren Verwandtschaft und Stellung zu einander noch verschiedene Meinungen herrschen.

b) Die Burgundionen werden von Plinius an die Spitze des vandalischen Stammes gestellt, von Tacitus gar nicht genannt. Ptolemäus weist ihnen als Stammsitz das Land zwischen Oder und Weichsel, wo die Netze und Warthe fließen, an. Von den Gepiden aus diesen Gegenden vertrieben, wendete sich ein Theil von ihnen nach Norden und ließ sich auf der Insel Bornholm (Burgunda-Holm), zwischen Schweden und Dänemark, nieder, der größte Theil zog nach Südwesten, griff Gallien an, wurde vom Kaiser Probus zurückgeschlagen, wohnte eine Zeitlang in den Maingegenden, dann aber am Oberrhein, und erhielt gegen die Mitte des 5. Jahrh. von dem römischen Statthalter Aëtius Wohnsitze im südöstlichen Gallien, wo ihr Name noch fortdauert. In ihrem alten Gebiet kennt Ptolemäus die Stadt Ascaucalis, wo jetzt Bromberg liegt.

c) Die Rugier werden von Tacitus an die Ostsee gesetzt; er nennt neben ihnen die Lemovier, die kein anderer nennt und die auch in der Völkerwanderung nicht wieder erscheinen. Der Name der Rugier lebt in der Insel Rügen und einigen benachbarten Namen fort. Zur Zeit der Völkerwanderung kommen sie im Heere des Attila vor, als er gegen Gallien zieht; nach seinem Tode lassen sie sich auf der Nordseite der Donau in Oestreich und Ungarn nieder, welche Gegend nach ihnen Rugiland genannt wurde, und bald darauf tritt Odoaker, König der Heruler, Rugier, Sciren und Turcilinger, — bald wird er mit dem einen, bald dem anderen Namen genannt, seiner Geburt nach war er ein Scire, — auf und vernichtet im J. 476 n. Chr. das weströmische Kaiserthum. Die vier genannten Völker waren aller Wahrscheinlichkeit nach gothischen Stammes und fanden sich, nachdem sie aus den Ostseegegenden zwischen Weichsel und Oder ausgewandert, nach mancher Trennung und nach verschiedenen Schicksalen, von denen abgerissene Notizen in der Geschichte vorkommen, unter Odoaker wieder zusammen. Ein Theil der genannten Völker scheint sich mit den Bajoarien (Baiern) zu einem Volke vereinigt zu haben.

d) Die Vandalen kommen als einzelnes Volk nur beim Dio Cassius vor, der auch das Riesengebirge das vandalische nennt, in welchem die Elbe entspringe. Daß der Vindiler-Stamm des Plinius der vandalische sei, so wie, daß Tacitus denselben, als von einigen angenommen, wirklich den vandalischen nennt, ist früher angegeben; spätere Schriftsteller sagen ausdrücklich, daß die Vandalen mit den Gothen eines Stammes gewesen seien und gleiche Sprache und Gestalt, gleiche Gesetze und Einrichtungen gehabt haben. Ihre Schicksale zur Zeit der Völkerwanderung werden weiter unten erzählt werden.

Tacitus läßt sein Sueven-Land noch nicht mit den Küsten der Ostsee bis an die Weichselmündung schließen, sondern führt seine Leser auch noch zu den Aestyern an der Bernsteinküste. Sie sollten den Sitten und der Tracht nach Sueven sein, der Sprache nach den Britanniern näher stehen. Sie bauten mit Eifer Getreide und sammelten Bernstein, den sie glesum (Glas) nannten, und empfingen mit Verwunderung den hohen Preis, den die römische Ueppigkeit dafür darbot. Tacitus beschreibt den Bernstein sehr genau und richtig.

Auch jenseits der Ostsee im heutigen Schweden wohnen ihm noch Sueven, die Suionen nämlich, „gleich stark, wie er sagt, durch ihre Flotten als durch ihre Männer und Waffen. Bei ihnen herrschen Könige mit unumschränkter Gewalt. Jenseits der Suionen ist ein anderes Meer, zäh und fast unbewegt. Daß dieses Meer den Erdkreis begrenze, glaubt man deshalb, weil der Glanz der untergehenden Sonne bis zum Aufgange fortdauert, so hell, daß er die Sterne verdunkelt." Man hatte also doch Kunde von den Polarländern. Auch auf die starken Nordlichter jener Gegenden scheint Tacitus hinzudeuten, indem er noch die Sage anführt, daß besondere Strahlen am Himmel gesehen und dabei Töne gehört würden. — An die Suionen schließen sich noch die Stämme der Sitonen an, über welche ein Weib herrscht. „So weit", sagt Tacitus, „sind sie nicht nur von der Freiheit entartet, sondern auch in Knechtschaft. — Hier ist das Ende von Suevien."

Daß die Schweden deutschen Stammes, mag als ausgemacht, und daß sie mit den Gothen am nächsten verwandt sind, als wahrscheinlich angenommen werden. Der Name der Insel Gotland und manche Namen in Schweden reden dafür. Der gothische Geschichtschreiber Jordanis läßt die Gothen geradezu aus Skandza (d. i. Skandinavien, der allgemeine Name der nördlichen Länder bei den alten), zu Schiffe auswandern und sich an der Weichsel niederlassen. Er giebt aber mehr eine Heldensage, als eine Geschichte seines Volks, und es mag wohl eben so richtig sein, daß die Gothen von unserer Küste nach Schweden hinübergegangen sind.

D. Ueberrheinische Völkerschaften.

Im Westen war der Rhein nicht die eigentliche Grenze der deutschen Völker, sondern mehrere derselben waren schon vor Christi Geburt über den Fluß gegangen und hatten sich an seinem linken Ufer niedergelassen. Zu diesen gehörten:

1. Vangionen, Nemeter und Tribocker, in dem Landstrich am linken Rheinufer von Bingen unterhalb Mainz bis nach Breisach. In ihrem Gebiete finden sich mehrere Städte, die den Römern zum Theil ihre Entstehung, zum Theil ihre Vergrößerung verdankten, z. B. Moguntiacum, Mainz, eine alte gallische Stadt im Lande der Vangionen, unter den Römern ein wichtiger Waffenplatz. Schon im J. 70 n. Chr. brachte die 22. Legion, welche von der Eroberung Jerusalems kommend hier ihr Standquartier erhielt, wahrscheinlich das Christenthum hierher. Bonconica, Oppenheim; Borbetomagus, Worms; Noviomagus, Hauptort der Nemeter, Speier; Taberna, Rheinzabern; Argentoratum, Straßburg, im Lande der Tribocker, (nach Zeuß der Nemeter,) die vorzüglichste Waffenfabrik für Gallien.

2. Die Ubier wohnten früher an der rechten Rheinseite, wurden aber von den Sueven so hart gedrängt, daß sie den Julius Cäsar zu Hülfe riefen, und, nachdem dieser ihnen nur kurze Zeit Ruhe verschafft hatte, im J. 36 v. Chr. sich durch den römischen Feldherrn Vipsanius Agrippa auf das linke Rheinufer versetzen ließen. Sie waren immer treue Bundesgenossen der Römer. Ihr Land fing am Ausflusse der Nahe in den Rhein an, und hier war Bingium, Bingen, der erste Ort ihres Gebietes; ferner:

Bontobrice, Boppart; Confluentes, Koblenz; Antunnacum, Andernach; Bonna, Bonn; gegenüber als Brückenkopf, vom Drusus erbaut, Gesonia, das jetzige Dorf Geusen; Colonia Agrippina, Köln, eine Hauptstadt der Römer am Rheine, nach der Agrippina, der Tochter des Germanicus und Gemahlin des Kaisers Claudius, so benannt, die in dieser Stadt der Ubier geboren war und im J. 50 n. Chr. eine Kolonie von Veteranen hierher schickte, um ihren Geburtsort auszuzeichnen. Konstantin ließ hier auch eine Brücke über den Fluß schlagen, deren Ueberbleibsel bei niedrigem Wasser noch sichtbar sind; auf der rechten Seite war Divitia, das heutige Deuz, der Brückenkopf. Novesium, Neuß; Gelduba, oft genannt bei den Römern, das jetzige Dorf Geld bei dem Städtchen Uerdingen.

3. Die Gugerner, nördlich von den Ubiern, nicht weit von Gelduba anfangend, am Rheine hinunter bis dahin, wo die Waal sich von ihm trennt. Oerter: Asciburgium, Asburg bei Meurs; Vetera (castra), Xanten oder Büderich, Wesel gegenüber.

4. Die Bataver und Kanninefaten, beide chattischen Stammes, waren nach Tacitus durch einen Aufruhr aus ihrem Vaterlande vertrieben und hatten sich an den Ausflüssen des Rheines in dem von Gewässern umflossenen Lande niedergelassen, welche die Insel der Bataver genannt wurde[1]). Sie waren Bundesgenossen der Römer, bis sie sich im J. 70 n. Chr. unter Civilis empörten. In ihrem Gebiete lagen: Lugdunum, Leyden; Ultrajectum, Utrecht; Noviomagus, Nymwegen.

Außer diesen Völkern waren noch mehrere in den überrheinischen Gegenden, welche früher dahin ausgewandert und noch immer auf ihre deutsche Abkunft stolz waren, als wenn der Ruhm ihres Geschlechts sie von der Aehnlichkeit und Feigheit der Gallier schiede. Die hauptsächlichsten unter ihnen waren: die Trevirer, Trierer, mit der Hauptstadt Augusta Trevirorum, das jetzige Trier, die wichtigste Stadt des römischen Reichs in unsern nördlichen Gegenden; und die Nervier, zwischen der Maas und Schelde.

Im Süden der Donau wohnten nicht mehr reine deutsche Völkerschaften, sondern solche, die aus gallischen und andern Einwanderern gemischt waren. Die Donau kann als die Grenze des damaligen Germaniens angesehen werden, und die römischen Provinzen an ihrer Mittagsseite von der Schweiz bis über Kärnthen und Krain hinaus hießen: Helvetien, Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien.

E. Römisches Zehntland.

Wichtiger für die alte Geographie unseres Vaterlandes ist aber die Betrachtung des südlichen Theiles von Deutschland, am Rheine hinunter bis etwas über den Main hinaus, welcher das römische Zehntland, agri decumates, genannt wurde. Aus diesen Gegenden hatten sich die Deutschen nach und nach vor der römischen Uebermacht, welche sie vom Rheine und der Donau her bedrohte, weiter in's Innere gezogen, — der Rückzug der Markomannen ist bekannt, — und nun betrachteten die Römer das Land als Theil ihrer Provinz und erlaubten gallischen und andern

1) bat = gut, uwe = Aue.

Kolonisten, sich hier, gegen Entrichtung eines Zehnten, anzubauen. Davon erhielt auch das Land, welches nun als ein Vorland des Reiches gegen die Barbaren betrachtet wurde, seinen römischen Namen. Tacitus kennt dasselbe schon als solches. Zur Sicherung gegen die räuberischen Einfälle der Deutschen wurde nach und nach eine lange Reihe von Grenzbefestigungen, Wälle, Gräben, Mauern mit Thürmen u. s. w. angelegt, deren Spuren durch unermüdete Nachforschungen im ganzen südlichen und mittleren Deutschland wieder aufgefunden sind, so daß wir diese römischen Grenzwehren fast ununterbrochen verfolgen können.

Der Anfang derselben befindet sich in sehr beträchtlichen Spuren von Verschanzungen drei Meilen oberhalb Regensburg, bei dem Einfluß der Altmühl in die Donau. Die Verschanzung läuft von hier, dem Volke sehr wohl bekannt unter dem Namen der Teufelsmauer und des Pfahlgrabens, zwölf Meilen ununterbrochen nach Nordwesten fort, oft drei bis vier Fuß über den Erdboden erhaben, dann wieder südwestlich und westlich, in's Württembergische, bis in die Nähe des Neckars, und in der Entfernung einiger Meilen von diesem Flusse fast immer nördlich bis in den Odenwald. Die Mauer ist aus den Steinen, welche der benachbarte Boden lieferte, verfertigt und alle halben Stunden fast regelmäßig mit Thürmen versehen gewesen. Wenn auch hin und wieder die Spuren der Linie von der Zeit verwischt sind, so finden sie sich doch bald wieder. Im Odenwalde sind nur die Spuren einzelner Kastelle aufzufinden; höchst wahrscheinlich waren sie hier, wo das Holz so reichlich war, durch eine Pfahlhecke, eine Pallisadenreihe, mit einander verbunden, deren Spuren natürlich ganz verschwunden sind. Wenn wir aber die Ueberbleibsel der einzelnen Verschanzungen verfolgen, so stößt die Linie endlich bei Obernburg, östlich von Aschaffenburg, an den Main, nachdem sie von der Donau aus eine Strecke von ungefähr vierzig Meilen gemacht hat.

Nördlich vom Main sind die Spuren nur schwach, doch führen sie durch das Hanau'sche und Darmstädt'sche bis nördlich von Nidda, wo der Pohl- und Pfahlgraben wieder sichtbar beginnt und über Butzbach nach Homburg läuft. Hier liegt die Salburg, wahrscheinlich das von Drusus auf dem Taunus errichtete Kastell Arctaunum. In dieser Gegend ist der Grenzwall wohl zwanzig Fuß hoch und mit eben so alten Bäumen bewachsen, als der Wald selbst. Er läuft über den ganzen Taunus, dann durch die Gebirge am rechten Rheinufer bis zum Bade Ems, und von da wieder über Wald und Berg bis in die Gegend von Neuwied. Hinter dem Siebengebirge verliert sich seine Spur. Bis an die Sieg bei Siegburg erstreckt sich die römische Grenzlinie wohl gewiß, vielleicht auch noch weiter nordwärts. Wenigstens legte Tiberius, wie Tacitus erwähnt, auch im Cäsischen Walde einen Grenzwall, limes, an; doch ist von einem Zusammenhange desselben mit den südlichern Befestigungen noch keine Spur gefunden. — Gewiß wurde auch unter den spätern Kaisern immer von Neuem an den Befestigungslinien gearbeitet, bis die wiederholten Einbrüche alamannischer Kriegshaufen sie überwältigten. Im Anfange des 4. Jahrh. waren die Alamannen im Besitze des ehemaligen Zehntlandes.

Als römische Niederlassungen innerhalb der befestigten Grenzlinie werden außer denen, die im Norden des Mains schon früher genannt sind, noch folgende angeführt:

1. Castellum Valentiniani, in der Gegend von Mannheim.

2. Civitas Aurelia Aquensis, auch blos Aquae genannt, das heutige Baden; wird zwar nicht in römischen Schriftstellern genannt, allein durch aufgefundene Steindenkmäler ist es ausgemacht, daß mindestens schon am Ende des 2. Jahrh. hier eine römische Besatzung und Bäder waren.

3. Tarodunum, bei Freiburg im Breisgau, wo noch die Mark Zarten vorkömmt.

4. Ara Flavia, Rotweil, und mehrere andere. Ueberhaupt ist das Zehntland voll von Ueberbleibseln römischer Anlagen, Kastelle, Tempel, Brücken, Straßen, Säulen und Badeanlagen.

Aeltere deutsche Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberungen der Franken unter Chlodwig. 486.

Die römischen und griechischen Schriftsteller, welche über diesen Zeitraum Nachricht geben, sind schon im Anfange der Einleitung genannt. Hier ist noch der späteren kleinen Chroniken von Prosper und seinen Fortsetzern, besonders Marius, von Idacius und Marcellin, zu gedenken, welche von Roncallius, vetustiora Latinorum Chronica, 2 Voll., gesammelt sind. Ferner ist Beda venerabilis, ein sehr gelehrter englischer Mönch, gest. 735, zu nennen, der eine Chronik, de sex aetatibus mundi, bis 726, und eine hist. eccles. gentis Anglicanae hinterlassen hat. Endlich schöpfen wir auch manches aus dem, bei dem zweiten Zeitraume zu nennenden, Jordanis schon für diese frühere Zeit.

1. Cimbern und Teutonen. 113 bis 101 vor Christi Geburt.

Man hat die Spuren von Wanderungen und Kämpfen deutscher Stämme auf römischem und griechischem Boden in sehr frühe Zeiten hinauf zu verfolgen, und namentlich den Einfall der Gallier unter Brennus in Italien im J. 389 v. Chr., und den Zug der Gallier unter einem zweiten Brennus durch Thracien und Macedonien bis nach Delphi im J. 278 v. Chr., auf deutsche Völkerschaften aus den Alpengegenden zu deuten versucht. Allein diese Spuren sind viel zu dunkel und abgerissen, um irgend Sicherheit für die historische Forschung zu gewähren, und ihre Verfolgung würde überdies keinen wesentlichen Gewinn für die Kenntniß unserer Volksgeschichte darbieten. Wir fangen daher den fortlaufenden Faden unserer Geschichte nach wie vor mit dem Zuge der Cimbern und Teutonen an.

Es war das hundert und dreizehnte Jahr vor Christi Geburt, als ein wildes und unbekanntes Volk über die Donau herangezogen kam und an den Alpen erschien, da, wo die Römer die Zugänge nach Italien bewachten. Noch in diesem Jahre schlugen sie den römischen Consul Papirius Carbo, der hier das Heer befehligte, bei Noreja, in den Gebirgen des jetzigen Steiermark. Carbo hatte sich treulos gegen sie bewiesen; auf ihr Verlangen, mit ihm Freundschaft zu halten, hatte er ihnen falsche Wegweiser gegeben, die sie auf längerem Wege in den Gebirgen herumführten,

während er auf kürzerem heranzog und sie überfiel. Für dieses Unterfangen bestraften sie ihn, und er würde mit allen den Seinigen umgekommen sein, wenn ihm nicht ein schweres Gewitter zur Flucht behülflich gewesen wäre.

Woher die furchtbaren Schaaren ursprünglich kamen, wußte keiner; sie nannten sich, wie die Römer angaben, Cimbern und Teutonen. Wenn wir die abgerissenen Nachrichten der Schriftsteller zusammenstellen, so ergiebt sich, mit überwiegender Wahrscheinlichkeit, daß diese Völker nördliche Germanen waren; — selbst die nachher mit ihnen in Verbindung ziehenden Ambronen, die weiter nicht unter den deutschen Völkern genannt werden, rechnen wir, eben dieser Verbindung wegen, zum deutschen Volksstamm. Der Zug hatte schon längere Zeit gedauert; schon hatten sie mit mehreren Völkern, namentlich den Bojern, gestritten und erschienen jetzt von der Donau her an den römischen Grenzen. Ob sie als auf einer Wanderung begriffene Völkerschaften zu betrachten sind, oder nur als Kriegshaufen, welche auf Unternehmungen ausziehend, wie späterhin suevische Krieger unter Ariovist, sich immer mehr zu einer Volksschaar mit Weibern und Kindern bildeten und nun auch eines Vaterlandes bedurften, wo sie sich anbauen durften, — dieses Alles kann, bei dem Mangel bestimmter Zeugnisse, nicht unzweifelhaft entschieden werden.

Nachdem die Cimbern bei Noreja gestritten hatten, zogen sie durch die fruchtbaren Gefilde, welche zwischen der Donau und den Alpen liegen, nach dem südlichen Gallien, und mehrere Völker aus Deutschland, Gallien und der Schweiz verstärkten ihren Haufen, besonders die Tiguriner (Zürcher), ein tapferes Volk am Fuße der Alpen. — Bei den Römern hielten sie um ein Land an; sie versprachen dafür Hülfe und Zuzug in jedem Kriege. Die Römer aber verweigerten ihr Begehren; da beschlossen sie, mit Schwert und Muth zu suchen, was sie durch Vertrag nicht erlangen konnten. Vier römische Heere nacheinander wurden von ihnen und ihren Bundesgenossen geschlagen und fast vernichtet; das eine unter dem Consul Junius Silanus, das zweite unter dem Consul Cassius Longinus, der selbst in der Schlacht umkam; das dritte unter dem Legaten Aurelius Scaurus, welcher gefangen wurde. Als dieser nun in den Kriegsrath der Deutschen geführt wurde, um von der Alpen Uebergange Kunde zu geben, mahnte er sie von diesem Zuge ab und nannte die Römer unüberwindlich. Im Zorne über dieses Wort stand ein junger deutscher Fürst, Bojorix, auf und erschlug den Scaurus mit seinem Schwerte.

Die Römer, die schon den Erdkreis zu erobern dachten und nun von solchen geschlagen waren, deren Namen sie kaum kannten, brachten ein neues großes Heer unter dem Consul Marcus Manlius zusammen und schickten dasselbe dem Consul Caepio, dessen Legat Scaurus so eben geschlagen worden war, zu Hülfe. Aber es war Neid und Zwietracht zwischen den Feldherren, und dieses benutzten die Deutschen wohl und brachten dem großen Heere eine solche Niederlage bei, daß der gefallenen Römer und Bundesgenossen 80,000 waren und der getödteten Knechte 40,000. Manlius fiel mit zwei Söhnen und Caepio entkam, wie es heißt, nur mit zehn Mann. Dieser Tag wurde hinfort von den Römern zu den unglücklichsten gezählt und die Stadt Rom, sowie das ganze Land, war von Schrecken voll, so daß man in Rom noch lange Zeit nachher eine ganz ungemeine Bestürzung einen „cimbrischen Schrecken" nannte. Die Feinde aber benutzten diesen Augenblick nicht, — die Ursache ist nicht bekannt; — statt nach

Italien zu gehen, wandten sie sich wieder nach dem südlichen Frankreich und nach Spanien und ließen den Römern Zeit, sich zu erholen.

Diese hatten nur einen Mann, auf welchen sie jetzt alle ihre Hoffnung setzten; das war Cajus Marius, ein stolzer und rauher Mann, aber ein tapferer Kriegsheld. Er war von niedriger Herkunft und allein durch seine Kraft emporgestiegen; deshalb haßten ihn die von alten, vornehmen Geschlechtern; nun aber mußten sie ihn, gegen die bisherige Ordnung und gegen das Gesetz, vom J. 104 an mehrere Jahre hinter einander zum Consul machen, damit er sie nur von den furchtbaren deutschen Feinden befreiete.

Marius sammelte sein Heer und führte es über die Alpen nach Gallien, an den Fluß Rhodanus (Rhone), und schlug ein verschanztes Lager auf. Unter dem Heere stellte er die alte Zucht und Ordnung wieder her, die lange Zeit versäumt worden, wodurch hauptsächlich so großes Unheil über sie gekommen war. Dazu hielt er sich lange ruhig in seinem Lager, um seine Krieger erst an den Anblick der großen, riesigen Leiber der Fremdlinge und an den Ton ihrer furchtbaren Stimme zu gewöhnen. Und wenn er eine günstige Gelegenheit ersah, daß ein kleiner Haufen der Feinde allein war, so that er schnell einen Ausfall auf sie mit Gewalt und Ueberzahl, damit die Seinen nur erst im Kleinen siegen lernten. Solches Zaudern ermüdete die streitlustigen Deutschen, sie kamen oft an die Wälle des Lagers, höhnten das römische Heer und forderten es zum Kampfe heraus; aber Marius ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

Die Feinde nun hatten sich in zwei Haufen getheilt; die Cimbern waren an dem Rhodanus hinauf, durch die Schweiz und Tyrol, nach Italien gezogen, die Teutonen und Ambronen aber waren gegen Marius geblieben. Als diese sahen, daß er ihre Herausforderung zur Schlacht nicht annahm, brachen sie endlich auch auf, zogen an seinem Lager vorbei, des Weges nach Italien hin, und riefen spottend den römischen Soldaten zu: „Ob sie etwas an ihre Weiber zu bestellen hätten?" — Ihre Menge war so groß, daß sie sechs Tage lang in ununterbrochenen Reihen an dem Lager vorüberzogen.

Marius folgte ihnen zur Seite nach, sich immer auf den Höhen haltend, damit sie ihn nicht unversehens angreifen konnten; dann lagerte er sich ihnen gegenüber bei Aquae Sextiae (das ist das jetzige Aix im südlichen Frankreich). An dem Lagerplatze, den er gewählt, war wenig Wasser; und als seine Krieger unwillig über Durst klagten, zeigt er mit der Hand auf einen Fluß, welcher nahe bei des Feindes Lager floß, und sagte: „Dort ist euch ein Trunk für Blut feil." Sie erwiederten: „Warum führst du uns denn nicht gleich gegen sie, so lange unser Blut noch flüssig ist?" Er aber sagte mit gelassener Stimme: „Zuerst muß unser Lager befestigt werden." — Und die Krieger, obwohl unwillig, gehorchten; so hatte der strenge Feldherr die Kriegszucht herzustellen gewußt.

Von den Troßknechten eilte aber dennoch eine Menge an den Fluß, um für sich und die Lastthiere Wasser zu schöpfen; sie stießen auf einige wenige Feinde, welche sich mit Baden ergötzten, und wurden mit ihnen handgemein; und indem auf das Geschrei der Kämpfenden von beiden Seiten immer mehrere zu Hülfe herbeieilten, entspann sich mit den Ambronen, welche an dieser Seite ihr Lager hatten, ein heftiges Treffen. Die Ambronen wurden bis in ihre Wagenburg zurückgeschlagen; und da erst

entstand noch ein harter Kampf mit den Weibern, die mit Schwertern und Beilen herausstürzten und zugleich auf die Ihrigen, die da flohen, und auf die verfolgenden Römer loshieben. Die Nacht trennte die Fechtenden. Aber diese Nacht war auf mancherlei Weise furchtbar und grauenvoll. Aus dem Lager der Deutschen tönte es im wunderlichen Gemisch der Stimmen herüber, nicht wie Wehklagen und Jammern, — obgleich es eine Todtenklage über die Gefallenen sein mochte, — sondern gleich einem dumpfen Gebrüll, wie von wilden Thieren, daß die Gebirge umher und die Ufer des Stromes davon wiederhallten. Schrecken ergriff die Römer; sie fürchteten, jene möchten einen nächtlichen Angriff machen, welcher Alles leicht in Verwirrung bringt; denn ihr Lager war wegen des Gefechtes noch ohne Wall und Graben. Aber die Feinde kamen nicht und hielten sich auch ruhig beim Anbruch des folgenden Tages. Da traf Marius seine Vorkehrungen zur Schlacht. Das Fußvolk stellte er vor das Lager, die Reiter schickte er aber in die Ebene hinab, und den Unterfeldherrn Claudius Marcellus ließ er mit 3000 Schwerbewaffneten die mit Wald bewachsenen Höhen im Rücken der Feinde besetzen, mit dem Befehle, im Augenblicke des Kampfes aus seinem Hinterhalte hervorzubrechen.

Als die Teutonen die Römer in Schlachtordnung herausrücken sahen, waren sie von solcher Kampflust entbrannt, daß sie dieselben nicht in der Ebene erwarteten, sondern gegen sie die Anhöhen hinanrannten. Aber die Römer empfingen sie, da sie athemlos ankamen, herzhaft und in geschlossenen Reihen und trieben sie wieder in die Ebene hinab. Diesen entscheidenden Augenblick versäumte Marcellus nicht, sondern brach mit seinen Dreitausend im Laufe und mit Geschrei aus dem Gehölze hervor, den Feinden in den Rücken, die, von beiden Seiten gedrängt, bald in Unordnung geriethen und die Flucht nahmen. Die Römer verfolgten sie und fingen oder erschlugen über Hunderttausend. Es wurde auch bald nachher der Fürst der Teutonen, Teutobod, auf der Flucht in den Gebirgen gefangen und mußte späterhin des Marius Triumph in Rom zieren; ein Mann, so groß, nach der Römer Erzählung, daß er über alle Siegeszeichen hervorragte, und dabei so gewandt, daß er über vier bis sechs neben einander gestellte Pferde wegspringen konnte. Von den Waffen aber und der ganzen Beute verbrannte Marius dasjenige, was er nicht als das Seltenste und Kostbarste für den Triumph aufbewahrte, als ein großes und prächtiges Opfer den Göttern. — Diese Schlacht bei Aquae Sextiae war im J. 102 v. Chr., im 11. Jahre nach der Schlacht bei Noreja.

Des Marius und der Seinigen Freude wurde bald durch die Botschaft getrübt, daß der Consul Catulus in Oberitalien von den Cimbern zurückgetrieben sei. Diese waren, obschon spät im Jahre, über das Alpengebirge gegangen und trieben die Römer, welche in den Gebirgspässen Wache hielten, vor sich her. Staunend sahen diese, wie die gewaltigen Fremdlinge, in ihrer Lust an dem vaterländischen Schnee und Eise, so wie im Gefühle ihrer Abhärtung, sich nackend beschneien ließen, über Eis und tiefen Schnee auf die Berge stiegen und dann, auf ihren breiten Schilden sitzend, von den Spitzen steiler Abhänge herabfuhren. — Der Consul mußte hinter die Athesis, Etsch, zurückweichen, ließ aber an beiden Seiten der Brücke, die er hatte schlagen lassen, Verschanzungen anlegen. Als die Cimbern, näher heranziehend, den Fluß besichtigt hatten, fingen sie an, Riesen gleich, Felsen von den herumliegenden Hügeln niederzubrechen, Bäume aus-

zureißen, und diese, nebst Steinen und Erde, in den Fluß zu werfen, um sich einen Damm zu bilden; und die Pfeiler der römischen Brücke erschütterten sie mit großen Lasten, welche von den Fluten krachend dagegen getrieben wurden, so daß die Römer in ihrem Schrecken ihre Schanzen und ihr Lager verließen und die Flucht ergriffen. Erst hinter dem Po-Flusse nahmen sie wieder eine Stellung.

Nun verbreiteten sich die Cimbern über die reichen und schönen Gefilde von Oberitalien und versäumten dagegen, geradeswegs auf Rom loszugehen; die Anmuth des Landes fesselte sie. Statt des rauhen Lagers unter freiem Himmel gewöhnten sie sich an Obdach und Bequemlichkeit; statt der kalten Bäder nahmen sie warme, statt des rohen Fleisches genossen sie leckere Speisen; vor allem aber versanken sie in Unmäßigkeit des Weintrinkens. — Catulus wartete indeß hinter dem Po, bis Marius mit seinem siegreichen Heere aus Gallien herbeikam und zu ihm stieß. Hierauf rückten beide über den Fluß vorwärts. Als dieses die Cimbern erfuhren, sammelten sie ihre Haufen, und in Erwartung der Teutonen, deren Unglück sie nicht wußten oder nicht glaubten, schickten sie zum Marius, um noch einmal von den Römern Land für sich und ihre Brüder zu fordern. Als sie ihre Brüder, die Teutonen, nannten, verspottete sie Marius und sprach: „Lasset nur die Brüder, die haben ihr Land, und ihr werdet es auch zur Genüge von uns empfangen.“ Die Gesandten schalten ihn wegen seines Spottes, und sagten, er werde schon seine Strafe erhalten, von den Cimbern auf der Stelle, von den Teutonen aber, wenn sie herankämen. — „Sie sind da,“ sagte Marius, „und es wäre nicht schön, euch ziehen zu lassen, ehe ihr die Brüder begrüßt habt.“ Und damit ließ er die gefangenen Fürsten der Teutonen in ihren Fesseln vor sie führen.

Da kehrten die Gesandten betroffen zurück und die Cimbern brachen auf der Stelle auf; Bojorix, ihr Fürst, ritt an das Lager und forderte den Marius mit den Römern zur Schlacht an einem Platze, den er selbst bestimmen möchte. Marius erwiederte: „Die Römer seien zwar nicht gewohnt, ihren Feinden die Schlacht vorauszusagen, doch wollte er auch hierin den Cimbern sich gefällig erzeigen;“ und so bestimmte er zum Platze ihres Kampfes die raudische Ebene zwischen Vercellae und Verona, und zum Tage desselben von da an gerechnet den dritten Tag.

Nachdem diese Zwischenzeit verflossen war, zogen die Cimbern in guter Ordnung aus ihrem Lager, ihr Fußvolk stellten sie in ein Viereck von gleichen Seiten, ihre Reiterei aber, 15,000 Mann stark, wandte sich rechts und suchte durch diese Wendung die Römer zwischen sich und das Fußvolk zu bringen. Diese Reiter waren zum Theil auf das Prächtigste gerüstet; sie trugen Helme, welche die Gestalt von Rachen fürchterlicher Thiere oder sonst schreckliches Ansehen hatten, mit fliegenden Helmbüschen, welche ihre riesige Gestalt noch vergrößerten. Ihre eisernen Harnische und glänzenden Schilde strahlten weit hin. Jeder Reiter hatte einen doppelten Wurfspieß und für den Kampf in der Nähe ein großes gewichtiges Schwert. Diese ausgesuchten Waffen mochten sie auf ihren langen Zügen in siegreichen Schlachten erbeutet haben. So zogen sie heran. Das Fußvolk aber ergoß sich über die Ebene daher, wie ein unermeßliches, wogendes Meer. Da wusch Marius seine Hände, hob sie zu den Göttern empor und gelobte ihnen ein großes Opfer, wenn er siegen würde; auch Catulus that, mit aufgehobenen Händen, dem Glücke dieses Tages ein Gelübde. Und als dem Marius

die Eingeweide der Opferthiere von den Priestern gezeigt wurden, rief er mit lauter Stimme, daß es die Menge hörte: „Mein ist der Sieg!"

Nun begann ein harter und schwerer Kampf. Für die Römer kämpfte die Hitze und die Sonne, welche den Deutschen in die Augen schien; denn diese, in kalten schattigen Gegenden aufgewachsen, konnten sehr wohl die Kälte, aber nicht die Hitze ertragen; der Schweiß entkräftete ihre Körper und sie hielten die Schilde gegen die Sonne vor ihr Gesicht. Es war eben die heißeste Zeit des Sommers, am 29. Juli. Auch der Staub war ihnen entgegen, der sie ganz umhüllte und den Römern ihre Zahl wie ihren furchtbaren Anblick verdeckte, so daß diese, ohne durch das Anschauen im Voraus erschreckt zu sein, nur geradezu auf die feindlichen Reihen losgingen. Es kam zu dem schrecklichsten Handgemenge, in welchem die Römer durch die kurzen, breiten Schwerter großen Vortheil über die Feinde hatten. Auch waren ihre Körper so an Kriegsarbeit gewöhnt, daß man in der erstickenden Hitze doch nicht einen Römer Schweiß vergießen oder außer Athem sah. Marius hatte ferner eine neue Waffe erfunden, lange Speere mit Widerhaken, welche die Römer in der Feinde Schilde warfen und diese damit herabzogen, so daß der Mann entblößt dastand.

Also geschah es, daß der größte und streitbarste Theil der Cimbern getödtet wurde. Die vorderste Reihe hatte sich, um nicht auseinander gerissen zu werden, mit langen Ketten oder Stricken, die an die Gürtel geheftet waren, zusammengebunden; und nun lagen sie wie an einer Schnur hingestreckt. Als die Römer die Flüchtigen bis in ihre Wagenburg verfolgten, erblickten ihre Augen ein sehr trauriges Schauspiel. Die Weiber der Deutschen standen, schwarz angekleidet, auf den Wagen und tödteten selbst die Zurückfliehenden, ja ihre eigenen kleinen Kinder, sie unter die Räder der Wagen und die Füße der Lastthiere werfend, damit sie nur nicht den Römern in die Hände fallen sollten; und dann gaben sie sich selbst den Tod. Auch viele der Männer tödteten sich selbst, weil sie die Knechtschaft mehr fürchteten als den Tod. Dennoch sollen 60,000 gefangen und noch einmal so viele an diesem Tage getödtet worden sein.

Auf solche Weise endigte der große und schwere Krieg, der den Römern eben so gefährlich däuchte als der frühere, vor fast 300 Jahren, da die Gallier unter Brennus Rom verbrannten; sie nannten den Marius den dritten Stifter der Stadt. — Aber die Knaben und Jünglinge der Cimbern und Teutonen, die in den Schlachten gefangen und zu Sklaven weggeführt waren, rächten nachher das Blut ihrer Väter und Brüder an Tausenden von Römern, die sie in dem Sklavenkriege, unter Spartakus Anführung, erschlugen.

2. Cäsar und Ariovist. 58 v. Chr.

Noch nicht funfzig Jahre nach der ersten Waffenprobe der Germanen mit den Römern waren jene schon wieder im Anrücken gegen die römischen Grenzen; zwar in geringerer Zahl, als das erste Mal, und wohl nicht mit dem deutlich gedachten Plane, bis nach Italien vorzudringen; allein der Sieg und die Aussicht der Beute würde ihre Zahl bald vermehrt haben, und fruchtbare Triften, so wie die vollen Speicher der Landbewohner, hätten sie von einer Provinz zur andern gelockt, bis der Ruf des lachenden Landes jenseits der Alpen ihnen auch den Weg über diese Grenzscheide gezeigt

hätte. Aber sie fanden einen Gegner, der den Krieg wenigstens eben so gut verstand, als Marius.

Ariovist, ein König über Markomannen-Sueven zwischen Donau und Neckar, war von einem gallischen Volke, den Sequanern, gegen ein anderes, die Aeduer, zu Hülfe gerufen worden; er war im J. 72 v. Chr. an der Spitze eines Heeres über den Rhein gegangen und hatte den Sequanern den Sieg verschafft; allein die schönen Fluren des jetzigen Burgund gefielen ihm so sehr, daß er sie nicht wieder verlassen wollte. Gleich feindlich gegen Sieger und Besiegte, bemächtigte er sich einer Strecke Landes, und als sich die Gallier gegen ihn verbündeten, schlug er sie bei Magetobria in die Flucht. Vielleicht war er Anfangs nur wie ein Herzog mit seinem Waffengefolge zu diesem Abenteuer ausgezogen, nun aber fanden sich, durch den Ruf des schönen Landes gelockt, immer mehr Deutsche bei ihm ein, so daß er bald ein Heer von 120,000 Mann zusammen hatte. Ganz Gallien zitterte vor ihm; schon glaubten sich die Völkerschaften besiegt oder aus den alten Sitzen vertrieben. Die Römer aber, welche in Süd-Gallien schon eine unterworfene Provinz hatten, erkannten den Ariovist als König in seinem eroberten Lande an und nannten ihn Freund.

Allein bald nachher erschien Julius Cäsar, einer der größten und kühnsten römischen Feldherren, in Gallien. Ein flammender Ehrgeiz trieb ihn zu großen kriegerischen Unternehmungen, und er war in keiner andern Absicht in diese Gegenden gekommen, als ganz Gallien den Römern zu erobern. An diesen wandten sich nun die Aeduer und andere gallische Völker und baten ihn um Hülfe gegen die Deutschen. Cäsar ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, tiefer in Gallien vorzudringen, versprach Hülfe und ließ den Ariovist zu einer Unterredung auffordern.

Ariovist antwortete stolz und kühn: „Wenn er etwas von Cäsar begehrte, so würde er zu ihm kommen; verlange jener daher etwas von ihm, so möge er das Gleiche thun. Uebrigens begreife er nicht, was in seinem Gallien, welches er durch der Waffen Gewalt bezwungen, sowohl Cäsar als das römische Volk überhaupt zu thun habe?"

Cäsar ließ ihm erwiedern: „Weil er seine Einladung zur Unterredung zurückgewiesen, so verlange er kurz von ihm dieses: Zuerst, daß er keine Deutschen weiter über den Rhein führe; dann, daß er den gallischen Völkern ihre Geißeln zurückgebe und sie auf keine Weise wieder feindlich behandle. Wenn er dieses geleistet, so werde das römische Volk beständig Frieden und Freundschaft mit ihm halten; wenn nicht, so werde Cäsar die Beleidigungen der Aeduer nicht gleichgültig ansehen."

In seiner Antwort hierauf berief sich Ariovist kühn und offen auf das Recht der Waffen, nach welchem der Sieger mit dem Besiegten verfahren dürfe, wie es ihm gut dünke. So sei auch das römische Volk gewohnt zu handeln und verstehe gar wohl, sich seines Rechtes zu bedienen; nun möge man ihm dasselbe gestatten. Und auf Cäsars Wort, er werde die Beleidigungen der Aeduer nicht ungeahndet lassen, erwiederte Ariovist: „Es habe noch Niemand mit ihm, als nur zu seinem Verderben gestritten. Wenn Cäsar wolle, so möge er den Streit beginnen; er werde erfahren, was unbesiegte Germanen, in den Waffen aufs Beste geübt, die binnen vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, vermöchten."

Wahrlich die Sprache eines Helden der Völkerwanderung, dem sein gutes Schwert statt Erbrechts und Urkunde gilt, und der mit seinen Waffen-

brüdern unter kein Obdach tritt, bis er das gesuchte Land der neuen Heimath erkämpft hat. Bei einem andern Gegner möchte er mit dieser kühnen Erklärung durchgedrungen sein; Cäsar aber, welcher selbst in Rom nicht der Zweite zu sein ertragen konnte, wurde um so mehr gereizt, sich mit solchem Feinde zu messen. Er rückte gegen ihn an und besetzte Vesontio (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner, welche sehr fest und mit allem Kriegsbedarf reichlich versehen war. Da er hier einige Tage verweilte, bemächtigte sich plötzlich seines Heeres eine sehr gefährliche Muthlosigkeit. Die Erzählungen der oft von den Germanen geschlagenen Gallier, die Schilderungen der Kaufleute, welche ihr Land durchreiset hatten, die Nähe des furchtbaren Feindes selbst, alles stellte den Römern ein solches Bild von der Stärke, der Tapferkeit und der Wildheit der Deutschen, vor deren Blick man nicht einmal bestehen möge, vor die Seele, daß viele, die dem Cäsar freiwillig gefolgt waren, sich nicht scheuten, jeden Vorwand zu erfinden, um nur nach Hause kehren zu dürfen. Andere, welche die Scham zurückhielt, konnten sich doch so wenig beherrschen, daß sie oft in Thränen ausbrachen und traurig in ihren Zelten ihr Unglück beklagten. Im ganzen Lager wurden öffentlich Testamente gefertigt; und endlich wurden auch die von der Furcht angesteckt, welchen die Gefahren des Krieges doch keineswegs fremd waren. Allgemein aber murrte man gegen den verwegenen Feldherrn, der so gefährlichen Kampf ohne Noth aufsuche.

Diese Stimmung seines Heeres zu überwältigen, bot Cäsar alle Kraft seiner Beredsamkeit auf. Er versammelte die Führer des Heeres und stellte ihnen vor, daß der Krieg mit Ariovist noch keineswegs gewiß sei; er hoffe vielmehr, dieser werde der Stimme der Billigkeit und des Friedens nachgeben; und sollte er dennoch aus rasender Lust am Kampfe diesen durchaus wollen, so möchten sie nur der Besiegung der Cimbern und Teutonen gedenken, und des eben geendigten Sklavenkrieges, in welchem auch Germanen besiegt seien, so wie der Helvetier, die den römischen Waffen nicht zu widerstehen vermochten. — Und wenn alle diese Gründe sie dennoch nicht beruhigen könnten, und Niemand ihm folge, so werde er mit der zehnten Legion allein dem Feinde entgegengehen, an deren Treue zweifle er nicht.

Diese Rede machte tiefen Eindruck auf die Gemüther. Die zehnte Legion dankte ihm sogleich für sein Zutrauen und die andern beeiferten sich nun um die Wette, ihre Bereitwilligkeit gleichfalls an den Tag zu legen. Sogleich brach Cäsar auf und rückte dem deutschen Heere näher. Eine Unterredung, die er noch mit Ariovist, auf dessen Verlangen hielt, war ebenso fruchtlos, als die früheren Verhandlungen, und nun wünschte Cäsar nichts mehr als eine Schlacht. Aber Ariovist nahm eine Stellung an, in welcher er den Römern die Zufuhr abschnitt, und ließ täglich seine Reiterei, die den Römern durch die Vermischung mit den leichten Fußgängern überlegen war, kleine Gefechte liefern; allein die Schlacht, obgleich Cäsar sie täglich anbot, nahm er nicht an.

Da erfuhr Cäsar von den Gefangenen den Grund dieses Zögerns, welches der Deutschen Sitte sonst nicht war. Die wahrsagenden Frauen nämlich, nach deren Ausspruch sich das Heer richtete, hatten Unglück verkündet, wenn sie vor dem Neumond stritten. Nun suchte Cäsar noch eifriger, als vorher, die Schlacht, und rückte zur Ausforderung dicht an der Deutschen Lager. Da führten sie endlich ihre Schaaren heraus und jede

Völkerschaft nahm ihren Platz ein: die Haruder, Markomannen, Tribocker, Vangionen, Nemeter, Sedusier und Sueven; ihre Schlachtordnung umringten sie mit Wagen und Karren, auf denselben saßen die Weiber mit fliegenden Haaren, die Vorüberziehenden anflehend, sie nicht in die Knechtschaft der Römer dahin zu geben. Die Schlacht nahm ihren Anfang. Bald war sie allenthalben aufs heftigste entbrannt. Die Deutschen rannten mit solcher Schnelligkeit vor, daß die Römer nicht einmal Zeit hatten, die Wurfspieße zu schleudern, und daß ihr linker Flügel in die Flucht getrieben wurde; aber ihr rechter siegte seinerseits, und nun zeigte sich der Vortheil und das Uebergewicht vollkommen kriegerischer Ordnung. Der geschlagene Flügel der Römer sammelte sich wieder, als das dritte Treffen zur Hülfe heranrückte, der der Deutschen aber nicht, weil ihr Heer, wenn auch aufs höchste tapfer, doch der strengeren Kriegszucht und Ordnung ermangelte. So wurden sie zuletzt auf allen Punkten in die Flucht getrieben und eilten dem Rheine zu. Aber die römische Reiterei holte sie größtentheils alle ein, und nur wenige, unter ihnen Ariovist, retteten sich durch Schwimmen oder auf Kähnen über den Fluß. Ariovist's beide Frauen kamen auf der Flucht um, und von seinen beiden Töchtern wurde die eine getödtet, die andere gefangen. Von Ariovist berichtet die Geschichte weiter nichts.

3. Julius Cäsar am Rheine.

Als Cäsar den Ariovist über den Rhein zurückgetrieben hatte, begann er die Unterwerfung der gallischen Völker, welche den Deutschen an Tapferkeit nicht gleich waren. Er bezwang eines derselben nach dem andern und rückte dem Niederrheine immer näher. Da kam auch Botschaft zu ihm, daß zwei deutsche Völkerschaften vom Niederrhein, die Usipeter und Tenchterer, von den Sueven, die sich vielleicht für den Verlust ihrer gallischen Eroberungen in Deutschland schadlos halten wollten, gedrängt, über den Rhein gegangen wären, um sich neue Wohnsitze in Gallien zu suchen. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Heerden, und alle ihre Habe mit sich, und waren über 430,000 Köpfe stark. Weil Cäsar aber glaubte, Gallien gehöre ihm zu, so wies er sie wieder über den Rhein zurück. Sie antworteten ihm: „Sie seien von den Sueven gezwungen worden, aus ihrer Heimath auszuwandern; sie verlangten nichts, als ein Land zum Wohnen; er möge ihnen die Felder lassen, die sie mit den Waffen eingenommen hätten, oder ihnen andere zutheilen. Uebrigens sei es nicht germanische Weise, einen Krieg durch Bitten abzuwenden, sondern dem gegenüber zu treten, der den Streit wolle; daher stehe es ihm frei, ihre Freundschaft oder den Krieg zu wählen. Sie wichen niemandem, als den Sueven, denen selbst die unsterblichen Götter im Kampfe nicht gleich wären; sonst sei auf Erden keiner, den sie nicht überwinden könnten."

Dennoch wurden sie von Cäsar überwunden; aber durch wälsche Hinterlist. Als ihre Fürsten und Aeltesten zur Unterhandlung zu ihm kamen, nahm er sie plötzlich gefangen, überfiel das feindliche Lager und schlug und zersprengte das Volk, das ohne Führer war. Einige von ihnen waren über den Rhein zurück zu den Sigambrern entflohen. Da verlangte Cäsar ihre Auslieferung. Die Sigambrer aber antworteten: „Wenigstens sei doch der Rhein die Grenze des römischen Reiches; wenn er nicht wolle, daß die Deutschen wider seinen Willen über den Rhein gingen, warum er sich denn auf ihrer Flußseite anmaße Befehle zu geben?"

Solche Sprache verdroß den stolzen Römer. Auch war es ihm noch im frischen Andenken, daß die Sueven unter Ariovist in Gallien eingefallen waren; daher beschloß er, eine Brücke über den Rhein zu schlagen und die deutschen Völker in ihrem eigenen Lande der Römer Macht fühlen zu lassen. Er erbauete in zehn Tagen eine große hölzerne Brücke mit vieler Kunst im Lande der Ubier, unterhalb des Ortes, wo die Mosel in den Rhein fällt, nach einigen bei Bonn, nach andern bei Andernach, und ging mit seinem Heere über unsern vaterländischen Strom. Es war im J. 55 v. Chr. Er wollte den mächtigen Bund der Sueven angreifen; diese aber brachten Habe und Gut, und Weiber und Kinder in die Wälder und sammelten alle streitbare Mannschaft in der Mitte ihres Gebietes, um hier den Feind zu erwarten. Sie hatten ihren Kampfplatz sehr gut ausgewählt, denn Cäsar hielt es nicht für rathsam, ihnen bis dahin zu folgen. Er verweilte nur 18 Tage auf der rechten Seite des Rheines, verwüstete die Gegenden an der Sieg, wo die Sigambrer damals wohnten, durch Sengen und Brennen, und kehrte dann über den Fluß zurück. Den Ubiern, die ihm bei dieser Gelegenheit treue Helfer gewesen, gab er den Namen römischer Bundesgenossen.

Die Sueven aber waren so wenig vor den Römern in Furcht, daß sie bald nachher den Trevirern gegen sie Hülfe schickten. Daher beschloß Cäsar, zum zweitenmale über den Rhein zu gehen. Er baute eine zweite Brücke etwas oberhalb des vorigen Ortes, nach einiger Meinung bei Neuwied, setzte aber nur eben den Fuß in Deutschland, denn die Sueven hatten ihre Anstalten eben so klug getroffen, als das erstemal.

Nach dem Zusammenhange der Begebenheiten und der Gegend, wo Cäsar den Rhein überschritt, müssen die, welche er Sueven nennt, die Chatten gewesen sein, und diese entweder damals zum suevischen Bunde gehört, oder Cäsar, in der Unkenntniß der deutschen Verhältnisse, muß sie dazu gerechnet haben.

Nach dieser Zeit ist Cäsar nicht wieder nach Deutschland gekommen, wohl aber hatte er die Deutschen als so starke und tapfere Männer kennen gelernt, daß er aus ihnen Mannschaft für seine Legionen zu werben trachtete. Dieses gelang ihm bei dem muthigen Volke sehr leicht, wo immer kühne Männer für Sold und Beute und Kriegslust auszuziehen bereit waren. Auch war Cäsar ein Held, der es wohl verstand die Herzen seiner Krieger zu gewinnen; er führte sie stets zum Siege. Deutsche Hülfsvölker halfen ihm von nun an seine Schlachten gewinnen, und bei Pharsalus, als er gegen Pompejus den letzten Kampf hatte und entschieden werden sollte, wer von beiden die Welt beherrschen werde, da leisteten sie ihm den wichtigsten Dienst. Nachdem lange und hart gestritten war, schickte Pompejus seine Reiterschaaren gegen den Feind, damit sie der Schlacht die Entscheidung gäben; es waren aber die Reiter meistens stolze römische Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, die da glaubten, es könne ihnen niemand widerstehen. Da gab Cäsar seinen deutschen Fußvölkern Befehl, die Reiter zurückzutreiben, und rief ihnen zu: „Gesellen, zielet nur immer nach dem Gesicht!" Er wußte wohl, daß die eitlen Jünglinge aus der Hauptstadt ihre glatten Gesichter lieber hatten, als Narben. Und die Deutschen, die groß und stark genug waren, liefen gegen die Reiter an, als wären sie zu Pferde und die andern zu Fuß und schreckten sie solchergestalt, daß sie schnell die Flucht ergriffen. Dadurch wurde die Schlacht für Cäsar gewonnen. —

Von nun an blieben fortwährend deutsche Söldner im römischen Dienste und die nachherigen Kaiser bildeten sogar aus ihnen ihre Leibwache.

4. Der Anfang der großen deutschen Kriege.

Julius Cäsar wurde ermordet, als er sich zum Alleinherrscher in Rom machen wollte. Aber die Römer waren nicht mehr würdig ein freies Volk zu sein; darum kamen sie dennoch bald unter Herren, welche schlechter waren als Cäsar. Der erste unter ihnen war der Kaiser Augustus, und seine Regierung dauerte von dem Jahre 30 vor bis 14 nach Christi Geburt.

Zu seiner Zeit hatten die Römer schon einen großen Theil des damals bekannten Erdkreises unter ihr Joch gebracht; von Europa waren ihnen, außer Italien, auch Griechenland und Macedonien, Hispanien und Gallien unterthan. Damit ließen sie sich aber nicht genügen, sondern trachteten auch nach den Ländern, welche jenseits der Alpen und des Rheines lagen; denn die Herrschsucht und Habsucht der Römer kannte keine Grenze, und es mochte ihnen auch sehr wünschenswerth scheinen, über die kräftigen Männer des deutschen Stammes nach Willkür verfügen und den Kern ihrer Heere aus ihnen bilden zu können, um so die übrige Welt mit ihrer Hülfe im Gehorsam zu halten. Zuerst griffen sie die Völkerschaften an, welche an der Nordseite der Alpen, nach Deutschland zu, in den Gebirgen von Graubünden, Tyrol, Salzburg und Oestreich wohnten; wilde Völker, theils celtischen, theils unbekannten Ursprunges, die der Uebermacht der Römer nicht widerstehen konnten, aber nicht sowohl bezwungen, als ausgerottet oder zu Sklaven verkauft wurden. Im Jahre 15 vor Christi Geburt war dieser Kampf beendigt. — Von nun an wurde auf dieser Seite der Donaufluß die Grenze zwischen den Römern und Deutschen. Von der andern Seite sollte es der Rheinstrom nicht mehr sein; Augustus schickte seinen Stiefsohn Claudius Drusus nach Gallien, um die Deutschen in ihrem eigenen Lande anzugreifen; und dieser war ein Held, der Großes auszurichten im Stande war.

Drusus hat vier Feldzüge in Deutschland unternommen, in den Jahren 12 bis 9 vor Christi Geburt. Er hat mit den Sueven, Chatten, Sigambrern, Usipetern, Tenchterern, Bructerern und Cheruskern gekriegt; er ist vom Niederrhein aus, an den Flüssen Lippe und Ems hinauf, bis an die Weser, und auf dem vierten Zuge sogar bis an die Elbe vorgedrungen. Aber seine Züge waren keine Eroberungen. Die Deutschen verstanden es sehr wohl, wie sie gegen einen solchen Feind Krieg führen mußten; sie wichen aus ihren einzeln liegenden Höfen zu beiden Seiten von dem Wege, den er nahm, in die Wälder, zerstörten die Vorräthe, die sie nicht mit sich nehmen konnten, brachten die Ihrigen in Sicherheit und harrten bis zum Herbst. Dann mußten die Römer wiederum den Rückweg suchen, weil sie in dem öden Lande, aus Mangel des Unterhalts, nicht überwintern konnten; und das war der Augenblick, welchen die Deutschen mit Ungeduld erwartet hatten. Nun beunruhigten sie den Feind auf jedem seiner Tritte, griffen, an den gefährlichsten Stellen plötzlich aus den Wäldern hervorbrechend, seine einzelnen Haufen an, erschlugen die Ermüdeten, raubten das Gepäck und den Troß, und gönnten ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe; und so kamen die Römer nie ohne beträchtlichen Verlust an den Rhein zurück.

So brachten die schnellen und weiten Züge in Deutschland dem Drusus zwar viel Ruhm bei den Römern, den Deutschen aber wenig Schaden.

Im Herbst und Winter und Frühjahr wohnten sie ruhig an den Orten, welche die Feinde wiederum verlassen hatten. Doch hätte Drusus wohl endlich das Mittel gefunden, seine Herrschaft in Niederdeutschland zu befestigen, wenn er länger gelebt hätte. Einen Anfang dazu hatte er gemacht. Er baute feste Schlösser an den Mündungen der Flüsse, die in den Rhein und die Nordsee fließen, damit er die Schifffahrt auf denselben in seiner Gewalt hätte; denn auf einer Flotte von vielen kleinen Schiffen brachte er einen Theil des Heeres sicherer in das Land und führte bequem die Lebensmittel nach. Zu diesem Ende legte er auch einen Kanal an, welcher nach ihm der Drusus-Graben hieß (noch jetzt wird er Drusus-Vaart genannt) und den Rhein zwischen Doesburg und Ysselort mit der Yssel verband. Durch diesen Kanal wurde der Rhein mit dem Zuidersee, Flevum ostium der Alten, in Verbindung gebracht, und die Römer konnten nun aus allen ihren Anlagen am Rheine durch diese Ausfahrt in die Nordsee gelangen. Drusus selbst hat diesen Weg genommen, um sich mit den Friesen zu verbinden und zur See die Mündung der Ems zu erreichen, und an der Mündung der Ems bauete er, wahrscheinlich dem heutigen Emden gegenüber, ein Kastell. Am Rheine legte er wohl 50 solcher Kastelle an, befestigte vorzüglich Bonn und Mainz, letzteres auf der Grenzscheide gegen die Sueven, und versah sie mit Brücken und Flotten zu ihrer Vertheidigung; und auf dem Taunusgebirge gründete er das Kastell Arctaunum, gegen die Chatten gerichtet, auf der jetzigen Höhe bei Homburg. Wäre er nun mit solchen Befestigungen von Jahr zu Jahre immer nur um ein weniges in Deutschland vorgerückt, so daß er im Herbste das befestigte Land nicht wieder zu verlassen brauchte, so möchte die Herrschaft der Römer, mit ihrer Sprache und ihren Sitten, auch in unser Vaterland eingedrungen sein. Aber sein Ziel ward ihm schon in dem vierten Jahre seiner stürmischen Züge gesteckt.

Wir geben eine kurze Uebersicht dieser Züge. Den ersten machte er, nachdem seine Legaten die frühere Niederlage des Lollius an den Sigambrern gerächt hatten, mit der Flotte den Rhein hinunter, durch seinen Kanal und den Zuidersee in die Nordsee und lief in die Mündung der Ems ein. Die Friesen waren Bundesgenossen; die Bructerer aber hatten eine Flotte auf der Ems gesammelt und widersetzten sich; sie wurden geschlagen. Drusus legt an der Mündung des Flusses sein Kastell an und schifft dann an der ostfriesischen und oldenburgischen Küste noch bis an den Ausfluß der Jade, wo seine Schiffe durch die Ebbe auf das Trockene gesetzt, aber mit Hülfe der Friesen und der Fluth wieder flott gemacht werden. Der Winter nöthigt zur Rückkehr.

Im zweiten Feldzuge dringt Drusus zu Lande über die Lippe bis an die Weser in der Gegend von Höxter; allein ein Aufstand der Völker in seinem Rücken zwingt ihn zum Rückzuge. Da wurde er plötzlich bei Arbalo von den Deutschen umringt. Nur ihre zu große Zuversicht auf einen gewissen Sieg, die sie zu einem regellosen Angriff verleitete, und ihre Beutelust retteten ihn und sein Heer. Er baute darauf, am Zusammenfluß des Aliso und der Lippe, das feste Schloß Aliso[1]), um hier einen Stützpunkt für seine Unternehmungen gegen die Völker an der Weser zu haben.

Den dritten Feldzug machte er gegen die Chatten, die, vorher friedlich, jetzt mit den Sigambrern gegen ihn zusammengetreten waren, weil er

1) Ueber die Lage von Arbalo und Aliso s. die Einleitung.

gegen sie das Kastell auf dem Taunusgebirge errichtet hatte; sie wurden besiegt, aber nicht unterworfen.

Im vierten Feldzuge im J. 9 v. Chr. ging Drusus von dem Kastell auf dem Taunus in das Land der Chatten, schlug diese, so wie die Markomannen unter Marbod, und nöthigte die letzteren sich weiter nach Osten zu ziehen. Sie werfen sich auf die Bojer und diese müssen weichen. So half Drusus selbst, daß die Deutschen die gallischen Völker vollends vertrieben und ihre eigenen Sitze ausdehnten. — Hierauf wandte sich Drusus wieder links gegen die Cherusker, drang über die Gebirge an die Saale und an dieser hinunter bis an die Elbe (vielleicht in der Gegend von Barby). Als er hier einsam am Ufer der Elbe stand, welche nach seinen Gedanken noch nicht die Grenze seines Vordringens sein sollte, erschien ihm, so wird erzählt, ein wunderbares Weib und redete ihn so an:

„Wie weit willst du noch vordringen, unersättlicher Drusus! Es ist
„dir nicht beschieden, alle diese Länder zu sehen. Weiche von hinnen!
„Deiner Thaten und deines Lebens Ziel ist nahe!"

Mag nun diese Erscheinung ein Werk seiner Einbildung, oder vielleicht die List einer der wahrsagenden Frauen unter den Deutschen gewesen sein, welche das Schicksal ihres Volkes in bekümmerter Seele erwog; Drusus stürzte auf dem Rückwege mit dem Pferde und starb nach einigen Wochen an den Folgen dieses Unfalls.

Nach ihm befehligte sein Bruder Tiberius in verschiedenen Zeiträumen die Legionen, welche gegen die Deutschen standen. Dieser, der ein listiges und verschlagenes Gemüth hatte, gebrauchte neben den Waffen noch andere, schlimmere Mittel gegen uns; durch List entzweite er die Völker, durch Treulosigkeit führte er sie in's Verderben. Die Sigambrer, die eines der stärksten und tapfersten Völker am Rheine waren, vermochte er mit den Waffen nicht zu bezwingen, da forderte er eine Gesandtschaft von ihnen zu sich, des Friedens halber, wie er sagte; und als nun die Fürsten und Führer in großer Anzahl kamen, ließ er sie gefangen nehmen und in die gallischen Städte umher vertheilen. Und von dem Volke, welches seiner Führer beraubt war, verpflanzte er gleichfalls 40,000 an die Mündungen des Rheins[1]). Die Fürsten aber, denen das Leben bei einem fremden Volke eine unerträgliche Last war, und die nicht wollten, daß ihr Volk sich ihretwegen vom Rachekriege gegen die Römer enthalten sollte, tödteten sich selbst.

Durch solche Mittel war es freilich nicht schwer, die nächsten Gegenden am Rheine und den Flüssen, die sich in ihn ergießen, im Zaume zu halten; ja durch die festen Schlösser an den Flüssen und durch die Grenzwälle oder Landwehren (limites), welche das besetzte Land einfriedigten, schien der nordwestliche Theil des deutschen Landes bis nahe an die Weser schon unterworfen und eine römische Landschaft zu sein. Domitius Aenobarbus, Großvater des nachherigen Kaisers Nero, der in den letzten Jahren vor Christi Geburt den Befehl führte, drang sogar bis über die Elbe. So weit war keiner gewesen. Eben dieser legte auch einen künst-

---

1) Diese Verpflanzung der Sigambrer, durch welche Tiberius das Volk zu vertilgen meinte, gereichte demselben zum Heile. Aus diesen neuen Wohnsitzen gingen später die Salischen Franken hervor, welche den Grund zu der Größe des Frankenreiches legten.

lichen Weg zwischen Rhein und Ems, pontes longi genannt, an, nämlich Dämme und Moorbrücken, welche von vetera castra bei Wesel nach der Emsgegend hin durch Moor und Sümpfe führten[1]).

Als Tiberius zum zweitenmal, vom Jahre 3 nach Christi Geburt an, in Deutschland war, bezwang er vollends einen neuen Aufruhr der niederdeutschen Völkerschaften, schiffte auf dem Ocean bis in die Elbemündungen, bekämpfte die Langobarden, und hielt unter den beruhigten Völkern sein Winterlager in den Lippegegenden, wahrscheinlich bei dem festen Aliso. Dieser Ort war von nun an der Mittelpunkt der Unternehmungen der Römer gegen das mittlere Deutschland, an dessen Grenzen sie jetzt angekommen waren; und mit dem nächsten Volke desselben, den Cheruskern, hatten sie schon die Verbindung unter dem Namen von Freundschaft und Bundesgenossenschaft angeknüpft, welche noch sicherer als die Waffen zur Unterwerfung der Völker zwischen Rhein und Weser geführt hatte. Das Werk der innern Anordnung dieser Provinz schien beginnen zu können. Aber in so größer Bedrängniß des Vaterlandes schlief der deutsche Muth nicht; wie er denn zu allen Zeiten wohl einmal gebeugt, aber niemals gebrochen worden ist. Die Helfer entstanden aus dem eigenen Volke.

5. Marbod, König der Markomannen.

Eine Anzahl edler, deutscher Jünglinge war durch mancherlei Veranlassungen nach Rom gekommen: im römischen Kriegsdienste, oder als Abgesandte, ferner als Geißeln, einige vielleicht aus Ehrgeiz. In der Hauptstadt der Welt aber sahen sie nicht Größe und Freiheit, sondern die Knechtschaft, welche die Sünde neben sich führt: Erniedrigung neben dem Uebermuth, Schmeichelei, Wollust, Erschlaffung und Faulheit. Von solchen Herren beherrscht zu werden, als die damaligen Römer waren, däuchte ihnen das Schimpflichste zu sein. — Zugleich lernten sie aber auch der Römer Kriegswesen, ihre Staatskunst, ihre Listen kennen; und was jene zu ihrer

---

1) Ueber die pontes longi sind die Meinungen verschieden; als die verbreitetsten haben sich zwei herausgestellt: die eine findet dieselben in den Niederungen bei Bochold und dann wieder in der Gegend von Coesfeld bis in die Baumberge, die nach dieser Ansicht für die silva Caesia des Tacitus gehalten werden. Eine Hauptstraße der Römer nämlich soll durch diese Gegenden bis an die Ems hingeführt haben, etwa bei Rheine, wo Flotte und Heer sich vereinigten und das letztere an der Ems hinauf in die oberen Lippegegenden gezogen sei. Da aber die Ems bis Rheine für eine große Kriegs- und Transportflotte schwerlich jemals schiffbar gewesen ist, so nimmt eine andere (in dem Werke von Essellen neuerdings mit Scharfsinn vertheidigte) Meinung an, daß eine Hauptstraße der Römer sich an der rechten Rheinseite mehr nach Norden zu wendete, um mit dem Lande der verbündeten Friesen in Verbindung zu kommen und das Landheer zu einem Vereinigungspunkte mit der Flotte an der unteren Ems nordwärts von Meppen zu führen. Diese Straße mußte zuletzt durch das Burtanger Moor gehen, in welchem im J. 1818 die Ueberbleibsel einer großen Moorbrücke von übereinandergelegten starken Bohlen, einige Fuß unter der Oberfläche des Moores, in der Gegend des Klosters Apel und des Ortes Terhave in der holländischen Provinz Trente entdeckt ist. Vielfache Untersuchungen haben diese als ein Werk aus der Römerzeit erkennen lassen, obgleich von anderer Seite auch Widerspruch erhoben ist. Eine Römerstraße vom Rheine her über Coesfeld und dann an der Ems bis zur oberen Lippe scheint auch deshalb nicht annehmbar zu sein, weil schon eine gute Hauptstraße vom Rheine aus an der Lippe selbst hinaufführte.

Unterdrückung angewendet hatten, beschlossen sie dagegen zur Befreiung ihres Vaterlandes zu gebrauchen.

Ein solcher Jüngling war Marbod, ein edler Sueve, von dem Grenzvolke der Markomannen. Von Gestalt beschreiben ihn die Römer als groß und adelig, an Muth trotzig, und mehr seiner Geburt als seinem Geiste nach als einen Barbaren, mit welchem Namen sie in ihrem Stolze alle die, welche nicht Römer oder Griechen waren, benannten. Er war früh nach Rom geschickt und dort am Hoflager des Kaisers Augustus vorzüglich geehrt worden. Er aber, als er genug in Rom gesehen hatte, kehrte zu den Seinigen zurück; und weil er einsah, daß sie in ihren jetzigen Sitzen am Neckar und am Rheine sich gegen die große römische Macht nicht wohl behaupten konnten, welche sie, nach Eroberung der Alpen, von der Donau her und, nach der fast vollendeten Unterwerfung Norddeutschlands, auch vom Maine her bedrohete, so beschloß er, nachdem ein Versuch, in Verbindung mit den Chatten den Drusus aufzuhalten, vergeblich gewesen war, den Mittelpunkt der markomannischen Macht weiter nach Osten hin zu verlegen. Die Markomannen, durch ihre kriegerische Verfassung zu jeder Bewegung leicht fertig und entschlossen, gingen gern auf seinen Plan ein; Marbod führte sie nach Bojohemien oder Böhmen, dem Lande, welches rund umher von Gebirgen wohl beschützt ist, vertrieb das gallische Volk der Bojer, das schon vor Alters dort eingewandert war, unterwarf sich viele Völker umher und stiftete ein großes, wohlgeordnetes, markomannisches Reich. Seine Hauptstadt war Bubienum, auch Marobudum genannt, nach Einigen das jetzige Prag, nach Anderen Budweis. Die Hermunduren, Langobarden, Semnonen, der Kern der Sueven, wurden abhängig, und so erstreckte sich seine Macht von der Donau bis über die Mitte Deutschlands an die Elbe hin. Zu den römischen Kaisern aber sprach er von nun an nicht demüthig, als ein Schwacher, sondern wie zu seines Gleichen.

So weit hatte er seine Sache löblich geordnet, und er hätte nun eine Vormauer für die Freiheit des ganzen deutschen Landes sein können; aber es scheint fast, als hätte er in Rom zu viel gelernt. Er hatte von den römischen Kaisern auch die Herrschsucht gelernt und ihnen zugleich die Künste abgesehen, wodurch man die Gewalt über sonst freie Menschen befestigen kann. Er hielt sich eine Leibwache und führte auch im übrigen die römischen Ordnungen ein; und noch niemals war im deutschen Volke von einem Einzelnen solche Gewalt geübt worden. Sein Heer war 70,000 Mann zu Fuß und 4000 zu Pferde stark und er übte es in beständigen Kriegen gegen die Nachbarn, so daß man wohl sehen konnte, er bereite es zu noch größeren Zwecken vor. Das aber war der große Unterschied und der Tadel, weshalb man ihn nicht in Wahrheit einen großen Mann nennen kann, daß Alles dieses nicht für die Freiheit und das Glück seines Volkes, sondern lediglich für ihn selbst geschah, auf daß er nur groß und mächtig hieße, und geehrt und gefürchtet wäre.

Den Römern schien er schon so gefährlich, daß Tiberius, des Kaisers Sohn, im J. 7 n. Chr. mit einer großen Heeresmacht gegen ihn aufbrach; er wollte ihn mit 22 Legionen von zwei Seiten angreifen; und schon war er in vollem Anzuge, als plötzlich Botschaft zu ihm kam, daß in Ungarn, in Dalmatien und Illyrien ein großer Aufstand ausgebrochen sei und daß alle Völker vom adriatischen bis an das schwarze Meer, die an der Donau und die in den Gebirgen wohnten, sich gegen die Römer verschworen und

200,000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter zusammengebracht hätten, mit denen sie Italien stürmen wollten. Zu Rom war Schrecken und Furcht, und der Kaiser Augustus sagte im Senat: „Den zehnten Tag könne der Feind im Angesichte Roms stehen."

Sogleich schloß Tiberius mit Marbod einen Frieden, der für diesen günstig war, eilte mit dem ganzen Heere gegen die pannonischen Völker, und nach drei Jahren des hartnäckigsten Krieges wandte er die große Gefahr ab und brachte die Völker wieder unter seines Vaters Herrschaft.

Aber dieser hatte wenig Freude an solchem Glücke; denn auf einer andern Seite seines Reiches hatten ihm die Deutschen den größten Verlust zugefügt und den schwersten Kummer über ihn gebracht, den er in seinem Leben erfahren hatte.

6. Arminius.

Des Drusus Kriegszüge und Festungen und des Tiberius listig schleichende Künste hatten, wie wir oben gesehen, schon so viel in Niederdeutschland bewirkt, daß bis über die Weser hinaus kein gerüstetes Volk mehr offen widerstand. Alles war gebeugt, die Bündnisse der Völkerschaften zerrissen und mancher Vornehmen Sinn durch die Lockungen der Römer vergiftet. Andere Menschen schienen sie schon zu werden, Gewohnheit und Umgang mit den Fremdlingen fingen schon an, die vaterländische Sitte zu verdrängen. Um die römischen Lager entstanden Märkte und reizten die Deutschen zu Kauf und Tausch. Ja, Erde und Himmel, sagt ein römischer Schriftsteller, schienen sanfter und milder zu werden; denn die Wälder waren durchbrochen, durch die Sümpfe Dämme und Brücken aufgeworfen. Drei vollständige Legionen, die besten des römischen Heeres, hielten die Wache in den vielen Kastellen und Lagern, und mitten in unsern hohen Eichenwaldern war eine römische Statthalterschaft eingerichtet, waren römische Gesetze, Gerichte und Sachwalter. Vieles hatte zu diesen Veränderungen der römische Statthalter Sentius Saturninus beigetragen, der in den Jahren 5 und 6 nach Chr. Geb. in Deutschland war; ein Mann, der alt-römische Biederkeit mit Freundlichkeit vereinigte. Er liebte Feste und Genüsse und flößte auch den Deutschen immer mehr Liebe zu der verfeinerten Lebensweise der Römer ein. Ihm folgte im Herbst des Jahres 6 Quinctilius Varus, ein Mann von schwachem Gemüthe, der für die Geschäfte des Friedens geschickter war, als für den Krieg, und überdieß dem Geize ergeben. Denn es hieß von ihm, er habe die reiche Provinz Syrien, wo er vorher Statthalter gewesen, arm betreten, habe sie aber so wieder verlassen, daß er reich und sie arm war. Diesem wenig scharfsinnigen Manne schienen die Deutschen vollkommen unterworfen, weil sie ruhig waren, und er suchte die Knechtschaft unter ihnen durch jene stillwirkenden Mittel zu befestigen, welche verderblicher sind als die Gewalt des Schwertes, weil sie unschuldiges Ansehen haben. Er saß unter den Germanen zu Gericht, als unter Römern, sprach über deutscher Männer Leib und Gut, und die römischen Sachwalter suchten statt der geraden und einfachen deutschen Herkommen die feinen und verwirrenden Künste des römischen Rechtsganges einzuführen. Wenn man aber einem Volke einen heimlich fressenden giftigen Wurm an die Seele setzen will, der es von allen großen Gedanken, von der Liebe des Vaterlandes und der Mitbürger, in ein kleinliches, eigensüchtiges Treiben herabzieht, so muß man ihm die Liebe zu Rechts-

händeln und Streitigkeiten einflößen, damit es sich unter einander erbittere und ein jeder nichts Größeres wisse, als den eigenen Vortheil. Und weil die gerichtlichen Verhandlungen alle in der römischen Sprache geführt wurden, so sollten sie auch das Mittel sein, diese unter den Deutschen einzuführen. Denn um die Eigenthümlichkeit, die Freiheit und den selbstständigen Sinn eines Volkes zu vernichten und es in eine fremde Gestalt zu gießen, muß man ihm auch seine Sprache nehmen.

Darin aber hatte sich Varus sehr verrechnet, daß er glaubte, die rohen Deutschen hätten kein Gefühl für solche Kunstgriffe. Der Verstand der Naturvölker ist gar scharfsinnig gegen den, der sie mit Netzen umgarnen will, und die Germanen waren von der Natur mit gesundem Sinn und guter Einsicht ausgerüstet. Sehr scharf sahen sie den Quell und den Mittelpunkt des Verderbens, und vor allen Dingen wurden sie mit innerm Grimme erfüllt bei dem Anblick der Ruthen und Beile des römischen Statthalters, welche die Zeichen seines Rechtes waren, körperliche Strafen und selbst den Tod zu verhängen. Nichts war den freien Deutschen entehrender als körperliche Züchtigung, die Schande der äußersten Knechtschaft, und das Recht der Todesstrafe räumten sie nicht einmal ihren Fürsten, sondern nur der Gottheit ein, welche das Urtheil durch den Mund der Priester aussprach.

Allein ihr Grimm durfte nicht laut werden und blieb lange in der Brust jedes Einzelnen verborgen, weil keiner war, der mit kühnem Geiste die glimmenden Funken zu einer großen Flamme vereinigte. Da mußte Rom selbst den Retter deutscher Freiheit großziehen. Es war Arminius, den wir Hermann zu nennen gewohnt sind, der Sohn des Cheruskerfürsten Segimer, ein Jüngling tapfern Armes und Herzens, von klarem und schnellem Geiste, aus dessen Auge das Feuer seiner Seele sprach. Er hatte durch ausgezeichneten Kriegsdienst die Würde eines römischen Bürgers und Ritters erlangt und war, wohlunterrichtet und geübt in allen Künsten des Krieges und Friedens, zu seinem Volke zurückgekehrt. Hier sah er die Schmach und das Verderben, welches dem Vaterlande bereitet wurde; sein Geist sann auf große Mittel. Er fand bald die gleiche Stimmung bei den Edelsten der Cherusker und der benachbarten Völker; sein flammendes Wort fachte ihren Muth noch mehr an; sie entwarfen den großen Rettungsanschlag, und um die Römer desto sicherer zu verderben, lockten sie den Varus, welcher im Cheruskerlande nicht weit von der Weser stand, durch absichtliche Empörung eines Volkes in seinem Rücken — so erzählen die römischen Schriftsteller, — in die Tiefen des großen Teutoburger Waldes, durch welchen er ziehen mußte, um den Aufruhr zu dämpfen.

Varus hätte seinem Schicksale entgehen können. Unter den Deutschen selbst war der Verräther; es war der Cheruskerfürst Segestes, ein Feind des Segimer und zugleich neidisch auf Armins großes Ansehen, weil der viel jüngere Mann durch seines Geistes Kraft und seine Heldentugend die Augen der Völker auf sich zog. Noch am Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung, als Varus die Fürsten bei einem Gastmahl vereinigt hatte, bat ihn Segest auf das dringendste, den Arminius gefangen zu halten; aber eine blinde Zuversicht auf seine Macht verdeckte ihm den Abgrund, der sich vor seinen Füßen öffnete. Er zog noch tiefer in das mit Wald bedeckte Land und die Fürsten entfernten sich mit dem Versprechen, mit ihren Hülfsvölkern alsbald zu ihm zu kommen. Sie kamen; — der Plan war groß und glücklich angelegt; — mitten in einer unwirthbaren Gegend, wo

von allen Seiten Berge und enge Schluchten waren, sollte der Angriff geschehen. Nirgends ein gebahnter Weg, überall dicht verwachsenes und undurchdringliches Gehölz. Die Bäume mußten umgehauen, Gräben und Moräste ausgefüllt und Brücken geschlagen werden. Es war die stürmische Herbstzeit des Septembermonats; starker Regen hatte den Boden schlüpfrig und alle Tritte unsicher gemacht und der Sturmwind sauste in den Gipfeln der riesenhohen Eichen, aus denen die alten Schutzgötter zürnend herabzudrohen schienen. Krieger, Lastthiere, Gepäck und Troß, alles zog unbesorgt, wie in völliger Sicherheit, durcheinander.

Unter diesen Schrecknissen der Natur erschienen plötzlich auf allen Höhen umher die Deutschen als Feinde und schleuderten auf die zusammengedrängten Haufen der Römer ihre Geschosse. Diese konnten sich, in ihrer schweren Rüstung, auf schlüpfrigem Boden und mit Waffen, die durch den anhaltenden Regen schon verdorben waren, wenig vertheidigen. Dennoch setzten sie, unter beständigen Anfällen, ihren Zug fort und gelangten am Abend zu einem Platze, wo ein Lager aufgeschlagen werden konnte. So ermüdet alle waren, boten sie doch die äußersten Kräfte auf, Verschanzungen zu errichten, die den Feind zurückhalten konnten, um sich wenigstens eine ruhige Nacht, vielleicht die letzte, zu verschaffen. So wurde der Tag unter Furcht und Hoffnung erwartet. Am Morgen verbrannte man alles, was an Gepäck entbehrlich war; die Soldaten wurden dadurch leichter zum Kampf, der Troß kleiner; diesen, so wie die Weiber und Kinder, deren eine große Menge bei dem Zuge war, weil man keinen Krieg erwartet hatte, nahmen sie in die Mitte und setzten nun ihren Rückzug, wahrscheinlich in der Richtung nach ihrer Festung Aliso zu, fort. Ihr Schicksal schien sich aufzuhellen; sie kamen auf einen freien Raum, wo sie ihre Reihen ordnen konnten und die Deutschen keinen Angriff wagten; allein ihres Bleibens war hier nicht, sie mußten weiter, und der furchtbare Wald nahm sie wiederum auf. Die Feinde erneuerten und verdoppelten ihre Angriffe; das Unwetter dauerte fort; die Deutschen riefen: „Siehe das thut unser Gott, der uns heute an unsern Feinden rächen will." Viele der tapfersten Römer erlagen vor ihren zornigen und immer kühneren Anfällen.

In solcher Noth erschien die Nacht zum zweitenmale und sie suchten sich wiederum zu verschanzen. Aber die mit Siegesgeschrei anstürmenden Feinde ließen ihnen nicht Zeit. Da, als Himmel und Erde entgegen und nirgends Rettung zu hoffen war, entfiel auch den Tapfersten der Muth. Varus, da er Alles verloren sah und schon mehrere Wunden empfangen hatte, stürzte sich, dem Beispiele seines Vaters und Großvaters folgend, in sein Schwert; viele der Anführer desgleichen; das ganze Heer wurde niedergemacht oder gefangen, und nur einzelne wenige entkamen[1]).

1) Der Ort der Varianischen Niederlage gehört auch zu den Streitpunkten auf dem Gebiete unserer alten Geschichte, und gern möchten wir ja genau den Fleck kennen, auf welchem der große deutsche Freiheitskampf stattfand. Jedenfalls ist der Umkreis nicht groß, in welchem das Schlachtfeld zu suchen ist. Der Zug des Varus von seinem Standlager im Lande der Cherusker nahe an der mittleren Weser rückwärts nach dem Rheine zu mußte durch die Südspitze des Teutoburger Waldes gehen, um an die Lippe und zu dem festen Aliso zu gelangen. Wird nun das Dorf Elsen bei Paderborn für Aliso genommen, so liegt es nahe, das Schlachtfeld des Varus an der südlichen Grenze des Lippe'schen Landes, etwa zwischen Horn und Lippspringe, zu suchen und dahin vereinigte sich bis in die neuere Zeit die Mehrheit der Stimmen.

So war das schönste und tapferste unter allen römischen Heeren, mit den Hülfsvölkern an 40,000 Mann stark, vernichtet. — Es war die Stunde schwerer Rache, die von der Wuth eines hartbeleidigten, freiheitsliebenden und noch rohen Volkes an solchem Tage zu erwarten war. Viele der römischen Tribunen und Centurionen bluteten als Opfer auf den Altären der vaterländischen Götter; andere, die das Leben behielten, wurden zu den niedrigsten Arbeiten gebraucht, so daß, wie die Römer selbst berichten, mehr als Ein vornehmer Mann, dem zu Hause schon der Eingang zum Senate offen stand und der die Triumphe seiner Vorfahren zählte, als Hüter deutscher Heerden, oder Wächter an deutschen Thüren, sein trauriges Leben beschloß. Auch wird erzählt, wie die Deutschen sich besonders erbittert gegen die römischen Sachwalter zeigten, gleichsam in dem Gefühle, daß ihnen durch deren Künste die größte Gefahr für Freiheit und Selbstständigkeit bereitet sei; und wie ein Deutscher einem solchen Sachwalter im Zorne die Zunge ausriß, mit den bittern Worten: „Nun höre auf zu zischen, Natter!"

So war der Hergang der großen deutschen Freiheitsschlacht nach der Erzählung der Feinde selbst; in wie ganz anderm Lichte noch würde sie uns erscheinen, wenn wir das Zeugniß auch nur Eines deutschen Mannes über sie hätten! Der Besiegte beschönigt seine Unfälle und sucht oft im Verrathe der Feinde die Ursache seines Unglücks, die doch in der Gewalt der Umstände und in der Verkehrtheit seiner eigenen Handlungen lagen.

Das Urtheil steht fest, und der Römer eigenes Geständniß bestätigt es, daß unser Vaterland dem Siege im Teutoburger Walde seine Freiheit verdankt, und wir die Enkel, daß noch ungemischtes deutsches Blut in unsern Adern fließt und das reine, deutsche Wort auf unsrer Zunge ist. In Rom aber war Bestürzung und Kummer. Während die Deutschen frohlockten, die Vesten diesseits des Rheines erstürmten[1]) und das ganze Land von der römischen Art säuberten, war der Kaiser Augustus außer sich, rannte in der Betäubung mit dem Kopfe gegen die Wand und rief beständig:

„Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!"

Einige Monate lang ließ er Haar und Bart wachsen, die Wachen der Stadt wurden verdoppelt, damit nicht etwa ein Aufruhr entstände; die Deutschen

---

Seitdem aber Aliso weiter westlich an der Lippe, bei Liesborn oder bei Hamm gesucht wird, läßt sich auch das Schlachtfeld etwas weiter nach Westen verlegen und so ist in dem schon mehrfach angeführten Werke von Essellen mit sehr beachtenswerthen Gründen die Gegend südlich von Beckum, im Regierungsbezirke Münster, wo im Havixbrock die Ueberreste eines großen alten Kriegslagers aufgefunden sind, als der Schauplatz der Varusschlacht dargestellt. Die Gegend ist eine der unwegsamsten in Westfalen, zum größeren Theile noch jetzt mit Waldung bedeckt, hügelig, ja bergig, mit Höhen, die sich 100 bis 480 Fuß über den Spiegel der Lippe erheben, und zahlreichen Schluchten. Der Boden ist Lehmboden und in nassen Jahreszeiten tief und morastig. Da diese Waldhöhen nicht sehr weit von dem Bergzuge des Osning entfernt sind, den man mit dem Teutoburger Walde für gleichbedeutend hält, so können sie als Ausläufer desselben auch noch vor Tacitus dazu gerechnet sein. Jedenfalls kam ja auch Varus vom Teutoburger Walde her. — Auch das Auffinden des Schlachtfeldes durch Germanikus im J. 15 wird in dem Essellen'schen Werke sinnreich mit der Lage im Beckumer Kreise in Einklang gebracht.

1) Aliso hielt sich am längsten. Es war so fest, daß die Deutschen ohne Belagerungskunst und Werkzeuge, es nicht mit Gewalt erobern konnten. Sie wollten daher den Hunger zu Hülfe nehmen; aber die römische Besatzung wußte sich durch eine Kriegslist, im unbewachten Augenblicke, durchzuschleichen und gelangte, wenn auch mit Verlust, an den Rhein.

wurden aus Rom fortgeschafft, sogar die deutsche Leibwache übers Meer auf die Inseln gebracht. Endlich gelobte Augustus seinem Jupiter große Feste, „wenn sein Reich in eine glücklichere Lage käme." So war es auch geschehen im cimbrischen Kriege.

Um den größeren Unternehmungen der Germanen, die man als gewiß erwartete, zu begegnen, mußte Tiberius mit einem schnell zusammengerafften Heere an den Rhein eilen; zu seinem Erstaunen fand er Alles ruhig. Die Deutschen wollten nicht erobern, sondern nur ihre Freiheit schützen; wie denn schon die Natur eines Bundes es mit sich bringt, daß, nach abgewendeter Gefahr, jeder in seine Heimath zurückkehrt. — Tiberius hielt das wankende Gallien in Gehorsam und ging abermals über den Rhein, doch ohne tief einzudringen; und als er nach wenigen Jahren dem Augustus in der Herrschaft Roms folgte, trug er seinem Neffen Germanikus, des Drusus Sohn, den Krieg gegen die Deutschen auf.

Germanikus und Arminius 14—16 nach Chr. Geb. Germanikus, ein junger, feuriger Held, hatte das große Beispiel seines Vaters vor der Seele und beschloß des Varus Niederlage zu rächen. Er unternahm drei Hauptzüge in Niederdeutschland, immer in dieselben Gegenden, wo auch früher der Krieg war, an der Lippe und zugleich vom Meere her an der Ems hinauf, auf Weser und Elbe zu. Deutschland schwebte in neuer Gefahr; denn Germanikus war ein Kriegsheld, würdig der bessern Zeiten Roms. Aber wie Arminius gegen den schlechteren Feldherrn den vollständigen Sieg gewonnen hatte, so widerstand er dem besseren, welcher mit großer Heeresmacht herankam, mit solcher Klugheit und Tapferkeit, daß er, wenn auch nicht immer siegreich in den Schlachten, doch nach jedem Feldzuge den Gegner zwang, sich nach seinen Festungen am Rheine zurückzuziehen. Und so that er in diesen Jahren nicht weniger für des Vaterlands Freiheit, als in der Vertilgung der Varianischen Legionen.

Den ersten Feldzug im Jahr 14 n. Chr. Geb. machte Germanikus mit 12,000 Mann Römer und einer Anzahl Bundesgenossen vom Rheine aus, da, wo jetzt Büderich und Wesel liegen, durch den Cäsischen Wald in das Gebiet der Marsen, überfiel die Ungewarnten, die sich im tiefen Frieden glaubten und eben ein großes Fest feierten, hinterlistig von mehreren Seiten und verwüstete das Land zehn Meilen weit mit Feuer und Schwert. Kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont und ein weit umher berühmtes Heiligthum, der Tempel der Tanfana (nach Einigen im Tecklenburgischen, wahrscheinlicher aber zwischen Lippe und Ruhr)[1]), wurde zerstört. Weiter drang er nicht in Niederdeutschland ein, denn schnell erhoben sich die Brukterer, Tubanten und Usipeter, das Unglück der Freunde und die Zerstörung des Heiligthums zu rächen. Der Rückzug der Römer war nicht ohne Beschwerde; nur durch kluge und feste Ordnung führte Germanikus die Legionen glücklich über den Rhein zurück.

Im folgenden Jahre befreite er, nachdem er zuerst die Chatten, welche sich dem Bunde der Völker unter Arminius angeschlossen, überfallen hatte, den bei den Seinigen verhaßten Segestes, der ihn um Hülfe anrief, aus den Händen seiner Gegner. Der Streit zwischen den beiden feindlichen Fürstenhäusern war wieder ausgebrochen. Arminius hatte Segest's Tochter Thusnelda, die er liebte und die ihm der Vater verweigerte, entführt

1) Grimm sucht ihn in der Gegend von Dortmund.

und zum Weibe genommen. Der Vater raubte sie wieder und brachte sie nach seiner Veste[1]); hier belagerte ihn Arminius, um seine Gemahlin wieder zu befreien; aber Germanikus entsetzte den Segestes und bekam bei dieser Gelegenheit Armins Gemahlin Thusnelda gefangen und führte sie nach Rom. Sie aber vergaß ihres Gemahles und der Hoheit ihres Standes niemals, und war in ihrer Gesinnung mehr ihm, als ihrem Vater, gleich. Segestes dagegen, der nun einen Beschützer gefunden hatte, redete zu dem Römer in gleichem Sinne, wie zu allen Zeiten solche, die das Vaterland verrathen haben:

„Dieses ist nicht der erste Tag meiner Treue und Beständigkeit gegen das römische Volk!" — so sprach er: „Seit ich von dem göttlichen Augustus mit dem römischen Bürgerrechte beschenkt bin, habe ich bei der Wahl meiner Freunde und Feinde nur auf euren Vortheil gesehen; nicht etwa aus Haß gegen das Vaterland, — Verräther sind ja selbst denen verhaßt, zu welchen sie übergehen, — sondern in der Ueberzeugung, daß Römern und Germanen dasselbe fromme, und weil ich Frieden dem Kriege, das Alte dem Neuen und das Ruhige dem Stürmischen vorziehe. Zugleich kann ich nun, da ich bei dir bin, dem Volke der Deutschen ein nützlicher Fürsprecher sein, wenn es lieber Reue als Verderben will."

So redete Segestes. Der Cäsar versprach ihm Schutz und wies ihm einen Wohnsitz am Rheine an. Arminius aber fühlte den heftigsten Zorn in seiner Brust und vor allem schmerzte es ihn aufs Tiefste, daß das Kind, welches seine Gemahlin unter dem Herzen trug, in der Knechtschaft der Römer das Licht der Welt erblicken sollte. Er flog durch das Land der Cherusker, Krieg gegen Segestes, Krieg gegen die Römer ausrufend. Voll bitterer Kraft sind seine Worte: „Der herrliche Vater! der große Feldherr! das tapfere Heer! deren Aller Hände ein schwaches Weib weggeschleppt haben. Vor mir sind drei Legionen und eben so viele Feldherren erlegen; ich führe nicht durch Verrath und nicht gegen schwangere Weiber Krieg, sondern offenbar, gegen Bewaffnete; und noch erblickt man in den deutschen Hainen die römischen Banner, die ich den heimischen Göttern dort aufgehängt habe. Mag Segestes das unterjochte Rheinufer bewohnen, mag er seinem Sohne dort wieder die Priesterwürde verschaffen; die Germanen werden es ihm niemals vergessen, daß sie zwischen Rhein und Elbe römische Ruthen und Beile und die römische Toga gesehen haben. Wenn euch Vaterland und Verwandte und die alte germanische Sitte lieber sind, als Herren- und neue Ansiedler, so folgt vielmehr dem Arminius, der zum Ruhm und Freiheit, als dem Segestes, der euch zu Schande und Knechtschaft führt!"

Durch solche Reden entflammte er die Cherusker und die verbündeten Völker; auch sein Oheim Inguiomar, wie ihn die Römer nennen, der in großem Ansehen bei den Römern stand, trat auf seine Seite.

Germanikus hatte seine Legionen schon wieder an den Rhein zurückgeführt; bei der Nachricht von dem neuen, großen Aufstande der deutschen Völker beschloß er jedoch einen zweiten Zug in diesem Jahre, damit sie nicht selbst einen Angriff auf den Rhein machten. Um desto schneller und von mehreren Seiten in das Herz des feindlichen Landes einzudringen, führte er, nach seines Vaters Beispiele, einen Theil seines Heeres zur See in die

1) Nach Ledebur, die zur Zeit Karls des Großen so berühmte Eresburg, das jetzige Marsberg, nach Andern Warburg zwischen Paderborn und Cassel.

Mündung der Ems; zwei andere Haufen unter Cäcina und Pedo zogen vom Rheine aus durch das Land, und so stießen Fußvolk, Reiterei und die Flotte an der Ems zusammen. Leider waren die Römer nicht ohne deutsche Hülfsvölker, denn die Chauken hatten Hülfstruppen gestellt. Was zwischen der Ems und Lippe lag, wurde verheert; die Brukterer verbrannten selbst ihr Land, damit vor den Römern eine Wüste läge; diese aber drangen dennoch vor, erbeuteten bei der Verfolgung der Brukterer den Adler der (neunzehnten) Legion, den jene in der Varusschlacht gewonnen hatten, und kamen bis in die Gegend des Teutoburger Waldes, wo Varus umgekommen war. Den Germanikus ergriff die Begierde, dem gefallenen Feldherrn und Heere die letzte Ehre zu erweisen; er schickte den Cäcina voraus, um die Berge und Schluchten zu erforschen und Brücken und Dämme über die trügerischen Sümpfe zu legen; dann betraten sie die traurigen, durch Anblick und Erinnerung grausenvollen Orte. Varus' erstes Lager konnte man an dem größern Umfange, für drei volle Legionen, noch erkennen; das zweite war kleiner, der Wall halb eingerissen, der Graben flach; man sah, daß die zusammengeschmolzenen Ueberbleibsel des Heeres sich dort zu lagern versucht hatten, bis sie endlich überwältigt wurden. In der Mitte des Gefildes weiße Gebeine, wie die Haufen geflohen waren, wie sie Widerstand geleistet hatten; jene weiter auseinanderliegend, diese auf einen Haufen zusammengedrängt; daneben Lanzensplitter, Pferdeknochen, an Baumstämme geheftete Köpfe. In den benachbarten Hainen standen noch die Altäre, bei welchen die Befehlshaber und Hauptleute den Göttern geopfert waren. Und einige, welche die Schlacht überlebt hatten und aus der Gefangenschaft entkommen waren, erzählten, hier seien die Anführer gefallen, dort die Adler erobert, da habe Varus die erste Wunde empfangen und dort mit unseliger Hand sich den Todesstoß gegeben; auch zeigten sie den Hügel, von welchem herab Arminius geredet und die Fahnen und Adler beschimpft habe.

Darauf bestattete das römische Heer, im sechsten Jahre nach der Niederlage, die Gebeine der drei Legionen, ohne daß Einer wußte, ob er die der Seinigen oder Fremder mit Erde bedeckte. Den ersten Rasen zu dem Grabhügel legte der Heerführer selbst und das Heer zog nun mit vermehrtem Grimme gegen den Feind. Arminius hatte seinen Vortheil wohl verstanden und sich wieder in die Wälder und Sümpfe gezogen; und als die Römer ihm unvorsichtig dahin nachfolgten, brach er hervor, schlug die feindliche Reiterei und trieb sie auf das Fußvolk. Aber als Germanikus mit den geordneten Legionen heranzog, ließ er ab und das Treffen blieb unentschieden. Dennoch war der Erfolg, wie der eines Sieges; die Römer traten sofort ihren Rückzug bis an die Ems an und von da ging Cäcina mit vier Legionen quer durch das Land, nach dem Rheine zu, Vitellius, ein anderer Anführer, mit zweien an des Meeres Ufer hin, wo er durch die einbrechenden Sturmfluten in große Noth gerieth; und Germanikus mit dem dritten Haufen auf den Schiffen.

Der Weg des Cäcina waren die oben genannten Pontes longi[1]),

---

1) Ueber die pontes longi s. die Anmerkungen pag. 51. Wir fügen hier noch hinzu, daß die Sandrücken am Burtanger Moore, die sich zwischen den Mooren erheben, nicht unbedeutend hoch sind und ehemals mit Waldungen bedeckt waren, — die Gegend führt noch jetzt den Namen Westerwalde, — und daß auch größere und kleinere Bäche darin vorkommen, welche die Deutschen durch Abdämmen auf das römische Lager hinableiten konnten.

oder die langen Brücken, eine schmale Dammstraße, die durch unabsehliche Moräste lief. Rings umher waren sanft aufsteigende Waldhöhen; diese hatte Arminius, welcher dem schwer beladenen römischen Heere zuvorgekommen war, besetzt, von ihnen herab griff er die Römer herzhaft an und wenig fehlte, daß Cäcina das Schicksal des Varus erlitten hätte. Der Damm und die Brücken waren vor Alter zerfallen, sie mußten ausgebessert, zugleich ein Lager aufgeworfen und der Feind abgewehrt werden. Viele der Römer versanken im Sumpf, denn die Deutschen, welche die Gegend genau kannten, trieben sie an die gefährlichsten Stellen, und da jene gewohnt waren, zwischen Sümpfen zu kämpfen, bei der Länge ihrer Leiber, mit ihren ungeheuren Wurfspeeren, die sie selbst aus der Ferne zu schleudern verstanden, brachten sie die mit Panzer und schweren Waffen beladenen und tief einsinkenden Römer in große Noth. Nur die Nacht rettete die schon wankenden Legionen aus der verderblichen Schlacht. Aber auch da nahmen sich die Feinde keine Zeit zur Ruhe, sondern leiteten alle Quellen, welche auf den Höhen umher entsprangen, auf die unten gelagerten Römer herab.

Es war das vierzigste Jahr, daß Cäcina im Dienste gehorcht oder befehligt hatte; ihm war Glück und Unglück des Krieges gleich wohl bekannt und eben deßhalb war sein Geist in allen Lagen unerschrocken. Mit Ruhe ordnete er an, was in der Noth das Zweckmäßigste war. Die Nacht war auf verschiedene Weise unruhig; die Germanen erfüllten mit Freudentaumel und Jauchzen die unter ihnen liegenden Thäler, daß die Waldhöhen davon wiederhallten: bei den Römern nur einzelne schwache Feuer, abgebrochene Stimmen, sie selbst zerstreut an dem Walle liegend, oder unter den Zelten umherschleichend, mehr weil sie schlaflos, als weil sie wachsam waren. Cäcina selbst wurde durch einen bösen Traum geschreckt. Es däuchte ihn, als steige Varus, mit Blut befleckt, aus dem Sumpfe empor und rufe ihn; er aber folgte ihm nicht, und als jener die Hand nach ihm ausstreckte, stieß er sie zurück.

Beim Anbruch des Tages ward der Zug fortgesetzt, wie Cäcina ihn geordnet, indem zwei Legionen auf beiden Seiten ihn deckten. Sie verließen aber ihren Platz, als die Deutschen mit neuer Wuth den Angriff machten, geführt von Arminius, der ihnen zurief: „Hier Varus! hier die in ein gleiches Schicksal verstrickten Legionen!" Der Kampf war hart und heftig; Arminius brach mit einer auserlesenen Schaar in den Zug ein und ließ vorzüglich die Pferde verwunden, die, nun wild gemacht, alles vor sich niederwarfen. Cäcina selbst stürzte mit seinem durchbohrten Pferde; er war verloren, hätte die erste Legion sich nicht vorgeworfen. Das stärkste Gedränge war um die Adler, welche weder gegen die andringenden Geschosse vorwärts getragen, noch in dem schlammigen Boden befestigt werden konnten. Gepäck und Troß fielen in Feindes Hand; doch waren sie der Römer Rettung: sie lockten die raubbegierigen Deutschen vom Morden ab zu der Beute, und die Legionen konnten endlich das freie, offene Feld gewinnen, wo sie lagerten. Dennoch war ihr Zustand jammervoll, und schon klagten sie laut, daß so viel Tausenden nur noch Ein Tag zum Leben übrig sei; und so groß war die Furcht, daß, als ein Pferd sich losriß und einige im Wege Stehende umlief, alle glaubten, die Germanen seien in's Lager gebrochen, und nach dem hinteren Thore desselben flohen. Cäcina, sie zum Stehen zu bringen, wandte Bitten, Befehl, Drohungen und Strafen an; vergebens. Da warf er sich mitten im Thore zur Erde nieder, daß die

Fliehenden hätten über seinen Körper wegschreiten müssen; und dieser Anblick des alten, verehrten Feldherrn brachte sie zur Besinnung und hielt die Flucht auf.

Indessen hatten die Deutschen das Lager umzingelt. Arminius, der die Festigkeit römischer Verschanzungen kannte, wollte keinen Sturm wagen, sondern die Feinde durch Mangel bezwingen; sein Oheim Inguiomar dagegen rieth zum schnellen Angriff, und sein Rath, weil er kühner erschien, gefiel den Deutschen besser. Sie stürmten; aber im entscheidenden Augenblicke, da die Deutschen schon in den Verschanzungen steckten, ließ Cäcina seine Römer in den Rücken der überraschten Angreifer hervorbrechen und brachte ihnen eine große Niederlage bei. Arminius verließ unverwundet, Inguiomar aber mit schwerer Wunde die Schlacht, und die Legionen, so viel von ihnen übrig geblieben war, gelangten glücklich an den Rhein.

Zu dem dritten Feldzuge im J. 16 n. Chr. machte Germanikus noch größere Rüstungen, als zu dem vorigen. Eine Flotte von tausend Schiffen, größeren und kleineren, mit tiefgehendem weiten Bauche und andere mit flachem Kiel zum Landen, wurde zusammengebracht, um das ganze Heer, ohne die alten Schwierigkeiten des Landzuges, in das Herz von Norddeutschland und, wenn nöthig, auch wieder zurück zu bringen. Während dieser Zurüstungen machte Germanikus einen raschen Zug mit 6 Legionen, wahrscheinlich auf der Straße von Wesel aus an den Ufern der Lippe, bis nach Aliso, um diese den Deutschen wieder entrissene und hergestellte Veste, die jetzt von ihnen belagert wurde, zu entsetzen. Es gelang, denn die Feinde zerstreuten sich bei seiner Annäherung und er befestigte die Heerstraße zwischen Aliso und dem Rheine mit neuen Grenzwehren und Dämmen. Da aber der Hauptangriff von einer andern Seite geschehen sollte, so kehrte er an den Rhein zurück und schiffte nun sein ganzes Heer von nicht weniger als 90,000 Mann vom Rheine aus durch die fossa Drusiana in die Nordsee und landete in der Mündung der Ems. Die Chauken mußten ein Hülfsheer stellen, die Angrivarier, an der Nieder-Weser, sich unterwerfen. Das Heer rückte bis in die Gegend des jetzigen Minden. Arminius, an der Spitze des Cheruskischen Bundes, stand ihm entgegen, und es kam zur Schlacht bei Idistavisus, an der Weser (wahrscheinlich zwischen preußisch Minden und Vlotho). Nach langem und heißem Streite mußten die Deutschen den Römern das Feld lassen, nachdem diese die Hügel gewonnen hatten, welche das Schlachtfeld beherrschten. Sie verdankten ihren Sieg aber vorzüglich den deutschen Hülfsvölkern von der Nordsee und den Rhätiern und Vindeliciern, die sie von der Donau her mit sich geführt hatten; und so mußte es schon im Anbeginn unserer Geschichte sich ereignen, daß Deutsche den Fremden zur Bezwingung ihrer deutschen Brüder halfen. In dieser Schlacht wurde Arminius selbst verwundet und entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes und die Nachsicht der im römischen Dienste fechtenden Chauken, die ihn erkannten und, eingedenk des Vaterlandes, durch ihre Reihen entfliehen ließen. So groß war das Blutvergießen, daß von Mittag an bis in die Nacht gemordet wurde und das Land zehntausend Schritte weit mit Leichen und Waffen bedeckt war.

Schon hatten die gebeugten Völker dieser Gegend beschlossen, ihre Sitze an der Weser zu verlassen und über die Elbe zurückzuweichen; da erblickten sie die Siegeszeichen, welche die Römer nach der Schlacht mit den Namen der besiegten Völkerschaften aufgerichtet hatten; und dieser An-

blick entflammte ihren Zorn mehr, als die eigenen Wunden und die gefallenen Freunde. Das Volk, die Großen, die Jünglinge, die Greise, alle griffen zu den Waffen und rückten von Neuem gegen die Römer. Eine zweite blutige Schlacht entspann sich in einer waldigen Gegend zwischen der Weser und dem Steinhuder See, welche bewies, daß des Volkes Kraft noch nicht gebrochen war; denn obgleich die Römer sich wiederum den Sieg zuschrieben, begaben sie sich doch gleich darnach auf den Rückweg und das Vaterland war gerettet. Von der Zeit an sah die Weser kein römisches Heer wieder.

Den größten Theil seiner Krieger führte Germanikus auf dem Rückwege, wieder zu Wasser, durch die Ems in die Nordsee. Dort aber überfiel ihn ein schrecklicher Sturm, zerstreute seine Flotte und zertrümmerte eine Menge der Schiffe an den britannischen Küsten. Bald darauf rief ihn Tiberius, eifersüchtig auf seinen Kriegsruhm, nach Rom zurück und suchte seinen Unmuth unter den Ehren eines glänzenden Triumphs zu verstecken. Hinter dem Siegeswagen des Germanikus ging, mit anderen gefangenen Fürsten, Segestes' Sohn und Thusnelda mit ihrem dreijährigen Knaben Thumeliko, den sie in der Gefangenschaft geboren hatte. Segestes aber, von den Römern geehrt, war Zuschauer. Germanikus indeß sollte die Früchte seiner Siege nicht genießen; Tiberius schickte ihn nach Asien, wo er in der Blüte seiner Jahre durch Gift umkam.

Des Arminius Ende. 21 n. Chr. Geb. So sah der deutsche Held, der im Siege wie in zweifelhaften Schlachten gleich groß war, sein Vaterland von der Gefahr des fremden Joches befreit; die Schnelligkeit und die Kraft, mit welcher er sich selbst im Unglück wieder emporraffte und seinem Volke neuen Muth einzuflößen wußte, hatten es gerettet. Und nicht etwa hatte er mit der erst beginnenden oder schon gesunkenen römischen Macht zu kämpfen, sondern als sie in ihrer höchsten Blüte und Ausdehnung dastand. Einem solchen Heere, wie bei Idistavisus und am Steinhuder See in schönster Kriegsordnung gegen den deutschen Landsturm kämpfte, hatten bis dahin die mächtigsten Reiche der Erde nicht widerstanden.

Nachdem er die Grenzen gesichert wußte, wandte sich Arminius gegen einen innern Feind, welchem der Kampf für deutsche Freiheit gleichgültig gewesen war und den seine, den römischen Sitten nachgebildete, Herrscherweise bei den Seinigen, wie bei den Nachbarn, verhaßt gemacht: das war **Marbod**, der Markomannenkönig. Nach der Schlacht im Teutoburger Walde hatte Arminius den Kopf des Varus an Marbod geschickt, vielleicht als beschämendes Siegeszeichen, weil er an dem Bunde gegen Rom nicht Theil genommen, vielleicht als eine Aufforderung, in diesem entscheidenden Augenblicke von seinem, den römischen Kernprovinzen so nahen und gefährlichen Standpunkte aus gegen die Römer loszubrechen. Marbod that es nicht. Ferner mag auch der Kaiser Tiberius, nach seiner Kunst, mehr durch List als Waffen die Deutschen zu besiegen, das Seinige dazu beigetragen haben, die beiden deutschen Fürsten zu entzweien. Armins Macht wurde durch die Semnonen und Longobarden verstärkt, welche, der Herrscherweise des Marbod müde, sich von ihm lossagten und zu den Cheruskern hielten; Arminius dagegen mußte seinen eigenen Oheim, Inguiomar, zu Marbod übertreten sehen. Marbod scheint den Krieg begonnen zu haben, denn er kam aus seinen Grenzen hervor, wahrscheinlich um die abgefallenen Semnonen und Longobarden zu strafen. Es kam zu einer blutigen Schlacht,

in welcher, wie Tacitus sagt, nicht in ungeregeltem Anlauf, sondern mit eingeübter Kriegskunst gestritten wurde. Der Ausgang war zum Nachtheil Marbods, er mußte in sein Land zurückweichen, verlor dadurch noch mehr den Glauben seiner Völker und floh endlich, von dem Gothenfürsten Katualda vertrieben, zu den Römern; sie gaben ihm ein Jahrgehalt, vielleicht als Lohn dafür, daß er in dem Augenblicke der Entscheidung ruhig geblieben war, und er beschloß sein durch römische Wohlthaten gefristetes Leben nach 18 Jahren unrühmlich zu Ravenna in Italien.

Ueber Armins letzte Jahre haben wir keine Nachricht, außer daß Tacitus mit wenigen Worten erzählt, er sei selbst in den Verdacht der Herrschsucht gekommen; es sei eine Verschwörung gegen ihn entstanden, an welcher seine Verwandten (wahrscheinlich Segestes und Inguiomar) Theil genommen, und er sei im Jahr 21 n. Chr. Geb. im 37. seines Alters und im 12. seiner Feldhauptmannschaft ermordet. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß die Römer diese Erzählung wahrscheinlich von Armins Mördern, vielleicht von ihrem alten Freunde Segestes selbst, hatten; denn der ganze Geist und Gehalt seines großen Lebens bürgen uns dafür, daß er für sich gewiß nicht mehr, als Rechtens war, begehrte. Wohl aber mag er gestrebt haben, dem norddeutschen Bunde, dessen Haupt er im Kriege gewesen war, auch für den Frieden Festigkeit und Dauer zu geben und die Bande enger zusammenzuziehen, damit ein neuer Feind sie nicht unvorbereitet fände; und als darin seine große Absicht verkannt wurde, benutzten sein alter Feind Segestes und sein Oheim, der des jüngeren Mannes großen Ruhm beneiden mochte, die Stimmung der Gemüther zu seinem Untergange. Am höchsten ehrt ihn das Zeugniß des großen Geschichtschreibers unter seinen Feinden, Tacitus, der, nach jener kurzen Erzählung seines Todes, so von ihm redet: „Arminius war ohne Widerrede der Befreier Germaniens. In Schlachten nicht immer Sieger, blieb er im Kriege unbesiegt. Noch wird er in Liedern bei den Deutschen besungen; den Jahrbüchern der Griechen ist er unbekannt, denn diese bewundern nur sich selbst, auch bei den Römern steht sein Ruhm nicht hoch genug, denn wir erheben nur das Alte und achten zu wenig auf das Neue."

7. Fernere Kriege zwischen Deutschen und Römern.

Von dieser Zeit an dachten die Römer nicht mehr daran, Deutschland zu bezwingen, sondern nur, wie sie sich der Einfälle der deutschen Völker in ihre Grenzländer erwehren möchten. Sie befestigten daher die Ufer des Rheines und der Donau immer mehr und hielten ein ansehnliches Heer, welches aus ihren besten Legionen bestand, als Wache an der Grenze Der Kaiser Claudius ertheilte dem Hauptorte der Ubier die Ehre einer Colonie von Veteranen, und sie hieß von nun an, seiner dort gebornen Gemahlin Agrippina zu Ehren, Colonia Agrippina (Köln). Das feste Lager am Taunusgebirge, welches die Römer gleichfalls als einen der wichtigsten Punkte in den Rheingegenden ansahen, ließ Claudius auch wieder einrichten. — Im Jahr 69 brach ein neuer gefährlicher Krieg am Niederrhein aus unter Claudius Civilis, einem Anführer batavischer Hülfsvölker, aus königlichem Geschlechte. Einäugig, wie Hannibal, und wie dieser überlegenen Geistes und voll Haß gegen die Römer, war er unter Nero in Fesseln nach Rom geschleppt und dort nur mit Mühe dem Tode entgangen. Als jetzt von den Batavern Zins verlangt ward, da sie doch nur Kriegs-

dienste zu leisten verpflichtet waren, lud Civilis die Vornehmen zu einem Mahle im heiligen Haine, theilte ihnen seine Entwürfe mit und gewann durch seine Beredsamkeit Alle für den Aufstand. Man schickte Boten zu den Nachbarn, ja nach Britannien; schnell losbrechend eroberte Civilis ein römisches Lager und gewann die Flotte auf dem Rheine; aber nicht zufrieden mit kleinem Erfolge, gelobte er, Bart und Haupthaar nicht zu scheeren, bevor er einen großen Sieg errungen hätte. Nun vereinten sich Kaninefaten, Friesen und andere Völker mit ihm, und als er die castra vetera erobert und mehrere Legionen vernichtet oder gefangen hatte, erhoben sich alle Deutschen auf dem linken Ufer des Rheines; auch die Brukterer und andere am rechten Rheinufer; denn ihre Seherin Velleda, eine brukterische Jungfrau von hohem Ansehen, hatte geweissagt, Roms Macht gehe zu Ende. Ihr schickte Civilis die kostbarste Beute; von ihrem einsamen Thurme im Walde an der Lippe lenkte sie den Krieg. Alle Festungen, außer Mainz, wurden genommen, Köln mußte sich verbinden und die Rheinzölle aufheben auf Vedella's Ausspruch, daß der deutsche Handel frei sein müsse. Auch gallische Völkerschaften traten zu dem Bunde. — Da sandte der indeß auf den römischen Kaiserthron gelangte Vespasian den Cerealis, einen gewandten Feldherrn, ab. Dieser wußte Argwohn gegen Civilis zu verbreiten; die Gallier, nach ihrer unbeständigen Art, wandten sich ab; und Civilis, zweimal geschlagen, mußte sich in die Sümpfe zurückziehen und die Dämme durchstechen. Viele verließen ihn, Velleda wurde gefangen, und Cerealis, der theils durch Milde theils durch heimliche Versprechungen die Gemüther gewann, bot den Frieden an. Da gab Civilis endlich nach; auf einem Flusse kamen die Feldherren, nach alter deutscher Sitte, zusammen: der Friede ward unter den alten Bedingungen der Kriegshülfe, ohne weitere Verpflichtung, hergestellt. Das weitere Schicksal des Claudius Civilis ist unbekannt.

Nach dieser neuen Waffenprobe versuchte es nur hin und wieder ein Kaiser, ob er Kriegsruhm gegen die unbesiegten Nachbarn gewinnen könnte; es gelang aber meistentheils sehr schlecht, und um die Schande zu verdecken, mußten sie manches zum Scheine künstlich aussinnen. Unverschämter und lächerlicher aber hat es wohl keiner begonnen, als der Kaiser Domitian, der zwischen den Jahren 80 und 90 regierte. Er hatte mit den Chatten Krieg angefangen, wagte es aber nicht, sie ernsthaft anzugreifen, sondern zog unverrichteter Sache wieder zurück, und um nicht mit Schimpf und Schande nach Rom zurückzukehren, kaufte er in Gallien große und starke Sklaven, ließ sie wie Deutsche kleiden, ließ ihnen die Haare blond färben und nach deutscher Art ordnen, und führte sie nun, als wären sie deutsche Gefangene, im Triumphe in Rom ein.

Der markomannische Krieg. 167 bis 180. — Im 2. Jahrh. nach Christi Geburt hatten die Römer einen sehr schweren Krieg gegen die Deutschen zu bestehen, den sie den markomannischen Krieg nennen, weil die Markomannen ihnen noch von Alters her am besten bekannt waren und weil die Angriffe derselben und der übrigen mit ihnen verbundenen Donauvölker, Quaden, Hermunduren und andere, am unmittelbarsten Italien bedroheten. Es nahmen Völker Theil, die bisher tief im Innern saßen, selbst undeutsche, wie die Jazygen. Es war eine große Völkerbewegung, denn auch am Rheine und selbst an den Küsten der Nordsee hatten die Römer Kämpfe gegen Chatten und Chauken zu bestehen.

Leider sind aber die Nachrichten, die wir aus den späteren Geschichtschreibern (Jul. Capitolinus, Ael. Spartianus, Dio Cassius im Auszuge des Xiphilinus, Amm. Marcellinus, Orosius und andern) zusammensuchen müssen, sehr unvollständig. — Der Kaiser Marcus Aurelius sah die Größe der Gefahr wohl ein; er ließ die Priester von allen Orten zusammenkommen, große Opfer und Gebete anstellen, und die Orakel befragen wegen Ausgangs des Krieges. Es wird auch erzählt[1]), daß ein Wahrsager Alexander aus Egypten, der sich großen Ruf erworben hatte, wegen des markomannischen Krieges gefragt wurde. Er antwortete man sollte zwei Löwen, mit Specereien und wohlriechenden Kräutern gesalbt, über die Donau in des Feindes Land schwimmen lassen, dann werde der Sieg nicht ausbleiben. Es geschah nach seinen Worten. Die Deutschen aber, die diese Löwen für fremde Hunde hielten, schlugen sie mit Keulen todt und erfochten bald darauf einen Sieg über die Römer.

Der Krieg wurde nun so heftig, daß der Kaiser genöthigt war, Knechte, Fechter und andere Leute in sein Heer aufzunehmen, die sonst für unwürdig gehalten wurden, die Waffen zu tragen; sogar eine Bande Räuber aus Dalmatien wurde in Dienst genommen, und der Kaiser verkaufte, um das Geld zu dem schweren Kriege zusammenzubringen, die Kostbarkeiten seines Schatzes, seine Gemälde und ein Gold- und Silbergeschirr. Zwei Monate dauerte diese Versteigerung.

Dennoch drangen die Markmänner bis an die Stadt Aquileja vor, welche an der Grenze Italiens liegt, und in Rom war Schrecken und Verwirrung, wie zu der Zeit als die Cimbern über die Alpen gekommen waren. Hätte damals ein schwacher Kaiser im römischen Reiche regiert, so wäre es vielleicht schon jetzt um dasselbe geschehen gewesen. Aber Marcus Aurelius war ein verständiger und tapferer Mann und rettete Rom noch einmal aus großer Gefahr.

Er führte 13 Jahre lang mit den verbundenen Völkern Krieg, hatte viele und mörderische Schlachten zu bestehen, mußte sogar mit den Jazygen ein hitziges Treffen auf der gefrornen Donau aushalten; und obwohl er manche der Völkerschaften zu einem besondern Frieden brachte und dadurch die Feinde schwächte, und obwohl es auch ihm gelang, deutsche Völkerschaften gegen deutsche aufzureizen, so erlebte er doch nicht das Ende des Krieges, sondern starb von den Anstrengungen der Feldzüge mitten im Kriege, zu Vindobona, in der Nähe des jetzigen Wien, im Jahr 180 nach Christi Geburt.

Sein Sohn Commodus sollte nun das Heer gegen die Feinde anführen und hielt auch über der Leiche seines Vaters eine Rede an die Soldaten, welche große Dinge er auszurichten gedächte, und daß nur der Ocean seinen Eroberungen eine Grenze setzen sollte; allein in seinem Herzen verlangte er nach den Annehmlichkeiten Italiens und nach den Wollüsten seiner Hauptstadt. Das wußten auch seine Schmeichler und Höflinge wohl, und weil sie selbst der Beschwerlichkeiten des Feldlagers müde waren, so redeten sie also zu ihm: „Wie lange willst Du noch Rom gegen die rauhen Ufer der Donau vertauschen, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum und nichts, was das Leben erheitern kann, anzutreffen ist? Wann wirst Du aufhören, gefrorenes Donauwasser zu trinken,

1) Lucian in Pseudomant.

während Andere sich in den warmen Bädern Italiens belustigen?" Solcherlei Reden hörte Commodus gern und sprach: „Wenn ich mein Leben schone, so kann ich die Macht der Feinde allmälig und sicherer schwächen, als wenn ich es im Kriege gegen sie der Gefahr aussetze." — Einige der Feinde waren durch seinen Vater so geschwächt, daß sie selber gern Frieden schlossen, von Andern aber erkaufte er ihn schimpflicher Weise durch große Geschenke; dann kehrte er eilig nach Rom zurück. So tapfer aber hatten diese Völker gestritten, daß die Quaden allein über 50,000 und die Jazygen 100,000 römische Gefangene beim Frieden zurückgaben; und alles, was von den Römern durch so viel Blut erkauft war, bestand darin, daß es an diesen Grenzen des Reichs nun eine Zeitlang ruhig blieb.

8. Die größeren deutschen Völkerschaften.

Der Römer Nachbarschaft am Rheine, an der Donau, am Neckar hatte in den Sitten der Deutschen nach und nach Manches geändert; mit vielen neuen Dingen waren sie bekannt geworden, guten und schlimmen. Durch die Römer lernten sie Geld und manche Bedürfnisse des Luxus kennen; die Römer hatten am Rheine Weinreben gepflanzt, Landstraßen, Städte Fabriken, Schauplätze, Schlösser, Tempel und Altäre angelegt; römische Kaufleute brachten ihre Waaren nach Deutschland, und holten dagegen Bernstein, Federn[1]), Pelzwerk, Sklaven, und — die Haare der Deutschen, denn es war jetzt in Rom der Gebrauch, blonde Perrücken statt der eigenen Haare zu tragen. Von den Pflanzstädten, die die Römer anlegten, oder die selbst noch aus der celtischen Zeit herstammen, sind noch jetzt manche übrig, als Salzburg, Regensburg, Augsburg, Basel, Straßburg, Baden, Speier, Worms, Mainz, Trier, Köln, Bonn, u. A. Im Innern Deutschlands konnten aber weder die Römer noch ihre Lebensweise Freunde gewinnen, noch auch kamen dort Städte nach römischer Weise zu Stande.

Leider ist in dem Zeitraume bis zur eigentlich sogenannten Völkerwanderung eine beklagenswerthe Lücke in unserer Geschichte, die wir gern ausgefüllt sehen möchten, um die Entwickelung der Verhältnisse im Zusammenhange verfolgen zu können. Es verschwinden nämlich in den bruchstückartigen Nachrichten der römischen Schriftsteller die Namen der Völkerschaften des Plinius und Tacitus zum großen Theil gänzlich, und andere umfassendere treten an ihre Stelle, welche bald den bedeutendsten Platz in der Geschichte einnehmen. Alamannen, Franken, Sachsen, Gothen treten auf den Schauplatz, beunruhigen das römische Reich zuerst durch räuberische Einfälle, sowohl auf den Landgrenzen, als an den Küsten, machen ihren Namen furchtbar, werden immer kühner, nehmen Provinzen in Besitz und stürzen zuletzt den morsch gewordenen und schon sehr zusammengeschmolzenen Koloß völlig über den Haufen.

Was bedeuten jene Völkernamen? Bezeichnen sie große, mit Plan und Absicht gebildete, freie Völkerbündnisse zum Widerstande und dann zum Angriffe gegen die Römer, wofür man sie lange gehalten hat? Oder sind sie durch Waffengewalt und Eroberungen erzwungene Völkervereinigungen, denen das siegreiche Volk seinen Namen aufdrückte? — Manche Erscheinungen deuten bald auf das eine, bald auf das andere, allein vor dem

1) Die Römer rühmten die weiße deutsche Gans, die sie sogar schon mit dem deutschen Namen Gant benennen. Plin. h. nat. X. 27.

kritischen Auge der Geschichte halten sie nicht Stich, denn eben so viele Erscheinungen widersprechen jenen Annahmen, und die römischen Schriftsteller verlassen uns hier ganz, oder sind so dürftig und unzuverlässig in ihren Andeutungen, daß nicht darauf zu bauen ist, und die Geschichtschreiber, welche später aus den deutschen Völkern selbst hervorgegangen sind, waren mit der früheren Geschichte derselben so unbekannt, daß sie nur alte Sagen zu geben vermochten und diese oft auf die wunderbarste Weise mit den Nachrichten der alten Schriftsteller in Verbindung brachten. An den trojanischen Krieg, an die Züge Alexanders des Großen und andere berühmte Namen und Thaten der alten Welt knüpfte man die Ursprünge der deutschen Völker.

Wir müssen uns also darauf beschränken, zunächst im Allgemeinen die Spuren der großen Bewegungen unter den deutschen Völkern zu verfolgen und aus ihnen, so viel wie möglich, das Einzelne zu erklären, dann aber die Facta aufzuzählen, die sich unzweifelhaft an die größeren Völkergruppen, die wir genannt haben, knüpfen.

Im Allgemeinen ist die Bewegung und Umgestaltung in den Verhältnissen der deutschen Völker so zu erfassen, daß von Osten her ein Stoß nichtgermanischer Völker die deutschen trifft. Die nordöstlichen Stämme, die sich bis zur Weichsel erstreckten, verlassen ihre Sitze, ziehen gegen den Süden und Westen und dringen auf die hier seßhaften Stämme ein. Das erste Symptom davon ist der markomannische Krieg, entschieden nicht Folge eines planmäßig geschlossenen Bundes, sondern des Andrängens des gothisch-vandalischen Stammes auf den suevisch-herminonischen. Die weiter westlich und nördlich wohnenden Stämme werden durch diese Bewegung einigermaßen mit betroffen, nicht gerade bedrängt und verschoben, aber doch in Bewegung gesetzt. Die einzelnen unter sich verwandten Völkerschaften schließen sich mehr aneinander, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit tritt stärker hervor und thut sich in einem gemeinsamen Namen kund. Merkwürdigerweise schimmert dabei die alte Stammeseintheilung des Plinius und Tacitus wieder durch, denn wie die Alamannen offenbar zum suevisch-herminonischen Stamme gehörten, so sind Franken und Sachsen im Allgemeinen nichts als neue Namen für Istävonen und Ingävonen, wovon wir später die Spuren erkennen werden.

Wir beginnen:

1. mit den **Alamannen**, da ihr Name zuerst von den Römern genannt wird. Sie erscheinen zwischen der Donau und dem Main, und später, nachdem sie das römische Zehntland wieder gewonnen hatten, auch am Oberrhein und Neckar. Ihren Namen Alamannen (wie er in den älteren Urkunden immer vorkommt), nachmals auch Alemannen und Allemannen genannt, sollen sie nach der Meinung des Asinius Quadratus davon erhalten haben, daß sie aus allerlei Männern zusammengesetzt waren, aber sinnreicher sagt Grimm: „Die Alamannen waren edle Männer, Menschen im eigentlichen Sinne (ala verstärkt den Begriff man), sie erscheinen also als Nachkommen des Mannus, als Deutsche.

Sie waren jedenfalls nur ein Theil des suevisch-herminonischen Stammes, ein anderer lebt in den Thüringern fort, ein dritter in den Nordschwaben, ein vierter findet sich mit gothischen Elementen vermischt in den Baiern wieder, ein fünfter endlich geht über die deutschen Grenzen hinaus (die Sueven in Spanien).

Die eigentlichen Alamannen, kriegerisch, wild und tapfer, machten den Römern nicht wenig zu schaffen. Dio Cassius nennt sie zuerst in der Geschichte des Kaisers Caracalla, also im Anfange des 3. Jahrhunderts. und von dieser Zeit an fallen sie in das Zehntland ein, werden zwar vom Kaiser Probus noch einmal zurückgedrängt, erobern aber nach dessen Tode das römische Gebiet diesseits des Rheines gänzlich und machen nun Raubzüge in das unkriegerische Gallien, im Süden über die Donau und sogar über die Alpen nach Italien, und bringen jedesmal reiche Beute in ihre Heimat zurück. In dieser stehen die einzelnen Gaugemeinden selbständig da, haben besondere Könige, die sich wohl mitunter verbinden, aber eben so oft für sich handeln und Frieden schließen, während die andern kriegen; doch kämpft auch wiederholt die ganze Masse des Volks gegen die Römer. — Auf die Dauer jedoch kann sich ihre Zersplitterung gegen ihre nördlichen Nachbarn, die Franken, nicht halten.

2. Der Name der Franken wird von der Mitte des dritten Jahrhunderts an vom Mittelrhein bis zu den Mündungen dieses Flusses genannt. Flavius Vopiscus nennt sie zuerst im Leben des Kaisers Aurelian ums Jahr 242, dann mehrere spätere Schriftsteller. Es sind die Völkerschaften des alten iscävonischen Stammes, Chatten, Attuarier, Ampsivarier, Chamaven und vor allen Sigambrer, die unter dem fränkischen Namen auftreten. Dieser ihr Name ist am einfachsten davon hergeleitet, daß sie franke und freie Leute sein wollten; doch hat man denselben auch mit ihrer besonderen Waffe, einem mit Widerhaken versehenen Wurfspieße, zusammengestellt, den die Schriftsteller Franziska nennen (vielleicht die alte framea der Deutschen).

In den früheren Zeiten besteht noch keine politische Vereinigung unter ihnen; denn die Franken, welche im J. 242 mit den Römern bei Mainz zusammenstießen, waren in keiner Verbindung mit denen am Niederrhein, bei welchen sich der Kern der nachherigen fränkischen Macht bildete. Von hier aus nämlich breiteten sich die salischen Franken, die zuerst Ammian mit diesem Namen benennt, in den Zeiten der sinkenden Römermacht weiter nach Süden aus. Ihren Namen Salier erhielten sie höchst wahrscheinlich von ihren Wohnsitzen an der Yssel, die auch Isala hieß und wo noch später der pagus Salon oder das Salland vorkommt. In die Niederlande war drei Jahrhunderte früher, wie wir gesehen haben, ein Theil der Sigambrer verpflanzt worden und jetzt erscheint ihr Name wieder unter und neben den Saliern, so daß wir entweder annehmen müssen, die Sigambrer und salischen Franken sei ein und dasselbe Volk, oder die von dem rechten Rheinufer hereindringenden Salier siedelten sich unter den alten Sigambrern, ihren Stammverwandten, an und verschmolzen mit ihnen zu einem Volke. Zwischen Rhein und Maas, vielleicht schon etwas weiter südwärts, erstreckt sich nun ihr Gebiet, freilich noch auf römischen Boden und der römischen Oberhoheit unterworfen; aber ihre deutsche Eigenthümlichkeit bewahrten sie treu, und bald werden sie auch äußerlich unabhängig, je schwächer das römische Reich wird. Sie durchstreiften schon im dritten Jahrhundert mehrere römische Länder, besonders Gallien, von einem Ende zum andern, so oft sie die Lust nach Raub und Beute trieb. Sie sind sogar über die Pyrenäen in Spanien eingefallen und haben die Hauptstadt Tarragona erobert. So weit war es schon im 3. Jahrh. in diesen Gegenden mit den Römern gekommen, daß die Franken und andere deutsche Kriegs-

horden, unter denen auch Burgunder und Vandalen genannt werden, an siebenzig angesehene Städte in Gallien inne hatten. Da stand nach langen Zeiten wieder einmal ein Held unter den römischen Herrschern auf, der Kaiser Probus (276—282); der trieb die Deutschen zurück, fiel sogar in ihr Land ein und bezwang so viele von ihnen, daß er, um sie zu schwächen, mehrere Tausende in ganz andere Gegenden seines Reiches verpflanzen konnte. Von den Franken, die an der Nordsee ihre Sitze hatten, brachte er einen Haufen wohl dreihundert Meilen weit nach fremden Landen, an die Küste des schwarzen Meeres. Er meinte, die deutschen Männer sollten ihr rauhes Vaterland hier wohl vergessen, wo sie unter dem schönsten, warmen Himmel, in einem köstlichen und anmuthigen Lande wohnten. Sie aber konnten ihre kalten Küsten an der stürmischen Nordsee nicht aus dem Sinne lassen, sondern trachteten nur darnach, wie sie wieder dahin kämen. Sie bemächtigten sich einiger Schiffe und fuhren mit ihnen, unter tausend Gefahren, durch unbekannte Gewässer, durch die Meere von Griechenland und Afrika, und an den Küsten von Italien, Spanien und Frankreich hin, ihrer Heimath zu. Sie mußten oft an das Land steigen und mit den Einwohnern um Lebensmittel kämpfen; sie eroberten sogar die große Stadt Syracus auf Sicilien, welche die Athenienser in alten Zeiten drei Jahre lang vergeblich belagert hatten; und kamen endlich durch den großen Ocean in die Nordsee und an ihre Küsten zurück. — Dieses ist geschehen um das Jahr 280 [1]).

Es wartete dieses Volkes eine hohe Bestimmung, denn was weder Alamannen, noch Sachsen, noch Gothen gelungen ist, Reiche auf deutschem Boden zu stiften, welche die Stürme der Völkerwanderung überdauerten, das haben die Franken vollbracht. Sie haben überhaupt eine deutsche Geschichte möglich gemacht. Und indem sie den heimischen Boden behaupteten, von diesem aus Eroberungen machten, die übrigen deutschen Stämme nach und nach zu einem Ganzen vereinigten, bürgerliche Ordnung stifteten und endlich durch Annahme und Ausbreitung des Christenthums die Deutschen zu Werkzeugen des neuen Weltaltars machten, welches die göttliche Vorsehung der Menschheit bestimmt hatte, haben sie auch über die Grenzen Deutschlands, ja Europa's, hinaus gewirkt. Von den allen wird die weitere Geschichte reden. Das Vorgefühl der Kraft zu einer großen Bestimmung spricht sich schon in dem Eingange des salischen Gesetzes aus, wo es heißt: „Das hochberühmte Volk der Franken, das Gott zum Urheber hat, tapfer im Kriege, tiefsinnig im Rathe, ausdauernd in Bündnissen, edel, schön von Gestalt, kühn, behend, fest, das ist das Volk, welches, anfänglich klein an Zahl, durch Kraft und Muth das Joch der Römer gebrochen hat."

3. Die Sachsen werden in ihrer neuen größeren Bedeutung um 288 von Eutropius neben den Franken genannt; dann nennt sie Amm. Marcellinus um die Mitte des 4. Jahrhunderts, und nach ihm mehrere. Auch die Anfänge der sächsischen Geschichte sind in Dunkel gehüllt; wir können uns nur daran halten, daß Ptolemäus schon im zweiten Jahrhundert den Namen der Sachsen kennt und an die Mündungen der Elbe versetzt; daß sie später als Nachbarn der Franken aufgeführt, daß Chauken und Friesen Sachsen genannt werden, und dürfen daraus zu dem Schlusse kommen,

1) Zosimus I. 71. Eumenius in Panegyr. IV. 18.

daß die alten ingävonischen Völkerschaften, d. i. die Anwohner der Küsten der Nordsee von der cimbrischen Halbinsel bis an die östlichen Rheinmündungen, den Kern des sächsischen Stammes bildeten. Weitere Spuren führen auch etwas tiefer in das Weserland hinein, so daß wir die alten Angrivarier und Cherusker als Theile der Sachsen anzunehmen berechtigt sind. Ebenfalls zeigt die Geschichte, daß die Sachsen sich auf Kosten ihrer Nachbarn ausgedehnt haben. Das Gebiet der Langobarden wird zum Theil sächsisch (ein anderer Theil kommt an die Slaven); Aehnliches geschieht im Westen, wo die Unterwerfung der Brukterer ausdrücklich erwähnt wird. Und so geschieht es, daß wir zur Zeit Karls des Großen die Sachsen in der großen Ausdehnung finden, wo sie sich von den Dänen, von denen sie durch die Eider getrennt wurden, über Niedersachsen und den größten Theil Westfalens erstreckten und die Ufer der Elbe; Aller, Leine, Weser, Ems, Lippe und Ruhr besetzt hatten.

Sie erscheinen in dieser Ausdehnung in drei Kreise getheilt: in die Ostfalen, rechts von der Weser in den hannöverschen und braunschweigischen Ländern; die Westfalen, an der Ems und Lippe, in Münster, Osnabrück u. s. w. bis nach dem Rheine zu; und die Engern, in der Mitte zwischen beiden, in den Wesergegenden, vielleicht den Namen der Angrivarier, in abgekürzter Form, fortpflanzend. — Auch die Sachsen verstanden die Schifffahrt sehr wohl, ob sie gleich in den älteren Zeiten nur schlechte, aus Baumzweigen zusammengeflochtene und mit Rindshäuten überzogene Schiffe hatten, die aber dadurch, daß sie einen Kiel hatten, Vorzüge besaßen. Die Schiffe selbst wurden Kiele genannt[1]). Sie machten viele Raubzüge zur See, wie sie denn den Römern zuerst am Ende des 3. Jahrh. an den gallischen Küsten als Seeräuber bekannt wurden. Wir werden späterhin sehen, wie sie auch nach England hinübergefahren sind und dort neue Reiche gestiftet haben. Nur so lange Krieg dauerte, stellten sie sich unter Herzöge, im Frieden hatten sie gewählte Vorsteher an der Spitze der einzelnen Gauen. Eine spätere Nachricht erzählt, daß einmal im Jahre Abgeordnete aus allen Gauen und aus den drei Ständen der Edeln, Freien und Liten zusammenkamen und gemeinsame Beschlüsse faßten. So ist die Idee der Vertretung, welche die alten Völker nicht kannten, eine ächt deutsche.

Aber noch mächtiger, als alle diese Völker, wurden:

4. Die Gothen. Ihren Namen haben wir früher an den Ufern der Weichsel gefunden. Später aber wird derselbe von den Ufern des schwarzen Meeres bis zu denen der Ostsee genannt, und wie die Alamannen und Franken und Sachsen die Länder der Römer angriffen, die nach Abend zu lagen, so wendeten die Gothen sich vielmehr nach Mittag und nach Sonnenaufgang gegen das schwarze Meer und die Donau hin. Schon im 3. Jahrh. hatten die Römer schwere Kämpfe mit ihnen zu bestehen. Der gothische König Cniva fiel über die Donau in Mösien und Thracien ein, eroberte mehrere Städte, verwüstete das Land, und als der Kaiser Decius ihm entgegenzog, schlug er ihn bei Abrutum so auf's Haupt, daß der Kaiser selbst mit seinem Sohne auf dem Kampfplatze blieb. Von dieser Schlacht im Jahre 251 an wird das Uebergewicht der Gothen und die Schwäche der Römer immer sichtbarer, wenn gleich noch mehrere kräf-

1) Die Stadt Kiel führt noch ein solches im Wappen.

tige Kaiser Siege über sie erfochten haben. Schon der Nachfolger des Decius, Kaiser Gallus, mußte den Frieden von den Gothen dadurch erkaufen, daß er ihnen alle Beute, selbst die vornehmen Gefangenen, ließ und dazu einen jährlichen Tribut versprach. — Nach dieser Zeit haben sie, in Vereinigung mit den Herulern, von der Nordküste des schwarzen Meeres aus, viele kühne und gefährliche Raubzüge zur See gemacht und die Küstenländer am schwarzen Meere und weiter hinaus am mittelländischen, verheert. Athen, mit vielen Denkmälern seiner schönen Zeit, die Gegend von Troja, und der prachtvolle Tempel der Diana zu Ephesus, sind von ihnen heimgesucht und letzterer gänzlich zerstört worden.

Der große Fürst der Gothen, der ihre Herrschaft am weitesten ausgebreitet hat, war Ermanrich; er lebte im 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung und hatte mehr denn zwei Menschenalter über sie geherrscht und ist hundert und zehn Jahr alt geworden. Sein Reich erstreckte sich vom schwarzen Meere und der Donau über die Moldau, Wallachei, Ungarn, Polen und Preußen bis an die Ostsee.

Die Gothen theilten sich schon früh in zwei Hauptheile, die unter dem Namen der Ostgothen und Westgothen in der Geschichte vorkommen. Ueber die Ostgothen herrschten Könige aus dem Geschlechte der Amaler (wahrscheinlich die Reinen, ohne Maal), über die Westgothen der Königsstamm der Balthen (von balt, kühn). Unter den Ostgothen waren die Greuthunger, unter den Westgothen die Therwinger der Hauptstamm.

Die Gothen gehörten zu den edelsten und gebildetsten deutschen Völkern und hatten schon sehr früh das Christenthum angenommen. Schon im 4. Jahrh. zwischen 360 und 390 unternahm ihr Bischof Ulfilas oder Wulfila (Wölflein) das wahrhaft bewunderungswürdige Werk, in ihrer, zur Schrift noch wenig ausgebildeten, Sprache die Bibel zu übersetzen[1]), und so breiteten sich, mit dem Glauben an den Heiland der Welt, mildere Gesinnungen und Sitten schnell unter ihnen aus.

Außer diesen großen Völkergruppen fanden sich auch später noch einzeln stehende Völker in Deutschland, besonders aber zwei, die bald mit Kraft und Ansehen unter den übrigen auftreten werden: die Burgunder, früher an der Weichsel, die Langobarden an der Elbe.

9. Der Verfall des römischen Reichs.

Zu derselben Zeit, als die deutschen Völker in ihrer Jugendkraft blüheten und ihre Macht sammelten, wurde das alternde römische Reich immer schwächer in sich selbst und seine Größe war ihm eine Last. — Die meisten der römischen Kaiser, vom Jahr 180 an, waren träge und in ihrer Trägheit boshaft und argwöhnisch, oder sie waren offenbare Tyrannen und vergossen das Blut der besten Männer ohne Scheu und Scham. Und fand sich einmal ein guter Herrscher, der auf Recht und Ordnung hielt,

1) Diese Uebersetzung ist das älteste und für uns ein unschätzbares Denkmal unserer Sprache. Es waren lange nur zwei Handschriften davon vorhanden; der sogenannte Codex argenteus (von den silbernen Buchstaben) in Upsula und der Codex Carolinus in Wolfenbüttel. Sie enthalten aber nur die vier Evangelien und einen Theil des Römer-Briefes. Ulfilas hatte die ganze Bibel, mit Ausnahme der Bücher Samuelis und der Könige, übersetzt. In neuerer Zeit sind nun noch bedeutende Theile der übrigen Uebersetzung in Mailand aufgefunden und bekannt gemacht worden.

so wurde er von der wilden Rotte der Soldaten ermordet, denn diese waren es, die das Reich regierten. Sie setzten nach ihrem Gefallen die Kaiser ein und wieder ab und trieben es so schamlos, daß sie sogar die Kaiserkrone öffentlich feilboten und demjenigen aufsetzten, der ihnen das meiste Geld gab. Im Laufe von 120 Jahren, von 180 bis 300 nach Chr. Geb., in welchen im ordentlichen Laufe der Dinge vielleicht sechs Regenten auf einander gefolgt wären, herrschten ihrer 36 im römischen Reiche, von denen 27 ermordet, 3 im Kriege gefallen und nur 6 eines natürlichen Todes gestorben sind. Und nicht genug, daß jeden Augenblick ein Kaiser umgebracht wurde; die Mörder richteten meistentheils seinen ganzen Anhang mit hin, so daß das Blut in Strömen vergossen wurde und die meisten sich in ihrer Selbstsucht wohl hüteten, ihren Fürsten treu und ehrlich anzuhangen. In solchen Zeiten mußten die Römer immer mehr ein verdorbenes, ruchloses und nichtswürdiges Volk werden, welches nur darnach trachtete, ohne Arbeit seine Tage in Wollust und Ueppigkeit hinzubringen. Denn wenn der Mensch keine Sicherheit für die Zukunft vor sich sieht und nicht weiß, ob die Frucht seiner Arbeit auf seine Kinder kommt, so denkt er nur daran, wie er den Augenblick genießen will; er wird den Thieren gleich, deren Antlitz der Erde zugekehrt ist und die auch nicht an eine Zukunft, an ein Recht und an eine Vergeltung denken.

Zwar hatte sich die Lehre Jesu im Stillen auch unter den Römern ausgebreitet und sicherlich Viele aus dem allgemeinen Verderben gerettet; sogar machte sie der Kaiser **Konstantin**, der seinen Kaisersitz von Rom nach Konstantinopel verlegte, im Jahre 311 zur herrschenden Religion seines Reiches; und wirklich ging es auch eine Zeit darnach besser mit den römischen Angelegenheiten; allein die Besserung war nicht gründlich. Die Römer hatten unter der Herrschaft der Sünde die höhere sittliche Kraft der Seele verloren, in welcher allein das göttliche Wort tiefe Wurzel schlagen kann; die alte Sündhaftigkeit vermischte sich mit der neuen Lehre, und so verdarb Altes und Neues mit einander, wie in einem stehenden Sumpfe das gute frische Wasser mit dem alten zugleich verderben muß.

Bei diesem Zustande der Welt ist es leicht zu begreifen, wie die Anfälle der deutschen Völker auf das römische Reich immer siegreicher werden mußten und wie sie gleichsam durch einen unwiderstehlichen Naturtrieb gedrängt wurden, so elende Nachbarn zu überwältigen, von denen sie zuerst angegriffen waren und die sich in ihrer Schlaffheit und Schlechtigkeit doch noch für ein edleres Menschengeschlecht hielten, als die unfeinen Deutschen, welche sie Barbaren nannten. Auch in der Natur ist es ein Gesetz, daß da, wo ein leerer Raum geworden ist, die lebendig bewegten Kräfte der Luft und des Wassers sogleich einzudringen streben.

10. Die Hunnen.

Anfang der Völkerwanderung. 375.

Um das Jahr 375, als Kaiser **Valens** in Konstantinopel regierte und der abendländische Theil des Reiches unter dem Jünglinge Gratian, seinem Neffen, stand, kam ein neues und fast unbekanntes, überaus wildes Volk aus Asien herangezogen, welches nicht von deutschem, sondern von finnischem Ursprunge war und die **Hunnen** geheißen wurde. Schrecken und Angst gingen vor ihnen her und die Menschen, die sie gesehen hatten,

beschrieben sie folgendermaßen[1]): „Das Volk der Hunnen überschreitet jedes Maß von Wildheit. Sie haben gedrungene, feste Glieder und dicke Hälse, und ihre ganze Gestalt ist so ungeschlacht und breit, daß man sie für zweibeinige Thiere oder für solche Pfosten ansehen möchte, die man grob ausgehauen als Brückengeländer hinstellt. Weil man sogleich nach der Geburt in die Wangen der Kinder tiefe Einschnitte macht, damit das Hervorkeimen der Haare durch die zusammenlaufenden Narben gehindert werde, so bleiben sie bartlos und sehr häßlich bis zum Greisenalter. Bei dieser unholden und widerwärtigen Gestalt sind sie so roh, daß sie weder des Feuers bedürfen, noch sich die Speisen zubereiten; sondern Wurzeln wilder Pflanzen und das halbrohe Fleisch des ersten besten Thieres, das sie unter sich auf des Pferdes Rücken legen und so ein wenig mürbe reiten, ist ihre Nahrung. In Häuser gehen sie nur, wenn die äußerste Noth sie treibt; sie scheuen sie, als vom Leben abgeschiedene Gräber; vielmehr Berge und Thäler unstät durchschweifend lernen sie von der Wiege an Frost, Hunger und Durst ertragen. Sie kleiden sich in leinene Kittel oder in Pelze, von Mäusefellen zusammengenäht; ihren Kopf bedecken sie mit überhängenden Mützen, ihre Beine mit Bockshäuten. Ihre plump gemachten Stiefel hindern sie am freien Gehen, deshalb taugen sie wenig für Fußgefechte, sondern, beinahe festgewachsen an ihren Pferden, die zwar dauerhaft, aber häßlich sind, richten sie auf ihnen alle ihre Geschäfte aus. Auf dem Pferde kauft und verkauft ein jeglicher dieses Volkes, auf ihm ißt und trinkt er, und auf den Hals des schnellen Thieres gelehnt, sinkt er in tiefen Schlaf bis zur Gaukelei der Träume; und ist über ernste Geschäfte eine Rathschlagung, so geschieht auch sie in diesem Aufzuge."

„Sie beginnen die Schlacht mit einem scheußlichen Geheul; mit Blitzesschnelle sind sie da, zerstreuen sich absichtlich in demselben Augenblicke, kommen rasch wieder und schweifen so ohne geordnete Schlachtreihe im unstäten Morden hin und her, und ehe man sie wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit erblickt, stürmen sie schon den Wall oder plündern das feindliche Lager. In der Ferne fechten sie mit Wurfgeschossen, deren Spitzen mit seltener Kunst sehr sauber mit Knochen besetzt sind, in der Nähe aber mit dem Säbel; und indem die Feinde den Hieben ausweichen, werfen sie ihnen Schlingen über und schleppen sie mit sich fort."

„Niemand baut bei ihnen den Acker oder rührt nur den Pflug an; denn Alle schweifen umher ohne feste Sitze, ohne Heimath, ohne Gesetz und stehende Sitte, immer Flüchtlingen gleich; die Weiber wohnen auf den Wagen, weben dort ihre groben Kleider und ziehen die Kinder groß. Auf die Frage, woher er ist, kann bei ihnen keiner antworten; anderswo entstanden, fernhin geboren, und weiterhin erzogen. — Treue der Verträge kennen sie nicht und gleich den unvernünftigen Thieren wissen sie kaum etwas von Recht und Unrecht; sondern sie fahren in ungestümer Wuth ihrer Begierden auf irgend ein Ziel los und sind bei jeder neu winkenden Hoffnung wieder wankelmüthig; ja, sie sind so veränderlich und jähzornig, daß sie zuweilen an demselben Tage ohne die geringste Beleidigung von ihren Bundesgenossen abfallen und eben so ohne alles Zureden sich wieder aussöhnen."

Diese leichtgerüstete und unbändige Menschenart, brennend von einer gräulichen Raubgier gegen die Fremden, brach am Asowschen Meer hervor,

1) Amm. Marcell. XXXI. 2. Jordanis, 24.

wohin sie schon viel früher durch Kriege und Unruhen aus ihren alten Weideplätzen an den Grenzen Chinas vertrieben waren, und fielen zuerst auf die Alanen, ein asiatisches Volk, von den nördlichen Abhängen des Caucasus stammend. Die Hunnen sollen den Geistern ihrer alten Fürsten die ersten gefangenen Europäer geopfert haben. Dann wälzte sich ihr ungeheurer Schwarm auf die Gothen. Der mehr als hundertjährige, an einer schweren Wunde leidende, Ermanrich, da er sah, daß er den Hunnen nicht widerstehen könne, wollte seinen alterworbenen Ruhm nicht überleben und tödtete sich selbst. Sein Volk mußte sich der hunnischen Macht unterwerfen; und die Therwinger, welche nachher den allgemeinen Namen der Westgothen erhalten haben, wichen, Widerstand für unnütz haltend, aus ihren Sitzen und schickten eine Gesandtschaft an den Kaiser Valens, mit der Bitte: „Er möge ihnen Land und Weide geben, jenseits der Donau, sie wollten Hüter der Grenzen sein." Als Vermittler wirkte hierbei wahrscheinlich auch der gothische Bischof Ulfila mit, der schon früher bei einer Christenverfolgung durch heidnische Gothenfürsten, mit vielen gothischen Christen auf römischem Boden am Fuße des Hämus Wohnsitze erhalten hatte und überhaupt 40 Jahre lang als Bischof segensreich unter seinem Volke wirkte. Der Kaiser nahm die Gothen auf. Von den Hunnen wurden sie nicht verfolgt; diese trieben mehr als 40 Jahre Viehzucht, Jagd und Raub in den Steppen und Wäldern vom jetzigen Südrußland, Polen und Ungarn, kamen dabei in mancherlei Berührung mit den Römern, denen sie oft im Kriege dienten, und milderten durch den Verkehr mit ihnen, so wie mit den deutschen Völkern, vieles in ihren Sitten.

Den Westgothen waren ihre neuen Sitze in Mösien bald zu enge und ihre Heerden lieferten ihnen nicht den nöthigen Unterhalt; sie baten um Erlaubniß, sich die fehlenden Bedürfnisse erhandeln zu dürfen. Die römischen Statthalter aber, Lupicinus und Maximus, bedienten sich der Noth der Gothen so schamlos, daß um ein Brod und etwa zehn Pfund elendes, manchmal Hundefleisch, ihnen ein Sklave verkauft werden mußte. Die meisten Heerden waren hin, hin die Sklaven, Hungersnoth bewog viele, um Brod ihre Kinder zu geben. Indeß das Volk unter diesem Jammer seufzte, wurde Fridigern, der gothische Fürst, von dem Lupicinus in Marcianopel zu Gaste gebeten. Er war ein tapferer Jüngling, des Heldenmuths seiner Ahnherren voll; viele junge Leute, Waffenbrüder und Freunde, begleiteten ihn. Während er aß, erhob sich plötzlich das Geschrei seines Gefolges draußen, welches die Römer überfallen hatten und mordeten. Er, mit rachefunkelndem Blick sein Schwert in der Hand, auf und hinaus, rettet seine Freunde und sprengt mit ihnen fort[1]). Die Gothen, erbittert über der Römer Treulosigkeit, brachen alsdann auf, schlugen den Lupicinus auf's Haupt und durchzogen mit Mord und Brand die nächsten Provinzen; von den Mauern Konstantinopels sah man schon die Flammen der Dörfer und Landhäuser, die sie angezündet hatten.

Kaiser Valens zog mit einem Heere gegen sie; die Hülfe, welche ihm sein Neffe Gratian aus dem Abendland herbeiführte, wollte er nicht abwarten, um den Ruhm des Sieges allein zu haben, und wagte vorschnell bei Adrianopel die Schlacht. Es wurde hart gestritten, aber das gothische Fußvolk warf endlich die römische Reiterei und dann auch die Legionen

1) Amm. Marcell. XXXI 5. und Jordanis, 26.

über den Haufen. Der Kaiser floh verwundet; sein Pferd stürzte; kaum vermochte er sich in eine benachbarte Bauernhütte zu retten. Die Gothen, weit entfernt zu glauben, daß unter diesem Strohdach der römische Kaiser sei, steckten diese Hütte, wie die andern, in Brand; Valens fand auf diese traurige Art seinem Tod. 378.

In dieser großen Noth des Reiches sollte der Umsturz noch einmal abgewendet werden durch den kräftigen und klugen Kaiser Theodosius, einen Spanier von Geburt. Er wußte die Gothen durch Parteiungen zu schwächen und brachte Fridigerns Nachfolger, Athanarich, zum Frieden. Er versprach den Gothen eine ansehnliche Lieferung an Lebensmitteln und diese überließen ihm dagegen 40,000 Mann an Hülfsvölkern.

11. Einbruch der Westgothen, Vandalen, Sueven, Burgunder und anderer Völker in das abendländische römische Reich.

Anfang des fünften Jahrhunderts.

Dieser Kaiser starb aber bald, im J. 395, und seine beiden Söhne Honorius und Arkadius, theilten das Reich unter einander; Arkadius nahm seinen Sitz in Konstantinopel, Honorius in Italien, und des ersteren Antheil wurde das morgenländische, der des andern das abendländische Kaiserthum genannt.

Die Söhne waren dem Vater nicht gleich; zu träge, die Herrschaft selbst zu führen, ließen sie ihre Kanzler regieren, den Gallier Rufin und den Vandalen Stilicho. Rufin, welcher der Kanzler in Konstantinopel war, verworfen und ehrgeizig, glaubte durch Krieg und Gefahren sein Ansehn und seine Macht zu heben; er reizte die Gothen unter Alarich zu einem Einfall in's Reich. Die Geschenke, die ihnen Theodosius versprochen hatte, wurden ihnen nicht gezahlt. Alarich verwüstete Thracien auf's Schrecklichste; Stilicho zog gegen ihn aus, wurde aber von dem eifersüchtigen Rufin zurückgeschickt. Diesen ermordete das erbitterte Heer; Alarich aber wandte sich gegen das damals wehrlose Griechenland, welches seiner letzten Schätze und Herrlichkeiten beraubt wurde. Plötzlich kam Stilicho und bedrängte die Gothen; doch Arkadius befahl ihm zu weichen, unterhandelte mit Alarich und machte ihn zum Feldherrn von Illyrien, d. h. räumte es ihm ein, 396. Von hier brachen die Gothen im J. 400 gegen Italien auf und zogen über die Alpen. Noch einmal gelang es jedoch dem Stilicho, durch einen entschiedenen Widerstand den gefährlichen Feind wieder über die Grenzscheide der Gebirge zurückzudrängen. Und ebenso rettete er im J. 405 Italien gegen den Angriff eines großen gemischten Heeres deutscher Völkerschaften, welches unter Radagaisus von einer andern Seite über die Alpen einbrechen wollte und vielleicht mit Alarich im Bunde war. Die Geschichte dieser Zeiten ist höchst verworren, und so ist es auch nicht klar, ob jener Haufen bei Fäsulä vernichtet ist, wie einige Schriftsteller erzählen, oder ob Stilicho es verstanden hat, auch ihn durch Verträge und Hinweisung auf Gallien zu entfernen. Es scheint, daß auch Stilicho ehrgeizige Pläne verfolgte; er hatte sich mit Alarich zu einem Angriff auf's östliche Reich verbündet, wurde aber von seinen Feinden des Verraths angeklagt und auf Befehl des Kaisers Honorius, seines eigenen Schwiegersohnes, im J. 408 ermordet. Sobald Alarich Stilicho's Tod erfuhr, zog er wiederum gegen Italien, drang durch die Pässe der Alpen, ging über den Po und

gerade auf Rom; den Kaiser ließ er in Ravenna sitzen, denn er verachtete den schwachen Fürsten. In Rom war Verwirrung und Schrecken, die Römer hatten seit 600 Jahren keinen Feind vor ihren Mauern und seit 800 Jahren keinen in denselben gesehen, und die Stadt nannte sich die ewige Stadt. Zwar wollten sie den alten Hochmuth noch einmal laut werden lassen und sprachen zu Alarich[1]): „Das römische Volk ist zahlreich und stark und ist durch beständige Uebung in den Waffen so beherzt worden, daß es sich nicht vor dem Kriege fürchtet." Aber Alarich lachte überlaut und sagte nur: „Das dichtstehende Gras ist leichter abzumähen, als das dünne." — Darnach fragten die Gesandten nach den Bedingungen des Friedens. Er forderte alles Gold, Silber und Geräth in der Stadt und alle Sklaven von deutscher Abkunft. Sie fragten: „Was willst Du uns denn übrig lassen?" „Die Seelen," antwortete er. So sprach ein Mann, auf der Insel Peuce, am Ausflusse der Donau, unter einem barbarischen Volke geboren, zu der Stadt, welche Jahrhunderte lang den Erdboden beherrscht hatte und durch deren Thore und Straßen die stolzesten Helden im Triumphe eingezogen waren, mit Sieg über fremde Völker gekrönt und mit Siegesbeute aus Europa und Asien und Afrika beladen!

Darnach erboten sich tuskische Wahrsager, die in der Stadt waren, sie wollten den Alarich durch Beschwörungen von Rom zurücktreiben, wenn man ihnen erlaubte, den alten Göttern öffentliche Feste und Opfer anzustellen. — Ueber solche ohnmächtige Anschläge mag der tapfere Alarich wohl noch lauter gelacht haben.

Als nun die Römer gar keine Rettung sahen, mußten sie der Feinde Willen erfüllen und ihnen 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und außerdem eine Menge kostbarer Waaren versprechen. Es war aber so viel Gold und Silber bei den Einwohnern der Stadt nicht zu finden: deshalb mußte man die Zierrathen der alten Tempel zu Hülfe nehmen, und da soll es geschehen sein, daß unter anderen Götterbildern auch das Bild der Tapferkeit zusammengeschmolzen wurde, und es war, als wäre damit alles, was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, gleichfalls vernichtet.

Der Kaiser Honorius wollte sich mit Alarich in keinen Vergleich einlassen; da kehrte dieser das nächste Jahr wieder zurück und setzte in Rom einen andern Kaiser, Namens Attalus, dem Honorius zum Widersacher ein; als dieser aber auch nichtswürdig war, stieß er ihn nach einem Jahre wieder in den Staub und die Stadt Rom, die sich widersetzte, nahm er mit Sturm ein. Dieses geschah den 24. August des Jahres 410. Die Gothen kamen in den kaiserlichen Palast und plünderten ihn, so wie die Häuser der Großen aus; insofern aber mäßigten sie sich, daß sie die Stadt nicht anzündeten. Es war ein großes Glück für die Römer, daß die Gothen Christen waren. Was sich in die Kirchen flüchtete, wurde nicht angetastet. Ja, ein wunderbarer Zufall, welcher uns erzählt wird, zeigte recht offenbar die fromme Sinnesart des Volkes. Ein Krieger, der bei einer christlichen Frau einkehrte, fand bei ihr silberne und goldene Gefäße. Sie sagte ihm, es gehören dieselben dem heiligen Apostel Petrus und seien ihr für die Kirche in Verwahrung gegeben; er möge nun thun, was ihm rechtdünke. Da meldete es der Soldat dem Könige. Dieser aber schickte so-

1) Zosimus V, 34.

gleich hin und ließ die heiligen Gefäße feierlich in die Kirche zurücktragen. Die Römer, begeistert durch solche Großmuth, begleiteten den Zug und stimmten festlichen, feierlichen Gesang an, und die gothischen Krieger, erstaunt über das unerwartete Schauspiel, ließen ab vom Plündern, schlossen sich mit an, und so ward die Wuth des Krieges durch christliche Rührung in Frieden verwandelt.

Alarich blieb nur wenige Tage in Rom, dann zog er weiter nach Unteritalien, mit großen Entwürfen in der Seele; denn es scheint er wollte nach der schönen Insel Sicilien und von da nach Afrika hinüberschiffen, um diese Kornkammern Italiens auch zu erobern. Aber der Tod ereilte ihn in Cosenza im rüstigen Alter von 34 Jahren. Das ganze westgothische Volk betrauerte ihn und bereitete ihm ein denkwürdiges Grab. Sie gruben dem dortigen Flusse, Busento, ein anderes Bett und leiteten das Wasser dahin ab, und nun begruben sie den König im Grunde des Flusses in voller Rüstung, mit seinem Streitrosse und den Denkmälern seiner Siege; dann leiteten sie den Fluß wieder darüber hin, auf daß nicht römischer Geiz oder Rachsucht den großen Alarich in dem Grabe, wo er von seinen Siegen ruhete, entweihe und störe.

An seiner Stelle erwählten die Gothen den schönsten ihrer Edlen, den Jüngling Athaulf oder Adolf, den Schwager Alarichs, zum Könige. Er zog aus Unteritalien auf Rom. Der Kaiser Honorius mußte ihm seine Schwester Placidia zur Gemahlin geben; dann erst verließ er Italien, ging mit seinem Volke nach Gallien und Spanien, und er und sein Nachfolger Wallia sind die Stifter des großen westgothischen Reiches, welches das südliche Frankreich bis zur Loire und bald auch Spanien umfaßte, und dessen Hauptstadt Toulouse am Flusse Garonne ward. Im Jahr 419 traten die Römer das südliche Gallien förmlich an Wallia ab.

So ist der Anfang des fünften Jahrhunderts durch heftige Völkerbewegungen im höchsten Grade stürmisch. Fast alle germanische Völker senden Kriegshaufen auf Raub- oder Eroberungs-Züge aus, oder sie selbst, von übermächtigen Angriffen anderer Volker gedrängt, brechen zum größeren Theil auf, um mit den Waffen in der Hand neue Wohnsitze zu suchen; nur etwa die Schwächeren bleiben zurück, welche ihre väterlichen Wohnsitze nicht verlassen können oder mögen, und verlieren sich unter dem einrückenden neuen Volke. Außer den Gothen waren auch die Vandalen und Alanen durch die Hunnen vorwärts gedrängt und wälzten sich von Morgen her immer weiter nach Abend zu. Auf ihrem Zuge schlossen sich die Burgunder, die ebenfalls von ihren Sitzen an der Weichsel schon bis an die obere Donau gerückt waren, ein Theil der Sueven, namentlich die Quaden, und andere Völker an sie an. Von diesem gemischten Völkerhaufen war es wahrscheinlich ein Schwarm, der unter Radagaisus oder Radegast im J. 405 jenen Sturm auf Italien wagte, welcher durch ein besonderes Glück noch von Stilicho abgewehrt wurde. Dieser einzelne Haufe verliert sich, wie der Name seines Anführers, ohne eine Spur in der Geschichte zurückzulassen. Allein in ihren Angriffen auf Gallien und Spanien waren die genannten Völker glücklicher. Stilicho hatte ihnen den Weg geöffnet, indem er die Legionen vom Rheine und aus Gallien weggezogen hatte zur Rettung Italiens. Nun verheerten sie das Land von Straßburg bis Amiens; Trier wurde viermal geplündert, Mainz und

Worms zerstört, aus Straßburg, Speier, Rheims und andern Städten die Einwohner als Sklaven fortgeführt. Nachdem der Völkerschwarm endlich von den Römern und Franken nach Südfrankreich zurückgedrängt war, wurde er 408 durch den aufrührerischen römischen Statthalter Gervatius nach Spanien gerufen. Bis dahin war dieses Land in der furchtbaren Zeit verschont geblieben; nun kam auch seine Reihe. Die Vandalen, Alanen und Sueven gingen über die Pyrenäen und eroberten bald den größten Theil des Landes. Von den Alanen blieb ein Theil in Gallien zurück und erscheint später auf Seiten der Römer in der großen Schlacht gegen Attila; nachher verlieren sie sich. Eben so blieben die Burgunder unter ihrem König Gundikar (Günther) und stifteten im Elsaß zuerst ihr Reich, welches sich aber bald von dort in die Gegenden der Rhone und Saone und in die Schweiz zog, von wo es sich bis Savoyen ausdehnte. Im nördlichen Gallien aber scheinen die Franken schon um diese Zeit sich zu Herren gemacht zu haben, so daß Alles, was von Boulogne an der einen und Köln an der andern Seite nördlich liegt, ihnen unterworfen war. Noch vor der Mitte des Jahrhunderts blieb auch Trier, welches sie viermal erobert hatten, in ihrer Gewalt. Den Römern blieb von Gallien nur der Strich zwischen der Loire, Somme und Maas an beiden Seiten der Seine.

Die Vandalen, die mit den Alanen im südlichen Spanien ihre Sitze genommen hatten, gingen von da 429 unter ihrem Könige Geiserich oder Genserich, auf die Einladung des unzufriedenen römischen Statthalters Bonifacius, nach Afrika hinüber, eroberten die ganze Nordküste und stifteten dort auf ein Jahrhundert ein blühendes Reich, dessen Hauptstadt Karthago war. — Welche Wanderung von den Gestaden der Ostsee, wo dieses Volk zuerst in der Geschichte erscheint, bis an die Grenzen der afrikanischen Wüsten! — Geiserich, einer der kräftigen Männer seiner Zeit, aber wilden Gemüths, herrschte fünfzig Jahre lang, von 428 bis 477. Nach ihm verfiel das Reich der Vandalen durch innere Unruhen und durch Verweichlichung des sonst so kräftigen Volkes in dem üppigen Klima des Landes. Diesen Zustand benutzte der Kaiser von Konstantinopel, Justinian I., schickte seinen Feldherrn Belisarius im J. 534 mit einem Heere nach Afrika, und dieser bezwang die Vandalen in 8 Monaten. Ihren letzten König Gelimer führte er in goldenen Ketten in seinem Triumphzuge zu Konstantinopel auf.

Die Sueven blieben in Spanien zurück, wurden aber von den Westgothen unter Wallia und seinen Nachfolgern immer mehr in die Enge getrieben, bald nur auf den nordwestlichen Theil von Spanien und Portugal beschränkt und endlich 585 ganz mit dem westgothischen Reiche vereinigt.

In der Mitte des 5. Jahrh., 449, gingen auch die Angeln, Sachsen und Jüten nach England hinüber und stifteten dort neue Herrschaften. Unter dem Kaiser Honorius und gleich nach ihm hatten die Römer Britannien gänzlich verlassen; sie fühlten sich zu schwach, diese ferne Insel länger zu behaupten. Die Britannier aber waren unter ihrer Herrschaft so verweichlicht, daß sie nach dem Abzuge der römischen Besatzung sich unfähig fühlten, ihre Freiheit selbst zu beschützen. Ihre Nachbarn aus dem schottischen Hochlande, die kriegerischen Picten und Scoten, mit ungeschwächter Kraft aus den Bergen hervorbrechend, setzten ihnen hart zu;

sie wußten keinen Ausweg, als wiederum Fremde zu ihrem Schutze herbeizurufen. Ihre Wahl fiel auf die Völker sächsischen Stammes, welche die Küsten der Nordsee bewohnten und deren Tapferkeit sie schon oft kennen gelernt hatten, wenn diese mit ihren Raubgeschwadern an die britischen Küsten kamen. Zwei sächsische Brüder, Hengist und Horst oder Horsa, Helden aus edlem Geschlechte, welches von Wodan seinen Ursprung ableitete, nahmen des britischen Königs Vortigern Einladung an; nur mit dreien Schiffen, welche 1600 Krieger trugen, landeten sie; aber ihr tapferer Arm ersetzte die Menge, sie schlugen die Picten bei Stamfort, und bald zogen ihnen große Haufen ihrer Landsleute vom festen Lande nach. Da hätten die Briten die neuen Gäste gern wieder entfernt; sie blieben aber, unterwarfen sich ganz England bis auf das Land Wales und gründeten die bekannten sieben angelsächsischen Königreiche, von denen Kent, durch Hengist gestiftet, das erste war.

12. Attila, die Gottesgeißel. 451.

In einer Ebene zwischen der Donau und der Theiß in Ungarn, in einem sehr großen von Pfahlwerk umgebenen Dorfe, welches allmälig aus einem Lager entstanden war, erhob sich, mitten in einem geräumigen Hofe, ein hölzernes, mit vielen Gängen und Hallen geziertes Gebäude, die Wohnung Attila's oder Etzels, Königs der Hunnen. Er hatte das, bis dahin unter vielen Oberhäuptern zertheilte, Volk zu einer Herrschaft vereinigt und dazu nicht den Mord seines Bruders Bleda gescheut; alle von der Wolga bis in Ungarn zerstreuten Stämme der Hunnen und unterworfenen Völker verehrten seine Gebote; er war Herr der Gepiden, Langobarden, Avaren, Ostgothen und vieler Völker im südlichen Deutschland; doch behielten sie ihre Sprache, ihre Sitten und Gesetze, und wurden von eignen Fürsten regiert, so daß sie mehr als Bundesgenossen, denn als Unterthanen, zu betrachten waren; auch wurde an Etzels Hofe neben der hunnischen die gothische Sprache, also deutsch, geredet; auch die lateinische und griechische hörte man dort. In Rom und Konstantinopel fürchtete man den König Attila.

Er selbst war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf, tiefliegende Augen, die er stolz umherwarf, eine breite Brust, sehr viel Leibeskraft, einen Gang und eine Haltung, die zeigten, daß er in allem den Gebieter darstelle; wie denn sein liebster Name Godegisel, Geißel Gottes zur Bestrafung der Welt, war. Aber wie man bei Herrschern, welche große Reiche stiften, annehmen darf, daß sie ihre Macht nicht bloß ihrem Schwerte verdanken, so besaß auch König Attila noch andere geistige Vorzüge, außer der kriegerischen Tapferkeit. Wenn er schrecklich gegen seine Feinde und im Zorne vernichtend war, so war er auch voll Güte gegen die, welche er einmal in Schutz genommen hatte. Und wenn er im Kriege seine Völker immer selbst zur Schlacht führte, so saß er auch im Frieden selbst vor seinem Palaste zu Gericht und sprach Allen Recht ohne Unterschied. Er liebte die Pracht um sich her, nur er selbst lebte auf einfache Weise, als bedürfe seine Größe solches Zusatzes nicht. Sein Sattelzeug war ungeschmückt und wenig kostbar; bei den Gastmählern wurden allen Gästen goldene und silberne Geschirre vorgesetzt; er allein hatte hölzerne und aß nur wenig Gerichte von Fleisch, indem er, nach der Sitte des Volkes, selbst Brod verschmähte. An seiner Tafel ging nach jedem Gerichte der Becher herum auf

Attila's Wohl; Sänger priesen dort in Heldenliedern seine Thaten; nach ihnen fehlte auch der Hofnarr nicht, und bei den Gästen herrschte Freude und Scherz; nur er verlor nie den strengen Ernst. Bloß wenn sein jüngster Sohn Irnak eintrat, erheiterten sich seine Züge und er liebkoste ihn; denn von diesem war ihm geweissagt, er allein werde Attila's erlöschenden Stamm erhalten [1]).

Dieser mächtige Herrscher, von dem man gesagt hat, daß, wenn er sein geheimnißvolles Schwert, — es war von einem Hirten in einer Steppe Scythiens gefunden und wurde für das Schwert des Kriegsgottes gehalten, — in die Erde stieß, hundert Völker erbebten und Rom und Konstantinopel in ihren Grundfesten erzitterten, brach im J. 451 mit seinem Heere auf und wandte sich gegen Abend. Mit 700,000 Mann zog er aus, alle unter ihm, jeder Stamm unter seinem Fürsten; alle Fürsten zitterten vor Attila, das ganze Heer hatte eine Seele, sein Wink lenkte alle Bewegungen. Sein Weg hieß Vernichtung; was nicht entfliehen konnte oder nicht umkam, mußte ihm folgen. Er zog durch Oesterreich und die allemannischen Lande über den Rhein, schlug den burgundischen König Gundikar (Günther), bis zur Vernichtung des Volkes (von dessen heldenmüthigem Widerstande ein Nachhall in den Nibelungen enthalten ist); eroberte und plünderte die Städte Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Trier und andere, und gelobte nicht eher still zu stehen, als bis am Meere. Aus den Ländern, welche er durchzog, schloß sich freiwillig oder gezwungen die Kriegsmannschaft an ihn an, und der ungeheure Haufe wuchs, gleich einer Schneelawine, mit jedem Schritte.

Aber auch die Römer und mehrere deutsche Völker hatten sich gerüstet gegen die große Gefahr, die dem Abendlande drohte; denn es war wohl auf dem Spiele, ob Europa germanisch oder hunnisch werden, ob deutsche Stämme auf den Trümmern des wankenden römischen Kaiserthums neue Reiche gründen sollten, oder der große Hunnenkönig. Die Römer hatten noch einmal einen guten Feldherrn zu dieser Zeit, mit Namen Aëtius, von gothischer Abkunft, der einst, von Valentinian verbannt, an Attila's Hofe Zuflucht gefunden hatte; der rüstete sich in Gallien und sprach auch den westgothischen König Theoderich oder Dietrich, der in Toulouse wohnte, um Hülfe an, denn auch dessen Reich war in großer Gefahr. Da antwortete Dietrich, obwohl in früheren Jahren Aëtius sein Feind gewesen war: „Nie hat ein gerechter Krieg einem Könige der Westgothen zu schwer geschienen, und nie hat einer Furcht gekannt, wenn es auf eine glorreiche That ankam; eben so denken die Großen meines Reichs; das ganze Volk der Westgothen greift freudig zu seinen allezeit siegreichen Waffen." — Auch die Burgunder hatten Hülfe versprochen, ferner Sangipan, der Alane, welcher an der Loire herrschte, ein Theil der Franken, die Stadt Paris, selbst ein Stamm der Sachsen, welcher an der Mündung der Loire, es ist unbekannt in welcher Zeit, angesiedelt war.

In der weiten Ebene in Frankreich, durch welche die Marne fließt, von den Alten die katalaunischen Gefilde genannt, weil die Stadt

---

1) Diese Schilderung von Attila und seinem Hofe giebt uns ein Augenzeuge, der Sophist Priscus, der mit einer Gesandtschaft des Kaiser Theodosius II. an Attila's Hof zog. Byzant. hist. script. I. Auch Jordanis schildert ihn cap. 35. Beide erzählten auch von dem Schwert des Mars.

Chalons in dieser Ebene liegt, erhebt sich bei Müry in der Nähe von Troyes, ein mittelmäßiger Hügel, welcher die Gegend beherrscht. Hier traf das Heer der Abendländer auf die hunnische Macht und eine große Schlacht wurde gekämpft; man kann sie eine Völkerschlacht nennen, denn die meisten europäischen Völker standen hier zum Streite gerüstet gegen einander. Den linken römischen Flügel führte Aëtius, den rechten Theodorich, in die Mitte nahmen sie den König Sangipan, dem an wenigsten zu trauen war. Unermeßlich schien andrerseits das Hunnenvolk; einen Flügel führte Ardarich, der Gepidenkönig, den andern Theudemir, Widemir, Walamir, Fürsten der Ostgothen, Attila die Mitte und das Ganze Die Menge geringerer Könige achtete, wie Trabanten, auf seinen Wink und gehorchte stumm und ängstlich seinem Befehle; er allein, der Könige König, dachte für Alle. Als die Schlacht ihren Anfang nehmen sollte, berief er die Anführer und sprach: „Nichts Gemeines ziemt mir, euch zu sagen, oder euch, von mir zu hören. Seid Männer; greift an, brechet ein, werfet alles nieder; der Römer Schlachtordnung und Schilddächer verachtet! Fallet auf die Westgothen und Alanen, in denen ist die Kraft des Feindes. Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben, auch wenn ihr flieht, Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, der ist des Todes!" —

Beide Heere trachteten, sich des Hügels zu bemächtigen; die Schlacht war ungemein wüthend und es war ein fürchterliches Würgen. Die Hunnen durchbrachen schon das Mitteltreffen, wo die Römer flohen; auch die Westgothen wichen vor den Ostgothen. Indem Theodorich zu seinem Volke redete, fiel er; aber sein Tod entflammte die Seinen zur Wuth; sein Sohn Thorismund warf durch gewaltigen Angriff die Feinde in die Flucht und gab so die Entscheidung des Tages; bei anbrechender Nacht mußte Attila sich in seine Wagenburg zurückziehen. Da er nicht wußte, ob der Feind ihn verfolgen würde, ließ er unzählige Pferdesättel und hölzerne Schilde zu einem Scheiterhaufen aufthürmen, um im Nothfall sie anzuzünden und in den Flammen zu sterben; zugleich um die Feinde abzuschrecken, gebot er, mit Waffen, Posaunen, Schlachthörnern und Gesang die ganze Nacht Lärm zu unterhalten. Doch die Feinde griffen ihn nicht an. Unter den dichtesten Haufen der Gefallenen suchten sie den Leichnam des Gothenkönigs und hielten ihm auf dem Schlachtfelde ein feierliches Leichenbegängniß, unter Wehklagen und Waffengetön, geschmückt mit hunnischer Waffenbeute, Angesichts der Hunnen, die die Bestattung nicht zu stören wagten. Thorismund folgte der Leiche des Vaters, und wollte dann den Angriff gegen die Hunnen erneuern; allein Aëtius selbst hielt ihn davon ab und rieth ihm, in sein Reich zurückzuziehen, damit seine Brüder nicht die Krone ihm vorweg nähmen. Aëtius wollte die hunnische Macht nicht gänzlich zerstören, um sie vielleicht bei einer andern Gelegenheit gegen die Gothen gebrauchen zu können [1]).

Attila, der auf solche Weise unverfolgt über den Rhein zurückgehen konnte, machte im folgenden Jahre noch einen Raubzug nach Italien und zerstörte auf eine schreckliche Weise Aquileja, Mailand [2]) und andere Städte.

1) So furchtbar war die Schlacht auf den katalaunischen Gefilden, daß die Sage noch Jahrhunderte nachher erzählte, in der Nacht hätten sich die Geister der Erschlagenen erhoben und den Kampf in den Lüften drei Tage lang fortgesetzt.

2) Suidas erzählt, hier sei dem Attila ein Gemälde in die Augen gefallen, wo

Rom rettete vor gleichem Schicksale nur die Bitte des Papstes Leo und das reiche Lösegeld, welches dieser ihm bot. Mangel und Krankheiten in seinem Heere nöthigten ihn, über die Alpen zurückzugehen; doch drohte er, nochmals zu kommen und rüstete sich schon; aber mitten unter den Rüstungen starb er im J. 453. Betrauert und begraben wurde er nach der Sitte des Volkes: die Hunnen zerfetzten ihre Gesichter mit Wunden und schoren sich die Haare ab, und in einer weiten Ebene, unter einem seidenen Gezelte, wurde sein Leichnam gezeigt; um denselben rannte, seine Thaten singend, die Reiterei, sie priesen das Glück, wie der große Attila, nach unsterblichen Siegen, in der herrlichsten Zeit seines Volkes ohne Schmerzen seine Laufbahn beschlossen und sich hinüber zu den Geistern der alten Helden begeben. In der Nacht wurde er in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen und beide in einen eisernen; Pferdezeug, Waffen, Kostbarkeiten, wurden mit ihm begraben und darauf alle Arbeiter am Grabe umgebracht, damit keiner verrathe, wo der Hunnenheld ruhe.

Attila's, Etzels, Name ging später in die deutsche Sage über; er wurde mit dem Gothen Ermanrich und dem spätern Theoderich (Dietrich von Bern) verbunden, erscheint aber nicht als Feind der Deutschen, sondern als mächtiger ritterlicher Herrscher im Osten von Deutschland.

Als der Schrecken seines Namens die Völker nicht mehr zusammenhielt, entzweiten sie sich; viele versagten den Gehorsam; nachdem der erstgeborne seiner Söhne, Ellak, in einer großen Schlacht gegen Ardarich, den König der Gepiden, gefallen war, verschwand die Macht der Hunnen ganz; sie verloren sich weiter nach Osten hin. Den Kopf von einem der Söhne Attila's, — so wechseln die menschlichen Schicksale, — sah man später in der Rennbahn zu Konstantinopel zur Schau aufgesteckt. — Ardarich nahm das Land an der Nieder-Donau ein und die Ostgothen besetzten Ungarn, bis nach Wien. Auch die übrigen, der hunnischen Macht dienstbar gewesenen, deutschen Völker werden diesen Augenblick der wiedergewonnenen Unabhängigkeit benutzt haben, sich in ihren alten oder neuen Wohnsitzen gewissermaßen rechtlich zu befestigen; und so kann dieser Zeitpunkt als entscheidend für die Gestalt der nächsten Zukunft angesehen werden, bis der gänzliche Sturz der römischen Macht in Italien neue Umwälzungen für einen Theil Europa's veranlaßte.

13. Untergang der römischen Herrschaft im Abendlande. 476.

Das abendländische römische Reich, jetzt beinahe nur noch aus Italien bestehend, neigte sich immer mehr seinem Falle zu. Der elende Kaiser Valentinian III. ermordete den edlen Aëtius, der die Stütze des Reiches war und es noch einmal in den katalaunischen Feldern gegen Attila gerettet, mit eigener Hand, weil man ihm Verdacht gegen denselben eingeflößt hatte. Valentinian wurde wiederum auf Anstiften des Petronius Maximus ermordet, der nun Kaiser wurde und des Ermordeten Wittwe Eudoxia zwang, ihn zu heirathen. Diese aber, aus Rache, rief den Van-

Scythische Männer vor dem auf goldenem Throne sitzenden römischen Kaiser auf den Knieen gelegen hätten; da habe er dem gegenüber sich selbst auf dem Throne malen lassen, zu seinen Füßen die römischen Kaiser, Goldsäcke vor ihm ausschüttend.

dalenkönig Geiserich aus Afrika herbei; er kam, eroberte 455 die Stadt Rom und plünderte und verwüstete sie auf grausame Weise, vierzehn Tage hindurch, gleichsam als wolle das Schicksal durch ihn Strafe üben für die grausame Zerstörung Karthago's durch die Römer vor sechshundert Jahren. Darnach zog er mit vielen Schiffen voll kostbarer Beute[1]) und gefangener Menschen aus allen Ständen, die als Sklaven verkauft wurden, wieder nach Afrika.

Nach Valentinian, in Zeit von zwanzig Jahren, haben noch neun Kaiser den herabgewürdigten Namen der Herren Roms geführt. Endlich stieß Odoaker (Odovacar), ein Fürst scirischer Abkunft, Anführer eines verbündeten Heerhaufens von Sciren, Herulern, Rugiern und Turcilingern, ein Mann, durch Geisteskraft und Körpergröße gleich ausgezeichnet, den letzten dieser Schattenkaiser, Romulus Momyllus oder Augustulus, der noch ein Knabe war, vom Throne und nannte sich selbst König von Italien; des jungen Kaisers unschuldiges Alter, da er Purpur, Krone und Waffen ablegte und in sein Lager kam, verschonte er und schickte ihn auf ein Schloß in Campanien. Die obengenannten Völkerschaften, die wahrscheinlich zu dem gothischen Vereine gehört hatten, waren aus ihren frühern Wohnsitzen von der Ostsee immer weiter nach Mittag gezogen, bis sie an der Donau und der Grenze Italiens Wohnsitze fanden und den Römern häufig für Sold dienten. Dieser kleine Haufen also hat endlich das große römische Reich niedergeworfen im Jahre unserer Zeitrechnung 476 und im 1230. Jahre nach Erbauung Roms.

Auf folgende Weise waren um diese Zeit in Folge der Völkerwanderung, die hundert Jahre vorher angefangen hatte, die Länder des abendländischen Kaiserthums unter die fremden Völker vertheilt:

Italien war unter der Herrschaft Odoakers und sein Reich erstreckte sich nach Mitternacht über die Alpen bis an die Donau.

In Ungarn waren die Ostgothen mächtig.

Im Norden der Donau, nach der Theiß zu, hatten sich die Langobarden, aus ihren Sitzen an der Elbe schon längst vorgerückt, niedergelassen.

In Baiern bildete sich nach und nach, ohne daß die Geschichte bestimmte Nachweise davon geben könnte, aus Ueberbleibseln von Rugiern, Herulern, Sciren, Turcilingern, gewiß aber auch aus suevischen Stämmen, vorzüglich Markomannen, das Volk der Bojoarier unter dem Fürstengeschlechte der Agilolfen. Der Name deutet am meisten auf die Abstammung von den Markomannen, aus Böhmen herüberkommend, hin, indem der älteste Name dieses früher von den Bojern bewohnten Landes Boja oder Bojos in Bojoheim, Baiheim, Beheim übergegangen ist. Die früher in dieses Land eingewanderten Markomannen kehrten, nachdem die Donaugegenden frei geworden waren, zurück, setzten sich in Franken und Baiern fest und nannten sich Bojoarier oder Bojovaren.

Die Alamannen wohnten in der östlichen Schweiz, in Schwaben und an beiden Rheinufern hinab, bis an die Lahn. Am linken Rheinufer

---

1) Darunter auch die Gefäße aus dem Tempel zu Jerusalem, die Titus im Triumphe nach Rom gebracht hatte. Belisar führte sie später wieder aus Karthago nach Konstantinopel, und Justinian soll sie, wie Procop erzählt, aus Furcht vor einer Prophezeiung nach Jerusalem geschickt haben.

wurden sie nachher Alsassen genannt. Auch der Name der Sueven kommt in dieser Zeit wieder neben ihnen vor und hat sich im Namen des Landes Schwaben bis auf den heutigen Tag erhalten.

In der Mitte Deutschlands, vom jetzigen Harzgebirge bis in Franken, herrschten die mächtigen Thüringer, welche zuerst um die Mitte des 5. Jahrh. in der Geschichte erscheinen, ohne daß ein Schriftsteller ihres Ursprungs und ihrer früheren Geschichte gedacht hätte. Da sie jedoch in den Gegenden wohnen, wo früher die Hermunduren genannt werden, so ist mit Recht anzunehmen, daß sie dasselbe Volk mit diesen waren.

In Niedersachsen und Westfalen saßen noch immer in den alten Sitzen und in der alten Verfassung die Sachsen, und neben ihnen an den Küsten der Nordsee die Friesen.

Am Niederrhein, an der Maas und Schelde, bis in die Niederlande hin, und im nördlichen Frankreich wohnten die Stämme der Franken; die vorzüglichsten waren die Salier in den Niederlanden, und die Ripuarier, Uferbewohner am Rheine.

Neben ihnen, an der Seine, erhielt sich noch zehn Jahre lang, nachdem schon kein Kaiser in Rom mehr war, bis 486 ein römischer Statthalter, er hieß Syagrius. Die Nordwestspitze von Frankreich, das jetzige Bretagne, war schon früher von Flüchtlingen aus Britannien, welche vor den Pikten gewichen waren, bevölkert, und diese bildeten dort, unter dem Namen von Armorika, einen Bund freier Städte.

Das südöstliche Frankreich mit Savoyen und der westlichen Schweiz gehörte jetzt den Burgundern. Ihre Hauptstädte waren: Genf, Besançon, Lyon und Vienne. Die Burgunder waren wohl die mildesten unter den erobernden Völkern dieser Zeit, früh für Christenthum, Bildung und Kunst gewonnen; ihnen verdankt jener Theil Frankreichs noch die vielen Ueberbleibsel alter römischer Kunstwerke. In der Schweiz bezeichnet noch jetzt die französische Sprache ihre alten Grenzen gegen die Alamannen; denn die Burgunder vermischten sich mehr mit den Römern und nahmen viel von ihrer Sprache an.

Das südwestliche Frankreich, von der Loire und Rhone bis an die Pyrenäen, nebst einem großen Theile von Spanien, war den Westgothen unterthan; das nordwestliche Spanien aber den Sueven.

Die nördliche Küste von Afrika war vandalisch.

In Britannien breiteten die Angeln und Sachsen ihre Herrschaft immer weiter aus.

Der östliche und nördliche Theil von Deutschland war durch das Drängen und Ziehen der Völker nach Mittag und Abend hin entblößt worden, und es wanderten immer mehr slavische Völker ein, welche an jenen Grenzen von Alters her gesessen hatten, vielleicht auch zum Theil den Deutschen unterworfen gewesen waren. Jetzt gewannen jene fremden Stämme das Uebergewicht und die Ueberbleibsel der Deutschen, welche ihre Stammsitze nicht verlassen wollten, wurden ihnen unterthan und verloren sich unter ihnen.

Zweiter Zeitraum.

Von Chlodwigs Eroberungen bis auf Karl den Großen 486 bis 768.

Der Geschichtschreiber dieses Zeitraums sind nur wenige, und auch diese von sehr ungleichem Werthe. Was sie über die früheren Zeiten enthalten, beruht meist auf Sagen und läßt sich schwer mit den Nachrichten der römischen Schriftsteller vereinigen; für die Geschichte ihrer und der zunächst vorhergehenden Zeit jedoch sind sie von der höchsten Wichtigkeit.

1. Für die Geschichte der Franken ist Hauptschriftsteller: Gregor, Bischof von Tours (Gregorius Turonensis), gest. 595; er nennt sein Buch Kirchengeschichte, beschreibt aber allgemein die Thaten der Franken in 10 Büchern bis 591. Seine Sprache ist, wie überhaupt die seiner Zeit, barbarisch, seine Darstellung verworren, durch Wunder-Legenden unterbrochen, aber sehr ins Einzelne gehend und für die späteren Jahre als die eines Zeitgenossen sehr genau, wodurch er eben so lehrreich wird; er besitzt Redlichkeit und Wahrheitsliebe. Man hat ihn den Herodot dieser Zeit genannt.

Fredegar, um 650, hat aus Gregors Werke einen kurzen und mit Fabeln, vermischten Auszug (Historia Francorum epitomata) gemacht, der bis 584 läuft, und dann die Geschichte in einem Chronicum bis 641 weiter geführt. Dieses Chronicum haben drei andere Männer, jedoch mit Lücken, fortgesetzt bis 768, arm und ohne Zusammenhang, aber wichtig, weil die Verfasser meistens Zeitgenossen der Begebenheiten waren. Die Gesta regum Francorum sind gleichfalls zum Theil aus Gregor geschöpft, dessen Darstellung sie bis zum Jahre 720 kurz und nicht ohne viele Unrichtigkeiten fortsetzen.

Neben diesen und später: die Annalen, kurze Aufzeichnungen, die in den Klöstern alljährlich von den wichtigsten Begebenheiten gemacht wurden und so wenigstens zum Theil von Augenzeugen herrühren. Sie wurden später abgeschrieben, von einem Kloster dem andern mitgetheilt, dort oft vermehrt, später mehrere zusammengearbeitet, und erlangten so einen größern Umfang und Werth. Am wichtigsten sind diejenigen, die jetzt den einfachen Namen Annales Laurissenses, vom Kloster Lorsch im oberen Rheingau, führen und von 741 bis 788 gehen. Eginhardt setzte sie fort von 788 bis 829. Sie sind zum Theil in den älteren Sammlungen herausgegeben, am vollständigsten in der großen Ausgabe der Quellenschriften für deutsche Geschichte des Mittelalters, von der Frankfurter Gesellschaft, Monumenta Germaniae historica, von Pertz gesammelt.

2. Für die Geschichte der Gothen:

a) Cassiodorus, mit hohen Staatsämtern unter Odoaker, Theodorich und dessen Nachfolgern bekleidet, gest. c. 565 im Kloster Vivarosa, hatte eine Geschichte der Gothen geschrieben, die leider verloren ist. Erhalten sind seine XII Libri Variarum, sehr wichtig, weil sie Edicte, Instructionen und Schreiben enthalten, die im Namen der Könige geschrieben sind: gelehrt, elegant, aber eitel und redselig.

b) Der Mönch Jordanis oder Jornandes, ein Gothe um die Mitte des 6. Jahrhunderts, hat die verlorene Geschichte Cassiodors in einem Auszug — de rebus Geticis — gebracht, aber auch durch Einschaltung alles dessen, was er sonst wußte oder gehört hatte, verunstaltet. Obschon ohne Urtheil und geschichtliche Kenntnisse, ist sein Buch doch von dem größten Werthe, da er für sehr viele Begebenheiten fast unsere einzige Quelle ist. Er geht bis 540.

c) Die Vergleichung von „Procopii Caesarensis Vandalica et Gothica“ kann im Einzelnen manches aufklären, weil der Grieche von ganz andern Ansichten ausgeht, als die abendländischen Schriftsteller.

d) Auch Isidor, Bischof von Sevilla, (Isidorus Hispalensis) gest. 636, hat eine kurze Geschichte der Gothen, Vandalen und Sueven, bis 628 geschrieben, welche aber über die frühere Geschichte dieser Völker nichts aufgeklärt und sich eigentlich nur auf Spanien bezieht.

3. Hauptschriftsteller für die Geschichte der Langobarden ist Paul

Diakonus, Warnefrieds Sohn, einer der ersten Männer seiner Zeit, an den Höfen des Königs Desiderius und Karls d. G. lebend, gestorben als Mönch auf Monte Cassino 799. De gestis Langobardorum Libri VI. Er schildert die Thaten seines Volkes mit großer Vorliebe und Sinn für die alte Sage; der Anfang ist ganz unhistorisch, später aber wird er sorgfältig und genau und giebt uns sehr schätzbare ausführliche Nachrichten.

4. Auch für deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit sind die Lebensgeschichten der römischen Päpste, wenigstens seit dem 8. Jahrhundert von Zeitgenossen verfaßt; sie gehen bis in den Anfang des 9. Jahrhunderts.

5. Sehr wichtig ferner sind die auf uns gekommenen Briefe angesehener Männer aus jenem Zeitalter, besonders die des heiligen Bonifacius, so wie die Lebensbeschreibungen dieses Mannes und anderer Heiligen (vitae Sanctorum), welche oft das treuste Bild ihrer Zeit geben und die schätzenswerthesten Nachrichten uns erhalten haben.

Endlich 6. sind für die Erforschung der Lebensverhältnisse, der Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen sehr wichtig die Gesetze der deutschen Völker, welche zu dem fränkischen Reiche gehörten, der Salier, der Ripuarier, der Alamannen, Burgundier und Baiern, (später sind die der Sachsen und Thüringer). Allein es bleibt in ihnen sehr vieles dunkel, weil sie hauptsächlich nur das Strafrecht dieser Völkerschaften enthalten und uns daher die gewünschten Nachrichten über die sonstigen Verhältnisse nicht geben können, nicht nach allgemeinen Grundsätzen geordnet sind, nichts von der Verfassung des Reiches enthalten, als nur, insofern von der Verwaltung des Reiches die Rede ist, und vieles in ihnen für unser Auge ganz abgerissen dasteht.

14. Chlodwig der Franken-König. 482—511.

Während der, eben erzählten, großen Völkerbewegungen waren die Franken nicht, wie Gothen, Burgunder und andere Völker, aus ihren Wohnsitzen ausgewandert, um sich anderswo niederzulassen; sondern sie blieben an ihrem Orte und eroberten von da aus nur den Theil Galliens hinzu, welcher im Norden des Ardennenwaldes liegt; und dieser Wald schützte sie zugleich, daß sie nicht mit in den großen Strom der Völkerwanderung hineingerissen wurden. Auch verhinderte sie ihre Zertheilung in mehrere Stämme, deren jeder seinen eigenen König oder Fürsten hatte, an großen gemeinsamen Unternehmungen.

Allein auch ihre Zeit kam. Um das Jahr 482 wurde Chlodwig (Chlodovech) oder, wie wir sagen würden, Ludwig, Childerichs Sohn, Fürst der salischen Franken; und bald bereitete er sich, die Entwürfe seines kühnen und weitschauenden Geistes auszuführen, denn sein leidenschaftlicher Sinn stand nach Krieg und Eroberungen. Chlodwig gehört zu denjenigen Herrschern der Weltgeschichte, deren Thaten und Erfolge von der Kraft ihres Geistes zeugen, deren Schöpfungen weit in die Geschichte der Völker hineingreifen, deren Charakter aber uns keine Achtung abgewinnen kann. Er hat den Anfang zu der großen Vereinigung deutscher Völkerschaften gemacht, welche später in Karls des großen Reiche vollendet dasteht. Allein es waren ihm alle Wege, wenn sie nur zur Herrschaft führten, gleich gut, und er hat den Ruf seiner Kriegsthaten durch die schmählichste Treulosigkeit gegen seine Verwandten und Bundesgenossen geschändet. Zuerst nämlich schloß er mit den andern Fürsten der Franken, die noch neben ihm und größtentheils seine Verwandte waren, Bündnisse zum Kriege gegen andere Völker, und nachdem er diese mit ihrer Hülfe bezwungen hatte und mächtig geworden war, schaffte er nun auch die Freunde durch Gift und Dolch und Verrath aus dem Wege. Auf solche Weise wurde er gegen das

Ende seiner Regierung König aller Franken und seine Herrschaft faßte auf beiden Seiten des Rheins festen Fuß.

Von den äußeren Feinden griff er zuerst, als er nur einige zwanzig Jahre alt war, den römischen Statthalter Syagrius an, dessen wir oben gedacht haben, schlug ihn bei Soissons (Suessiones) aufs Haupt und nahm das Land bis zur Seine und später bis an die Loire ein. Syagrius, welcher zu den Westgothen geflohen war, mußte an Chlodwig ausgeliefert werden und wurde hingerichtet. Dieser Anfang der Eroberungen Chlodwigs war im Jahre 486, zehn Jahre nach der Absetzung des Romulus Augustulus durch Odoaker.

Darauf zog er mit seinem Heere gegen die Alamannen, welche indeß in das Land der ripuarischen Franken, deren Hauptstadt Köln war, eingefallen waren, denn beide Völker, welche am Lahnflusse ihre Grenze gegen einander hatten, waren von Alters her Feinde. Bei Tulbiacum (höchst wahrscheinlich Zülpich im Jülichschen) trafen sie im J. 496 zusammen und stritten hart wider einander, und der Sieg neigte sich schon auf die Seite der Alamannen. Da, in der Hitze des Schlachtgetümmels, als seine Seele in Angst war, fiel Chlodwig nieder und gelobte Christ zu werden, und als der Sieg sich nun wirklich zu ihm gewendet hatte, ließ er sich am nächsten Osterfeste zu Rheims vom Bischof Remigius mit 3000 seiner Franken taufen. Dieses war der Anfang des christlichen Glaubens unter den Franken, und Chlodwig wurde hinfort der erste Sohn der Kirche und der allerchristlichste König genannt. Seine Gemahlin, Chlodechildis (Klothilde), eine burgundische Fürstentochter, hatte ihn schon lange durch die Gewalt sanfter Ueberredung zu dem besseren Glauben bekehren wollen; er aber verschmähte ihn, bis ihn die Noth der Schlacht überwältigte, und es war an ihm, wie an den Franken überhaupt, noch lange sichtbar, daß ihre Bekehrung ein Werk der Noth gewesen. Denn Chlodwig mordete nach wie vor seine Verwandten und unterjochte ein christliches Volk nach dem andern; und die Franken galten noch in den folgenden Jahrhunderten als das treuloseste unter den germanischen Völkern. Auch verbreitete sich das Christenthum bei den rückwärts liegenden alten salischen Franken erst im 6. und 7. Jahrhundert.

Die Alamannen wurden nicht so schonend behandelt, als die römischen Gallier; die Gegenden nördlich vom mittleren Neckar bis zum Main wurden Franken zur Ansiedelung übergeben und erhielten von diesen auch ihren Namen, der sich später, nach Besiegung der Thüringer, noch weiter in die oberen Maingegenden ausdehnte.

Nachdem die Alamannen unterworfen waren und das fränkische Reich sich am Rheine hinauf bis in die Schweiz erstreckte; und nachdem auch die Burgunder Tribut versprechen mußten, wandte Chlodwig seine Blicke auf das Reich der Westgothen, welche den schönsten Theil Frankreichs im Süden inne hatten. Obgleich er noch vor kurzem mit ihrem Könige Alarich eine Unterredung gehabt und ihnen Freundschaft geschworen hatte, beschloß er dennoch ihn feindlich anzugreifen.

Der weise ostgothische König Theoderich, der kurz vor dieser Zeit seine Herrschaft in Italien gegründet hatte, mahnte den unruhigen Chlodwig, dessen Schwester Audofleda seine Gemahlin war, auf alle Weise von der ungerechten Unternehmung gegen Alarich ab und zeigte ihm, wie den christlichen Völkern der Friede und die Eintracht gezieme; allein Chlod-

wig kannte nur die Sprache des Schwertes und der rohen Gewalt. Er berief im März bei Paris seine Franken, stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, die ketzerischen Arianer aus Gallien zu vertreiben, warf seine Axt, Franziska, weit von sich ins Feld und gelobte, wo sie fiele, nach dem Siege eine Kirche zu bauen. Er griff das westgothische Reich an, gewann im Jahre 507 bei Vouglé, südlich von Poitiers, oder Vivonne, in einer Ebene am Vienne-Fluß, eine große Schlacht, in welcher Alarich selbst fiel, und nahm die Hauptstädte seines Landes weg; ja er würde vielleicht das ganze Reich über den Haufen gestoßen haben, wenn nicht der große Theoderich, mit gewaffneter Hand dazwischentretend, ihn zurückgewiesen hätte. Da mußte er sich mit dem Lande zwischen dem Loire- und Garonne-Flusse begnügen.

Chlodwig lebte nicht lange mehr darnach und starb zu Paris, welches er zur Hauptstadt seines Reiches gemacht hatte, während früher Tournay der Sitz der salischen Könige war, im Jahre 511, seines Alters im 45. Das Reich wurde unter seine Söhne getheilt, weil die königliche Würde nach damaligem Rechte sich auf alle Söhne vererbte; doch wurde das Land der Maas und Somme bis zur Loire als Hauptsitz der fränkischen von Herrschaft betrachtet und die Residenzen der Brüder waren Paris, Soissons, Rheims und Orleans. Auch bildete die Gesammtheit aller Herrschaften nur ein fränkisches Reich. Später bildet sich die Trennung des Reiches in den östlichen und westlichen Theil, Austrasien und Neustrien, immer mehr aus. — Die Nachkommen Chlodwigs auf den fränkischen Thronen, die man die Merovinger nennt, waren meistentheils ihres Stammvaters würdig; es war, als wenn Laster und Tyrannei, unerhörte Grausamkeit und wilde Nachbegierde in diesem Geschlechte erblich, und als wenn von vorn her ein Fluch über dasselbe ausgegangen wäre. In der Zeit von vierzig Jahren kamen sechs Merovingische Könige durch Gift oder Schwert um, und Ränke und Rachsucht böser Frauen spielen eine Hauptrolle in diesen Gräuelscenen. Es kann daher auch dem Zwecke dieser Geschichte nicht entsprechen, in das Einzelne dieser Begebenheiten tiefer einzugehen, welche eben so unerquicklich für das Gemüth, als unfruchtbar für die Erkenntniß des großen Ganzen unserer Geschichte sind. Das Volk der Franken konnte unter solchen Fürsten nicht aus seiner sittlichen Rohheit emporgehoben werden; es mußte vielmehr noch tiefer darin versinken, und ihre Vermischung mit den sehr verdorbenen Römern trug ebenfalls nicht wenig dazu bei. Ihre Macht jedoch breitete sich noch weiter aus; sie unterwarfen sich nach und nach die Burgunder, und in Deutschland das mächtige Volk der Thüringer; und die Herzöge von Baiern gaben sich in ihren Schutz. Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts waren alle deutschen Völker von der Grenze der Sachsen an bis zu den Alpen mit dem Reiche der Franken vereinigt: Franken, Thüringer, Alamannen oder Schwaben, und Baiern. Nur die Sachsen und Friesen saßen noch frei in ihren nordwestlichen Sitzen.

Im Anfange des 7. Jahrhunderts trat eine etwas bessere Zeit im fränkischen Reiche ein, von welcher weiter unten die Rede sein wird.

15. Theoderich genannt Dietrich von Bern. 488—526.

Als nach König Attila's Tode das hunnische Reich auseinander fiel, waren die Ostgothen, wie schon erwähnt ist, unter ihren Amaler-Fürsten

auch wieder frei geworden und wohnten in Ungarn und den angrenzenden Donau-Ländern. Sie hatten oft Streit mit den Kaisern in Konstantinopel und bei solcher Veranlassung war Theoderich oder Dietrich, einer ihrer Fürstensöhne, als Geißel nach jener Stadt geschickt worden und sah hier, wie einst Marbod und Hermann in Rom, die Einrichtungen einer großen Herrschaft. Zehn Jahre blieb er da und wurde in griechischer Kunst und Wissenschaft unterrichtet, so daß kein deutscher Fürst seiner Zeit ihm an Bildung irgend gleich kam. Nach dem Tode seines Vaters Theodemir und seiner Oheime wurde er alleiniger König der Ostgothen und beschloß nun, gleich andern Herrschern, seinem Volke ein großes und schönes Reich zu stiften, denn sie verlangten in bessere Gegenden geführt zu werden, als die verödeten Länder an der Sau und Donau waren. Da wies ihm der Kaiser von Konstantinopel, der sich jetzt als den Erben des ganzen alten Reiches der Römer ansah, das Land Italien an, als Lohn für geleistete Dienste und statt der versprochenen Hülfsgelder. Italien war noch unter Odoakers Herrschaft; aber sein Reich war nicht eigentlich als deutsches anzusehen, weil seines Volkes, der Heruler und Rugier, nur eine geringe Anzahl war.

Theoderich brach im Jahre 488 mit dem Volke der Ostgothen auf, drang durch die Pässe Italiens und traf auf Odoaker bei Aquileja und bei Verona. Aber die Italiener stritten mit wenig Eifer für ihren König und er wurde bei Male in die Flucht getrieben. Von der letzten Schlacht heißt König Theoderich in Sagen und Liedern, die man viel von ihm sang, der große Held Dietrich von Bern (welches Verona bedeutet). Hierauf wurde Odoaker noch ein drittes Mal an der Adda geschlagen, nachdem ihm seine eigene Stadt Rom die Thore verschlossen hatte, und drei Jahre lang wurde er in Ravenna belagert, bis er 493 sich ergeben mußte und sein Land in Theoderichs Hände fiel. Er wurde bald darauf von Theoderich selbst getödtet. Sein Reich hatte siebenzehn Jahre gedauert. Theoderich wurde Herr von Italien und von den Ländern diesseits der Alpen bis an die Donau, und in den Kriegen der Franken und Westgothen bemächtigte er sich der Provinzen bis an den Rhone-Fluß; ein großes und sehr schönes Reich, welches lange hätte blühen können, wenn seine Nachkommen ihm an Weisheit und Tugend gleich gewesen wären. Seine Hauptstädte waren Ravenna und Verona.

Er selbst regierte über 30 Jahre und war nicht nur ein gütiger und milder Herrscher seiner Gothen, sondern auch der römischen Unterthanen und aller, die in Italien wohnten; so daß dieses Land seit mehreren Jahrhunderten nicht so glückliche Zeit erlebt hatte, als unter ihm, dem fremden Fürsten. Ackerbau und Handel blühten wieder auf; Kunst und Wissenschaft fanden an ihm ihren Beschützer, und alte, in Trümmern liegende, Städte wurden wieder aufgebaut. Italien genoß unter und nach ihm einer vierzigjährigen Ruhe und wurde so fleißig bebaut, daß es nicht nur genug Getreide für sich hatte, sondern sogar nach Gallien ausführen konnte; unter den römischen Kaisern dagegen hatte man immer Zufuhr aus Sicilien und Afrika nöthig gehabt.

Seine Weisheit und Gerechtigkeit erhob ihn über alle Könige seiner Zeit. Wie ein großer Familienvater und Friedensstifter stand er zwischen ihnen, und die fernsten Völkerschaften holten seinen Rath ein und ehrten ihn mit Geschenken. Den andern Königen deutschen Stammes, welche er fast

alle durch Verschwägerung mit sich verbunden hatte, schrieb er wie ein Vater: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; ihr seid junge Helden; mir gebührt euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr euch von den Leidenschaften beherrschen laßt; denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüber fließen."

Solche Grundsätze stellte er ihnen vor Augen und bewies dadurch, daß er einen großen Bund aller christlichen Völker deutschen Stammes, die ihre Sitze in Europa genommen hatten, auf Gerechtigkeit und Weisheit gegründet, im Sinne trug; einen Bund, wie ihn die Vernunft allen Zeitaltern als ein erhabenes Bild vorhält und von Zeit zu Zeit durch den Mund erleuchteter Männer kund thut, auf daß Recht und Ordnung und der Geist christlicher Eintracht herrschen, und der Haß und die Raubsucht gebändigt werden, welche, so oft jener Geist fehlte, die Länder Europa's von einem Ende zum andern verheerend durchzogen haben. Hätte Theoderich einen solchen großen Bund zu Stande gebracht, so hätte er Größeres gestiftet, als die alten Römer, in deren Erbtheile er nun saß und deren Reich er nicht durch rohe Waffengewalt, sondern in der Gestalt eines friedlichen Völkervereins, herstellen wollte. Allein, wie die milde Gewalt der Wahrheit und des Rechts immer in der Selbstsucht derer ihren Feind findet, welche nur ihren Vortheil und ihre Leidenschaft wollen, so mußte auch Theoderich erfahren, daß die Welt für seine großen Gedanken noch nicht reif sei. Während er mit Ernst und Liebe den Frieden predigte, wüthete Chlodwig, der Franke, sein Wort verhöhnend, mit dem Schwerte und trachtete nur darnach, recht viele Völker unter seine Herrschaft zu beugen.

Der große Theoderich starb im Jahre 526. Sein Reich hatte keinen Bestand; denn sein Sohn Athalarich war erst zehn Jahr alt und starb bald nach dem Vater; die Großen des Reiches aber waren nicht einig, sondern erhoben und stürzten mehrere Könige nach einander. Auch konnten die römischen Unterthanen nicht vergessen, daß ihre Beherrscher Gothen und dem arianischen Glauben zugethan waren. Sie wünschten sich wieder unter die griechischen Kaiser zurück, welche in Konstantinopel wohnten und der rechtgläubigen Kirche angehörten; obgleich das Reich dieser Kaiser höchst elend und zerrüttet war. Da machte sich der Kaiser Justinianus, welcher zu den vorzüglichsten in der Reihe gehört, diese Zwietracht zu Nutze und sandte seinen Feldherrn Belisarius und nach diesem den Narses nach Italien, um dieses Land seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen. Es entstand ein langer und schwerer Krieg, von den Gothen mit alter Tapferkeit, aber unglücklich, geführt, der das Land verwüstete und besonders Rom durch mehrere Belagerungen fast ganz verödete, so daß von seinem alten Glanze nun keine Spur mehr vorhanden war. Das waren wiederum schreckliche Zeiten. — Noch einmal erhoben sich die Gothen, nachdem vier ihrer Könige zu Grunde gegangen waren, unter dem König Totilas, der würdig war Theoderichs Reich zu beherrschen; allein als auch er, nachdem er 11 Jahre rühmlich gekämpft hatte, 552 in einer Schlacht gegen Narses, und zehn Monate nachher sein Nachfolger Tejas in der dreitägigen Verzweiflungsschlacht bei Cumä, gefallen war, sank das gothische Reich in solche Vernichtung, 27 Jahre nach Theoderichs Tode und im Jahre unserer Zeitrech-

nung 553, daß die Ostgothen nicht nur besiegt, sondern fast gänzlich ausgerottet wurden. Nur wenige entkamen über die Alpen, um bei andern deutschen Völkern eine Freistatt zu suchen.

16. Die Langobarden in Italien. 568.

Fünfzehn Jahre nach der Ostgothen Untergange übte ein anderes, tapferes, deutsches Volk, die Langobarden, welches deren frühere Wohnsitze an der Donau eingenommen hatte, für sie die Vergeltung an den Griechen. Der griechische Statthalter Narses selbst, da er bei dem Kaiser Justinianus in Ungnade gefallen war, rief ihren König Alboin oder Albwin, der schon die Gepiden bezwungen hatte und jetzt in Ungarn, Oestreich, Krain, ja sogar in einem Theile von Baiern herrschte, herbei. Dieser König hatte den Heldenmuth, welcher sich den Herzen der Völker eingräbt; nicht nur sein Volk, auch Sachsen und Baiern sangen sein Lob Jahrhunderte nach ihm.

An dem zweiten Tage des Aprils im Jahre 568 brach der König Alboin mit allen langobardischen Männern, Weibern, Kindern, von 20,000 Sachsen begleitet, aus Ungarn auf; ihr bisheriges Land überließen sie ihren Bundesgenossen, den Avaren, welche noch Karl der Große daselbst fand. — Es war an einem herrlichen Morgen, als von der Höhe eines Vorberges der Alpen, welcher nachher der Königsberg genannt wurde, die staunenden Fremdlinge auf das neue, schöne Vaterland ihre Blicke warfen. Wo Alboin durchzog, ehrte er die Kirche und suchte die Liebe des Volkes. Durch die Eroberung von Pavia, am Zusammenfluß des Ticino und des Po-Stromes, gründete er seine Herrschaft in Oberitalien, welches bis auf den heutigen Tag von dem Volke der Langobarden die Lombardei genannt wird, und machte sie zur Hauptstadt dieser Gegenden. Auch in Unteritalien eroberte dieses Volk schöne Länder und stiftete das Fürstenthum Benevent, welches den größeren Theil des jetzigen Königreichs Neapel umfaßte. Rom aber und die Stadt Ravenna mit ihrem Gebiete blieben in den Händen der Griechen, welche durch Geschenke auch die Franken gewannen, um durch sie zu verhindern, daß die Langobarden nicht ganz Italien einnahmen und es zu einem starken und mächtigen Reiche vereinigten. Und diese Absicht ist ihnen auch zum Unglück des Landes vollkommen gelungen. Italien ist von jener Zeit an unvereinigt geblieben bis auf diesen Tag; die Fremden haben sich von jeher um seinen Besitz gestritten und sein Boden ist mit Strömen einheimischen und fremden Blutes getränkt worden.

Die Langobarden übrigens bauten das neuerworbene Land so schön, daß die traurigen Spuren alter Verheerungen immer seltener wurden. Auch der König nährte sich vom Ertrage seiner Güter, zog auf den Meiereien umher und lebte in der Einfalt eines Hausvaters, mit der Würde eines Heerführers. Die freien Männer, wie bei den alten Römern, arbeiteten selbst zur Urbarmachung der verödeten Aecker und unterschieden sich dadurch sehr von andern deutschen Stämmen. Zumal blühete der Feldbau um die Klöster. Die Geschichtsbücher von diesen, sagt ein großer deutscher Schriftsteller, enthalten die nicht so glänzende, als befriedigende Geschichte, wie man die Natur überwand, oder ihr half, und wie Fluren und lachende Triften die Trümmer des alten Italiens deckten.

17. Veränderungen in den Sitten und Einrichtungen der Deutschen.

Die meisten deutschen Völker waren in den Zeiten der Völkerwanderung in neue, von ihren alten gänzlich verschiedene Länder gekommen und fanden hier Einwohner von anderm Stamme, mit andern Sprachen, Sitten und Gesetzen. Daher konnten sie selbst nicht bleiben, wie sie in ihrer Heimath waren; und es ist wichtig, daß wir uns die große Verschiedenheit der als Eroberer in fremde Länder ausgewanderten, von den im Vaterlande und den alten, einfachen Sitten gebliebenen Stämmen in ihren Hauptzügen vor Augen stellen.

Die deutschen Eroberer fanden in Gallien, Spanien, Italien und England Einwohner, aus Römern und Landeseingebornen gemischt. Sie ließen sie zwar, nachdem sie sich selbst einen Theil der Ländereien zugeeignet, in ihren Wohnsitzen, aber größtentheils als ein unedleres Menschengeschlecht, den Liten zu vergleichen. Nach den fränkischen Gesetzen brauchte man für einen erschlagenen Römer oder Gallier nur die Hälfte und in manchen Fällen nur den vierten Theil des Sühngeldes zu bezahlen, wie für einen freien Franken. Späterhin konnte es trotz der anfänglichen Absonderung nicht wohl ausbleiben, daß nicht nach und nach die Deutschen, besonders die nur sparsam in Gallien eingewanderten Franken, sich mit den Landesbewohnern vermischten, und daß manche von diesen, welche an Kenntnissen, sowie an List und Verfeinerung den Deutschen überlegen waren, bald zu hohen Aemtern bei schwachen Königen gelangten und nun ihre vorigen Herren beherrschten. Ja, sie erhielten, da man Dienste nur mit Land bezahlte, auch Grundbesitz als Lehen und wurden dadurch Theilnehmer des Lehngefolges. Man hat Römer und Gallier unter den Grafen, Herzogen und Hausmeiern gesehen. Es entstand, wenn auch langsam, ein Gemisch der Völker, der Sitten, der Sprachen und Vorstellungsweisen.

Die alte, kräftige Natur derjenigen Deutschen, welche in warme und üppige Länder kamen, wurde durch Weichlichkeit und Sinnenlust geschwächt. So waren die Vandalen in Afrika und die Ostgothen in Italien schon ein paar Jahrzehnte nach ihrem Einzuge fast verwandelt und entartet und erlagen Feinden, welche früherhin kaum ihren Anblick ertragen konnten. Die Stämme dagegen, welche in Deutschland blieben, blieben auch hart und eisern, und wenn sie auch nachher allmälig milder geworden sind, gleich wie ihr Klima, so wurden ihre Wälder doch so langsam ausgerottet, daß die Veränderung ohne zu schnelle und dadurch schädliche Uebergänge geschah.

Die größte Veränderung bei den ausgewanderten deutschen Stämmen ging aber mit der Sprache vor. Denn da in den eroberten Ländern hauptsächlich die römische oder lateinische Sprache geredet wurde, und diese damals um vieles ausgebildeter war, als die deutsche, so konnte sie nicht durch diese verdrängt werden, sondern es entstand eine Mischung von beiden, wodurch beide verwandelt wurden, und oft fand sich noch die eigentliche alte Landessprache vor der römischen Zeit als ein drittes Bestandtheil dazu. Daher redet man in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien romanische, das ist, aus dem Römischen gemischte Sprachen, die zum Theil wohl besser ins Ohr fallen mögen, als die unsrige, welche aus den alten Wäldern noch manche Rauhigkeit an sich trägt, die aber auch nicht so kräftig, nicht so treu und herzlich, nicht so reich an eigenthüm-

lichen Wörtern, und dabei schon lange alt geworden sind. Die unsrige ist noch immer jung und lebendig und kann noch alle Tage an Schönheit und Reichthum zunehmen. Sie ist eine Ursprache, deren Wurzeln bis in den uralten Boden unserer Volkseigenthümlichkeit zurücklaufen und ihre Nahrung aus dem reichen Quell des Lebens ziehen, mit welchem die Natur unser Volk ausgestattet hat; sie ist noch das lebendige Gewächs in fruchtbarem Boden, und unsere Arbeit an ihr ist nur die des Gärtners, der es pflegt und seiner wartet mit großer Liebe.

Die Verfassung mußte sich bei den erobernden deutschen Völkern gleichfalls wesentlich verändern. Zu Hause, in dem ursprünglichen Zustande, galt die königliche Gewalt, mit Ausnahme der salischen Franken, wo die Königswürde eine ursprünglich erbliche und daher kräftigere war, im Frieden nicht viel; die Grafen, als die bestellten Richter in jedem Gau, verwalteten die gewöhnlichen Angelegenheiten, richteten die Streitigkeiten nach dem Herkommen, und über wichtigere allgemeine Dinge wurde die Volksversammlung berufen. Aber im Kriege galt die Gewalt des Anführers über Alles; mit Recht, weil es auf schnelle Entschlüsse ankommt. Da war also der König oder Fürst fast unumschränkter Gebieter und ihm wiederum standen seine Getreuen, aus dem Gefolge, am nächsten. Wenn ein solcher Krieg bald vorüber war, so trat auch der Fürst wieder in die Unbedeutendheit des Friedenszustandes zurück; aber in den vielen Jahren der Züge, unter steten Kämpfen, konnte sich seine Gewalt dauernd befestigen. Das ganze Volk wurde zum Heere; es gewöhnte sich an den Gehorsam, der im Kriege nothwendig ist; die Verfassung des Friedens verlor viel von ihrer Kraft; und da man im Ziehen kein Vaterland hatte, so mußte sich die ganze Liebe und das ganze Vertrauen auf den Anführer wenden, welcher zu Sieg und Beute und zur Erkämpfung eines neuen Erbes führte. Er war das Heil und die Hoffnung des Volkes, er war statt Heimat und Vaterland, und diejenigen die Beglückten, welche ihm als Gefolge am nächsten standen.

Diesen wies er, wenn die Eroberung vollbracht war, von der Beute und dem Lande vor Allem ihr Theil an, wie er ihnen in der älteren Zeit nur das Pferd, die Waffen und den Unterhalt gegeben hatte; er selbst aber nahm sich ohne Zweifel das Meiste und Vorzüglichste, vornehmlich die Güter der bezwungenen oder getödteten Fürsten; und so war seine Macht durch den Besitz und durch den großen Anhang begründet. Die Masse der gemeinen freien Männer mit ihren Familien erhielten ein hinreichendes Grundstück als Eigenthum. Die Gothen, die Burgunder, die Langobarden, welche als wandernde Völker mit Weib und Kind kamen, mußten von den Ueberwundenen einen bedeutenden Antheil vom Grundeigenthume fordern; die Ostgothen ließen sich in Italien einen Drittheil der Ländereien abtreten; die Westgothen und Burgunder von den Galliern sogar zwei Drittheile. Die Franken dagegen machten ihre Eroberungen von der Heimat aus; nicht sowohl als Volk, sondern als Heer des Fürsten, bestehend aus der Blüthe der kriegerischen Jugend. Ihre Zahl war nicht groß, und an Land war, bei der in den letzten Jahren stark verminderten Bevölkerung Galliens, kein Mangel, daher brauchten sie den Galliern und Römern keinen bestimmten Theil ihres Landeigenthums abzunehmen, obwohl sie, nach ihrem Begriffe vom Rechte des Eroberers, das Ganze als ihr Eigenthum betrachteten und in vielen Fällen auch gewiß vom Privateigen-

thum genommen haben, so daß das Loos der Gallier häufig um so schlimmer war, weil sie der regellosen Willkür anheimfielen [1]). Im Ganzen jedoch fanden die Eroberer an dem, was die Römer als Staatseigenthum dort besessen hatten, genug Land vor; in dem Theile Galliens ferner, den sie den Westgothen abnahmen, fielen ihnen wohl die meisten der Grundstücke zu, welche diese sich früher bei ihrer Eroberung zugeeignet hatten; denn viele von denselben kamen im Kriege um, viele verließen auch das abgetretene Land und zogen nach Spanien, um nicht den Franken dienstbar zu werden. Jene ganze Masse der eroberten Staatsländereien (nach dem römischen Ausdrucke Fiscus benannt) bildete nun, nachdem der König seinen Hauptheil erhalten, das gemeinschaftliche Gut der Eroberer. Es wurde daraus, so lange diese als Heer zusammenhalten mußten, die Unterhaltung desselben bestritten; nachher, als sie sich unter ihren neuen Unterthanen niederzulassen und, der ursprünglichen Neigung germanischer Völker gemäß, Grundbesitz zu erwerben wünschten, erhielten sie diesen aus der Masse der eroberten Ländereien. Die Masse der gemeinen Freien erhielt auch hier ohne Zweifel freies, erbliches Eigenthum, Allode, allein die dem Könige nahestehenden Getreuen, oder die überhaupt besondere Dienste geleistet hatten, bekamen aus den zur Verfügung des Königs stehenden Gütern besondere Schenkungen als beneficium, denn dieses ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes: Wohlthat und Lohn, sei es an Grundbesitz oder sonstigen Privilegien. Nach und nach geht die Bedeutung aber auf die Sache selbst über, mit welcher belohnt wird, und speciell auf das verliehene Land, so daß beneficium und Lehn gleichbedeutend wird. Denn geliehen war das Land nur, es wurde nicht freies Eigenthum, sondern behielt den Charakter einer königlichen Besitzung und der Beliehene konnte nicht darüber verfügen, nicht einmal für seinen Sohn; für diesen wurde eine neue Bewilligung nöthig, und gebrochene Treue machte auch noch bei Lebzeiten des Lehens verlustig. Der Beliehene war durch das beneficium noch enger an die Person des Königs geknüpft und ihm zur Treue verpflichtet, als er es schon wie Unterthan war, und da dieses vorzüglich im Kriege wichtig wurde, auch schon an sich an jedem Grundbesitz der Kriegsdienst haftete, so verstand es sich von selbst, daß der Lehnsmann vor allem Kriegsfolge leisten mußte.

Aus diesen Anfängen hat sich die ganze, nachher so wichtige und einflußreiche, Verfassung entwickelt, welche man das Lehnswesen nennt und welche, wenn auch nicht, wie man häufig angenommen hat, als Folge und weitere Entwickelung des Comitats des Tacitus angesehen werden kann, doch in seiner sittlichen Bedeutung schön mit demselben zusammenhängt. Die unverbrüchliche Treue, welche als ein Grundzug im deutschen Charakter liegt, war das Gefolge seinem Fürsten eben so schuldig, wie der Vasall seinem Lehnsherrn.

Die Lehnsverfassung ist nach und nach in den folgenden Jahrhunderten zu ihrer vollen Ausbildung gekommen, besonders, als sie sich auch rückwärts auf die alten Wohnsitze der Franken und die ihnen unterworfenen übrigen deutschen Völker ausdehnte. Das Streben nach Lehnen und dem damit verbundenen Dienstverhältnisse zu dem Fürsten wurde immer mehr vorherrschend; denn es gab Einfluß und Macht, und dafür gab mancher seine

---

1) Nec ullus muttire coram iis audebat sagt Gregor von Tours.

Freiheit auf. Der Dienst war entweder mehr an die Person des Königs geknüpft (Hofdienst), oder an den Krieg. Die Dienstmannen führten den Namen Getreue (Fideles) und Leute (Leudes) des Fürsten; in späterer Zeit, da das Lehnswesen sich vollständiger ausgebildet hatte, wird die Benennung Vassi und Vasallen die gebräuchliche für die Lehnsträger. Der Lehnsherr hieß Senior (davon Seigneur) oder Dominus. Der Name Antrustio bezeichnete den Getreuen, welcher einen besondern Eid der Treue in die Hand des Königs leistete und nun in truste dominica stand. Ministerialen hießen die Getreuen, als in einem näheren Dienstverhältnisse zu dem Fürsten stehend.

Da im fränkischen Reiche die Hauptleitung aller Regierungsgeschäfte vom König ausging, so war es natürlich, daß die Männer in der Nähe des Königs auch für die Regierung des Staates in Anspruch genommen wurden, daß Hofdienst und Staatsdienst sich vereinigten. Die Inhaber der Hofstellen und auch wohl sonst angesehene Männer ohne bestimmte Stellen, die Gefolggenossen des Königs, convivae regis, wohnten zum Theil im Palaste. Sie hießen proceres aulici, principes und ministri palatii ꝛc. Der Marschall, comes stabuli, hatte die Aufsicht über das ganze Gesinde; der Schatzmeister, thesaurarius, hatte die königliche Kasse; der Referendarius oder Kanzler hatte zunächst die Urkunden des Königs auszufertigen, und bewahrte den königlichen Siegelring; der Pfalzgraf, comes palatii, unterstützte den König in der Ausübung der höchsten Gerichtsbarkeit, wobei die Hofbeamten und Großen die regelmäßigen Beisitzer waren. Unter den untergeordneten Hofstellen finden sich auch Aerzte, Sänger und geschickte Goldschmiede. — Wichtiger aber als alle andern Hofbeamten wurde bald der Majordomus, Hausmeier oder Oberhofmeister, der als Oberaufseher über das Haus des Königs, über dessen Güter und Leute, den Marschall, den Domesticus und die übrigen Hofbeamten in den Hintergrund drängte und später die ganze Leitung des Staates an sich nahm, wie wir in der Geschichte sehen werden.

Der König ernennt, vermöge seiner Herrschergewalt, in den Provinzen des Reiches die Vorsteher der Gaue, die Grafen, welche an die Stelle der alten Gaufürsten traten und als Vertreter der königlichen Gewalt die Einheit des Reiches befestigten; denn die Gaueintheilung war im ganzen Reiche beibehalten oder eingeführt. Der Graf vertrat den König in seiner oberrichterlichen Gewalt, mußte für Recht und Frieden sorgen, führte den Vorsitz in den Volksgerichten, zu welchen er in Vollmacht des Königs die Ladung erließ, und sorgte für die Vollziehung des Gerichtsspruchs und die Bestrafung der Missethäter. Auch die Erhebung der königlichen Einkünfte, so wie die Anführung des Gaues im Kriege gehörte zu seinem Amte. Für seine Dienste wurde ihm, wie allen Beamten, kein eigentlicher Sold oder Gehalt, sondern ein Stück Land als beneficium gegeben, wodurch er noch inniger und fester an die Person des Königs geknüpft wurde. Er gehörte nun zu den Leudes und hatte als solcher ein höheres Wehrgeld als der gemeine Freie, nemlich 600 solidi, während das Wehrgeld des letzteren nur 200 solidi war. Zu den Einkünften des Grafen gehörte auch ein Theil der Gerichtsgelder.

In einigen Theilen des Reichs standen auch mehrere Gaue unter einem gemeinschaftlichen Beamten, besonders im Kriege, das war der Herzog. Er war bald über 3 bis 4 Gaue, bald über mehrere, bis 12, wobei

die Zusammengehörigkeit der Stämme die Grundlage bildete. Das war der Anfang der späteren selbständigen Gewalt der Herzöge, nachdem dieselbe in einer in der Provinz ansässigen Familie erblich geworden war.

Wichtig war auch die Gewalt der Bischöfe neben den weltlichen Beamten, die besonders in Gallien, wo sie in der letzten Zeit des römischen Reiches gestiegen war, bedeutend bleibt; am meisten in den Städten, wo der bischöfliche Sitz war. Ein gemeinschaftlicher Geist erfüllte die Bischöfe und erhielt sich in ihren regelmäßigen Zusammenkünften. Daher lag dem Könige sehr daran, daß die rechten Männer auf dem Bischofstuhle saßen, und er behielt sich daher die Bestätigung ihrer Wahl durch Clerus und Volk vor, ja ernannte sie oft unmittelbar. Dafür wurden den Bischöfen auch wohl die gräflichen Geschäfte und Rechte anvertraut.

Die Einkünfte des Königs bestanden, außer dem Ertrage seiner Domänen, die in allen Theilen des Reiches zerstreut lagen, ursprünglich nur in freiwilligen Gaben, welche bei den Frühlingsversammlungen dargebracht wurden; allein bald kamen auch wirkliche Steuern und Abgaben hinzu, zunächst von unterworfenen Völkern, an Kühen und Pferden, später an Gelde; dann Abgaben von den Hörigen; in Gallien fortdauernde Steuern aus römischer Zeit, z. B. die Grundsteuer, sowohl an Naturalien, als an Geld, und von denen, die kein Grundeigenthum hatten, namentlich in den Städten, die Kopfsteuer. — Bedeutenden Ertrag lieferte auch das Friedensgeld, welches als Sühne für verwirkten Frieden gezahlt werden mußte und früher den Gemeinden oder ihren Vorstehern zugefallen war, nun aber dem Könige und seinen Beamten gehörte. Wer aber gar für friedlos erklärt war, verlor sein ganzes Gut. Wer den königlichen Befehlen nicht gehorchte, namentlich dem Bann zum Heere, wofür die Strafe Heerbann hieß, oder den Beamten des Königs nicht die nöthige Hülfe zur Verfolgung eines Uebelthäters leistete u. s. w., mußte Strafgeld bezahlen, welches in die königliche Kasse floß.

So war der fränkische König auch an Geld und Gut reich genug, wenn er dasselbe nicht durch Verschenkungen an seine Getreuen zu sehr zersplitterte, und nimmt man dazu den kräftigen Einfluß, den er durch die Kette seiner Beamten, die im Hofdienst ihre Schule für den Staatsdienst gemacht hatten und im Könige ihren Mittelpunkt fanden, bis in die entferntesten Provinzen übte, so muß man gestehen, daß der salische König mit einer Gewalt ausgerüstet dastand, die ihn zur Gründung eines großen Reiches befähigte, wenn die persönliche Kraft dazu in ihm lag.

Doch würde man irren, wenn man glaubte, die alte Freiheit der Nation sei in der Merovingischen Zeit ganz zu Grunde gegangen. Sie lebte zunächst in der Gemeindeverfassung und auf dem Gebiete des Rechtes und der Gerichtsverfassung fort. Die Gemeinde, bestehe sie in einem zusammenhängenden Dorfe, oder in Höfen, welche zu einer Dorfschaft vereinigt waren, dauerte fort und besorgte ihre Angelegenheiten unter ihrem Schultheißen, und ebenso die Eintheilung nach Hundertschaften unter dem Centenarius oder Hunno; und wo sie nicht bestanden, führten die Deutschen sie ein, wenn sie in solcher Zahl eingewandert waren, daß sie sich nicht den Bewohnern des Landes zu assimiliren brauchten. So hat der Deutsche, in seiner Liebe zu den alten Ordnungen und Gewohnheiten, überall in der alten wie neuen Welt, wohin er gekommen ist, seine vaterländischen Einrichtungen in's Leben gerufen.

Der Centenar wurde frei vom Volke gewählt, oder doch unter wesentlicher Mitwirkung desselben; er ist kein königlicher Diener und hat deshalb auch kein höheres Wehrgeld, seine Stellung stammt aus dem fernen Alterthum der selbständigen Volksgemeinden her.

Auch in den Gerichtsversammlungen der Hundertschaft wurde das Recht von den freien Gemeindegenossen selbst gefunden, obgleich der Graf als königlicher Beamter den Vorsitz führte, und so fand der freie Mann in seinen Standesgenossen seine Richter. Der Centenar unterstützte den Grafen in seinem Geschäfte. Der Begriff des Friedens und die Achtung vor demselben war die große Stütze aller bürgerlichen Ordnung, sowohl in deutscher Urzeit, als in der späteren Zeit des Ueberganges in größere Staaten. Wer das Recht eines andern verletzte, wurde als ein Friedebrecher betrachtet und mußte dafür die Buße entrichten, die seine Genossen ihm nach Recht und Herkommen auflegten. Die zwingende Gewalt wird mit dem Worte Bann bezeichnet; sie lag in der Hand des Königs und seiner Beamten, denen er sie als seinen Vertretern übertrug. Das Urtheilen war beim Volke, die das Urtheil vollziehende Gewalt beim Könige.

Nach dem ganzen Charakter des fränkischen Königthums konnte von den Gerichten der Hundertschaft an die höhere Instanz des Königs appellirt werden, so wie auch die Klagen gegen Beamte und höhere Geistliche vor den König gebracht wurden. Dann trat das Pfalzgericht zusammen. Auch dieses war öffentlich und wurde in den einzelnen königlichen Pfalzen gehalten.

Lebte so in der Handhabung des Rechtes noch die alte Selbständigkeit des deutschen Volkes fort, so war auch in sofern die Gewalt des Königs nicht unbeschränkt, als die Nation noch immer Antheil an der Entscheidung der wichtigsten Volksangelegenheiten und die Billigung der vom Könige abgefaßten Gesetze hatte; es wurden noch regelmäßige Reichs-Versammlungen gehalten, und zwar bei den Franken zuerst im März, nachher unter Pippin dem Kleinen im Mai, woher die Benennung des März- und Maifeldes kam. Sie waren hauptsächlich Heeresmusterungen, aber es wurden auch andere Geschäfte abgemacht, sogar über Krieg und Frieden verhandelt. Aber freilich war der große Unterschied gegen die alte Zeit der, daß nicht mehr die Mehrzahl aller freien Männer die Entscheidung gab, was schon der Ausdehnung des Reiches wegen nicht möglich war, sondern die Großen und die Lehnsmänner des Königs.

Der Zustand des großen Standes der gemeinen freien Leute wurde bei den Franken, welche als Eroberer in Gallien sich niederließen, dadurch einigermaßen geändert, daß sie mit den Bequemlichkeiten eines reicheren Lebens bekannt wurden und größeren Grundbesitz bekamen. Daher bedurften sie auch viel mehr Knechte, als in dem einfachen Leben der Heimat, und da die Kriegsgefangenen meistens zu Knechten gemacht wurden, so vermehrte sich die Zahl der letzteren eben dadurch. Ihr Loos verbesserte sich aber durch ihre Unentbehrlichkeit. Als geschickte Arbeiter, deren Kunstfertigkeit der Herr zu schätzen lernte, als Verwalter und Landbauer auf seinen Besitzungen, fanden sie eine schonendere Behandlung und traten fast in den Rang von Mitgliedern der Familie. Auch Freilassungen konnten schon nach der ältesten deutschen Sitte stattfinden, doch erhielt der Freigelassene nur die niedere persönliche Freiheit, die ihn den Hörigen oder

Liten gleichstellte. Er blieb mit dem Boden, den er bebaute, in Abhängigkeit eines Herrn und konnte mit dem Lande veräußert werden. Gleichwohl stand er bei den Franken doch so hoch, daß er im Wehrgelde dem Römer gleichgestellt wurde.

Bei dieser Annäherung der Freigelassenen und Liten an die volle Freiheit unterschied man die freigebornen, als Grundbesitzer vollberechtigten, Mitglieder der Volksgemeinde durch den ehrenvollen Namen boni homines, die guten biedern Männer. Der zu dieser Stellung berechtigende Grundbesitz scheint ursprünglich die Hufe (30 bis 40 Morgen Land), gewesen zu sein, doch konnte natürlich mancher auch mehr besitzen.

Trotz der zunehmenden Macht des fränkischen Volkes und des theilweisen Zusammenlebens mit den verfeinerten Römern war doch ihr Zustand noch sehr roh, wie ihre Gesetze aus diesem Zeitalter zeigen. Todesstrafe war zwar, nach der uralten Sitte, fast auf kein Verbrechen gesetzt, außer auf Hochverrath; der Deutsche achtete die persönliche Freiheit so hoch, daß er keinem andern das Recht über sein Leben zugestehen wollte. Dagegen wurde als Wehre oder Gewährleistung für Leib und Leben ein Wehrgeld gesetzt, welches die Angehörigen eines Erschlagenen als Sühne und Ersatz dafür fordern konnten, weil sie einen ihrer Wehren verloren hatten, und weil sie, nach dem alten Rechte der Blutrache, das Blut des Beleidigers hätten fordern müssen. Diesem zufolge besaß die beleidigte Familie gegen die andere das Fehderecht, bis Genugthuung gegeben war. Sühne für die nicht geübte Familienrache war also die ursprüngliche Bedeutung des Wehrgeldes. — Ueberdies hätte die Todesstrafe die heftigen, gleich zu den Waffen greifenden Menschen, welche sehr wenig Furcht vor dem Tode hatten, doch nicht von der Befriedigung des augenblicklichen Rachegefühls abgehalten; die Geldstrafe dagegen war für jene Zeit sehr hoch und daher empfindlich, und wer sie nicht entrichten konnte, verlor die Freiheit und mußte des Beleidigten Knecht werden. Viele ärmere Freie verloren auf diese Weise ihre Freiheit, weil ihre Habe nur zu einem geringen Werthe angeschlagen war, z. B. ein Ochse nach dem salischen Gesetze zu 2, eine Kuh nur zu 1, ein Hengst zu 6, und eine Stute zu 3 Solidis oder Goldschillingen. Dagegen kostete ein Schimpfwort schon eine bedeutende Summe; wer einen andern einen Hasen schalt, mußte ihm 6 Schillinge oder 3 Ochsen geben, wer ihn Betrüger oder einen Feigen nannte, sogar 15 Schillinge. Die Höhe der Strafe trug auch gewiß öfter dazu bei, daß die Parteien sich gütlich verglichen, um einander wegen eines leidenschaftlichen Augenblicks nicht ganz ins Unglück zu stürzen. — Weil ein jeder bewaffnet ging und sich vertheidigen konnte, so wurde nach dem alamannischen Gesetz der Mord eines Mannes nur halb so schwer bestraft, als der einer Frau, die wehrlos war; Diebstahl aber wurde mehr verabscheut, als Mord, weil auch ein Feiger sich an wehrlosen Dingen vergreifen kann. Nach dem sächsischen Gesetz wurde, wer ein Pferd gestohlen hatte, mit dem Tode bestraft; jeder Mord aber, selbst eines Edelmannes, konnte mit Geld gebüßt werden.

Das höchste Wehrgeld war das eines baierschen Herzogs, nämlich 960 Schill.; das eines Bischofs betrug 900. Für den König war kein Wehrgeld bestimmt; seine Person war heilig und unverletzlich. Bei den Franken war das Wehrgeld des königlichen Getreuen, Antrustio, wenn er ein Franke war, gleich dem des Grafen 600 Schillinge, des Freien 200, des Hörigen

(Litius) 100 Schill. Für den Römer galt in derselben Abstufung die Hälfte dieser Summe, also daß der römische Getreue (Romanus conviva regis) ein Wehrgeld von 300 Schill. (also 100 mehr als der freie Franke), der Romanus possessor von 100, der Romanus tributarius aber, statt 50, nur 45 Schill. hatte. — Nach den Gesetzen der übrigen Völker fanden manche Verschiedenheiten statt.

Auch jede körperliche Verletzung war sehr genau nach Geld angeschlagen; die Verstümmelung der Hand z. B. kostete 100 Schill., des Daumens 45, der Nase ebenfalls 45, des Zeigefingers 35, eines der andern nur 15.

Außer dem Wehrgelde, welches der Beschädigte oder seine Angehörigen erhielten, mußte sowohl beim Diebstahl, als beim Morde und bei Verletzung, noch ein fredum, Friedensgeld, für den verletzten Frieden, gezahlt werden, welches die Obrigkeit erhielt.

Das Gericht wurde unter freiem Himmel an einem umzäunten Orte, der Malstätte oder Malberg hieß, vor einem aufgerichteten Schilde gehalten. Richter waren, unter dem Vorsitze des Grafen und unter Mitwirkung des Centenarius, der auch judex genannt wird, in Gegenwart der Gemeinde, welche in manchen Fällen selbst entschied, für freie Männer ebenfalls Freie, boni homines, in der Gerichtssprache Rachimburgi genannt. Sie wurden vom Grafen ernannt, in der Regel 7. In Fällen, wo die Rachimburgen das Urtheil nicht finden konnten, traten im salischen Lande die sogenannten Sagibarones, welche also vorzugsweise Rechtskundige sein mußten, ein. — Das regelmäßige Gericht, welches zu bestimmten Zeiten zusammenkam, hieß mallum legitimum, echte Ding. Zu ihm kam die ganze Bevölkerung, und es entschied darin die ganze Gemeinde, nicht die Urtheiler (Rachimburgi), welche das Urtheil nur fanden. In den außerordentlichen oder gebotenen Gerichten aber, zu denen sich außer dem Grafen und den Urtheilern nur wenige fanden, entschieden die Urtheiler zugleich; die übrigen Anwesenden traten nicht als Gemeinde auf, sondern nur als Zuhörer (Umstand).

Die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten herauszubringen, schien den Deutschen, bei ihrem scharfen Gefühle für die Heiligkeit des Rechtes, eine der unerläßlichsten Pflichten zu sein. Sie halfen sich daher, wenn die Wahrheit weder durch Geständniß noch durch Zeugen ermittelt werden konnte, mit den sogenannten Gottesgerichten. Des Angeklagten Unschuld schien ihnen dadurch erwiesen, wenn er bei den Gefahren, die im natürlichen Laufe der Dinge verletzen, unversehrt blieb; wenn z. B. seine Hand oder sein Fuß, indem er sie in siedendes Wasser oder auf ein glühendes Eisen hielt, keine Brandmalen bekam, oder wenn er im Zweikampf mit seinem Gegner obsiegte. Man hatte das Vertrauen, Gott werde die Unschuld nicht sinken lassen; und gewiß sehr oft hat, wenigstens im Zweikampfe, das Bewußtsein der Unschuld den Sieg gegeben.

Hauptvergnügungen waren noch immer die Jagd und der Krieg. Jene liebten sie so sehr und schätzten Alles, was dazu gehörte, so hoch, daß z. B. bei den Alamannen ein gestohlener Leithund mit 12 Schillingen, ein Pferd nur mit 6, und eine Kuh mit einem Schilling ersetzt werden mußte. Ein gemeiner abgerichteter Falke galt 3, und einer, welcher einen Kranich fing, 6 Schillinge.

Der ganze sittliche und bürgerliche Zustand der deutschen Völkerschaften in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung ist in gewisser

Hinsicht schlimmer, als das alte einfache Leben, da sie den unmittelbaren Antrieben ihrer Natur folgten. Sie waren in dem Uebergange aus dem unbewußten Naturleben zu einiger Bildung gelangt, und diese Zeit eines Volkes ist die übelste, weil das Bewußsein der sittlichen Würde zu erwachen anfängt, ohne daß die Kraft der Selbstbeherrschung da ist, um die gewaltigen Triebe und Leidenschaften zu überwinden.

18. Das Christenthum im inneren Deutschland.

Die Gothen, Burgunder, Langobarden und Franken hatten, wie erzählt ist, schon früher das Christenthum angenommen, im eigentlichen Deutschland erschien es ein paar Jahrhunderte später. Denn obwohl die Alamannen, Thüringer und Baiern den Franken unterworfen wurden, so gaben sich diese noch nicht viel Mühe, die heilige Lehre unter ihnen zu verbreiten, durch welches Geschenk sie ihnen für den Verlust der Freiheit einen Ersatz hätten geben können. Es schien, als wenn sie, die das Christenthum durch Noth und im Getümmel der Schlacht angenommen hatten, es auch nur durch das Schwert auszubreiten verstanden. Dagegen kamen aus einem fernen Lande die Apostel, welche die milde Lehre in den deutschen Wäldern pflanzten: aus England, Schottland und Irland, zuerst irische Mönche und dann auch angelsächsische. Die Angeln und Sachsen waren als Heiden dorthin gekommen und wurden langsam, nicht durch Gewalt, sondern durch Belehrung und Ueberzeugung zum Christenthum gebracht; und dafür schlug es so tiefe Wurzel in ihrem Gemüthe, daß bald eine Anzahl begeisterter, christlicher Männer aus diesen Ländern als Lehrer unter die Heiden zogen. Sie hatten nicht reiche Abteien und nicht Ehre und Lohn bei den Menschen, wohl aber Spott, Verachtung, Mangel und die äußersten Gefahren zu erwarten.

Solche Männer waren: der heilige Columba und Gallus, im 6. Jahrh., in der jetzigen Schweiz; im 7. und Anfange des 8. Jahrh.: Kilian in Franken (Würzburg), Emmeran in Baiern (Regensburg), Rupertus in Salzburg, sämmtliche Iren, dann der Angelsachse Willibrod bei den Friesen und Sachsen. Vor Allen wichtig ist der Engländer Winfried, welcher vom Papst Gregor II. den ehrenvollen Namen Bonifacius (der Wohlthäter) erhalten hat. Er arbeitete vom Jahr 718 bis 755 mit unerschütterlichem Muthe für das Christenthum; in Franken, Thüringen, Hessen, am Rhein, bei Sachsen und Friesen, pflanzte oder verbreitete und befestigte sein Eifer die göttliche Lehre. Zur Befestigung des neuen Glaubens legte er hin und wieder Bisthümer an, oder ordnete die schon vorhandenen, wie zu Salzburg, Passau, Freisingen, Regensburg, Würzburg, Eichstädt und Erfurt; die berühmte Abtei Fulda ist von seinem Schüler Sturm gestiftet, und zu Ohrdruf in Thüringen gründete er eine Pflanzschule künftiger Lehrer, die, ihrer Ordensregel gemäß, nicht allein das Christenthum, sondern auch die Kunst des Acker- und Gartenbaues eifrig verbreiteten.

Dabei scheute er sich nicht, mit eigener Lebensgefahr den rohen Sinn der Völker durch seines Glaubens Kraft zu bekämpfen. Er stürzte ihnen ihre Altäre und die heiligen Bäume um, unter denen sie ihren Göttern opferten. Einer darunter, die uralte Donnereiche zu Geismar in Hessen, war besonders berühmt; Bonifacius aber ergriff selbst die Axt und half sie

abhauen. Die umherstehenden Heiden glaubten sicherlich, der Gott, der in dem Baume sei, werde alsbald mit Feuer herausfahren und den Frevler mit allen seinen Gefährten verzehren; aber der Baum fiel, ohne daß das Feuer erschien, und mit ihm fiel ihre alte Zuversicht zu ihrem Gotte.

Noch mehr, als über die Rohheit der Heiden, klagt aber Bonifacius über die schlechten christlichen Priester, die er bei den Franken fand. Sie lebten in allen Lastern und machten sich kein Gewissen daraus, zugleich den Götzen zu opfern und auch zu taufen, wie es jemand für Geld von ihnen verlangte. Und selbst die Bessern unter ihnen hatten eben so viel Lust an den Waffen und an der Jagd, als an der Sorge für ihr geistliches Amt. „Die Religion liegt seit sechszig bis siebzig Jahren ganz zu Boden," sagt er in einem Schreiben an den Papst Zacharias. „Die Franken haben mehr als achtzig Jahre lang weder eine Kirchenversammlung gehalten, noch einen Erzbischof gehabt; die Bisthümer sind meistens in den Händen geldbegieriger Laien, oder verbrecherischer Geistlichen, die auf nichts als den zeitlichen Gewinn sehen." — Daher war eine seiner Hauptsorgen, daß von Neuem Kirchenversammlungen der fränkischen Geistlichkeit gehalten wurden, um gute Sitten und die alte Kirchenzucht herzustellen, und daß die Geistlichen an den Versammlungen des Märzfeldes Theil nahmen, damit auch das Wohl der Kirche daselbst berathen würde; und vieles ist ihm rühmlich gelungen.

Im Jahre 748 wurde Bonifacius zum Erzbischof von Mainz ernannt und stand als solcher an der Spitze der ganzen ostfränkischen Geistlichkeit, welche er zum unbedingten Gehorsam gegen den römischen Bischof, der nun schon unbestritten als Papst an der Spitze der abendländischen Kirche stand, gewöhnte. Wie er selbst der erste fremde Bischof gewesen war, welcher (723) dem Papste den Eid des Gehorsams schwor, den bis dahin nur die Bischöfe des römischen Sprengels leisteten, so hatte er es auch bewirkt, daß 743 auf einem großen Concil die fränkische Kirche sich förmlich dem römischen Stuhle unterwarf. Er war der Wiederhersteller der Synoden und ein Hauptbeförderer der Mönchsklöster, so wie ebenfalls des Cölibats. Er selbst gehörte dem Orden des heil. Benedict an.

Obwohl nun Erzbischof, wollte er doch nicht in Ruhe bleiben und sein Alter genießen, sondern die Bekehrung der Heiden blieb wie vorher seines Lebens Arbeit und Ziel, und darüber starb er endlich den Märtyrertod. Denn als er wiederum zu den Friesen gezogen war, um einige Neugetaufte feierlich einzusegnen, wurde er von einem bewaffneten Barbarenhaufen angefallen, welche an ihm Beute zu machen glaubten. Seine Diener ergriffen die Waffen, er aber verbot ihnen, Blut zu vergießen, und so wurde er mit 43 Gefährten von dem wüthenden Haufen erschlagen.

Die Stifter, Kirchen und Klöster, die Bonifacius und andere in Deutschland anlegten, wurden nicht nur die Funken, von welchen das Licht der Religion und Geistesbildung ausging, sondern viele von ihnen bildeten auch den Mittelpunkt für neue Städte und Dörfer, welche nach und nach um sie herum entstanden. Nicht nur bauten sich die Leibeigenen der Stifter bei ihnen an, sondern auch andere suchten unter ihren Mauern Schutz, und es fanden sich Kaufleute und Krämer ein, welche von den des Gottesdienstes wegen dort zusammenströmenden Fremden Gewinn hofften. Der Name der Kirchmessen hat davon seinen Ursprung.

19. Die Großhofmeister bei den Franken.

Das fränkische Reich war in drei Haupttheile getheilt, Neustrien und Austrasien, oder das westliche und östliche Reich und Burgund, welches seinen eignen König hatte. Neustrien zerfiel öfters wieder in mehrere Theile. In diesem westlichen Reiche behielt römische Sitte und Sprache die Oberhand; im östlichen dagegen blieb das germanische Wesen vorherrschend. Beide Theile waren häufig im Krieg und Unfrieden mit einander. Im Jahre 613 vereinigte Chlothar II. wiederum die getrennten Theile, trat aber doch bald Austrasien an seinen Sohn Dagobert ab, der nach des Vaters Tode im Jahre 628 wieder das Ganze zusammenbrachte. Unter diesen beiden Regierungen, welche zu den glücklichsten in der Reihe gerechnet werden können, kräftigte sich das Reich und die innern Verhältnisse bildeten sich durch die Bemühungen des Bischofs Arnulph von Metz und des Majordomus Pippin von Landen (Großvaters von Pippin von Heristal), zweckmäßiger aus.

Die Gesetzgebung nahm mehr einen christlichen Charakter an; nach dem ursprünglich heidnischen Rechte konnte jeder Mord, mit Ausnahme des Königsmordes, mit Geld und Gut gesühnt werden, jetzt wurde festgesetzt, daß jeder vorsätzliche Mord mit dem Tode bestraft werden sollte. Ferner erhielt die Geistlichkeit eine höhere und freiere Stellung, und auch dieses war, wenn das Christenthum nicht ganz wieder sinken sollte, nothwendig. Damit die Bischöfe wo möglich aus den Würdigsten genommen würden, wurde das kanonische Wahlrecht hergestellt, nach welchem die Bischöfe von der Geistlichkeit unter Mitwirkung des Volkes (clerus cum populo), gewählt werden sollten. Auch die Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit wurde auf der großen Synode zu Paris 614 sicherer gestellt, und auf den Reichsversammlungen wurde der Einfluß derselben bedeutender, indem sie mit den großen Vasallen fast allein auf denselben erschienen.

Dagobert wohnte meistens in Paris. Unter ihm finden wir schon fortgesetzte Kriege zwischen den Franken und Slaven, wodurch eine friedliche Verbindung der Franken und Sachsen gegen jene veranlaßt wurde. Dagobert erließ den Sachsen ihren Zins von 500 Kühen.

Nach Dagoberts Tode 637 fing der Verfall des merovingischen Geschlechtes wieder an. Sieben Könige sehen wir alle von Vormündern gelenkt, und so sank das Königthum immer mehr. Die starke Macht, die dem Könige durch seinen Grundbesitz und die sonstigen Einkünfte zu theil geworden war, wurde dadurch geschwächt, daß die Könige Besitz und Rechte im Uebermaße den Großen des Reiches austheilten. Die Absicht, sie dadurch fester an das Königthum zu knüpfen, mißlang, weil dasselbe zu schwach und die Aristokratie zu mächtig geworden war.

Ueberhaupt nahm das Lehnswesen einen Gang, welcher nicht nur die königliche Gewalt schwächte, sondern auch die alte Volksfreiheit immer mehr untergrub. Die großen Vasallen konnten von ihrem Gute meistentheils wieder anderen minder Begüterten ein Lehen zutheilen, die sich in ihren Dienst begaben und so Aftervasallen wurden, und eben so gaben sich viele Freie, im Gefühle der Hülfsbedürftigkeit, in den Schutz, mundium, eines mächtigen Nachbarn, indem sie ihm ihr Gut übertrugen und es von ihm wiederum als Lehen empfingen und so seine Getreuen wurden. Mit diesen seinen Getreuen mußte der Lehnsmann des Königs dem Aufgebote desselben

zu jedem Unternehmen folgen, während der gemeine Freie, der nur sein Allode, sein freies Erbgut (im Gegensatz von Feode, feudum, Lehnsgut)[1]) besaß, nur zu großen Nationalkriegen, die von der Nation beschlossen waren und wozu der Heerbann im altgermanischen Sinne aufgeboten wurde, sich zu stellen brauchte. Bei ihrer wachsenden Macht und Zahl fingen die Dienstmannen an, auf den gemeinen freien Mann, wie auf einen Niedrigeren, hinabzusehen und sich für den Adel der Nation zu halten, und selbst das Gesetz dieser Zeit bestärkte sie darin. Die Getreuen (in truste dominica) hatten ein höheres Wehrgeld; es betrug das Dreifache von dem Wehrgelde des gemeinen Freien, und auch wenn der Getreue nur von römischer Herkunft war, so betrug sein Wehrgeld 300 Solidi, während das der gemeinen Freien nur 200 betrug.

Die Lehen waren anfänglich nicht erblich, wie wir gesehen haben, allein im Laufe der Zeiten, und besonders unter schwachen Regierungen, fanden die Vasallen Mittel, auf eine oder andere Weise den Besitz erblich und fast unabhängig zu machen. Die meisten waren auch mächtig durch ihr Allode, und wer wollte dem mächtigen Manne oder seinem Sohne das Lehen nehmen? Eigenthum und Lehen mischten sich leicht, weil derjenige, der das Eigenthum erbte, auch das Lehen erbte. Von der Erblichkeit der Lehen an bildet sich der neue Dienst- oder Lehensadel, der im ganzen Mittelalter gilt.

In der späteren merovingischen Zeit trat der Majordomus an die Spitze der gesammten fränkischen Aristokratie; er wurde aus dem ersten Hofbeamten in Wirklichkeit erster Reichsbeamter und unter schwachen Königen der eigentliche Regent. Wenn ein Krieg zu führen war, da traten die Großhofmeister an die Spitze der Schaaren und zeigten sich rüstig zu tapferer That; auch im Frieden übten sie das Gnadenrecht, vergaben die Stellen, vertheilten erledigte Kammergüter und ließen den Königen nur die Ehre des Namens und der Krone und die Schwelgerei im Innern des Palastes. Nur bei der Märzversammlung erschien der König öffentlich vor dem Volke. Dann saß er vor Aller Augen auf dem Stuhle seiner Väter, grüßte seine Großen, wurde von ihnen begrüßt, empfing das von der Nation dargebrachte Geschenk und reichte es dem an Throne stehenden Großhofmeister; vertheilte nach dessen Weisung die erledigten Güter, bestätigte die schon vergebenen. Dann stieg er auf den Wagen, der nach alter Sitte mit vier Ochsen bespannt war, fuhr wieder nach seinem Palast und blieb daselbst bis zum folgenden Märztage.

So sah es um Chlodwigs, des großen Eroberers, Nachkommen aus, noch ehe 200 Jahre nach seinem Tode verflossen waren. Um das Jahr 700 nach Christi Geburt war Pippin von Heristal[2]) bei Lüttich, nachdem er schon mehrere Jahre Austrasien als Herzog, ohne einen merovingischen König regiert hatte, Regent über das ganze Frankenreich, sowohl Neustrien als Austrasien. Die Gegner des Majordomus Bertharius von Neustrien hatten ihn gegen diesen, den sie haßten, zu Hülfe gerufen. Er zog mit seinen Austrasiern aus und schlug im J. 687 den Bertharius in der großen

1) Das Wort feudum kommt jedoch vor dem 11. Jahrhundert nicht vor.
2) Obwohl diese Beinamen: Pippin von Landen, von Herstall, Karl Martell u. s. w. der gleichzeitigen Geschichte fremd und erst später gebräuchlich geworden sind, so bedienen wir uns ihrer doch sogleich hier in der Erzählung als der allgemein angenommenen.

Schlacht bei Testri, welche über den Zustand des Frankenreiches entschied; denn hätte Pippin nicht wiederum Neustrien und Austrasien vereinigt, sondern sich mit der Herrschaft über letzteres begnügt, so fiel das Frankenreich auseinander und die deutschen Völker sonderten sich zu früh von den romanischen Landen und behielten nicht die Kraft, auch die noch heidnischen Völker, namentlich die Sachsen, in den Kreis den Christenthums zu ziehen und ein einziges Reich zu bilden. Ein Karl der Große hätte nicht seine welthistorische Bestimmung erfüllen können.

Pippin blieb zwar Herzog in Austrasien und übertrug die Hausmeierwürde in Neustrien seinem Sohne Grimoald und nach dessen Tode seinem Enkel Theudoald, allein er lenkte doch fortwährend das Ganze. Er war ein sehr kluger und rechtschaffener Mann, der Ordnung und Gerechtigkeit herstellte, die alten Märzfelder regelmäßig hielt und die Liebe und das Zutrauen des Volkes, dessen Rechte gegen die Leudes er gern aufrecht hielt, in solchem Grade gewann, daß er die Großhofmeisterwürde in seinem Geschlechte erblich machen konnte. Er starb im Jahre 714, gerade 100 Jahre vor Karls des Großen Tode. Sein Sohn, Karl Martell, der nach ihm Großhofmeister über das ganze Reich wurde, hat die Christenheit von einer großen Gefahr errettet.

20. Karl Martell, gegen die Araber. 732.

Es war ein Volk von Mittag herangekommen und hatte in kurzer Zeit mit Feuer und Schwert große Länder durchzogen und seiner Herrschaft unterworfen. Kein Volk konnte ihm seine Grenzen setzen, sein Arm war unwiderstehlich und traf wie ein Blitz auf die Widersacher. Dieses Volk waren die Araber; sie kamen aus Asien her, und ihre große Kraft kam aus ihrem neuen Glauben. Denn der, den sie ihren Propheten nannten, Mohamed, hatte ihnen vieles aus der Lehre Mosis und unseres Heilandes verkündigt, und dazu hatte er dem Volke, welches die sinnlichen Freuden über Alles liebte, große Belohnungen und immerwährenden Genuß im Paradiese versprochen, wenn es für den neuen Glauben begeistert kämpfte und ihn über alle Länder verbreitete. Mohamed lebte um das Jahr 622. Nun hatten die Araber schnell viele Länder in Asien und Afrika erobert und weniger als hundert Jahre nach Mohameds Tode, 711, gingen sie schon unter Tarik und Musa über die Meerenge von Gibraltar nach Spanien hinüber. Roderich, König der Westgothen, der Spanien beherrschte, stellte sich ihnen bei Teres de la Frontera entgegen; er stritt für die Krone, für die Freiheit und die Religion der Westgothen; lang und hart war der Kampf; heldenmüthig focht Roderich, bis ein verrätherischer Graf, der die Araber über die Meerenge gerufen hatte, zu dem Feinde überging. Da fiel der König und mit ihm die Blüte des Heeres. Das Reich der Westgothen wurde unter die Araber gebracht, und bald herrschten sie vom Meere bis an das Pyrenäengebirge, so daß nur ein kleiner Fleck vom nordwestlichen Spanien, in den galicischen Gebirgen, den Gothen als freier Besitz übrig blieb.

Nachdem die Araber Spanien bezwungen hatten, warfen sie ihre Augen auf Frankreich und fielen über die Pyrenäen in das Land ein. Zu gleicher Zeit waren sie auch mit einem großen Landheere und einer Flotte vor Konstantinopel erschienen, so daß sie das europäische Land von Abend und von Morgen her in ihre Mitte nahmen, um es ganz zu erdrücken und

das Christenthum auszurotten. Und hätten sie an beiden Seiten den Sieg erhalten, so würden sie immer weiter gezogen sein und beide große Heere wären vielleicht in Deutschland zusammengetroffen und hätten das Werk vollendet. Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Die Stadt Konstantinopel widerstand durch ihre starken Mauern und durch das griechische Feuer, welches die Einwohner gegen die feindlichen Schiffe gebrauchten. In Frankreich aber widerstand ihnen der starke Held Karl Martell, Pippins Sohn; Martell oder der Hammer heißt er in der späteren Geschichte, weil er wie ein Hammer die Feinde getroffen. Er ging ihnen mit seinen Franken bis über den Loirefluß entgegen und traf auf sie zwischen den Städten Tours und Poitiers, wo sich weite Gefilde ausbreiten. Hier geschah die Schlacht an einem Samstag im October des Jahres 732. Eng und undurchdringlich, mit einer Vormauer von Schilden bedeckt, unerschütterlich, standen die Franken und hielten den ersten ungestümen Angriff der Araber aus; denn dieser war immer der heftigste. Plötzlich aber brachen die Franken los, stürzten auf die Feinde, warfen sie nieder, und mit ihrem Feldherrn Abderrachman sollen ihrer mehr als 300,000 gefallen sein, die das Schwert der Franken würgte. Die, welche übrig blieben, flohen nach dem südlichen Frankreich, aus welchem sie Karl auch bald vertrieb und ihnen von dieser Seite auf immer eine Grenze setzte.

Karl, der wegen dieser That in allen Landen hoch geehrt wurde, starb im Jahre 741, nachdem er die letzten Jahre seines Lebens ohne König das Frankenreich regiert hatte.

I. Die Karolinger. 752—911.

21. Pippin der Kleine. 752.

Sein Sohn hieß Pippin der Kleine oder der Kurze; er war auch Großhofmeister bis zum Jahr 752 und regierte das Reich nach seinem Gefallen, klug und gerecht, während König Childerich III., den Pippin auf den Thron gesetzt hatte, wie ein Weib im Palaste saß und sich um das Reich nicht kümmerte. Da, als Pippin die Gemüther der Franken für sich günstig sah, brachte er es auf einer Versammlung der Franken im Jahre 751 dahin, daß eine Gesandtschaft nach Rom mit der Frage geschickt wurde: „Heißt derjenige mit Recht König, der die Königsgewalt in Händen hat, oder derjenige, welcher nur den Namen trägt?"

Der Papst Zacharias antwortete: „Derjenige muß auch König heißen, der Königsgewalt hat."

Der heilige Bonifacius hatte die Franken gewöhnt, bei besonderen Gewissenssachen den Papst, wie einen geistlichen Vater, um Rath zu fragen, und als Antwort auf solche Frage, als Rath und Gutachten, nicht aber als eine Absetzung des Königs Childerich vermöge einer dem Papste zustehenden Gewalt über die Kronen, ist der päpstliche Ausspruch zu betrachten. Die Franken versammelten sich darauf zu Soissons und nahmen Childerich III. dem letzten Merovinger, die Krone ab, schnitten ihm das lange Haar, das Ehrenzeichen der fränkischen Könige ab [1]), und hießen ihm seine Tage in einem Kloster beschließen; und Pippin, Sohn Karl Martells und Enkel

1) Schon die älteste Sagengeschichte nennt die salischen Könige die gelockten (criniti).

Pippins von Herstall, wurde 752 als König der Franken vom Erzbischof Bonifacius gesalbt, 266 Jahre, nachdem Chlodwig, der Merovinger, auf eben diesen Feldern bei Soissons durch den Sieg über Syagrius das Reich gegründet hatte.

Pippin vergrößerte durch Muth und Weisheit die Macht seines Volkes. Papst Stephan, der 753 selbst über die Alpen kam, — der erste Papst, seit Gründung der Kirche, der diesen Weg machte, — rief ihn um Beistand gegen den Langobardenkönig Aistulph an, welcher Ravenna erobert hatte und vom Papste Zins und Unterwerfung forderte. Pippin versprach ihm Hülfe und behielt ihn den Winter über in Münster bei sich. Der Papst wiederholte die Salbung des heiligen Bonifacius noch einmal an dem Könige, der sich von nun an König „von Gottes Gnaden" nannte, salbte auch seine beiden Söhne Karlmann und Karl, nachdem er den 12jährigen Karl selbst aus der Taufe gehoben hatte, und stellte das neue Königsgeschlecht der Franken als ihr einziges rechtmäßiges vor. Auch übertrug er dem König Pippin das Patriciat von Rom und löste dadurch das letzte Band, welches noch Rom an den Kaiser in Konstantinopel gebunden hatte. Im Frühjahr des Jahres 754 zog der König nach Italien, schlug den Aistulph bei Susa, eroberte die Stadt Ravenna nebst dem Lande umher, was vorher den griechischen Kaisern gehört hatte, und schenkte es nach einem zweiten Zuge im folgenden Jahre dem Papste. Das ist der Anfang des Kirchenstaates. Zu derselben Zeit, als sich das fränkische Königthum zu neuem Aufschwunge verjüngte, wurde auch das Primat des römischen Stuhles im ganzen Abendlande zur Anerkennung gebracht.

Pippin starb 768 im 54. Lebensjahre und die Franken trauerten über seinen Tod, als wenn er aus dem alten Königsgeschlechte entsprungen wäre. — Sein Körper war klein, aber sehr stark. Als man einst, — so wird erzählt, — bei einem Thiergefecht über seine Gestalt scherzte, trat er auf den Kampfplatz, zog sein Schwert und schlug mit einem Hiebe einem Löwen den Kopf ab. „Nicht groß bin ich," sagte er, „aber stark ist mein Arm."

Seine Söhne Karl und Karlmann wurden von dem Volke der Franken in feierlicher Versammlung zu Königen gewählt und theilten das Reich gleichmäßig unter einander.

Das Mittelalter bis zu der Reformation.

Dritter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis Heinrich I. 768—919.

Die Thaten Karls des Großen wecken die Geschichtschreibung.

1. Die Annalen und Chroniken, von denen oben gesprochen ist, vermehren sich sehr und werden für die Geschichte dieser Zeit immer wichtiger. Die durch Karl beförderte Bildung zeigt sich auch in Sprache und Behandlung derselben.

2. Am wichtigsten für Karls Geschichte bleiben immer Einhard's oder Eginhard's Werke, denn sie sind von einem Manne verfaßt, der Karl'n nahe stand. Am ausführlichsten behandeln diese Zeit seine Annales von 741 bis 829, welche vollständiger sind, als die bei dem vorigen Zeitraume erwähnte Fortsetzung der Annal. Laurissenses. Die Vita Caroli Magni ist nach dem Vorbilde des Sueton geschrieben und schildert uns nach einer kurzen Uebersicht der Kriege Karls besonders sein sonstiges Leben und Wirken; sie wird von jedem mit Vergnügen gelesen werden. Beide Werke ergänzen einander in ihren Nachrichten. Auch Briefe haben wir von Eginhardt.

3. Theganus, Bischof von Trier, starb 848, schrieb das Leben Ludwigs des Frommen, — de gestis Ludovici pii — zwar nicht unparteiisch und nur sehr kurz, doch mit Ehrlichkeit und genauer Kenntniß.

4. Die Vita Hludovici Pii auctore anonymo ist weit ausführlicher, von einem Hausgenossen des Kaisers verfaßt, reich an Thatsachen und mit Urtheil geschrieben.

5. Ebenfalls wichtig ist die poetische Darstellung des Zeitgenossen *Ermoldus Nigellus* in seinem elegischen Gedichte in honorem Hludovici Caesaris.

6. Nithard, Enkel Karls d. Gr. gest. 858, erzählt die Zwistigkeiten unter Ludwigs Söhnen am vollständigsten in seinen IV Libris de dissensionibus filiorum Ludovici pii; er ist entschieden auf Karls des Kahlen Seite.

7. Die vita Sti. Anskarii, von *Rimbert*, Erzbischof von Hamburg unter Ludwig dem Deutschen geschrieben, behandelt besonders die norddeutschen Verhältnisse.

8. Einhard's, Rudolfs und ihrer Fortsetzer Annalen von Fulda sind nach dem Schlusse Einhards für die deutsche Geschichte sehr wichtig. Rudolf giebt in seiner Schrift über die Translation des heil. Alexander eine sehr interessante Schilderung der Sachsen; er ist der einzige Schriftsteller, der den Tacitus gekannt und namentlich aus der Germania mehrere Kapitel wörtlich aufgenommen hat. Für die westliche Hälfte des fränkischen Reichs geben die Annales Bertiniani (benannt von der Abtei St. Bertin bei Gent) 882 die besten Nachrichten. Die letzte Hälfte ist vielleicht vom berühmten Erzbischof Hincmar von Rheims geschrieben.

9. Ein Mönch in St. Gallen, Monachus Sangallensis, hat in zwei Büchern de Gestis Car. Magni das Leben dieses Kaisers auf eine eigenthümliche Weise nach Ueberlieferung und Volkssagen beschrieben, meistens ohne geschichtliche Treue, aber nicht ohne Anmuth.

10. Abbo, Mönch zu St. Germania, wohnte der Belagerung von Paris durch

die Normannen 885 bei und hat diese Begebenheiten in einem Gedichte de bellis Parisiacis recht lebendig geschildert.

11. Der sogenannte Poëta Saxo (900) hat das, was Einhard's Annalen von Karl d. Gr. erzählen, in Verse gebracht und zum Theil sehr gut dargestellt, wenn er auch selten oder nie als Quelle zu gebrauchen ist.

12. Die Chronik des Abtes Regino (gest. 915), die bis zum J. 907 geht, ist besonders für die letzten Karolinger wichtig.

13. Sehr wichtig sind die Briefe der Päpste, Könige, Fürsten u. s. w. aus dieser Zeit, besonders diejenigen, welche der Codex Carolinus enthält. Alsdann Alcuin's Briefe und Werke überhaupt, so wie die Briefe von Servatus Lupus, Eginhard's Freunde, und Hincmar, Bischof von Rheims.

14. Endlich versteht es sich, daß die Capitularia Regum Francorum, d. i. die Reichsgesetze und allgemeinen Verordnungen der Könige, eine Hauptquelle für die Geschichte bilden. Sie sind von Baluzius und neulich von Pertz im 3ten Bande der Monumenta gesammelt und herausgegeben worden.

---

22. Karl der Große. 768 bis 814.

Wie die außerordentlichen Menschen der Weltgeschichte meistentheils sehr verschieden, oft entgegengesetzt, beurtheilt werden, so ist es auch Karl dem Großen geschehen, daß er von vielen unter die erhabensten Helden und Weisen des Menschengeschlechts gerechnet, von einigen aber als ein blutdürstiger Tyrann verworfen ist, welchem nichts als Krieg und Zerstörung im Sinne gelegen. Wahr ist, daß er seine Schaaren von einem Ende seines großen Reiches bis zum andern in steten Kriegszügen geführt, das er viele Völker mit den Waffen überzogen und seiner Herrschaft unterworfen, und so Europa eine andere Gestalt gegeben hat. Soll die Geschichte ihn segnen, oder ihm fluchen, wegen so außerordentlicher Thaten?

Derjenige wird sicherlich ein falsches Urtheil über große Männer und über die großen Schicksale der Völker fällen, welcher es nicht versteht sich aus seiner Zeit hinweg in diejenige zu versetzen, deren Bild entworfen werden soll. In Zeiten des Kampfes zwischen Rohheit und Bildung, wenn aus den vorhandenen Bestandtheilen etwas neues und größeres aufkeimen will, wozu der ruhige, hergebrachte Ablauf der Dinge nicht hinreicht, schickt die Vorsehung Gewaltige aus, welche ein ganzes Zeitalter in seiner Entwickelung um viele Schritte weiter führen sollen; und sie rüstet dieselben mit desto größerer Kühnheit der Seele und desto stärkerer Willenskraft aus, je größer das Ziel ist, welches durch sie gewonnen werden soll. Und weil nun solche Geister nicht auf gewöhnlichen Wegen wandeln; weil vielleicht unter ihrem Fuße, während ihr Auge auf den fernen Bergesgipfel gerichtet ist, manche Blume zertreten wird; und weil sie in dem ungeduldigen Ringen, welches in dem kurzen Raume eines Menschenlebens den Lauf von Jahrhunderten vorbilden soll, manch heiliges Recht der Gewohnheit unbewußt verletzen; so wendet sich der ruhige, bürgerliche Sinn, für welchen die Heiligkeit der Rechte die Grundlage des Lebens sein muß, gegen das Gefäß, in welchem so ungeheure Kraft zusammengedrängt war. Er wird in seinem Urtheile oft hart und ungerecht. Wer aber will den Bergstrom schelten, daß er nicht fließt wie der Wiesenquell, sondern Steine und Bäume in seinem Laufe mit sich fortwälzt? Er soll vielleicht die faulen, abgestorbenen Stämme mit ihren Wurzeln ausreißen, damit dem jungen, frischen Anwuchse der lichte Himmel frei gemacht werde.

Damit sei nun keineswegs der Gewaltthätigkeit übermüthiger Herrscher das Wort geredet, deren Thun aus unlauterer Quelle fließt. Der Mensch

ist frei, und giebt sich selbst zum Werkzeuge der Vorsehung in ihrem großen Weltplane hin. Die Weise, wie er sich hingiebt, ist seine eigene, und rechtfertigt oder verdammt ihn. Nicht, daß er große Thaten verrichtet, daß unter ihm Tausende in den Schlachten geblutet und andere, im Jubel des Sieges, ihn wie ihren Gott verehrt haben, entscheidet über seinen Werth oder seine Verwerflichkeit; sondern, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er das außerordentliche verrichtete, ob von großen Gedanken geleitet, für ein würdiges und großartiges Ziel, oder nur für seinen Stolz, seine Herrschsucht und Eitelkeit; also, wie man es in einem Gleichnisse ausgedrückt hat, ob aus dem Spiegel seines Lebens der unendliche Himmel mit seinen Welten, oder nur sein eigenes stolzes Bild wiederstrahlt. Es ist dies aus vielen Zeichen, besonders aber daran zu erkennen, ob er die Würde der Menschheit, als etwas Heiliges, auch in dem Einzelnen ehrt, oder ob er eine solche Würde nicht sieht und erkennt, sondern, die Menschen verachtend, sie als bloße Werkzeuge zu seinen Zwecken gebraucht.

Dieses soll uns der Maaßstab des Urtheils sein, damit es sich weder auf der einen Seite von der bloßen Kraft ohne die sittliche Weihe hinreißen lasse, noch auf der andern gegen alle die Namen im voraus ungerecht sei, welche im Buche der Geschichte vielleicht oft mit Blut und Flammen geschrieben sind.

23. Wie Karl das Reich vorfand.

Die Werke eines großen Mannes erhalten ihr rechtes Licht aus dem Zustande der Welt, in welcher er auftritt; es ist also nöthig, die Lage Europa's kurz in einem Bilde zusammen zu fassen zu der Zeit, als Karl zur Regierung kam.

1. Das oströmische oder griechische Kaiserthum stand noch; aber schon in dem wunderlichen Gemisch von Altem und Neuem, von Glanz und Dürftigkeit, von Anmaßung und Schwäche, worin es ein Jahrtausend lang, ein Räthsel für die Weltgeschichte, dagestanden hat. Denn kaum ist es zu begreifen, wie sich ein bloßes Schattenbild von einem Alten, Großen und Herrlichen, gleichsam der ausgeputzte Leichnam des Alterthums, wie man jenes Reich sehr treffend genannt hat, so lange Zeit, ohne inneres Leben, erhalten konnte. Der Wechsel der Herrscher und die Unbeständigkeit aller Verhältnisse waren so groß, daß für einen Kaiser in Konstantinopel kein Titel schmeichelhafter war, als: „Der kaiserliche Sohn eines im Purpur gebornen Vaters" zu sein (porphyrogenitus porphyrogeniti). Denn der Thron kam abwechselnd an Menschen, die im niedrigsten Stande geboren waren und ihre Erhöhung einem Verbrechen verdankten. Für Karl den Großen konnte dieses entfernte, ausgebreitete, doch schwache Reich zunächst kein Gegenstand weder der Furcht noch der Ehrsucht sein. Er hat mit den griechischen Kaisern Freundschaft gehalten und sie haben sich gegenseitig mit Gesandtschaften und Geschenken geehrt; denn auch den Griechen lag daran, mit ihm in gutem Vernehmen zu sein. Es war ein griechisches Sprichwort: „Halte den Franken zum Freunde, doch wehr' ihn von dir als Nachbar."

2. England war während Karls Regierung noch unter mehrere angelsächsische Könige getheilt und eine geschlossene Welt für sich, ohne Einfluß auf die Völker des festen Landes. Dennoch wurde Karls Name auch bald in England bekannt und hochgeehrt; einer seiner vertrautesten Freunde,

Alcuin, war ein Engländer, und durch ihn ließ er oft an die dortigen Fürsten schreiben und sie ermahnen, einig zu sein und die Angriffe der Dänen tapfer abzuschlagen. Selbst die Thane (kleinen Könige) in Schottland nannten ihn nicht anders als ihren Herrn.

3. Der Norden von Europa war noch wenig bekannt; zwar die Wiege sehr tapferer Männer, welche das Eisen ihres Bodens mit kräftiger Hand zu führen wußten und nach Karls des Großen Zeit durch ihre Seezüge und Einfälle an allen europäischen Küsten einen furchtbaren Namen gewannen; jetzt aber waren sie noch ohne Gewicht für das fränkische Reich. Dennoch sah Karl in seinem weitschauenden Geiste die Gefahr voraus, welche von ihnen drohte. Es wird erzählt [1]), wie er einst in einer Seestadt (man sagt Narbonne) gewesen, als sich Schiffe der Küste näherten, aber von den Anwesenden nicht erkannt wurden. Karl mit scharfem Auge erkannte sie am Bau und der schnellen Bewegung für normännische Seeräuber. Sie wichen eilig zurück, als sie vernahmen, der große Kaiser sei da; und er trat wehmüthig an's Fenster, vergoß Thränen und hub endlich an: „Ihr wollt wissen, meine Getreuen, warum ich geweint? Nicht aus Furcht, seht ihr; nein, mich betrübt's, daß sie sich bei meinem Leben an dieses Ufer gewagt, und mit Schmerzen erkenne ich das Unheil voraus, daß sie über meine Nachfolger bringen werden."

4. Die spanische Halbinsel war, bis auf einige westgothische Orte in den Gebirgen, den Arabern unterworfen, aber ihr Religionseifer war schon erkaltet, ihre Kraft durch innere Uneinigkeiten gelähmt. Von Europa's Eroberung hatte sie Karls Großvater zurückgeschreckt und sie dachten nur an ihr eigenes Bestehen in Spanien. Aber Karl konnte die Feinde des christlichen Namens nicht gleichgültig als seine Nachbarn sehen.

5. Italien war unter mehrere Herrschaften vertheilt; die langobardische in Ober- und einem Theile von Unteritalien; die griechische in Unteritalien und Sicilien, noch mit dem Anspruche an Rom selbst. Rom aber war in einer gemischten Verfassung, indem die Gewalt zwischen dem Papst, dem Senat und dem Volke getheilt war; doch gewann der Papst immer mehr an Ansehen. Die oberste Schutzherrschaft der Stadt war dadurch von den griechischen Kaisern an die Könige der Franken gekommen, daß der Papst Stephan, im Namen des römischen Senats und Volkes, die Würde eines Patricius von Rom dem König Pippin und seinen Söhnen im J. 754 übertragen hatte. — Zwischen Römern und Langobarden bestand ein arger Haß und unversöhnliche Feindschaft, welche die nächste Veranlassung waren, den König Karl in die Angelegenheiten Italiens hineinzuziehen. Zwar hatte er versucht, die alte Eifersucht, die auch zwischen Franken und Langobarden obwaltete, auszugleichen, indem er die Tochter des Königs Desiderius, Desiderata, heirathete; allein bei dieser Gelegenheit schon schrieb ihm der Papst Stephan: „Welcher Wahnsinn von dem vortrefflichen Sohne eines großen Königs, sein so edles fränkisches Geschlecht durch die Verbindung mit der treulosen und stinkendsten Nation der Langobarden zu beflecken, die nicht einmal in die Zahl der Völker gerechnet werden darf, und von welcher ohne Zweifel das Geschlecht der Aussätzigen herstammt! Welche Gemeinschaft hat wohl das Licht mit der Finsterniß und ein Gläubiger mit einem Ungläubigen?" — Die Langobarden erwiederten

---

1) Der Mönch von St. Gallen. II. 22.

solchen Haß der Römer reichlich; einer ihrer Bischöfe sagt von ihnen: „Unter dem Namen eines Römers begreifen wir alles, was niederträchtig, furchtsam, geizig und lügenhaft ist, ja alle Laster zusammengenommen." — Karls Verbindung mit dem langobardischen Königshause war nicht von Dauer; er schickte dem Disiderius schon im zweiten Jahre die Tochter zurück, sei es, daß der Unwille des Papstes über diese Ehe oder andere unbekannte Ursachen ihn dazu vermochten; jedenfalls durfte der Bund mit Rom nicht gelöst werden. Bald werden wir hören, wie noch größere Veranlassung zur Feindschaft zwischen Karl und die Langobarden kam.

6. Im Südosten von Karls Ländern, in Oestreich und Ungarn, wohnten die Avaren, ein aus Asien gekommenes den Hunnen verwandtes Volk, welches lange gekriegt und die Provinzen des morgenländischen Kaiserthums ausgeplündert hatte, jetzt aber nur die in zwei Jahrhunderten zusammengeraubten Schätze ängstlich bewachte. Diese lagen in neun besonderen mit Wällen und Gräben umschlossenen Orten, die sie Ringe nannten, aufgeschüttet und schienen gleichsam einen jeden einzuladen, sie ihren Besitzern wieder zu nehmen, welche nicht verstanden, sie zu genießen.

7. Den übrigen Theil der östlichen und einen Theil der nördlichen deutschen Grenzen hatten die verschiedenen Stämme der Slaven und Wenden inne; rohe Völker, von weniger edler Naturanlage, als die Germanen. Von Deutschland besaßen sie das östliche Holstein, Mecklenburg, Brandenburg, Pommern, einen Theil Sachsens, die Lausitz, Schlesien, Böhmen und Mähren. In Holstein waren die Wagrier, in Mecklenburg die Obotriten, in einem Theile von Brandenburg die Wilzen, in einem andern die Heveller und Ukern, die Pommern in der Provinz, die von ihnen den Namen erhalten hat, — sämmtlich Stämme der Wenden. Im Meißnischen waren die slavischen Sorben, in den Lausitzen die Lausitzer, in Böhmen die Czechen, in Mähren die Morovaner.

8. In Deutschland selbst fand Karl größere Ruhe. Die den Franken unterworfenen Stämme, Alamannen, Baiern, Thüringer, hatten sich allmälig an die fremde Herrschaft gewöhnt, welche nicht drückend war, sondern ihnen ihre Sitten, Gesetze und Eigenthümlichkeiten gelassen hatte. Nur wurden sie, außer den Baiern, nicht mehr nach alter Weise durch eigene Herzöge, aus einheimischem Herrscherstamme, sondern, der fränkischen Einrichtung gemäß, durch Grafen ohne erbliche Macht in den einzelnen Gauen, regiert, oder Karl schaffte die Herzogswürde, wo er sie noch vorfand, ab. Daher fehlte ihnen der Vereinigungspunkt, und nur in den Baiern lebte der alte Sinn nach Unabhängigkeit noch am stärksten. Sehr ergeben waren dem neuen karolingischen Königshause die Bischöfe in allen diesen Provinzen.

Aber an den Grenzen seines Reiches im nördlichen Deutschland wohnten Nachbarn, welche seiner Kraft den ersten Gegenstand darboten, die Sachsen nämlich, unbezwungen und frei in ihren Grenzen vom deutschen Meere bis an Thüringen, und von der Elbe bis fast an den Rhein; ja noch nördlich von der Elbe bis an die Eider wohnte ein Zweig von ihnen in den Gegenden, wo ihr Name zuerst genannt wurde, die nordelbischen Sachsen. Während bei den Franken die altgermanische Verfassung schon vielfältig geändert war und die Leute vom Gefolge des Königs den ersten Rang an sich gerissen und den Platz der freien Leute eingenommen hatten, lebten die Sachsen noch in den alten Sitten ihrer Stammväter, ohne gemeinsames

Oberhaupt, ein jeder Gau unter seinen Vorstehern und nur zur Zeit des Krieges unter einem selbstgewählten Heerführer. Es war ein Volksstaat freier Männer auf freien Höfen. Das Innere ihres Landes wurde durch Wälder und sumpfige Brüche vertheidigt; an der Lippe, Ruhr, Diemel, Weser und Elbe waren feste Plätze zum Schutze der Grenzen angelegt. In ihren tausendjährigen Hainen opferten sie noch immer den Göttern ihrer Väter, während die anderen germanischen Völker schon alle das Christenthum angenommen hatten; ja sie wurden beschuldigt, sogar noch Menschenopfer zu bringen. Die Franken achteten sich ihnen durch das Christenthum, so wie durch ihre übrige Ausbildung, so überlegen, daß ihre Geschichtsschreiber nicht genug von der Sachsen Rohheit und Wildheit zu erzählen wissen. Sie waren aber nicht sowohl gefährliche als lästige Nachbarn der Franken, weil sie, gleichfalls nach altem germanischen Brauch, nicht Eroberungen, sondern nur Raubzüge in das benachbarte Land machen wollten. Indeß hätte eine wohl bewachte Grenze wohl hinlänglichen Schutz gegen sie gewährt, wie ebenfalls gegen die Slaven und Avaren; und wir sehen überhaupt aus der ganzen, eben entworfenen Schilderung, daß Karl, gleich den Merovingern, ruhig im Besitz seines angestammten Erbes bleiben konnte, ohne große auswärtige Kriege zu führen. Das Frankenreich stand in selbst genügender Kraft, von den Pyrenäen bis an den Niederrhein, und von dem englischen Kanal bis an die Ens in Oestreich, da und hatte von allen seinen Nachbarn nichts zu fürchten.

Allein ein solcher Geist, der sich des ruhigen Besitzes erfreut, war dem König Karl nicht zu Theil geworden, die innere Kraft sollte in neue Bildungen ausströmen, und das war das Gesetz, seiner Natur eingepflanzt. Der Zustand der Welt forderte große, bildende Kräfte, wenn er nicht noch Jahrhunderte lang wüst und verworren da liegen sollte; vor allem sollte das Christenthum alle Germanen zu einer Familie versammeln. — Wir mögen Karl nicht schelten, daß er diesem Triebe seines Wesens folgte, sondern die Art und Weise, wie er ihm folgte und seine neuen Schöpfungen gestaltete, giebt den Maaßstab des Urtheils über ihn. Hat er nach großen Gedanken gebildet, und ist sein eigener Sinn großartig, oder ist er kleinlich und auf das Eitle gerichtet gewesen? — Darüber muß die Geschichte seines Lebens entscheiden.

24. Die Kriege Karls des Großen.

Nachdem Karl, der in seinem 26. Lebensjahre den Thron bestieg, und sein Bruder Karlmann einige Jahre gemeinschaftlich regiert hatten, starb der letztere 771; die Großen in Karlmanns Ländern verlangten den Bruder auch zu ihrem Könige und schlossen die zwei unmündigen Söhne Karlmanns von der Thronfolge aus. Die Mutter floh mit ihnen zu dem Langobardenkönig Desiderius. So war nun Karl Alleinherr der Franken.

Darauf versammelte er zu Worms einen großen Reichstag, 772, stellte der Versammlung die stets wiederholten Beleidigungen von Seiten der Sachsen und das Verdienst ihrer Bekehrung zum Christenthum vor, und so wurde der Krieg gegen die Sachsen von der Nation beschlossen: der erste und der längste Krieg, den Karl geführt hat; denn er hat, mit mehreren Unterbrechungen, bis zum Jahre 803, also in's 32. Jahr, gedauert. Karl besiegte in diesen Jahren die Sachsen im offenen Felde mit seiner Heeresmacht oft und zwang sie Frieden zu schließen, allein, wenn er

ihr Land wieder verlassen und an ein anderes Ende seines Reiches ziehen mußte, so brachen sie den Frieden, lehnten sich gegen die verhaßte Herrschaft auf, verjagten die fränkischen Besatzungen und thaten oft Einfälle in das Frankenland, bis Karl wieder erschien und sie vom Neuem zur Unterwerfung zwang.

Der erste Zug in ihr Land, 772, war glücklich und kurz; er ging von Worms aus durch Hessen an die Weser und Diemel. Karl eroberte die Eresburg, der Sachsen Zufluchtsort unweit der Weser, in unwegsamer Gegend, auf einer steilen Höhe (es soll der Ort sein, wo jetzt Stadtberg oder Marsberg an der Diemel liegt); und zerstörte die berühmte Irminsul oder Irmensäule, das größte Heiligthum der Sachsen, von einem Gotte oder Heroen Irmin benannt. — Die Sachsen schlossen an der Weser Frieden und gaben zwölf Geißeln.

Karl war froh, so schnell einen guten Frieden gewonnen zu haben, denn schon rief ihn eine andere Angelegenheit nach Italien. Desiderius, der sich durch die Aufnahme der Wittwe Karlmanns schon als Feind gezeigt hatte, verlangte von dem neuen Papste Hadrian, daß er Karlmanns Söhne zu Königen der Franken salbe; und als Hadrian sich weigerte, überzog er ihn mit Krieg. Der Papst forderte Hülfe von Karl'n und dieser machte sich auf, zog über die Alpen, umging die Bergpässe, die Clausen genannt, welche die Langobarden besetzt hatten, und lagerte sich vor Pavia, im J. 774. Desiderius gedachte seine Hauptstadt so lange zu vertheidigen, bis Krankheit und Mangel die Franken zum Rückzuge nöthigten; allein Karl war nicht der Art, sich leicht ermüden zu lassen; sechs Monate ließ er sein Heer vor Pavia liegen, ging selbst zum Osterfeste nach Rom, welches er zum ersten Mal betrat, und bestätigte den Schenkungsbrief seines Vaters. Zu diesem Zuge hatte er auch seine Gemahlin Hildegardis mit ihrem kleinen Sohne Karl und ihrer Tochter Rothrud aus Deutschland kommen lassen. Es waren feierliche Tage, die er in Rom verlebte. Mit dem Papste Hadrian; den er wie einen Vater ehrte, schloß er innige Freundschaft; sie gelobten sich dieselbe am Grabe des Apostels Petrus und haben ihr Gelübde gehalten bis an den Tod. — Darnach kehrte Karl nach Pavia zurück, welches sich bald ergab, nahm den Desiderius gefangen und schickte ihn, nachdem er ihn hatte zum Mönche scheeren lassen, in das Kloster zu Corbie in Frankreich, wo er nach einiger Zeit starb. Karl nannte sich nun König der Langobarden, und ließ sich zu Monza krönen. Da die Sachsen unterdeß von Neuem den Krieg angefangen hatten, so machte er 775, nachdem er einen Reichstag zu Düren gehalten, einen neuen Zug in ihr Land und eroberte die Sigburg [1]), stellte die von den Sachsen zerstörte Eresburg wieder her, drang über die Weser bis an die Oder vor, empfing dort Geißeln der Ostfalen und auf dem Rückwege bei Bückeburg (Buchi) auch die der Engern; Herzog Hassi in Ostfalen und Bruno, Heerführer der Engern, stellten Geißeln. Weil indeß der langobardische Herzog Rotgaut von Friaul, dem er als Vasallen seines Reiches die Pässe der Alpen anvertraut hatte, den Augenblick zu benutzen trachtete und sich empörte, war Karl schon wieder in Italien (776) und strafte die Abgefallenen, ehe sie ihn einmal benachrichtigt glaubten. Auch diesesmal wollte er nach Rom ziehen; da

1) Nicht Siegburg an der Sieg, sondern Hohen Syberg am Einflusse der Lenne in die Ruhr, wo noch Ruinen einer alten Burg zu sehen sind.

kömmt der Bote, die Sachsen seien von Neuem in Aufruhr, hätten die Eresburg wiedergenommen und belagerten die Sigburg. Er, schnell zurück, dringt durch alle ihre Verhaue, bis nach Lippspring, und hier ergeben sich die Sachsen wiederum und viele geloben Christen zu werden und lassen sich taufen. Er baute eine Feste an der Lippe, vielleicht wo das jetzige Lippstadt ist.

Im folgenden Jahre, 777, konnte Karl schon einen Reichstag oder das Maifeld im sächsischen Lande, zu Paderborn, halten, wo das Volk zum großen Theile Treue schwur. Ihr kühnster Anführer aber, Wittekind (sächsisch Widukind), in welchem Armins Geist lebte, hatte sich zu dem normännischen König Sigfried geflüchtet. Auf diesem Landtage war es, als vor Karl'n die Gesandten der arabischen Statthalter von Saragossa und Huesca in Spanien erschienen und seine Hülfe gegen den König Abderrachman anflehten. Er hielt es seines Namens würdig, die, welche sich in seinen Schutz begaben, nicht vergeblich bitten zu lassen; auch waren ihm die Ungläubigen, welche in Europa eingedrungen waren, die verhaßtesten Feinde. Er zog gleich im folgenden Jahre, 778, nach Spanien; die kleinen christlichen Fürsten in den Gebirgen von Navarra, die sich von den Mauren unabhängig erhalten hatten, schlossen sich an ihn an; er eroberte Pampeluna, Saragossa, Barzellona und Girona, und das Land bis an den Ebro huldigte ihm; es gehörte von nun an, unter dem Namen der spanischen Mark, wenn auch mit einer kurzen Unterbrechung nach dem Unfalle in den Pyrenäen, zu seinem Reiche und wurde für die noch übrigen Christen in Spanien ein Stützpunkt. Auf Karls Rückzuge nämlich, als sich, wie es dichterisch beschrieben wird, zwischen den rauhen Felsen der Pyrenäen, auf walddunklem schmalen Wege, sein Heer wie eine lange, eherne Schlange hinwinden mußte, gerieth sein Nachtrab, getrennt von dem Hauptheere, in den Bergschluchten von Roncesvalles in den Hinterhalt der Bergbewohner; die Franken konnten in ihren schweren Waffen nicht fechten und fielen mit ihrem Anführer Rutland, dem Grafen der Seeküste am Kanal. Das ist der berühmte Ritter Roland, welcher späterhin, so wie sein König Karl, in Sagen und Liedern so vielfach besungen ist.

Indessen hatten die Sachsen, ihrer Gewohnheit gemäß, als der König so weit entfernt war, wieder zu den Waffen gegriffen; sie fielen unter Wittekind in das Land der Franken und verheerten es mit Feuer und Schwert bis nach Deuz, Köln gegenüber. Dieser, wie die früheren Aufstände der Sachsen, waren nicht sowohl Kriege des Volkes, der eigentlichen Hausväter, sondern einzelner Anführer mit ihren Gefolgen, die sich an die Verträge nicht gebunden glaubten. Karl kehrte wieder, jagte die Feinde tief in ihr Land zurück und baute 780 schon Festungen an der Elbe, um ihnen einen scharfen Zaum anzulegen. Und nun glaubte er ihrer so gewiß sein zu können, daß er 781 eine Reise nach Rom machte, um seinen Sohn Pippin vom Papste zum König über Italien, und Ludwig über Aquitanien (Südfrankreich) salben zu lassen.

Die Sachsen hatten sich unterdeß im Ganzen ruhig verhalten; aber das Andenken der alten Freiheit wollte doch nicht in ihnen ersterben; und das Christenthum, welches ihnen von den verhaßten Nachbarn mit dem Schwerte gebracht war, konnte noch keine Gewalt über ihre Herzen gewinnen. Es kam ihnen unerträglich vor, daß der Mann einen Schimpf nicht selber rächen und daß ein Held nicht seinen besondern Himmel haben sollte. Auch

erschien ihnen die Abgabe des Zehnten, den sie der Kirche entrichten sollten als höchst drückend. — Als jetzt auch Wittekind zurückkam und sich an ihre Spitze stellte, glaubten sie den besten Augenblick gewonnen zu haben, das Joch abzuschütteln; und wie ihre Vorfahren einst Varus im Teutoburger Walde überfallen hatten, so umringten sie jetzt auf dem Suntelgebirge, an der Weser, die fränkischen Heerführer Geilo und Adalgis, welche gegen die an der Saale wohnenden räuberischen Sorben ziehen sollten, und machten sie nebst einem großen Theile ihres Heeres nieder.

Diese That indeß entflammte den Zorn des Königs, der über ihre beständige Empörung schon im höchsten Grade unwillig war, so sehr, daß er in ihr Land brach, es weit und breit verheerte, und an fünftehalb tausend gefangene Sachsen, als ein schreckendes Beispiel für die übrigen und als Sühnopfer für sein durch Verrath erschlagenes Heer, — so erschien ihm die That der Sachsen, — bei Verden an der Aller enthaupten ließ; ein Flecken in seiner Geschichte, welcher nicht gerechtfertigt, sondern höchstens mit der raschen und wilderen Art jener Zeiten und des Königs gewaltigen Leidenschaften entschuldigt werden mag.

Als Folge seiner harten That mußte auch Karl 783 das ganze Volk der Sachsen, unter Wittekind und Abbio[1]), in solchem Zorne und solcher Einigkeit aufstehen sehen, als nie zuvor. Es kam zu zwei harten Schlachten, bei Thietmelle, jetzt Detmold, und an dem Flusse Hase im Osnabrückischen, die erste unentschieden, die zweite aber so unglücklich für die Sachsen, daß Karl bis an die Elbe vordrang und sich in diesem und im nächsten Jahre, wo er mit Frau und Kindern in Eresburg sein Winterlager hielt, in ihrem Lande immer mehr befestigte. Da sahen Wittekind und Abbio, daß der Himmel ihres Volkes Schicksal entschieden habe und daß ein fernerer Widerstand es ganz vernichten werde; sie gelobten dem gewaltigen Könige Unterwerfung und versprachen eidlich, selbst nach Frankreich zu kommen und sich zu Christen taufen zu lassen. Und sie hielten Wort. Im J. 785 kamen sie nach Attigny und Karl selbst war Taufzeuge bei dem Sachsen-Herzoge Wittekind und seiner Gemahlin Gera.

Von dieser Zeit an war das Sachsenland beruhigter und ließ sich die fränkischen Einrichtungen, so wie die christlichen, besser gefallen; auch hat Karl zur Befestigung des Christenthums unter ihnen nach und nach mehrere Bisthümer und Stifter gegründet, welche das Licht immer weiter umher verbreiteten, nämlich: Minden 780, Osnabrück 783, Verden 786, Bremen 788, Paderborn 795, Halberstadt, Elze (welches 822 nach Hildesheim verlegt wurde) und Münster 805[2]). — Dennoch war der Same der Unruhen noch nicht ganz ausgerottet; kleinere Zwistigkeiten entstanden noch oft, und auch von einer größeren werden wir bald hören.

Karls nächster Streit war mit dem Herzog Thassilo von Baiern, aus dem alten Geschlecht der Agilolfinger. Thassilo hatte noch alte Schuld auf sich, indem er Pippin und Karl'n keine Heeresfolge geleistet hatte und jetzt wurde er hart angeklagt, daß er die Avaren aus Ungarn zum Kriege gegen den König aufgereizt habe. Seine Gemahlin Liutberga, eine Tochter des langobardischen Königs Desiderius, mochte Antheil an diesem Anschlage

1) Abbi und Abbio, nicht Albion, heißt der Name bei Einhard.
2) Die obigen, gewöhnlich angegebenen, Jahreszahlen sind zum Theil zweifelhaft und unsicher.

haben. Auf dem Reichstage zu Ingelheim, 788, wurde Thassilo, nachdem er auf dem Reichstage zu Worms auf des Königs Ladung nicht erschienen war, von den versammelten Großen zum Tode verurtheilt, von Karl'n aber begnadigt und auf seinen Wunsch, mit seinem Sohne Theodor, in ein Kloster verwiesen. Baiern wurde nun, gleich den andern fränkischen Ländern, durch königliche Grafen verwaltet und das Bisthum Salzburg zum Erzbisthum über ganz Baiern erhoben.

Im J. 786 unterwarf sich auch Arechis, langobardischer Herzog von Benevent in Unteritalien, des Königs Oberlehnshoheit. Er beherrschte das schöne Land bis Neapel und Brindisi. Zur Bedingung hatte er gemacht, daß er nicht selbst nach Deutschland zu kommen und vor Karl'n zu erscheinen brauchte, und es wurde ihm gestattet. Zu Salerno empfing der Herzog die Gesandten des Königs; sein Heer umringte den Palast, junge Edle, die Falken auf der Faust, bildeten Reihen auf der großen Burgtreppe, es füllten den Saal Vorsteher der Städte und die Räthe in festlichem Aufzuge; der Herzog saß auf dem vergoldeten Stuhl, stand auf und schwur dem Könige treu zu sein, Friede zu halten, und bis auf eine Stunde jenseits der beneventanischen Grenze Lehnspflicht zu leisten.

Darnach faßte König Karl den Entschluß, die Avaren in Oestreich und Ungarn für frühere Raubzüge heimzusuchen. Im Jahre 791 brach er gegen sie auf; die Franken zogen auf der Mittagsseite der Donau; die Sachsen mit den Friesen, die beide jetzt im Heerbann mitziehen mußten, am mitternächtlichen Ufer, und auf dem Flusse selbst kam die Flotte mit einem andern Theile des Heeres. Dieser Anblick schon trieb die Avaren voll Schrecken zurück; sie leisteten keinen Widerstand und Karl unterwarf das Land bis an die Raab seiner Herrschaft.

In den folgenden Jahren ließ er nur Streifzüge gegen sie machen sein Heer blieb indessen in Süddeutschland stehen und arbeitete an einem Kanale zwischen dem Main und der Donau, durch Verbindung der Altmühl mit der Rednitz, der, wäre er vollendet, die Nordsee durch den Rhein mit der Donau und so mit dem schwarzen Meere in Verbindung gebracht haben würde; ein wichtiges, weit aussehendes Werk für den Handel! Die levantischen Waaren würden alsdann aus ihrer Hauptniederlage zu Konstantinopel auf diesem Wege gerade in Karls Staaten den Weg genommen haben. Aber ungünstige Witterung und Hindernisse des Bodens, vorzüglich aber die Ungeschicklichkeit seiner Werkleute, die nicht einmal das Sumpfwasser an den Orten, wo gegraben wurde, abzuleiten und die Wände des Kanals gegen Einstürzen zu sichern verstanden, vereitelten das Werk. Karl gab dasselbe auf, und erst in unseren Tagen ist die Ehre der Ausführung seines großen Gedankens einem Könige deutschen Stammes zu Theil geworden. Daß Karl nicht selbst die Avaren von Neuem angriff und sich den Weg nach Konstantinopel öffnete, daran war ein neuer Aufstand der Sachsen schuld. Diesen, die nicht lange Kriegszüge, sondern nur schnelle Streifereien kannten und liebten, war die beschwerliche Heeresfolge in so entfernte Gegenden überaus lästig. Sie weigerten sich derselben und hinderten auch die Friesen daran. Daher mußte der König wiederum seit 793 mehrere Kriegszüge in ihr Land machen, auf denen er 797 bis an den Ocean zwischen der Elb- und Wesermündung kam. Der Krieg gegen die Avaren wurde indeß durch seine Feldherren und dann durch seinen Sohn Pippin bis in's Jahr 796 mit Glück fortgesetzt, der Sitz ihres Chagans (so hieß ihr Oberhaupt), der

Hauptring ihres Landes, mit allen seinen Schätzen erobert und zerstört, und das ihnen entrissene Land, als neue Markgrafschaft, mit Einwohnern aus andern deutschen Ländern, besonders aus Baiern, besetzt. Die große Beute vertheilte Karl unter sein Heer und durch dieselbe vermehrte sich plötzlich im fränkischen Lande die Menge edler Metalle.

Diese Unternehmung Karls des Gr. gegen die Avaren hatte, so wie diejenigen gegen die slavischen Völker, vorzüglich die Sicherung der östlichen Reichsgrenze zum Zwecke. Es entstand dadurch eine Reihe von Grenzprovinzen oder Marken, welche sich vom adriatischen Meere bis zur Eider, längs der alten Grenze der Langobarden, Baiern, Schwaben, Franken, Thüringer und Sachsen hinzogen. Diesen Provinzen wurden Markgrafen vorgesetzt, die den Titel marchio, dux limitis, führten und ihren Sitz ursprünglich in den äußersten festen Plätzen einer alten Provinz hatten. So war der Sitz der Markgrafschaft Kärnthen, die sich vom adriatischen Meere bis an die Donau erstreckte, ursprünglich in Friaul, der Markgrafschaft Avarien oder Heunien an der Donau in Lorch. In Regensburg wohnte der Markgraf, der die Grenze gegen Böhmen beschützen sollte; von Erfurt aus wurde die thüringische Mark gegen die Sorben jenseits der Saale, limes Sorabicus, verwaltet. Gegen die Slaven auf dem rechten Ufer der Mittelelbe hatte Karl einen Markgrafen in Magdeburg, gegen diejenigen auf dem linken Ufer, nördlich der Ohre, in Altenzelle. Die am rechten Ufer der Niederelbe wohnenden Slaven, gegen welche der limes Saxonicus angeordnet war, wurden anfänglich von Bardewik aus bewacht. Gegen die Dänen wurden durch einen Vertrag im J. 811 die Eider und Schlei als Grenze festgesetzt, die auch ihren Grenzgrafen hatte.

Durch den Krieg und die meistens oft wiederholten Empörungen in diesen Grenzprovinzen ging die Bevölkerung derselben zum großen Theile zu Grunde und wurde durch deutsche Ansiedler ersetzt; zum Schutze derselben dienten die angelegten Burgen und gewährten zugleich die Möglichkeit, theils die Provinz zu erweitern, theils die benachbarten slavischen Fürsten zu unterwerfen, oder doch zu Verbündeten zu machen. Mehrere dieser Fürsten sind in späterer Zeit in die Reihe der Reichsfürsten getreten. Karls Anregungen und Anordnungen in diesen Gegenden wirkten weit in die folgenden Zeiten hinüber.

Die Streitigkeiten mit den Sachsen dauerten bis in den Anfang des 9. Jahrh. fort, aber die Kraft des Volkes wurde immer mehr gebrochen, besonders seit Karl, durch ihren hartnäckigen Widerstand zu diesem äußersten Mittel genöthigt, dazu schritt, Tausende der Sachsen aus ihrer Heimath weg in andere Gegenden seines Reiches zu verpflanzen. So kam das Volk immer mehr zur Ruhe und Karl konnte, ohne daß ein förmlicher Friede geschlossen wurde, — der bisher angenommene Friede zu Selz im J. 803 ist nicht zu erweisen, — seine Einrichtungen im Sachsenlande treffen. Das Christenthum befestigte er immer mehr unter ihnen, übrigens aber gestattete er ihnen eine größere Selbstständigkeit, als Alamannen und Baiern. Sie behielten ihr altes Recht und wurden großentheils von eingebornen Grafen, die freilich von ihm gewählt waren und unter den königlichen Sendboten standen, regiert. Es ist dieses also eher eine Vereinigung des sächsischen Stammes mit dem fränkischen Reiche, wie Einhard selbst sie nennt, als eine Unterwerfung zu nennen; und sie hatten solchen ehrenvollen Ausgang ihres langen Freiheitskampfes durch die Standhaftigkeit, mit der sie ihn geführt

wohl verdient. Aber auch Karls Beharrlichkeit ist zu bewundern; denn wenn er auch die größere Zahl und die Ueberlegenheit der Kriegskunst auf seiner Seite hatte, so hatten die Sachsen dagegen die Vortheile des Bodens und der Wälder und Sümpfe, wie ehemals in ihrem Kampfe gegen die Römer. — Karl, um die Ruhe bei ihnen auf immer zu befestigen, verpflanzte im J. 804 etwa 10,000 der Widerspenstigsten von der Elbe und den Küsten der Nordsee in das fränkische Land und nach Flandern als Anbauer auf die Königshöfe, und von dieser Verpflanzung haben wahrscheinlich noch Sachsenhausen bei Frankfurt, so wie Sachsenheim und Sachsenflur in Franken, ihre Namen. Die leer gewordenen Gegenden jenseits der Elbe überließ er seinen Bundesgenossen, den wendischen Abodriten in Mecklenburg und wagrischen Slaven, von welchen der nördliche Theil Holsteins den Namen Wagrien erhalten hat.

25. Das Reich Karls des Großen.

Wenn wir auf diese, mit Kriegen erfüllten, ersten dreißig Jahre von Karls Regierung einen Blick zurückwerfen, so ist vor allem die Schnelligkeit zu bewundern, mit welcher er von Sachsen nach Italien, von da zurück an die Weser, darnach zweimal denselben Weg; dann nach Spanien an den Ebro, und zurück an die Elbe; von dort nach Ungarn an die Raab, und wiederum in sein Land eilt: — und wohin er kömmt, entscheidet seine Gegenwart auf der Stelle den Kampf. Das ist das Merkmal des Helden: diese Kühnheit und Schnelligkeit des Gedankens, des Entschlusses, der That; dieser Eindruck seiner persönlichen Größe, welchem nichts widersteht; und solche Größe hat niemand ihm abzusprechen gewagt. Allein, — was mehr ist, als dieses, — es war nicht eigentlich die Lust an Krieg und Eroberung und an der Ehre seines Namens, welche seine Völker so athemlos durch die Länder Europas getrieben hat, sondern ein großer, bildender Gedanke waltete in seinen Entwürfen, für welchen er solche Opfer zu bringen erlaubt hielt.

Was schon der große ostgothische König Theodorich im Sinne getragen hatte, gleichsam als eine Vorbildung künftiger Zeiten, was ihm aber nicht beschieden war auszuführen, nämlich: eine Vereinigung der christlich-germanischen Völker zu Einem Ganzen, das hat Karl der Große ausgeführt. Freilich nicht auf Theodorichs Weise, durch die sanfte Gewalt des Wortes und der Ueberzeugung, — auf dem Wege war das Ziel nicht zu erreichen, — sondern nach der Weise seines Volkes und seines Zeitalters, durch die Furcht der Waffen. Doch kann ihm nicht Schuld gegeben werden, daß er den Krieg muthwillig, und mehr als zur Erreichung seines Zweckes nöthig war, gesucht habe.

Der Mittelpunkt dieses großen, germanischen Reiches sollen die schönen Rheingegenden sein, das alte Land der Ripuarier, und deshalb legte er seine Königssitze nach Ingelheim bei Mainz, nach Aachen und Nimwegen. Wohl hätte er in Italien oder Frankreich noch reichere und lockendere Gegenden finden können, um dahin seinen Sitz zu verlegen, allein sein treuer Sinn hing an der alten Vatergegend, die ihm theurer war, als die schönsten Länder der Erde. Er war kein französischer König, wie man ihn oft hat darstellen wollen, sondern gehörte dem austrasischen Franken an, welches eben das Rheinland ist, wo die Franken am meisten mit den übrigen Deutschen in Berührung und selbst reiner geblieben waren. Dieses Land sollte die Mitte des Reiches bleiben und der herrliche, vater-

ländische Strom gleichsam die Lebensader sein, um die verschiedenen Theile desselben zu verbinden. Darauf deutete auch der Kanal hin, durch welchen er den Rhein mit der Donau in Zusammenhang bringen wollte.

Wenn nun aber der Niederrhein, und namentlich Aachen, — wahrscheinlich seine Geburtsstadt, — der Mittelpunkt und Sitz seiner Herrschaft sein sollte, so fällt es in die Augen, daß sein Hauptkampf gegen die Sachsen sein mußte, welche diesem seinen Sitze zu nahe und viel zu unruhige Nachbarn waren, um sie da dulden zu dürfen. Er mußte die Grenzen seines Reiches weiter nach Norden und Nordosten ausdehnen. Allein sein Krieg mit den Sachsen hatte noch eine andere und noch wichtigere Seite: er war recht eigentlich ein Religionskrieg, für die Ehre und Ausbreitung des christlichen Glaubens. Karl war ein eigentlicher Krieger der Kirche und auch darin ein Vorbild der ritterlichen Zeit des Mittelalters. Zwar kann und soll das Christenthum nicht durch Feuer und Schwert verbreitet werden, und Karl hat selbst genugsam erfahren, welch wenig dauerhafte Bekehrung es war, wenn er ihrer Hunderte zu gleicher Zeit in einen Fluß treten und als Zeichen der Taufe Wasser über sie Alle hergießen ließ; allein auch hierbei verfuhr er weniger in seiner eigenen, als in der Weise seines Volkes, welches sich selbst rasch, aus äußerem Antriebe, im Schlachtgetümmel, der Bekehrung hingegeben hatte. Ihm selbst aber gehört der Ruhm, daß er auch die rechten Mittel, das Licht des Glaubens anzuzünden, kannte und ehrte. Außerdem, daß er Klöster, Kirchen und Bisthümer in Sachsen anlegte, welche die, als äußere Gabe gebrachte, Lehre von Innen heraus entwickeln und befestigen sollten, ließ er auch die, unter den Geißeln empfangenen, jungen Sachsen mit andern eifrig unterrichten, damit sie als Lehrer ihr Volk aufklären könnten. Und dieses gelang auch so vollkommen, daß eben dieses sächsische Volk, welches so hartnäckig dem Christenthum widerstanden hatte, bald mit dem wärmsten Eifer für dasselbe erfüllt wurde und in jeder Hinsicht schnell und blühend emporstieg.

Karl, römischer Kaiser, 800. — Der vertraute und geliebte Freund des Königs, Papst Hadrian, war 795 gestorben. Karl trauerte über ihn, wie über einen Vater, und ließ ihm eine Grabschrift setzen, welche den Ausdruck seiner Verehrung enthält. Der Nachfolger, Papst Leo III., wurde in einem Aufruhr der Römer mißhandelt und suchte bei König Karl Schutz. Dieser empfing ihn auf das Feierlichste zu **Paderborn**, bis wohin der Papst im J. 799 kam [1]), unter einem fast unglaublichen Zulaufe des ehrerbietigen Volkes, und versprach ihm, selbst nach Rom zu kommen, um die Uebelthäter zu bestrafen. Und dieses geschah auch im Jahre 800. Am Weihnachtsfeste dieses Jahres wohnte Karl dem Gottesdienste in der Sanct Peterskirche in Rom bei. Fast von allen Völkern des Abendlandes waren in der Hauptstadt der christlichen Kirche Menschen versammelt und eine unzählbare Menge erfüllte den Tempel. Nach dem Hochamt, welchem Karl andächtig betend beigewohnt hatte, brachte Papst Leo eine Kaiserkrone hervor und setzte sie ihm auf, und alles Volk rief laut: „**Karolus Augustus, von Gott gekrönter, großer, friedebringender Kaiser der Römer! Ihm langes Leben und Sieg!**“ —

1) Der Papst Leo soll in Paderborn unter anderm den Altar des heiligen Stephan, der noch jetzt in dem Gewölbe unter dem Chore der Domkirche in der sogenannten Kluft befindlich ist, geweiht haben.

Zugleich kniete der Papst vor ihm nieder und huldigte ihm, wie die römischen Bischöfe vordem dem Kaiser in Konstantinopel gehuldigt hatten [1]).

So wurde im 324. Jahre, nachdem Romulus Augustulus die römische Kaiserwürde verloren hatte, dieselbe von Karl dem Großen, der als Patricius schon oberster Schutzherr Roms war, erneuert. Er selbst legte solche Wichtigkeit auf die Kaiserkrönung, daß alle seine Unterthanen, vom 12. Jahre an, ihm von Neuem den Huldigungseid schwören mußten. Ueber Italien, Frankreich, Catalonien, die Balearen, auf der andern Seite bis an die Nordsee, die Elbe, den Böhmerwald, die Raab und an die Gebirge Croatiens, also über den größten Theil des alten Römerreichs in Europa, erstreckte sich seine Gewalt.

Durch diese feierliche Handlung war Karls großes Werk der äußeren Gestalt nach vollendet. Die ganze germanische Christenheit, bis auf England, war zu Einem großen Körper vereinigt und Karl zu ihrem weltlichen Oberhaupte, unter dem alterthümlichen, durch Gottes Fügung erneuerten, Namen der römischen Kaiser gekrönt worden. Er war als solcher der oberste Schirmherr der Kirche, — eine fränkische Synode begrüßte ihn als „den Regenten der wahren Religion"; er war der Vorsteher des Rechts und des Friedens in Europa, unter dessen mächtigem Schutze sich der eben gepflanzte Keim neuen Lebens und neuer Weltbildung sicher entfalten konnte,

1) Karls Lebensbeschreiber und Freund Einhard berichtet zwar, — und wir dürfen glauben aus Karls eigenem Munde, — dieser habe im ersten Augenblicke den Namen Augustus und Imperator mit Widerwillen angenommen und habe versichert, er würde selbst an dem hohen Festtage nicht in die Kirche gegangen sein, wenn er die Absicht des Papstes vorausgewußt habe; allein es ist nicht zu denken, daß ein so hochwichtiger Schritt ohne Karls Wissen und Willen, der wahrlich sich in seinen Handlungen nicht von Andern lenken ließ, geschehen sei. Auch geht aus andern guten Zeugnissen (Annal. Lauriss.) hervor, daß die Erneuerung der Kaiserwürde vorher berathen und beschlossen worden war; und auch Alcuin wußte vorher davon; er gab einem seiner Schüler eine Bibel und einen Brief mit, beides dem Kaiser am Weihnachtsfeste in Rom zu überreichen, worin er ihm ad splendorem imperialis potentiae Glück wünscht. Nur daß der Papst ihm die Krone gab, daß er sie sich nicht selbst aufsetzte, oder vom Papste (als seinem Bischofe) aufsetzen ließ, wie die griechischen Kaiser von ihren Patriarchen, das überraschte ihn und war ihm unangenehm, und darauf mag sich die Aeußerung gegen Einhard bezogen haben. Wir sehen dieses auch daraus, daß er nachher im J. 823 seinen Sohn Ludwig die Krone sich selbst aufsetzen ließ. Karl betrachtete sich wirklich als Oberherrn von Rom, nannte in seinen Verordnungen die Römer seine Unterthanen und zählte in seinem Testament Rom unter die Hauptstädte seines Reiches. Die Päpste hinwiederum setzten seinen und seiner Nachfolger Namen auf ihre Münzen und in ihre Bullen. In seinen Briefen nennt sich Karl von nun an: Carolus serenissimus augustus a Deo coronatus magnus pacificus imperator Romanum gubernans imperium, qui et per misericordiam Dei rex Francorum et Longobardorum. Ihm war wichtig, auch über die andern Völker, denen er nicht angestammt war, noch durch etwas anders zu herrschen, als durch die bloße Eroberung, und an den Namen der römischen Kaiser knüpfte sich noch immer für die germanischen Völker der Begriff der Herrschaft. Auch waren gegen den Kaiser alle, Grafen Bischöfe, Freie und Dienstleute, ganz gleich und zu gleichem Gehorsam verpflichtet, während dem Könige der Freie ganz anders gehorchte, als der Lehnsmann, der Bischof ganz anders, als der Laie. Namentlich befestigte es auch seine Stellung gegen die Geistlichkeit; denn der Papst wurde nun der erste Bischof des Reiches, und Alcuin sagt geradezu (Cap. 11) die kaiserliche Macht sei höher, als alle andere, selbst die päpstliche. Es war ein hohenpriesterliches Königthum.

ohne durch den zerstörenden Zwist und die Zertrümmerung der Völker, wie in den abgelaufenen Jahrhunderten, zertreten zu werden. Dieses ist der große Sinn der durch die Germanen erneuerten, römischen Kaiserwürde, wie ihn Theodorich geahnet, Karl durch seine Kraft ins Dasein gerufen, und die edelsten und herrlichsten der deutschen Kaiser in ihrer Brust getragen haben.

Karls Reich war also nicht, wie man es mit einem neueren Namen hat benennen wollen, eine Universalmonarchie; nicht ein Reich, in welchem alle Völker und Länder, die er erreichen konnte, nur seinem, des Einzelnen, Willen unterthan und alle durch einerlei Gesetz, Sitte und Sprache zu einem einförmigen, traurigen Ganzen verbunden sein sollten. Ein solches hat Karl nicht gewollt. Er ehrte die Eigenthümlichkeit der Völker, ließ ihnen ihre Gesetze, welche auf ihren uralten Herkommen und Lebensgewohnheiten beruhten; er ließ ihnen Sitte und Sprache, welche nicht ohne die schmerzlichste Verwundung einem Volke entrissen werden können. Ja, so weit war er von dem Gedanken eines, durch den Willen eines Einzelnen streng und herrisch bewegten, Reiches entfernt, daß er vielmehr noch während seines Lebens im J. 806, zu Diedenhofen seine Länder unter seine drei Söhne theilte, so daß Pippin über Italien, Ludwig in Aquitanien, und Karl in den übrigen, meistens deutschen, Ländern herrschen sollten. Sie und ihre Nachkommen sollten sich aber als Glieder Eines Geschlechtes betrachten, unter der obern Leitung des jedesmaligen Kaisers, als des Familienhauptes, brüderlich zusammenstehen und ihre Völker an gleiche Eintracht gewöhnen

So treuer und guter Gedanken war seine Seele voll, und Europa hätte sehr früh aufblühen mögen, wenn seines Geistes nur ein Theil auf seinen Nachkommen geruht hätte.

26. Kaiser Karls Ende. 814.

Aber Karl sah die Vereitlung seines Planes zum Theil schon mit eigenen Augen. Seine beiden tüchtigsten Söhne, Karl und Pippin, starben kurz nach einander, noch vor dem Vater, und der schwächste, Ludwig, blieb übrig. Der älteste, Karl, hatte einige glückliche Feldzüge gegen die Sorben, jenseits der Elbe, gemacht; der Vater hoffte am meisten von diesem Sohne; aber er mußte seine Hoffnungen zu Grabe tragen.

Da Karl sein eigenes Ende immer näher fühlte, ließ er seinen Sohn Ludwig im J. 813 zu sich nach Aachen kommen und ermahnte ihn an einem Sonntage in der Kirche zu allen Pflichten eines guten Herrschers; dann mußte sich Ludwig selbst die goldene Krone auf's Haupt setzen, die auf dem Altare lag, und der Vater zeigte der Versammlung den gekrönten Sohn als den künftigen Kaiser aller Franken. Er wollte durch diese Handlung die Unabhängigkeit seiner Krone von dem römischen Stuhle darstellen, und die Franken freuten sich dieser Entschiedenheit ihres großen Fürsten am Ende seiner Laufbahn.

Doch war der alte Kaiser noch immer unermüdet thätig, hielt Reichs- und Kirchenversammlungen und ordnete die Geschäfte.

Im Januar des Jahres 814 wurde er von einem Fieber befallen, wozu Seitenstechen kam. Karl, der bis zu seinen letzten Lebensjahren nie krank gewesen und ein Feind von Arznei war, wollte sich durch sein gewöhnliches Mittel, durch Fasten, heilen; aber sein Körper war schon zu schwach. Am Morgen des achten Tages, es war der 28. Januar, um die

fünfte Stunde, fühlte er die Nähe des Todes, hob die rechte Hand kräftig auf und drückte auf Stirn, Brust und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann streckte er die Hände noch einmal aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — und verschied, im 72. Jahre seines Alters und im 46. seiner Regierung.

Noch am Sterbetage wurde der Leichnam des verstorbenen Kaisers feierlich gewaschen, geschmückt, gesalbt und unter großer Trauer des ganzen Volkes zur Gruft getragen in der von ihm erbauten Kirche. Dort setzte man ihn im vollen Kaiserschmucke, mit einem goldenen Evangelienbuche auf den Knieen, ein Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und die goldene Pilgertasche um die Hüfte, in aufrechter Stellung auf einen marmornen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Specereien, Balsam und vielen Kostbarkeiten, und verschloß und versiegelte sie.

So große Ehrfurcht vor dem Kaiser erfüllte seine Länder, und so sehr waren Aller Blicke nur auf ihn gerichtet, daß alles, was in den letzten Jahren Wunderbares und Unerwartetes geschah, auf seinen Tod gedeutet wurde. Sein Lebensbeschreiber Einhard nennt uns viele Zeichen. Drei Jahre hinter einander vor seinem Tode waren häufige Finsternisse an Sonne und Mond gesehen worden; der Säulengang, den Karl zwischen dem Münster und dem kaiserlichen Palaste zu Aachen durch mühsamen Bau aufgeführt, sank am Himmelfahrtstage durch einen plötzlichen Einsturz bis auf die Grundlagen zusammen. Ferner wurde die Rheinbrücke bei Mainz, die er binnen zehn Jahren mit wunderwürdiger Kunst aus Holz gebaut, so daß sie ewig dauern zu können schien, in drei Stunden durch Feuer ganz und gar verzehrt. Er selber, als er im J. 810 den letzten Heereszug gegen Gotrick oder Gottfried, König der Dänen, der mit einem großen Heere über die Elbe vordringen wollte, führte und eines Tages noch vor Sonnenaufgang aufgebrochen war, sah plötzlich ein feurig leuchtendes Luftzeichen vom Himmel herabfahren und quer von der Rechten zur Linken durch die heitere Luft vorüberfliegen. In diesem Augenblicke stürzte sein Pferd gewaltsam nieder und warf ihn so hart zu Boden, daß die Spange seines Mantels zerbrach, sein Wehrgehenk zerriß, und er von den herbeieilenden Dienern ohne Mantel und Waffen aufgehoben wurde. (Gottfried wurde indeß von seinen eigenen Dienstleuten erschlagen und sein Sohn Hemming machte Frieden und die Eider wurde wieder die Grenze zwischen Deutschen und Dänen.) — Zu jenen Zeichen kam ein häufiges Wanken der Aachener Burg und ein unaufhörliches Knarren des Tafelwerks in den Zimmern, worin er wohnte, und viel anderer Zeichen mehr, welche seine Getreuen mit Angst und Sorge erfüllten; er selbst aber achtete das alles so wenig, sagt Einhard, als ob nichts davon ihn irgend anginge.

27. Das Bild Karls des Großen.

Um einen außerordentlichen Mann, welchen wir bewundern müssen, recht zu fassen, wünschen wir auch die äußere Gestalt zu kennen, in welche der gewaltige Geist gehüllt war; wir wissen gern, wie das Auge die inneren Gesinnungen nach Außen wiederspiegelte; wie Stirn und Miene ein Bild der Hoheit und Ruhe, oder der heftigen Bewegung des Geistes waren, und ob sich eben so die Würde und Kraft des Gemüthes in der ganzen körperlichen Bildung ausdrückte. — Von Karl giebt uns sein Freund

Einhard, den er als Pflegesohn in seinem Hause erzogen hatte, eine schöne, mit Liebe entworfene, Schilderung.

„Von Körper war König Karl voll und stark," sagt derselbe, „und hohen Wuchses, seine Länge betrug sieben seiner Füße[1]). Sein Scheitel war rund, die Augen gar groß und lebhaft; die Nase überschritt in etwas das Mittelmaß; sein greises Haar war schön anzuschauen; sein Angesicht fröhlich und heiter, wodurch seine Gestalt besondere Würde und Anmuth erhielt. Er hatte einen festen Gang und eine durchaus männliche Körperhaltung. Er übte sich unabläßig im Reiten und Jagen, der angestammten Volkssitte gemäß; denn kaum wird irgend ein Volk auf Erden gefunden, welches den Franken in dieser Kunst gleich käme. Im Schwimmen aber war er so geschickt, daß ihm hierin keiner mit Recht vorgezogen werden mochte."

„Er genoß steter Gesundheit, außer daß er in den vier letzten Jahren vor seinem Tode häufig mit Fiebern befallen wurde, so daß er zuletzt sogar auf einem Fuße hinkte. Und bei diesen Anfällen that er denn mehr nach seinem Gutdünken, als nach dem Rathe der Aerzte, denen er fast gram war, weil sie ihm riethen, unter den Speisen das Gebratene, welches er für das Zuträglichste hielt, wegzulassen. Uebrigens war er in Speise und Trank mäßig, doch im Trinken am mäßigsten, weil er die Trunkenheit an jedermann, — wie vielmehr an sich und den Seinigen, — höchlich verabscheute. Die tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten und den er lieber als jede andere Speise aß. Während des Mahles hörte er gern Saitenspiel und Gesang oder einen Vorleser, und zwar über die Geschichten und Thaten alter Helden. Auch erfreute er sich an den Büchern des heiligen Augustin, besonders denen vom Staate Gottes."

„Im Sommer pflegte er nach dem Mittagsessen etwas Obst zu genießen und einmal zu trinken, sodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er es des Nachts gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. Die Nächte schlief er dagegen unruhig, so daß er vier- oder fünfmal nicht allein erwachte, sondern sogar aufstand und so den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens ließ er nicht bloß seine Freunde vor, sondern auch wenn der Pfalzgraf ihm irgend eine Rechtsstreitigkeit anzeigte, die ohne sein Wort nicht entschieden werden konnte, ließ er die Streitenden selbst hereinführen, untersuchte den Handel und fällte das Urtheil."

„Seine Kleidung war die vaterländische Tracht, und noch dazu wenig von der des gemeinen Volkes verschieden. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd; darüber einen Rock, mit seidener Borde eingefaßt, und lange Beinkleider; die Füße waren in Schuhe eingeschnürt; und im Winter verwahrte er Schultern und Brust noch durch eine Weste aus Otterfellen. Als Oberkleid trug er einen Mantel, und stets war er mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Wehrgehenk von Gold oder Silber war; bisweilen trug er auch einen mit Edelsteinen besetzten Degen, doch nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn je zuweilen Gesandte fremder Völker da waren. Dann ging er auch wohl in einem golddurchwirkten Kleide und mit einem

---

1) Es hat sich noch ein Stab oder eine Lanze von Eisen erhalten, die gerade das Maß von Karls Größe zeigen soll; darnach wäre es 6 Fuß 3 Zoll unseres rheinländischen Maßes gewesen.

Diadem, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Ausländische Kleidung, selbst die schönste, verschmähete er und wollte nie mit solcher angethan sein; außer daß er zu Rom einmal auf den Wunsch des Papstes Hadrian und das anderemal auf Bitten seines Nachfolgers Leo ein langes Schleppkleid und weiten Mantel angelegt und Schuhe nach der römischen Weise getragen."

„Der König Karl besaß eine reiche und überströmende Beredtsamkeit, und jegliches, was er nur wollte, vermochte er auf's Deutlichste auszudrücken. Und er begnügte sich nicht bloß mit der Muttersprache, sondern verwandte auch Fleiß auf Erlernung fremder Sprachen, unter denen er die lateinische so vollkommen kannte, daß er sie eben so gut als die Muttersprache redete; die griechische aber vermochte er besser zu verstehen als zu sprechen. Gewiß ist er so beredt gewesen, daß er selbst darin hätte Lehrmeister sein können. — Die freien Künste trieb er sehr eifrig und ehrte und belohnte die Lehrer derselben außerordentlich. Bei Erlernung der Grammatik hörte er den greisen Diakonus, Peter von Pisa; in den übrigen Wissenschaften war sein Lehrer Albin mit Zunamen Alcuin, der aus Britannien, vom sächsischen Stamme, und ein in allewege gelehrter Mann war, bei dem er auch auf Erlernung der Sternkunde viel Mühe verwendete. Er versuchte auch zu schreiben und pflegte hiezu Täfelchen und Blätter sogar im Bett, unter dem Kopfkissen, bei sich zu haben, um, wenn er freie Zeit hatte, seine Hand im Nachbilden der Buchstaben zu üben. Doch wenig glückte ihm die so spät angefangene Arbeit."

„Ein Denkmal seiner Liebe zu den Künsten, so wie seiner hohen Frömmigkeit, ist das Münster zu Aachen, von gar großer Schönheit, welches er erbauen ließ und mit Gold und Silber, mit Fenstern, und mit Gittern und Thüren von gediegenem Erze schmückte. Zu dem Bau derselben ließ er die Säulen und Marmorsteine aus Rom und Ravenna herbeiholen, weil er sie anderswoher nicht haben konnte[1]). — Seine Frömmigkeit bewies er auch in Unterstützung der Armen und in milden Gaben, die er selbst in entfernte Lande über's Meer schickte, wo er nur vernommen, daß Christen in Armuth lebten; weshalb er auch am meisten die Freundschaft der jenseits des Meeres herrschenden Fürsten suchte, damit den unter ihrem Scepter lebenden Christen einige Erquickung zu Theil würde. So unterhielt er eine herzliche Freundschaft mit Aaron, dem König der Perser (Haroun al Raschid, Kalifen von Bagdad), der außer Indien fast das ganze Morgenland inne hatte. Als er daher Abgeordnete mit Gaben zu unsers Herrn und Erlösers heiligem Grabe schickte, nahm sie Haroun nicht nur willfährig auf, sondern gesellte auch den Heimkehrenden seine eigenen

1) Diese Marienkirche und der kaiserliche Palast sind die ersten großen Gebäude eines deutschen Fürsten, von denen wir wissen. Karls Bauten gründeten sich auf die römischen Muster in Norditalien und Südfrankreich, woher er auch seine Baumeister nahm. Der Palast in Aachen ist bis auf wenige Reste verschwunden, die Marienkirche steht noch. Vor dem Palaste stand das Reiterbild des ostgothischen Königs Theodorich, welches von Ravenna hierher gebracht war. Am Eingange war die große Gerichtshalle, in welcher Karl sechzehn Mal den Reichstag versammelt, achtzehn Mal Weihnachten und zwölf Mal Ostern gefeiert hat. An hohen Festtagen speiste er hier an einer auf drei Stufen erhöheten, runden goldenen Tafel mit den zwölf höchsten Beamten seines Hofes, und daneben standen drei silberne Tische von getriebener Arbeit, der eine Rom vorstellend, der zweite Konstantinopel, der dritte die drei Welttheile und den Himmel mit der Bahn der Planeten.

Gesandten bei, denen er von den Gewanden, Gewürzen und den übrigen Kostbarkeiten der Morgenlande das Auserkohrenste als Geschenk für Kaiser Karl mitgab, so wie er ihm einige Jahre vorher den einzigen Elephanten, den er damals besaß, gesendet."

Aus einer andern Nachricht erfahren wir, daß dieser Elephant, der Abulabaz (der Verwüster) hieß, durch seine ungeheure, nie gesehene, Größe alle Welt in Erstaunen setzte und Karls besonderer Liebling war; auch daß unter den Geschenken sich ein köstliches Zelt und ferner eine Uhr befand, aus Messing mit wunderbarer Kunst zusammengesetzt, auf welcher sich, von Wasser getrieben, ein Zeiger durch zwölf Stunden drehte, mit eben so viel ehernen Kügelchen, die, wenn die Stunden voll waren, auf ein darunter befindliches ehernes Becken fielen und durch ihren Fall die Stunden anzeigten, wobei zugleich Reiter, nach der Zahl der Stunden, durch zwölf Fenster heraustraten. Gewiß ein sehr kunstreiches Werk für die damalige Zeit. — Karl erwiederte diese Geschenke mit spanischen Pferden und Mauleseln, mit friesischen Mänteln, die man in jenen Ländern selten und nur sehr theuer hatte, und endlich mit Hunden, einzig an Behendigkeit und Wildheit, um Löwen und Tiger damit zu jagen.

Wie er auch mit den Kaisern in Konstantinopel, so wie mit den Fürsten in England und Schottland, Freundschaft unterhielt und von ihnen hochgeehrt wurde, haben wir früher erzählt; und so spiegelt sich der Eindruck seiner persönlichen Größe in seinem ganzen Zeitalter wieder, sowohl in der Schilderung derer, die ihm nahe standen, als in der Ehrfurcht entfernter Völker; und mit Recht sagt sein eigener Enkel, Nithard, der die Zwistigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen beschrieben hat, von ihm: „Karl, mit Recht von allen Völkern der große Kaiser genannt, ein Mann, der durch jegliche Weisheit und Tugend über das Menschengeschlecht seiner Zeit so hervorragt, daß er Allen gleich schrecklich und liebenswürdig, Allen gleich bewundernswürdig zu sein schien."

In den folgenden, von seiner Ehrfurcht noch erfüllten, Menschenaltern wurde sein Bild durch Sage und Dichtung wunderbar verherrlicht, so daß selbst seine Leibesgestalt riesenartig vergrößert erscheint. So wird er z. B. in einer plattdeutschen Legende geschildert: „Kaiser Karl war ein schöner, langer, starker Mann, mit mächtigen Armen und Beinen; sein Antlitz war anderthalb Spannen lang, sein Bart eines Fußes breit; seine Augen schienen ihm so klar, wen er ernstlich ansah, der mußte sich erschrecken. Seine Stärke war so groß, daß er einen gewappneten Mann mit einer Hand hoch über sein Haupt emporheben konnte."

Und von seinem Zuge gegen den König Desiderius erzählt eine alte Chronik: „Als der Langobardenkönig von seinem Thurme zu Pavia das ganze gegen ihn anrückende fränkische Heer betrachtete und in jedem Haufen den König suchte, erschien zuletzt König Karl auf seinem Streitrosse, welches wie von Eisen an Muth und Farbe war; er selbst, mit ehernem Helm auf dem Haupte, mit eisernen Schienen an den Armen und Beinen, und mit glänzendem Panzer die Brust und breiten Schultern gewappnet, in der Linken die eiserne Lanze aufrecht haltend und die starke Rechte immer bereit das gewaltige Schwert zu fassen; — und als nun Notker, ein von Karl vertriebener Großer, der neben dem Könige der Langobarden stand, hinwies und sagte: „Siehe, da ist der, den du gesucht hast," — da sank Desiderius

fast um und seufzte: „Laß uns hinabsteigen und in die Erde uns bergen vor dem zornigen Antlitze eines so gewaltigen Feindes."

Als Zeugniß, daß die Begeisterung, welche wahre Größe einflößt, über den Raum der nächsten Zeiten weit hinaus reicht, und sich in den spätesten Zeitaltern in empfänglichen und warmen Gemüthern wiederholt, stehe hier auch noch das Urtheil eines Neueren[1]) über den König Karl: „Im ganzen Wesen des großen Königs," so heißt es dort, „kündigte sich das Urbild seines kräftigen Zeitalters von männlicher, doch heiterer Tugend an. Mit der Fülle der Kraft, die eine Welt umgestaltete, war Milde und Sanftmuth, mit aller Größe und Hoheit, Einfalt, Lauterkeit des Sinnes und tiefes Feuer des Gefühles gepaart. Die Mischung von Strenge und kindlicher Milde in seinem Wesen war das Geheimniß, wodurch er alle mit Ehrfurcht zugleich und mit Liebe erfüllte und selbst in der Brust hart Gestrafter treue Anhänglichkeit hinterließ, welches die That des edlen Franken Isenbart, der aller Ehren und Güter von Karl'n beraubt, doch sein unerwarteter alleiniger Retter aus naher Lebensgefahr wurde, auf's Schönste bewährt. Lag in dem Blitze seines Auges so große Kraft, daß ein strafender Blick schon niederwarf und man den Spruch der Schrift auf ihn anwendete: „Der König, wenn er auf dem Throne seiner Herrlichkeit sitzt, verscheucht durch den Blick seines Angesichtes jegliches Unheil," — und im Donner seiner Rede solche Gewalt, daß sie die Getroffenen zu Boden schmetterte, so thronte auf seinem Antlitz auch wieder so unaussprechliche Heiterkeit und seine Stimme war von so lieblicher Klarheit, daß ein Erzähler ihn den fröhlichen Kaiser der Germanen nennt und versichert, so voll sei er immer gewesen aller Anmuth und Milde, daß, wer traurig zu ihm gekommen, durch sein bloßes Ansehen und wenig Worte erheitert und froh davongegangen sei. Er war von den Menschen, in deren Angesicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geistes sich spiegelt, deren Anschauen ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht; und in allen diesen Grundzügen seines Charakters ist Karl das Ideal eines ächt germanischen Mannes und Fürsten; so wie er in Wahrheit Vater und Schöpfer des germanischen Zeitalters genannt werden kann, welches er auf den Schauplatz der Geschichte führte, nachdem es im Schooße der Menschheit zur Reife gediehen war. Und nicht nur durch seine Werke und äußeren Schöpfungen begründete er die germanische Zeit, sondern er trug sie ganz mit ihrer Größe und Einfalt, mit ihrem Heldensinne und ihrer stillen Gemüthlichkeit, in seiner tiefen Seele."

Von seiner, auf gegenseitige Achtung gegründeten, Freundschaft gegen Papst Hadrian, und seiner väterlichen Neigung zu Einhard ist schon geredet. Keinen aber liebte er so zärtlich, als Angilbert oder Engelbert, einen jungen Mann aus angesehenem Geschlechte, der ihn auf allen Reisen begleitete und dem er seine wichtigsten Angelegenheiten übertrug. Er war ein trefflicher Dichter, eine Zeitlang erster Minister Italiens; dann Karls Geheimschreiber und auch Missus. (Dieser Engelbert heirathete auch seine Tochter Berta, und aus dieser Ehe stammte der oben genannte Geschichtschreiber Nithard). Ein ehrfurchtsvoller Sohn war Karl gegen seine Mutter Bertradis, ein treuer Bruder seiner einzigen Schwester Gisla; und

1) Süvern, Abhdl. über Karl d. Gr.

unter seinen Gemahlinnen liebte er die dritte[1]), Hildegardis, ganz vorzüglich, welche ihm die drei Söhne gebar und außerdem noch fünf Töchter. Seine Kinder ließ er auf's Beste erziehen, ja, er selbst widmete sich ihnen mit treuer Sorgfalt. Die Söhne lernten nicht nur alle ritterlichen Uebungen, sondern auch die Wissenschaften, die Töchter Wollarbeiten, Nähen und Spinnen, nach damaliger einfach deutscher Sitte. Nie aß er ohne seine Kinder, auf allen Reisen mußten sie ihn begleiten, die Söhne ritten neben ihm, die Töchter folgten. An diesen hing sein Herz so sehr, daß er es nie über sich gewinnen konnte, sie von sich zu lassen.

Um sein Hauswesen kümmerte er sich auf das Sorgsamste. Dem Gesetzgeber eines der größten Reiche war es nicht zu klein, für seine Güter und Meierhöfe Verordnungen mit solcher Vollständigkeit und Sachkunde zu geben, daß ein Hausvater daraus lernen könnte, sein Haus zu verwalten. Wir haben noch solche Gesetze von ihm und finden darin auf das Genaueste angegeben, wie viel auf seinen Meiereien von jeder Art der Hausthiere, wie viel Pfauen und Fasanen zur Zierde gehalten, wie das Bereiten des Bieres und des Weines eingerichtet, wie Bienenzucht, Fischerei, Obst- und Pflanzenbau getrieben werden sollte.

„Flößt Karls übrige Größe uns Ehrfurcht und Bewunderung ein," so spricht der neuere Darsteller seines Lebens, „so bringt ihn uns diese, durch höhere Sorgen nicht erstickte, Theilnahme an den kleinern Angelegenheiten des Lebens, nahe; diese dem ächten Deutschen eigene Häuslichkeit, womit er in's Leben eingewachsen ist, wie die Pflanze in den Boden, der sie trägt und nährt, während seine rege Kraft hinaus in die Welt des Schaffens und Wirkens und sein kühner Geist gen Himmel strebt, so wie die Pflanze ihre Blüte der Sonne entgegentreibt."

Und Karls Geist war in Wahrheit dem Lichte zugekehrt; er war entflammt von der Liebe des Wahren und Schönen und pflanzte sie überall und durch alle Mittel, die in seiner Gewalt waren[2]). Mit dem gelehrten Engländer Alcuin und andern kundigen Männern stand er in einem lebhaften, wissenschaftlichen Verkehr, welcher um so freier und geistreicher sein konnte, als die persönlichen Verhältnisse dabei durch einen glücklichen Gedanken Alcuins aus dem Auge gerückt waren. Es wurden nämlich in diesem Kreise und seinen Mittheilungen nicht die gewöhnlichen Namen der theilnehmenden Personen gebraucht, sondern andre bezeichnende; so führte Karl selbst den Namen des Königs David, sein Freund Angilbert den Homers, Alcuin den von Horaz, Einhard, wegen seiner Baukunde, den Namen Bezaleel (nach dem Erbauer der Stiftshütte Mosis), die übrigen andere, woraus der heitere, über den Fesseln des alltäglichen Lebens frei schwebende, Sinn dieser Vereinigung schon genugsam hervorleuchtet. Die nächste Bestimmung derselben, außer der Beschäftigung mit den beiden alten Sprachen und der gelehrten Forschung in der Bibel, mochte wohl die sein, die vaterländische Sprache und Dichtkunst aus der Vergessenheit hervorzuziehen und neu zu beleben. Karl hat selbst eine deutsche Grammatik entworfen oder

1) Karl war vor der Desiderata kurze Zeit mit der Huniltrud, die weiter nicht bekannt ist, vermählt gewesen.

2) Welche Früchte Karls Eifer für Wissenschaft und Bildung trug, ist schon daraus zu ersehen, daß in den Jahren 650 bis 770 etwa sechsundzwanzig Schriftsteller in Deutschland und Frankreich vorkommen, von 770 bis 850 in Karls Reiche über hundert.

entwerfen lassen, den Monaten und den Winden deutsche Namen gegeben und die uralten Lieder gesammelt, worin die Thaten und Kriege alter Helden besungen waren (wie einst Lykurg und Pisistratus die Gesänge Homers sammelten). Von seiner eigenen Liebe zu allem Wissenswürdigen aber ist kein Zug rührender, als der schon erzählte, wie er noch im späten Alter die kräftige Hand, die nur das Schwert zu führen gewohnt war, so sorgsam, und selbst in den schlaflosen Stunden der Nacht, an die Führung des Griffels gewöhnen wollte. — Und wie er gebildete und kenntnißreiche Männer schätzte, davon zeugt, außer den angeführten, noch das Beispiel des langobardischen Geschichtsschreibers, Paul Diakonus. Er war Geheimschreiber des Königs Desiderius, und hatte, nach dessen Besiegung, Theil an der neuen Empörung der Langobarden; deshalb wurde die Strafe über ihn ausgesprochen, es sollten ihm die Hände abgehauen werden. Karl jedoch sprach: „Aber, wenn wir diesem die Hände abhauen, wer wird uns so anmuthige Geschichten schreiben?" und begnadigte ihn. Der schon erwähnte Alcuin, auf dessen Besitz Karl stolzer war als auf ein Königreich, war früher Vorsteher der hohen Schule zu York in England, wo fast alle damaligen Gelehrten ihre Bildung erhalten und ihre Begeisterung für die Wissenschaften eingesogen hatten, und wo sich eine der wenigen damals im Westen Europa's vorhandenen Bibliotheken vorfand. Im J. 793 ließ er sich durch die wiederholten Bitten des Königs bewegen nach Frankreich zu kommen und, nachdem er einige Zeit Lehrer an der von Karl eingerichteten Schule an seinem Hofe gewesen war, die berühmte Schule in Tours anzulegen. In seinen letzten Jahren kam er auch nach Paris, wo er die hohe Schule gründete. So sehr ehrte ihn Karl, daß er ihn seinen in Christo geliebtesten Lehrer nannte und ihn der glänzenden Reichs- und Kirchenversammlung in Frankfurt als seinen Freund vorstellte. Und Alcuin zeigte sich dieser Ehre würdig; wenn alle schwiegen, so sagte er dem Könige offen die Wahrheit. Sehr bezeichnend ist der Briefwechsel, den Karl mit Alcuin führte und wovon wir noch glücklicherweise vieles haben. Es ist darin Achtung und Freundschaft von Seiten des Königs, und von der Alcuins wahre Liebe, ja oft warme Begeisterung für seinen König und Freund, auf das Lebendigste ausgesprochen. An Alcuins Unterrichte nahmen auch Karls Gemahlin, seine Söhne und Töchter, Antheil; von Allen ward er Meister und Vater genannt, er nannte Alle seine Söhne und Töchter.

Mit der Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten verband Karl zugleich, mit sehr richtiger Einsicht, die Sorge für die Erziehung des Volkes; allenthalben, wo es möglich war, stiftete er Schulen und achtete selbst auf ihren Fortgang. So wird erzählt, wie er einst in die Schule, die er an seinem eigenen Hofe eingerichtet hatte, trat und die Arbeiten der Knaben durchsah. Die Geschickten stellte er auf seine rechte, die Ungeschickten an seine linke Seite, und da fand es sich, daß die Letztern meist Söhne vornehmer Eltern waren. Da wandte sich Karl zu den Fleißigen, lobte sie sehr und versicherte sie seines besondern Wohlwollens; die andern schalt er hart und drohte, sie trotz ihrer edlen Abkunft weit zurückzusetzen, wenn sie das Versäumte nicht durch eifrigen Fleiß nachholten. Eben diese seine Schule zu Aachen und die zu Fulda zeichneten sich besonders aus; letztere unter dem Abte Rhabanus Maurus, einem Schüler Alcuins und Lehrer vieler tüchtiger Männer in Kirche und Schule.

Das Studium der lateinischen Sprache förderte Karl schon der Kirche

wegen; aber auch den Werth der griechischen erkannte er, wie er denn z. B. in Osnabrück eine griechische Schule gründete. In einem Rundschreiben an alle Klöster, in welchem er sie ermahnt, sich fleißig den Wissenschaften zu widmen, sagt er ausdrücklich, daß er zu dieser Ermahnung dadurch veranlaßt sei, daß ihre Eingaben in so schlechtem Latein geschrieben seien. Eine wichtige Folge der wissenschaftlichen Bestrebungen Karls und seiner Freunde war auch die Anlegung von Bibliotheken bei den Hauptschulen. Alcuin legte den Grund zu einer solchen bei der Schule in Tours, indem er Schüler nach York schickte, um Abschriften der dortigen Bücher zu nehmen und so „die Blumen Britanniens nach Francien zu verpflanzen". Dieses Beispiel wurde bald nachgeahmt, die Lust zum Bücherbesitz erwachte, das Abschreiben wurde Lieblingsbeschäftigung und Pflicht in den Klöstern und Schulen, und was uns aus dem Alterthum erhalten ist, verdanken wir diesem Fleiße der Abschreiber [1]).

Die Würde der gottesdienstlichen Feier lag dem Kaiser Karl sehr am Herzen; besonders gab er sich Mühe, einen guten Kirchengesang einzuführen, und ließ deshalb Orgelspieler und Sänger aus Italien kommen. Zu Soissons und Metz errichtete er Singschulen. — Ferner ließ er eine Anzahl guter Predigten aus griechischen Kirchenlehrern in's Fränkische übersetzen und dem Volke vorlesen [2]); so wie er überhaupt verordnete, daß die Predigten in der vaterländischen Sprache gehalten werden sollten. König Karl wußte recht wohl, daß die bürgerliche Ordnung auf der religiösen und sittlichen Würdigkeit des Volks beruht und ohne diese keinen Bestand hat. Er sah den Staat und die Kirche nicht als getrennt oder gar feindlich gegen einander an, sondern glaubte vielmehr, daß sie beide dasselbe große Ziel, die Veredlung der Menschen, hätten. Daher knüpfte er auch in seinem großen Reiche das Band zwischen beiden immer enger. Wie Kaiser und Papst, so sollten Bischof und Graf vereinigt sein. Die Archidiakonate, in welche die Bisthümer eingetheilt waren, fielen meistentheils mit den Gauen zusammen. Auch die Decanate der ersteren stimmen häufig mit den Centen der Grafschaften überein. Die weltliche Macht sollte der geistlichen mit ihrer äußern Macht, diese jener mit ihrer Excommunication zu Hülfe kommen.

Schon unter den früheren fränkischen Königen war die Geistlichkeit ein wesentlicher Bestandtheil in der Verfassung des Reiches; die Bischöfe nahmen, gleich den Herzögen, Antheil an den Staatsgeschäften und hatten Sitz und Stimme auf den Reichsversammlungen; Karl machte dieses zu einem

1) Alcuin besonders verwandte viele Mühe darauf, gute Abschreiber zu bilden. In Tours, Fulda und Trier gab es eigne Säle für die Abschreiber, mit Inschriften versehen, die die Pflichten des Schreibers einschärften. Die Schreibekunst in Büchern und Urkunden erscheint unter Karl plötzlich ganz verändert. Vorher die schreckliche merowingische Cursivschrift, die auch noch in den ersten Jahren Karls vorkommt! dann tritt, fast wie mit Einem Schlage, eine schöne, runde, leserliche Schrift und Worttrennung ein, karolingische Minuskel genannt; sie ist die Gesetzgeberin und Grundlage unserer sämmtlichen jetzigen Druck- und Schreibschriften, der deutschen wie der lateinischen, geworden. — Eben so zeigt sich auch in den Münzen vom J. 774 an ein ganz auffallender Umschwung. — So hat Karl selbst in kleinen Dingen mächtig gewirkt.

2) Durch Paulus Diaconus ließ er z. B. Auszüge aus den Kirchenvätern machen als eine Homiliensammlung für's ganze Jahr. Diese Sammlung hat nachher von dem gewöhnlichen Anfange der Stücke „post illa" den Namen Postille erhalten.

festen Grundsatze und erhob so den geistlichen Stand zu einem der Stände des Reichs. Die ständische Verfassung hatte nun schon zwei ihrer Hauptglieder, Adel und Geistlichkeit; der Bürgerstand, als das dritte Glied, war noch nicht vorhanden; spätere Jahrhunderte brachten ihn erst zur Reife und endeten damit die Ständeverfassung. Aber für jene Zeit war es wichtig, daß der zu mächtig gewordene Lehnsadel an dem geistlichen Stande ein Gegengewicht erhielt, welcher der Bewahrer der christlichen Cultur durch ganz Europa sein mußte und eben dadurch ganz Europa zu einem Ganzen verband. Und Karl fühlte sich groß genug, um keinen Mißbrauch solcher geistlichen Gewalt in seinem Staate zu fürchten. Obgleich er die Güter und das Ansehen der Geistlichkeit sehr vermehrte, so hielt er seine kaiserliche Gewalt doch in solcher Ueberlegenheit über sie, daß man sein scharfes Auge überall fürchtete und daß einer seiner Geschichtschreiber ihn den Bischof der Bischöfe nennt. In seinen Decretalen kommt häufig ein Tadel über die Geistlichen vor, wenn sie ihre Gewalt zu überschreiten anfingen, und überhaupt zielen viele seiner Gesetze dahin, die Zucht der Geistlichen zu verbessern, ihre Weltlichkeit zu hemmen und sie in ihren Amtspflichten thätig und tüchtig zu erhalten. Man kann ihn als Reformator der Geistlichkeit betrachten, vorzüglich wenn man an den Zustand der Geistlichen unter den Merovingern denkt. — Ueber den Zehnten, welcher der Kirche entrichtet werden mußte, bestimmte er, daß $^1/_4$ den Bischöfen, $^1/_4$ der niederen Geistlichkeit, $^1/_4$ den Armen und $^1/_4$ den Kirchen selbst, besonders dem Bau derselben, zugewiesen würde. Und da diese Abgabe im Ganzen, sowohl Franken als Sachsen, verhaßt war, so gab er selbst das Beispiel und ließ sie auch von den königlichen Gütern entrichten. Gemildert wurde die Abgabe wieder dadurch, daß nach seinen Verordnungen kirchliche Handlungen, wie Taufe, Abendmahl und Begräbniß, unentgeltlich verrichtet werden mußten.

In Absicht der Reichsverwaltung schaffte Karl die Macht der großen Herzöge, als Vorsteher ganzer Provinzen, ab, stellte die Gaue her und ließ diese durch Grafen verwalten. Die Herzöge, welche er selbst ernannte, waren nur seine Unterbefehlshaber im Kriege, Anführer des Heerbannes einer Provinz. Außerdem schickte er königliche Sendboten, (Missi regii) in die Provinzen, welche den Zustand derselben, und wie sie verwaltet wurden, untersuchen und schriftlichen Bericht abstatten mußten. Sie bestanden, weil sowohl die Verwaltung der geistlichen als der weltlichen Vorsteher geprüft werden sollte, meistentheils aus einem Bischofe und einem Grafen. Der District eines Missus hieß Missaticum. Wenn Jemand glaubte, eine Rechtsverweigerung von dem Grafen erfahren zu haben, so konnte er an den Missus appelliren: doch gab es auch von diesem noch eine Apellation an den Comes palatii. Die Ernennung der Richter und der Schöffen in den Gerichten ward von Karl den Grafen genommen und den Missis übertragen. — Alle seine Beamten, besonders die Richter, ermahnte er ernst und nachdrücklich zur Erfüllung ihrer Pflichten, wie denn ein Hauptbestreben seiner ganzen Regierung dahingeht, die Rechtspflege zu verbessern, besonders die Aermeren, die gemeinen freien Leute, gegen den Druck der Großen zu beschützen. Es scheint, als wenn er in seiner letzten Zeit immer mehr die Gefahr erkannt habe, die der Gemeinfreiheit vom Lehnswesen drohete. — Alle Rechtspflege war umsonst. Zweimal im Jahre hielt der König selbst große Reichsversammlungen: die eine im Frühjahr, das Maifeld (Campus Ma-

dius), wo der König mit den Ständen des Reiches Beschlüsse faßte; die zweite im Herbst, nur mit den angesehensten Großen und seinen Vertrauten, mit denen er die dringendsten Geschäfte abmachte und andere für den nächsten Maitag vorbereitete. Die auf diesen Versammlungen, besonders den Maifeldern, getroffenen Verordnungen, welche nach ihrer Eintheilung in Kapitel **Kapitularien** genannt werden, hatten für das ganze Reich verbindende Kraft. Doch mußten die Sendboten in ihrem Sprengel viermal im Jahre die **Volksgemeinde** berufen, welche, außer ihren besonderen Angelegenheiten, auch noch die Beschlüsse der großen Reichsversammlungen, wenn sie die Volksrechte angingen, bewilligen und bestätigen mußte. So wenig konnte und wollte der König mit seinen Großen in diese Rechte selbst Eingriffe thun. — Durch alle diese Einrichtungen hielt Karl, der als **Gesetzgeber** noch größer war, denn als Krieger, der den Germanen in seinen Kapitularien das erste große Gesetzbuch gab, welchem Jahrhunderte vorher und nachher kein gleiches an die Seite getreten ist, ohne stehendes Heer und ohne Besatzungen die unterworfenen Völker in Gehorsam und sein weites, aus so verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetztes, Reich in guter Ordnung. Er selbst blieb in den Schranken der Verfassung; er ehrte die Gesetze und vernahm gern die Stimme seines Volkes und zeigte, wie in allem, so vorzüglich hierin, seinen großartigen Sinn und seine eigne menschliche Würde.

28. Die Zeiten Ludwigs des Frommen. 814—40.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, — ein seltenes Beispiel in der Geschichte, — vier große Männer nach einander hervorgebracht hatte, schien seine Kraft erloschen. **Ludwig der Fromme** war seinen Vätern nicht gleich. Zwar war er, was sein Aeußeres betraf, keineswegs unbedeutend; sondern er wird als wohlgebildet beschrieben, mit einnehmendem Gesicht, stark von Körper und in Bogen und Lanze geübt. Auch an Kenntnissen fehlte es ihm gar nicht, Alcuin liebte ihn besonders wegen seines wißbegierigen Sinnes; aber er war schwach an Willen, und sein Beiname, der Fromme, bezeichnet weniger seine Gottesfurcht, als eine große Hingebung an die schon herrschsüchtig gewordene Geistlichkeit. Er war ein Spiel der Parteien, wechselnd in seinen Entschlüssen und ohne Kraft zur Ausführung. Dazu hatte ihn seine ganze romanische Umgebung in Aquitanien dem deutschen Wesen entfremdet. Ein solcher Herrscher war nicht geschickt, das große Reich seines Vaters zusammenzuhalten. Das größte Unglück seines Lebens indeß kam von seinen eigenen Söhnen.

Er hatte drei aus der ersten Ehe mit Irmengard: **Lothar**, **Pippin** und **Ludwig**; zwischen denen theilte er schon früh sein Reich, so daß er für sich nichts als den Kaisertitel behielt. Nun aber nahm er im J. 819 bald nachher seine zweite Frau, **Judith**, aus dem Welfischen Hause, welche ihm den vierten Sohn, Karl, gebar, eine sehr schöne aber stolze, herrschsüchtige Frau, auf deren Zureden Ludwig den andern Söhnen einen Theil der Länder wieder nehmen und dem Karl geben mußte. Darüber entstand offenbarer Krieg zwischen Vater und Söhnen, und diese nahmen den Vater zweimal gefangen. Das erstemal durch Pippin und Lothar durch Ueberraschung in Paris. Aber der wackere Einhard, der dem Geschlechte seines Wohlthäters Karl noch immer als Rathgeber zur Seite stand, vermittelte die Versöhnung. Die Kaiserin Judith, die schon in ein Kloster gebracht war, wurde ihrem Gemahle wieder-

gegeben. Allein diese übermüthige Frau kannte keine Mäßigung; bald fing sie ihre Ränke wieder an und brachte es dahin, daß der schwache Kaiser seinem Sohne Pippin das Königreich Aquitanien nehmen und Karln geben wollte. Pippin aber gewann leicht seine Brüder, die ebenfalls Ursache zur Unzufriedenheit mit der Königin hatten. Vereinigt lagerten sie sich bei Colmar im Elsaß; Kaiser Ludwig ihnen gegenüber. Lothar hatte den Papst Gregor IV. gewonnen, mit ihm nach Deutschland zu gehen, um die Versöhnung zwischen dem Vater und den Söhnen zu versuchen. Aber indem drei Tage lang verhandelt wurde, ging nach und nach ein großer Theil von des Kaisers Vasallen zu den Söhnen über. Von dieser Untreue erhielt der Ort, der vorher das Rathfeld hieß, nachher beim Volke den Namen des Lügenfeldes. Der gutmüthige Ludwig sprach zu denen, die bei ihm geblieben waren: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren soll." — Sie weinten und gingen, und Ludwig gerieth in die Hände der Söhne. Lothar, welcher der schlimmste von ihnen war und die Geistlichkeit auf seine Seite gebracht hatte, führte ihn 833 in ein Kloster zu Soissons in Frankreich und setzte ihm so lange zu, bis er sich entschloß, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Das that Lothar deshalb, damit der Vater dadurch zu den Waffen unfähig würde; denn so war es in den Kirchengesetzen verordnet, daß einer, der Kirchenbuße gethan, nicht wieder Waffen tragen durfte. Einen waffenlosen König aber konnten die Franken unmöglich ertragen.

Der fromme Ludwig, der sich leicht bereden ließ, seine eigenen Sünden seien an allem Unglück schuld, ließ sich wirklich in die Kirche des Klosters führen; nachdem er Wehrgehenk und Waffen abgethan hatte, kniete er auf einen Bußsack und las eine Schrift ab, in welcher sein Sohn und dessen Helfer alle seine Sünden verzeichnet hatten: „Er habe sein Amt unwürdig versehen, Gott oft beleidigt, die Kirche geärgert; er sei ein Meineidiger, ein Urheber von Aergernissen und Unruhen, der zuletzt sogar gegen seine Söhne habe Krieg führen wollen!" — Und während er solches Bekenntniß that, legten die Bischöfe ihre Hände auf ihn und sangen Bußpsalmen. Es war der Erzbischof Ebbo von Rheims, den Ludwig selbst aus einem Knechte zum Erzbischof gemacht hatte, und mit ihm dreißig Bischöfe; und Lothar saß daneben auf einem Thron und weidete seine Augen an der Erniedrigung des Vaters. Dieser wurde alsdann im Bußgewande in eine einsame Zelle gesperrt, wo er ohne Trost allein blieb.

Solche Mißhandlung des Kaisers hatte seinen Sohn Ludwig von Baiern, welcher nachher Ludwig der Deutsche hieß und der beste unter den Söhnen war, entrüstet; er vereinigte die Kräfte der Baiern, Schwaben, Sachsen und Franken unter seinen Fahnen, beredete sich auch mit seinem Bruder Pippin, und sie zwangen Lothar, daß er den Vater wieder losgab. Dieser wurde auch von den Bischöfen förmlich losgesprochen und erhielt aus ihren Händen die Waffen zurück. Sie sahen sich dazu durch den vereinigten Willen der vier deutschen Hauptstämme gezwungen; und so war die erste historische Handlung der vereinigten deutschen Nation eine Erhebung zu Gunsten des angeborenen Fürsten gegen die geistliche Macht. Dies Alles geschah im J. 835.

Aber Ludwig war durch das Unglück nicht weiser geworden, sondern ließ sich durch die Judith sogleich wieder dahin bringen, daß er seinen vierten Sohn Karl noch einmal allen andern vorzog, ihm die schönsten Länder

gab und den 15jährigen Knaben zum König von Neustrien krönen ließ. Den besten der Söhne, Ludwig, setzte er am meisten zurück. Dieser ließ sich durch den Unwillen darüber verleiten, die Waffen gegen den Vater zu ergreifen, und der alte Ludwig konnte nicht einmal eine ruhige Stätte zu seinem Sterbebette finden. Sondern, als er nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen den Sohn zu halten, und eben in der Gegend von Mainz über den Rhein ging, fühlte er sein schnell herannahendes Ende. Er blieb auf einer Rheininsel in der Gegend von Ingelheim, ließ sich dort ein Zelt aufschlagen und legte sich nieder zum Sterben. Eine Sonnenfinsterniß, die sich gerade in diesen Tagen ereignete, hatte einen großen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Dem Sohne verzieh er noch vor seinem Tode mit diesen Worten: „Weil er nicht zu mir kommen kann, um Genugthuung zu leisten, so thue ich das Meinige und nehme Gott und euch alle zu Zeugen an, daß ich ihm alles verzeihe. Euer Amt aber wird es sein, ihn zu ermahnen, daß, wenn ich ihm so oft verziehen, er nicht vergesse, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Herzeleid in die Grube gebracht hat.“ So starb am 20. Juni 840, im 65. Jahre, der König Ludwig, dessen Wille gut war, nach einem mühseligen Leben, in Kummer und Trübsal, weil er nicht verstand, sein eigenes Haus, geschweige sein Reich, zu verwalten.

Das Rühmlichste aus seinem Leben sind ein paar geistliche Stiftungen, nämlich die des Klosters zu Corvey und des Erzbisthums Hamburg. Ersteres stammt von dem Kloster gleiches Namens bei Amiens in Frankreich. Hierhin hatte Karl der Große viele der gefangenen Sachsen bringen lassen, um sie in der christlichen Religion und zu künftigen Lehrern derselben unter ihren Landsleuten erziehen zu lassen. Von diesen Sachsen ließ nun Ludwig der Fromme unter dem Abt Adelhard eine geistliche Colonie in ihrem Vaterlande, an der Weser, anlegen, und den Bau des neuen Klosters schon 815 beginnen. Es wurde 822 vollendet und die Abtei mit vielen königlichen Gütern ausgestattet. Sie wurde bald die vorzüglichste Bildungsschule in diesen Gegenden.

Das Erzbisthum Hamburg, das zweite Erzbisthum auf deutschem Boden, gründete Ludwig 831, vorzüglich zur Bekehrung des heidnischen Nordens. Der erste Bischof war Ansgar, aus dem Stifte Corvey, einer der eifrigsten Verbreiter des Christenthums, der schon in Dänemark und Schweden gelehrt hatte. Von Hamburg aus wurde die nordische Kirche regiert und erweitert; auch das Bisthum Bremen wurde dem Ansgar mit übergeben. Leider traf Hamburg 847 das Unglück, von den Normännern zerstört zu werden, weshalb das Erzbisthum nach Bremen verlegt wurde.

29. Theilung des Reichs unter Ludwigs Söhnen. 843.

Die Brüder, welche gegen ihren eigenen Vater die Waffen zu führen sich nicht gescheut hatten, konnten noch weniger unter sich selbst einig bleiben; besonders maßte sich Lothar, als Kaiser, große Vorrechte über seine Brüder an. Ludwig und Karl — Pippin war schon gestorben — rüsteten sich also wider ihn, und da er sich nicht zu einem friedlichen Vergleiche verstehen wollte, kam es im J. 841 zu einer Schlacht bei Fontenaille unweit von Auxerre in Frankreich. Sie war sehr blutig, 40,000, nach Andern 100,000 Todte bedeckten das Schlachtfeld; Lothar wurde geschlagen und mußte seine großen Forderungen fahren lassen; und nach zwei Jahren

kam ein wichtiger Vertrag zu Stande, welcher das große fränkische Reich theilte und Deutschland auf immer von Frankreich getrennt hat. Dieser heißt der Vertrag von Verdün, geschlossen in der Nähe dieser Stadt zwischen dem 6. und 10. Aug. 843.

1) Ludwig erhielt das eigentliche Deutschland, mit Ausnahme von Friesland, bis an den Rhein, und über dem Rheine, des Weinwuchses wegen (propter vini copiam), wie es in der Urkunde heißt, Mainz, Speier und Worms. Von Basel aus schnitt die Grenze den altdeutschen oder alemannischen Theil für Ludwig ab und lief dann über die rhätischen, norischen und kärnthner Alpen bis an die Donau, so daß Baiern, der größte Theil vom jetzigen Oestreich und ein Theil von Ungarn zu Deutschland gehörten. Dadurch waren die Länder, in welchen reiner deutscher Stamm größtentheils unvermischt mit den Römern geblieben war, alle vereinigt, und wir Deutschen müssen die Theilung zu Verdün als ein großes Heil für uns ansehen. Denn wäre unser Vaterland mit Frankreich vereinigt geblieben und hätten die Könige vielleicht ihren Sitz in Paris genommen oder auch nur mit den Hauptstädten gewechselt, so möchte doch mit der Zeit eine verderbliche Mischung der deutschen und französischen Sprache, Sitten, Lebensweise und des Volkscharakters entstanden sein. Ueberhaupt war die Theilung des großen Reiches eine Nothwendigkeit geworden. Die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Völkerschaften hatte sich schon so scharf geschieden, daß nur ein so großer Geist, als Karl d. Gr., und auch dieser kaum, sie länger hätte zusammenhalten können. Die verschiedene Richtung der Nationalitäten hatte schon in den Parteiungen von Ludwigs des Frommen Söhnen während des Lebens des Vaters einen Hauptstoß gegeben und jetzt entschied sie die völlige Trennung. Nur hätte dieses Princip vollständiger und klarer durchgeführt werden sollen; das geschah aber am wenigsten bei der Bestimmung des dem ältesten Sohne zufallenden Theiles; nämlich:

2) Lothar behielt die Kaiserwürde und Italien, und bekam ferner einen schmalen, langen Landstrich zwischen Deutschland und Frankreich, von den Alpen bis in die Niederlande und nach Nordosten bis an die Wesermündungen; nämlich das Land Wallis und Wadt von der Schweiz, dann das südöstliche Frankreich bis zum Rhonefluß, und am linken Ufer des Rheines das Elsaß und die Gegenden der Mosel, Maas und Schelde, endlich die Rhein- und Emsmündungen mit Friesland. Dieser lange, schmale Landstrich zwischen den beiden andern Brüdern wurde wahrscheinlich deshalb für den Kaiser bestimmt, damit er beiden nahe sei und damit, nach dem Willen des Vaters und Großvaters, durch das kaiserliche Ansehen die Einheit des Ganzen möglichst erhalten werde. Auch schien von der Kaiserwürde sowohl Italien mit der alten Hauptstadt Rom, als auch das alte Austrasien, nämlich die Gegenden des Rheins, die Karl der Große zu seinem Sitze gewählt hatte, mit der Hauptstadt Aachen, unzertrennlich. Aber, obgleich Lothar sehr schöne und fruchtbare Provinzen erhielt, so war sein Theil doch der schwächste; denn sein Reich diesseits der Alpen hatte keine natürlichen Grenzen, weder durch Gebirge, noch durch Volksstamm; die Bewohner seiner Länder an der Rhone und am Rheine hinunter waren aus sehr verschiedenen Stämmen zusammengesetzt und redeten verschiedene Sprachen. Der Friese an der Nordsee war mit den Bewohnern von Unteritalien zu einem Reiche vereinigt. Es war keine Naturnothwendigkeit in dieser Theilung, sondern bloße menschliche Willkür, und darum war auch kein

Bestand darin. Vielmehr ist sie die Quelle von sehr vielem Unglück geworden. Nachdem der Kaiser Lothar, wie verfolgt von dem Schatten seines Vaters, gegen den er am meisten gesündigt, die Regierung niedergelegt hatte und in dem Kloster Prüm 862 gestorben war, stritten seine drei Söhne wiederum mit den Waffen um das Land und theilten es unter sich; aber keiner von ihnen brachte es auf Nachkommen. Die Länder Burgund, Elsaß und die eigentliche Provinz Lothringen, welche Lothar II. erhalten hatte und die eben von ihm den Namen Lotharingien bekam, theilten nach dessen frühem Tode schon seine beiden Oheime, Ludwig der Deutsche und der französische König Karl unter einander, so daß das Land im Osten der Maas mit Friesland und den Städten Utrecht, Aachen, Lüttich, Metz, Trier, Köln, Straßburg, Basel u. a. an Deutschland kam und nun noch vollständiger alle Völker, unter denen sich das deutsche Wesen rein erhalten hatte, vereinigt wurden. Diese Theilung beendigte aber den Streit um die Lothringische Erbschaft nicht, sondern dieselbe ist durch alle Jahrhunderte hindurch ein Zankapfel zwischen den Deutschen und Franzosen gewesen und viele blutige Kriege sind ihrenthalben geführt worden.

3) Karl der Kahle endlich erhielt den westlichen Theil des ganzen Reichs der Franken, und bei diesem Theile ist der Name Frankreich geblieben; die Deutschen aber gewöhnten sich immer mehr, die Deutschredenden auch Deutsche zu nennen.

30. Die deutschen Könige aus dem Geschlechte der Karolinger. 843—911.

1) Ludwig der Deutsche, 840—76, der ein kräftiger Fürst, von hohem Wuchse und schöner Bildung, mit blitzendem Auge und hellem Geiste war, auch lebendigen Sinn für Bildung und Wissenschaft besaß und dieses durch Redeschulen, die er in Frankfurt und Regensburg erbaute, bewies, hatte viel für die Ruhe seines Reiches zu kämpfen, indem von den östlichen Grenzen her die slavischen Völker Einfälle machten, von Norden und Nordwesten aber die Normänner. Die kühnen Seefahrer, von altdeutschem Stamme, wild wie ihr Meer und ihre nordischen Küsten, erschienen, aus den norwegischen, schwedischen und dänischen Gewässern kommend, vom Jahre 820 an mit der Schnelligkeit des Windes und mit allgewaltiger Tapferkeit an den Mündungen der Flüsse und drangen oft tief in die Länder ein. Die Franken konnten ihnen keine Flotten entgegensetzen, da Karls d. Gr. Gedanke, auch eine Flotte zu bilden, wieder verlassen war. Die Normannen sind auf der Seine bis Paris, auf der Loire bis Orleans, auf der Garonne bis Toulouse, und auf dem Rheine bis Köln und Bonn vorgedrungen. Und nicht allein die Ufer dieser Flüsse litten von ihren Verheerungen, sondern sie verstanden sogar ihre Schiffe viele tausend Schritte weit über Land wegzuschaffen und in andere Flüsse zu bringen, so daß nirgend Sicherheit vor ihnen war. So groß war der Schrecken ihres Namens, daß der bloße Ruf vor ihnen her schon die Menschen zur Flucht aufregte. Ihre Zahl war meistentheils klein, wie denn ein Schiffsgeschwader überhaupt nicht große Heere fortbringen kann; aber ihr Muth, wie ihr Körper und ihre Waffen, zeigten von guter nordischer Kraft, und im Schwingen der gewaltigen Speere kam ihnen niemand gleich. Einige Schiffe, nebst einigen tapfern Leuten, waren oftmals die Aussteuer königlicher Prinzen; und wie im alten Deutschland ein edler Anführer mit

seinem Gefolge auf kühnen Zügen Ehre und Beute erwarb, ja wie er sogar sich und den Seinen den Besitz eines Landes erkämpfte, so war dem verwegenen Seekönige sein Geschwader, mit kampf- und beutelustigen Abenteurern bemannt, die Quelle des Reichthums, ja bisweilen der bewegliche Boden, auf welchem er sich ein Reich erwarb. In der Normandie in Frankreich, in Sicilien und in Rußland haben sie solche Reiche gegründet. — Gegen sie und gegen die Slaven hat Ludwig der Deutsche das Reich zwar im Ganzen gut geschützt, konnte aber doch nicht verhindern, daß sie im J. 847 mit sechshundert Schiffen in die Elbe kamen, bis Hamburg vordrangen und einen Theil der Stadt mit der Kirche und dem Kloster verbrannten. Der Erzbischof Ansgar floh mit den Heiligthümern seiner Kirche nach Bremen, wohin auf seinen Wunsch von nun an das nordische Erzbisthum verlegt wurde.

2) Ludwigs dritter Sohn, Karl der Dicke (876—87), vereinigte nach dem Tode seiner Brüder Karlmann und Ludwig II., welche Theile des Reichs besessen hatten, durch besondere Umstände noch einmal auf kurze Zeit mit der Kaiserwürde die drei Theile des fränkischen Reiches, Italien, Deutschland und Frankreich, indem auch die französischen Großen, da der karolingische Erbe bei ihnen, Karl der Einfältige, ein sechsjähriges Kind war, ihn im J. 884 zum Könige wählten. Allein, wie er überhaupt die Eigenschaften eines Herrschers so großer Länder nicht besaß, so konnte er auch die nächste Aufgabe, das Reich gegen die Normannen zu beschützen, die selbst einen Theil der Pfalz Karls d. Gr. in Aachen einäscherten, nicht erfüllen; er kaufte ihnen zweimal den Frieden mit vielen Pfunden Goldes ab, einmal da sie auf der Maas bis Haslov, und das zweitemal, da sie mit siebenhundert Fahrzeugen auf der Seine bis Paris gekommen waren und die Stadt hart belagerten. Ein so schimpfliches Betragen und die Schwäche seiner ganzen Regierung brachten ihn in Verachtung und machten, daß er im Jahre 887, auf einer großen Reichsversammlung zu Tribur, des Reiches entsetzt wurde. Zu seinem Glücke starb er schon im folgenden Jahre.

3) Ihm folgte in Deutschland durch Wahl der Großen Arnulf (887—99), ein Sohn seines Bruders Karlmann, also Großsohn Ludwigs des Deutschen, ein tapferer und würdiger König. Er schlug die Normannen 891 bei Löwen in den Niederlanden, wo sie ein verschanztes Lager errichtet hatten, und dieser Sieg verbreitete seinen Ruhm durch alle Länder; denn jene Normänner waren von dem tapfersten Stamme des Nordens und es war noch nie gehört worden, das sie vor dem Feinde geflohen waren; seit dieser Niederlage sind die Normannen nie wieder in großen Heeren in Deutschland erschienen. — An der Südostgrenze Deutschlands bildete um diese Zeit ein slavischer Fürst eine nicht unbedeutende Herrschaft, der Fürst Zwentibold in Mähren. Um ihn zum Freunde zu machen, belehnte ihn Arnulf mit dem erledigten Herzogthum Böhmen und wählte ihn zum Pathen seines Sohnes, den er nach ihm benannte. Aber Zwentibold strebte nach Unabhängigkeit und Arnulf sah sich bald in einen schwierigen Krieg mit ihm verwickelt. Um Bundesgenossen zu gewinnen, kam er auf den Gedanken, ein Volk im Rücken der Mähren, die Magyaren, von denen bald weiter die Rede sein wird, gegen Zwentibold aufzurufen; sie folgten, fielen verwüstend in Mähren ein und setzten sich näher an den Grenzen Deutschlands fest. Zwentibold sieht seine Macht gebrochen und

zieht sich in ein Kloster zurück; seine Söhne wurden von den Magyaren, die bald als Ungarn auftreten, ihres Landes beraubt.

Die Macht seines Hauses auszubreiten, benutzte Arnulf günstige Umstände in Lothringen, um seinem Sohne Zwentibold die Herzogswürde dieses Landes zu verschaffen; es gelang nach manchen Kämpfen mit den Großen, ja 895 nahm Zwentibold sogar den Königstitel an; allein er konnte sich nicht dauernd behaupten; bald nach seines Vaters Tode fiel er im Kampfe gegen seine Vasallen.

Auch nach Italien ist Arnulf gezogen, um dieses uneinige Land, wo sich so viele um die Oberherrschaft stritten, wieder unter deutsche Hoheit zu bringen. Er drang 896 bis Rom vor; aber sein Heer war durch Witterung und Krankheit sehr geschwächt; er getraute sich nicht, die starken Mauern der Stadt zu brechen, und wollte wieder umkehren. Da geschah es, daß die Römer von den Mauern herab auf die Deutschen schimpften und sie verhöhnten, diese, ohne Befehl abzuwarten, machten sich auf, stürmten die Thore, füllten die Gräben, erstiegen die Mauern und eroberten die Stadt. Der Papst Formosus krönte den König Arnulf im August 895 zum Cäsar Augustus; das römische Volk mußte ihm Treue schwören. Aber es kannte die Treue nicht; weil Gewalt die starke deutsche Natur nicht hatte überwinden können, so mußte es Gift thun. Arnulf bekam höchst wahrscheinlich Gift; er kehrte krank nach Deutschland zurück und starb nach langem Siechen im Jahr 899; beklagt von allen Deutschen und viel zu früh für sein Reich. Denn er war noch jung und das Vaterland hätte nie mehr, als jetzt, seines kräftigen Armes bedurft.

Die Madscharen (Magyaren), welche sich in Ungarn festgesetzt hatten, fingen an, Deutschland mit ihren Einfällen heimzusuchen. Sie gehörten zu den asiatischen Wandervölkern, finnischen Stammes vom westlichen Fuße des Ural; man nannte sie aber Hunnen (auch Ungarn, so wie das Land, welches sie von nun an besetzten), weil man schon gewohnt war, alles, was wild und fürchterlich anzusehen war und von Morgen her kam, Hunnen zu benennen. Auch sie lebten, wie jene, immer auf ihren Pferden und waren plötzlich da, wo man sie nicht erwartete. Bald griffen sie an, bald flohen sie wieder, und im Fliehen schossen sie ihre Pfeile rückwärts und kehrten plötzlich um, wenn man sich sicher hielt. Ihre Pfeile schossen sie aus hornenen Bogen mit solcher Gewalt und Sicherheit, daß man ihnen kaum ausweichen konnte; aber in der Nähe zu fechten und Städte zu belagern, war ihnen unbekannt. Von Körper waren sie klein, gräßlich von Gesicht, mit tiefliegenden Augen, von barbarischen Sitten und rauher, mißtönender Sprache, so daß ein alter Schriftsteller, der zu jener Zeit lebte, sagt: man müsse die göttliche Geduld bewundern, daß sie solchen, nicht Menschen, sondern menschlichen Mißgeburten, so kostbares Land überlassen habe.

4) Diese furchtbaren Feinde verheerten auf eine unerhörte Weise die deutschen Länder, während Arnulfs Sohn, Ludwig das Kind, der noch unmündig war, König von Deutschland hieß, vom Jahr 899—911. Es waren vielleicht die unglücklichsten Jahre, die jemals über unser Vaterland gekommen sind. Die Ungarn machten fast jedes Jahr ihre schnellen und stürmischen Züge in eine der deutschen Provinzen, verwüsteten sie mit Feuer und Schwert und trieben Tausende der Einwohner als Sklaven mit sich weg; die Deutschen aber, so tapfer sie waren, kannten solche Art Krieg zu

führen noch nicht und konnten ihnen nicht wehren; dazu hatten sie noch keine Städte mit Mauern, in welche sie ihre Frauen und Kinder hätten flüchten können. Zuerst wurde im Jahr 900 Baiern von den Ungarn verwüstet und die Grafen und Edlen erschlagen; in den folgenden Jahren kehrten sie mehrmals wieder; im Jahre 906 erreichten sie auch Sachsen und Thüringen; gleich darauf ward der Markgraf Lintpold von Baiern, Burchhard von Thüringen, mehrere Bischöfe und viele andere Edle in den verschiedenen Kämpfen erschlagen, Franken und Schwaben gleichfalls verheert; König Ludwig selbst wurde im J. 910 in einer großen Schlacht unweit der Mündungen des Lech besiegt und zum Tribute gezwungen. Und, mit Trauer muß es gesagt werden, selbst durch innere Fehden wurde Deutschland in dieser Unglückszeit zerrissen, wie sich denn z. B. in Franken die Geschlechter der Babenberger und Konradiner mit tödtlichem Haß bekämpften. — Man deutete das Unglück Deutschlands nach dem Prediger Salomo: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" — Doch dieses Kind starb zu seinem und des Landes Heile früh, im Jahre 911.

31. Zustand der späteren karolingischen Zeiten.

Nachdem das Geschlecht der Karolinger, welches so groß begonnen hatte, in Deutschland untergegangen war, bestand es noch einige Zeit, schwach und ohnmächtig, in Frankreich; dann schwand es auch dort dahin, gleich einem Strome, der mächtig anfängt und zuletzt in einzelnen schwachen Armen im Sande versiegt.

In Deutschland hatte sich indeß vieles verändert, was für alle folgende Zeiten wichtig ist. Karl der Große stellte, wie wir wissen, die alte salische Königsmacht in ihrem ganzen Umfange wieder her; er schaffte die großen Herzöge über ganze Provinzen ab und setzte königliche Beamte, mit kleinerem Umkreise der Herrschaft, ein; und wären seine Nachfolger ihm gleich gewesen, so möchte es in Deutschland eben also sich gewendet haben, wie in Frankreich und anderen Ländern, daß zuletzt Ein Herr mit unumschränkter Gewalt über das ganze Reich war und kein Fürst außer ihm. Unser Schicksal jedoch hat es anders geordnet und eine Vielherrschaft unter uns aufkommen lassen, welche manchen Gewinn für die Entwickelung und Geistesbildung des deutschen Volkes gebracht hat, aber nur alsdann nicht gefährlich für uns nach Außen gewesen ist, wenn Alle, die Deutsche heißen, in Liebe und Eintracht zusammenhielten und in der Gesinnung Ein festes deutsches Reich bildeten.

Der Grund zu jener Vielherrschaft ist vorzüglich in den Zeiten nach dem Vertrage von Verdün gelegt worden. Fast an allen Grenzen droheten furchtbare Feinde: die Ungarn, die Slaven und Wenden, und die Normänner; die Könige selbst aber waren meistens zu schwach, um, gleich Karl dem Großen, von einem Ende des Reiches zum andern herbeifliegend, zu helfen; da mußten sie gestatten, daß die deutschen Stämme zur Vertheidigung der Grenzen wiederum mächtige, bleibende Anführer aus ihrer Mitte erhielten. Das Streben nach neuer Begründung der herzoglichen Gewalt wird in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. immer sichtbarer, und bald erheben sich die königlichen Missi, oder die Markgrafen, oder andere begüterte und einflußreiche Männer, zur herzoglichen Würde.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entwicklung dieser Verhältnisse nicht überall gleich war. Oft wird der Vorsteher einer Provinz

in den Urkunden noch Graf (comes) genannt, indem er von der herzoglichen Gewalt schon mehr besaß, als in einer andern derjenige, welcher schon dux genannt wird. Die Untersuchung über diesen Gegenstand ist recht schwierig und die Meinungen sind noch nicht vereinigt. So viel ist sicher, daß, wenn wir ganz im Allgemeinen denjenigen als Inhaber der herzoglichen Gewalt betrachten, der ein überwiegendes Ansehen in seiner Provinz besaß und den König im Kriege und in der obersten Gerichtsbarkeit vertrat, am Ende des 9. und im Anfange des 10. Jahrh. nach und nach beständige Herzöge bei den Sachsen und Thüringern, den Franken, Baiern, Schwaben und Lothringern wiederum auftraten.

In Sachsen gelangte, wie es scheint, schon sehr früh das Ludolfingische Geschlecht zu einer Macht, die wir eine herzogliche nennen können. Ekbert, dem Hause Karls des Großen verwandt, wurde von letzterem allen Sachsen zwischen Rhein und Weser als Graf und Anführer des Heerbannes vorgesetzt; sein Sohn Ludolf bekleidete dieselbe Würde und hatte der That nach schon herzogliche Gewalt. Dessen Söhne Bruno, und nach dieses Tode in einer Schlacht gegen die Normannen 880, Otto, Vater König Heinrichs, müssen vollständig als Herzöge betrachtet werden. Sachsen wurde nach und nach das mächtigste Herzogthum, denn es umfaßte zur Zeit seiner größten Ausdehnung das Land vom Niederrhein bis zur Oder, von der Nordsee und der Eider bis ans Fichtelgebirge und die Wetterau.

Die thüringische Mark hatte zwar auch Grafen, welche mitunter Herzöge (duces limitis Sorabici) genannt wurden; allein ihre Macht bildete sich wohl wegen des häufigen Wechsels der Besitzer nicht eigentlich zur herzoglichen aus. Burchard, welchen wir als Herzog genannt finden, fiel 908 gegen die Ungarn; seine Macht ging an Otto von Sachsen über, der vorher schon eine Gaugrafschaft im nördlichen Theile Thüringens hatte. König Heinrich behielt Thüringen mit seinem Herzogthume verbunden.

In Franken, welches außer dem alten Frankenlande am Niederrhein auch Hessen und die Gegenden des Mittelrheines begriff, mußte der Natur der Sache nach der Herzogsname am spätesten erscheinen, weil das Land, so lange die Könige aus dem fränkischen Stamme waren, als Königsland galt; doch wurde die Verwaltung des Landes durch mächtige Grafen besorgt, und zwei Geschlechter, die Babenberger im östlichen Theile und die Konradiner zu Worms im westlichen, theilten die Macht, bis sie in tödtlichen Streit geriethen, in welchem die Babenberger gänzlich unterlagen. Der Graf Konrad, bald König Konrad I., wurde dadurch potentissimus comes in Franken und besaß wirklich herzogliche Gewalt. Widukind nennt ihn auch Herzog der Franken, obwohl er, so wie sein Bruder Eberhard, von Andern auch comes genannt wird. Daß Eberhard unter Heinrich I. die herzogliche Würde besessen hat, kann wohl nicht bezweifelt werden.

In Baiern wird Luitpold, der die Ostmark gegen Slaven und Ungarn zu vertheidigen hatte, in einem Diplom König Ludwigs vom Jahre 901, dux genannt, und sein Sohn Arnulf nennt sich im Jahre 907 selbst Herzog.

In Schwaben, wo die Bewachung der Grenze nicht von solcher Wichtigkeit war, scheint die herzogliche Würde sich nach und nach an die

Gewalt des königlichen Missus angeschlossen und später entwickelt zu haben. Unter Konrad I. erscheint jedoch Burchard als Herzog von Schwaben.

In Lothringen endlich wurde es den Großen des Landes durch die schwankende Stellung desselben zwischen Frankreich und Deutschland in den letzten karolingischen Zeiten leicht, eine mehr selbständige Stellung zu behaupten, und so finden wir schon 911 den Herzog Reginar, und später, unter König Heinrich, den Herzog Gisilbrecht.

Die Herzöge wurden zwar nicht als Herren ihrer Völker und Länder, sondern als Diener und Stellvertreter des Königs angesehen, die in seinem Namen im Frieden Recht und Ordnung handhabten und im Kriege das Heer ihres Stammes zur Schlacht führten; allein unter schwachen Königen rissen die Herzöge, die in ihrem Herzogthume zugleich mächtige Grundbesitzer waren und seit Ludwig d. Fr. nicht mehr durch königliche Sendboten beaufsichtigt wurden, immer mehr Gewalt an sich, indem sie die kleineren Vasallen unter sich brachten; ja sie machten ihre Würde als Reichsbeamten eben so nach und nach erblich in ihrer Familie, als das Reichsgut, welches sie ursprünglich als Besoldung für ihr Amt erhalten hatten. So wie die großen Herzöge, so setzten sich auch die kleineren Reichsbeamten, Grafen, Markgrafen und andere, im Laufe der Zeit immer fester in ihren Würden und den damit verbundenen Gütern. Auch die geistlichen Herren, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, waren, gleich den weltlichen Herren, Mitglieder und Vasallen des Reichs, indem sich ihr weltlicher Besitz immer mehr vergrößert hatte. Alle diese sollten nach und nach aus königlichen Statthaltern Fürsten des deutschen Volkes werden. Die Entwicklung dieser Verhältnisse wird die weitere Geschichte angeben.

Ebenfalls fing bei den Einzelnen die Liebe zur Freiheit und persönlichen Unabhängigkeit schon in dieser Zeit an, oft in Zügellosigkeit auszuarten. Wer sich von einem andern beleidigt glaubte und die Kraft in sich fühlte, sich selbst zu rächen, der suchte sein Recht nicht auf dem ordentlichen Wege durch den bestellten Richter, sondern mit den Waffen und durch die Gewalt der Faust; und darum hat man die Zeit, da solche Selbsthülfe allgemein war, die Zeit des Faustrechts genannt. Sie fängt unter den spätern Karolingern schon in einzelnen Erscheinungen an sich zu zeigen, steigt aber erst länger nachher auf ihre höchste Stufe.

Das Uebel mußte wohl groß werden, weil die Sitten der Nation noch immer roh waren. Waffen und Jagd blieben die Lieblingsbeschäftigungen. Der Degen und der Stoßvogel waren dem Deutschen die größten Kleinode. Er konnte zusehen, wie ein Schriftsteller sagt, daß ihm Alles genommen wurde; nur bei diesen war Gefahr, daß er sie auch durch einen Meineid retten würde. — Die Jagdfeste waren prächtig und gehörten zu den höchsten Lebenszierden; die Frauen, auf schönen Zeltern, sahen der Erlegung des Wildes zu; am Abend wurde unter Zelten im Walde gespeist und unter Hörnerschall ging der Zug zurück. Der Jagdlust wegen liebten Könige und Große noch immer das Landleben über alles und verschmähten es, lange in Städten zu sein.

Die späteren Zeiten der Karolinger, mit allen äußeren und inneren Unruhen, hatten auch darin verderblich gewirkt, daß die Anfänge der Bildung, die Karl der Große durch seine Bemühungen für die Wissenschaften und durch seine Unterrichtsanstalten gepflanzt hatte, fast ganz wieder vernichtet wurden. Keine Zeit in der deutschen Geschichte ist finsterer, aber-

gläubischer, unwissender, als die nach Ludwig dem Deutschen unter den Karolingern, und noch eine geraume Zeit darüber hinaus. Und doch waren die Deutschen von jeher so sehr der Bildung empfänglich und durch treuen Fleiß und tiefes Nachsinnen zu aller Kunst und Wissenschaft geschickt. Ein Beispiel davon findet sich selbst in dieser finstern Zeit. In den Tagen Pippins und Karls des Großen waren die ersten Orgeln aus Griechenland nach Deutschland gekommen und Karl gab sich alle Mühe, den römischen Kirchengesang bei seinen Deutschen einzuführen. Anfangs wollte es mit dieser Kunst gar nicht bei ihnen gelingen; wenigstens klagt ein Italiener aus jener Zeit gar sehr, daß ihre natürliche Roheit ihnen dabei durchaus hinderlich sei. „Groß an Leib, wie Berge," sagt er, „braust auch ihre Stimme wie ein Donner daher und kann nicht im süßen Gesange ertönen; und wenn ihre barbarische und durstige Kehle die zarten Uebergänge und Biegungen des Gesanges hervorbringen soll, so fahren die harten Töne gleichsam mit einem Geprassel heraus, fast wie ein Wagen, der über die Steine rasselt, so daß das Gefühl der Hörenden, das sanft bewegt werden sollte, vielmehr erschreckt und erschüttert wird." — So lautete zuerst das Urtheil über ihre Fähigkeit zur Tonkunst. Und doch hatten sie es in kurzer Zeit durch Fleiß und Uebung so weit gebracht, daß der Papst Johann VIII., der um das Jahr 870 lebte, den Bischof Anton von Freisingen ersuchte, ihm aus Deutschland eine gute Orgel nach Italien zu schicken, nebst einem Künstler, der sowohl im Stande sei, sie zu bauen, als auch darauf zu spielen.

Ein sehr rühmliches Beispiel der Liebe für seine Muttersprache gab in diesem Jahrhunderte ein Schüler des Rhabanus Maurus, der Mönch **Otfried** in Weißenburg, welcher die Evangelien in deutsche Verse übersetzte, damit sie das Volk lesen könnte. Karl der Große hatte zwar angefangen, die deutsche Sprache zu befördern und auszubilden; aber nach ihm dachte man nicht weiter daran. Otfried eifert mit Recht gegen diejenigen, welche, gleichgültig gegen ihre Muttersprache, die Sprache der Lateiner und Griechen lieber mit vieler Mühe lernten und gebrauchten. „Sie nennen die deutsche Sprache bäurisch und suchen sie doch nicht durch Schrift und Kunst vollkommener zu machen, sagt er. Sie hüten sich in der lateinischen und griechischen Sprache schlecht zu schreiben und scheuen es in der ihrigen nicht; sie schämen sich, in jenen auch nur durch einen Buchstaben gegen die Kunst zu fehlen, und in ihrer eigenen geschieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieses fremden Sprachen zu Ehren thun und die eigene nicht schreiben können!"

Abnahme der freien Leute. — Unerfreulich war in diesen Zeiten der Zustand der **gemeinen freien Leute**, welche sich daher auch sehr verminderten. Schon früher, indem das **Lehnswesen** seine Folgen immer mehr entwickelte und die Vasallen über alle diejenigen erhob, welche ihr eigenes Erbe bebaueten, hatte ihre Zahl sehr abgenommen; die schlimmste Zeit aber kam erst nach Karl dem Großen.

Karl wußte wohl, daß die Kraft eines Volkes in dem großen Stande der **freien Männer** besteht und daß auf ihrem Muthe und ihrer begeisterten Liebe des Vaterlandes die Rettung aus allen Gefahren beruht; daher wandte er große Sorge auf den **Heerbann**, der durch das Lehnswesen schon einigermaßen zurückgedrängt war, und suchte den Heerdienst durch bestimmte Verordnungen zu regeln. Allein seine Kriege waren weniger die ächten Volkskriege, zur Vertheidigung des Vaterlandes, als vielmehr Er-

oberungszüge in ferne Gegenden. Diese waren für den gemeinen Mann sehr drückend, indem er von dem Tage an, da das Heer das feindliche Land betrat, mit Lebensmitteln auf drei Monate, sowie mit Kleidung und Waffen, auf eigne Kosten versehen sein mußte. Daher suchten sich Viele der Verpflichtung des Heerdienstes zu entziehen. Sie gaben sich mit Leib und Gut in den Dienst (Mundschaft) der Kirche, oder eines Vornehmen, entweder als Unter- oder After-Vasallen, weil sie als solche dem Lehnsherrn nicht so viel Dienste zu leisten brauchten, als dem Könige im Heerbanne, oder gar als Hörige, die nun nicht mehr zu den Freien gehörten.

Außer dem beschwerlichen Dienste des Heerbannes, welcher viele freie Leute in die Dienstbarkeit brachte, waren noch andere Ursachen, welche die Anzahl derselben immer mehr verminderten; dahin gehörten die fürchterlichen Einfälle und Verwüstungen der Avaren, Normänner, Slaven und Ungarn, in welchen ihrer Tausende getödtet oder als Sklaven hinweg geführt wurden; später die Unordnungen und Plagen des Faustrechts, welche ebenfalls viele der ärmeren freien Leute nöthigten, sich in die Dienstbarkeit eines Mächtigen zu begeben, um nur gegen die Räubereien derer gesichert zu sein, welche aus dem Raube ein Gewerbe machten. Ferner waren die Länder in jenen Zeiten der Unordnung, da man nicht daran dachte, Vorräthe zu sammeln, sehr oft mit Hungersnoth und verheerenden Seuchen heimgesucht; in solcher Bedrängniß gaben auch viele freie Menschen, um nicht im Elende umzukommen, sich, ihre Kinder und Güter an Herren und geistliche Stifter um Brod hin. Und endlich sind Viele den Klöstern und Stiftern dienstbar geworden, weil sie sich aus Frömmigkeit, und um ihre Seele zu lösen, Gottes Altar schenkten. Die Kirche behauptete schon in dieser Zeit das Vorrecht, daß man ihr sein ganzes Eigenthum übergeben und die rechtmäßigen Erben gänzlich vorbeigehen konnte.

Durch alle solche Ursachen geschah es nun, daß am Ende dieses Zeitraumes der alte freie Stolz und Muth des Volkes gebrochen war und ein trauriger Verfall dem Vaterlande drohte. Nur in den hohen Alpen, in den friesischen Marschen und in dem benachbarten Westfalen erhielt sich noch ein kräftiger Stamm freier Männer.

Aber wenn die Noth groß war, so hat Gott noch immer dem deutschen Volke eine unerwartete Hülfe gesendet. Diesesmal mußte gerade das Unglück, welches die Ungarn verbreiteten, die Ursache sein, daß zu einem neuen Aufkommen der gemeinen freien Leute, zu einem Bürgerstande, und dadurch später auch zu dem Aufkommen des Bauernstandes, der Grund gelegt wurde; das werden wir im folgenden Abschnitte hören.

Vorher ist aber noch ein deutscher König zu nennen:

32. Konrad I. aus Franken. 911—18.

Nach dem Tode Ludwigs des Kindes sahen sich die deutschen Stämme nach dem Würdigsten unter ihren Fürsten um, ihn zu ihrem Könige zu wählen, denn das Gefühl der Einheit in Sprache, Sitten und Religion war schon zu stark in ihnen, als daß sie dem Gedanken an eine Trennung der Stämme unter ihren Herzögen, der sonst nahe zu liegen schien, Raum geben konnten. „Wie Brüder, wie ein Volk, hielten sie zusammen," sagt Widukind, „das hatte alles der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt." Die Wahl fiel auf Otto den Erlauchten, Herzog in Sachsen und einem Theile Thüringens, welcher durch seine Gemahlin Hedwig, eine

Enkelin Ludwigs des Frommen, mit den Karolingern verwandt und durch die Macht seines Hauses, so wie durch Alter und Weisheit, bei allen in großer Achtung war. Väterlicher Seits stammte Otto, wie wir schon gesehen haben, von dem Grafen Ekbert her, welchen Karl der Große in Sachsen gegen die Normänner und Slaven setzte. Otto aber schlug die Krone aus, weil die Sorge des Reiches seinem hohen Alter zu schwer sei, und rieth, Konrad, den Frankenherzog, zum Könige zu machen. Darüber verdient Otto großes Lob, denn Konrad war würdig, als König zu herrschen, und der Stamm der Franken war noch immer der geachtetste unter den deutschen Stämmen, weil bisher aus ihm die Könige über ganz Deutschland geboten hatten. Darum glaubte Otto, es sei besser, daß das Heft des Reiches bei ihnen bleibe, und vergaß es ganz, daß Franken und Sachsen noch immer einige Feindschaft gegen einander hegten.

Konrad wurde den 8. November 911 zu Forchheim zum Könige gewählt. Er wird beschrieben als der vortrefflichste Mann zu Haus und im Felde, tapfer und besonnen, gütig und freigebig. Seine erste Sorge war, das gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, weil darauf die Ordnung des ganzen Reichs beruhte; aber die Verwirrung war zu groß und Konrads Regierung zu kurz, es konnte ihm nicht völlig gelingen. Lothringen, welches seit Ludwigs des Deutschen Zeit meistentheils zu Deutschland gehört hatte, wurde vom Könige Karl von Frankreich in Anspruch genommen und Konrad konnte es nicht wieder zum Reiche bringen. Mit Heinrich von Sachsen, Otto des Erlauchten Sohne, hatte er Streit, nachdem der Vater schon 912 gestorben war. Er wollte ihm, verleitet durch den Rath des Erzbischofs Hatto von Mainz, der gleich den andern hohen Geistlichen die Macht der weltlichen Großen wieder zu brechen suchte, einige große Lehen nehmen, die er außer seinem Herzogthume noch besaß; vielleicht waren es die nördlichen Gaue Thüringens, die schon sein Vater Otto besessen hatte; allein Heinrich wurde durch seine Sachsen tapfer vertheidigt; er schlug des Königs Bruder Eberhard, der mit einem Heere gegen ihn heranzog, 915 bei Eresburg, d. i. Stadtberg an der Diemel, gänzlich auf's Haupt und behielt die Lehen in dem endlichen Vergleiche, der den Streit beilegte; ja, er scheint sich auch des südlichen Theiles von Thüringen bemächtigt und die herzogliche Würde über ganz Thüringen behauptet zu haben.

Den Grafen Burchard in Schwaben bestätigte Konrad, nach längerem Streite, als Herzog des alamannischen Volkes; Arnulf von Baiern aber, der sich auch auflehnte und sich so undeutsch vergaß, daß er die Ungarn zu Hülfe rief, wurde von den Fürsten als Landesverräther zum Tode verurtheilt und mußte zu den Ungarn fliehen.

So war die allgemeine Ruhe und das kaiserliche Ansehen sowohl durch kräftiges Handeln, als durch Nachgeben zu rechter Zeit, einigermaßen hergestellt und die Einheit Deutschlands erhalten. Aber Konrad fühlte wohl, wie schwer ihm dies geworden sei und daß die Macht der fränkischen Herzöge nicht hinreiche, die übermächtigen Großen im Zaume zu halten. Auch bedurfte es noch größerer Kraft, das Reich gegen die Slaven und Ungarn zu schützen, die immer noch ihre Einfälle wiederholten; und Konrad mochte wohl in seinem Bruder Eberhard, der die nächsten Ansprüche auf die Krone zu haben glaubte, die rechten Eigenschaften eines Königs nicht erkennen. Dagegen war sein früherer, nun versöhnter Widersacher, Heinrich von Sachsen, in aller Weise tüchtig und untadelig und an Geist wie

an Macht der vorzüglichste unter allen Fürsten. Als daher Konrad von einer Wunde, die er auf seinem letzten Zuge nach Baiern empfangen hatte, in seiner Stadt Weilburg siech lag und den herannahenden Tod fühlte, gedachte er an das Beispiel, welches Otto der Erlauchte bei seiner Wahl gegeben, und alle Eifersucht vergessend, nur in dem Gedanken an des Vaterlands Wohl, rief er seinen Bruder an sein Sterbebett; und so redete er ihn an: „Wohl gebieten auch wir, mein Eberhard, über große Mittel; wir können große Heere zusammenbringen und wissen sie zu führen. An festen Städten und Waffen gebricht es uns nicht, noch an allem Glanz königlicher Hoheit. Doch die größere Macht, Einfluß, Weisheit ist bei Heinrich, und auf ihm beruht des Reiches Wohlfahrt. Also nimm die Kleinodien, Lanze und Schwert, Geschmeide und Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich dem Sachsen, sei im Frieden mit ihm, damit du ihn zum beständigen, starken Verbündeten habest. Melde ihm, daß Konrad sterbend allen Fürsten ihn zum Könige empfohlen habe." — Er starb im December 918.

Eberhard that, wie ihm der Bruder geheißen hatte, und war der erste, der dem König Heinrich huldigte. — Ein Reich, wo solche Gesinnung gefunden wurde, durfte ohne Gefahr ein Wahlreich sein.

Vierter Zeitraum.

Von Heinrich dem I. bis Rudolf von Habsburg. 919—1273.

Das zehnte Jahrhundert ist nicht reich an historischen Werken.

1. Die schon bei dem vorigen Zeitraume genannte Chronik des Regino wurde fortgesetzt von einem Andern bis 967; kurz, aber meist sorgfältig und genau, auch recht gut geschrieben.

2. Liutprant von Pavia, Geheimschreiber des Königs Berengar II. von Italien, dann im Dienste Königs Otto I., zuletzt Bischof von Cremona, schrieb die Geschichte seiner Zeit, nicht ohne Geist, und besonders in der Geschichte Italiens sehr belehrend, doch parteilich und leidenschaftlich; sein Styl ist gesucht und schwülstig, er liebt Anekdoten und Ausschmückungen der Erzählung; sie geht von c. 886—948; ein Anhang von 960—64 betrifft hauptsächlich die Thaten Kaisers Otto des Großen. In einem besondern Werke beschrieb Liutprant seine Gesandschaft an den Kaiser Nicephorus.

3. Hroswitha, Nonne zu Gandersheim, schrieb ein Gedicht: Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris, von 919 bis 953, wie der Titel sagt, Lobschrift auf Otto den Großen, deßhalb oft nicht ganz getreu, doch nicht ohne mannigfachen Werth. Von 953 an sind nur Bruchstücke vorhanden.

4. Widukind, gewöhnlich Wittekind genannt, Mönch in Corvey, st. gegen 1000, schrieb die Geschichte der Sachsen (Rerum Saxonicarum libri III.) bis 973; der erste Geschichtschreiber seiner Zeit, stellt die von ihm erzählten Begebenheiten angenehm und glücklich dar, dem sächsischen Hause, besonders Otto I., ergeben, doch mit Streben nach Wahrheit, und in der zweiten Hälfte seines Werkes von unschätzbarem Werth. Der erste Theil beruht zum Theil auf Sage und Tradition des Volkes. Widukind widmete sein Werk der Tochter Ottos I., Mathilde.

5. Unter den Chronisten ist auch für die deutsche Geschichte, besonders die

Lotharingischen Verhältnisse, wichtig Floboard zu Rheims, der ein Chronikon von 919 bis 66 schrieb.

6. Richer, Mönch in St. Remy bei Rheims, studirte Medicin und ward Schüler des berühmten Gerbert: von diesem zur Geschichtschreibung aufgefordert, schrieb er zwischen 995 und 98 historiarum libros IV, von 888—995, demselben Gerbert gewidmet Er ist parteiisch für Frankreich und entstellt oft die Begebenheiten zu dessen Vortheil. Gleichwohl ist er, bei der Quellenarmuth jener Zeit, von entschiedenem Werthe. Seine Darstellung ist durch das Studium der Alten gebildet. Im Mittelalter nur von Ekkehard benutzt, war er ganz verschollen, bis Pertz die einzige Handschrift, und zwar als Autographon, in Bamberg entdeckte und in den Monumenten herausgab.

7. Einzelne wichtige und sehr interessante Nachrichten geben uns die Lebensbeschreibungen des Erzbischofs Bruno von Cöln Bruder Otto's I., durch Ruotger; des Bischofs Udalrich von Augsburg durch den Priester Gerhard, wichtig für die Ungarnschlacht im J. 955, und anderer Geistlichen der Zeit.

Recht wichtig für die Geschichte Otto's III. sind die Schriften, namentlich die Briefe, seines Lehrers Gerbert, nachherigen Papstes Sylvester II.

Im 11. Jahrh. finden sich schon mehrere und wichtigere Geschichtschreiber, die auch in der Darstellung vorzüglich sind.

1. Das Leben der Königin Mathilde, auf Befehl König Heinrichs II. von einem Unbekannten, zwischen den Jahren 1002 und 14 verfaßt, angenehm geschrieben und für die Geschichte Heinrichs I. nicht unwichtig.

2. Ditmar oder Thietmar, Bischof von Merseburg, st. 1018; Geschichte der deutschen Könige von 876—1018. Seine Erzählung ist verworren, seine Sprache dunkel und weder rein noch angenehm, seine Darstellung in den ersten Büchern wenig selbstständig. Nichts desto weniger ist er für uns von der größten Wichtigkeit, reich an Nachrichten der verschiedensten Art, und für die Geschichte Otto's III. und Heinrichs II. unsere Hauptquelle. Er war Freund und Verwandter der sächsischen Kaiser.

3. Außer ihm finden wir die besten Nachrichten über das Ende des 10. und den Anfang des 11. Jahrh. in den Annales Quedlinburgenses — 1025, ausführlich und genau.

4. Das Leben König Heinrichs II. von Adelbold, Bischof in Utrecht, ist unvollendet und fast ganz aus Ditmar entlehnt, aber gut geschrieben. — Die vita des Bischofs von Hildesheim Bernward durch dessen Lehrer Thankmar ist für die Geschichte Sachsens von großer Bedeutung; auch das Leben seines Nachfolgers Godehard und das des Bischofs Meinwerc von Paderborn verdienen genannt zu werden, obgleich sie unbedeutend sind.

5. Wippo, Kaplan Kaiser Konrads II., dessen Leben er in edler Sprache beschrieben hat: vita Conradi Salici. Er war ein wissenschaftlich gebildeter Mann von achtungswerther Gesinnung.

6. Hermannus Contractus (der Lahme), aus dem Geschlechte der Grafen von Behringen, Benediktiner-Mönch in Reichenau; st. 1054; Chronik bis 1054, vom Jahre 1000 an; werthvolle Fortsetzung bis 1100 von Berthold und Bernold von Constanz.

7. Adam von Bremen (aus Meißen, Domherr und Schulrektor in Bremen, st. 1076); Kirchengeschichte des Nordens, von der Mitte des 8. Jahrh. bis 1076, gut geschrieben; für die Geschichte Norddeutschlands, besonders die Zeit Heinrich IV., wichtig.

8. Bruno von Corvey, de bello saxonico; ein leidenschaftlicher Gegner Heinrich IV., der vieles übertreibt und entstellt; für die Geschichte des Krieges dennoch nicht zu entbehren.

9. Lambert, von Aschaffenburg, Mönch in Hersfeld, Chronik von den ältesten Zeiten bis 1077; geistreich und gut geschrieben; für seine Zeit vom J. 1050 an Hauptquelle, überhaupt leicht der beste Geschichtschreiber des Mittelalters.

10. Marianus Scotus, st. 1086, Mönch in Fulda und Mainz; Chronik bis 1083; fortgesetzt von Dodechin bis 1200.

11. Sigbert, Mönch in Gembloux (Sigeb. Gemblacensis), st. 1112; Chronik, gelehrt und fleißig, reich an Nachrichten, aber verworren und unzuverlässig. Sein Buch ist von vielen fortgesetzt und im späteren Mittelalter sehr viel gebraucht worden. Sigbert hat auch das Leben des Bischofs Dietrich von Metz beschrieben.

12. Ekkehardus Uraugiensis (Urach), Chronik bis 1126, sorgfältig

und belehrend, in der Geschichte seiner Zeit von großem Werthe, unparteiischer als die meisten Historiker der Zeit, die entweder für oder gegen die Kaiser oder die Päpste schrieben. Mehrere Fortsetzungen, die bekannteste von dem Abte von Auersberg, Chron. Ursperg. bis 1229.

13. Recht wichtig sind die Briefe der Päpste und anderer bedeutender Männer, gesammelt von einem Geistlichen Ulrich in Bamberg im 12. Jahrh.

14. Sehr wichtig auch für die Auffassung des Geistes jener Zeit, wo der Kampf zwischen Heinrich und Gregor den Scharfsinn zur Vertheidigung der beiden großen Parteiansichten in Bewegung setzte, ist die Kenntniß der vielen Streitschriften, welche darauf berechnet waren, die öffentliche Meinung für oder wider zu bearbeiten. Die päpstliche Partei hat ihren Mittelpunkt in den Klöstern St. Blasien, Schafhausen und Hirschau; für den Kaiser schrieben aber auch sehr gelehrte, achtungswerthe und unbescholtene Männer. Die Namen der gegenseitigen Schriftsteller aufzuführen, ist hier nicht der Platz; ihre Charakteristik findet sich in dem vortrefflichen Werke von Stenzel: Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern. 1827 u. 28.

15. Die Lebensbeschreibung des osnabr. Bischof Benno, eines Freundes Heinrich IV., von Norbert, Abt des Klosters Iburg, welches Benno erbaut hat, giebt wichtige Nachrichten.

16. Die für die Geschichtsforschung so unentbehrlichen Kaiserurkunden hat Fr. Böhmer in seinen: Regesta regum atque imperat. Roman. inde a Conrado I. usque ad Henricum VII., und die päpstlichen Urkunden Ph. Jaffé: regesta pontif. Romanorum, herausgegeben.

17. Die Geschichtschreiber der Kreuzzüge sind überaus zahlreich; die Wichtigkeit des Gegenstandes, die allgemeine Theilnahme, die Fremdartigkeit des Unternehmens und das Wunderbare der verübten Thaten reizten viele, besonders die Theilnehmer selbst, zur Aufzeichnung für die Zurückgebliebenen und Nachfolgenden. Die meisten Schriftsteller sind aber fremde, nur wenige und minder bedeutende Deutsche. Der größte Theil derselben ist gesammelt von Bongars unter dem von einem der Geschichtschreiber entlehnten Titel: Gesta Dei per Francos, Hanovia 1611 fol.

Im 12. und 13. Jahrh. wirkte der Aufschwung, welchen die Kreuzzüge dem Geiste gaben, auch bald vortheilhaft auf die Geschichtschreibung. Es zeigt sich schon Wahl und Anordnung des Stoffes, die Anfänge der histor. Kunst. Oben an steht:

1. Otto, Bischof von Freisingen, starb 1158, Sohn des Markgrafen Leopold von Oestreich, philosophisch gebildet, freimüthig und beredt. Schrieb a) eine allgem. Gesch. bis zum J. 1152, gut fortgesetzt bis 1209, von Otto de St. Blasio; — b) das Leben Kaiser Friedr. I. bis 1156, welches der Freisingische Kanonikus Radewich, bis 1160 fortgesetzt hat; beide ebenso interessant als belehrend und mit Einsicht geschrieben.

2. Die Gesch. Friedrichs I. enthält bedeutende Aufklärung durch die Chron. Vincenz's v. Prag 1140—67, Otto's und Acerbus Morena Gesch. v. Lodi 1153—78, die Gesch. Romualds, Erzb. v. Salerno — 1168, das Gedicht Günthers Ligurinus und das Buch des sogenannten Sire Raul von Mailand de rebus gestis Friderici in Italia.

3. Chronik der Slaven von Helmold, Pfarrer bei Lübeck, bis 1170, und Arnold, bis 1209; wichtig für die Gesch. Heinrichs des Löwen und des welf. Hauses.

4. Für dieselbe giebt wichtige Nachrichten Gerhard, Propst v. Steberburg in seiner Chronik des Klosters, und der Mönch von Weingarten in seinem Buche de Guelfis und seiner Chronik.

5. Der sogenannte Annalista Saxo und Chronographus Saxo, meist Compilation, doch jener für das 11., dieser für das 12. Jahrh. im Einzelnen wichtig. — Fast alle Bisthümer, Kirchen und Klöster Deutschlands erhalten jetzt ihre Geschichtschreiber, die mehr oder minder auch die allgemeinen Angelegenheiten berühren und oft wichtiger sind als die allgemeinen und für die Bekanntmachung bestimmten Chroniken. Solche sind:

6. von Alb. v. Stade, bis 1256, von fremder Hand fortgesetzt bis 1324, ebenfalls meist Compilation;

7. von Gottfried v. Viterbo, bis 1186, dem Mönch Alberich, Ioh. Vitoduranus u. a. m., die im Einzelnen manches Schätzbare enthalten.

8. Wichtig sind die Briefsammlungen berühmter Männer aus jener Zeit vor allen:

a) die Briefe Papst Innocenz III. und

b) die Sammlung, die den Namen des Petrus de Vinea, Kanzlers Kaiser Friedr. II. (st. 1249) trägt.

9. In Rom im vaticanischen Archiv hat sich von dieser Zeit an die vollständige Sammlung der Briefe an und von den Päpsten, der Verhandlungen ihrer Gesandten und ähnlicher Acten erhalten, die, wie man leicht sieht, von der größten Bedeutung für die Geschichte dieser Zeit, aber sehr schwer zugänglich sind. Ein großer Theil ist in Rom von Pertz abgeschrieben, und in den Monumenten bekannt gemacht.

10. Für die Gesch. Kaisers Friedr. II. ist von hoher Wichtigkeit die Gesch. des Engländers Mathäus Paris, welche neben der engl. vom J. 1066—1295 auch die der übrigen europäischen Völker umständlich berührt. So auch mehrere italienische Geschichtschreiber, von denen hier nur Richard de St. Germano und Nicolaus de Jamsilla als die wichtigsten genannt werden mögen.

Gesammelt sind die Quellenschriftsteller in den großen Sammlungen von du Chesne, Bouquet (für Frankreich), Muratori (für Italien), Schard, Reuber, Urstisius, Pistorius, Freher, Goldast, Schilter, Meibom, Leibnitz, Eccard u. A. (für Deutschland). Vollständig geben die letzteren die Monumenta Germaniae historica.

11. So wie für die vor. Zeiträume die ältesten Gesetze der Franken und der ihnen unterworfenen Völker, so sind für das Mittelalter im engern Sinne wichtig die späteren Rechtssammlungen, welche unter dem Namen des Sachsenspiegels, des Schwabenspiegels und des Kaiserrechts bekannt sind.

II. Die sächsischen Kaiser. 919—1024.

33. Heinrich I. 919—36.

Die Erzählungen über die Wahl des Königs Heinrich sind vielfach entstellt worden. Wenn wir, wie es richtig ist, der Erzählung der ältesten Berichterstatter, Widukind und Thietmar, folgen, so geschah die eigentliche Wahl so, daß die Fürsten und Aeltesten der Franken, durch den Rath des sterbenden Königs Konrad gewonnen, auf den Ruf ihres Herzogs Eberhard sich im April des J. 919 zu Fritzlar versammelten und vor dem versammelten Volke der Franken und Sachsen den Herzog Heinrich zum Könige erhoben. Die Rechte zum Himmel erhebend, begrüßte die versammelte Menge mit starkem Zuruf den Namen des neuen Königs. Die eigentliche Wahlhandlung geschah also von den Großen der Franken; die Sachsen stimmten natürlich gern in die Wahl ihres Herzogs ein. Was die übrigen Stämme thun würden, war noch ungewiß; wir werden aber hören, wie Heinrich die Schwaben und Baiern auch bald zur Anerkennung seiner Würde gebracht hat. — Erst viel spätere Erzählungen bringen die Sage zum Vorschein, daß die Gesandten, welche dem Herzog Heinrich die Königskrone anbieten sollten, ihn auf seinen Gütern am Harze, und zwar am Vogelherde, beschäftigt gefunden hätten, woher sein Beiname der Vogelsteller oder der Finkler entstanden sei. Mochte eine solche Sage sich im Volke erhalten haben, was immer schon an sich ein eigenthümliches Interesse hat, die ältesten Quellen wissen nichts von derselben, und erst in der Mitte des

11. Jahrh. kommt jener Beiname, Heinricus auceps, in den Chroniken und Geschichtswerken vor.

König Heinrich, in dem kräftigen Mannesalter von achtunddreißig Jahren, als er das Königthum aller deutschen Stämme auf sich nahm, fing seine Regierung zwar auch mit innern Unruhen an, aber sie waren bald beigelegt; denn darin wurde Otto's des Erlauchten und König Konrads sehnlicher Wunsch erfüllt, daß Franken und Sachsen unter einander einig blieben. Herzog Burchard von Schwaben dagegen und Herzog Arnulf von Baiern, der von den Ungarn zurückgekehrt war, verweigerten anfangs den Gehorsam; Heinrich aber brachte sie schnell, weniger durch Waffen als die Gewalt der friedlichen Rede, zu ihrer Pflicht zurück. Vom J. 921 an gehorchte ganz Deutschland dem Könige Heinrich und störte kein innerer Krieg die Ruhe des Reiches. Lothringen aber, welches noch immer zwischen Frankreich und Deutschland hin und her schwankte, gewann Heinrich, nach manchen Kämpfen, und befestigte im J. 928 die Verbindung dadurch, daß er dessen Herzoge Gisilbrecht oder Giselbert seine Tochter Gerberge zur Gemahlin gab; und acht Jahrhunderte lang blieb von nun an dieses schöne Land mit dem deutschen Reiche verbunden.

Jetzt konnte Heinrich auch an die auswärtigen Feinde, die Slaven und Ungarn, denken. Die Ungarn vermeinten ihr altes Spiel mit den deutschen Landen nach wie vor treiben zu können, und zuerst mußte Heinrich auch ihren ungestümen Angriffen weichen, als sie im J. 924 wieder einen Raubzug bis tief in Sachsen machten; dann aber glückte es ihm, bei einem Ausfalle aus dem festen Schlosse Werle oder Werlaon[1]), einen ihrer vornehmsten Fürsten gefangen zu nehmen; und für dessen Loslassung und das Versprechen eines Tributes schlossen die Ungarn einen Waffenstillstand auf neun Jahre und versprachen, so lange gar nicht in des Königs Lande einzufallen. Sie mochten wohl denken, nachher das Versäumte doppelt einzuholen; aber der König benutzte diese neun Jahre so gut, daß sie, als sie nun wiederkamen, eine Gegenwehr fanden, welche sie nicht erwartet hatten.

Zuerst wehrte er mit aller Strenge den innern Unruhen und Räubereien, damit man desto eifriger sich gegen die Reichsfeinde rüsten konnte. In den späteren Zeiten der Karolinger war, wie wir schon gesehen haben, in den innern Fehden der Sinn für Gewaltthat und Raub selbst in vielen des Adels genährt worden. Heinrich strafte die Räuber, wo sie ergriffen wurden, denen aber, in welchen der bessere Geist wieder zu erwecken war, schenkte er die Strafe und gab ihnen Waffen und Land an den östlichen Grenzen des Reiches, damit sie ihre Kampflust gegen die Reichsfeinde wenden möchten. Bei Merseburg erhielt eine solche Schaar ihren Standpunkt, und so ward diese Stadt eine Vormauer gegen die Slaven, bis Heinrich in das eigene Land derselben weiter vordrang.

Ferner übte der König seine sächsischen Krieger, die bis dahin hauptsächlich nur zu Fuß zu fechten verstanden, in der Kunst des Reitergefechtes, damit sie den flüchtigen Ungarnschwärmen desto besser widerstehen könnten; und die Sachsen, die von jeher zu aller Waffenkunst willig und geschickt

---

1) Die Lage von Werle (bei Widukind Werlaon) ist vielfach besprochen; man hat es in Westphalen, im Braunschweigischen, Hildesheimischen und sonst finden wollen; am wahrscheinlichsten ist es die Königspfalz des Namens bei Goslar, welche im Sachsenspiegel vorkommt.

waren, lernten auch dieses sehr schnell. Er übte sie in geschlossenen Gliedern anzugreifen, den ersten Pfeil des Feindes abzuwarten und mit dem Schilde aufzufangen und alsdann rasch auf ihn loszustürzen, ehe er den zweiten abschießen könnte. An diese Bildung einer Reiterei knüpfte er auch eine strengere Kriegsordnung; der älteste Bruder in jedem Hause mußte, so scheint es, den Reiterdienst versehen; zum allgemeinen Aufgebot waren, nach der alten Verpflichtung, die er erneuerte, alle Waffenfähigen verbunden.

Endlich, da er wohl einsah, daß die Feinde dennoch Schaden genug anrichten könnten, wenn man sie auch einmal in die Flucht schlüge, indem sie, wie ein Sturmwind, bald hier, bald da erschienen, raubten und mordeten, und schon wieder fort waren, ehe man sie einholen konnte, so befestigte er mit großem Fleiße in der Zwischenzeit eine Anzahl von schon vorhandenen Oertern in Sachsen und Thüringen und legte manche neue Burgen dazu an, damit die Einwohner der Landschaft bei der ersten Nachricht vom Feinde sich und ihre Habe dahin flüchten könnten. Feste Plätze zu belagern, verstanden die Ungarn nicht, und wenn sie nicht recht viele Beute bei ihrem Zuge machen konnten, so kamen sie nicht leicht wieder. Heinrichs Erblande, wie überhaupt das nördliche Deutschland, waren arm an größeren Oertern, die man mit Städten vergleichen könnte; die zerstreute Wohnart der Deutschen war hier am längsten vorherrschend. Doch kamen einige Namen schon vor Heinrichs Zeit vor, und unter ihm, so wie gleich nach ihm, werden andere genannt, z. B. Quedlinburg, welches Heinrich, nach Ditmars Zeugnisse, von Grund aus erbaute; Merseburg, welches, er mit einer Mauer umgab; Goslar, dessen Gründung später fast einstimmig auf ihn zurückgeführt wird; ferner Nordhausen, Duderstadt und Gronau, welche er, nebst Quedlinburg und Pölde, im J. 929 seiner Gemahlin Mathilde zum Witthum verlieh. Auch Meißen, Wittenberg und Soest werden in Heinrichs Zeit versetzt. Daß aber Magdeburg, Erfurt, Halle, Itzehoe, Bardewik, schon unter Karl dem Großen vorkommen, ist bekannt. — Tag und Nacht war man, wie Widukind erzählt, mit Erbauung der Burgen beschäftigt und die Anwohner, ohne Rücksicht auf Stand und sonstige Abhängigkeitsverhältnisse, wurden zur Theilnahme gezwungen.

Um nun aber auch Besatzungen in diesen Städten und Burgen zu haben, verordnete Heinrich, daß von den Landbewohnern, die zum Kriegsdienste verpflichtet waren, immer der neunte Mann in die Stadt ziehen sollte; dieser mußte für die Gebäude sorgen, die ihm und den übrigen acht bei feindlichen Ueberfällen zum Zufluchtsorte dienen sollen, und jene mußten ihm dafür den dritten Theil ihrer Früchte jährlich liefern; damit er selbst zu leben hätte und das Uebrige auf die Zeit der Gefahr aufbewahrte.

Als Heinrich einige Jahre mit diesen Vorkehrungen zugebracht hatte, benutzte er die Gelegenheit, seine Krieger auf eine ernsthaftere Art zu üben, indem er die Nachbarn Deutschlands im Osten und Norden, die zwar nicht so gefährlich als die Ungarn, aber doch feindlich genug gesinnt waren, zu Paaren trieb. Die Slaven in der Mark Brandenburg, die Heveller (an der Havel), schlug er und eroberte ihre Stadt Brennaburg (Brandenburg) nach einer Belagerung im härtesten Winter, indem er auf dem Eise der Havel sein Lager aufschlug. — Dann unterwarf er die Daleminzier, die das Ufer der Elbe von Meißen bis nach Böhmen hin bewohnten. Auch gegen Böhmen unternahm König Heinrich einen Zug, belagerte den Herzog Wenzeslaus

in seiner Hauptstadt Prag und zwang ihn zur Unterwerfung. Von dieser Zeit an forderten die deutschen Könige von den Herzögen in Böhmen die Lehnspflicht.

Diese Begebenheiten fallen wahrscheinlich in die J. 928 und 29. In diesem letzten Jahre aber, vielleicht aufgemuntert durch die Abwesenheit des Königs auf dem böhmischen Zuge, empört sich das wendische Volk der Redarier, die benachbarten Stämme der Wenden erhoben sich fast sämmtlich, und ein allgemeines Aufgebot der Sachsen mußte gegen sie gesendet werden. Die Feldherren des Königs, Bernhard und Thietmar, belagerten die Stadt Lukini (Lenzen), nahe der Elbe. Ein großes Heer der Wenden rückte zum Entsatze heran; es kam im Septbr. 929 zu einer blutigen Schlacht, welche mit dem gänzlichen Untergange der Feinde endigte. Widukind nennt 200,000 Erschlagene. Wenn auch die Zahl weit übertrieben sein mag, so ist doch sicher, daß dieser Sieg die Wenden dauernd der sächsischen Herrschaft unterwarf.

Zur Sicherung dieser Fortschritte erweiterte König Heinrich ohne Zweifel die schon bestehenden Einrichtungen an der slavischen Grenze und aus diesen bildeten sich nach und nach die Markgrafschaft Nordsachsen, die heutige Altmark, und an der Elbe die Markgrafschaft Meißen, wo Heinrich die gleichnamige Stadt und Veste gründete. Die wirkliche Einrichtung beider Markgrafschaften kann wohl nicht schon dem Könige Heinrich zugeschrieben werden, sondern sie fällt in die Zeit der Ottonen; allein sie folgte aus seinen Gründungen. Ebenfalls ist es nicht erwiesen, daß Heinrich zur Verbreitung des Christenthums unter den Slaven schon Bisthümer gründete; die Unruhe der Zeiten mochte ihn in den wenigen noch übrigen Jahren seiner Regierung daran verhindern; aber sein Sohn Otto führte das, was der Vater schon im Sinn gehabt hatte, durch kirchliche Stiftungen in jenen Gegenden aus.

Unterdeß kam der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn seinem Ende nahe. Diese schickten eine Gesandschaft und forderten den gewöhnlichen Tribut. Der König aber, im Vertrauen auf seine getroffenen Einrichtungen und sein neu geübtes Heer, beschloß den Kampf gegen die Erbfeinde zu unternehmen. Er versammelte sein Volk und sprach so zu demselben:

„Ihr wisset, von welchen Gefahren unser vormals zerrüttetes Reich jetzt frei ist, denn es war durch innere Unruhen und durch auswärtige Kriege zerrissen. Jetzt ist, durch Gottes Schutz, durch unsere Bemühungen und durch eure Tapferkeit der eine Feind, die Slaven, zur Unterwerfung gebracht; nichts bleibt uns übrig, als eben so gemeinschaftlich gegen die allgemeinen Feinde, die Avaren (so nennt er die Ungarn), uns zu erheben. Bisher haben wir alles das Unsrige hingeben müssen, sie zu bereichern, jetzt müßte ich die Kirche plündern, denn das Uebrige alle haben sie. Wählet nun selbst. Wollet ihr, daß ich hinwegnehme, was zum Dienste Gottes bestimmt ist, und uns damit von den Feinden Gottes den Frieden erkaufe? Oder wollen wir, wie es Deutschen geziemt, fest vertrauen, daß er uns erlösen werde, der in Wahrheit unser Herr und Erlöser ist?"

Da erhob das Volk die Stimme und die Hände zum Himmel und schwur zu streiten.

Darauf wurden die Gesandten der Ungarn, welche den Tribut fordern sollten, leer in ihr Land zurückgeschickt. Spätere Erzählungen lassen den König Heinrich den Gesandten einen an Ohren und Schwanz verstümmelten,

räudigen Hund, ein althergebrachtes Zeichen des äußersten Schimpfes, statt des Tributes überreichen. Ergrimmt rüsteten sich die Ungarn mit großer Macht, um eine bittere Rache zu nehmen. Sie kamen in zwei großen Schaaren herangezogen. Die eine wandte sich nach Thüringen und verheerte das Land, so weit die festen Städte dasselbe nicht schützten, bis in die Wesergegenden. Aber ein aus Sachsen und Thüringern gebildetes Heer griff diesen westlichen Haufen an, schlug denselben, tödtete die Anführer und trieb ihn flüchtig durch ganz Thüringen. Die Herumirrenden kamen theils durch Hunger und Kälte, theils durchs Schwert um.

Das andere Heer der Ungarn, welches in den östlichen Gegenden geblieben war, erfuhr die Niederlage der Brüder, als es gerade den Sitz von Heinrichs, an den Thüringer Wido vermählten, Schwester belagerte. Welche Stadt dieses gewesen, ist leider nicht mit Sicherheit zu ermitteln. Einige haben Merseburg angenommen, welches Liutprand, als den Lagerplatz der Ungarn nennt, andere Wittenberg. Der König lagerte, wie Widukind erzählt, bei dem Orte Riäde, dessen Lage aber ebenfalls nicht sicher zu bestimmen ist. Doch scheint so viel als das Wahrscheinlichste festzustehen, daß die Schlacht in den Gegenden der Saale, nicht weit von Merseburg, im Haßgau, vorgefallen ist.

Als die Ungarn das Anrücken des Königs erfuhren, verließen sie das Lager und zündeten, ihrer Gewohnheit nach, große Feuer an, um ihre zum Plündern zerstreuten Haufen durch die Flamme und den Rauch zu versammeln. Am folgenden Morgen, es war der 15. März 933, rückte Heinrich mit seinem Heere heran. Mit feurigen Worten ermahnte er die Seinigen, für das Vaterland und ihre erschlagenen oder als Knechte weggeführten Verwandten heute Rache zu nehmen; zugleich sahen die ermuthigten Krieger ihn selbst, den König, wie er, mit der heiligen Lanze 1) in der Hand, bald zu den ersten, bald zu den mittleren und wieder zu den letzten Reihen flog und vor ihm das Hauptbanner des Heeres wehte, welches der Engel hieß, weil es mit dem Zeichen des Erzengels Michael geschmückt war. Da fühlten die deutschen Streiter die Zuversicht des Sieges in ihrer Brust und erwarteten das Zeichen der Schlacht. Der König aber, der es schon an den Bewegungen der Feinde erkannte, daß sie nicht Stand halten würden, schickte einen Theil der Thüringischen Landwehr mit wenigen geharnischten Reitern voraus, damit die Feinde diesen beinahe unbewaffneten Haufen verfolgen möchten und so bis an sein Hauptheer herangelockt würden. Dieses geschah; aber dennoch ergriffen sie bei dem Anblicke der deutschen wohlgerüsteten Reihen so schnell die Flucht, daß es kaum zu einer ordentlichen Schlacht kam. Mehrere wurden noch auf der Flucht niedergemacht oder gefangen, das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen wurde erbeutet, und was das Rührendste und Erfreulichste war, die Gefangenen, welche die Ungarn schon als Sklaven zusammengetrieben hatten, sahen sich so unerwartet befreit. Da fiel Heinrich mit dem Heere nieder und dankte Gott für den Sieg; den Tribut, den er den Feinden früher zahlen mußte, bestimmte er dem Dienste der Kirche und zu milden Gaben

1) Diese heilige Lanze hatte Heinrich einst vom Könige Rudolf von Burgund zum Geschenke erhalten; sie war mit einem Kreuze aus Nägeln versehen, mit welchen, wie man glaubte, die Hände und Füße des Heilands an's Kreuz geschlagen waren. Der König Heinrich und seine Nachfolger hielten das Heiligthum sehr hoch und trugen es an wichtigen Tagen.

für die Armen; und der König selbst, sagt Widukind, wurde von den begeisterten Kriegern hinfort „Vater des Vaterlandes" und „allgebietender Herr" und „Imperator" genannt, und der Ruhm seiner Tugend und Tapferkeit verbreitete sich durch alle Lande.

Dieses war die gewöhnlich sogenannte Merseburger Schlacht, oder die Schlacht des Haßgaues, im J. 933. Zu ihrem Andenken ließ Heinrich, wie Liutprand erzählt, ein Gemälde der Schlacht in dem Speisesaale seiner Pfalz zu Merseburg anfertigen, welches den Sieg in lebendiger Wahrheit darstellte.

Das Jahr 934 gab dem König Heinrich noch Gelegenheit zu einem ruhmvollen Zuge gegen die Dänen, welche die Küsten Frieslands und Sachsens räuberisch verheerten. Er drang mit einem Heere in ihr eignes Land ein, zwang den König Gorm, gewöhnlich der Alte beigenannt, zum Frieden, setzte bei Schleswig die Grenzen des Reiches fest, setzte einen Markgrafen ein und ließ eine Colonie von Sachsen dort sich niederlassen. Ja, einer aus dem königlichen Geschlechte, — vielleicht Gorms Sohn Knud, nach Andern sein zweiter Sohn Harold, — wurde für den christlichen Glauben gewonnen. So wurde die, schon zur Zeit der Karolinger zum Schutze der Reichsgrenze bestehende, Markgrafschaft Schleswig an der Schlei und Treen, welche in der Zeit der Zerüttung den Dänen wieder heimgefallen war, durch Heinrich hergestellt, und dieser sah am Abend seines ruhmvollen Lebens auch den Feind im Norden des Vaterlandes, der ein Jahrhundert hindurch alle Länder Europa's mit Schrecken erfüllt hatte, vor ihm in seine Grenzen zurückweichen und sein Uebergewicht anerkennen. (Dieser Landstrich zwischen Schlei und Eider blieb von da an fast hundert Jahre mit Deutschland vereinigt, als Kaiser Konrad II. denselben im J. 1027, an den König Knud wieder abtrat.)

Auch in seinem Hause war König Heinrich ein glücklicher, mit den Tugenden eines frommen und würdigen Hausvaters geschmückter, Mann. Seine Gemahlin, die fromme und sanfte Mathilde, aus dem Geschlechte des alten Herzogs Widukind, war ein Muster der Frauen. Sie vermochte viel über den König und bewirkte oft, wo es möglich war, Gnade für den Strafbaren. Es schmerzte ihn, wenn die öffentliche Gerechtigkeit ihn nöthigte, ihr eine solche Bitte abzuschlagen. — Fünf Kinder gebar sie ihm, Otto, Gerberga, Hedvigis, dann später Heinrich und Bruno. Von seiner ersten Gemahlin Hatburgis, die, früher dem Klosterleben bestimmt, von der Kirche nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkannt und bald von ihm getrennt wurde, war ein Sohn Thankmar vorhanden, der aber eben deshalb nicht als ächtgeboren gelten konnte.

Seinen Erstgebornen aus der zweiten Ehe und Nachfolger Otto vermählte Heinrich im J. 929 mit der Editha, Tochter des Königs Edward von England, und gab dadurch das erste Beispiel, welches die Könige des sächsischen Stammes mehrfach befolgten, sich mit den übrigen Königshäusern in Europa zu verbinden. Es war ein großartiges Streben in diesem Geschlechte.

Gegen das Ende seines Lebens soll Heinrich, nach Widukinds Zeugnisse, nachdem sein hohes Ziel, dem Reiche Ruhe im Innern und Ansehen und Würde nach Außen zu verschaffen, so rühmlich gelungen war, auch die Absicht gehegt haben, nach Italien zu gehen, vielleicht um die Verbindung dieses Landes mit dem Reiche der Deutschen herzustellen, wahrscheinlicher

aber, um einem Triebe der Frömmigkeit als Pilger zum Grabe des Apostels Petrus zu genügen. In wie weit diese Angabe gegründet ist, kann nicht dargethan werden; wenn der König die Absicht gehegt hat, so wurde er doch durch Krankheit an der Ausführung verhindert. Im Herbst 935 wurde er zu Bodfeld, unweit von Elbingerode am Bodeflusse, von einem Schlaganfalle gerührt und lag lange krank darnieder. Als er sich wieder im Stande fühlte, die letzten Geschäfte zur Sicherung der Ruhe des Reiches vor seinem Ende vorzunehmen, berief er eine Versammlung der Großen nach Erfurt. In seinem erstgebornen Sohne von der Mathilde, Otto, erkannte er die Kraft und Geistesgröße, welche dem Herrscher geziemen; die Mutter begünstigte den zweiten Sohn, Heinrich, welcher eine herrliche Gabe der Rede und außerordentliche Schönheit besaß und dabei sanfter war, als der oft harte und leidenschaftliche Bruder, und dadurch, daß er geboren war, als der Vater schon die Königswürde bekleidete, einen Anspruch auf die Nachfolge machen zu können schien. Allein der Wille des Vaters vermochte die Großen, Otto als Nachfolger schon vorläufig anzuerkennen.

Beruhigt ging Heinrich von Erfurt nach Memleben. Hier wiederholte sich der Schlaganfall und nachdem er ergeben und gerührt von seiner Gemahlin Abschied genommen hatte, starb er an einem Sonnabend, am 1. Juli 936, in einem Alter von sechzig Jahren, in Gegegenwart seiner Söhne und mehrerer Fürsten des Reiches. In der Stadt, die er selber gegründet, zu Quedlinburg in der Kirche des heiligen Petrus vor dem Altare, wurde Heinrich begraben, wo sein schlichtes Grabmal noch zu sehen ist.

Er hatte nur achtzehn Jahre regiert und gleichwohl in dieser Zeit sein Reich aus tiefem Verfalle zu Kraft und Ansehen erhoben. Gegen die Feinde war er stark und gewaltig, gegen Freunde und Unterthanen gerecht, freundlich und mild, und durch beides das Muster eines deutschen Königs. Er wird geschildert als von schöner, ritterlicher Gestalt, ein kühner und glücklicher Jäger, und so geschickt in den Uebungen des Körpers und der Waffen, daß er in den Kampfspielen allen Gegnern ein Schrecken war Beim Mahle war er heiter, wußte aber immer die königliche Würde so zu bewahren, daß jeder in den Schranken der Ehrerbietung blieb.

Die Stiftungen König Heinrichs. Wir nennen den König Heinrich mit Recht einen der größten unter unsern Fürsten. Das ist das Merkmal wahrhaft großer Männer, nicht daß sie nur Thaten verrichten, über welche die Welt staunt, sondern daß sie Werke zurücklassen, welche den lebendigen Keim einer neuen Zukunft in sich tragen. Leider sind die ältsten und ächten Nachrichten über König Heinrich zum Theil so dürftig und lückenhaft, daß Vieles, was ihm die Folgezeit zugeschrieben hat, nicht mit Sicherheit zu erweisen ist; aber schon dieses, daß er von den Schriftstellern des Mittelalters als Stifter so vieler wichtiger Dinge genannt wird, als Begründer des Ritterstandes und Veredler des Adels, und eben so als Stifter der Städte und des Bürgerthums in denselben, daß die Stiftung von Markgrafschaften und Bisthümern auf ihn zurückgeführt wird, die doch erst nach ihm entstanden — das Alles ist ein Beweis, wie wichtig sein Wirken gewesen und wie groß sein Bild sich im Andenken der Menschen erhalten hatte.

Lassen wir alles auch fahren, was nicht als geschichtlich erwiesen gelten

kann, so bleibt doch so viel übrig: König Heinrich ist ein Wohlthäter des nördlichen Deutschlands dadurch geworden, daß er durch die Anlegung und Beförderung von Städten in diesen Gegenden das Emporkommen des **Bürgerstandes** möglich machte. Der Stand der gemeinen freien Leute war, wie schon früher erzählt ist, am Ende der karolingischen Zeit außerordentlich geschwächt. Schon wurde das Land zum großen Theile nur von dienstbaren Leuten bebaut; die bürgerlichen Gewerbe und der Handel waren in den Gegenden, wo es noch wenig Städte gab, ganz in ihrer Kindheit; in den Theilen Deutschlands aber, wo von der Römer Zeit her größere Städte bestanden, in den Gegenden des Rheins und der Donau waren fast alle Geschäfte des Lebens, welche Gewinn brachten, — kaum möchten wir das Uebel in so früher Zeit suchen, — in den Händen der Juden. Der Adel hielt diese Geschäfte unter seiner Würde, ja er wurde vielfältig von den Juden, welche bereits unermeßliche Reichthümer erworben hatten, abhängig, weil er oft in der Noth ihres Geldes bedurfte. Schon in den letzten Zeiten des römischen Kaiserthums waren die Juden durch die Gesetze sehr begünstigt und durch Honorius unter anderm ganz vom Kriegsdienste befreit worden. Ihre Hauptsitze waren die Städte Cöln, Coblenz, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Constanz, Regensburg, Passau u. s. w., und in diesen Städten lebten sie in so großer Anzahl daß sie auch hier das schnelle Emporkommen eines begüterten freien Handels- und Gewerbstandes verhindert hatten.

Nun aber baute der befestigte König Heinrich, wie wir gesehen haben, eine Anzahl von Städten in Sachsen und Thüringen und setzte Einwohner vom Lande hinein, gewiß nicht blos wie manche gemeint haben, für die Zeit des Krieges, sondern zum dauernden Aufenthalte; und er wußte zugleich Mittel zu finden, den alten Widerwillen der Sachsen gegen das Stadtleben zu überwinden. Er gewährte denen, welche hineinzogen, Sicherheit der Rechtspflege; nicht unwahrscheinlich ist es, daß jede Stadt ihren eigenen Grafen erhielt, der im Kriege der Anführer, im Frieden der nächste Richter und Vorstand war, wenn er gleich unter dem Grafen des Gaues, in welchem die Stadt lag, gestanden haben mag. Ferner verordnete er, wie Widukind ausdrücklich berichtet, daß alle Berathungen, Versammlungen und Feste von den Einwohnern der benachbarten Gegend in den Städten gefeiert werden sollten. Daß Jahrmärkte sich an dieselben anschlossen und Gewerbe und Verkehr in den Städten ihren Mittelpunkt fanden, liegt in der ganz natürlichen Entwicklung der Sache. Was vorher durch die Mitglieder der Familie auf dem Lande oder durch Leibeigene in jedem Hause einzeln angefertigt war, wurde bald viel vollkommener von den Handwerkern und Künstlern der Städte, von Meistern und Gesellen, im Großen verfertigt. Solche Vertheilung der Arbeit ist die Grundlage aller höheren Ausbildung bei den Völkern. Bedarf es auch noch der Auseinandersetzung, wie gewiß in den Städten, welche ja als Wehrplätze von Heinrich errichtet waren, sich auch auf natürlichem Wege Waffenübungen unter den Bürgern einfanden, um sie zur Vertheidigung ihrer Mauern immer geschickt zu erhalten, und damit auch Waffenlust und Waffenfeste, wozu der Deutsche immer den Antrieb in sich selber gefunden hat? — Durch dieses Alles wurden nicht nur immer mehr Menschen in die festen Pläne gelockt, sondern, da mehrere derselben gewiß ursprünglich nur von beschränktem Umfange waren, so bauten sich immer mehr Anwohner um die Burg herum an und es entstand eine Stadt

außerhalb der Burg; und auch diese wurde später, zur Vertheidigung gegen feindliche Anfälle, mit Mauern umgeben.

Das hier Gesagte soll jedoch nicht so verstanden werden, als habe Heinrichs Stiftung sogleich das ganze Leben im nördlichen Deutschland geändert und einen großen, freien Bürgerstand geschaffen; vielmehr ging es bei dem Widerwillen der Sachsen gegen das geschlossene Leben in Städten, wie auch die Folgezeit lehrt, nur langsam damit. Aber der Grund ward durch ihn gelegt, und der Anstoß wurde gegeben, und so viel nur vermag der Einzelne. Sein Verdienst ist, daß er die Forderungen der Zeit erkannte und ihren Fortschritt förderte; der Gang der menschlichen Entwicklung mußte im Großen das Angefangene fortführen. Aber dieser Gang wird auch nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten gemessen, und so offenbaren sich die Folgen von Heinrichs großartigen Gedanken erst in der Blüte des Städtelebens im ferneren Laufe des Mittelalters.

34. Kaiser Otto I. 936—73.

Schon vor König Heinrichs Tode hatten ihm die Fürsten, wie wir gesehen haben, für seinen Sohn Otto die Nachfolge im Reiche versprochen und nach seinem Tode hatten die Sachsen und Franken ihn wirklich erwählt; aber um alle deutschen Stämme zur Anerkennung heranzuziehen, wurde die Ernennung auf einer großen Reichs-Versammlung zu Aachen feierlich bestätigt und Otto am 8. Aug. 936 gekrönt. Zwei der großen Erzbischöfe am Rheinstrome stritten um die Ehre der Krönung. Der von Köln begehrte sie, weil die Stadt Aachen in seinem Kirchensprengel liege; der von Trier, weil sein Erzbisthum das älteste sei. Da wurde endlich beschlossen, daß keiner von ihnen, sondern der Erzbischof Hildebert von Mainz die Krönung verrichten solle. Der Herzog Giselbrecht von Lothringen, in dessen Herzogthume Aachen lag, hatte für die Wohnung und Bewirthung der Fremden gesorgt; es war ihrer eine große Menge versammelt. Der Herzog Eberhard von Franken verwaltete die Tafel und das Essen; Herzog Hermann von Schwaben sorgte für den Wein, und Herzog Arnulf von Baiern für die Pferde und das Lager. Man hat hierin die ersten Spuren der nachherigen Erzämter des Reiches gefunden.

Als nun das Volk in dem großen Dome zu Aachen versammelt war, führte der Erzbischof den jungen König an der Hand hervor und sprach so zu dem Volke: „Sehet, hier stelle ich euch den von Gott erwählten, vom König Heinrich vorgeschlagenen, nun aber von allen Fürsten anerkannten König Otto vor. Wenn euch diese Wahl gefällt, so erhebet zum Zeichen dessen eure rechte Hand zum Himmel!"

Alsbald erhob das ganze Volk die Hände und rief dem neuen Könige Heil zu. Dann trat der Erzbischof mit ihm zum Altare, auf welchem die königlichen Kleinodien lagen, das Schwert mit dem Gürtel, der Kaisermantel mit den Spangen, und der Stab mit Scepter und Krone. Das Schwert überreichte er ihm mit diesen Worten: „Nimm hin das Schwert, alle Feinde Christi zu vertreiben und den Frieden aller Christen auf das Stärkste zu befestigen!" — und also auch mit ähnlichen Anreden die andern Stücke. Dann salbte er ihn mit dem geweihten Oele und setzte ihm die Krone auf, führte ihn zum Throne, der zwischen zwei schönen Marmorsäulen

errichtet war; und hier saß Otto, bis das feierliche Hochamt vollendet war. Staunend waren aller Augen auf den jungen 24jährigen König gerichtet, dessen Anblick einen jeden mit Ehrfurcht erfüllte. Die hohe fürstliche Gestalt, die breite männliche Brust, das große, strahlende Auge, das lange blonde Haar, welches von seinem Scheitel herabwallete; Alles schien den gebornen Herrscher zu verkündigen. Und als nun Otto, nach Beendigung der Festlichkeiten, die Regierung mit jugendlicher Kraft anfing, da zeigte sich bald, daß der äußere Schein nicht gelogen hatte.

Aber so milde Gewalt über die Herzen der Menschen, wie sein Vater Heinrich, gewann Otto nicht. Man hat ihn, seines ernsthaften, oft schreckbaren, Ansehens wegen einen Löwen genannt, und gleich dem Löwen warf er auch alle Feinde nieder, so oft und so viele ihrer in und außer Deutschland gegen ihn aufstanden. Er wurde ein großer und mächtiger Fürst und galt bald als der erste in der Christenheit: er brachte die Kaiserkrone Karls des Großen auf sein Haupt und machte das deutsche Reich und den deutschen Namen so groß unter allen Völkern, daß sich keines mit ihm vergleichen mochte. So gewaltige Dinge kann ein gewöhnlicher Mann, welcher einzig den Frieden und die Ruhe liebt, nicht ausrichten; sondern nur derjenige, welchem der Ruhm seines Volkes als ein hohes, strahlendes Bild vor Augen schwebt. Und wenn auch dem Kaiser Otto der Stolz seiner Seele viele Feinde zuzog, und wenn er auch in dem Zorne, der seine männliche Brust oft gewaltig bewegen konnte, streng mit dem Widersacher verfuhr, so ist er doch auch in seinem Edelmuthe dem Löwen zu vergleichen, daß er des Schwächern schonte und dem bittenden Feinde nicht Einmal, sondern wohl oftmals, verzieh; wie er denn überhaupt im Grunde des Gemüthes leutselig, freundlich und heiter war und z. B., wie man von ihm erzählt, oft auf der Falkenjagd, die er besonders liebte, auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singend gehört wurde. Eines Vergehens gedachte er nie wieder, wenn er einmal vergeben hatte. Dabei führten ihn der Zorn und die Strenge nie über die Grenze der Gerechtigkeit hinaus; das Gesetz galt ihm über alles.

Unser Vaterland, welches vor den beiden großen Königen Heinrich und Otto im Innern zerrüttet und auf dem Wege zur Auflösung, nach Außen aber von höhnenden Feinden umgeben war, stand nach zwei solchen Herrschern neugeboren da. Nicht nur waren die Feinde zu Boden geschlagen, sondern sogar neue Länder erworben; und alle andern Völker, die noch eben ihren Uebermuth an Deutschland ausgelassen hatten, beugten sich vor ihm.

Zwar lehnten sich gleich im Anfange seiner Regierung viele Fürsten gegen den vierundzwanzigjährigen König auf: die Franken unter Eberhard und die Lothringer unter Giselbrecht, die, freilich auch gereizt durch den Uebermuth der auf ihren König stolzen Sachsen, es noch immer nicht vergessen konnten, daß ein Sachse die Königswürde besaß; ferner sein Halbbruder Thankmar, ja sein eigener jüngerer Bruder Heinrich, der Mutter Liebling, welcher mehr als Otto die höchste Würde verdient zu haben glaubte. Und diese innern Gegner Ottos fanden sogar Beistand bei dem Könige Ludwig von Frankreich. Es war eine gefährliche Verbindung dieser Fürsten gegen den jungen König. Aber nie hat sich Otto größer und eines Königs würdiger gezeigt, als wenn das Unglück am größten war und er fast verlassen dastand. Und das Schicksal stand seinem hohen Muthe

bei. Thankmar kam in dem Streite selbst um; die Franken und Lothringer wurden durch die Waffen zur Ruhe gebracht, nachdem die Herzöge Eberhard und Giselbrecht ebenfalls im J. 939 umgekommen waren; und Heinrich, der mit ihnen verbunden gewesen, warf sich zu Frankfurt in der Weihnachtsnacht 941 seinem Bruder auf dem Wege in die Kirche zu Füßen und erhielt vollkommene Verzeihung, obwohl er sich dreimal gegen ihn empört und sogar an einer Verschwörung gegen das Leben des Königs Theil genommen hatte. Ja Otto gab ihm im J. 945 das erledigte Herzogthum Baiern, und sie sind von da an treue Freunde geblieben bis an ihren Tod. Das Herzogthum der Franken aber besetzte Otto nach Eberhards Tode nicht wieder, damit der Widerstand dieses stolzesten Stammes seinen Mittelpunkt verlöre. Von nun an galt der König selbst als der geborne Herzog der Franken. Das Herzogthum Lothringen dagegen gab er im J. 944 dem treuen Grafen Konrad, später von Worms beigenannt, und vermählte demselben im J. 947 seine einzige Tochter Luitgard. (Beide sind die Stammeltern des jetzigen lothringisch-östreichischen Hauses). Das Herzogthum Schwaben endlich verlieh er im J. 949, nach Herzog Hermanns Tode, seinem eignen Sohn Ludolf, der mit Hermanns Tochter Ida vermählt war.

Nicht weniger beschäftigten die äußeren Feinde den König. Mit den nordöstlichen Nachbarn, den Wenden, hatte er langwierige und blutige Kriege zu führen; doch machte er sie bis an die Oder zinsbar und stiftete Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg, um auch das Christenthum unter ihnen zu befestigen, und unterwarf sie später dem erzbischöflichen Stuhle zu Magdeburg, den er im J. 968 zugleich aus den Bisthümern Merseburg, Zeitz und Meißen errichtete. Sein Gehülfe an dieser Nordostgrenze des Reiches war der Markgraf Gero, einer der kräftigsten und thätigsten Männer unter Otto's Regierung, den man als den eigentlichen Begründer der deutschen Herrschaft zwischen der mittleren Elbe und der Oder, in Brandenburg und der Lausitz, ansehen kann. Die nordwestliche Mark von der Mündung der Eider an den Küsten der Ostsee her bis zum Haff wurde von dem tapfern Hermann Billung eben so kräftig verwaltet. — Auch die Herzöge von Böhmen und Polen mußten Otto's Obergewalt anerkennen, und durch die Stiftung der Bisthümer Prag und Posen suchte er auch bis in diese fernen Gegenden die milde christliche Lehre zu verbreiten. — Die Dänen, welche kürzlich die von seinem Vater gestiftete Markgrafschaft Schleswig verwüstet hatten, trieb er bis in die Spitze von Jütland zurück; und von ihm soll, freilich wohl nach einer späteren Sage, ein Meeresarm an dieser Küste, in welcher er seine Lanze warf, den Namen Ottensund erhalten haben. Der König Harald ließ sich, nebst seiner Gemahlin Gunilde und seinem Sohn Sveno, taufen, und in Schleswig, Ripen und Aarhuus wurden Bisthümer angelegt. Otto fühlte die Bestimmung eines christlich-germanischen Königs in sich, wie Karl der Große; er verbreitete das Christenthum mit germanischer Bildung, indem er auch deutsche Colonien in die eroberten Länder verpflanzte.

Im Südosten des Reiches widerstand der neue Herzog von Baiern, Otto's versöhnter Bruder Heinrich, nicht nur den Angriffen der Ungarn sondern er drang auch in das Innere ihres Landes, bis an die Theis, vor und züchtigte das räuberische Volk. So hatte der König Otto in den

ersten funfzehn Jahren seiner Regierung das Werk seines Vaters so kräftig fortgeführt, daß die Zerspaltung Deutschlands um ein Großes vermindert und die großartige Weltstellung, welche dasselbe einzunehmen bestimmt war, vorbereitet war. Der Widerstand der Franken, Lothringer und Baiern war gebrochen, das fränkische Herzogthum war gar nicht hergestellt, Sachsen und Thüringen vereinigte der König in seiner eignen Hand, und die Herzogthümer Baiern, Lothringen und Schwaben waren in den Händen seiner nächsten Blutsverwandten. Die Rechte des alten Volksherzogthums beschränkte er überdies sehr, es sollte fortan nur ein Reichsamt sein. Die königliche Macht erhob sich wieder über alle andere Gewalten, und da der König seine Pfalzen im ganzen Reiche umher hatte und wo er war, auch das Reichsregiment sich befand, so trug seine Nähe bei allen Stämmen nicht wenig zur Befestigung der Einheit des Reiches bei. Wie Otto die Nachbarn in Osten und Norden theils bezwungen, theils lehnpflichtig gemacht und eine Kette von Bisthümern rund umher bis in die Spitze von Jütland angelegt hatte, die mit den Waffen der Religion und Gesittung eine eben so starke Schutzwehr gegen die Barbaren aufführten, als die überall sich an einander reihenden Marken mit ihrer kriegerischen Einrichtung, so breitete er auch nach Westen starken Einfluß aus. In den Kämpfen der mächtigen Vasallen in Frankreich gegen den schwachen Karolinger Ludwig IV. gab er oft die Entscheidung; sein Einfluß glich nicht selten der Herrschaft. Es kam nun auch die Zeit, da der Süden die Kraft des deutschen Königs wiederum kennen lernen sollte.

Otto's erster Zug nach Italien im J. 951. Der Zustand Italiens nämlich mußte des, die Zeiten Karls des Großen erneuernden, Königs Augen nach diesem schönen Lande hinwenden. Hier war, seit dem Erlöschen des karolingischen Stammes, ein unglücklicher Wechsel von Herren gewesen, der das Land zerrüttete, und dazu hausten in vielen Gegenden räuberische Fremde oder durchzogen plündernd das Land. Sarazenen hatten sich auf den Felsen der Küste hin und wieder eingenistet, und durch die schönen Gefilde Oberitaliens zogen häufig die Schwärme der Magyaren, die unter anderm im J. 924 die Stadt Pavia, nach Rom die schönste Stadt des Abendlandes, in einen Schutthaufen verwandelten. Im südlichen Theile Italiens bestand noch, bis in die Nähe Roms, die Herrschaft der griechischen Kaiser, deren Söldlinge, aus vielen Völkern zusammengelaufen, eine Geißel des Landes waren. Das Schlimmste aber war die aus dem Unglück hervorgehende Erschlaffung und Entsittlichung des Volkes, welchem die Geistlichkeit mit schlimmen Beispielen voranging.

In Oberitalien hatten sich bald einheimische Fürsten, bald die Könige von Burgund, der Herrschaft bemächtigt und zum Theil sogar den kaiserlichen Namen geführt. Im J. 950 starb der letzte König aus burgundischem Stamme, Lothar, und der Markgraf Berengar von Ivrea riß die Gewalt an sich. Um sich desto mehr in derselben zu befestigen, wollte er Lothars neunzehnjährige Wittwe, die Königin Adelheid, mit seinem Sohne Adelbert vermählen. Adelheid weigerte sich standhaft und wurde vom Könige in einer Burg am Gardasee gefangen gesetzt; sie entfloh mit Hülfe eines Geistlichen, Martin, der sie durch einen Gang, den er unter der Thür des Gefängnisses gegraben hatte, ins Freie führte, unter vielen Gefahren zum Bischof Adelhard von Reggio. Dies gab dem Könige Otto Veranlassung sich in die italienischen Verhältnisse zu mischen,

mehrere Große, vielleicht Adelheid selbst, ließen ihn um Hülfe bitten. Er zog im J. 951 über die Alpen, nahm das nach der Zerstörung durch die Ungarn wieder aufgebaute Pavia ein, erhielt von den Großen des Landes die Huldigung als König der Langobarden und vermählte sich, da seine erste Gemahlin Editha schon im J. 946 gestorben war, mit der schönen, ritterlich erkämpften, Adelheid. Mit Berengar versöhnte er sich im folgenden Jahre zu Augsburg und ließ ihm Lombardien als Lehen unter deutscher Hoheit. Nur die Mark Verona und Aquileja mußte er an Heinrich von Baiern abtreten.

Zunächst gaben jedoch diese Ereignisse die Veranlassung zu neuen Unruhen in Dutschland. Adelheid und Heinrich, der Herzog von Baiern, erlangten das größte Ansehen beim Könige; Ludolf, Otto's Sohn aus erster Ehe; fühlte sich zurückgesetzt und fürchtete, durch die Kinder Adelheids von der Thronfolge ausgeschlossen zu werden; mit ihm verbanden sich der Tochtermann Otto's, Herzog Konrad von Lothringen, der Erzbischof Friedrich von Mainz, der Pfalzgraf Arnulf von Baiern und mehrere Große, vorzüglich, wie es scheint, aus Haß gegen Heinrich von Baiern, dessen ränkevoller Charakter sie erbittert hatte. Nur mit großer Mühe unterdrückte Otto die Empörung im Laufe der Jahre 953 und 54. Es wurde in Sachsen, Lothringen, Franken und Baiern hartnäckig gekämpft; vergebens belagerte Otto seine Gegner in Mainz, vergebens darauf in Regensburg; selbst die Ungarn erneuerten ihre verwüstenden Einfälle und wurden von den Empörern in ihrem Unternehmen unterstützt; sie durchzogen Baiern, Franken, Lothringen, einen Theil von Frankreich, und kehrten zuletzt durch Burgund und Italien zurück. Allein gerade diese durch den Erbfeind des Reiches verübten Greuel führte das Ende der Zwietracht herbei. Konrad und der Erzbischof Friedrich, von ihrem Gewissen gestraft, demüthigen sich vor dem Könige und werden in Gnaden wieder angenommen, und wenn gleich Ludolf in seinem starren Sinne noch eine Zeitlang den Kampf fortgesetzt, so unterwirft er sich doch auch endlich, nachdem der Pfalzgraf Arnulf vor Regensburg gefallen war, dem durch die Vermittlung der Fürsten besänftigten Vater. Aber in ihre verlornen Herzogthümer wurden Konrad und Ludolf nicht wieder eingesetzt; das Herzogthum Lothringen bekam Otto's getreuer Bruder **Bruno**, welcher unterdeß auch das Erzbisthum Köln erhalten hatte, und zum Herzoge von Schwaben wurde **Burchard**, der Schwiegersohn Heinrichs von Baiern, erhoben. Das wichtige Erzbisthum Mainz gab Otto 954 seinem ältesten Sohne **Wilhelm**, der in den geistlichen Stand getreten war.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde. So war glücklicherweise die innere Ruhe hergestellt, als die **Ungarn** im J. 955 aufs Neue mit größerer Macht als je zuvor in Baiern einfielen und Augsburg belagerten. Heldenmüthig vertheidigte der Bischof Udalrich die Stadt bis der König zur Hülfe herbeizog und sich am Lechflusse lagerte. Das Heer war in acht Haufen getheilt; die drei ersten machten die Baiern aus, den vierten Haufen bildeten die Franken unter Konrad, der fünfte war aus den jugendlichen Streitern des ganzen Heeres gewählt und bei ihm befand sich Otto selbst; die Schwaben bildeten den sechsten und siebenten, und bei dem achten waren tausend auserlesene böhmische Reiter zur Bewachung des Gepäckes. Die Heere standen einander kampfbereit gegenüber; es war der heilige Lorenztag, der 10. August. Mit Anbruch dieses Tages bereitete sich

das ganze Heer der Deutschen durch Gebet auf die große Entscheidung vor; der König empfing das heilige Abendmahl und er und das Volk schwuren, treu bei einander zu halten bis in den Tod. Aber ehe sie noch an den Feind kamen, hatte dieser einen leichten Reiterhaufen abgesendet, der durch den Lech schwamm und das Lager im Rücken des deutschen Heeres angriff. Die Böhmen und die Schwaben geriethen in Unordnung und das Gepäck ging verloren. Da schickte Otto den tapfern Konrad mit seinen Franken ab, um den Feinden im Rücken zu begegnen, und dieser drang mit solchem Ungestüm in die Reihen, daß sie bald auseinander stoben, die Böhmen befreit und das Gepäck wiedergenommen wurde. Mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige zurück.

Nun mußte die Hauptschlacht mit dem Heere der Ungarn, welches in endlosen Schaaren vor ihnen stand, gefochten werden. Da erhob Otto die heilige Lanze; das Banner des Engels, welches bei Merseburg zum Siege geführt hatte; wehete auch jetzt voran; der König gab das Zeichen und stürzte zuerst auf den Feind. Vom Morgen bis gegen Abend wurde hart gestritten, aber der König selbst mit seiner auserlesenen Schaar, und Konrad, der das Andenken seines Aufruhrs durch glänzende Thaten wieder gut machen wollte, gaben den Ausschlag. Ein großer und herrlicher Sieg wurde erfochten, die Feinde niedergemacht, zerstreut, gefangen, und drei ihrer Anführer gleich Räubern aufgeknüpft. Ihr eigener Schriftsteller, Keza, versichert, daß von zweien ihrer Heerhaufen, die aus 60,000 Mann bestanden, nur Sieben mit abgeschnittenen Ohren zurückgekehrt seien. Uebrigens war der Sieg der Deutschen theuer erkauft. Viele tapfere Anführer fielen, und auch der heldenmüthige Konrad, als er bei der großen Hitze, um Luft zu schöpfen, den Harnisch lüftete, wurde von einem daher fliegenden Pfeile tödtlich am Halse verwundet und starb; mit seinem Blute bezahlte er die Schuld gegen sein Vaterland. Die Ungarn aber wagten seit dieser Schlacht nicht wieder in Deutschland einzufallen; und das schöne Land an der Donau, die nachmalige Markgrafschaft Oestreich, wurde ihnen entrissen und nach und nach wieder von den Deutschen bevölkert, daß sie herrlich aufblühte. —

Ein fast nicht weniger bedeutender Sieg wurde in demselben Jahre von Otto über die Wenden erfochten, die in Verbindung mit mehreren unzufriedenen Sachsen ihre Angriffe immer wiederholten, gegen die aber Markgraf Gero und der tapfere Hermann Billung einen entschiedenen Widerstand leisteten, bis der König selbst herankam und die Feinde am 16. Oct. in einer Schlacht, die mit der von Augsburg verglichen wurde, völlig besiegte. — Hermann Billung wurde später von Otto zum Herzoge über Sachsen gesetzt, ohne daß er doch die Herrschaft des ganzen Landes und die volle Macht der übrigen Herzöge erlangt zu haben scheint.

53. Otto erneuert das abendländische Kaiserthum 962.

Unterdessen hatte der undankbare König Berengar von Italien sich von Neuem gegen ihn aufgelehnt und alle, die es mit dem Könige der Deutschen hielten, auf das Grausamste verfolgt. Da flehten sie Otto um Hülfe an. Zuerst zog sein Sohn Ludolf mit einem Heere über die Alpen; es war zwar nur klein, aber doch wurde Berengar geschlagen, und es scheint er wäre verloren gewesen, wenn nicht Ludolf in der Blüthe der Jahre, noch nicht 30 Jahre alt, vielleicht durch Gift, gestorben wäre, 957. Einige

Jahre vergingen; da, im J. 961, zog Otto selbst, von Papst Johann, dem Erzbischof von Mailand u. a. aufgefordert, in Begleitung seiner Gemahlin Adelheid zum zweitenmal nach Italien, nachdem er seinen Sohn Otto, noch ein siebenjähriges Kind, in Aachen zum Könige hatte wählen und krönen lassen. Die Obhut über den Knaben und über das ganze Reich führten der treue Bruno und der Erzbischof Wilhelm von Mainz. Berengar verbarg sich in seinen Festen, sein Sohn Adelbert floh nach der Insel Korsika, Otto aber zog nach der Hauptstadt Rom. Alle Orte öffneten dem gewaltigen Könige der Deutschen die Thore und die Bewohner Italiens staunten die großen, starken Krieger an, wie zu den Zeiten der Cimbern und Teutonen. Der König Otto fand es seiner und des deutschen Volkes Würde angemessen, am 2. Febr. 962 die römische Kaiserkrone, die Karl der Große an die Deutschen gebracht, wiederum auf sein Haupt zu setzen und dadurch Zeugniß vor aller Welt abzulegen, daß die Kraft und die Macht bei den Deutschen und ihr König der Erste aller christlichen Herrscher sei. Freilich war der Zustand von Europa seit Karl's Zeiten verändert; damals waren fast alle christlichen Völker auch unter Karl's Herrschaft, jetzt aber waren der selbstständigen Könige mehrere, die dem Könige der Deutschen nicht unterworfen waren. Aber doch konnte sich keiner mit ihm vergleichen; immer war die Kaiserkrone als den Deutschen angehörig betrachtet worden und die Vorfahren Otto's alle hatten nie den Anspruch aufgegeben. Otto war der Schirmherr des christlichen Glaubens gegen Norden und Osten; er gebot in Burgund; sein Ansehen war das herrschende in Frankreich, wo sein Bruder Bruno von Lothringen auch als ein von Allen anerkannter Schiedsrichter auftrat; jetzt hatte er auch Italien sich unterworfen; darum gebührte ihm die Würde eines Kaisers der abendländischen Christenheit.

Es haben Viele gegen die Erneuerung des Kaiserthums geredet und insbesondere den König Otto getadelt, daß er auf Deutschland diese große Aufgabe wälzte. Die Verbindung beider Länder sei eine Ursache großer und mannigfacher Uebel für Deutschland geworden, welches so viele Menschen dem fremden Lande geopfert habe und indeß selbst von seinen Herrschern vernachlässigt sei. — Allein, was Gott als eine große Wendung in dem Schicksale eines Volkes bereitet und was eine Menge trefflicher Männer in vorigen Zeiten als gut und nothwendig erkannt haben, mag nicht durch das Urtheil der spätern Nachkommen verworfen werden. Derselbe Fall ist mit dem Papstthum, gegen welches gleichfalls Viele geeifert haben, als habe es nur dazu gedient, Finsterniß, Aberglauben und geistige Knechtschaft zu verbreiten. Solche aber vermengen in ihrem Urtheile die Zeitalter und vermögen nicht, sich in dasjenige zu versetzen, wo Kaiserthum und Papstthum als nothwendige Glieder in die große Kette der geschichtlichen Entwicklungen gehörten.

Es ist dem vorurtheilsfreien Gemüthe nicht schwer, die großen Gedanken zu erkennen, welche ihnen beiden zum Grunde lagen. In einer Zeit, da noch die rohe Gewalt vielfach ihre Herrschaft übte, sollte der Kaiser der Schirmherr der Kirche sein und mit der Wage der Gerechtigkeit in der Hand als Richter zwischen den christlichen Völkern walten und für den äußern Frieden der Welt sorgen. Und Otto der Große verlegte diesen Schutz- und Mittelpunkt der christlichen Entwicklung des Abendlandes in das Herz Europa's, nach Deutschland, welches er wiederum zu

einem großen Ganzen verband. Unter dem Schutze dieses Reiches erhoben sich auch die benachbarten Völker des Westens zum Bewußtsein ihrer Nationalität und empfing der Norden und Osten mit dem Christenthum die Keime zu kirchlichen und staatlichen Ordnungen. Das deutsche Kaiserthum erstreckte, gleich einem großen schützenden Baume, seine Wurzeln und Zweige weithin nach allen Seiten. Wahrlich, eine hohe Bestimmung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation! „Stolz, gleich Libanons Cedern," sagt Thietmar von Merseburg, „erhob sich das Reich, allen Völkern weit umher furchtbar." Daneben nun sollte der Papst das Reich des innern Friedens leiten. Weil das Leben noch rauh und die bürgerlichen Einrichtungen noch nicht so weit gediehen waren, daß der Staat die geistige Bildung unter seine Aufsicht nehmen konnte, so sollten Kirchen und Schulen, Geistliche und Lehrer, unter dem Oberhaupte der Kirche stehen, dessen Sorge es sein mußte, daß die Wahrheit und die Milde des göttlichen Wortes allen christlichen Völkern leuchtete und sie zu einem Reiche des Glaubens verbände.

Gegen die Gefahr, daß die eine dieser Gewalten den Leib mit dem Schwerte unter ihre Herrschaft bringen und fordern möchte, was nicht Rechtens sei, und die andere die Gewissen unterjochen, daß sie nicht der Wahrheit, sondern nur dem Worte glauben sollten, konnte hauptsächlich das Eine schützen, daß die Macht des Kaisers, wie des Papstes, weniger eine äußere als eine innere war, die sich nur auf die Ehrfurcht der Völker gründete; und eine solche Gewalt kann niemals dauernd gemißbraucht werden, ohne sich in sich selbst zu zerstören.

Zwar haben nicht alle Kaiser den Gedanken ihrer Würde recht und ganz aufgefaßt, oder es kamen ihnen so große Hindernisse in den Weg, daß sie ihn nicht ausführen konnten; und eben so haben die Päpste sich nicht immer in den Grenzen derjenigen Rechte gehalten, welche ihnen im Reiche der Kirche allein zustanden; sondern beide Gewalten, welche in Eintracht zusammenwirken und eine die andere ergänzen sollten, haben sich endlich in Feindschaft selbst zerstört. Allein, — dieses ist der Hauptpunkt, — ein großer Gedanke muß vor allen Dingen von seiner Ausführung wohl unterschieden werden. Je herrlicher er ist, in desto größerem Widerspruche wird er mit der Gebrechlicheit der menschlichen Natur und der niedern Richtung mancher Zeiten stehen; und die kurze Dauer seiner wohlthätigen Ausführung darf seiner eignen Hoheit, so wie der Hoheit derer, welche für ihn gekämpft haben, nicht Abbruch thun.

Was endlich das Aufopfern der Menschen in den italienischen Zügen betrifft, so kömmt es dabei auf die Frage an, ob der Zweck selbst ein großer und wichtiger war, oder nicht. War er es, so kann das Opfer nicht in Anschlag kommen, und die Kaiser, welche dieses Opfer wirklich für die Idee des Kaiserthums und die Ehre ihres Volkes, in großartiger Gesinnung, gebracht haben, sind deshalb nicht zu tadeln. Das Gefühl der Einheit aller deutschen Stämme aber, welches durch ihre große Aufgabe geweckt wurde[1]), und der edle Stolz der Deutschen, daß sie und ihr Herrscher

1) Ein Beweis für das jetzt erst zur vollen Stärke erwachende Einheitsgefühl aller Deutschen ist es, daß statt der bis dahin gebräuchlichen einzelnen Stammnamen der Volksname „Deutsche" (Teutones, Theotisci) erst in der Kanzlei Otto's I. gebraucht wurde und dann nach und nach allgemeine Verbreitung fand.

der Mittelpunkt für die Christenheit seien; das Gefühl der Kraft, indem geringe Schaaren der Ihrigen über die Alpen ziehen durften und durch das Uebergewicht ihrer Natur einem zahlreichen Volke Gesetze gaben; das Andenken dieser alten Herrlichkeit unsers Volkes noch in uns, den späten Enkeln, — dieses Alles ist der Lohn für die gefallenen Opfer.

Andere, unmittelbar sichtbar werdende, Vortheile der Verbindung Deutschlands mit Italien wird die Geschichte in ihrem Fortlaufe zeigen; wir erwähnen hier nur im voraus des großen Einflusses, den das Beispiel der freien italienischen Städte und besonders der von dorther aufblühende Handel auf das Emporkommen der deutschen Städte gehabt hat; ein Vortheil, dessen Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Otto nun übte die Rechte eines Schirmherrn der Kirche und obersten christlichen Herrschers bald gegen denselben Papst aus, der ihn gekrönt hatte. Johann XII. hatte seinem feierlichen Eide zuwider Berengars Sohn wiederum gegen den Kaiser aus Korsika herbeigerufen und wurde überdies vom römischen Volke und der Geistlichkeit der schwersten Verbrechen wegen angeklagt. Johann stammte aus einem sehr verdorbenen Geschlechte und war schon im achtzehnten Jahre Papst geworden. Otto versammelte daher im November 963 in Rom ein Concilium aus vierzig Bischöfen und siebzehn Kardinälen, und als Johann auf des Kaisers Vorladung vor diesen versammelten Kirchenvätern nicht erschien, wurde er seiner Würde entsetzt und Leo VIII. erwählt; das römische Volk aber, so wie die Geistlichkeit, schwur, keinen Papst ferner ohne Einwilligung des Kaisers zu wählen, ein Privilegium, welches selbst die Karolinger nicht besessen hatten. Die Päpste nannten von dieser Zeit an den Kaiser, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft, wiederum ihren Herrn, setzten seinen Namen auf ihre Münzen und bezeichneten ihre Bullen mit seinen Regierungsjahren.

Die Römer vergaßen ihren Schwur jedoch sehr bald wieder, vertrieben den Papst Leo im Anfange des J. 964, riefen den abgesetzten Johann zurück und wählten nach dessen baldigem Tode einen zweiten Gegenpapst Benedict. Da riß endlich der Faden der Geduld dem Kaiser, er kehrte mit seinem Heere zurück, verheerte die Umgegend von Rom, schloß die Stadt ein und zwang die Römer, ihm am 23. Juni die Thore zu öffnen und den Papst Benedict auszuliefern. Er wurde in einer großen Versammlung von Bischöfen und Geistlichen in der Kirche des Lateran der päpstlichen Insignien entkleidet und aus Rom verwiesen; in Hamburg lebte er noch einige Zeit in ehrenvollem Exil; Leo aber bestieg wieder den päpstlichen Stuhl. Unterdeß war auch Berengar mit seiner Gemahlin Willa von des Kaisers Feldherrn gefangen genommen; sie wurden nach Bamberg geführt und starben hier bald nachher in der Gefangenschaft. Der Kaiser aber kehrte, nachdem er so seine Herrschaft befestigt hatte, im Anfange des J. 965 nach viertehalbjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurück und feierte in Köln, bei seinem geliebten Bruder Bruno, mit seiner Mutter, seinem Sohne Otto, seiner Schwester, der verwittweten Königin von Frankreich, Gerberga, seinem Neffen Heinrich II. von Baiern — der erste Heinrich war bald nach der Ungarnschlacht gestorben, — und einer zahlreichen Menge von Großen des Reiches die Freude des Wiedersehens nach langer und mühevoller Abwesenheit. Es war das letzte Mal, daß dieses edle Geschlecht so versammelt war; denn schon im Herbste desselben Jahres starb der treffliche Erzbischof Bruno, erst 40 Jahre alt, auf einer

Reise in Frankreich, und im J. 968, während Otto wieder in Italien war, die Mutter beider, die fromme und ehrwürdige Königin Mathilde.

Otto wirbt für seinen Sohn um eine griechische Prinzessin. — Schon im J. 966 riefen Unruhen, von Berengars Sohne Adelbert erregt, und Aufruhr der Römer gegen ihren Papst den Kaiser wiederum nach Italien. Seine Gegenwart führte bald Alles zum Gehorsam zurück und Otto konnte nun seine Blicke auf Unteritalien richten, wo der griechische Kaiser noch seinen Statthalter hatte, und auf Sicilien, von wo aus die Sarazenen Italien bedrohten. Otto wünschte mit dem griechischen Hause in Verwandtschaft zu treten, um dadurch seinem eignen Hause Aussicht auf Unteritalien zu eröffnen, zugleich auch, um die Ungläubigen desto kräftiger abwehren zu können.

Er ließ seinen vierzehnjährigen Sohn Otto aus Deutschland kommen und am Weihnachtsfeste 967 vom Papste zum künftigen Kaiser krönen und schickte dann eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, um für denselben die griechische Kaisertochter Theophano zur Gemahlin zu begehren. Von dieser Sendung berichtet Liutprand, den Otto zum Bischof von Cremona gemacht hatte, wenn auch, aus Haß gegen die Griechen, mit sichtbarer Uebertreibung, einige merkwürdige Umstände. „Im Juni sind wir hier angekommen", erzählt er; „man gab uns fortan Ehrenwachen, so daß wir keinen Schritt ohne ihr Beisein thun konnten. Einige Tage nach unserer Ankunft ritten wir zur Audienz. Der Kaiser Nicephorus ist ein kurzer, dicker Mann, mit einem breiten, halbgrauen Barte, und so braun, daß man in einem Walde vor ihm erschrecken würde. Er sprach: „Er bedaure, daß unser Herr die Kühnheit gehabt, sich Rom zuzueignen und Berengar und Adalbert, würdige Männer, umzubringen; worauf er Feuer und Schwert selbst in griechische Lande getragen; er wisse, daß wir unserm Herrn dazu gerathen." — Wir sprachen: „Unser Herr, der Kaiser, hat Rom von Tyrannen und Sündern befreit und ist hierzu vom Ende der Erde nach Italien gekommen, indessen Andere auf ihrem Throne eingeschlafen, solche große Unordnung keiner Beachtung gewürdigt. Es sind Ritter mit uns, die das Recht und die Tugend unsers Herrn in biederm Zweikampfe jederzeit erhärten werden; doch sind wir in friedlichen Absichten und wegen der Prinzessin Theophano gekommen." — Aber der Kaiser sprach: „Es ist nun Zeit, zur Prozession zu gehen, das Andere wollen wir zu gelegener Zeit vornehmen." — Seine Soldaten waren wie Bürgersleute; da waren keine Hallbarden zu sehen. Der Kaiser ging in einem langen Mantel, unter beständigem Zurufe des Volkes, langsam zwischen den Reihen durch. — Bei Tafel wollte er unsere Kriegsweise tadeln; er nannte unsere Waffen zu schwer und meinte die Deutschen seien nur tapfer, wenn sie getrunken hätten, die wahren Römer seien in Konstantinopel. Hierbei gab er mit der Hand ein Zeichen, daß ich schweigen sollte. — Ein andermal fing er an von Kirchensachen zu sprechen und fragte spöttisch, ob denn in Sachsen nie ein Concilium gehalten sei? Ich antwortete: „Wo die meisten Krankheiten zu Hause sind, findet man auch die meisten Arzneien; alle Ketzereien sind bei den Griechen entstanden, darum sind auch bei ihnen Kirchenversammlungen nöthig gewesen. Indeß weiß ich doch von einem Concilio bei den Sachsen, auf welchem ausgemacht ist, daß es rühmlicher sei, mit dem Degen, als mit der Feder zu streiten." — Der Kaiser ist von Schmeichlern umgeben; die ganze Stadt schwimmt in Wollust, selbst

an Festtagen sind Schauspiele. Ihre Macht beruht nicht auf eigenen Kräften, sondern auf gedungenen Soldaten von Amalfi und Venedig und auf russischen Seeleuten. Ich meine, daß vierhundert Deutsche auf freiem Felde das ganze griechische Heer in die Flucht schlagen würden."

Der Kaiser Nicephorus wollte die Heirath nicht zugeben. Otto suchte als Kaiser seine Herrschaft über ganz Unteritalien, das unter den Griechen, Sarazenen und den einheimischen Fürsten getheilt war, auszubreiten. Die Geschichte dieser Unternehmungen ist wenig aufgeklärt; im Ganzen waren die kaiserlichen Waffen siegreich, aber dauernde Vortheile konnten in dem schwierigen Lande nicht gewonnen werden; und als im December 969 der Kaiser Nicephorus in einem Aufstande ermordet wurde, schloß sein Nachfolger Tzimisces sehr gern die Verbindung mit dem deutschen Kaiserhause. Theophano wurde im J. 972 vom Papste Johann XIII. in Rom gekrönt und mit dem jungen Otto vermählt; sie gewann durch ihre Schönheit und ihren, trotz ihrer Jugend schon kräftigen, Geist bald Aller Herzen. Der Kaiser selbst kehrte nach sechsjähriger Abwesenheit in diesem Jahre nach Deutschland zurück, um noch einer kurzen Ruhe am Abend eines thatenreichen Lebens, zu genießen. Die große Bedeutung, welche Otto in der ganzen abendländischen Welt erlangt hatte, zeigten noch die letzten Monate seines Lebens den deutschen Völkern, als vor ihm in Quedlinburg, wo er das Grab seiner theuren Mutter Mathilde besuchte, die Herrscher der Polen und Böhmen, Miesko und Boleslaw, erschienen, um als Vasallen ihre Angelegenheiten von ihm entscheiden zu lassen; als eben dahin die Gesandten der Römer, Beneventaner, Griechen, Bulgaren, Slaven, Dänen und Ungarn, und bald darauf nach Merseburg eine Gesandtschaft der Sarazenen aus Afrika kamen.

Aber zugleich erschütterte ihn tief der Tod seines treuen Herzogs Hermann von Sachsen, der in Quedlinburg am 27. März 973 starb. Betrübt über den Hingang dieses besten Mannes, sagt Widukind, wandelte er durch jene Orte. Wie viele seiner Lieben waren ihm schon vorangegangen und erinnerten ihn an sein Alter!

Als er am 6. Mai nach Memleben kam, wo auch sein Vater gestorben war, fühlte er sich schwach. Doch besuchte er am andern Morgen die Messe, reichte den Armen nach seiner Gewohnheit Gaben und ruhte dann wieder. Doch am Mittage erschien er zur bestimmten Zeit heiter und vergnügt an der Tafel. Dann besuchte er die Vesper. Während derselben fühlte er Fieberhitze und setzte sich in einen Sessel, den die herumstehenden Fürsten ihm boten. Sein Haupt neigte sich wie das eines Scheidenden; er fühlte das Herannahen des Endes und forderte das heilige Abendmahl; nachdem er es empfangen, übergab er, wie Widukind sagt, ohne Seufzer mit großer Ruhe seinen letzten Hauch dem Erbarmen seines Schöpfers. Es war am Mittwoch vor Pfingsten, den 7. Mai 973, nach vollendetem 61. Jahre seines Alters und dem 37. seiner Regierung. Sein Körper wurde nach Magdeburg, seinem Lieblingsorte, gebracht und in einem Marmorsarge, in der Kirche des heiligen Mauritius, an der Seite seiner geliebten Editha, wie er es gewünscht hatte, beigesetzt; seine Gebeine ruhen jetzt auf dem Chore des später erbauten Domes. — Die Zeitgenossen, so wie die Nachwelt, haben dem Kaiser Otto den Namen des Großen gegeben.

36. Otto II. 973—83.

Es war eine große Aufgabe auf die Schultern des neunzehnjährigen Jünglings Otto gelegt, das gewaltige Reich seines Vaters, welches von den Grenzen der Dänen bis nahe an die Enden von Unteritalien reichte, auf seiner Höhe zu erhalten. Im Norden und Osten waren Dänen und Slaven unwillige Unterthanen oder Nachbarn, im Westen die französischen Herrscher eifersüchtige Gegner, im Süden Italiens lauerten die Griechen und Araber auf Gelegenheit, ihre Macht auszudehnen; im Innern Deutschlands standen noch viele Parteien streitlustig gegen einander.

Die Kraft fehlte dem jungen Kaiser nicht; sie sprach sich schon in seiner, zwar kleinen, aber gedrungenen Gestalt und in der hohen Jugendröthe seiner Wangen aus, welche ihm den Beinamen des Rothen erwarb. Aber die Weisheit und das Maß waren noch nicht in seinem Wesen; es mochte ihm geschadet haben, daß er schon als Kind den königlichen Namen trug; denn er wurde stolz und heftig; die That war häufig zu rasch und sein Betragen ungleich; Gutherzigkeit konnte mit Härte abwechseln und seine Freigebigkeit grenzte oft an Verschwendung. Aber wenn diese Fehler der Jugend sich gemäßigt und die Erfahrungen des Lebens seine schönen Eigenschaften mehr gereift hätten, so würde er vielleicht zu den vorzüglichen Herrschern unseres Vaterlandes gezählt worden sein, denn das ruhmreiche Vorbild seines Großvaters und Vaters spornte ihn zur rastlosen Nacheiferung. Allein das Schicksal riß ihn in der besten Blüte seines Alters, schon im 28. Lebensjahre dahin.

Gleich die ersten Jahre seiner Regierung waren voll Arbeit, denn es entstanden manche Unruhen und Spaltungen im Reiche, besonders durch Otto's Vetter, den zweiten Heinrich, Herzog von Baiern, mit dem Beinamen der Zänker, welcher eine Empörung gegen den jungen Kaiser versuchte, aber gefangen genommen und später seines Herzogthums entsetzt wurde; ferner durch einen Kriegszug Otto's gegen den Dänenkönig Harald, der nur unwillig seine Abhängigkeit von der deutschen Herrschaft trug. Aber auch er mußte sich beugen, und nicht weniger mußten der Herzog Boleslaw von Böhmen und Herzog Miesko von Polen, welche die Unruhen in Deutschland zur Erlangung ihrer eignen Unabhängigkeit benutzen wollten, die Oberhoheit Otto's anerkennen.

Bald nachher machte Frankreich einen Versuch, das Lothringische Land, welches durch die Theilung von Verdün zwischen Deutschland und Frankreich in die Mitte gelegt, jetzt aber mit Deutschland verbunden war, an sich zu bringen. Der König Lothar rüstete sich heimlich und drang, als Otto unbesorgt am Johannisfeste 978 in der alten Kaiserpfalz zu Aachen Hof hielt, plötzlich, ohne den Krieg anzusagen, in das Land ein und zog in Eilmärschen gegen Aachen, um sich wo möglich des Kaisers selbst zu bemächtigen. Zum Glück erfuhr dieser die Annäherung des Feindes noch eben früh genug und eilte einen Tag vor dessen Ankunft von Aachen weg. Lothar nahm die Stadt ein, ließ sie schmählich plündern und den Adler auf Karls des Großen Pfalz nach Abend hinkehren, zum Zeichen, daß Lothringen zu Frankreich gehöre. Aber Kaiser Otto berief schnell einen Fürstentag nach Dortmund, stellte den versammelten Großen die Treulosigkeit des französischen Königs mit seiner eindringlichen Beredsamkeit vor und forderte sie zum Zuge in des übermüthigen Feindes Land auf. Einmüthig versprachen

sie, jedes innern Haders vergessend, ihre Hülfe, — denn es galt die Ehre des Vaterlandes.

Am 1. October brach ein ansehnliches Heer in Frankreich ein und drang, ohne erheblichen Widerstand zu finden, über Rheims und Soissons bis Paris vor. Am rechten Ufer der Seine, um den Montmartre, schlugen die Deutschen ihr Lager auf und ihre Reiter schwärmten verwüstend weit in der Gegend umher. Die Stadt war von dem Herzog Hugo Capet besetzt; die Seine trennte die beiden Heere; aber das französische wagte sich nicht zur Schlacht heraus. Doch konnte auch Otto die wohlbefestigte und besetzte Stadt nicht einnehmen, und da der Winter herannahte, — es war schon Ende Novembers, — und zugleich Krankheiten in seinem Heere ausbrachen, trat er den Rückweg an. Dieser Zug im J. 978 war einer der ersten Züge der Deutschen nach Paris; der treulose Angriff des französischen Königs war bestraft und er wagte keinen neuen Einfall in das deutsche Land. In dem später abgeschlossenen Frieden wurde Lothringen für immer bei Deutschland bestätigt.

Im J. 980 machte Otto seinen ersten Zug nach Italien, von welchem er nicht wiederkehren sollte. Die Besitzungen in Unteritalien, besonders Apulien und Calabrien, welche die griechischen Kaiser dort noch inne hatten und auf welche Otto durch seine Heirath mit Theophano Ansprüche machte, hoffte er in seine Gewalt zu bringen und so das deutsche Kaiserthum zu noch glänzenderer Höhe zu erheben. Die Griechen aber vereinigten sich mit den Sarazenen, deren Herrschaft auf Sicilien ihren Sitz hatte. Anfangs gewann Otto Vortheile. Er gewann Neapel und eroberte nach einer Belagerung von zweiundvierzig Tagen Salerno; dann Bari und Tarent in Apulien, und drang im Frühjahre 982 in das gebirgige Calabrien ein. Bei Rossano schlug er das Heer der Griechen und Araber, welches ihn in einer festen Stellung erwartete, zum ersten Male; dann wieder bei Cotrone und verfolgte dasselbe bis nahe an die Meeresküste, wo ein neuer und entscheidender Kampf bereitet wurde. Er begann am 13. Juli 982. Mit Ungestüm drang das kaiserliche Heer in die Reihen der Griechen ein; sie widerstanden bis zum Mittag im heißen Kampfe; da wichen sie zurück. Zu früh überließ sich das siegende Heer der Siegesfreude und der Lust nach Beute; die Krieger legten ihre Waffen ab und zerstreuten sich an den Ufern des Flusses Corace. Da brach plötzlich der Hinterhalt der Araber, der sich in den Bergschluchten umher verborgen gehalten hatte, hervor; unabsehbare Schwärme dieser schnellen Krieger griffen die Zerstreuten von allen Seiten an; diese wurden von dem Schwerte der Feinde niedergehauen, oder in den Fluß gesprengt, oder gefangen; nur wenige entkamen. Wie durch ein Wunder entrann der Kaiser selbst, indem er sich auf seinem Rosse in die Wellen des Meeres stürzte und nach einem griechischen Schiffe schwamm. Die Griechen erkannten ihn nicht, hofften aber von dem angesehenen Ritter, für welchen sie ihn ansahen, ein reiches Lösegeld zu erhalten. Mit Hülfe eines Slaven, der mit auf dem Schiffe war und ihn erkannte aber nicht verrieth, rettete er sich zum zweiten Male bei Rossano durch Schwimmen an's Land und kam zu seiner Gemahlin in diese Stadt, wo er dieselbe unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zurückgelassen hatte.

Auf dem Schlachtfelde waren viele Edle aus Italien und Deutschland gefallen, von diesen: Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen

Berthold und Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, der in der Schlacht mitgefochten hatte, und viele andere. Die eroberten Landschaften Unteritaliens fielen meistens wieder in Feindes Hand. Voll Trauer und Unmuth ging Otto nach Oberitalien, um ein neues Heer zu sammeln. In Verona hielt er im Juni 983 eine große Versammlung deutscher und italienischer Fürsten; auch seine Mutter, seine Gemahlin und sein dreijähriger Sohn Otto waren zugegen. Es gelang ihm, diesen von den versammelten Fürsten zu seinem Nachfolger in Deutschland wie in Italien erwählt zu sehen. Der Knabe sollte von dem Erzbischof Willigis von Mainz nach Deutschland zurückgeführt und am Weihnachtsfeste 983 in der alten Kaiserstadt Aachen gekrönt werden. Der Kaiser selbst aber zog, nachdem er die Angelegenheiten Oberitaliens geordnet hatte, nach Rom. Hier leitete er die Wahl seines Kanzlers Peter von Pavia zum Papste (Johann XIV.). Es war seine letzte öffentliche Handlung. Mit großen Entwürfen zu seinem neuen Feldzuge nach Unteritalien und sogar über die Meerenge nach Sicilien im Herzen, zugleich aber verzehrt durch die Regungen seines heftigen Gemüths bei den Unglücksfällen des vorigen Jahres und den mannigfachen Sorgen der Regierung, unterlag er in wenigen Tagen einem hitzigen Fieber, welches er durch Uebermaß im Genuß der Arznei noch verstärkt hatte. Er starb, nachdem er das Abendmahl genossen und Absolution erhalten hatte, im Beisein seiner tief trauernden Gemahlin, des Papstes und vieler Getreuen am 7. Dec. 983, im 28. Jahre seines Lebens. Im Vorhofe der Peterskirche, der heiligsten Grabstätte, die je ein Kaiser erhalten hat, an der Seite so vieler Päpste, wurde er beigesetzt. Die Nachricht seines Todes kam nach Aachen einen Tag nachher, als die Krönung seines unmündigen Sohnes in der Versammlung der Fürsten geschehen war.

37. Otto III. 983—1002.

Das unmündige Alter des neuen Königs wäre ein großes Unglück für Deutschland gewesen, wenn nicht seine Mutter Theophano, — eine Frau von ausgezeichneten Geistesgaben, — mit Klugheit und großartigem Sinne in die öffentlichen Angelegenheiten eingegriffen hätte, und wenn nicht in einem großen Theile der deutschen Fürsten die Treue gegen das Kaiserhaus und die Liebe für Recht und Ordnung im Vaterlande lebendig gewesen wäre. Denn gleich nach Otto II. Tode trat der abgesetzte Herzog Heinrich von Baiern, nachdem ihn der Bischof Poppo von Utrecht, in dessen Verwahrsam er gegeben war, in Freiheit gesetzt hatte, mit seinen Ansprüchen wieder auf und verlangte sogar, als naher Verwandter des jungen Königs, die Vormundschaft über denselben. Der Erzbischof Warin von Köln, bei welchem der junge Otto war, lieferte denselben wirklich an Heinrich aus und dieser hat ihn länger als ein Jahr in seinen Händen gehabt. Die Mutter Theophano, welche nach des verstorbenen Kaisers Willen die Vormundschaft führen sollte, war auch in Italien, und als sie zurückkam, hatte Heinrich seine Partei so sehr verstärkt, daß er mit dem Gedanken umging, sich selbst der Herrschaft zu bemächtigen. Schon verhandelte er mit den ihm ergebenen Großen darüber, unter welchen Bedingungen sie ihn auf den Thron heben wollten. Zu gleicher Zeit hatte der französische König Lothar, die Uneinigkeit in Deutschland benutzend, von Neuem seine Hand nach dem Besitze Lothringens ausgestreckt und die bedeutende Stadt und Festung Verdün erobert. Die Slaven an den nördlichen und östlichen Grenzen, die in den

Jahren, als Otto II. in Italien war, durch vereinte Anstrengung die deutsche Herrschaft zum großen Theile abgeworfen, das Heidenthum hergestellt und glückliche Raubzüge in die benachbarten deutschen Länder gemacht hatten, und ferner die Herzöge von Polen und Böhmen, versprachen dem Empörer Heinrich ihren Beistand. Die Lage des deutschen Reiches war recht bedenklich geworden.

Aber gerade die Verbindung Heinrichs mit den Barbaren erweckte in den sächsischen und thüringischen Großen, welche bisher auf Heinrichs Seite gewesen waren, die Besinnung; sie wendeten sich zum großen Theile von ihm ab und verstärkten die Partei der Herzoge Konrad von Schwaben, Bernhard von Sachsen und des von Otto II. eingesetzten neuen Herzogs von Baiern, Heinrichs des jüngeren, aus dem Babenbergischen Hause, welche alle nebst dem Erzbischof Willigis von Mainz die Treue gegen den jungen König und seine Mutter bewahrt hatten. Auch in Lothringen hatte sich eine Partei für beide erhoben, deren Seele der berühmte Geistliche Gerbert war, der gelehrteste Mann seiner Zeit, erfahren in allen Wissenschaften, vor Allem auch in die Naturkunde so tief eingeweiht, daß man ihn für einen Zauberer hielt. Zugleich war er aber mit großer Einsicht in politischen Dingen begabt und hat dem jungen Könige, dessen Lehrer er später wurde, mit seinem Rathe treulich beigestanden, dessen ganzes Leben hindurch.

Durch das Zusammenwirken so vieler Freunde des kaiserlichen Hauses wurde Heinrich der Zänker gezwungen, auf dem Reichstage zu Rara (die Lage dieses Ortes ist ungewiß), im Juni 984 den Knaben Otto wieder in die Hände seiner Mutter und Großmutter, welche beide zugegen waren, zurückzugeben. Und in demselben Jahre wurde die Einigkeit zwischen der Vormundschaft und Heinrich auf dem Reichstage zu Worms gänzlich hergestellt; Heinrich und seine Freunde gelobten Treue, und er hat sie von diesem Tage an gehalten, ja, er hat sich sogar durch sein frommes, ruhiges und wohlthätiges Leben, statt des Beinamens der Zänker, den des Friedfertigen erworben. Im nächsten Jahre erhielt er sogar sein lange ersehntes Herzogthum Baiern wieder; Heinrich der jüngere aber, der es abtrat, wurde mit Kärnthen, welches wieder von Baiern getrennt wurde, und der Veronesischen Mark entschädigt. Andere Große wurden durch Geschenke und Güter an die neue Herrschaft gebunden, die Marken gegen die Slaven und Ungarn wurden von Neuem befestigt und mit treuen Hütern besetzt; die Herzöge Miesko oder Miecziślaw von Polen und Boleslaw von Böhmen kehrten in ihr Abhängigkeitsverhältniß zu Deutschland zurück; und so stellten die beiden Kaiserinnen durch Klugheit, Mäßigung und Standhaftigkeit die Ordnung im Innern und die achtunggebietende Stellung des deutschen Reiches nach außen wieder her. Theophano führte die Vormundschaft ihres Sohnes in Deutschland, seine Großmutter Adelheid das Regiment in Italien.

Auch mit Frankreich kam es 987 zum Frieden, nachdem König Lothar gestorben war; sein Sohn und Nachfolger Ludwig V. gab den Bischofsitz Verdün wieder heraus. Er war der letzte Karolinger auf dem französischen Throne; als er in demselben Jahre starb, bestieg denselben durch Wahl der großen Reichsvasallen mit Hugo Capet das Haus der Capetinger.

In Rom war, nachdem die Kaiserin Theophano nach Deutschland gegangen war, große Unordnung ausgebrochen und besonders übte der

Patricier Crescentius eine wahre Tyrannei in der Stadt aus. Jetzt, im J. 988, da die Kaiserin Deutschland beruhigt und die Herrschaft ihres Sohnes befestigt sah, kehrte sie nach Rom zurück und wies mit der ihr eigenen Kraft und Klugheit die Gewalt des Crescentius in die gesetzmäßigen Schranken zurück. Leider starb diese ausgezeichnete Frau schon im J. 991 zu Nimwegen. Die Angelegenheiten des Reiches wurden nunmehr von der Kaiserin Adelheid und einem Reichsregiment geleitet, welches ihr zur Seite trat und an dessen Spitze der Erzbischof Willigis von Mainz als Erzkanzler des Reiches stand.

Die Erziehung des jungen, jetzt 11jährigen Königs, kam von nun an noch mehr in die Hände des trefflichen Bernward von Hildesheim, eines für seine Zeit hochgebildeten Mannes, den schon Theophano ihrem Sohne zugesellt hatte. Er behandelte den Knaben mit Güte, aber zugleich mit Festigkeit, und gewann sein ganzes Vertrauen. Bernward ist für die Regierungsverhältnisse der folgenden Zeit von entscheidender Wichtigkeit, besonders nachdem er im J. 993 Bischof von Hildesheim geworden war; denn an den nördlichen Grenzen des Reiches gab es fast Jahr für Jahr mit den Slaven und Normannen zu kämpfen, indem entweder ihre Einfälle abgewehrt, oder zur Strafe derselben Züge in ihr eignes Land gemacht werden mußten.

Als der junge König in sein sechszehntes Jahr getreten war, — er war zum blühenden Jünglinge herangewachsen, in welchem die Schönheit des Vaters und der Mutter sich darstellte, — trug die betagte Kaiserin Adelheid Verlangen, das Haupt ihres Enkels auch mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen. Im Februar 996 trat dieser daher seinen ersten Römerzug an und alle Stämme der Deutschen, Sachsen, Franken, Baiern, Schwaben und Lothringer leisteten ihm die Heeresfolge. Am Himmelfahrtstage, den 21. Mai, wurde er vom Papste Gregor V., seinem nahen Verwandten, einem Urenkel Otto's des Großen, dem ersten Papste aus deutschem Geschlechte auf dem päpstlichen Stuhle, zum Kaiser gekrönt. Dem Patricius Crescentius verzieh er sein bisheriges gewaltthätiges Verfahren. Aber kaum war er nach Deutschland zurückgekehrt, als der undankbare Crescentius sich von Neuem empörte und den Papst Gregor, der mit deutschem Ernste die verworrenen römischen Verhältnisse zu ordnen und überhaupt die Würde des apostolischen Stuhles herzustellen bestrebt war, aus Rom vertrieb. Der Kaiser Otto mußte daher am Ende des J. 997 den Weg nach Italien zum zweiten Male antreten; er führte den Papst nach Rom zurück, belagerte den Crescentius in der Engelsburg und nahm dieselbe mit Sturm ein; der Empörer wurde auf dem Dache der Burg vor alles Volkes Augen enthauptet.

Im J. 999 starb der Papst Gregor und es gelang dem Kaiser Otto, seinen theuren Lehrer Gerbert zum Papste wählen zu lassen, welcher den Namen Sylvester II. annahm und in dem Eifer für Herstellung der päpstlichen Macht in kirchlichen Dingen in die Fußtapfen seines Vorgängers trat. Der Kaiser Otto, der eine große Vorliebe für Rom und Italien überhaupt hatte, wäre gern länger dort geblieben, allein er konnte die erschlaffende Luft dieses heißen Landes nicht ertragen. Ueberhaupt war seine Gesundheit nicht stark, und dazu entwickelte sich in den Jahren, da seine Jugend in das Mannesalter zu treten begann, ein Zug von Schwermuth in ihm, welcher oft bis zur religiösen Selbstpeinigung stieg. So machte

er jetzt eine Wallfahrt nach dem Monte Gargano in Apulien und wohnte unter strengen Bußübungen einige Zeit im Kloster des heiligen Michael. Von da besuchte er den heiligen Nilus, der mit seinen Mönchen in ärmlichen Hütten bei Gaeta gleich einem Einsiedler wohnte. Auch hier demüthigte er sich in Gebet und Buße. Später finden wir ihn auch in Ravenna in tagelangen einsamen Bußübungen, und einst soll er sogar mehrere Wochen lang sich mit Einsiedlern in Höhlen verschlossen und in Gebet und Fasten zugebracht, und in der Verzückung des Geistes selbst Erscheinungen gehabt haben.

Es waren wohl eben jene italienischen Mönche, namentlich der heilige Nilus, ein 90jähriger Greis, welche dem jungen Kaiser diese trübe Lebensansicht gaben und den lebhaften Jüngling, wenigstens zeitweise, mit entsagender Schwermuth erfüllten. Vorzüglich eng war er auch mit dem heiligen Adalbert, dem Apostel der Preußen, befreundet, welcher nach der Zeit des ersten Römerzuges sein steter Gesellschafter war und Tag und Nacht das kaiserliche Gemach nicht verließ, und darauf, zum Theil auf des Kaisers Wunsch, nach dem Norden ging, um den heidnischen Preußen das Evangelium zu predigen. Hier starb er im J. 999 den Märtyrertod. Als nun Otto im Anfange des folgenden Jahres aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt war, trieb ihn die Liebe zu seinem Freunde, das Grab desselben in Gnesen zu besuchen. Als er, begleitet vom Herzog Boleslaw, diese Stadt von ferne liegen sah, stieg er vom Pferde und trat mit nackten Füßen seine weitere Wallfahrt zu Adalberts Grabe an. In heißen Thränen verrichtete er seine Andacht bei demselben und erhob darauf, zum Andenken seiner Anwesenheit, das Bisthum Gnesen zum Erzbisthum, welchem er die Bisthümer Breslau, Cracau und Colberg unterordnete. Zum Erzbischof erhob er Adalberts Bruder Gaudentius.

Neben den Regungen der christlichen Demuth und Weltentsagung finden wir aber auch in Otto's Seele, die überhaupt den verschiedenartigsten Regungen unterworfen gewesen zu sein scheint, einen hochaufstrebenden Sinn und besonders eine hohe Idee von der Erhabenheit der kaiserlichen Würde. Als Sohn eines römisch-deutschen Kaisers und einer griechischen Kaisertochter; von den ersten Jahren seines Bewußtseins an schon ein regierender König und bald auch mit der Kaiserkrone geschmückt; gebildet durch die gelehrtesten und feinsten Geister seiner Zeit, einen Gerbert, Bernward, Meinwerk von Paderborn, und den calabrischen Griechen Johannes von Placentia [1]), hielt er sich selbst sehr hoch, höher als die seiner Meinung nach noch rohen Deutschen. Er ermahnte sie, ihre sächsische Rohheit abzulegen und sich nach seiner griechischen Feinheit zu bilden; ja, er fing an, griechische Sitten und Gebräuche einzuführen, z. B. an einer erhöhten Tafel allein zu speisen. Auch griechische Titel und Ehrenstellen ordnete er an. Sein Lehrer Gerbert hatte die hohe Idee des Kaiserthums selbst gefaßt und nährte sie in dem jungen Gemüthe. „Du bist unser Cäsar, Imperator und Augustus," schreibt er ihm, — „aus dem höchsten Blute der Griechen entsprossen übertriffst Du sie an Macht und Herrschaft" u. s. w. Otto faßte den Gedanken, das Reich der Römer in seiner ganzen Herrlichkeit wieder herzustellen, und wahrscheinlich hätte er auch, wenn er nur das Klima hätte

1) Man hat den Kaiser Otto, seines umfassenden Wissens wegen, mirabilia mundi. Wunder der Welt, genannt.

ertragen können, Rom zum Mittelpunkte desselben und zu seinem Sitze gemacht.

Den Stifter des deutsch-römischen Kaiserthums, den großen Karl, sah er als sein erhabenes Vorbild an, und als er im Jahre 1000 in Aachen war, wollte er sich selbst an dem Anblicke seiner irdischen Ueberreste erheben. Er ließ die Gruft des Kaisers öffnen und stieg in Begleitung zweier Bischöfe hinab. Man fand den einbalsamirten Körper noch sitzend auf dem marmornen Stuhle, im kaiserlichen Schmucke, mit Scepter und Schild. Otto beugte seine Kniee zum Gebet, nahm das goldene Kreuz von der Brust des Kaisers und legte es auf die seinige. Dem Leichnam ließ er neue Gewänder anlegen und die Gruft wieder verschließen [1]).

Die Liebe zu Italien zog ihn noch in demselben Jahre dorthin zurück. Rom und die Römer erschienen ihm in dem Glanze der alten Weltherrschaft. Sie aber vergalten ihm seine Vorliebe mit Undank. Als er im Frühjahr 1001 in Rom verweilte, empörten sich die Römer gegen ihn, weil er gegen ihre alten verhaßten Feinde, die Tiburtiner, Milde geübt hatte, schlossen ihn drei Tage in seinem Palaste auf dem Aventin ein, so daß weder Speise noch Trank hinein konnte. Da erfuhr Kaiser Otto, daß die deutsche Treue und rauhe Tugend doch besser sei, als die glatten Worte und das feinere Wesen der Welschen. Der Bischof Bernward von Hildesheim stellte sich mit der heiligen Königslanze unter das Hausthor und donnerte ganz entsetzlich, wie sein Lebensbeschreiber sich ausdrückt; und durch des Bischofs Entschlossenheit und die Hülfe seiner Getreuen wurde der Kaiser aus der Römer Händen gerettet. Er versöhnte sich zwar mit denselben noch einmal, aber bald empörten sie sich von neuem. Da machte er sich bereit, Strafe an dem falschen Volke zu nehmen; aber sein Gemüth war gebrochen und seinen Körper schwächte er noch durch nächtliches Wachen und Beten; oft fastete er die ganze Woche mit alleiniger Ausnahme des Donnerstags. Am 13. Jan. 1002 ward er von einer hitzigen Krankheit ergriffen, nach Thietmar von den Blattern, und starb den 23. Januar in Castell Paterno, in der Nähe von Rom, unvermählt und noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt. Sein Leichnam wurde von den deutschen Fürsten, die den Kaiser begleitet hatten, nur mit großer Mühe, unter wiederholten Angriffen der treulosen Italiener auf das Trauergeleit, Italien hinauf nach Deutschland gebracht und nach Otto's Wunsche neben den Gebeinen Karls d. Gr. in Aachen beigesetzt. (Auch Papst Sylvester starb schon im nächsten Jahre.)

So war Otto's des Großen ganze männliche Nachkommenschaft, seine beiden Söhne, Ludolph und Otto II. und beide Enkel, Otto III. und Ludolph's Sohn Otto, in der Blüthe ihrer Jahre in Italien gestorben; und es war von dem sächsischen Kaisergeschlechte nur noch der Urenkel Heinrich's des Ersten, Herzog Heinrich von Baiern, als Herzog der dritte dieses Namens, übrig. Die Deutschen waren diesem bairischen Geschlechte gar nicht geneigt, aber Heinrich, welcher schon die Geistlichkeit durch seine Freigebigkeit auf seiner Seite und die Reichskleinodien in seinen Händen hatte, wußte auch die einzelnen deutschen Stämme nach einander zu gewinnen, so daß ihm ein jeder, ohne allgemeine Wahlversammlung, mit der heiligen Lanze die Königswürde übertrug und der Erzbischof Willigis ihn

---

1) Kaiser Friedrich I. ließ die Gruft im J. 1163 noch einmal öffnen und die Gebeine in ein prächtiges Grab legen.

am 6. Juni in Mainz krönte und salbte. Die beiden Mitbewerber um die Krone, der tapfere und ruhmreiche Markgraf Eckard von Meißen, der an den Sachsen und Thüringern eine Stütze hatte, und der Herzog Hermann von Schwaben, der dem kaiserlichen Hause verwandt war, mußten ihm weichen; Eckard wurde von den Grafen Siegfried und Benno von Nordheim ermordet, — die Beweggründe der That sind dunkel geblieben, — und Hermann mußte sich den Waffen des rasch und kräftig auftretenden jungen Königs schon im J. 1002 unterwerfen. Bis zum Anfange des Jahres 1003 war Heinrich überall anerkannt.

38. Heinrich II. 1002—24.

Heinrich hat den Namen des Heiligen erhalten von seiner strengen, frommen Lebensart und von seiner schon erwähnten Freigebigkeit gegen die Geistlichen. Diese hatten sich unter den sächsischen Kaisern, welche sämmtlich sehr freigebig gegen sie waren, große Güter erworben und waren zu mächtigen Reichsfürsten angewachsen. Die Könige sahen, gleich Karl dem Großen, ihre Macht gern, um sie als ein Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zu gebrauchen, und in dieser Zeit hielten sie es auch meistentheils mit den Königen. Schon Otto I. begann die Grafschaften mit den Bisthümern zu verbinden; Heinrich II. übertrug mancher Kirche zwei, auch drei, der Gandersheimischen sogar die Grafschaft in sieben Gauen. Die Bischöfe strebten von nun an immer mehr, die geistliche und die weltliche Gewalt in ihren Diöcesen mit einander zu vereinigen. Des Kaisers Heinrich II. Willfährigkeit gegen die Geistlichen wurde von manchen mißbraucht; gleichwohl gab es unter den Geistlichen dieser Zeit auch Männer, welche die eigentliche Würde ihres Berufes vollkommen erkannten und für das geistige Wohl ihrer Gemeine, so wie für das Fortschreiten des menschlichen Geistes in Kunst und Wissenschaft und jeder ächten Bildung, eifrig sorgten; wie denn überhaupt das zehnte Jahrhundert schon mehrere helle Punkte darbietet. Der Bischof Bernward von Hildesheim, der schon oft von uns genannt ist, war ein Mann von hellem Geiste und von dem herrlichsten Sinne für alles Gute und Schöne. Auf seinen vielen Reisen, besonders in Italien, nahm er junge Leute mit sich, die ihren Geschmack an der Anschauung schöner Kunstgebilde üben und sie nachahmen sollten. Er ließ die Fußböden und Kirchen mit musivischer Arbeit verzieren und kostbare Gefäße von schöner Gestalt in Metall gießen, wozu ihm die unter Otto I. entdeckten Bergwerke des Harzes Gold und Silber lieferten. Ein Denkmal seines Kunstsinnes und seiner eignen Kunstfertigkeit sind die metallenen Thüren im Dome zu Hildesheim und die Bernwards-Säule auf dem Domplatze daselbst. So sorgte Bernward auf eine edle Weise für seinen Kirchsprengel, und die Schule zu Hildesheim war eine der berühmtesten der damaligen Zeit.

Einen zweiten Beinamen Huffeholz, oder der Lahme, soll Kaiser Heinrich in Italien erhalten haben. Da waren nach Otto's III. Tode neue Unruhen entstanden und die Italiener hatten den Markgrafen Arduin von Ivrea zu ihrem Könige gemacht. Heinrich, um die Ordnung herzustellen, zog im J. 1004 dahin, trieb den Arduin in die Flucht und ließ sich in Pavia die eiserne Krone aufsetzen. Aus Schonung für die Stadt, und um den Bürgern sein Vertrauen zu beweisen, hatte er nur eine geringe Leibwache bei sich behalten und das übrige Heer außer der Stadt in's Lager gelegt. Sogleich aber wandte sich der wankelmüthige Sinn der Italiener

wieder, sie machten einen Aufruhr, stürmten den Palast des Kaisers und drohten seinem Leben. Damals soll er durch einen Sprung aus dem Fenster den lahmen Fuß davongetragen haben. Seiner Begleiter waren nur wenige aber desto tapferere Männer; sie schlugen die Angriffe der Feinde auf den Palast so lange glücklich ab, bis die Deutschen außerhalb der Stadt, nachdem sie das Getöse innen gehört hatten, die Mauern stürmten, nach hartem Gefechte eindrangen, sich den Weg zum Palaste bahnten und den König befreiten. In den Straßen und Häusern, von welchen herab die Einwohner noch immer Steine und Geschosse schleuderten, dauerte der Kampf und wüthete das Feuer, bis der König selbst dem Zorne der Seinigen Einhalt that und die noch übrigen Einwohner rettete. Bei diesem Gefechte geschah es, daß der Königin Bruder, Giselbert, ein tapferer Jüngling, von den Lombarden getroffen niedersank; da sprang der Ritter Wulfram, sein Waffenbruder, mitten in den Haufen der Feinde und that einen gewaltigen Hieb auf ihrer einen, daß er ihn durch den Helm hindurch den Kopf bis auf die Schulter spaltete; dann zog er sich unverletzt wieder unter die Seinigen zurück.

Dem von Natur treuherzigen und redlichen Könige flößte dieses Betragen der Pavesaner großen Widerwillen gegen Italien ein; er war nicht zu bewegen, länger dort zu bleiben, und kehrte zurück nach Deutschland.

Hier waren auch viele Unruhen während seiner Regierung; denn obgleich der König Heinrich gleich in den ersten Jahren seiner Regierung durch raschen Entschluß und thatkräftiges Handeln sich als ein würdiger Sproß des sächsischen Hauses gezeigt hatte, so war doch der Uebermuth und die Fehdelust der Großen des Reiches während der langen Abwesenheit Otto II. und des III. in Italien so sehr gewachsen, daß das königliche Ansehen nur mit großer Anstrengung aufrecht zu halten war. Besonders viel machte dem Könige der benachbarte polnische Herzog Boleslaw Chrobry zu schaffen, ein ehrgeiziger, unruhiger Mann, der Böhmen und Schlesien eroberte und bis in die Lausitz vordrang. Es war bald, nachdem König Heinrich die Krone empfangen hatte, und Boleslaw mochte dem jungen Könige leicht einen Theil seiner Länder entreißen zu können glauben. Allein Heinrich nahm sogleich kräftige Maßregeln gegen ihn und wurde darin rühmlichst von den Sachsen, Thüringern und Baiern unterstützt. Noch in demselben Jahre 1004, nachdem er aus Italien zurückgekehrt war, führte er den von Boleslaw vertriebenen Herzog Jaromir nach Böhmen zurück und belehnte ihn zu Prag von neuem mit dem Herzogthum Böhmen. Boleslaw entfloh nach Polen und hat Böhmen nicht wieder erlangt. Im J. 1005 drang Heinrich sogar tief in Polen ein und zwang den Herzog Boleslaw, seine Abhängigkeit vom Reiche auf's neue anzuerkennen. Allein der Friede hatte keinen Bestand; noch zwei schwierige und blutige Kriege hat Heinrich mit Boleslaw führen müssen, und erst im J. 1018 wurde ein dauernder Friede zu Bautzen geschlossen, in welchem Böhmen und Meißen behauptet, aber das Lausitzer und Milzener Land dem Herzog Boleslaw überlassen wurde; zwar, wie Polen selbst, als Lehen des deutschen Reiches, allein Boleslaw erhielt sich doch als selbstständiger Fürst und machte sich nach der andern Seite hin selbst den Russen und griechischen Kaisern furchtbar. Nachdem er mit Heinrich Frieden geschlossen, fiel er in Rußland ein und eroberte und behauptete die große und wichtige Handelsstadt Kiew. Boleslaw gehört überhaupt zu den kräftigsten Charakteren seiner Zeit, zwar despotisch und gewaltsam, wie der Zustand seines noch rohen Volkes es mit sich brachte,

aber doch von hohen Gedanken erfüllt, ritterlich und tapfer, so daß er sein Volk mit heroischem Muthe beseelte. Es war schon ein großes Reich, welches er aus dem Nichts hervorrief, denn über Polen, Schlesien, Mähren, Pommern und die Lausitz erstreckte sich seine Herrschaft, und wäre ihm der König Heinrich nicht mit ausdauerndem Widerstande entgegengetreten, so würde er noch weiter nach Westen vorgedrungen und sein slavisches Reich vielleicht bis in das Herz von Deutschland ausgebreitet haben. Sobald die Scheu vor der kaiserlichen Auctorität durch Heinrichs Tod gehoben war, nahm Boleslaw den Titel eines Königs von Polen an; doch erfreute er sich desselben nicht lange, denn schon im nächsten Jahre 1025 starb er.

Auch für das Christenthum hat Boleslaw großartig gewirkt und demselben die Wege weithin nach Osten gebahnt. Ueberhaupt wurden um das Jahr 1000 der christlichen Länder, über welche, mit dem Reiche der Kirche, sich auch die Achtung des kaiserlichen Namens verbreitete, immer mehrere: in Ungarn, Polen, Rußland, Norwegen und Schweden wurde das Christenthum eingeführt oder doch fester begründet.

In einer der Pausen in den polnischen Kriegen, im J. 1013, ging König Heinrich zum zweiten Male nach Italien. Er fühlte es, daß sein Ansehen, um die unruhigen und widerstrebenden Elemente seines Reiches besser zusammen zu halten, der höheren Weihe des Kaiserthums bedürfe, wie seine Vorfahren sie besessen hatten. Auch erwarb sich der Papst Benedict VIII., der mit mächtigen Gegnern zu kämpfen hatte, gern die Hülfe des deutschen Königs durch das Versprechen der Kaiserkrönung. Als Heinrich in Italien erschien, unterwarfen sich schnell die geistlichen und weltlichen Machthaber und am 14. Februar 1014 fand die feierliche Kaiserkrönung Heinrichs und seiner Gemahlin Kunigunde in der Peterskirche statt. Das kaiserliche Ansehen wurde in solchem Maße hergestellt, daß Heinrich von nun an durch deutsche Sendboten in den großen Städten Norditaliens seine Herrscherrechte ausüben lassen konnte und die Besetzung der Bisthümer, zum Theil mit deutschen Geistlichen, in seiner Hand behielt.

Schon vor diesem Römerzuge hatte Heinrich einen Lieblingsgedanken seines Lebens, die Stiftung des Bisthums Bamberg, seines liebsten Aufenthalts, zur Ausführung gebracht. Er stattete dasselbe auf das Reichste aus und bestimmte es für sich und seine Gemahlin Kunigunde zum Denkmal der Frömmigkeit. Den Widerstand der benachbarten Bischöfe von Würzburg und Eichstädt, die einen Theil ihres Sprengels an das neue Bisthum abtreten mußten, überwand er mit der eigenthümlichen Ausdauer in seinen Entschlüssen und am 6. Mai 1012, seinem 40. Geburtstage, hatte er die Freude, daß der von ihm erbaute Dom, in Gegenwart von mehr als 30 Bischöfen, von dem Patriarchen von Aquileja feierlich eingeweiht wurde. Im J. 1020 wiederholte der Papst Benedict, der selbst nach Deutschland gekommen war, die Weihung des geliebten Hochstifts Bamberg; 72 Erzbischöfe und Bischöfe, nebst einer großen Zahl weltlicher Fürsten, hatten sich bei diesem Feste um Kaiser und Papst gesammelt. — Diese Stiftung Heinrichs war nicht blos eine Gabe der Frömmigkeit, sondern das Bisthum Bamberg hat eine große Bedeutung für das an Böhmen grenzende Frankenland gehabt. Die Gegenden am oberen Main und der Rednitz lagen bis dahin ziemlich öde da, die Stürme des zehnten Jahrhunderts hatten die früher dorthin verpflanzten Franken und nordalbingischen Sachsen ausgerottet oder verdrängt und eine dünne, meist slavische Bevölkerung

bedeckte den wenig angebauten Boden. Das Bisthum Bamberg zog nun aber immer mehr deutsche Anbauer in diese von der Natur reich ausgestatteten Fluren und sie blühten zu immer größerer Fruchtbarkeit auf. Daneben wurde die wohlgepflegte Bamberger Schule ein Mittelpunkt geistiger Bildung; Kunst und Wissenschaft, Handel und Wohlstand breiteten sich ebenfalls aus. Fürth wird bald genannt und ein Jahrhundert später auch das wichtige Nürnberg.

Der Grund zu der schon erwähnten Reise des Papstes nach Deutschland war hauptsächlich der, den Kaiser Heinrich zu einer neuen Fahrt nach Italien zu bewegen, um die Griechen, welche von Unteritalien aus Rom bedrohten, von der Eroberung dieser Stadt abzuhalten. Und Heinrich, der die Kirche des Abendlandes in Gefahr sah, von den andersgläubigen Griechen ihres Mittelpunktes beraubt zu werden, zog wirklich im J. 1021 zum dritten Male nach Italien, trieb die Griechen leicht bis in ihre untersten Besitzungen in Unteritalien zurück, eroberte Benevent, Salerno, Neapel, und ward überall als Herr und Kaiser begrüßt. Aber in Italien weilte er nie gern längere Zeit; im J. 1022 ging er wieder nach Deutschland zurück und widmete sich friedlichen Werken, so wie, bei zunehmender Leibesschwäche, den Uebungen der Frömmigkeit.

Heinrich starb im J. 1024 auf seiner Burg Grone im Leingau (bei Göttingen), welche oft der Sitz der sächsischen Kaiser war, im 52. Jahre seines Lebens. Seine Leiche wurde nach Bamberg gebracht. Papst Eugen III. hat ihn hundertzweiundzwanzig Jahre später in die Zahl der Heiligen gesetzt, so wie auch seine Gemahlin, die fromme Kunigunde, welche mehrere Klöster gestiftet hatte und nach ihres Gemahls Tode die übrigen funfzehn Jahre ihres Lebens in dem von ihr gegründeten Kloster Kaufungen in Hessen zubrachte, im Jahe 1200 vom Papste Innocenz III. heilig gesprochen ist.

Man hat sich, durch Legenden, die über König Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde vielfach ausgebildet wurden, verleitet, lange Zeit gewöhnt, Heinrich II. gleichsam als einen Mönch in Purpur zu betrachten, allein die Geschichte seines Lebens stellt ein anderes Bild von ihm auf. Er war für seine Person allerdings sehr fromm und beobachtete die kirchlichen Pflichten auf das Strengste, allein dabei war er ein unermüdet thätiger Herrscher. Trotz seines kränklichen Körpers gönnte er sich keine Ruhe und war in den vielen Feldzügen, welche er gegen äußere Feinde und in den zahllosen Fehden seines Reiches selbst auskämpfen mußte, immer an der Spitze seiner Schaaren. Gleich im dritten Jahre seiner Regierung, 1004, haben wir ihn in Italien gegen Arduin, dann in Böhmen gegen Boleslaw, und nach einem siegreichen Feldzuge wieder an die Elbe zurückkehrend gesehen. Die vielen Kämpfe in Deutschland selbst, die ihn bald über den Rhein nach Flandern, Lothringen, Burgund, bald nach Baiern an die Donau, bald wieder an die Elbe und Saale riefen, haben wir nicht einzeln erzählt, denn sie bieten das immer wiederholte Schauspiel empörter oder unter sich kämpfender Reichsvasallen dar und haben alle denselben Ausgang gehabt, daß der König sowohl mit den Waffen, als durch sein kaiserliches Wort und durch gütige Vermittlung, die Ruhe wieder herstellte und das Ansehen der Krone befestigte. Nach zwanzigjährigen Kämpfen hatte er den Trotz des deutschen Adels gebrochen und die kaiserliche Macht zur Anerkennung gebracht, den Landfrieden gesichert und der Willkür gesteuert.

Aber freilich war der friedliche Sinn des Kaisers und sein Streben durch Recht und Gesetz einen geregelten Zustand im Reiche und in der Kirche zu stiften, überwiegend über seine kriegerischen Fähigkeiten und wir können es nur beklagen, daß der gährende Zustand des ganzen Zeitalters ihn so hin- und hergeworfen und ihm nicht gestattet hat, seine besten Absichten zu einer dauernden Geltung durchzuführen. In Uebereinstimmung mit dem Papst Benedict VIII. hatte er auch eine Reform der abendländischen Kirche im Auge und wollte viele Mißbräuche derselben abschaffen, aber sein und des Papstes früher Tod trat hindernd dazwischen. Wirksamer war seine Bemühung die Strenge der alten, durch reichen Besitz in Ueppigkeit und Trägheit verfallenen, Klosterzucht in vielen Klöstern herzustellen, für welchen Zweck er denselben das Uebermaß weltlicher Güter häufig entzog und zu Zwecken des Reiches verwendete. Den geistlichen Fürsten dagegen hat er, wie wir gesehen haben, mit großer Freigebigkeit Güter verliehen, um sie als Stützen des kaiserlichen Regiments gegen den Uebermuth der weltlichen Großen zu gebrauchen, und häufig mußten sie auch seine Heere führen, wenn er nicht selbst zugegen war. Die Besetzung der Bischofssitze mit ihm ergebenen Männer war eine seiner Hauptsorgen und die von dem Erzbischof Bruno, Otto's I. Bruder, gestiftete Kapelle am kaiserlichen Hofe, eine Erziehungsanstalt künftiger höherer Geistlichen, lieferte ihm dazu taugliche Männer, meist den ersten Geschlechtern, die in sein Regierungssystem eingeweiht und mit den Banden der Dankbarkeit und Ergebenheit an seine Person geknüpft waren.

Die letzten Jahre des Kaisers Heinrich zeigten, daß er kein schwacher Regent gewesen war, denn in Italien, wie in Deutschland, stand das kaiserliche Ansehen fester und war die Herrschaft des Gesetzes verhältnißmäßig kräftiger, als da er das Reich übernahm. Aber freilich bedurfte es einer eben so starken oder noch stärkeren Hand, um das Gewonnene festzuhalten, denn die Macht der großen Reichsvasallen, welche nun schon ein Erbrecht ihrer Reichslehne in Anspruch nahmen, ihr Trotz und ihre Fehdelust waren nur gebeugt, aber nicht gebrochen, und stets bereit, gegen einen schwachen Oberherrn sich wieder zu erheben. Das allgemeine Bewußtsein eines solchen unsichern Bodens, auf welchem die Einheit des Reiches stand, war denn auch zum Glück für unser Vaterland so stark in den Besonnenen unter den weltlichen und geistlichen Großen, daß sie, als mit Heinrich II. das sächsische Haus ausstarb, in derselben Einmüthigkeit, wie nach dem Aussterben des karolingischen Stammes, ihre Streitigkeiten vergessend, die Nothwendigkeit erkannten, durch die Wahl eines neuen Königs dem Reiche deutscher Nation wiederum einen Einheits- und Mittelpunkt zu geben. Das war auch eine Wirkung von Heinrichs besonnener und erfolgreicher Regierung, daß man den Werth eines allgemeinen Oberhauptes so klar erkannte.

III. Die salischen oder fränkischen Kaiser 1024—1125.

Konrad II. 1024—39.

Zur Wahl eines neuen Kaisers versammelten sich die deutschen Völkerschaften, eine jede unter ihrem Herzoge, an den Ufern des Rheines zwischen Mainz und Worms, bei Oppenheim. Der Herzöge waren acht, Konrad der jüngere, der die herzogliche Gewalt in Franken im Namen des

Königs bekleidete, — Franken wurde noch immer als das eigentliche Königsland angesehen, — Friedrich von Oberlothringen, Gozelo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, aus Hermann Billungs Geschlechte, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen (dem unter Otto III. von Baiern getrennten Herzogthume, welches die Pässe nach Italien in sich hielt), der junge Ernst von Schwaben, und Othelrich oder Ulrich von Böhmen. Die Sachsen, die Ostfranken, die Baiern und Schwaben nebst den Böhmen, lagerten sich diesseits des Rheines, die reihnischen Franken und die Nieder- und Oberlothringer jenseits. Eine herrliche und zahlreiche Versammlung spiegelte sich in den Wellen des großen deutschen Stromes. Der Lebensbeschreiber Konrads II., Wippo, war Zeuge der großen Handlung und hat sie uns beschrieben.

Die Stimmen neigten sich zu Gunsten des fränkischen Stammes, und aus ihm ragten zwei Konrade an Tugend und Ansehen vor Allen hervor, Graf Konrad der Aeltere, oder der Salier, und Konrad der Jüngere, der Herzog; sie waren Söhne zweier Brüder und stammten von Konrad dem Weisen, dem Tochtermanne Otto's I., her, welcher in der Ungarnschlacht am Lechflusse fiel; beide waren ihres Anherrn würdig und zugleich von weiblicher Seite mit dem sächsischen Kaiserstamme verwandt; der ältere stand im Alter von etwa 40 Jahren, der andere war mehr als 10 Jahr jünger. Zwischen ihnen schwankte die Wahl. Da zog der ältere Konrad den jüngeren bei Seite und sprach zu ihm: „Laß uns nicht durch Zwietracht die Sache selbst und unsere Freundschaft stören. Hadern wir mit einander, so möchten die Fürsten einen Dritten wählen und die Nachwelt würde sagen: Beide waren der Krone unwürdig. Mich aber dünkt, es treffe nun die Wahl dich oder mich, so werde ich in dir und du in mir geehrt. Ist die Krone dir bestimmt, so bin ich der Erste dir zu huldigen. Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" Der jüngere gelobte es ihm.

Als nun die Wahl anfing und der Erzbischof Aribo von Mainz seine Stimme zuerst geben sollte, nannte er Konrad den Aelteren. Die Erzbischöfe und Bischöfe folgten. Unter den weltlichen Fürsten war der Franken Herzog der Erste in der Reihe; und der jüngere Konrad erhob sich und wählte mit lauter Stimme seinen Vetter; dieser aber faßte ihn bei der Hand und setzte ihn neben sich. Die übrigen Fürsten stimmten auch bei, das Volk jauchzte seinen Beifall. Nur Friedrich von Lothringen und der Erzbischof Pilgrim von Köln waren unzufrieden und verließen die Versammlung. Gleichwohl wurde die Wahl vollzogen und sie war eine glückliche; Konrad stand im kräftigsten Mannesalter und er war im vollen Sinne des Wortes ein Mann. Sein Wille war stark, sein Blick scharf, seine Leidenschaften hatte das Leben schon gezähmt und er wußte sie zu beherrschen. Seinem Auge schwebte ein hohes Ziel vor: die Erhaltung, ja Vermehrung der königlichen Macht und Befestigung der Stellung der deutschen Nation an der Spitze aller christlichen Völker.

Der neue König wurde nun nach Mainz geführt, um dort feierlich gesalbt und gekrönt zu werden. Auf dem Wege zur Kirche wurde der Zug durch die Menge der Bittenden aufgehalten, die den König um Gerechtigkeit ansprachen. Die Bischöfe waren unwillig; Konrad aber hörte die Bitten geduldig an und sprach: „Gerechtigkeit üben, es sei mir bequem oder nicht, ist die erste meiner Pflichten." Das Wort wurde freudig gehört, man fing an, große Hoffnungen von dem neuen Könige zu fassen, und Konrad hat

sie nicht getäuscht. Er fing seine Regierung damit an, daß er alle Gegenden Deutschlands durchreisete, Gerechtigkeit übte, die Ordnung herstellte und solchen Ernst mit solcher Güte zeigte, daß man von ihm sagte, kein König nach Karl dem Großen habe so sehr verdient, dessen Stuhl zu besteigen, als er. Räuber belegte er mit harten Strafen, es herrschte wiederum Sicherheit mehr als seit langen Zeiten, und der Handel blühete auf. Sich und seinem Geschlechte sicherte er die Stimme des Volkes dadurch, daß er das Emporkommen des Bürgerstandes in den Städten durch kräftige Mittel förderte.

So waltete er im Innern. Nach Außen arbeitete er gleichfalls glücklich für Deutschlands Ansehen und Größe. Nachdem er Lothringen beruhigt und seinem achtjährigen Sohne Heinrich die Erbfolge in Deutschland gesichert hatte, zog er im J. 1026 nach Italien und wurde in Mailand zum König von Italien und am Osterfeste des folgenden Jahres in Rom zum Kaiser gekrönt. Das Fest wurde verherrlicht durch die Gegenwart zweier Könige, des Königs Rudolph von Burgund und des großen Königs Canut oder Knud von Dänemark und England. Mit diesem hatte Konrad schon vorher enge Freundschaft geschlossen, welche sich ein Jahrhundert lang unter beider Nachkommen erhielt, und seinen Sohn Heinrich mit dessen Tochter Kunihild verlobt. Zugleich ordnete er mit ihm die Grenze zwischen Deutschland und Dänemark, so daß der Eider-Fluß, zwischen Holstein und Schleswig, beide Länder trennen sollte. Er gab dadurch die Markgrafschaft Schleswig auf; allein dies Land war doch schwer zu vertheidigen, und Konrad gewann dagegen die ihm sehr vortheilhafte Freundschaft Knuds, welche ihm freie Hand ließ, nach anderer Seite hin für die Ausbreitung seiner Macht desto thätiger zu sein. Schon Heinrich II. nämlich hatte einen Erbvertrag mit seinem Oheime, dem kinderlosen König Rudolph von Burgund, geschlossen, daß nach dessen Tode Burgund an Deutschland kommen sollte; Konrad erneuerte den Vertrag, und nachdem Rudolph im J. 1032 gestorben war, nahm er das Land wirklich ein, obgleich ein Theil der Burgunder den mächtigen Grafen Odo von Champagne herbeigerufen hatte. Er demüthigte diesen und ward 1034 als König von Burgund anerkannt. Zur Verwaltung des Landes schickte er Konrad von Zähringen dorthin, dessen Nachkommen längere Zeit die Rechte der Verwaltung Burgunds ausübten. Dieses Königreich begriff die schönen Landschaften des südöstlichen Frankreichs, die nachher Provence, Dauphiné, Franche Comté und Lyon hießen, nebst Savoyen und einem Theile der Schweiz, und setzte Deutschland durch die wichtigen Städte Marseille und Toulon mit dem Mittelmeere in Verbindung. Eine wichtige Erwerbung, die aber nachher, in den Zeiten schwacher Kaiser, vernachlässigt und von den Franzosen in Besitz genommen ist.

Die Bemühung, Burgund für das deutsche Reich zu erwerben, wurde für den Kaiser Konrad die Ursache eines Kummers, den er in seiner eigenen Familie erleben mußte. Sein Stiefsohn, Ernst, Herzog von Schwaben, aus der früheren Ehe seiner Gemahlin Gisela mit dem Herzog Hermann von Schwaben, glaubte das erste Anrecht auf die Krone Burgunds zu haben, weil seine Mutter die Schwestertochter des Königs Rudolph von Burgund war. Unzufrieden mit Konrads Schritten zur Erwerbung dieses Landes für das deutsche Reich, verließ er denselben auf dem italienischen Zuge, stiftete Unruhen in Deutschland an und hoffte mit Hülfe seiner Freunde Burgund einzunehmen. Aber der Kaiser eilte schnell zurück,

vereitelte sein Unternehmen, und da Herzog Ernst die schwäbischen Vasallen nicht zum Abfalle von dem Kaiser bewegen konnte, mußte er sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Vater schickte ihn im J. 1027 gefangen auf das Felsschloß Giebichenstein in Thüringen. Nach fast dreijähriger Gefangenschaft setzte er ihn in Freiheit und bot ihm sein Herzogthum wieder an, wenn er ihm seinen Rathgeber und Freund, den Grafen Werner von Kyburg, den Hauptanstifter der Unruhen, ausliefern wollte. Des weigerte sich Ernst als eines Treubruches gegen seinen Freund; da wurde er seines Herzogthumes entsetzt und auf einer Reichsversammlung mit allen seinen Anhängern in des Reiches Acht und Bann gethan. Er floh mit dem Grafen Werner und anderen Treugebliebenen zu dem Grafen Odo von Champagne, seinem Vetter, kehrte aber bald zurück, als sein Vater nach Ungarn gezogen war, verbarg sich in den Schluchten des Schwarzwaldes, die Hölle genannt, nicht weit von den Quellen der Donau, und suchte wieder Anhang in Schwaben zu gewinnen. Auf der Feste Falkenstein lebte er eine Zeitlang vom Raube. Allein der Bischof Wasmann von Constanz, als Verweser des Herzogthums für Gisela's minderjährigen zweiten Sohn, Hermann, welchem der Vater dasselbe gegeben hatte, sandte den Grafen Mangold von Vehringen gegen ihn; beide Schaaren kämpften im J. 1030 in einem blutigen Gefechte, bis Ernst und Werner, wie auch Graf Mangold, erschlagen wurden. Die Schicksale des Herzogs Ernst wurden ein Gegenstand mannigfacher Sagen und Lieder; wunderbare Thaten wurden an seinen Namen geknüpft und das Ganze von späteren Dichtern zu einem großen Gedichte bearbeitet. — Der Zug des Kaisers Konrad gegen Ungarn war zwar zuerst nicht glücklich, aber der junge König Heinrich setzte den Krieg fort und brachte den König Stephan im J. 1031 zu einem günstigen Frieden.

Auch gegen die Polen führte der Kaiser Krieg und unterwarf sie wieder unter die deutsche Oberhoheit, indem er den Herzog Mieczislaw oder Miesko 1031 nöthigte, dem Reiche die Huldigung zu leisten und die Lausitz, welche Heinrich II. dem Vater Miesko's, dem Boleslaw Chrobry, hatte überlassen müssen, zurückzugeben.

Die slavischen und wendischen Völker, die noch an der Oder und nordwärts an der Elbe saßen, zwang Konrad gleichfalls zum alten Gehorsam. Hamburg, welches sie zerstört hatten, richtete sich nach und nach aus seinem Schutte wieder auf.

Von dem zweiten Zuge nach Italien, wohin ihn innere Unruhen, und besonders der Uebermuth des stolzen Erzbischofs Heribert von Mailand im J. 1037 gerufen hatten, wo aber Seuchen sein Heer wegrafften und sein eigener Stiefsohn, Hermann von Schwaben, und seines Sohnes Heinrich junge liebliche Gemahlin, des Dänenkönigs Tochter, starben, brachte Konrad Kränklichkeit zurück. Er genas nicht ganz wieder und starb den 4. Juni 1039 zu Utrecht. Sein Leichnam wurde von der leidtragenden Gisela und dem gleichfalls tiefbetrübten König Heinrich durch die Städte des Rheinstromes nach Speier in den herrlichen Dom gebracht, den er daselbst gegründet hatte. Der König Heinrich versäumte es nicht, die Bahre mit des Vaters Leiche auf den eignen Schultern in den Dom tragen zu helfen. Konrad's Lebensbeschreiber Wippo sagt von ihm: „Man setzt sich dem Verdachte der Schmeichelei aus, wenn man erzählen will, wie großmüthig, wie standhaft, wie unerschrocken, wie ernst gegen die Schlechten, wie gütig gegen Bürger und wie streng gegen die Feinde, wie unermüdet und

nachdrucksam in Geschäften Konrad gewesen, wenn es des Reiches Wohl erheischte."

Seine Gemahlin, Gisela, eine der edelsten deutschen Frauen, die ihn auf das zärtlichste liebte, verschmähte jeden Trost und beweinte den Gemahl in dem Kloster Kaufungen bei Kassel bis an ihren Tod.

Dieser Kaiser hatte offenbar den Gedanken gefaßt, welcher der Grundgedanke des ganzen salischen Kaisergeschlechtes genannt werden kann, nämlich die deutsche Königsmacht zu möglichst unumschränkter Herrschaft zu erheben, die Macht der Fürsten in enge Grenzen zurückzuweisen, und um dieses zu vollbringen, die Hülfe der kleineren Vasallen, die jenen beinahe schon dienstbar geworden waren, durch jede Begünstigung zu gewinnen. Dahin zielte vorzüglich das wichtige Lehnsgesetz (constitutio de feudis), welches Konrad im J. 1037 auf seinem zweiten Zuge nach Italien, wo die kleinen Vasallen, die Valvassoren, wie man sie damals nannte, sich gegen die großen Vasallen und die Bischöfe aufgelehnt hatten, für dieses Land gab, welches aber bald auch auf Deutschland überging, — daß nämlich Lehnsgüter, welche die Väter besessen, den Söhnen nicht willkürlich, sondern nur wegen Verbrechen, durch das Gericht von Genossen, genommen werden könnten. Dadurch bereitete er den kleinen Vasallen die vollen Rechte des Eigenthums, so daß aus ihnen ein eigner freier Reichsstand, zur Stütze des Kaisers gegen die großen Vasallen, entstehen mußte. Diese dagegen, besonders die Herzöge, suchte er wieder in das alte Verhältniß von bloßen R e i c h s b e a m t e n zurückzubringen; ja, er gab sogar nach und nach bei Erledigungsfällen die Herzogthümer Baiern, Schwaben und Kärnthen seinem eigenen Sohne Heinrich, der ganz geeignet schien, seinen großen Herrscherplan weiter zu führen. Wäre derselbe gelungen, so würde Deutschland früh geworden sein, was Frankreich später ward, ein eigenes kräftiges Königthum. Aber das salische Geschlecht wurde mitten auf seinem Wege, theils durch eigene Schuld, theils durch das, mit wunderbarer Kraft und Schnelligkeit sich erhebende Reich des römischen Stuhles aufgehalten, dessen Sieg über seinen Enkel der mächtige Konrad wohl nicht geahnet hatte.

39. Heinrich III. oder der Schwarze. 1039—56.

Konrads Sohn, Heinrich, den die Deutschen bei des Vaters Leben gewählt und schon im J. 1028 zu Aachen gekrönt hatten, war erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber die Hoffnung von ihm war groß und zeigte sich nicht unbegründet. Er war, gleich dem Vater, von hohem Geiste und entschlossenem Willen, ernst und ausdauernd, dabei auch beredt und wohl unterrichtet; denn die kluge Gisela hatte ihn früh angehalten, seinen Geist auszubilden, besonders durch Lesen von Büchern, welches damals sehr selten war. Auch hatte Kaiser Konrad, obgleich ein Selbstherrscher wie wenige, schon früh seinem Sohne wichtige Aufgaben zur selbständigen Ausführung übertragen, wie z. B. den Krieg und dann die Verhandlung mit Stephan von Ungarn, und der sechzehnjährige Jüngling zeigte schon die Reife des Mannes. Kein Kaiser seit Karl dem Großen hat kräftiger als Heinrich die Kaiserwürde in Italien, Deutschland und den angrenzenden Ländern aufrecht erhalten und gewaltiger in allen Grenzen seines weiten Reiches geherrscht. Besonders ward es ihm zum Ruhme angerechnet, daß er die Ungarn, die noch vor hundert Jahren der Schrecken Deutschlands waren, so demüthigte, daß ihm der ungarische Adel, nach einer verlorenen

Schlacht bei Raab, in der Hauptstadt Stuhlweißenburg im J. 1044 den Eid der Treue leistete, und der von Heinrich wieder eingesetzte König Peter das Land durch Empfang einer vergoldeten Lanze als Lehn annahm. Zwar war das keine dauernde Unterwerfung, allein, daß es einmal geschehen, war schon ein Ruhm, und Heinrich hatte bei dieser Gelegenheit auch einen Theil Ungarns, vom Kahlenberge bis zur Leitha, gewonnen und mit der Mark Oesterreich vereinigt.

Dann wandte sich der König im J. 1046 nach Italien, um die großen Unordnungen dort zu schlichten. Es waren drei Päpste auf einmal aufgestanden, Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI. Heinrich, um gegen keinen parteiisch zu sein, berief eine Kirchenversammlung nach Sutri; hier wurden sie alle drei; als unrechtmäßig eingedrungen, entsetzt, und dann in Rom durch Heinrich selbst, der in seinem und seiner Nachkommen Namen, wie Karl der Große, die Patricierwürde angenommen hatte, auf Verlangen der versammelten Geistlichkeit und des Adels, ein Deutscher, der Bischof Suidger von Bamberg, zum Papste gemacht; er nahm den Namen Clemens II. an und krönte Heinrich am Weihnachtsfeste 1046 zum Kaiser. Nach diesem hat Heinrich den Römern noch drei andere deutsche Bischöfe, die edelsten und würdigsten Männer, zu Päpsten gegeben, denn sie hatten ihm von Neuem versprechen müssen, gleichwie Otto I., keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung zu ernennen. Nach diesen folgten noch zwei deutsche Päpste auf den päpstlichen Stuhle, und diese sechs Päpste von deutschem Geschlechte, Clemens II., Damasus II., Leo IX., Victor II., Stephan IX. und Nicolaus II., welche zwar rasch, aber in ununterbrochener Reihe, auf einander folgten, haben in gleichem tüchtigen Sinne für das Wohl der Kirche gewirkt und dieselbe aus dem Verderben, in welches sie durch die Uneinigkeit in Rom selbst, durch Sittenverderbniß in vielen Geistlichen und durch das Erkaufen geistlicher Stellen für Geld, gerathen war wieder emporgehoben. Sie haben so den weltbeherrschenden Planen vorgearbeitet, welche Gregor VII. nachher zur Ausführung brachte. Bei der Geschichte dieses berühmten Papstes wird davon weiter die Rede sein; hier aber müssen wir es sogleich zum Ruhme dieser deutschen Päpste sagen, daß ihr Streben aus tüchtiger Gesinnung und wahrem Eifer für Reinheit und Hoheit der Kirche hervorgegangen ist. Besonders ist Leo IX., früher Bruno, Bischof von Toul und Verwandter Kaiser Heinrichs III., als ein Mann von der höchsten Sittenreinheit und wahrem Adel der Gesinnung zu preisen. Seine Demuth war so groß, daß er nach seiner Wahl zum Papste als Pilger zu Fuß von seinem Bisthume Toul nach Rom wanderte, in Begleitung des mit dem abgesetzten Papste Gregor VI. nach Deutschland gekommenen Kaplans Hildebrand, in welchem Leo schon den außerordentlichen Geist erkannte.

Des Papstes Eifer für die Reinigung der Kirche trieb ihn sogleich gegen die Simonie und das unsittliche Leben der Geistlichen zu wirken; er führte auf drei Concilien, zu Rom, Rheims und Mainz, welche diesem Zwecke gewidmet waren, den Vorsitz und brachte in einem Jahre schon die bedeutendsten Verbesserungen zu Stande. Dann reiste er von einem Lande der Christenheit in das andere, wo seine Gegenwart am nöthigsten war, um überall die Reinigung der Kirche persönlich zu betreiben. Im J. 1054 starb er, zu früh für sein großes Werk; aber seine Nachfolger wirkten in seinem Sinne fort.

Der Kaiser Heinrich waltete unterdeß in Deutschland als weiser und kräftiger Herrscher. Er vergab zwar die Herzogthümer, die er selbst besaß,

wieder, aber eigentlich nur an Statthalter von sehr beschränkter Vollmacht, die den Namen, aber nicht die alten Rechte der Herzöge erhielten; nämlich Baiern an Heinrich, aus dem Hause Luxemburg, nachher an Konrad aus dem Hause der Pfalzgrafen vom Rhein; Kärnthen an Welf, Sohn des schwäbischen Grafen Welf; Schwaben an den Pfalzgrafen bei Rhein, Otto. In Schwaben war das welfische Haus mächtig und hätte deshalb gern auch das Herzogthum besessen; aber gerade deshalb setzte Heinrich den Grafen Welf nach Kärnthen, damit der Herzog nicht zugleich großes Erbgut im Lande habe, und zugleich schwächte er das Herzogthum dadurch, daß er die Steiermark, die Mark Krain und Istrien davon trennte und einem eigenen Markgrafen verlieh. So verfuhr er mit den großen Reichswürden ganz nach seinem Wohlgefallen, während er die Erblichkeit der kleineren Lehnsgüter begünstigte. Ober-Lothringen kam durch ihn an den Grafen Albert von Longwy, einem Ahnherrn des jetzigen österreichischen Hauses. Darüber gerieth der Kaiser in Streit mit dem Herzog Gottfried; der abgesetzt nach Italien ging und die Wittwe des Heinrich feindlichen Markgrafen Bonifaz von Tuscien heirathete. Die Familie stand in der Folge dem fränkischen Geschlechte stets feindlich entgegen.

Heinrich gab auch eine Probe seines persönlichen Muthes. Als er im J. 1056 mit dem Könige Heinrich von Frankreich zu einer Unterredung zu Ivois in der Gegend von Metz zusammengekommen war, entstand ein Streit zwischen ihnen, denn der König warf ihm Wortbrüchigkeit vor. Wie es sich geziemte, antwortete Heinrich nur dadurch, daß er dem Könige den Fehdehandschuh hinwarf; und dieser machte sich in der folgenden Nacht davon in seine Grenzen. Nichts war den Deutschen erfreulicher, als solche Ritterlichkeit ihres Kaisers.

Heinrich ging nach Sachsen zurück, wo sein Lieblingssitz Goslar am Harze war, welches er zu einer ansehnlichen Stadt erhoben hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, daß ein König aus fränkischem Stamme seinen Sitz im sächsischen Lande nahm; er that es wohl seiner reichen Bergwerke wegen, die nahe bei Goslar am Harze lagen. Bergwerke gehörten in der älteren Zeit zu den ausschließlichen Besitzthümern der Kaiser. In Goslar ließ Heinrich eine Burg, einen Palast, Kirchen und Festungsmauern anlegen, und dabei mußten die umherwohnenden Sachsen schwere Frohndienste verrichten. Das vermehrte ihren Unwillen, den sie schon über den Bau einer kaiserlichen Burg in ihrem Lande fühlten; und wenn auch derselbe unter einem so strengen und starken Kaiser nicht laut werden durfte, so trug er doch seinem Sohne späterhin desto bitterere Früchte. — Heinrich starb plötzlich zu Bothfeld, bei Rothehütte auf dem Harze, wohin er sich auf die Jagd begeben hatte, in Gegenwart des Papstes Victor, der nach Deutschland gekommen war, und mehrerer Fürsten, den 5. Oct. 1056, mitten in seinen besten Lebensjahren, da er nur 39 Jahre alt war, unter großen Entwürfen für die Zukunft.

Dieser Kaiser war bei aller Geisteskraft und Strenge sehr fromm; er setzte nie seine Krone auf, ohne vorher gebeichtet und dann von dem Beichtiger die Erlaubniß dazu erhalten zu haben. Auch unterwarf er sich oft den Kirchenstrafen und ließ sie an seinem eignen Leibe mit Geißelhieben durch Priester ausüben. Die kräftig einfache Art jener Zeiten verschmähte nicht, selbst durch körperlichen Schmerz die Heftigkeit der Leidenschaften zu zügeln.

Heinrich III. ist auch unter den Kaisern zu nennen, welche die eigne Bildung durch Liebe zu den Wissenschaften, durch Gunst gegen ausgezeichnete

Männer und durch Förderung der Bildung im Allgemeinen bewiesen haben. Die Aufforderung des Lebensbeschreibers seines Vaters, Wippo, in einem eigenen an ihn gerichteten lateinischen Gedichte, daß er auch die Kinder der weltlichen Großen in den Wissenschaften unterrichten lassen möge, hat er durch Sorge für die Schulen eifrig in Erfüllung gebracht. Es blüheten unter ihm vorzüglich die Schulen zu Lüttich, Lobbes, Gemblours, Fulda, Paderborn, St. Gallen, Reichenau u. a. In den beiden zuletzt genannten Schulen bildete sich einer der größten Gelehrten der damaligen Zeit, Hermann der Contracte, von Jugend auf so gelähmt, daß er nur in einem Tragsessel von einem Orte zum andern gebracht werden und nur mit großer Mühe schreiben konnte, ja so schwer mit der Zunge, daß seine Schüler erst langsam ihn verstehen lernten, und doch so gesucht und geehrt von ihnen, daß sie aus allen Ländern zu ihm strömten. Seine Chronik gehört zu den vorzüglichsten Quellen der Geschichte der ersten Hälfte des 11. Jahrh. Unter seinen Schülern ist der treffliche Benno, nachher Bischof von Osnabrück, zu nennen, der sich um die Schulen zu Hildesheim und Osnabrück sehr verdient gemacht hat.

Wissenschaft und Kunst blüheten schon nicht unbedeutend unter Heinrich III., und wenn auch Vieles unter der langen und unruhigen Regierung Heinrichs IV. wieder verfiel, so war doch der Grund zu dem herrlichen Aufblühen gelegt, welches die Zeit der Hohenstaufen uns darstellt.

Unter Heinrich III. entstand auch zuerst in Frankreich jene merkwürdige Einrichtung, wodurch die Kirche der rohen Gewalt des Faustrechtes, welches namentlich in Frankreich so sehr überhand genommen hatte, einigermaßen Schranken zu setzen suchte, nämlich der Gottesfrieden (trenga oder treuva dei, vielleicht mit triuwa, Treue, verwandt). Vom Mittwoch Abend, vom Untergange der Sonne an, bis zum Sonnenaufgang am Montag Morgen, sollten alle Fehden ruhen, kein Schwert gehoben werden und allgemeine Sicherheit die Geschäfte des Lebens beschützen, also an den vier Wochentagen, welche durch das Andenken an Christi Himmelfahrt, an sein Leiden, sein Ruhen im Grabe und seine Auferstehung geheiligt seien. Wer gegen diesen Gottesfrieden frevele, der sollte mit dem schwersten Banne belegt sein. Diese Einrichtung wurde zuerst als eine von Gott befohlene im J. 1041, nach mehreren Jahren schrecklicher Hungersnoth und alles damit verbundenen Elendes, von einigen Bischöfen in Burgund und Lothringen getroffen und vor allen von dem Abt Odilo von Clügny befördert, so daß sie sich bald über Frankreich und sogar nach England verbreitete. In Deutschland fand sie nicht sogleich Eingang, weil hier gerade zu jener Zeit die kaiserliche Gewalt zum Schutze der Ordnung und des Rechtes stark war, allein da der Friede im Reiche unter Heinrich IV. durch Krieg und Unordnung zu Grunde zu gehen drohte, dachte man auch hier an die Einführung des Gottesfriedens, und es war wiederum die Geistlichkeit, welche diese mehr kirchliche als weltliche Einrichtung in ihre Hand nahm. Im J. 1081 verkündigten der Bischof Heinrich von Lüttich und im J. 1083 der Erzbischof Sigivin von Köln in ihren Diöcesen den Gottesfrieden. Im J. 1121 wurde er dann auch auf dem ersten Lateranensischen Concilium, so wie später auf mehreren andern, vom Papste für die ganze abendländische Christenheit verkündigt. Daneben bildeten sich in einzelnen Theilen Deutschlands von Zeit zu Zeit Friedensvereinigungen weltlicher und geistlicher Reichsglieder, welche auf bestimmte Jahre einen Landfrieden

schlossen, der mit jenem kirchlichen Gottesfrieden nicht verwechselt werden muß. Daß diese Bemühungen zur Sicherung friedlicher Ordnung unter den Menschen es doch nicht vermocht haben, die Leidenschaften jener rohen Zeiten völlig zu bezähmen, zeigt die Geschichte des Mittelalters fast auf jedem ihrer Blätter; allein eben so gewiß ist es, daß sie doch in tausend einzelnen Fällen durch die religiöse Gesinnung und den Gehorsam gegen die Kirche, so wie durch gewissenhafte Bewahrung des Eides bei dem beschworenen Landfrieden, einen heilsamen Einfluß geübt haben. Und schon die Beschränkung des Uebels war eine Wohlthat.

40. Heinrich IV. 1056—1106.

Die Fürsten hatten dem Vater die Nachfolge des Sohnes schon zugesagt, als dieser eben geboren war. Bei des Vaters Tode nun war der junge König, zum Unglück des Reiches, erst ein sechsjähriger Knabe.

Seine Erziehung und die Reichsverwaltung waren zuerst in den Händen seiner vortrefflichen Mutter Agnes, die aber nicht im Stande war, die Großen des Reichs in Abhängigkeit zu erhalten und so des Vaters Werk zu vollführen. Vielmehr suchte sie durch Begünstigung einiger derselben ihrer Reichsverwaltung Stützen zu verschaffen und gab deshalb das Herzogthum Schwaben und zugleich die Regierung von Burgund an den Grafen Rudolph von Rheinfelden, Baiern aber an Otto von Nordheim, und zwar mit dem gefährlichen Zusatze, daß diese Würden ihren Häusern erblich bleiben sollten. Vorzüglich besaß ihr Vertrauen der Bischof Heinrich von Augsburg; aber eben dieses erregte bald Neid und Eifersucht. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Erzbischof Anno von Köln, ein ehrgeiziger und kluger, aber finsterer und strenger Mann. Dieser, den jungen König und dadurch die Reichsverwaltung in seine Hände zu bekommen, begab sich auf Ostern 1062 nach der Insel des heiligen Suibertus im Rheine, jetzt Kaiserswerth genannt, wo gerade das Hoflager der Kaiserin war, und nach dem Essen beredete er den zwölfjährigen Knaben, ein eben erbautes, besonders schönes und merkwürdiges Schiff zu besehen. Kaum aber war er hineingestiegen, als die Schiffsleute, auf den Wink des Erzbischofes, vom Lande stießen und mitten in den Rhein ruderten. Darüber erschrak der Knabe unmäßig und sprang plötzlich in den Rhein; er wäre sicherlich ertrunken, wenn nicht der Graf Eckbert von Braunschweig rasch nachgesprungen wäre und ihn mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Man sprach ihm Muth zu und gab ihm gute Worte, und so wurde er nach Köln geführt. Die Mutter war sehr erschrocken und betrübt; und als sie sah, daß die deutschen Fürsten kein Vertrauen mehr zu ihr hatten, beschloß sie ihr Leben in stiller Zurückgezogenheit zuzubringen und ging nach Rom.

Der Erzbischof Anno, damit es nicht das Ansehen hätte, als wollte er die höchste Gewalt allein in Händen haben, machte eine Verordnung, daß der junge König sich abwechselnd in den verschiedenen Landschaften Deutschlands aufhalten, und daß immer der Bischof, in dessen Sprengel er sich befände, die Vormundschaft und Reichsverwaltung haben sollte. Im Grunde jedoch dachte er den Prinzen am meisten zu lenken. Aber er war nicht fähig, das Herz des Knaben zu gewinnen; denn er war streng, hochfahrend, gebieterisch; und da er, wie man erzählt, sogar dessen Vater, dem gewaltigen Heinrich dem Schwarzen, sehr unsanft mit der Geißel die

Kirchenstrafe gegeben hatte, so mochte er um so mehr den Knaben oft sehr unsanft behandeln. Unter den übrigen Bischöfen dagegen fand sich ein ganz anderer Mann, eben so ehrgeizig als Anno, aber fein und einschmeichelnd, von persönlicher Anmuth und Schönheit und glänzender Beredsamkeit, der den Knaben dadurch zu gewinnen wußte, daß er ihm in allem den Willen ließ; das war der Erzbischof Adalbert oder Albert von Bremen. Dieser ehrsüchtige Mann hätte gern das ganze nördliche Deutschland in eine große geistliche Herrschaft vereinigt und sich als ein zweiter Papst an ihre Spitze gestellt, wie er denn wirklich beinahe schon die Würde eines Patriarchen des Nordens bekleidete; denn durch seine eifrigen Bemühungen für die Verbreitung des Christenthums im Norden waren mehrere Bisthümer in den slavischen Ländern, z. B. zu Ratzeburg und Mecklenburg (später Schwerin) und Kirchen in Dänemark, Norwegen und Schweden errichtet worden. Er haßte die weltlichen Fürsten, weil sie diesen Absichten im Wege standen, und um sie zu unterdrücken, wünschte er die kaiserliche Gewalt zu unumschränkter Alleinherrschaft zu erheben. Im schärfsten Gegensatze gegen ihn standen auch in dieser Hinsicht Anno von Köln und sein Anhang; sie strebten, auf den Trümmern des kaiserlichen Ansehens eine Landeshoheit der Fürsten zu errichten. Beide Parteien griffen mit Leidenschaft nach dem Aeußersten und mußten das Maß des Rechten nicht zu halten; und so zeigt sich schon in jener frühen Zeit der Streit, der unsere Geschichte zerrüttet hat, in seiner verderblichen Gestalt. Als Anno einst eine Reise nach Rom machte und lange abwesend war, bemeisterte sich Adalbert gänzlich des jungen Fürsten. Schlimmeres hätte dem Knaben nicht widerfahren können, als der Einfluß so verschiedenartiger Männer, und diese Abwechselung zwischen ganz entgegengesetzter Behandlung. Von der größten Strenge kam er auf einmal in Ausgelassenheit und Sinnenlust.

Heinrich war ein Knabe von hohen Anlagen, wie des Geistes, so des Körpers; er hatte einen feurigen Muth, große Schnelligkeit des Entschlusses und ritterlichen Sinn, der auf das Größeste hätte gelenkt werden mögen, aber nun wurde sein schnelles und feuriges Wesen zum Jähzorn und zur Rachsucht, und der hohe Sinn in Stolz und Herrschsucht umgewandelt. Dazu liebte er die sinnlichen Genüsse und wurde dadurch oft lässig und sorglos. Ein gutes Zeichen und ein löblicher Augenblick wechselten schnell bei ihm mit den schlechten, weil seinem Leben die große, leitende Idee fehlte. Die feste Ruhe und Mäßigung, welche die höchste Majestät der Könige ist, hat er niemals gewinnen können; und so spiegelt sich in seinem ganzen Wesen die Ungleichheit, ja der Gegensatz seiner Erzieher wieder.

Ebenfalls zeigte es sich als eine große Wahrheit an Heinrich IV., daß wie unser Gemüth und unser Inneres, so in der Regel auch unser Schicksal ist. Ist jenes in sich einig und fest, so nimmt sicherlich auch unser Leben einen festen Gang. Heinrichs Schicksal aber ist so ungleich, als sein Gemüth; Glück wechselt mit Unglück, Höhe mit Tiefe, Erhebung mit Erniedrigung, Uebermuth mit Kleinmuth, bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens.

41. Der Streit Heinrichs mit den Sachsen.

Zwei heftige Abneigungen hatte Adalbert aus seiner Seele in die seines Zöglings hinübergepflanzt: einmal gegen alle Fürsten, und dann gegen die sächsischen, namentlich das Billungsche Herzogshaus, insbesondere, so wie gegen das ganze sächsische Volk, mit welchem er sehr viele Streitigkeiten wegen

seines Erzbisthums Bremen gehabt hatte. Darum prägte er dem jungen König ein: die Fürsten strebten nach Unabhängigkeit, am meisten die sächsischen, er solle sie wohl in Gehorsam halten und bei Zeiten niederdrücken. — Diese Grundsätze stimmten übrigens mit der Richtung der Politik des salischen Kaiserhauses schon an sich überein. Diese Richtung ging auf Hebung der kaiserlichen Gewalt und Schwächung der Selbständigkeit der großen Reichsfürsten. Im südlichen Deutschland war es den beiden kräftigen Kaisern vor Heinrich IV. schon großentheils gelungen, in Sachsen dagegen hatten sie ihre Gewalt noch nicht so weit ausdehnen können. Heinrich III. hatte damit angefangen, er lebte, wie wir schon gesehen haben, gern in Goslar und legte Burgen im Sachsenlande an, aber er starb zu früh, und nun sollte ein junger und unerfahrener König ein so großes Werk weiterführen.

In keinem Theile Deutschlands war die Fürstengewalt so stark geworden und hatten sich so viele mächtige Häuser gebildet, seitdem Otto I. einen Theil des Herzogthums an Hermann Billung abgetreten hatte, als in Niederdeutschland. Da waren, außer den Billungen, die Markgrafen von Stade, welche den Norden Deutschlands gegen die Normannen vertheidigen sollten und, mit Ausnahme von Friesland, fast alle Küsten der Nordsee bis nach Holstein unter sich hatten; ferner das Haus der jüngeren Brunonen, welches die Landschaften um Braunschweig am nördlichen Abhange des Harzes besaß; dann die im Göttingschen, Grubenhagenschen und dem nördlichen Hessen mächtigen Grafen von Nordheim; endlich die Grafen von Supplingerburg, deren Besitzungen am östlichen und südlichen Abhange des Harzes lagen und deren Geschlecht später durch die Heirath des nachherigen Kaisers Lothar mit der Nordheimschen Tochter Richenza die höchste Stufe erreichte.

Der Kampf gegen solche Geschlechter, zu denen sich auch viele der geistlichen Fürsten jener Länder gesellten, hat Heinrichs ganzes Leben verbittert und zerrüttet, denn obwohl der herrschsüchtige Adalbert, nachdem er den jungen König am Osterfeste 1065 zu Worms für mündig erklärt hatte, schon im folgenden Jahre durch die Fürsten von Heinrich entfernt wurde, so vergaß dieser seine Lehren doch nie, und schon im J. 1069 erschien der herrschsüchtige Erzbischof wieder an des Königs Hofe und übte seinen alten Einfluß auf dessen Gemüth und Handlungsweise.

Die Sachsen erkannten sehr bald des Königs Absicht, ihr Land zu einem unmittelbaren königlichen Lande zu machen. Er wohnte meistentheils zu Goslar und fuhr fort, in den Bergen des Harzes und in Thüringen eine Menge von Burgen anzulegen und mit Besatzung zu versehen, um durch sie das Volk desto besser zügeln zu können. Benno (nachher Bischof von Osnabrück) leitete diese Bauten, bei welchen die schon entrüsteten Sachsen wiederum schwere Frohndienste leisten mußten. Die vorzüglichste der Festen war die Harzburg, nicht weit von Goslar, Heinrichs Lieblingsort, den Sachsen ein Abscheu. Man klagte unter einander, daß die Freiheit der Vorfahren zu Grunde gehe. Auch ging die Sage im Lande, der König habe, von einem Berge in Sachsen umhersehend, gesagt: Sachsen sei ein schönes Land, aber die es bewohnen, seien verworfene Knechte.

Noch zwei Ursachen kamen dazu und mehrten die Unzufriedenheit. Heinrich war schon als Kind durch seinen Vater mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa in Italien, verlobt worden und hatte sie nachher, im Alter von sechzehn Jahren, auf Geheiß des Erzbischofs Anno, geheirathet; allein er war ihr gram, weil sie ihm aufgedrungen war, und wollte

von ihr geschieden sein, und weil er dazu der geistlichen Fürsten bedurfte, so suchte er die Gunst des Erzbischofs Sigfried von Mainz vor Allen zu gewinnen. Aber, wie ihn immer seine Leidenschaftlichkeit blind zu dem Ziele hintrieb, nach welchem er gerade strebte, so wählte er auch diesesmal ein verderbliches Mittel; er befahl den Thüringern, dem Erzbischofe den Zehnten von ihren Gütern zu entrichten, worauf derselbe Anspruch machte und welchen sie ihm verweigerten. Nun hatte er die Thüringer sich doppelt zu Feinden gemacht. Von der Königin aber wurde er wegen des Widerstandes von Seiten des Papstes doch nicht geschieden; und nachher, durch das würdige und edle Benehmen seiner Gemahlin besiegt, wendete er sein Gemüth wieder zu ihr und sie hat jederzeit Leid und Freude treu mit ihm getheilt.

Ferner behandelte Heinrich den sächsischen Grafen Otto von Nordheim, dem seine Mutter das Herzogthum Baiern gegeben hatte, so, daß alle weltlichen Großen, besonders aber die Sachsen, dadurch entrüstet wurden. Dieser Herzog Otto war ein Freund des Erzbischofs Anno und mochte vielleicht schon dadurch dem Könige verhaßt sein; oder dieser wandte den Haß gegen alle kräftige Fürsten, welchen ihm Adalbert eingeflößt hatte, besonders gegen Otto, auf dessen Arm das sächsische Volk vorzüglich vertraute. Und als nun ein, wahrscheinlich dazu gedungener, Kläger, Egino, gegen den Herzog auftrat und ihn beschuldigte, er habe ihn zur Ermordung des Königs bereden wollen, und Otto den Zweikampf mit ihm verweigerte, weil er nicht ebenbürtig und dazu ein übel berüchtigter Mensch war, so entsetzte ihn Heinrich durch ungerechten Spruch seines Herzogthums Baiern und verwüstete seine Erbgüter in Sachsen mit Feuer und Schwert (bei welcher Gelegenheit er auch den Hanstein zwischen Göttingen und Witzenhausen belagerte und zerstörte). Das Herzogthum Baiern gab er im J. 1070 dem jungen Welf IV., dem Sohne des italienischen Markgrafen Azzo von Este, dem Stifter des jüngeren welfischen Hauses; denn das ältere war im J. 1055 mit dem Tode des Herzogs Welf von Kärnthen erloschen.

An Otto von Nordheim hatte er sich aber auf Lebenszeit einen sehr tapfern Feind erweckt. Otto begab sich zu dem Grafen Magnus von Sachsen, Sohn des Herzogs Ordulf, einem edlen Jünglinge, kühn und tapfer in den Waffen, und verband sich mit ihm; sie mußten aber beide, durch die königliche Macht bedrängt, sich Heinrich gefangen geben. Nach einem Jahre ließ der König den Otto wieder frei, den Magnus aber hielt er auf der Harzburg im Gefängniß, weil dieser sich weigerte, auf Heinrichs Verlangen seinem Rechte an seines Vaters Herzogthum zu entsagen; und obgleich sich Otto edelmüthig erbot, für seines Freundes Befreiung wieder in den Kerker zurückzukehren, so fand er doch kein Gehör. Da mußte man wohl glauben, des Königs Absicht sei keine andere, als das Herzogthum Sachsen an sich zu nehmen und den Prinzen im Gefängnisse sterben zu lassen.

Alle diese Umstände sind der Ursprung der heftigen Feindschaft zwischen Heinrich und den Sachsen, welche dem Könige die bittersten Schicksale bereitet und beide Theile zu Thaten des äußersten Hasses verleitet hat. Eine so traurige Erbschaft hinterließ der Erzbischof Adalbert dem Könige, als er im J. 1072 starb.

Die Sachsen, an ihrer Spitze Otto von Nordheim, schlossen eine enge Verbindung mit einander; es gehörten dazu alle sächsischen und

thüringischen Großen, weltliche und geistliche, und unter vielen andern der Bischof Burkhard von Halberstadt, der ein Neffe des Erzbischofs Anno war und von diesem den Haß gegen alle kaiserliche Uebermacht eingesogen hatte. Es war noch die Zeit, da die Geistlichen selbst mit ins Feld zogen und oft an der Spitze der Schaaren fochten. Nur drei Bischöfe, der treue Benno von Osnabrück, der fromme Liemar von Bremen, den Heinrich eben an Adalberts Stelle ernannt hatte, und Otto von Zeitz, hielten zum Könige und wurden bald aus ihren Sitzen vertrieben; sie blieben den ganzen Krieg hindurch bei dem Könige.

Ganz unerwartet, als Heinrich in Goslar war, im J. 1073, kam eine Gesandtschaft der Sachsen zu ihm, welche Folgendes von ihm forderte: „Er sollte seine Schlösser in ihrem Lande niederreißen; Magnus, den Erben des sächsischen Herzogthums, aus der Gefangenschaft loslassen; die unrechtmäßig eingezogenen Güter der sächsischen Großen herausgeben und den Herzog Otto in sein Herzogthum herstellen; sich nicht allzeit in Sachsen aufhalten; des Landes alte Verfassung in Ehren halten; und in den Reichssachen nicht schlechten Rathgebern folgen, sondern sich mit den Ständen berathen. Wenn er diese Bitten erfülle, so solle kein Volk in ganz Deutschland ihm treuer und ergebener erfunden werden, als sie." — Heinrich wies die Abgeordneten verächtlich zurück. Da machten die Sachsen aus ihren Drohungen Ernst und rückten mit 60,000 Mann vor Goslar; Heinrich floh mit seinen Schätzen auf die starke Harzburg, und als die Feinde schnell nachrückten, rettete er sich, unter großen Gefahren, durch die Gebirge des Harzes. Drei Tage mußte er fast ohne Speise und Trank, mit wenigen Begleitern, unter Führung eines Jägers, in der Wildniß umherirren, und glaubte bei jedem Geräusch des Windes in den hohen Gipfeln der Tannen die Fußtritte der Verfolger zu hören. Endlich erreichte er Eschwege am Werra-Flusse. Von dort ging er an den Rhein nach Tribur und sandte Boten durch das Reich, daß man gegen die Sachsen rüsten solle. Die Sachsen aber benutzten klüglich die Zeit, brachen mehrere seiner Burgen und bekamen auch das feste Lüneburg mit der gesammten Besatzung in ihre Gewalt. Diesen glücklichen Umstand benutzten sie zur Befreiung ihres Herzogs Magnus, Sie forderten nämlich vom Kaiser seine Loslassung unter der Drohung, daß sie die ganze Besatzung von Lüneburg als Räuber mit dem Tode bestrafen würden; und Heinrich mußte unwillig nachgeben und Magnus, gegen siebzig in Lüneburg gefangene Ritter, aus der Harzburg entlassen. Damit war indeß Heinrichs Demüthigung noch nicht beendet. Auch die Fürsten aus Süddeutschland, und sogar der Erzbischof Sigfried von Mainz, wegen dessen er sich so viele Feinde zugezogen hatte, fielen von ihm ab. Wie einstmals Egino gegen Otto von Nordheim aufgetreten war und ihn des beabsichtigten Königsmordes angeklagt hatte, so erhob sich unerwartet ein Ritter Reginger, sonst einer von Heinrichs Günstlingen, und sagte aus: „der König habe ihn gedungen, die Herzöge Rudolph von Schwaben und Berthold von Kärnthen zu ermorden." Das mochte nun ein ähnlicher Kunstgriff der Feinde gegen ihn sein, wie er früher gegen Otto von Nordheim gebraucht hatte, um die öffentliche Meinung gegen ihn zu stimmen. Und das gelang auch. Man ging sogar damit um, einen neuen König zu wählen, und der undankbare Erzbischof Sigfried berief die Fürsten schon dazu nach Mainz.

In dieser Noth, da alle Freunde den König verlassen hatten, blieben

ihm nur die Bürger von Worms getreu; sie öffneten ihm wider den Willen des Erzbischofs ihre Thore, boten ihm Mannschaft und Waffen an und richteten seinen niedergeschlagenen Sinn durch ihre treue Anhänglichkeit wieder auf. Und so gut es ihre Kräfte verstatteten, erhielten sie ihn auch ganz allein, da Niemand zu seinem Unterhalte etwas geben wollte. Zu dieser Zeit fingen schon die Städte in Deutschland an, in den Reichssachen etwas zu bedeuten; sie waren die Hauptstützen der kaiserlichen Gewalt gegen die Fürsten; und wir sehen daraus, wie sie durch Fleiß und Betriebsamkeit an Menge der Einwohner und an Wohlhabenheit gewachsen sein mußten. Aber gegen solche Gewalt des Mißgeschicks, wie diesmal über Heinrichs Haupte hereingebrochen war, konnten ihn die treuen Wormser nicht vertheidigen; er mußte, um nur die Krone nicht zu verlieren, im J. 1074 einen harten Frieden zu Gerstungen mit den Sachsen eingehen und alle Festen, sogar die geliebte Harzburg, ihnen ausliefern. Wehmüthig betrachtete er sie zum letztenmal, als er in der Sachsen Mitte nach Goslar ritt; er bat sogar recht inständig noch einmal für ihre Erhaltung; allein die stolze Burg sollte fallen, und bei der Zerstörung wüthete der Haß so sehr, daß der erbitterte Pöbel, ohne Wissen und gegen den Willen der Fürsten, sogar die Kirche und Altäre plünderte und verbrannte, das kaiserliche Familiengrab aufriß und die Gebeine von Heinrichs Bruder und verstorbenem Söhnlein umherstreute.

Dafür mußten die Sachsen erfahren, daß der gefährlichste Feind im Glücke der Uebermuth des eigenen Herzens ist. Und in Heinrichs Leben tritt auf einmal einer von den merkwürdigen Wechseln des Schicksals ein, welche dasselbe auszeichnen. Er hatte nun wohl begriffen, daß die Menschen anders behandelt werden müßten, als Adalbert ihn gelehrt hatte, und daß, um ein Volk zu bezwingen, es nicht hinreiche, einige feste Schlösser in seinem Lande zu bauen. Er fing an, die deutschen Fürsten auf ganz andere Weise anzusprechen, als bisher; er suchte sie einzeln zu gewinnen, weil ihre Versammlungen ihm stets nachtheilig gewesen waren, wendtete bei dem einen dieses, bei dem andern jenes Mittel an; besonders aber klagte er bei Allen wegen der schimpflichen und empörenden Zerstörung der Harzburg; und als nun die Stimmung für ihn günstiger war, erließ er ein allgemeines Aufgebot gegen die Sachsen. Dieses mal folgte der Gehorsam auf der Stelle; schnell war ein starkes Heer von Rittern und Lehnsleuten aus allen Theilen des Reiches, sogar aus Böhmen und Lothringen, versammelt, ein Heer wie es seit langen Zeiten nicht gesehen worden war, und die Sachsen, die nur in der Eile ihre Haufen zusammengerafft hatten und noch dazu durch des Königs Künste uneinig unter sich selbst gemacht waren, wurden im J. 1075 bei Hohenburg, nicht weit von Langensalza an der Unstrut, trotz der tapfersten Gegenwehr, hart geschlagen. Achttausend Sachsen bedeckten das Schlachtfeld, aber auch fünftausend Königliche waren gefallen und unter ihnen mehr Edle, als bei den Sachsen. Heinrich verfolgte die Fliehenden bis nach Magdeburg und Halberstadt und ließ ihr Land mit Feuer und Schwert verwüsten. Die Rache war furchtbar, wie Heinrichs Leidenschaften immer. Im Herbste dieses Jahres traten aber die andern Fürsten dazwischen, die es nicht leiden konnten, daß das arme Volk ganz zertreten würde. Heinrich gewährte den Sachsen einen Frieden, nachdem ihre Großen sich im Angesichte seines Heeres vor ihm gedemüthigt hatten; aber statt durch volle Begnadigung die rechte Versöhnung möglich zu machen, behielt

er, gegen das durch seine Abgeordneten gegebene Wort, viele der sächsischen Großen in der Haft und vergab ihre Lehen seinen Vasallen. Dem gefährlichsten von Allen, Otto von Nordheim, erlaubte er unerwarteter Weise und man weiß nicht aus welchem Grunde, auf seine Güter zu gehen, ja, er setzte ihn sogar zum Verweser über Sachsen. Die zerstörten Burgen, auch die Harzburg, ließ er wieder aufbauen, errichtete neue und versah sie mit Besatzungen, welche, wie in früherer Zeit, durch Erpressungen und Uebermuth aller Art das Land umher drückten. Durch dieses alles war der Same neuer Empörung für die Zukunft ausgestreut. Zugleich stand ihm von einer andern Seite ein viel mächtigerer Feind auf, als die Sachsen waren, der mit neuen Waffen gegen ihn kämpfte.

42. Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII.

Hildebrand (nachher Gregor VII.) war der Sohn eines Zimmermanns zu Savona, einer toskanischen Stadt. Er trat in den geistlichen Stand, und da er sehr vorzügliche Geistesgaben zeigte, — (vom Körper war er klein, pusillus), — so wurde er vom Papste Leo IX., unter Heinrichs III. Regierung, aus dem Kloster zu Clugny mit nach Rom genommen und dort zum Subdiakonus der römischen Kirche und nachher zum Kanzler gemacht; und von nun an lenkte er die Schritte der Päpste und war die Seele des römischen Hofes. Sein Ziel war die Erhöhung des Papstes über alle Fürsten und Könige der Erde, wie er denn schon als Kanzler sofort anfing, das Zählen nach Regierungsjahren der Kaiser in den päpstlichen Bullen wegzulassen. Und er hat sein Ziel mit solcher Klugheit, Beharrlichkeit und Kraft sein ganzes Leben hindurch verfolgt, daß man ihn zu den außerordentlichen Menschen der Weltgeschichte zählen muß. Es waren seit längerer Zeit große Mißbräuche unter der hohen und niedern Geistlichkeit eingeschlichen; die meisten kauften ihre Stellen für Geld, wodurch also auch Unwürdige an wichtige und hohe Plätze gelangen konnten; Unsittlichkeit, Ausschweifung, Laster mancherlei Art, waren unter den Geistlichen nichts Seltenes; und so wie sie die Knechte ihrer eigenen Sünde waren, so hingen sie auch durch die Liebe des irdischen Besitzes an den weltlichen Fürsten, von welchen sie mit ihren Gütern belehnt wurden. Da beschloß Hildebrand, der von dem brennendsten Eifer für die Freiheit der Kirche und für die Sittlichkeit des geistlichen Standes erfüllt war, diesen Uebeln die Axt an die Wurzel zu legen.

Zuerst eiferte er, und mit vollem Rechte, gegen das Erkaufen geistlicher Aemter durch Geld, welches man das Verbrechen der Simonie nannte und als eine Sünde gegen den heiligen Geist betrachtete (mit Beziehung auf die Geschichte Simons des Zauberers in der Apostelgeschichte 8, 18—24, der die Gabe des heiligen Geistes für Geld erkaufen wollte). Mit welcher sittlichen Kraft und Geistesüberlegenheit Hildebrand dabei auf die Menschen zu wirken wußte, zeigt das Beispiel eines Erzbischofs in Frankreich, welcher auch jenes Vergehens angeklagt war, aber schlau seine Ankläger durch Geld gewonnen hatte. Hildebrand, so lautet die Erzählung, saß als Legat des Papstes über die Sache zu Gericht. Da trat der Erzbischof keck in die Versammlung und sprach: „Wo sind die, die mich anklagen? Trete auf, wer mich verdammen will!" — Die bestochenen Kläger schwiegen. Da wandte sich Hildebrand an ihn, und sprach: „Glaubest du, daß der heilige Geist mit Vater und Sohn ein Wesen sei?" Jener erwiederte:

„Ich glaube es.“ Nun befahl er ihm zu sagen: „Ehre dem Vater und Sohn und heiligen Geist!“ Und dabei sah er ihn mit so durchdringendem Blicke an, daß dem Erzbischof seine Schuld schwer auf's Gewissen fiel; denn er vermochte die Worte: „dem heiligen Geist“ nicht zu sagen, wiewohl er es mehrmals versuchte. Dies galt als göttliches Gericht. Der Erzbischof fiel seinem Richter zu Füßen, bekannte sich der Simonie schuldig und werth, der Priesterwürde entsetzt zu werden; und darauf konnte er dieselben Worte mit deutlicher Stimme aussprechen. Diese Begebenheit wirkte so stark auf die Gemüther der Menschen, daß noch siebenundzwanzig andere Kirchenvorsteher und viele Bischöfe unangeklagt ihr Amt niederlegten, weil sie es durch Geld erkauft hatten.

Sollte nun ferner die Geistlichkeit überhaupt von der weltlichen Macht frei werden, so mußte vor allen Dingen das Haupt der Kirche nicht mehr von dem Kaiser gesetzt, sondern durch freie Wahl ernannt werden. Das war noch eben anders bestimmt worden, da Heinrich III. sich das Versprechen geben ließ, daß die Römer keinen Papst ohne kaiserliche Einwilligung anerkennen wollten; und unter diesem Kaiser möchte Hildebrand seine Absichten auch wohl nicht durchgeführt haben. Nun aber benutzte er die Zeit, da der neue Kaiser noch ein Kind war, und bewirkte, daß im J. 1059, unter Papst Nicolaus II., ein Gesetz gegeben wurde, ein jeder Papst solle von den Kardinälen gewählt werden, jedoch so, daß des Kaisers Einwilligung oder Bestätigung hinzukäme. Erst die spätere Zeit hat auch diese Bestimmung aufzuheben und die Verordnung des Papstes Nicolaus selbst zu verfälschen gesucht.

Als der Kanzler Hildebrand durch diese und andere Anordnungen alles für seine größern Absichten vorbereitet hatte, wurde er im J. 1073 selbst zum Papst gewählt und nannte sich Gregor VII. (um zugleich die Absetzung Gregors VI. durch Heinrich III. für ungültig zu erklären). Kaiser Heinrich IV., der nun schon das Reich selber verwaltete, schickte seinen getreuen Grafen Eberhard nach Rom und ließ die Römer zur Rede stellen, daß sie ohne seine Einwilligung einen Papst gewählt hätten. Gregor, der in diesem Augenblicke noch nicht den Streit mit dem Kaiser anfangen wollte, entschuldigte sich: das Volk habe ihn gezwungen, die päpstliche Würde zu übernehmen; er habe aber die Weihe nicht angenommen und werde sie nicht annehmen, bevor er die Einwilligung des Kaisers und der deutschen Fürsten erhalten werde. Mit dieser Entschuldigung war Heinrich zufrieden und der Papst wurde bestätigt.

Nun trat Gregor zuerst mit neuen, sehr strengen Gesetzen gegen die Simonie und gegen die Ehe der Priester hervor. Er verlangte, gleich früheren Päpsten und Kirchenvätern, der Priester der Kirche solle sich ganz dem göttlichen Dienste weihen und nicht einmal durch das Band der Ehe an die Liebe des Irdischen fesseln. Zwar fand dieses Verbot sowohl in Italien, als in Frankreich, Deutschland und in allen übrigen Ländern, bei den Geistlichen zuerst den heftigsten Widerstand, denn viele von ihnen, besonders im niedern Klerus, waren verheirathet: aber Gregor fand in dem Volke selbst die Helfer zur Ausführung seines Gesetzes. Das Volk, gegen die verheiratheten Priester aufgereizt, zwang diese, zum Theil durch die äußersten Mißhandlungen, sich von ihren Frauen zu trennen; doch dauerte es noch wohl ein Jahrhundert, bis die Ehelosigkeit der Geistlichen ganz allgemein eingeführt war. — Für die Ausführung von Gregors weit-

schauenden Planen war diese Sache von der größten Wichtigkeit. Wenn die Geistlichen in allen christlichen Ländern gar nicht durch die Sorge für Haus und Kinder gebunden und von den weltlichen Fürsten abhängig waren, so hatte der Papst so viele Tausende der eifrigsten Diener gewonnen, welche nur auf seinen Befehl hörten und die Herrschaft der Kirche über alle weltliche Macht fest begründeten. Aber diese Diener sollten noch freier sein und nicht einmal ihre weltlichen Besitzungen als Lehen aus den Händen der Fürsten empfangen. Wie nämlich der weltliche Lehnsmann zum Zeichen seiner Belehnung eine Fahne erhielt, so ertheilten die Fürsten den Bischöfen und übrigen hohen Geistlichen als solches Zeichen einen Ring und einen Hirtenstab, und man nannte dieses die Investitur. Auch diese verbot nun Gregor den Geistlichen aus den Händen der Großen anzunehmen; sie sollten einzig ihre Erhebung dem römischen Stuhle verdanken und nur dem Papste den Eid des Gehorsams schwören. — Nach diesem Grundsatze mußte der Papst Herr über den dritten Theil aller Güter der christlichen Länder werden.

Dieses ist der Anfang des langen und heftigen Investiturstreites und überhaupt des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, zwischen Staat und Kirche, welcher nach und nach beide geschwächt und zerrüttet hat. Wir haben früher schon die Bedeutung sowohl der päpstlichen als der kaiserlichen Würde in ihren Grundgedanken gesehen, und wie ihr friedliches Zusammenwirken das Heil der Völker begründen konnte. Nun aber fängt die Zeit an, da sich die eine immer über die andere erheben, da der Papst nicht nur in geistlichen sondern auch in weltlichen Dingen über alle Fürsten und Könige herrschen, Kronen abreißen und Kronen verschenken wollte, und wo wiederum die Kaiser oft auch nicht in billigen und vernünftigen Sachen das Ansehen des Papstes gelten ließen, sondern glaubten, mit der Schärfe des Schwertes über die unsichtbaren, geistigen Kräfte und über das Gewissen der Menschen herrschen zu können. Die Gewalten, welche im Frieden zusammen die Welt beglücken konnten, zerstörten einander selbst, und so geschah es, daß nach anderthalbhundertjährigem Kampfe und nach unsäglicher Verwirrung von Deutschland und Italien die Kaiserwürde ihren alten Glanz und ihre inwohnende Kraft verlor und das Oberhaupt der Kirche äußerlich von einer fremden Macht abhängig wurde. Große Männer haben in diesem Kampfe einander gegenüber gestanden, welche ihre Kräfte ungleich wohlthätiger hätten gebrauchen können; aber auch dieser Kampf gehörte in den großen Plan der Weltgeschichte und es sind Entwickelungen dadurch vorbereitet, die sonst nicht hätten erfolgen können. Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß nicht die ganze Zeit von Heinrichs IV. Demüthigung an bis zum Siege der Kirche unter Innocenz III. mit steten Kämpfen erfüllt gewesen ist, vielmehr hat es eine Zeit vorherrschender Ruhe und eines gewissen Gleichgewichts der beiden großen Gewalten gegeben, die wir noch näher kennen lernen werden, nämlich die Zeit von dem Concordate von Worms im Jahre 1122 bis auf die Zeiten Heinrichs VI. und Friedrichs II., wo der Besitz von Neapel und Sicilien durch die Hohenstaufen die Päpste zum äußersten Widerstand antrieb, um nicht von der kaiserlichen Macht erdrückt zu werden. Denn auch Friedrich I. hat, trotz der Niederlage bei Legnano, im Frieden mit dem Papste zu Venedig die Rechte, welche das Wormser Concordat der kaiserlichen Gewalt einräumte, nicht aufgegeben, vielmehr vollständig geübt, und ist im Frieden mit der Kirche gestorben.

Papst Gregor ging in seinen Grundsätzen immer weiter. Nicht genug, daß er den Anfang gemacht hatte, die Kirche mit allen ihren Gütern der weltlichen Herrschaft ganz zu entziehen; er erklärte nun auch feierlich, daß Kaiser und Könige und Fürsten, mit aller ihrer Macht, dem Papste unterworfen seien. In seinen eigenen Briefen finden sich seine Grundsätze ausgesprochen: „Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter," sagte er, „durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des römischen Stuhles größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und ihm Gehorsam schuldig. — Wenn die Apostel im Himmel binden und lösen können, so müssen sie auch auf der Erde Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Grafschaften, und eines jeden Güter geben und nehmen können nach Verdienst. Und wenn sie über das Geistliche als Richter bestellt sind, so müssen sie es um so eher über das Weltliche sein; wenn sie endlich über die Engel, die über die hochmüthigen Monarchen herrschen, zu richten haben, um wie viel eher werden sie über die Knechte dieser Engel Urtheil sprechen können. — Der Papst aber ist der Nachfolger der Apostel und der Stellvertreter auf dem Stuhl Petri; er ist Statthalter Christi und über Allen."

Diese Grundsätze beschloß Gregor zuerst an dem Kaiser selbst, dem Haupte der Fürsten, auszuüben und dadurch ihre Kraft vor aller Welt zu beweisen. Heinrich, weil er mit seinen Unterthanen in Zwiespalt lebte, hatte weniger wirkliche Macht, als ein anderer König, aber sein Name war größer und daher mußte der Sieg über ihn glänzender sein; zugleich war es leicht, seiner leidenschaftlichen Handlungsweise wegen, an ihm eine Ursache zu finden. Es kamen von vielen Seiten Klagen über den Kaiser nach Rom; auch die Sachsen beklagten sich bitter, weil er viele ihrer Fürsten noch immer gefangen hielt. Da ließ Gregor dem Kaiser entbieten: „Er solle sich in den nächsten Fasten vor der Synode zu Rom stellen und wegen der Verbrechen, die ihm zur Last gelegt würden, verantworten; sonst solle er wissen, daß er ohne Verschub durch den apostolischen Bannfluch aus der Kirche werde verstoßen werden."

Heinrich wurde mehr erzürnt als erschreckt durch solche Worte; die unsichtbare Kraft des päpstlichen Bannfluchs war noch wenig erprobt worden. Er versammelte die deutschen Bischöfe im Januar des Jahres 1076 nach Worms und ließ dort mit leichtsinniger Hast die Absetzung über den Papst aussprechen, womit dieser ihn bedroht hatte; dann schrieb er ihm einen Brief folgenden Inhalts:

„Heinrich, nicht durch Gewalt, sondern nach Gottes frommer Anord„nung König, an Hildebrand, nicht den Papst, sondern den fal„schen Mönch."

„Diesen Gruß hast du durch die Verwirrung verdient, die du über alle Stände der Kirche gebracht hast. Du hast die Regierer der heiligen Kirche wie die Knechte, die nicht wissen, was ihr Herr thut, unter deine Füße getreten und durch ihre Zertretung hast du dir Gunst vom Munde des gemeinen Haufens erworben. Wir haben das lange geduldet, weil uns daran lag, die Ehre des römischen Stuhles zu erhalten. Allein du hast unsre Demuth für Furcht genommen und dich erfrecht, dich selbst gegen die

von Gott uns zugestandene königliche Würde zu erheben, und gedroht, sie uns zu nehmen, gleich als hätten wir unsre Herrschaft von dir erhalten. Du bist auf den Stufen emporgestiegen, die da List und Trug heißen und verflucht werden, hast durch Geld Gunst, durch Gunst eiserne Gewalt, durch diese den Stuhl des Friedens gewonnen und von diesem herab den Frieden gestört, indem du Untergebene gegen Vorgesetzte bewaffnest. Der heilige Petrus, der wahre Papst, sagt selbst: „Fürchtet Gott, ehret den König!“ Weil du aber Gott nicht fürchtest, ehrst du mich, seinen Gesalbten, nicht. Du also, mit Fluch behaftet und durch unser und aller Bischöfe Gericht verdammt, steige herab! Verlaß den angemaßten apostolischen Stuhl! Es soll ein Anderer auf den Stuhl St. Petri steigen, der nicht mit dem göttlichen Worte seinen Uebermuth umhüllt. Ich, Heinrich, durch Gottes Gnade König, und alle unsere Bischöfe sagen dir: „Steig herab! Steig herab!““

Darauf hielt auch der Papst ein Concilium und sprach nicht nur über Heinrich den Bannfluch aus, sondern entsetzte ihn des Reiches mit folgenden Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmuthe gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches und entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben oder leisten werden, und verbiete, daß ihm jemand als einem Könige diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluchs, auf daß alle Völker erfahren, daß du der Fels seiest, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gegründet hat.“

Als Heinrich am Osterfeste 1076 zu Utrecht die Nachricht seiner Bannung erhielt, ließ er auf der Stelle durch den heftigen Bischof Wilhelm von Utrecht auch seinerseits den Papst mit dem Bannfluche belegen, und die lombardischen Bischöfe, Feinde des Papstes, wiederholten diesen Bannfluch auf einer Kirchenversammlung zu Pavia, unter dem Vorsitze des Erzbischofs Wibert von Ravenna. Der Eindruck dieser unerhörten Ereignisse war verschieden, je nachdem die Gemüther verschieden gestimmt waren. Die Sachsen jubelten, denn ihre Sache wurde jetzt die Sache der Kirche, und ihr gewöhnliches Feldgeschrei war von dieser Zeit an: „Heiliger Peter!“ Aber auch rings im ganzen Reiche trennten sich die Parteien; überall hieß es: „für den Papst,“ oder „für den König.“ Es war eine schwere Zeit des Zwiespaltes und Haß erfüllte die Welt. Wäre der König ein untadeliger Mann gewesen, mit der Seelengröße, welche die Gemüther binden und beherrschen kann, so hätte ihn die Macht des bloßen Wortes nicht überwältigt; denn dieses Wort erhielt seine Gewalt erst durch die Meinung der Menschen. Aber nun hatte er schon viele und arge Feinde, und sein Uebermuth nach Besiegung der Sachsen hatte ihre Zahl noch vermehrt. Außer den Sachsen war auch der Herzog Rudolph von Schwaben feindlich und die päpstlichen Legaten wirkten nach allen Kräften auf die Gemüther. Daher geschah es, daß die größere Hälfte der deutschen Fürsten sich zu Tribur am Rheine versammelte und damit umging, einen neuen König zu wählen. Heinrich eilte selbst in die Nähe nach Oppenheim und durch vieles Bitten und Geloben der Besserung erlangte er, daß ihm ein Jahr Frist gestattet wurde. Man wollte den Papst bitten, im Februar des nächsten Jahres nach Augsburg zu kommen und seine Sache genau zu untersuchen, sei Heinrich aber binnen Jahresfrist nicht vom Banne losgesprochen, so solle ohne Verzug zu einer neuen Wahl geschritten werden. In der Zwischenzeit müsse er

als Privatmann, ohne alle Zeichen der kaiserlichen Würde, in Speier leben und sich aller Reichsgeschäfte enthalten.

Heinrich in Kanossa. 1077. — In dieser verzweifelten Lage faßte Heinrich einen ganz unerwarteten Entschluß. In der Besorgniß, daß auf der Fürstenversammlung zu Augsburg, wo seine Feinde sicher die Mehrzahl ausmachten, nichts Gutes über ihn beschlossen werde, brach er selbst, obgleich er gar keine Mittel hatte und fast seinen Unterhalt erbitten mußte, und obgleich die Fürsten alle Pässe zwischen Deutschland und Italien besetzt hatten, nur von seiner Gemahlin und Einem Getreuen begleitet, nach Italien auf. Er schlich sich durch Savoyen, wo er von seiner Schwiegermutter, der Markgräfin Adelheid von Susa, noch einiges Gefolge erhielt; und da es Winter war, und zwar ein so harter Winter, daß der Rhein von Martini bis zum ersten April fest zugefroren stand, so war die Reise über die mit Schnee und Eis bedeckten Gebirge mit unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpft; die Kaiserin mußte sich, in eine Ochsenhaut gewickelt, über die steilen Eisfelder des Cenisberges durch gemiethete bergkundige Eingeborne herabschleifen lassen, die Männer krochen auf Händen und Füßen und rollten oft lange Schneeflächen hinunter. — Endlich langte der König in Italien an und zu seinem Erstaunen wurde er mit Jubel empfangen; denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, er komme, den stolzen Papst durch die Gewalt des Schwertes zu demüthigen. In Oberitalien war lange schon ein Haß gegen den Papst; die weltlichen Großen waren durch seine neuen Anordnungen beleidigt und unter den Geistlichen waren viele, die seine Gesetze gegen Simonie und Priesterehe zu seinen Feinden gemacht hatten. Viele Italiener, selbst die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, waren im Banne. Wäre Heinrich nur nicht allzusehr niedergeschlagen gewesen durch das, was er in Deutschland erfahren hatte, so hätte er in Italien schnell einen großen Anhang gewinnen mögen, um seinem Gegner Trotz zu bieten; aber er hatte nur Aussöhnung mit ihm im Sinne. Der Papst war eben auf der Reise nach Deutschland zum Augsburger Reichstage, wo er über den Kaiser zu Gericht sitzen sollte; da er von Heinrichs plötzlicher Ankunft in Italien hörte und nicht wußte, ob er sich Gutes oder Böses von ihm versehen sollte, begab er sich seitwärts von seinem Wege in das feste Schloß Kannossa, zur Gräfin Mathilde, der Erbtochter des reichen Markgrafen Bonifacius von Toskana, welche eine eifrige Freundin des römischen Stuhles war, ja gerade in diesem Augenblicke ihr ganzes Erbgut demselben heimlich vermacht hatte. Mathilde war die mächtigste Fürstin Italiens, herrschte in Toskana und der Lombardei gleich einer Königin und zeichnete sich eben so sehr durch Geist und Kühnheit, als durch Gottesfurcht und weibliche Tugend aus. Für die Idee der päpstlichen Hoheit, welche sie mit der ganzen Kraft ihres Geistes gefaßt hatte, hat sie dreißig Jahre hindurch mit aller ihrer Macht gekämpft, denn die strengen Grundsätze Gregors VII. entsprachen der strengen Hoheit ihres eigenen Geistes. Sie war mit dem Herzog Gozelo von Niederlothringen vermählt, allein sie lebten getrennt, weil ihre beiderseitigen Grundsätze verschieden waren; sie beherrschte selbst in Italien die großen Erbgüter ihres Vaters und ihrer Mutter und wirkte für Gregors Sache, während ihr Gemahl in Deutschland für seinen Kaiser focht. — An die Gräfin Mathilde wandte sich jetzt Heinrich, daß sie bei dem Papste für ihn reden sollte. Dieser wollte anfangs nichts von einer Aussöhnung wissen, sondern berief sich auf die Entscheidung des Reichstages; endlich,

auf vieles Bitten, erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden im härenen Hemde, mit nackten Füßen, in die Burg eingelassen wurde. So wie er in das Thor der mit dreifachen Mauern umgebenen Burg getreten war, wurde es zugeschlossen; sein Gefolge mußte zurückbleiben, und er war nun allein im inneren Hofe. Es war mitten im härtesten Winter, im Januar 1077. Drei Tage lang mußte der Kaiser nüchtern und barfuß vom Morgen bis Abend im Hofe harren. Alle im Schlosse waren gerührt; Gregor selbst schreibt in einem Briefe, die Anwesenden hätten ihn hart getadelt und gesagt, sein Betragen sähe eher einer tyrannischen Grausamkeit, als einem apostolischen Ernste gleich. Die Gräfin Mathilde flehte mit heißen Thränen, und Heinrich verlangte am Ende nur, man solle ihn wenigstens wieder herauslassen. — Am vierten Tage endlich ließ ihn der Papst vor sich und sprach ihn vom Banne los. Doch mußte Heinrich harte Bedingungen eingehen; er mußte versprechen, sich an dem Tage und Orte einzufinden, den ihm der Papst bestimmen würde, um zu hören, ob er König bleiben solle oder nicht! indessen solle er sich aller königlichen Ehrenzeichen und der Ausübung königlicher Macht enthalten.

43. Heinrich IV. und seine Gegenkaiser.

Mit Scham und Zorn im Herzen zog Heinrich von dannen, und sobald die Italiener diese Stimmung gegen den Papst in ihm merkten, versammelten sich seine alten, zum Theil noch mit dem Banne belegten Freunde wieder um ihn und er blieb den Winter in Italien. Zum ersten Male in diesem Lande der Zwietracht und des feilen Eigennutzes, sah er mit seinem überwiegenden Scharfsinne bald ein, daß die päpstliche Macht nirgends auf schwächeren Stützen ruhe, als gerade hier, und daß, wer nur die Künste verstehe, durch Geld, Versprechungen und List sich Anhang zu verschaffen, hier eine große Partei gegen den römischen Hof in seinem Dienste haben könne. Die Scheu vor der päpstlichen Gewalt verschwand wieder in ihm, der alte Muth kehrte zurück, und er unternahm von nun an einen Kampf, mit dem Schwerte sowohl als dem Worte, welchen er dreißig Jahre hindurch mit großer Geschicklichkeit und Ausdauer, und oft entschiedenem Erfolge, geführt hat. Zunächst jedoch benutzten die deutschen Fürsten, die seine Feinde waren, seine Abwesenheit, hielten im März 1077 einen Reichstag zu Forchheim und wählten den Herzog Rudolph von Schwaben zum Gegenkaiser. Nun spaltete sich Deutschland von Neuem in heftiger Zwietracht; denn auch Heinrich hatte einen starken Anhang; besonders unter den Städten und den Geistlichen, welche mit Gregors Kirchengesetzen unzufrieden waren. Er ging nach Deutschland zurück; der Krieg begann wieder mit allen seinen Gräueln, die keine Beschreibung arg genug zu schildern vermag, und verwüstete drei Jahre lang viele der schönsten deutschen Länder. Rudolph mußte aus Schwaben weichen und zog sich nach Sachsen zurück; denn das sächsische Volk und der tapfere Otto von Nordheim waren seine Stützen. Das Herzogthum Schwaben gab Heinrich, mit seiner Tochter Agnes, dem kühn emporstrebenden Grafen Friedrich von Büren, der so eben seinen Stammsitz aus dem Dorfe Büren, am Fuße des hohen Staufen, oben auf diesen Berg verlegt und dort das Schloß Hohenstaufen erbaut hatte. So wurde der Grund zu der Größe dieses Hauses, aber zugleich zu der Feindschaft zwischen den Hohenstaufen und den übrigen großen Häusern der Nachbar=

schaft gelegt; denn viele beneideten das Glück des neuen Geschlechtes und glaubten größere Rechte an das Herzogthum Schwaben zu haben. Die Hohenstaufen aber waren von nun an treue Freunde des salischen Kaiserhauses.

Gregor benahm sich zweideutig bei dem Streite der beiden Gegenkönige; es war als wenn er seine Freude habe an der Zerrüttung Deutschlands und an der Schwächung der weltlichen Macht durch sich selbst; denn anstatt den Sachsen und ihrem König Rudolph mit aller Macht seines Ansehens beizustehen, damit ihre Sache schnell den Sieg gewönne, erkannte er keinen der Könige an, sondern versprach immer nach Deutschland zu kommen und ihr Schiedsrichter zu sein. „Es geschah nichts," sagt der Geschichtsschreiber dieses Krieges, Bruno, „als daß die päpstlichen Gesandten zu beiden Theilen kamen und bald den Sachsen, bald Heinrich, die Gunst des Papstes versprachen, dabei aber nach Römer Art so viel Geld, als sie bekommen konnten, von beiden mit sich forttrugen." — Die Sachsen beklagten sich bitter über die Zweideutigkeit des Papstes; sie schrieben ihm unter andern: „All' unser Unglück wäre nicht, oder geringer, wenn Ihr auf dem begonnenen Wege weder zur Rechten noch zur Linken abgewichen wäret. Aus Gehorsam zu unserm Hirten sind wir dem Rachen der Wölfe ausgesetzt; und wenn wir nun von dem Hirten selbst verlassen werden, so sind wir elender, als alle Menschen." — Aber diese derbe Sprache brachte den Papst eben so wenig zu einer Entscheidung, als die zweifelhafte Schlacht zwischen beiden Gegnern bei Melrichstadt in Franken im J. 1078; und erst als Rudolph im Januar 1080 in einer zweiten Schlacht bei dem Dorfe Flarchheim nahe bei Mühlhausen überwiegende Vortheile gehabt hatte, erklärte er sich für ihn, schickte ihm sogar eine Krone*), und that Heinrich auf einer Synode zu Rom von Neuem in den Bann. Dieser dagegen versammelte eine Synode zu Mainz, wo neunzehn Erzbischöfe und Bischöfe seiner Partei dem Papste den Gehorsam aufkündigten; diesem Beschlusse traten auf einer Synode zu Brixen dreißig italienische Bischöfe bei und wählten den im Banne befindlichen Erzbischof Wibert von Ravenna, Gregors heftigsten Gegner, als Clemens III., zum Gegenpapst. Nun waren zwei Kaiser und zwei Päpste. Der Sieg indeß neigte sich diesesmal für einige Zeit auf Heinrichs Seite.

Zwar litt er in demselben Jahre 1080 auch in der dritten Schlacht an der Elster in Sachsen, unweit Zeitz, durch die Tapferkeit des Otto von Nordheim, der sich als wahrhaft großer Heerführer zeigte, einen harten Verlust, aber Rudolph selbst ward in der Schlacht tödtlich verwundet und starb am folgenden Tage; die rechte Hand war ihm abgehauen worden, und der Herzog Gottfried von Niederlothringen (Gottfried von Bouillon, der Eroberer des heiligen Grabes) hatte ihm, nach späteren freilich nicht verbürgten Erzählungen, die Spitze der Reichsfahne in den Unterleib gestoßen. Das strenge Volksgefühl für beschworene Treue hat dem sterbenden Rudolph die Worte in den Mund gelegt, als ihm die abgehauene Hand gezeigt wurde: „Seht, das ist die Hand, mit welcher ich dem Könige Heinrich Treue geschworen hab." — Sein Fall wurde gleichfalls als ein Gottesurtheil angesehen und Heinrichs Anhang vermehrte sich. Nachdem er dem treuen Friedrich von Büren nach Rudolphs Tode das Herzogthum Schwaben und die Führung des Krieges in Deutschland übergeben hatte, konnte er im J. 1081 sogar einen Zug nach Italien unternehmen, um seinen heftigsten Gegner im eignen

*) Mit der bekannten Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho.

Lande zu bekriegen; er kam auch vor Rom und belagerte es dreimal, in dreien auf einander folgenden Jahren; er trieb den Papst Gregor so in die Enge, daß er sich in die Engelsburg einschließen mußte und hier von den Römern selbst belagert wurde; aber sich zu demüthigen und etwa das Beispiel Heinrichs zu Kanossa nachzuahmen, dazu war Gregors Geist zu groß und sein Wille zu unbezwinglich. Heinrich bot ihm Versöhnung an, wenn er ihn krönen wolle; allein er antwortete standhaft, er könne nur dann sich mit ihm einlassen, wenn er zuvor Gott und der Kirche Genugthuung geleistet hätte. Da mußte sich Heinrich mit seiner Gemahlin von dem Gegenpapste Clemens krönen lassen, am Osterfeste 1084; darauf zog er ab. Der Papst Gregor aber wurde von den Römern noch immer in der Engelsburg belagert, bis er durch den normännischen Herzog Robert Guiscard, seinen Freund, der in Unteritalien herrschte, befreit wurde. Dieser eroberte die Stadt unter Brand und Plünderung*) und nahm dann den alten unbiegsamen Papst, der auch im Unglücke keine von seinen großen Ansichten aufgeben wollte, mit nach Unteritalien, wo er im folgenden Jahre zu Salerno gestorben ist. Seine Partei wählte zwar Viktor III. zu seinem Nachfolger, allein er hatte nicht Gregors Geist und Kraft, und auch Clemens III. behauptete sich neben ihm, hatte sogar meistentheils in Rom die Oberhand.

Nun schienen dem Kaiser Heinrich glückliche und ruhige Zeiten anzubrechen. Der Nachfolger Rudolphs von Schwaben, Hermann von Luxemburg, den die Fürsten ihm zum zweiten Gegner aufgestellt hatten, konnte sich nicht behaupten und legte von selbst im J. 1087 seine Würde nieder; ein dritter, Eckbert von Thüringen, der auch nach der Kaiserwürde strebte, starb durch Meuchelmord; und die Sachsen des siebzehnjährigen Krieges müde, nachdem Otto von Nordheim gestorben und der unversöhnliche Bischof Burchard von Halberstadt, der in dreizehn Feldschlachten gegen ihn gekämpft hatte, von seinen eigenen Landsleuten getödtet war, als er sie von Neuem aufwiegeln wollte, unterwarfen sich auch gutwillig dem, durch viele Leiden nun milder gewordenen, Kaiser. Aber das Schicksal hatte ihm noch härtere Prüfungen aufbehalten. In seinen letzten Lebensjahren mußte er sehen, daß 1093 sein eigener Sohn Konrad, und nachdem dieser im J. 1101 gestorben war, der zweite Sohn Heinrich, von der päpstlichen Partei gewonnen, sich gegen ihn auflehnten. Beide Nachfolger Viktors, Urban II. und Paschal II. hatten den Bannfluch gegen Heinrich erneuert, und nun erklärte zuerst der ältere und später der zweite Sohn, sie könnten mit einem, auf dem der Bannfluch ruhe, keine Gemeinschaft haben. Ja, als der Vater zu einer großen Fürstenversammlung nach Mainz ziehen wollte, vertrauend auf die mit Eiden bekräftigte Versöhnung mit seinem Sohne Heinrich, wußte ihn dieser mit List und Verrath zu entwaffnen, setzte ihn gefangen, zwang ihn, die Reichsinsignien herauszugeben, und darauf, am 31. Dec. 1105, zu Ingelheim förmlich dem Reiche zu entsagen. Der Sohn selbst ließ von den zu Mainz versammelten Fürsten seine Wahl erneuern und trat die Regierung an.

Der alte Kaiser fand jedoch Gelegenheit, von Ingelheim zu entfliehen und begab sich voll tiefen Unmuthes zu seinem Freunde, dem Bischofe Otbert

---

*) Die Stadt wurde fürchterlich verwüstet; die Flammen verzehrten einen großen Theil derselben von dem Amphitheater Vespasians (die großartigen Trümmer des jetzigen Colosseums), bis zum Lateran hin. Noch jetzt liegt diese Gegend am meisten verödet da.

von Lüttich. Dieser und der Herzog Heinrich von Lothringen sammelten ein Heer für ihn und schlugen den entarteten Sohn, als er den Vater verfolgte, beim Uebergange über die Maas bei Viset zurück. Nicht lange darnach aber starb zu Lüttich der Kaiser Heinrich, niedergedrückt von einem unruhvollen und kummerbeladenen Leben, am 7. Aug. 1106. Die Zahl der Schlachten, die er in seinem Leben gefochten hatte, giebt Zeugniß von welcher Art dasselbe gewesen; denn es waren ihrer fünfundsechzig, theils in Deutschland, theils in Italien.

Der Bischof von Lüttich beerdigte den Kaiser, wie es sich gebührte; so weit aber ging der Haß, daß man den Leichnam wieder ausgrub, nach Speier brachte und dort noch fünf Jahre lang in einer abgelegenen, ungeweiheten Kapelle in einem steinernen Sarge über der Erde stehen ließ, bis endlich im J. 1111 der Papst Paschal den Bannfluch von ihm abnahm. Da ward er prächtiger begraben, als je ein Kaiser begraben ist.

44. Kaiser Heinrich V. 1106—25.

Im ersten Regierungsjahre Heinrichs V. starb mit Herzog Magnus der Herzogsstamm der Billungen in Sachsen aus; Heinrich ertheilte das Herzogthum dem Grafen Lothar von Supplingenburg, welcher die Richenza, Erbtochter der brunonischen und nordrheinischen Güter geheirathet hatte.

Obgleich vom Vater abgefallen, handelte Heinrich in den kirchlichen Angelegenheiten doch nach dessen Grundsätzen; er ertheilte, den päpstlichen Gesetzen zum Trotze, noch immer die Investitur mit Ring und Stab, welche, wie er dem Papste erklärte, seine Vorgänger seit Karl d. Gr. dreihundert Jahre lang unter dreiundsechzig Päpsten rechtmäßig geübt hätten, und brach schon im J. 1110 mit einem großen Heere von 30,000 Rittern, ohne ihre Knechte und das Fußvolk, nach Italien auf, um sich die Kaiserkrone aufsetzen zu lassen. Er war ein viel gefährlicherer Feind, als sein Vater, denn neben der Gewalt wußte er auch Verschlagenheit und Heuchelei zu gebrauchen. Da trat ihm der Papst Paschal II. mit einem Vorschlage entgegen, der freilich den Streit auf einmal würde geendet haben, wenn er hätte ausgeführt werden können. Er ließ dem Kaiser entbieten: „Weil er seine Ansprüche wegen der Investitur doch nur auf die Güter gründe, welche die Kaiser der Kirche geschenkt hätten, die Städte, Herzothümer, Grafschaften, Münzen, Zölle, Meierhöfe und Schlösser, so solle er das Alles wieder zurücknehmen; die Kirche möge blos die Geschenke der Privatpersonen und die Zehnten und Opfer behalten. „Denn," sagt er in seiner Urkunde, „es ist sowohl durch das göttliche Gesetz, als die Kirchengesetze, befohlen, daß die Geistlichen sich nicht mit weltlichen Dingen befassen, ja nicht einmal nach Hofe kommen sollen, als um etwa einen Bedrängten zu erretten. Im römischen Reiche aber sind die Bischöfe und Aebte so sehr mit weltlichen Geschäften überhäuft, daß die Diener des Altars Diener des Hofes geworden sind."

Es mochte dem Papste mit diesem Vorschlage Ernst sein; denn er war ein streng gesinnter Mann und glaubte auf solche Weise aller Ausartung der Geistlichkeit vorzubeugen und sie zu ihrer ersten einfachen Bestimmung zurückzuführen. Allein Heinrich sah wohl voraus, daß die Geistlichen selbst, besonders die, welche durch ihre Güter in den Rang des Reichsfürsten erhoben waren, sich niemals eine solche Zurückgabe würden gefallen lassen; dennoch versprach er in einem zu Sutri abgeschlossenen Vertrage,

durch eine förmliche Acte der Investitur entsagen zu wollen, wenn der Papst durch eine Bulle den Bischöfen befehlen würde, daß sie alle Reichsgüter, die sie von Karl dem Gr. und den späteren Kaisern empfangen hätten, dem Reiche zurückgeben sollten. Dann zog er nach Rom, und der feierliche Vertrag über die Sache sollte zwischen ihm und dem Papste, in großer Versammlung der Bischöfe, in der Peterskirche abgeschlossen und dann die Kaiserkrönung vollzogen werden. Aber als nun auf die obige Bedingung die Rede kam, da erhob sich der heftigste Widerspruch der deutschen und italienischen Bischöfe und ein langes Gezänk entstand. Da rief einer der gegenwärtigen deutschen Ritter: „Was braucht's viel? Ihr sollt wissen, daß unser Herr, der Kaiser, gekrönt sein will, wie ehemals Karl der Große, Ludwig und die übrigen Kaiser." Der Papst antwortete noch einmal, er könne nicht, bevor Heinrich dem Investiturrechte mit feierlichem Schwur entsagt habe; da rief Heinrich auf Anrathen seines Kanzlers Adalbert und des Bischofs Burchard von Münster, seine Wache herbei und ließ den Papst sammt den Kardinälen gefangen nehmen. Wüthend über diese Gewalthandlung griffen die Römer am folgenden Tage die Deutschen an, welche um die Peterskirche gelagert waren. Schnell bestieg der König sein Streitroß sprengte verwegen die Marmorstufen der Peterskirche hinab unter die Menge, durchbohrte fünf Römer mit der Lanze, fiel aber selbst vom Pferde. Ihn rettete der mailändische Graf Otto, der ihm rasch sein eigenes Pferd gab, aber dafür von den Römern gefangen und in Stücke gehauen wurde. Ein mörderischer Kampf dauerte den ganzen Tag, bis gegen Abend der Kaiser die Seinigen zu einem letzten kühnen Angriffe ermunterte; nun erlitten die Römer eine völlige Niederlage und wurden theils in die Tiber theils über die Brücken in die eigentliche Stadt gedrängt. Die Leo'sstadt mit der Peterskirche blieben in der Deutschen Händen. Doch auch diese verließ der Kaiser mit seinen Gefangenen, um die Umgegend von Rom auf das Furchtbarste zu verwüsten. Da geriethen die Römer in immer größere Noth und baten den Papst flehentlich, mit dem Kaiser Frieden zu schließen. Einundsechzig Tage war der Papst in Gefangenschaft; da bequemte er sich zu einem Vergleiche, daß der Kaiser die Investitur mit Ring und Stab behalten solle, und versprach zugleich, ihn nie dieses Vorganges wegen in den Bann zu thun. Der Vergleich wurde von vierzehn Kardinälen und in des Kaisers Namen von vierzehn Fürsten beschworen und Heinrich selbst am 13. April 1111 feierlich von Paschal in der Peterskirche zum Kaiser gekrönt.

Kaum aber hatten die Deutschen Rom verlassen, als die ganze Geistlichkeit den Papst hart tadelte und ihn dahin brachte, im J. 1112 ein Concilium im Lateran zu versammeln, welches über den Vertrag zwischen ihm und dem Könige, als durch Gewalt erzwungen, den Bannfluch aussprach; — denn Heinrich selbst durften sie, dem päpstlichen Worte nach, nicht mit dem Banne belegen. Somit ging der Streit von Neuem an und dauerte auch mit den folgenden Päpsten Gelasius und Calixt II. noch über zehn Jahre lang fort. So lange Paschal lebte, wurde der Kaiser zwar von diesem nicht in den allgemeinen Kirchenbann gethan, allein sowohl die päpstlichen Legaten, als auch viele obere Kirchenvorsteher, sprachen in ihren Sprengeln den Bann über ihn aus und gaben dadurch Veranlassung zu neuen Spaltungen und Unruhen in Deutschland. Ein großer Theil der Reichsfürsten versagte dem Kaiser den Gehorsam, eigenmächtige

Fehden, Raub, Verwüstung und Mord nahmen überhand. — Am treuesten hingen dem Kaiser seine nahen Verwandten, die Hohenstaufen, an und er selbst hob ihr Haus noch mehr empor. Als der erste Herzog Friedrich, dem sein Vater das Herzogthum Schwaben verliehen hatte, starb, gab er dieses Herzogthum dessen ältestem Sohne Friedrich (dem Einäugigen) wieder, und bald nachher dem zweiten Sohne Konrad das Herzogthum Franken. Die Wittwe Herzog Friedrichs, seine Schwester Agnes, vermählte er an den Markgrafen Leopold von Oesterreich, aus dem Hause Babenberg, den Vater desjenigen Leopold, welcher nachher Herzog von Baiern wurde und zu der Hauptstadt Wien den Grund legte. Im südlichen Deutschland erwarb so der Kaiser das Uebergewicht. Im nördlichen dagegen konnte er keine dauernde Gewalt erlangen; hier wirkte der von ihm erhobene Erzbischof Adalbert von Mainz (früher sein eigner Kanzler, der zu der Gefangennehmung des Papstes Paschal gerathen hatte, jetzt sein unversöhnlicher Gegner) am eifrigsten ihm entgegen und reizte einen Fürsten nach dem andern gegen ihn auf. Der Mittelpunkt des Widerstandes war wiederum, wie zu seines Vaters Zeit, Sachsen. Der Kaiser zog im Jahr 1115 mit Heeresmacht in das sächsische Land, allein in der Schlacht am sogenannten Welfesholze im Mansfeldschen, zwischen Hettstädt und Sandersleben, wurde er von den sächsischen Fürsten gänzlich geschlagen.

Ein Zug nach Italien, den er im J. 1116 unternahm, brachte ihn zwar in den Besitz der Güter der im Jahre zuvor gestorbenen großen Gräfin Mathilde, wie sie genannt wurde, und gab ihm sogar auf einige Zeit das Uebergewicht in Rom, zog ihm aber dagegen im J. 1118 den allgemeinen Kirchenbann des neuen Papstes Gelasius II. zu, den auch dessen Nachfolger Calixt II. bestätigte. Der Hauptgegenstand des Streits war noch immer das Investiturrecht.

Endlich, im J. 1122, schlossen beide Parteien, des langen Streites müde, auf dem Reichstage zu Worms einen feierlichen Vertrag, in welchem beide etwas nachgaben. Der Kaiser gestattete die freien Wahlen der Bischöfe und Aebte durch die Geistlichkeit und that auf die Investitur mit Ring und Stab, als Zeichen der geistlichen Gerichtsbarkeit, Verzicht; dagegen sollten die Wahlen in des Königs oder seiner Bevollmächtigten Gegenwart, jedoch ohne Simonie oder Gewaltthätigkeit geschehen, er sollte in zweifelhaften Fällen und bei Uneinigkeit der Wählenden den Ausschlag geben, und endlich die Belehnung über die weltlichen Güter mit dem Scepter ertheilen. Die geistliche Weihe der Erwählten sollte in Deutschland erst nach der Belehnung durch den Scepter geschehen, in Italien aber derselben vorausgehen.

Nachdem die Urkunden öffentlich verlesen waren, gab der päpstliche Legat, Kardinal Lambert von Ostia, dem Kaiser den Friedenskuß und hernach die Kommunion. Die Freude der friedlich Gesinnten über die Versöhnung war sehr groß; Alle gingen, wie die Urkunden sagen, mit einem unendlichen Vergnügen auseinander. Der Vertrag hat den Namen des Concordats von Worms erhalten und hat für eine Zeit von beinahe hundert Jahren, wenn auch nicht ohne Schwankungen ein sachgemäßes Gleichgewicht zwischen der kaiserlichen und der päpstlichen Gewalt begründet.

Nur noch wenige Jahre regierte Kaiser Heinrich, zwar im Frieden mit der Kirche, aber nicht ohne fortwährende Unruhen im deutschen Reiche,

welches wiederholt der Schauplatz der Gewalt und der Verwüstung durch Feuer und Schwert war. Selbst der heilig beschworene Gottesfriede wurde nicht gehalten und die Waffen wütheten selbst an den Festtagen. — Unter Entwürfen, die kaiserliche Macht zu stärken, um jenen Unruhen kräftiger entgegentreten zu können, starb Kaiser Heinrich zu Utrecht im J. 1125 an einem krebsartigen Geschwüre, im 44. Jahre seines Alters. Er starb kinderlos, denn seine Gemahlin Mathilde, Tochter des Königs Heinrich I. von England, hatte ihm keine Erben geschenkt und das salische Kaiserhaus ging mit ihm zu Ende; die meisten seiner Erbgüter kamen an seine Neffen, die Herzöge Friedrich und Konrad von Hohenstaufen. — Heinrich hat sich die Liebe seiner Zeitgenossen nicht zu erwerben gewußt; er war herrschsüchtig, hart, ja oft grausam. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß er auch große Eigenschaften besaß: Thätigkeit, Kühnheit, Standhaftigkeit im Unglück und einen großartigen Sinn; die Behauptung des kaiserlichen Ansehens gegen jeden Feind desselben erschien ihm stets als die größte Aufgabe seines Lebens. — Er wurde in Speier neben seinen Ahnherren begraben.

45. Der erste Kreuzzug. 1096—99.

Während die beiden Kaiser Heinrich IV. und V. in heftigem Streite mit den Päpsten begriffen waren, folgten Hunderttausende aus den christlichen Ländern dem Rufe der Kirche und ihrer eigenen Begeisterung, um das Grab des Erlösers und das Land, wo sein Fuß gewandelt, den Ungläubigen zu entreißen.

Schon seit den ältesten Zeiten war es eine fromme Sitte, nach dem gelobten Lande zu wallfahrten, an den heiligen Stätten zu beten und sich in dem Wasser des Jordans zu baden, welches durch Jesu Taufe geweihet war. Der erste römische Kaiser, welcher sich zum Christenthume bekannte, Constantin der Große, so wie seine Mutter Helena, ließen die heiligen Oerter Palästina's reinigen und ausschmücken, das verschüttete Grab des Heilands am Fuße des Berges Golgatha wieder herstellen und darüber ein hohes Gewölbe auf schönen Säulen und neben demselben ein köstlich geschmücktes Bethaus aufrichten. Gegen Morgen von der Grabeshöhle wurde ein noch größerer, prächtiger Tempel erbaut. Constantin feierte sein dreißigstes Regierungsjahr durch die Einweihung dieses Tempels, bei welcher er selbst zugegen war; und ebenso wallfahrtete die fromme Helena noch im hohen Alter nach dem gelobten Lande und erbaute zu Bethlehem, bei der Geburtsstätte des Erlösers, und auf der Spitze des Oelberges ein paar Kirchen.

Von dieser Zeit an wurden die Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande häufiger; und selbst als das Land im siebenten Jahrhundert unter die Herrschaft der Araber kam, wurden die Pilgrime nicht gestört. Die Araber freuten sich des Vortheils durch den Besuch so vieler Fremden und ließen den Patriarchen von Jerusalem und die christliche Gemeine ungekränkt. Allein nachdem im J. 1073 die seldschuckischen Türken, ein rohes, barbarisches Volk, diese Länder eingenommen hatten, so kamen Klagen über Klagen nach Europa, wie grausam die andächtigen Wallfahrer mißhandelt und wie empörend die geweihten Oerter beschimpft würden. Und im J. 1094 erschien vor Papst Urban II. ein Einsiedler, Peter von Amiens genannt, der von einer Wallfahrt nach Palästina zurück-

kam, mit einer Bittschrift des Patriarchen von Jerusalem und mit der rührendsten Schilderung von den unerhörten Leiden der dortigen Christen, so wie der dahin wallenden Pilgrime. Der Papst lobte seinen Eifer und sandte ihn mit Schreiben an die Fürsten der christlichen Länder umher, um die Gemüther zu einer großen Entschließung vorzubereiten. Peters begeisterte Reden, das Feuer, das aus seinen tiefliegenden Augen strahlte, und die abgezehrte, hagere Gestalt, welcher die ausgestandenen Leiden aufgeprägt waren, machten den tiefsten Eindruck, und wohin er zog, ergriff gleiche Begeisterung Hohe und Niedere.

Darauf berief der Papst im J. 1095 eine große Kirchenversammlung nach Piacenza in Italien und eine andere nach Clermont in Frankreich, auf welcher letzteren, außer vierzehn Erzbischöfen, zweihundertfünfundzwanzig Bischöfe, vierhundert Aebte und eine große Menge Fürsten und Ritter erschienen. Und als hier Peter der Einsiedler und der Papst auftraten und mit hinreißendem Feuer zu der Befreiung des heiligen Grabes aufriefen, da erscholl es aus tausend Kehlen: „Gott will es! Gott will es!" Und nach geendigter Rede drängte sich zuerst der Bischof Ademar von Puy zu dem Papste hin, warf sich nieder und bat um die Erlaubniß, in den heiligen Krieg zu ziehen; viele Geistliche und Weltliche folgten seinem Beispiel und hefteten, zum Zeichen ihrer Weihung zu dem frommen Unternehmen, ein rothes Kreuz auf ihre rechte Schulter. Als der Versammlungstag des großen Zuges wurde der 15. August 1096 festgesetzt.

Es sammelten sich unzählbare Schaaren aus Italien, Frankreich, Lothringen, Flandern und der Normandie, wo in den Nachkommen der Normannen noch mit dem alten Heldenfeuer die Liebe zu fernen, abenteuerlichen Zügen lebte. Nicht nur Ritter und Edle, sondern das ganze Volk kam in Bewegung; denn da auch in Frankreich der härteste Druck auf den dienstbaren Leuten lastete, zogen viele von diesen aus, weil nach des Papstes Befehl durch die Weihe des heiligen Kreuzes auch die Freiheit erworben werden konnte. Deutschland, welches in sich selbst und mit dem Papste in Streit war, wurde von dieser ersten Bewegung am wengisten ergriffen. — Schon mit Anfang des Frühjahres brach Peter der Einsiedler an der Spitze eines Volkshaufens, der die festgesetzte Zeit nicht abwarten konnte, in Gesellschaft eines Ritters Walther ohne Habe auf; allein ihrem Heere fehlten Ordnung und regelmäßige Waffen. Ehe sie nach Asien kamen, wurden die meisten von ihnen, ihrer Räubereien wegen, von den Ungarn und Bulgaren erschlagen; und der Haufe, welcher unter Peters und Walthers Anführung bis nach Kleinasien, in das erste türkische Land kam, wurde von den Türken so übel empfangen, daß er fast ganz vernichtet wurde; nur Peter von Amiens kam mit Wenigen in traurigem Zustande in die Heimath zurück. Ein zweiter, noch roherer, Haufe fing seine Arbeit für das Kreuz Christi damit an, daß er in den rheinischen Städten die Juden erschlug; in Mainz allein sollen neunhundert umgekommen sein. Es zeigte sich darin der allgemeine Haß des Volkes gegen die Juden, welchen sie durch ihren Wucher und die dadurch erworbenen unermeßlichen Reichthümer in vollem Maße auf sich geladen hatten. — Uebrigens kamen diese und einige andere Horden der Kreuzfahrer nur bis Ungarn.

So unglücklicher Anfang hätte leicht den Muth zu allen weiteren Versuchen niederschlagen können, wenn man nicht gewußt hätte, daß diese ersten Haufen zum großen Theile aus dem Auswurfe des Volkes bestanden

und daß es ihren Anführern an Klugheit, Erfahrung und Ansehen fehlte. Um die bestimmte Zeit, in der Mitte des Sommers, sammelte sich daher ein treffliches, wohlgeordnetes und gerüstetes Heer und am 15. August 1096 brach es zu seiner Bestimmung auf. Kein König war als Anführer der gesammelten Heerschaaren zugegen; aber unter den Fürsten und Edlen ragte Gottfried, Herzog von Niederlothringen, den man nach seinem Stammschlosse **Gottfried von Bouillon** nannte, und der mehrmals in den Heeren Heinrich IV. gefochten hatte, durch jegliche Heldentugend hervor; er wurde der Anführer eines Heeres von 90,000 Mann und nahm mit demselben den Weg nach Ungarn und die Länder des griechischen Kaisers, während andere Fürsten durch Italien nach Konstantinopel zogen. Mit der musterhaftesten Ordnung brachte er sein Heer durch die Länder, in denen schon so viele Kreuzfahrer den Tod gefunden hatten, vereinigte sich mit den andern Fürsten und rückte im Frühjahr 1097 in das türkische Land ein. Das vereinigte Heer der Kreuzfahrer bestand aus 300,000 auserlesenen Streitern und mit Weibern, Kindern, Knechten, gewiß aus einer halben Million Menschen. Aber es fand in den Seldschucken einen sehr streitbaren und dabei listigen und verschlagenen Feind und noch größere Hindernisse an den wüsten, durch die Türken noch mehr verödeten, Gegenden, die es von Klein-Asien an durchziehen mußte. Hunger und Krankheit rafften mit jedem Tage eine Menge Menschen und Pferde hin; auch die Tapfersten fingen an zu verzagen; ohne Gottfrieds großsinnige heldenmüthige Standhaftigkeit hätte vielleicht auch dieser Zug ein unglückliches Ende genommen.

Endlich im Mai 1099 betraten die Füße der aus tausend Gefahren Uebriggebliebenen das gelobte Land und am 6. Juli erblickten sie, von einer Anhöhe bei Emaus, das Ziel ihrer Sehnsucht, **Jerusalem**. Ein unendliches Jubelgeschrei erfüllte die Luft und Freudenthränen stürzten aus Aller Augen. Kaum konnte Gottfried ihren Eifer so weit zügeln, daß sie nicht tollkühn auf die Mauern der Stadt losstürmten. Die Eroberung derselben war nicht leicht, und die Besatzung war an Zahl viel stärker als die Kreuzfahrer, denn nur etwa 40,000 waren von diesen noch übrig. Mit vieler Mühe mußte man Kriegsmaschinen und Sturmleitern in der holzarmen Gegend zusammenzimmern, und am 14. Juli wurde der erste allgemeine Sturm gewagt. Er mißlang; die Besatzung der Stadt kämpfte mit großer Tapferkeit. Am folgenden Tage aber stürmten die Christen von Neuem, und Gottfried war einer der ersten, der von seinem Kriegsthurme auf die feindliche Mauer sprang. Sein Schwert bahnte den Uebrigen den Weg; bald war die Mauer von allen Seiten bezwungen, die Thore geöffnet, das ganze Heer stürzte in die Stadt. Ein fürchterliches Blutbad begann; in der ersten Wuth würgte das Schwert alles Lebendige in der Stadt und nur wenige der Einwohner blieben übrig. Dann, als die Besinnung zurückkehrte, reinigten die Krieger ihre Waffen von Blut und eilten mit entblößtem Haupt und barfuß nach den heiligen Oertern; und die Stadt, welche noch eben von dem wilden Geschrei des Mordes erschallte, war nun erfüllt mit Gebeten und Lobgesängen zur Ehre Gottes.

Darauf dachte man an die Wahl eines Königs für das neue Königreich Jerusalem; Gottfried von Bouillon erschien Allen als der Würdigste; allein er weigerte sich, da eine Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter der Dornenkrone geblutet habe, und nannte sich nur den

Beschützer des heiligen Grabes. Aber als er schon im folgenden Jahre, 1100, starb, nahm sein Bruder Balduin den Namen eines Königs an.

Von den späteren Kreuzzügen zur Behauptung der christlichen Herrschaft in Palästina, an welchen auch deutsche Kaiser Theil nahmen, wird unsere Geschichte künftig reden.

46. Kaiser Lothar der Sachse. 1125—37.

Nach dem Aussterben des fränkischen Hauses war wieder ein Augenblick gekommen, da die deutschen Fürsten, wenn sie unabhängige und selbstständige Herrscher sein wollten; keinen neuen Kaiser über sich zu setzen brauchten; allein das Gefühl der Nationaleinheit überwog doch die Begierde nach völliger Unabhängigkeit und sie wollten lieber Einem aus ihrer Mitte gehorchen, den sie selbst auf die höchste Stufe der Ehre erhoben, als daß Deutschland in viele kleine Herrschaften zerfallen sollte.

Die deutschen Völkerschaften lagerten sich wiederum in der Gegend von Mainz an den Ufern des Rheines und zehn ausgewählte Fürsten aus jedem der vier Hauptstämme: Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben, versammelten sich in Mainz zur ersten Wahl. Es wurden drei Fürsten in Vorschlag gebracht: Herzog Friedrich von Schwaben, der mächtige und tapfere Hohenstaufe, Herzog Lothar von Sachsen und Markgraf Leopold von Oestreich. Die beiden letztern baten fußfällig und weinend, sie mit so schwerer Last zu verschonen; Friedrich aber dachte in seinem stolzen Sinne, es gebühre die Krone keinem andern als ihm; und solche Gedanken konnte man auf seinem Gesichte wahrnehmen. Da legte der Erzbischof Adalbert von Mainz, der den Hohenstaufen, schon weil sie mit dem salischen Hause verwandt waren, abhold war, allen dreien die Frage vor: „Ob ein jeder bereit sei, sich demjenigen, den man wählen werde, freiwillig zu unterwerfen?“ Die beiden andern antworteten sogleich mit ja; Friedrich zauderte und begab sich aus der Versammlung weg, unter dem Vorwande daß er mit seinen Freunden rathschlagen müsse. Das verdroß die Fürsten und Adalbert brachte sie nun dahin, daß sie am 30. Aug. 1125 Lothar von Sachsen, fast wider seinen Willen, erwählten.

Aber mit den beiden mächtigen hohenstaufischen Herzögen, Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken, welcher letztere sogar den Titel als König gegen ihn annahm, brach bald die Feindschaft aus und verheerte fast die ganze Regierungszeit des neuen Königs hindurch die schönen Länder von Schwaben, Franken und Elsaß, bis sich die beiden Herzöge doch genöthigt sahen, im J. 1135 sich vor der kaiserlichen Majestät zu demüthigen. In diesem Streite hatte Lothar, um seinen Anhang stark zu machen, ein Mittel gebraucht, welches die Ursache hundertjähriger Unruhen und Zerrüttungen geworden ist. Er vermählte seine einzige Tochter Gertrud an den schon mächtigen Herzog Heinrich den Stolzen von Baiern, aus dem welfischen Hause, und gab ihm außer Baiern noch das Herzogthum Sachsen. Ja, er belehnte ihn sogar mit Zustimmung des Papstes und unter der Bedingung, daß sie nach Heinrichs Tode an die römische Kirche zurückfalle, mit der reichen Mathildischen Erbschaft in Italien, auf die Heinrich Erbansprüche hatte, so daß seine Macht sich von der Elbe bis weit über die Alpen erstreckte und größer war, als die des Kaisers selbst; denn außer seinen Erbgütern in Schwaben und Baiern hatte er von seiner Mutter Wulfhildis, Erbin des letzten Herzogs Magnus von

Sachsen, die Hälfte der großen Billungschen Stammgüter in Sachsen geerbt, und nun brachte ihm seine Gemahlin Gertrud auch noch die Supplinburgschen, Nordheimischen und altbraunschweigschen Erbgüter zu. — Die, für Deutschland und Italien verderbliche, Eifersucht zwischen dem welfischen und hohenstaufischen Hause, welches letztere auch nach der Burg Weibling an der Rems die Weiblinger (von den Italienern in Ghibellini verwandelt) genannt wurde, ist in diesen Zeiten gestiftet, und der Parteiname der Welfen und Gibellinen ertönte bald Jahrhunderte lang vom Aetna und Vesuv bis an die Küsten der Nord- und Ostsee. — Schon Lothars, überdies nur kurze, Regierung ist theils durch den Streit gegen die Hohenstaufen, theils durch einige italienische Züge zersplittert, daß die Hoffnungen, die er durch sein ritterliches, kluges und frommes Wesen von sich erregt hatte, nicht im vollen Maße in Erfüllung gehen konnten.

Auf seinem zweiten übrigens ruhmvollen Zuge nach Italien, im J. 1137, wurde Lothar krank und starb am 3. Dec. dieses Jahres auf dem Rückwege in dem Dorfe Breitenwang zwischen dem Inn und dem Lech, im wildesten Tyroler Hochgebirge. Sein Leichnam ward in dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter, nicht weit von Braunschweig, begraben. Der Kaiser Lothar hat den Ruhm eines edlen, großherzigen Mannes voll unbestechlicher Liebe des Rechtes und voll der versöhnlichsten Gesinnung, hinterlassen.

So wie die beiden großen deutschen Fürstenhäuser, die Welfen und Gibellinen, von nun an die Blicke auf sich ziehen, so ist auch noch zu einem dritten durch Lothar der Grund gelegt worden, indem er die Markgrafschaft Nordsachsen, welche damals die jetzige Altmark begriff, Albrecht dem Bären aus dem Hause Anhalt gab, einem der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Er eroberte die Mittelmark, so wie die um den Ukersee gelegene Mark, nebst der Priegnitz, von den Wenden und erwarb die Stadt Brandenburg. Um den Fleiß der Landbenutzung und Gewerbe auf die Marken zu verpflanzen, zog er viele Anbauer aus der in Flandern blühenden Volksmenge in sein Land. Er kann als der eigentliche Stifter der Mark Brandenburg angesehen werden; und unter ihm, in der Mitte des 12. Jahrh., ward auch zuerst der Name Berlins genannt, welches also fast zu der nämlichen Zeit seinen Anfang nahm, als Leopold von Oestreich Wien zu seiner Hauptstadt machte und Heinrich der Löwe in Baiern München emporhob.

IV. Die schwäbischen Kaiser oder die Hohenstaufen. 1134—1254.

47. Konrad III. 1138—52.

Auch diesmal fiel die Wahl des neuen Königs nicht auf den, der die Krone am sichersten erwartete, nämlich nicht auf Lothars Tochtermann, den mächtigen Heinrich von Baiern und Sachsen, der noch dazu die Reichskleinodien in Händen hatte, sondern die Fürsten, durch seinen Stolz zurück-

gestoßen, wählten den 22. Febr. 1138 den hohenstaufischen Herzog Konrad von Franken, den das Unglück weise gemacht hatte, und dem der ältere Bruder Friedrich, der mit Lothar um die Krone gestritten, jetzt gern den Vorrang abtrat. Um des übermächtigen Reichsvasallen Kraft zu brechen, verlangte Konrad von Heinrich dem Stolzen, daß er eines seiner Herzogthümer abgebe, weil es gegen die Ordnung des Reiches sei, daß ein Fürst zwei Herzogthümer verwalte; allein Heinrich wollte sich dem neuen Könige nicht beugen. Da ward er in die Acht erklärt, seine beiden Herzogthümer wurden ihm genommen und Baiern wurde dem Markgrafen Leopold von Oestreich, dem Halbbruder König Konrads von mütterlicher Seite, Sachsen aber Albrecht dem Bären von Brandenburg gegeben. Heinrich selbst starb bald darauf und hinterließ einen zehnjährigen Sohn, den nachher so berühmten Heinrich den Löwen, welchen Albrecht, auf Konrads Verlangen, das Herzogthum Sachsen, welches er noch nicht hatte erobern können, — so treu hing es an dem welfischen Hause, — förmlich wieder abtrat und dagegen seine Erbgüter in der Mark als eine, von dem Herzogthum unabhängige, gefürstete Markgrafschaft besitzen durfte.

Auch in Baiern kämpfte der Graf Welf von Altorf, der Bruder Heinrichs des Stolzen, noch immer gegen das Haus Oestreich und nicht ohne Glück. Als er aber im Jahre 1140 wagte, sich dem König Konrad selbst bei Weinsberg entgegenzustellen, wurde er in einer Schlacht besiegt. In dieser Schlacht soll der Name der Welfen und Weiblinger zuerst als Parteiname gehört sein; denn das Feldgeschrei der Schaaren war auf der einen Seite: Hie Welf! und auf der andern: Hie Weiblingen! — Nach der Schlacht mußte sich auch die schon lange belagerte Stadt Weinsberg ergeben. Der über ihren langen Widerstand erbitterte König hatte beschlossen, sie mit Feuer und Schwert zu zerstören, doch gestattete er den Frauen in der Stadt, vorher auszuziehen und ihre liebsten Kleinodien mitzunehmen. Und siehe, als der Tag herannahte und die Thore aufgethan wurden, zogen die Frauen in langen Reihen hervor und eine jede trug ihren Eheherrn oder sonstigen lieben Anverwandten auf dem Rücken. Dieses Schauspiel rührte den König so sehr, daß er nicht nur die Männer, sondern auch die ganze Stadt verschonte [1]).

Als König Konrad eben nach Italien gehen wollte, um dort das kaiserliche Ansehen von Neuem zu befestigen, kam die Nachricht in Europa an daß die Ungläubigen das heilige Land bedrohten und schon die feste Stadt Edessa am Euphrat, eine Schutzwehr an der Grenze, erobert und zerstört hätten. Da sandte der Papst Eugen III. Ermahnungsschreiben an alle Könige und Fürsten, daß sie den Christen im Morgenlande zu Hülfe kämen; und ein frommer und eifriger Mann, der Abt Bernhard von Clairvaux in Frankreich, den seine Zeitgenossen wie einen Heiligen verehrten, zog umher und predigte so gewaltig, daß viele Tausende sich das Kreuz anheften ließen. Als er vor dem Könige Ludwig VII. von Frankreich redete, war die Menge derer, die das Kreuz annahmen, so groß, daß Bernhard auch noch seine Kleider zerschneiden mußte, um Kreuze daraus zu verfertigen; und auch der König nebst seiner Gemahlin Eleonore beschlossen den Zug. Nun wandte sich Bernhard nach Deutschland, um den König Konrad zu bewegen. Der weigerte sich lange und zog vor dem Abte

1) Diese Erzählung haben wir von einem Zeitgenossen im Chron. St. Pantaleonis.

weg von Frankfurt nach Speier, weil er bedenken mochte, wie viel noch in seinem eigenen Reiche zu ordnen sei. Aber Bernhard ließ nicht ab von ihm und zog ihm nach gen Speier, und hier geschah es, daß mitten in seiner Predigt Konrad plötzlich aufstand und mit weinenden Augen ausrief: „Ich erkenne die großen Wohlthaten, die mir Gott erzeigt hat, und will mich nicht länger weigern, sondern bin bereit, ihm zu dienen, weil ich doch von ihm selbst dazu ermahnt werde." — Bernhard heftete ihm sogleich das Kreuz an und übergab ihm die auf dem Altare liegende Fahne. Auch Friedrich, Konrads Brudersohn, der nachherige Friedrich I., und sogar der alte Herzog Welf, der sich mit Konrad versöhnte, nahmen das Kreuz. Es wurde ein sehr großes Herr gesammelt, so daß allein 70,000 Gewappnete gezählt wurden.

Aber ein glänzender Anfang menschlicher Unternehmungen verbürgt nicht immer das glückliche Ende. Lauter Unfälle bezeichneten den großen Zug. Als sich (1147) das Herr bei Konstantinopel, nicht weit vom Hellespont, an einem kleinen Flusse in höchst anmuthiger Gegend gelagert hatte, um sich von den Beschwerden des Weges zu erholen und das Fest der Geburt Mariä zu feiern, schwoll beim Anbruch des Tages durch Wolkenbruch und Sturm der Fluß so an, daß das ganze Lager überschwemmt wurde und viele Menschen und Pferde ertranken. Und als man nun über die Meerenge nach Asien hinübergesetzt war, führten treulose griechische Wegweiser das Heer in Gegenden, welche die Türken vorher verwüstet hatten; was man mitgenommen hatte, war bald aufgezehrt und die griechischen Städte, an welche der Zug kam, ließen Niemand ein. Da flehte dann Mancher zu denen, die auf der Mauer waren, um Brod und zeigte sein Geld; und jene ließen Stricke herab, zuerst das Geld heraufzuziehen. Dafür gaben sie so viel sie Lust hatten; oft aber auch gar nichts, und oft nur ein wenig Mehl, welches mit Kalk vermischt war. So mußten Tausende in Hunger und Elend umkommen; und noch mehrere erreichte das Schwert der leichten türkischen Reiter, welche den Deutschen nicht Tag und Nacht Ruhe gestatteten und sich doch auch nicht in einen regelmäßigen Kampf mit ihnen einließen, wonach diese herzlich verlangten. Also kam Konrad nach tausend Gefahren, nachdem er auf das Ritterlichste gekämpft und vierzehn Tage und Nächte die Rüstung nicht abgelegt hatte, nur mit dem zehnten Theile seines Heeres auf seinem Rückzuge nach der Meeresküste in der Gegend von Edessa zu dem Heere des Königs Ludwig von Frankreich, welches indeß nachgerückt war. Man beschloß, daß der kleine Rest des deutschen Kreuzheeres mit den Franzosen ziehen sollte, der König Konrad aber kehrte für die Wintermonate zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Konstantinopel zurück. Es war schon spät im Herbste, als das vereinigte Heer weiter zog und, statt mitten durch Kleinasien zu gehen, auf welchem Wege die Deutschen so unglücklich gewesen waren, den Weg an der Seeküste hin auf Smyrna und Ephesus wählte. Allein es ging diesem Heere nicht besser als dem deutschen. In den Grenzgebirgen zwischen Phrygien und Pamphylien erlitt der Haupttheil des Heeres, bei welchem König Ludwig selbst war, eine gänzliche Niederlage durch die Türken, weil die Vorhut zu weit vorgerückt war und die Höhe des Bergpasses nicht besetzt hatte; und fast nur durch ein Wunder entkam der König mit wenigen Begleitern zu dem andern Theile seines Heeres. Und auch dieser Theil wurde durch Hunger und Krankheiten bald so geschwächt, daß der König sich entschloß, von der Seestadt Attalea aus mit

einer auserwählten Schaar zu Schiffe nach Antiochien zu gehen. Der übrige Theil der Kreuzfahrer sollte, nach einem Vertrage, von den Griechen zu Lande weiter geführt werden; allein durch die Treulosigkeit derselben und die Waffen der Türken ging er fast gänzlich zu Grunde.

Im Anfange des J. 1148 kamen endlich der König Konrad von Konstantinopel aus zu Schiffe und der König Ludwig von Antiochien aus nach Jerusalem und wurden von dem Könige Balduin mit großer Feierlichkeit empfangen. In Andacht und Gebet besuchten sie die heiligen Orte, aber dieses war auch der einzige Gewinn von der großangelegten Kreuzfahrt. Denn die letzte Unternehmung, die man mit Hülfe der einheimischen christlichen Fürsten und einiger aus Frankreich und Italien nachgekommenen Schaaren wagte, die Belagerung von Damaskus, mißlang durch die traurige Eifersucht der christlichen Landesfürsten. Persönlich erntete König Konrad bei diesem Zuge in's Morgenland den Ruhm eines tapferen Ritters und Heerführers ein, welchem die außerordentlichsten Thaten zugeschrieben wurden, wie er denn z. B. bei Damuskus einem geharnischten Feinde mit einem Hiebe den Kopf, Hals und die linke Schulter gespalten haben soll. Sein Aeußeres entsprach überhaupt seinem kräftigen Charakter; er war von schöner, männlicher Gestalt und solcher Stärke des Armes, daß er auch als Ritter in der Schlacht allen Seinigen voranleuchtete.

Mit geschwächter Gesundheit kehrte Konrad nach zweijähriger Abwesenheit aus dem Morgenlande zurück und starb bald darauf im J. 1152 zu Bamberg, als er sich eben zu einem Zuge nach Italien rüstete, um dort auch die Kaiserkrone auf sein Haupt setzen zu lassen. Er war ein tapferer, großherziger und edler Mann, der von Allen geachtet wurde. Zu seinem Nachfolger empfahl er nicht seinen jungen Sohn Friedrich, der dem Reiche noch nicht vorstehen konnte, — sein ältester Sohn Heinrich war kurz vor ihm gestorben, — sondern seinen tapfern Neffen, Friedrich von Schwaben, der auch den Kreuzzug mitgemacht hatte und im kräftigen Mannesalter von 31 Jahren stand. Er wurde einstimmig zu Frankfurt erwählt.

48. Kaiser Friedrich Barbarossa. 1152—90.

Dieser Friedrich, der erste seines Namens, war einer der gewaltigsten unter den alten Kaisern, hochgesinnt, tapfer, mit eisernem, unbiegsamem Willen und trotziger Kraft. Auch in seinem Körper zeigte sich der großartige Geist. Seine Gestalt war männlich kraftvoll, die Gliedermaßen wohl gebaut und stark; blonde Locken bedeckten die hohe Stirn, und unter ihr blickten die scharfen, durchdringenden blauen Augen. Die feinumrissenen Lippen und das kräftige Kinn schmückte, nach alter Fürstensitte, ein hochgelber Bart, und nach ihm hat er seinen Beinamen Barbarossa, auf Deutsch Rothbart, erhalten. Jugendlich frische Röthe und natürliche Freundlichkeit gaben dem Gesichte den heitern Ausdruck, welcher die Gemüther anzieht; aber der feste, stolze Gang und die ganze Haltung des Körpers zeigten wiederum den gebornen Herrscher.

Schon als Jüngling hatte er Thaten verrichtet, die den großen Mann verkündigten; dazu gehörte er von väterlicher Seite zu dem weiblingischen, von mütterlicher zu dem welfischen Geschlechte; — er war Geschwisterkind mit Heinrich dem Löwen; — man hoffte von ihm, er werde den Streit beider Häuser vergessen machen, und wirklich war auch eine seiner ersten Handlungen in Deutschland zu Gunsten des welfischen Hauses. Er sprach

nämlich im J. 1154 das Herzogthum Baiern Heinrich dem Löwen, dem Sohne Heinrich's des Stolzen, wiederum zu, so daß derselbe von Neuem Sachsen und Baiern zusammen besitzen sollte, wodurch er der mächtigste Fürst in Deutschland wurde. Der Markgraf Heinrich, genannt Jasomirgott, von Oestreich, welcher nach seines Bruders Leopold Tode Herzog von Baiern geworden war, wollte dieses Land zwar nicht abtreten; allein 1156 brachte ihn Friedrich doch zur Entsagung und entschädigte ihn dadurch, daß er Oestreich, diese altbaierische Markgrafschaft, von Baiern getrennt zu einem eigenen Herzogthume erhob und mit großen Rechten und Freiheiten beschenkte. Das Herzogthum sollte nicht nur in männlicher, sondern sogar in weiblicher Linie erblich sein und der Herzog zu den ersten Reichsfürsten gehören[1]); er brauchte sich nur in seinem eigenen Lande belehnen zu lassen und nur an Reichszügen gegen die Ungarn Theil zu nehmen; ohne seine Einwilligung galt keine fremde Rechtspflege in Oestreich u. s. w. Die Aussöhnung der ersten Fürstenhäuser in Deutschland erregte allgemeine Freude, und Friedrich baute nun um so fester auf die Hülfe seines Jugendfreundes, Heinrich's des Löwen, zu seinen Unternehmungen, die besonders auf Herstellung der kaiserlichen Gewalt in Italien gerichtet waren. — Auch in den andern Angelegenheiten des Reichs trat der neue Kaiser sogleich mit Kraft auf, brach die Burgen der Raubritter, ließ diese selbst hinrichten und zeigte sich überall als einen Beschützer der Ordnung und des Rechtes im deutschen Volke. Ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt daher von ihm: „Es habe geschienen, als gäbe er Menschen, Himmel und Erde eine neue, friedlichere Gestalt.“ —

Die Nachbarländer Deutschlands boten ihm ebenfalls Gelegenheit dar, den kaiserlichen Namen mit neuem Ruhme zu umgeben. — Auf seinem ersten Reichstage zu Merseburg im J. 1152 entschied er den Streit der beiden dänischen Fürsten Sven und Knud um das Königreich Dänemark; Knud erhielt Seeland als Lehen von Sven, Sven aber die Krone, die ihm Friedrich selbst aufsetzte, und der König gelobte ihm dafür Lehnspflicht. Dasselbe mußte im J. 1157 der König Boleslaw von Polen von Neuem thun, den er durch einen kräftigen Feldzug nach Schlesien dazu zwang. Den Herzog Wladislaw von Böhmen erhob er, wegen seiner treuen Lehnsfolge in dem eben genannten polnischen Feldzuge, zum Könige, — solchen Titel konnte nur der Kaiser ertheilen. Der König Geisa von Ungarn erneuerte seine Lehnspflicht und erfüllte sie auf Friedrich's zweitem italienischen Zuge. In Burgund endlich, welches dem deutschen Reiche ziemlich entfremdet worden war, befestigte Friedrich dessen Einfluß von Neuem durch seine eigene Heirath mit der Erbtochter von Hochburgund, Beatrix, wodurch er zugleich diesen Theil des burgundischen Reiches an sein Haus brachte. Alle burgundischen Großen huldigten dem deutschen Reiche, und so stieg die alte Würde des Kaiserthums in neuem Glanze durch den kräftigen Herrscher der Deutschen empor.

Nur in Italien, dem alten Sitze der Weltherrschaft, war das Ansehen des Kaisers gesunken und Friedrich hat es durch die heldenmüthigsten Kämpfe nicht ganz wieder herstellen können. Die großen Städte in diesem Lande waren seit der schwachen und verworrenen Regierung Heinrich's IV.

1) Er soll den alten palatinis archiducibus (Pfalz-Erzfürsten) gleich sein, steht in der Urkunde. Von diesem Ausdrucke nannten sich seit Rudolph IV. die Herzöge von Oestreich Erzherzöge.

übermüthig geworden und übten nur mit Widerwillen selbst den billigen Gehorsam gegen den Oberlehnsherrn; vor allen war das Haupt der lombardischen Städte, das mächtige Mailand, hochfahrend und trotzig. Mailand strebte seit dem Anfange des 12. Jahrh. mit solcher Kraft und Beharrlichkeit empor, daß man glauben konnte, das alte Rom habe seinen Geist hierher verpflanzt. Es unterwarf sich nach und nach mehrere der benachbarten Städte, namentlich Lodi und Como, und verachtete dabei die Befehle der Kaiser mit solchem Uebermuthe, daß man sogar einem kaiserlichen Schreiben, welches Friedrich im J. 1153 erließ, die Siegel abriß und sie mit Füßen trat. Da zog der Kaiser im J. 1154 über die Alpen und hielt, nach alter Sitte der langobardischen Könige, auf den roncalischen Feldern am Poflusse den ersten großen Reichstag; und als nun die Klagen vieler anderen Orte gegen die Bedrückungen jener stolzen Stadt sich erhoben, die sich sogar erfrechte, ihm eine Geldsumme zu bieten, wenn er ihre Herrschaft über Como und Lodi bestätigen wollte, da entbrannte er in seinem Zorne und beschloß, harte Strafe an ihr zu üben. Sie selbst zu belagern, unternahm er dieses mal noch nicht, weil er zu so wichtigem Kriege nicht gerüstet war; aber brach mehrere ihrer Burgen und eroberte die mit ihr verbündeten Städte Asti und Tortona.

Die Beschlüsse des roncalischen Reichstages waren der kaiserlichen Macht sehr günstig:

1) Bestätigung und Einsetzung der Bürgermeister in den Städten;

2) Einnahme von allen Regalien: Münze, Zoll, Markt, Bergbau, Salinen, Mühlen, Fischereien, Confiscationen, Abgaben zu den Römerzügen;

3) Alles Recht ist nur bei kaiserlichen Richtern zu nehmen.

Ja, die alte Idee des dominium mundi, welches von den alten römischen Kaisern auf die deutschen als deren Nachfolger überkommen sei, so daß ihr Wille Gesetz für die ganze Christenheit sei, wurde aufgefrischt.

Zu Pavia ließ er sich am 18. April 1155 zum Könige der Lombardei krönen und rückte dann schnell gegen Rom. Hier war Uneinigkeit zwischen dem Papst und dem Volke, welches in einem Taumel der Freiheit unter dem kühnen Geistlichen Arnold von Brescia die alte römische Republik wieder herstellen wollte. Keine von beiden Parteien wußte, wem zu Gunsten der Kaiser komme. Der Papst Hadrian IV. flüchtete nach dem wohlbefestigten Castellana, kam aber bald, als der Kaiser ihm Sicherheit zugeschworen in's deutsche Lager. Bei seiner Ankunft erwartete Hadrian (der als Bettelknabe aus seinem Vaterlande, England, gewandert war und sich bis zum Papste aufgeschwungen hatte), Friedrich werde ihm, wie frühere Kaiser dem Papste gethan, den Steigbügel halten; und als er es nicht that, flohen die den Papst begleitenden Kardinäle eilends nach Castellana zurück, indem sie solche Versäumniß als ein böses Zeichen der kaiserlichen Gesinnung ansahen. Hadrian aber stieg von seinem Maulthiere und setzte sich auf den bereitstehenden Sessel; und nun warf sich Friedrich vor ihm nieder und küßte seine Füße. Da faßte der Papst wieder Muth und machte dem Kaiser Vorwürfe, daß er ihm vorhin die schuldige Ehrerbietung nicht erzeigt; und dieser, der seine Ehre in größeren Dingen suchte, gab in der Kleinigkeit gern nach, als seine Fürsten ihn versicherten, daß auch der Kaiser Lothar dem Papste Innocenz II. gleiche Ehre erwiesen habe. Die Ceremonie des Absteigens wurde daher am folgenden Tage wiederholt; der Kaiser ging dem Papste entgegen und hielt ihm den Steig=

bügel. So erzählen römische Urkunden. Deutsche Schriftsteller dagegen, namentlich Helmold, berichten, der Kaiser habe gleich beim ersten Absteigen dem Papste den Bügel gehalten, aber aus Versehen statt des rechten den linken, und der Papst habe ihm deshalb den Friedenskuß verweigert. Auf die Entschuldigung des Kaisers, daß er aus Unwissenheit gefehlt, weil er eben nicht viel Fleiß auf's Bügelhalten verwendet habe, erwiederte der Papst; „Wenn der Kaiser aus Unwissenheit das Kleinere vernachlässigt, wie wird er das Wichtigere beobachten?" — Auf Zureden der Fürsten gab der Kaiser nach und beide umarmten sich als Freunde.

Friedrich ging darauf nach Rom und wurde den 18. Juni 1155 in der Peterskirche als Kaiser gekrönt. — Mit den Römern kam es noch zum Kampfe, denn sie wollten sich weder dem Papste noch dem Kaiser unterwerfen; die Gewalt der Waffen, besonders die Tapferkeit Heinrich's des Löwen, brachte sie aber bald zur Ruhe.

Dann zog Friedrich, unter wiederholten Kämpfen mit der Treulosigkeit der Italiener, zurück nach Deutschland. Es entstanden aber bald wieder Streitigkeiten mit dem Papste, welcher im Vertrauen auf den Beistand des normännischen Königs Wilhelm von Neapel und Sicilien dem Kaiser einen Brief voller Vorwürfe schrieb; und sein Legat, der Kardinal Roland (der nachherige Papst Alexander III.) sprach sogar in der deutschen Fürstenversammlung die anmaßenden Worte: „Von wem hat denn der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste?" Da wollte der erzürnte Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, welcher dem Kaiser das bloße Schwert vortrug, dem Legaten den Kopf spalten, weil er der deutschen Fürsten Ehre hart gekränkt glaubte; Friedrich aber hielt ihn von solcher That des Zornes zurück; jedoch gebot er den Gesandten, in der Frühe des folgenden Tages nach Rom zurückzukehren. Auf die Beschwerde des Papstes antworteten die deutschen Bischöfe: Sie hätten sich alle Mühe gegeben, die Sache auf die beste Weise zu vermitteln; der Kaiser habe ihnen aber mit festem Ernste die Antwort gegeben: „Zwei Dinge sind es, nach welchen unser Reich muß regiert werden: die Gesetze der Kaiser und der gute Gebrauch unserer Vorfahren; die Grenzen wollen wir weder noch können wir überschreiten. Unserm Vater, dem Papste, erzeigen wir gern die schuldige Ehrerbietung, unsere freie Krone des Reichs aber schreiben wir bloß einer göttlichen Wohlthat zu." Sie bäten nun den heiligen Vater inständig, den Zorn ihres Herrn, des Kaisers, durch ein milderes Schreiben zu besänftigen.

Der Streit zwischen Kaiser und Papst dauerte indeß nach kurzer Aussöhnung fort, bis zu Hadrian's Tode im J. 1159; und von da an wurde die Sache noch verwickelter, weil die kaiserliche Partei Viktor III., die entgegengesetzte aber Alexander III. wählte, denselben, welcher als Kardinal auf der Reichsversammlung so kühne Worte gesprochen hatte. Beide Päpste sprachen gegen einander den Bann aus und suchten ihre Parteien durch alle Mittel zu verstärken.

49. Kaiser Friedrich und die lombardischen Städte.

a. Der Kampf mit Mailand. — Schon im J. 1158 hatte Kaiser Friedrich einen neuen großen Heereszug nach Italien bereitet, nachdem die Mailänder in dem vorhergehenden Jahre die, dem Kaiser ergebene, Stadt Lodi in einen Aschenhaufen verwandelt hatten. Alle deutschen Fürsten,

so auch die Ungarn und der neu ernannte König von Böhmen, leisteten die Heeresfolge, so daß ein Heer zusammenkam, wie noch nie ein Kaiser nach Italien geführt hatte; es war 100,000 Mann zu Fuß und 15,000 zu Pferde stark. Um Pfingsten brach es aus dem großen Lager bei Augsburg auf und zog über die Alpen. Fast alle Städte Norditaliens demüthigten sich bei dem Anblicke einer solchen Macht und schlossen sich an den Kaiser an; das ungehorsame Mailand wurde in die Acht gethan und mußte sich nach kurzer Belagerung dem zürnenden Herrscher unterwerfen. Demüthig flehend erschienen die Mailänder vor ihm in einem den Deutschen ungewohnten Aufzuge: Geistliche mit dem Erzbischof an ihrer Spitze und Weltliche kamen barfuß und in schlechter Kleidung gezogen, die erstern indem sie Kreuze in die Höhe streckten, die Konsuln und der Adel mit Schwertern auf dem Nacken, die übrigen mit Stricken um den Hals; so fielen sie dem Kaiser zu Füßen, und dieser, welcher nur ihre Unterwerfung wollte, verzieh ihnen, indem er ihnen sagte: „sie möchten nun erkennen, daß er leichter durch Gehorsam als durch Waffen zu besiegen sei." Darauf ließ er sie Treue schwören und versprechen, daß sie die kleineren Städte nicht an ihrer Freiheit kränken wollten, nahm dreihundert Geißeln und setzte ihnen einen kaiserlichen Adler auf ihren Domthurm.

Allein ihre Demuth war nur äußerlich und ein Werk der Noth gewesen und dauerte so lange, als des Kaisers Macht sie schreckte. Denn als er nun, den noch so eben auf einem großen roncalischen Reichstage mit Hülfe der berühmtesten Rechtslehrer aus Bologna erörterten und bestätigten kaiserlichen Rechten gemäß, im folgenden Jahre einen kaiserlichen Podesta neben die Bürgermeister in Mailand setzen wollte, fielen die Bürger über seinen Kanzler Rainald, den Pfalzgrafen Otto und die übrigen Gesandten mit solcher Wuth her, daß diese nur mit genauer Noth das Leben retten konnten. Zur Rechtfertigung aufgefordert, brachten sie lauter nichtige Entschuldigungen vor und auf die zweite und dritte Vorladung erschienen sie gar nicht. Da sprach der Kaiser von Neuem des Reiches Acht über Mailand aus und gelobte in seinem Zorne, so lange seine Krone nicht wieder auf das Haupt zu setzen, bis er die übermüthige Stadt zertrümmert habe.

Der Krieg begann mit aller Erbitterung der damaligen Zeit. Er zog sich indeß in die Länge, theils weil Friedrich mit der streitigen Papstwahl sehr beschäftigt war, theils weil die kaiserlichen Heere, wenn der Aufenthalt in Italien mehrere Jahre dauerte, sich schnell durch das Zurückziehen der Vasallen verminderten. Die Mailänder suchten, — so wurde ihnen allgemein Schuld gegeben, — selbst in Mordversuchen gegen den sie bedrohenden, mächtigen Kaiser ihre Rettung. Gewiß ist wenigstens, daß ein überaus starker Mann den Kaiser plötzlich anfiel, als er in einer schönen einsamen Gegend an der Adda sein Morgengebet verrichtete und ihn in den Fluß zu stürzen suchte. Im Ringen fielen beide zur Erde und auf das Rufen des Kaisers kamen seine Diener herbei. Der Mörder wurde selbst in die Fluten gestürzt. — Bald darauf schlich sich ein alter ungestalteter, schielender Mann mit vergifteten Waaren, deren Berührung schon tödtlich sein sollte, in's Lager. Der Kaiser, gewarnt, ließ ihn ergreifen und hinrichten. — Sein Heer hatte sich indeß durch neuen Zuzug unter Heinrich dem Löwen und seinem Oheim Welf wieder verstärkt, und mit diesem belagerte er zuerst im J. 1160 die Stadt Crema, welche mit Mailand im Bunde war und standhaft den Gehorsam verweigerte. Sieben

Monate vertheidigten sich die Einwohner mit beispielloser Hartnäckigkeit, dann mußten sie sich ergeben. Die Stadt wurde der Erde gleich gemacht und die Einwohner mußten in andere Orte wandern.

Die starke Stadt Mailand aber konnte Friedrich erst im dritten Jahre des Krieges, 1162, bezwingen, nachdem viel Blut von beiden Seiten geflossen war. Seine Langmuth war erschöpft, die Gnade hatte die kühnen Bürger nur noch übermüthiger gemacht; er beschloß, durch ein hartes Strafgericht den Geist der Widerspänstigkeit zu schrecken. An dreien Tagen, den 1., 3. und 6. März zogen die Konsuln und Vornehmen der Stadt in immer größerer Zahl, und am dritten mit ihnen das ganze Volk in hundert Schaaren abgetheilt, in das kaiserliche Lager vor Lodi und wiederholten im Angesichte dieser, von ihnen verachteten und gemißhandelten, Stadt das Schauspiel ihrer Demüthigung mit Kreuzen, mit Schwertern und Stricken am Halse und mit bloßen Füßen. Mehr als hundert Fahnen der Stadt wurden am letzten Tage vor dem kaiserlichen Throne niedergelegt, und zuletzt das Hauptbanner der Stadt, das Carocium [1]), herangefahren. Der hohe Baum desselben, mit seinen eisernen Blättern, wurde zum Zeichen der tiefsten Demüthigung vor dem Kaiser niedergebeugt; die neben ihm sitzenden Fürsten und Bischöfe sprangen auf, aus Furcht, von dem mächtigen Baume erschlagen zu werden; Friedrich aber riß den Saum der Fahne herunter. Da stürzte alles Volk mit lautem Jammer zu Boden und flehte um Gnade. Die Konsuln der Stadt, selbst Große aus des Kaisers Gefolge, flehten für die Stadt; allein der Kaiser blieb unbewegt und ließ durch seinen Kanzler Rainald die Urkunde vorlesen, durch welche sich die Stadt auf Gnade oder Ungnade ergab. Dann sprach er: „Ihr habt nach dem Gesetze das Leben verwirkt; das will ich euch schenken. Das Schicksal der Stadt aber werde ich so bestimmen, daß ihr künftig nicht wieder ähnliche Verbrechen begehen könnt." Darauf zog er nach Pavia, um auf einer großen Versammlung deutscher und italienischer Bischöfe, Herren und städtischer Abgeordneter das Schicksal Mailands zu entscheiden.

Der Spruch ging dahin: „Mailand soll geschleift werden und die Einwohner binnen acht Tagen auswandern, um sich an vier Flecken ihres Gebietes, immer zwei Meilen auseinander, niederzulassen, wo sie unter der Aufsicht kaiserlicher Beamten leben sollen." — Nun hatte die Stadt Mailand in ihrem Uebermuthe viele andere Städte hart gekränkt: Como, Lodi, Pavia, Vercelli, Novara und andere; die baten es sich jetzt zu besonderer Gnade aus, daß sie die Mauern der stolzen Stadt niederreißen durften; und so geschah es, daß durch die Stärke ihres Hasses in sechs Tagen vollbracht wurde, worauf gedungene Arbeiter wohl Monate verwendet hätten. Denn, wenn gleich die größeren, palastähnlichen Häuser und die Kirchen wohl nicht niedergerissen wurden, wie spätere übertriebene Berichte gesagt haben, so wurden doch die mächtigen Mauern und Thürme der Stadt zerstört, die Festungsgräben ausgefüllt, und die lebendige, prachtvolle Stadt glich, nach

1) Auf einem mit Eisen beschlagenen Wagen erhob sich ein eiserner Baum mit eisernen Blättern; die Spitze des Baumes schmückte ein eisernes Kreuz, auf dessen Vorderseite der segnende Ambrosius, Mailands Schutzheiliger, abgebildet war. Die Farbe des Wagens war roth, und die vier Paar Stiere, welche ihn zogen, ebenfalls mit rothen Decken behangen. Vor dem Auszuge wurde auf dem Wagen selbst ein Hochamt gehalten; das ganze Heiligthum war eine Nachahmung der Israelitischen Bundeslade.

der Vertreibung der jammernden Einwohner, einem Todtenhause[1]). Da setzte Kaiser Friedrich am Osterfeste, bei einem glänzenden Mahle zu Pavia, seine Krone wieder auf und verließ bald darauf Italien.

b) Der lombardische Städtebund. 1167. — Aber auch an Friedrich sollte offenbar werden, daß des Glückes Wechsel selbst den Mächtigsten treffen kann und daß keine Gewalt es zu fesseln vermag, außer der eigenen Weisheit und Mäßigung im Gemüthe. Die Strafe war zu hart gewesen; und wenn auch dieses mit der Rauhigkeit und den stärkern Leidenschaften jener Zeit entschuldigt werden kann, so fehlte doch Friedrich darin, daß er die Mailänder und die andern Städte in Norditalien von nun an nicht gelinde und nach billigen Gesetzen behandeln ließ. Seine Statthalter drückten das Land schwer, vielleicht ohne seinen Willen; aber er achtete der Klagen, die vor ihn gebracht wurden, nicht gehörig. Zugleich setzte er den Kampf gegen die immer mächtiger werdende Partei des Papstes Alexander über die Gebühr fort, indem er den Tod seines Papstes Victor im J. 1164 nicht zur Versöhnung mit Alexander benutzte, sondern auf einem dritten italienischen Zuge die Wahl eines neuen Gegenpapstes, Paschal's III., bestätigte. Friedrich bedachte nicht, daß seine Gegner durch die vereinigte Begeisterung für bürgerliche Freiheit und für ihre kirchliche Partei eine unbesiegbare Kraft erhielten. Die lombardischen Städte verbanden sich immer enger unter einander und selbst solche neigten sich vom Kaiser ab, die vorher Mailands Feinde gewesen waren; denn jetzt, da ihre Feindin zu Boden lag, fühlten sie Mitleid mit ihr. Der gefährlichste Feind des Kaisers war aber der kühne und staatskluge Papst Alexander, dem es nach zweijährigem Aufenthalte in Frankreich gelungen war, die Römer für sich zu gewinnen und in seine Hauptstadt zurückzukehren. Daher zog Friedrich im J. 1166 zum vierten Male nach Italien, und nachdem er das Nöthigste in Norditalien geordnet hatte, im J. 1167 gegen Rom. Die Römer wurden leicht aus dem Felde geschlagen und die Stadt selbst belagert. Man kämpfte vorzüglich um die Kirchen, die gleich Festungen vertheidigt wurden, und in der Hitze des Streites geschah es, daß die Deutschen Brandfackeln in die Marienkirche, die dicht an der Peterskirche lag, warfen und daß die Flammen bis an die letztere drangen, welche in der allgemeinen Bestürzung von dem schwäbischen Herzog Friedrich eingenommen wurde. Der Papst Alexander floh heimlich, in der Kleidung eines Pilgrims, aus der Stadt, als die Römer über seine Beharrlichkeit zu murren anfingen; man sah ihn am dritten Tage bei einem Brunnen, unfern Circello; dann entkam er nach Benevent. Friedrich aber wurde, nebst seiner Gemahlin, am 1. August 1167 von seinem Papst Paschalis in der Hauptkirche der Christenheit von Neuem gekrönt. Aber gleich darauf brach eine Seuche unter den Deutschen aus, so furchtbar, daß ein großer Theil des Heeres und eine Menge der Vornehmsten weggerafft wurden. Es war an einem Mittwoch im Augustmonat, als die Krankheit ausbrach; die Hitze war schon lange außerordentlich angreifend und verzehrend gewesen; an diesem Tage war am Morgen

1) Bei dieser Verwüstung von Mailand sind auch manche Heiligthümer aus den verödeten Kirchen hinweggeführt. Unter andern brachte der Erzbischof Rainald die Gebeine der heiligen drei Könige mit großer Feierlichkeit über die Alpen nach der Stadt Köln. Der König von Böhmen nahm die Leuchter aus dem Jerusalem'schen Tempel mit sich.

heller Sonnenschein, dann kam plötzlich ein Regen, und darauf wieder glühende Hitze. Die daraus sich erhebenden Dünste erzeugten die schreckliche Seuche. Die Menschen starben so plötzlich, daß sie oft, wenn sie am Morgen noch gesund waren, am nämlichen Tage, während des Gehens auf der Straße todt niederfielen; ja Manche, welche die Todten begruben, stürzten plötzlich mit in die Gruft. Man zählte acht Bischöfe, unter ihnen den Erzbischof Rainald von Köln, des Kaisers tüchtigen Kanzler, vier Herzöge, unter denen des Kaisers Vettern, Friedrich von Rothenburg und Welf der jüngere waren, und mehrere Tausende edler Grafen und Herren. Da schrie das Volk: „Das ist Gottes Strafe für die Flammen der Peterskirche!" — Der Kaiser war genöthigt, mit den Ueberbleibseln seines Heeres, die mit bleichen Gesichtern und ausgefallenen Haaren gleich Schatten einherschlichen, nach Pavia zurückzuziehen und im nächsten Frühjahr, mit wenigen Begleitern, heimlich und verkleidet, wie ein Flüchtling Italien zu verlassen. Die Städte aber erhoben ihr Haupt. Schon hatten sie in demselben Jahre 1167, fast im Angesichte des Kaisers, während er vor Ancona lag, einen förmlichen Bund mit einander geschlossen; ja, sie wagten es, nachdem Mailand fünf Jahre verödet gewesen war, am 27. April 1167 die Einwohner wieder in ihre alte Stadt zurückzuführen. Schnell waren Gräben und Wälle und die alten Mauern hergestellt, und darinnen arbeitete ein jeder, sich seine Wohnung neu einzurichten. Denn so groß und stark war die alte Stadt gewesen, daß bei der Zerstörung doch noch Theile der Mauer, viele Häuser, und die Kirchen fast alle stehen geblieben waren. Wie einst Athen nach der Zerstörung durch die Perser, so erhob sich auch jetzt Mailand durch die Hülfe der übrigen Städte schöner und stärker als vorher. Nachdem dieses geschehen, baute der lombardische Bund eine neue Stadt als Festung gegen den Kaiser, in einer unzugänglichen Gegend, von den Flüssen Tanaro und Bormida und von tiefen Sümpfen umgeben, und nannte sie, dem Kaiser zum Trotz und ihrem Papst zu Ehren, Alexandria. In Jahresfrist war die Stadt von 15,000 Kriegsmännern bewohnt. Die mächtigsten Städte nahmen an dem lombardischen Bunde Theil: Venedig, Mailand, Verona, Vicenza, Padua, Ferrara, Brescia, Cremona, Piacenza, Parma, Modena, Bologna, Treviso und Bergamo.

Friedrich war indessen in Deutschland nicht unthätig. Fast sieben Jahre verweilte er im Vaterlande, hielt das kaiserliche Ansehen mit der ganzen Kraft seines hohen Geistes aufrecht, schlichtete die innern Unruhen, namentlich den großen Streit in Norddeutschland zwischen Heinrich dem Löwen und seinen Gegnern, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, und vermehrte zugleich die Macht seines Hauses durch mehrfache rechtmäßige Erwerbungen für seine fünf aufblühenden Söhne. Heinrich, der älteste, obgleich erst fünfzehn Jahre alt, wurde im J. 1169 zum römischen Könige gewählt: Friedrich erhielt das Herzogthum Schwaben und die Länder Welfs des älteren, welche dieser, nach dem Tode seines einzigen Sohnes, dem Kaiser vermacht hatte; — eine der Ursachen der jetzt entstehenden Kälte zwischen Heinrich dem Löwen und Kaiser Friedrich; — und seinem Beispiele folgten viele andere Grafen und Edle in Schwaben. Konrad, der dritte Sohn, erbte die Länder des kinderlosen Herzogs von Rothenburg; dem vierten Sohne Otto bestimmte Friedrich die Statthalterschaft von Burgund und Arles, und dem jüngsten, Philipp, welcher noch in der Wiege lag, mehrere eingezogene Krongüter und übernommene

kirchliche Leben. Das Geschlecht der Hohenstaufen stand, wie ein kräftiger ästereicher Baum, festgewurzelt da.

c. Die Schlacht bei Legnano, 1176. — Nun richtete Friedrich seine Blicke wieder auf das noch immer ungehorsame Italien. Zwar wurden die deutschen Fürsten immer schwieriger, nach diesem wenig Heil bringenden Lande zu ziehen, aber durch seine siegende Beredtsamkeit und unermüdete Thätigkeit brachte er doch wieder ein Heer zusammen und erschien im Herbste 1174 zum fünften Male in Italien. Er belagerte die Stadt Alexandria, welche ihm den Weg versperren sollte. Sieben Monate lag er vor der Stadt, wobei die Seinigen wiederum durch Krankheiten und Ungemach, im Lager auf sumpfigen Boden, den Winter hindurch sehr litten. Indeß hatten auch die lombardischen Städte ein Heer zum Entsatze gesammelt; wohlgerüstet zog dasselbe gegen Ostern 1175 heran. Der Kaiser beschloß einen letzten Versuch gegen die Stadt und ließ am Donnerstage vor Ostern stürmen. Schon drangen die Deutschen durch einen unterirdischen Gang mitten auf dem Marktplatze der Stadt aus der Erde hervor; aber die tapfere Besatzung verlor den Muth nicht. Zu ihrem Glücke stürzte der unterirdische Weg zusammen, die Eingedrungenen wurden übermannt und die von außen Stürmenden zurückgeschlagen. Da mußte der Kaiser die Belagerung aufgeben und so eilig eine andere Stellung suchen, daß er genöthigt war, das eigene Lager in Brand zu stecken.

Es ward darauf eine Zusammenkunft der Parteien zum Vergleiche nach Pavia verabredet. Der Kardinal von Ostia erschien im Namen des Papstes. Des Bannes wegen begrüßte er den Kaiser nicht, aber er bezeugte ihm seinen Schmerz darüber, indem er die Bewunderung seiner großen Eigenschaften aussprach. Beide Theile waren indeß noch zu wenig geneigt, von ihren Forderungen etwas nachzugeben. Besonders erhob es den Muth der Lombarden, daß gerade in diesem Augenblicke der mächtige Herzog Heinrich der Löwe, auf welchen der Kaiser vorzüglich gerechnet hatte, diesem seine Hülfe versagte. So zerschlugen sich die Verhandlungen wieder und die Lombarden ersahen sich den günstigen Augenblick und lieferten dem Kaiser, unter dem Hauptbanner des heiligen Ambrosius von Mailand, die entscheidende Schlacht bei Legnano, am 29. Mai 1176. Sie waren die Stärkeren an Zahl und hatten eine gute Stellung; ihr Heer war von einer Seite durch einen Graben umschlossen, der jede Flucht unmöglich machte. Als sie den Kaiser heranziehen sahen, traten sie in Schlachtordnung; der Mailänder Carocium stand in der Mitte, umgeben von dreihundert Jünglingen, die sich auf Leben und Tod verbunden hatten, es zu beschützen. Auch die Schaar des Todes, neunhundert Reiter, die einander den Todesschwur geleistet, standen zum Schutze bereit. — Die Schlacht begann, und bald wankte der eine lombardische Flügel, auch die Ordnung der Mailänder kam in Verwirrung. Der Kaiser drängte gerade auf die Mitte los, um das Carocium zu gewinnen; die Schutzschaar wich, der Deutschen Muth wuchs, sie bemeisterten sich des Carociums und rissen das Feldzeichen herab. Allein in diesem Augenblicke ermannte sich die Todesschaar wieder und stürmte von Neuem heran. Des Kaisers Fahnenträger sank an seiner Seite nieder, die Heerfahne mit ihm; doch der Kaiser in glänzender Rüstung kämpfte noch den Seinigen voran. Plötzlich stürzte auch er mit dem Streitrosse und verschwand. Da ergriff Alle Schrecken und Verwirrung; Friedrich's Heer litt eine gänzliche Niederlage, er selbst entkam nur mit wenigen Getreuen in

dem wilden Getümmel, unter dem Schutze der Nacht. Fast alle Bürger von Como, seine Bundesgenossen, von alten Kriegen wider Mailand erbittert, blieben auf dem Schlachtfelde. Zwei Tage hielt man den Kaiser für todt und selbst die Kaiserin legte Wittwentrauer an. Da erschien er zu aller Freude am dritten Tage in Pavia.

Hierauf begehrte der Kaiser den Frieden, indem er seinem Gegenpapst Calixt aufgab; und der Papst Alexander äußerte: „Daß ihm nichts erwünschter sei, als von dem größten Helden der christlichen Welt Frieden zu erhalten; er bitte um das Einzige, daß er ihn auch den Lombarden ertheile; er selbst wolle sich in jene Lande begeben.“ — Die beiden großen Gegner hatten sich gegenseitig achten gelernt; Friedrich wünschte eine Unterredung mit dem Papste und dieser begab sich nach Venedig. Seine Reise dahin glich einem Triumphzuge; man sah ihn als den Retter der Freiheit, als den Vater der italienischen Freistaaten an. Auch Friedrich kam im Juli 1177 dahin, und indem, wie ein alter Geschichtschreiber sagt, Gott sein Herz lenkte, daß er plötzlich den löwenartigen Stolz seines Gemüthes ablegte und mild und sanft wurde, wie ein Lamm, warf er sich vor den Füßen des Papstes, der seiner am Eingange der St. Marcuskirche wartete, nieder und küßte sie; und der Papst hob ihn mit Thränen auf und gab ihm den Friedenskuß und die Deutschen sangen dazu: „Herr Gott dich loben wir!“ Da nahm der Kaiser den Papst bei der Hand und führte ihn in die Kirche, und dieser ertheilte ihm den Segen. Am folgenden Tage aber hielt der Papst, auf ausdrückliches Verlangen des Kaisers, das Hochamt; und Friedrich, nachdem er selbst, gleichsam als Kirchendiener, dem heiligen Vater den Weg durch die Menschen gebahnt hatte, begab sich unter den Chor der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe und hörte andächtig die Messe.

So milderten in diesen Tagen religiöse Gefühle den strengen Sinn des Kaisers, ohne daß er seiner Majestät etwas vergab; denn seine Demuth war freiwillig und erwarb ihm deshalb die allgemeine Achtung, und sein Betragen war aufrichtig und daher die Aussöhnung mit dem Papste vollkommen und dauernd. Von den durch das Wormser Concordat gesicherten kaiserlichen Rechten gab Friedrich nichts auf. Mit den Lombarden wurde, weil noch nicht alle Punkte des Vergleichs berichtigt werden konnten, zunächst ein Stillstand auf sechs Jahre geschlossen. Es mußten alle Rechte und Herkommen untersucht, die gegenseitigen Forderungen abgewogen, das Verhältniß der italienischen Städte zum Kaiser und Reiche neu geordnet werden; dazu bedurfte es der Zeit.

Der Kaiser ging im Jahre 1178 nach Arles, wo er sich förmlich zum König von Burgund krönen ließ, und kehrte von da nach Deutschland zurück, wo seiner eine andere Angelegenheit wartete.

50. Herzog Heinrich der Löwe.

Wie das hohenstaufische Haus in diesen Zeiten an seinem Kaiser ein mächtiges, hochstrebendes Haupt besaß, so das welfische an Heinrich dem Löwen, Herzoge von Baiern und Sachsen; und während Friedrich im Süden den großen Kampf gegen die italienischen Städte führte, erweiterte Heinrich seine Macht im Norden durch glückliche Kriege gegen die Wenden. — Heinrich war seinem Jugendfreunde Friedrich an Tapferkeit, Ausdauer und ritterlichem Sinne ähnlich; auch er war durch sein Aeußeres schon ausgezeichnet und sein kräftiger, durch jegliche Waffenübung abgehärteter, Körper

drückte den kühnen Muth seiner Seele aus. Doch, wie Friedrich in Haar und Farbe das Abbild seiner ächtgermanischen Abkunft an sich trug, so Heinrich das seiner Verwandtschaft mit dem südlichen Geschlechte der Welfen. Seine Farbe war dunkler, sein Haar und sein starker Bart schwarz, und von derselben Farbe die Augen in dem wohlgebildeten offnen Gesichte. Sein Name wurde bald furchtbar in den nordischen Gegenden. Er eroberte einen großen Theil von Holstein und Mecklenburg bis in Pommern und bevölkerte das Land, wie Albrecht der Bär mit den Marken gethan, durch Anbauer aus Brabant, Flandern und Deutschland; er legte Bisthümer und Stifter an, setzte allenthalben in diesem Lande Grafen und Richter, schuf Wälder und Sümpfe in fruchtbares Feld um und wurde so, indem er seine eigene Macht vergrößerte, Beförderer der Kultur im deutschen Norden. In dem Gebiete des Obotritenfürsten Niclot, welches er eroberte, legte er den Grund zu dem nachherigen Herzogthum Mecklenburg, indem er einem seiner Getreuen, Guazelio von Hagen, die von ihm gegründete Grafschaft Schwerin als Lehen des welfischen Hauses verlieh. Lübeck, im Jahre 1140 angelegt, der Sitz eines Bischofs; blühete herrlich auf, und sowohl dieses Bisthum, als die zu Schwerin und Ratzeburg, standen in Abhängigkeitsverhältnissen zu dem Herzog von Sachsen. Hamburg, von den Wenden zerstört, ward wieder aufgerichtet. So erstreckten sich seine Besitzungen von den Ufern der Ost- und Nordsee bis über die Donau in die südlichen Gebirge und waren ansehnlicher, als selbst die unmittelbaren Besitzungen des Kaisers. Auch München in Baiern hat er gestiftet im Jahre 1157.

Heinrichs Plan war, aus seinen beiden Herzogthümern ein politisches Ganze zu bilden, und wenn dieses gelingen sollte, so mußten die Rechte der geistlichen und weltlichen Großen in seinen Ländern möglichst eingeschränkt werden. Er ging dabei nicht ohne Ungerechtigkeiten zu Werke. So hatte der Graf Adolph III. von Holstein, der für das Aufblühen seines Landes sorgte, Salzwerke zu Oldesloe angelegt; Heinrich ließ sie durch Hinzuleitung von wildem Wasser zerstören, weil sein Salzwerk zu Lüneburg dadurch litt.

Als nun die Eifersucht und Unzufriedenheit der Großen, besonders der geistlichen Fürsten in seinem Gebiete, welche er in dieselbe Abhängigkeit von sich, wie von dem Kaiser, bringen wollte, immer lauter wurde, ließ er als Warnungszeichen einen großen, aus Erz gegossenen Löwen vor seiner Burg in Braunschweig aufrichten. Sie verstanden das Zeichen, und obwohl sie einzeln zitterten, versuchten sie es doch noch einmal, durch einen großen Bund seinem Fortschreiten Einhalt zu thun: die Erzbischöfe von Köln, Bremen und Magdeburg, die Bischöfe von Hildesheim und Lübeck, der Landgraf von Thüringen und der Markgraf von Brandenburg mit mehrern Grafen und Rittern, gehörten zu demselben. Aber Heinrich, rasch wie das königliche Thier, dessen Bild er sich gewählt hatte, brach los, eroberte Bremen wieder, verheerte mit Feuer und Schwert Thüringen und das Erzstift Magdeburg, vertrieb den Bischof Konrad von Lübeck, und demüthigte also die Feinde. — Als Kaiser Friedrich im Jahre 1168 aus Italien zurückkam, stellte dieser durch sein Ansehen die Ruhe wieder her und beide Theile mußten ihre Eroberungen herausgeben.

Der edle Welfe, dem Ruhe verhaßt war, machte darauf im J. 1172 eine Wallfahrt nach dem gelobten Lande; aber als er wiederkehrte, entspannen

sich die Unruhen von Neuem, und nun zog er sich an dem Kaiser selbst einen übermächtigen Gegner zu. Dieser, der bis dahin sein Freund gewesen war und ihm in einer Reihe von Jahren nichts als Gutes erwiesen hatte, rechnete vorzüglich auf ihn, als er, nach Aufhebung der Belagerung von Alexandria im J. 1175, alle Kräfte zur ernsten Entscheidung mit den Lombarden sammelte. Und gerade nun verweigerte auf einmal Heinrich, dem diese fernen Züge zuwider sein mochten und der lieber zu Hause für die Vergrößerung seiner eigenen Macht arbeiten wollte, seinen Beistand. Er schützte sein Alter vor, obwohl er erst sechsundvierzig Jahre und jünger als der Kaiser war, und berief sich auf nöthige Geschäfte in seinem eigenen Lande. Friedrich hoffte ihn durch eine Unterredung zu gewinnen und lud ihn an die Grenze Italiens ein; der Herzog kam, und die beiden Herrscher trafen sich in Chiavenna am Comer-See. Der Kaiser erinnerte seinen Freund an ihren Bund, an ihre nahe Verwandtschaft, an seine Ehre und Fürstenpflicht; aber Heinrich blieb unerbittlich. Da stand der Kaiser in großer Gemüthsbewegung auf, umfaßte des Herzogs Knie und bat noch dringender; so wichtig war ihm dessen Hülfe in diesem Augenblicke. Heinrich war bestürzt und suchte den Kaiser aufzuheben, aber von seiner Weigerung ließ er nicht ab. Da trat die Kaiserin Beatrix hinzu und sprach: „Lieber Herr, stehe auf, Gott wird dir helfen, wenn du einst diesen Hochmuth bestrafest [1].“ — Der Kaiser stand auf, der Herzog aber zog zurück, und seiner Abwesenheit hatte Friedrich wohl am meisten das Unglück bei Legnano zuzuschreiben. Das konnte er ihm nicht vergessen; und als er nun nach dem Frieden nach Venedig im J. 1178 nach Deutschland zurückkehrte und von allen Seiten neue Klagen gegen den Herzog ertönten, forderte er ihn auf einen Reichstag nach Worms. Heinrich erschien nicht; ein zweiter ward ihm nach Magdeburg angesetzt; auch da erschien er nicht; und als er nun auf dem dritten und vierten zu Goslar und Würzburg auch nicht kam, saß der Kaiser im Jahre 1180 über ihn zu Gericht und die Fürsten anerkannten seine Entsetzung von allen seinen Reichswürden und Lehen als Strafe für ihn. Da sprach Friedrich die Acht aus und vertheilte seine Lehen unter andere Fürsten. Das Herzogthum Sachsen, welchem er nur den Schatten ehemaliger Größe ließ, — er hatte die Gefahr allzugroßer Herzogthümer erkannt, — wurde in zwei Hälften, die östliche und westliche, getheilt, die östliche, als Herzogthum Sachsen, sprach Friedrich dem zweiten Sohne Albrechts des Bären, Bernhard von Anhalt, zu, aber es bedeutete wenig. Außer Köthen und Bernburg besaß Bernhard nur das Wittenbergische Gebiet zwischen der Havel und Elster und einige slavische Landschaften an der Unterelbe. Er ist Gründer des Schlosses Lauenburg. Die herzogliche Gewalt in den westlichen Ländern, so weit der kölnische und paterbornsche Sprengel reichte (Mark, Limburg, Arnsberg, Paderborn, ein Theil von Ravensberg), gab Friedrich dem Erzbischofe Philipp von Köln, der sich von nun an Herzog von Westphalen nannte, aber nur in einem Theile dieser Länder behaupten konnte. Es entstanden in dem alten mächtigen Herzogthume Sachsen eine Menge von Einzelherrschaften. Die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Münster, Paderborn, Bremen, Verden und Minden benutzten diese Zeit, sich nicht

1) So ist der wahrscheinliche Hergang dieses auf verschiedene Weise erzählten Vorfalles.

nur vom Herzogthume unabhängig zu machen, sondern auch ihre Besitzungen zu vergrößern. Die Stadt Lübeck erhob sich schon zur Hoffnung der Reichsfreiheit und in Pommern, welches nun mit dem Reiche verbunden wurde, machte Friedrich die Brüder Casimir und Bogislaw zu Herzögen. — Das Herzogthum Baiern, welches ebenfalls verkleinert wurde, besonders durch die Abtrennung von Steiermark, erhielt der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der treue Kriegsgefährte des Kaisers, der auch schon in Heinrichs des Löwen Auftrage Baiern verwaltet hatte.

Es ist nur in sehr eingeschränktem Sinne wahr, daß der Widerwille Heinrichs gegen die italienischen Züge und seine Weigerung der Hülfe vor der Schlacht von Legnano die Ursache des Zerwürfnisses zwischen Friedrich und Heinrich dem Löwen gewesen sei; es kamen andere und zum Theil noch größere Ursachen dazu. Erstlich war schon im Jahre 1167 der Grund zur Erbitterung Heinrichs gegen den Kaiser dadurch gelegt, daß dieser die Allodialgüter des alten Welf, des Oheims von Heinrich, in Baiern und Schwaben, die der Neffe als Erbe zu erhalten hoffte und deshalb nicht kaufen wollte, da sie ihm der Oheim in Geldverlegenheit anbot, ohne Heinrichs Wissen ankaufte und dazu sogar die Ansprüche des alten Welf auf die Mathildischen Güter in Italien.

Ueberhaupt aber lag es in der Natur der damaligen Verhältnisse, daß der mächtigste Reichsfürst zugleich als ein Wächter gegen die Uebermacht der kaiserlichen Gewalt dastand. Wie früher, als Heinrich IV. die Selbstständigkeit der sächsischen Fürsten brechen wollte, diese mit vereinter Kraft solchem Bestreben widerstanden, so erbte der Grundsatz eines solchen Widerstandes auch auf den Erben der Billungen, Brunonen und Supplinburgern fort, als Friedrich I. den Plan verfolgte, die kaiserliche Macht über alle andere zu erheben; und wie damals die päpstliche Macht sich mit den Sachsen gegen Heinrich IV. verbunden hatte, so war es auch jetzt der Papst Alexander III., der Heinrich den Löwen durch jede Ueberredung, so wie durch die Aussicht auf die Belehnung mit den Mathildischen Gütern, zum Abfall von dem Kaiser bewogen hatte. Freilich ließ er ihn nachher doch im Stiche, da er den größern Vortheil in der Aussöhnung mit dem Kaiser sah, (wie später auch Innocenz III. bei der Wahl Otto's IV. zum deutschen Kaiser anerkannte, daß dieses eine Genugthuung dafür sei, daß sein Vater wegen Vertheidigung der päpstlichen Sache das Herzogthum Sachsen verloren habe.

Der Sturz Heinrichs des Löwen bildet den Wendepunkt für die alten Nationalherzogthümer; ihre gänzliche Auflösung beginnt und damit die Vielherrschaft im deutschen Wahlreiche.

Die Feinde griffen auf des Kaisers Richterspruch gern und rasch zu den Waffen, um sich ihren Theil der Beute zu nehmen; allein der alte Löwe wehrte sich tapfer. Sie konnten nichts gegen ihn ausrichten und wurden sogar wiederholt geschlagen, bis Friedrich selbst mit einem Heere kam. Die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Namen und die Scheu, einem Geächteten anzuhangen, entwaffnete des Herzogs Freunde; er mußte sein Erbland verlassen, seine Hauptstadt Braunschweig belagert, eine seiner Hauptfestungen, Bardewik, erobert sehen, und fand zuletzt nicht einmal hinter der Elbe Schutz, als sich auch das mächtige Lübeck dem Kaiser ergab. Auf's Aeußerste gedrängt, warf er sich endlich im Jahre 1181 auf dem Reichstage zu Erfurt dem Kaiser zu Füßen Die Demüthigung des alten Freundes

und Waffenbruders, dessen stolze Seele nun gebrochen war, preßte Friedrichen Thränen aus; er verzieh, aber, damit der Feinde Haß durch die Zeit besänftigt werden möchte, rieth er ihm, auf drei Jahre Deutschland zu meiden und bei seinem Schwiegervater, dem Könige von England, zu verweilen; im Jahre 1168 hatte er sich mit Mathilde, der Tochter Heinrichs II., vermählt. Seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg blieben ihm. So geschah es, gleichsam durch ein wunderbares Vorspiel des Schicksals, daß der Herzog eine Zeitlang als Verbannter in dem Lande wohnte, wo seine Nachkommen einst einen glänzenden Thron besteigen sollten. Ja, seine Gemahlin gebar in England im Jahre 1183 denselben Wilhelm, der der Stammvater der englischen Könige aus dem Hause Hannover geworden ist.

51. Kaiser Friedrichs letzte Lebensjahre.

Dieses große Beispiel kaiserlicher Obergewalt in Deutschland mochte auch auf das Gemüth der Italiener wirken; und als im folgenden Jahre, 1183, der sechsjährige Waffenstillstand mit den Lombarden abgelaufen war und der Kaiser sich überdies als ein gnädiger Herrscher zeigte, kam der Friede zu Kostnitz mit ihnen zu Stande, der von nun an als Grundgesetz zwischen dem Kaiser und Oberitalien galt. Der Kaiser behielt große Rechte, er setzte die von den Bürgern gewählten Bürgermeister durch seine Grafen ein, erneuerte die Würden von fünf zu fünf Jahren, behielt die oberrichterliche Gewalt, bezog noch manche Abgaben, besonders die Lieferungen für sein Heer bei den italienischen Zügen, und alle Bürger von funfzehn bis siebenzig Jahren schwuren ihm den Eid der Treue. In soweit erhielten die Städte die volle bürgerliche Freiheit innerhalb ihrer Mauern, daß sie nach ihren Gewohnheiten und Gesetzen leben und neue Einrichtungen machen konnten, wie sie wollten; und ihr Bund unter einander durfte bestehen. Nun konnte Friedrich zum letztenmal im J. 1184 in Frieden nach Italien ziehen; und wie in seinem Innern Ruhe und Zufriedenheit war, so bewegte sich auch Alles um ihn herum in Freude und Jubel. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindschaft zwischen ihnen gewesen wäre. Er ließ seinem Sohne Heinrich die eiserne Krone der Lombarden aufsetzen und vermählte ihn unter großen Festlichkeiten im Jahre 1186 zu Mailand, welches um diese Ehre besonders gebeten hatte, mit der Constantina, der letzten Erbin von Neapel und Sicilien aus dem normannischen Königsstamme, wodurch dem hohenstaufischen Hause neue und große Hoffnungen aufgingen. Denn wenn es, im Besitze von Norditalien, nun auch das untere Italien besaß, so mußte bald die Halbinsel ihm unterworfen sein; und ihre Unterwerfung konnte zu der von Deutschland führen, — so schien es. — Das ahnete dem alten noch jugendlich hoffenden Kaiser nicht, daß er durch dieses letzte und glänzende Gelingen seines großartigen Lebens den Grund zu dem Untergange seines Hauses legte.

Kreuzzug und Tod im J. 1190. — Es schien, als wenn das Schicksal, nachdem es alle Stürme dem alten Helden beschwichtigt hatte, ihm nun den Ruhm eines schönen Todes in einem heiligen Unternehmen bereiten und das Ende seiner Laufbahn mit dem Anfange, den sie ebenfalls im Morgenlande genommen, wie in einer großartigen Heldendichtung zusammenknüpfen wollte. Es kam plötzlich die Nachricht in Europa an, daß Jerusalem nach der unglücklichen Schlacht bei Hittin am See Tiberias im

J. 1187 durch den Sultan Saladin (Salaheddin) von Aegypten den Christen wieder entrissen sei. 21,000 Christen waren gefallen, der König Guido von Jerusalem und der Großmeister der Tempelherren geriethen in Saladins Hände. Papst Urban III. starb aus Schmerz über diese Nachricht und seine Nachfolger, Gregor VIII. und Clemens III., forderten durch dringende Briefe die europäischen Fürsten zur Befreiung der heiligen Stadt auf. Also schifften sich zuerst alle durch Europa zerstreuten Tempelherren und Johanniter ein; die Italiener sammelten sich unter den Erzbischöfen von Ravenna und Pisa; es rüstete sich die Macht der Normannen; funfzig Schiffe von Dänemark und Friesland, siebenunddreißig Schiffe von Flandern; Richard Löwenherz, König von England, Philipp August von Frankreich, vor Allen Kaiser Friedrich Barbarossa, der in seinem 67. Jahre noch das Feuer der Jugend in sich fühlte. An der Spitze von 150,000 wohlgerüsteten Streitern zog der greise Held im Mai des J. 1189 aus. Die Griechen, die gleiche Treulosigkeit gegen ihn üben wollten, wie gegen Konrad III., züchtigte er und brach ihre Städte; den Sultan Kilidsch-Arslan von Cogni oder Iconium in Kleinasien, der ihm seine Freundschaft angetragen hatte und ihm darnach doch verrieth, schlug er in die Flucht und eroberte seine Hauptstadt. Bei allen diesen Kämpfen glänzte er noch als Greis in seiner Heldenkraft Allen voran, und wirklich führte er sein Heer durch alle Gefahren hindurch bis an die Grenzen von Syrien. Allein hier war das Ziel seiner hohen Laufbahn gesteckt. Als am 10. Juni 1190 das Heer von Seleucia aufbrach und über den Fluß Kalykadnus oder Seleph zog, sprengte der kühne Greis, welchem der Zug über die Brücke zu langsam ging, mit seinem Pferde in den Strom, um schneller zu seinem den Vortrab führenden Sohne Friedrich zu kommen. Aber der reißende Strom ergriff ihn und führte ihn fort, und als man ihm zu Hülfe kam, war er bereits erstarrt Der Jammer des Sohnes, der Fürsten, des ganzen Heeres, war unbeschreiblich. Ihm hatte das Schicksal einen bittern Schmerz erspart; sein hoher Geist sollte den unglücklichen Ausgang eines so großen Unternehmens nicht sehen. Denn das deutsche Heer wurde zum großen Theil bei der Stadt Antiochia durch Krankheit aufgerieben und des Kaisers zweiter Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, starb bei der Belagerung der Stadt **Akkon** oder Ptolemais [1]). Jerusalem wurde nicht wieder erobert.

Welche Trauer Kaiser Friedrichs Tod im ganzen Abendlande erregte,

1) Diese Belagerung ist eine der merkwürdigsten und blutigsten in der Geschichte Die Könige von England und Frankreich erschienen auch vor der Stadt und nahmen Theil an der Belagerung; und wirklich wurde die Stadt nach zweijähriger tapferer Gegenwehr zur Uebergabe gezwungen; aber durch das Schwert und durch Krankheiten war das, aus allen Ländern Europa's zusammengekommene Heer der Kreuzfahrer so zusammengeschmolzen, daß an weitere größere Unternehmungen nicht zu denken war, Erzbischöfe und Patriarchen, zwölf Bischöfe, vierzig Herzöge und Grafen, fünfhundert vom hohen Adel, eine große Zahl von Rittern und unzählbare Schaaren des Volkes waren umgekommen. Philipp August von Frankreich kehrte bald nach Europa zurück. Richard von England setzte zwar den Krieg mit großen Anstrengungen fort und erwarb sich den Ruhm des tapfersten Ritters seiner Zeit; allein Saladin war ein sehr besonnener, großsinniger Gegner, und Richard wurde endlich durch die Gefahr seiner eigenen Länder nach Europa zurückberufen. Er schloß einen Waffenstillstand auf drei Jahre mit Saladin und ließ ihm Jerusalem. Den Christen blieb ein schmaler Landstrich am Meere von Joppe bis Akkon.

bezeugt ein französischer Schriftsteller der damaligen Zeit, welcher nach seiner Weise also darüber redet: „Ein so tödtlicher, Mark und Bein durchdringender Ruf hat mich verwundet, daß mir zum Leben alle Lust und Hoffnung vergangen ist. Denn ich habe vernommen, daß jene unbewegliche Säule des Reichs, Deutschlands Grundveste, und jener Morgenstern, der alle übrigen Sterne an Glanz übertraf, Friedrich nämlich, im Orient das Leben geendigt. Nun ist jener starke Löwe nicht mehr, dessen majestätisches Angesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht und die Räuber zur Ruhe gebracht hat!" — Und zu welchem Ansehen das Kaiserthum überhaupt durch ihn wiedergebracht war, drücken die Worte seines Kanzlers Rainald auf einem Reichstage zu Besançon aus, indem er dort sagte: „Deutschland habe einen Kaiser, das übrige Europa aber nur Landkönige."

52. Kaiser Heinrich VI. 1190—97.

Friedrichs ältester Sohn Heinrich, der schon bei des Vaters Lebzeiten zum Nachfolger ernannt war und während seiner Abwesenheit die Regierung des Reichs geführt hatte, war dem Vater nicht ungleich an Geisteskraft, Ritterlichkeit und großen Entwürfen; allein sein Sinn war dabei hart, oft grausam, und um große Pläne des Ehrgeizes durchzuführen, stand sein Begehren nach vielem Gelde. Das zeigte sich bei einer Begebenheit, die ihm nicht zum Ruhme gereicht. König Richard Löwenherz von England hatte sich bei der Belagerung von Akkon im gelobten Lande, von der wir schon geredet haben, mit dem Herzoge Leopold von Oestreich entzweit; denn als die Deutschen nach der Einnahme der Stadt auch ein Quartier derselben besetzten, ließ Herzog Leopold, gleich den Königen von England und Frankreich, auf einem Thurme das deutsche Banner aufpflanzen; aber der stolze König ließ es herunterreißen und es ward von den Engländern in den Koth getreten. Das war eine Beschimpfung des ganzen deutschen Volkes und verdiente hart geahndet zu werden; aber die Rache, die der Herzog und der Kaiser Heinrich später an dem Könige nahmen, war unedel. Richard wurde nämlich auf seiner Rückreise aus dem gelobten Lande im J. 1192 durch einen Sturm an die italienische Küste bei Aquileja geworfen und wollte nun seinen Weg durch Deutschland nehmen; aber obgleich er sich als Pilger verkleidet hatte, wurde er zu Esparg bei Wien durch seinen Aufwand und die Unvorsichtigkeit seines Dieners erkannt, gefangen genommen und dem Herzoge, der früher zurückgekehrt war, ausgeliefert; und dieser übergab ihn dem Kaiser Heinrich. Nun wurde der edle ritterliche König, der Schwager Heinrichs des Löwen, auf dem Schlosse Trifels am Rheine über Jahresfrist in strengem Gefängnisse gehalten, bis er vor der deutschen Fürstenversammlung zu Hagenau förmlich als Angeklagter gestanden und sich verantwortet hatte, und bis die Engländer ein Lösegeld von einer Million Thaler, für die damalige Zeit eine unmäßig große Summe, für ihn bezahlten. Dann erst wurde er losgelassen und kehrte nach England zurück. Heinrich verfuhr in diesem Allen nach der alten, großen Idee des Kaiserthums, wonach dasselbe über alle Könige der Christenheit gesetzt war und der Kaiser über sie zu Gericht sitzen konnte. Aber die Art, wie er sich hierbei zeigte, war des Kaiserthums nicht würdig.

Mit Heinrich dem Löwen, welcher nach seiner Rückkehr aus England neuer Kriege Ursache geworden, schloß Heinrich einen dauernden Vergleich,

und die Heirath, welche dessen Sohn, Heinrich der Schlanke, mit der pfälzischen Prinzessin Agnes, der Nichte Kaiser Friedrichs I., schloß, befestigte die Versöhnung der beiden berühmten Häuser. Heinrich der Löwe verlebte seine letzten Lebensjahre ruhig in Braunschweig und starb den 6. August 1195. — Des Kaisers Heinrich Hauptbestreben war fortwährend darauf gerichtet, nach dem Aussterben des normännischen Mannesstammes Neapel und Sizilien, die Erbschaft seiner Gemahlin Constantia, seinem Hause zu sichern; aber die Habsucht und Grausamkeit, mit welcher er dabei verfuhr, wandte der neuen Unterthanen Gemüther nur noch mehr von ihm ab und vermehrte den Haß gegen die Deutschen. Denn nicht nur führte er das Gold und Silber und die Kostbarkeiten der alten normännischen Könige in solcher Menge von dannen, daß einhundertundsechzig beladene Lastthiere damit nach dem Schlosse Trifels am Rheine zogen, sondern er ließ auch den Großen, die sich empört hatten, die Augen ausstechen, sie gleichsam zum Hohne dafür, daß sie nach Königsstühlen und Kronen gestrebt, auf Stühle von glühendem Eisen setzen und mit ähnlichen Kronen martern. Da wurden die übrigen freilich so erschreckt, daß sie Gehorsam gelobten, aber es kam nicht von Herzen, und Heinrichs Nachkommen haben seine Grausamkeit schwer büßen müssen.

Er selbst, in der Kraft des Lebens, sann auf die größten Entwürfe, welche, wären sie ausgeführt, dem ganzen Kaiserreiche eine andere Gestalt gegeben hätten. Er bot nämlich den deutschen Fürsten Erblichkeit aller Lehen, auch auf weibliche Nachkommen, an, versprach allen kaiserlichen Rechten auf den Nachlaß der Bischöfe und übrigen Geistlichen zu entsagen, und verlangte dafür das Aufgeben des Wahlrechts von ihrer Seite und die Erblichkeit der Kaiserkrone in seinem Geschlechte. Neapel und Sizilien versprach er mit dem Reiche ganz zu vereinigen. — Viele Fürsten willigten gern in diese Vorschläge, die ihnen vortheilhaft schienen; einige der größern widersprachen, und auch der Papst hielt seine Einwilligung zurück. Da mußte Heinrich die Ausführung seines großen Planes auf gelegenere Zeiten verschieben. Die Angelegenheiten seiner Erbländer riefen ihn wieder nach Sizilien und hier starb er plötzlich im J. 1197, im 32. Jahre seines Alters und in dem höchsten Aufschwunge seiner Entwürfe; denn er ging sogar mit dem Gedanken um, das griechische Kaiserthum zu erobern und so den Kreuzzügen einen sichern Erfolg zu bereiten[1]). Sein früher Tod wurde durch einen kalten Trunk aus einer frischen Quelle während der Jagd an einem schönen Sommertage herbeigeführt, wodurch er sich ein heftiges Fieber zuzog.

Sein Sohn Friedrich war erst drei Jahre alt, und die beiden Parteien in Deutschland, die hohenstaufischen und die welfischen, trennten sich wieder so sehr, daß die eine Heinrichs Bruder Philipp, die andere den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, durch Tapferkeit und Leibesstärke ausgezeichnet, erwählte und Deutschland also wieder zwei Könige hatte. —

---

1) Nach fast 600 Jahren hat man Heinrichs Grabmal in Palermo eröffnet und den Leichnam wohlerhalten gefunden. In den Zügen des Gesichts war noch immer Trotz und Härte zu erkennen.

53. Philipp von Schwaben, 1197—1208, und Otto IV. 1197—1215.

Bei dieser unglücklichen Spaltung ist Deutschland mehr als zehn Jahre hindurch der Schauplatz von Zerrüttung, Raub und Mord gewesen, und beide Fürsten, die mit guten Eigenschaften begabt waren, konnten nichts für das Reich thun; im Gegentheil, in ihrem Streben, ein jeder für sich den Papst zu gewinnen, vergaben sie dem klugen Innocenz III., unter welchem das Papstthum auf die höchste Stufe der Macht gelangte, viele von ihren Rechten. Ja, Otto IV. erkannte sogar des Papstes Anspruch an, aus eigener Machtvollkommenheit das Kaiserthum zu verleihen, und nannte sich in Briefen an den Papst einen Römischen König aus Gottes und seiner (des Papstes) Gnade. Ebenfalls erkannte er den Kirchenstaat als unabhängigen weltlichen Besitz der Päpste an. Dafür, und weil er ein Welfe war, begünstigte ihn Innocenz, und als Philipp, der eben seine Herrschaft in Deutschland ziemlich befestigt hatte, im J. 1208 durch Otto von Wittelsbach, einen Brudersohn dessen, dem Friedrich I. das Herzogthum Baiern verliehen hatte, auf dem Schlosse Altenburg bei Bamberg ermordet war, — aus Rache, so erzählt man, weil er ihm seine Tochter, die er ihm versprochen hatte, nicht gab, — wurde Otto IV. allgemein anerkannt und in Rom feierlich gekrönt. Allein die Freundschaft mit dem Papste dauerte nicht lange, weil Otto einsah, daß er in seiner Nachgiebigkeit zu weit gegangen sei und nicht alle Rechte des Reiches dahingeben dürfe; Innocenz belegte ihn daher mit dem Banne und setzte ihm den jungen Friedrich, Heinrichs Sohn, der unterdeß in Sizilien herangewachsen und dessen Vormund er nach dem Tode seiner Mutter Constanze gewesen war, als König entgegen. Friedrich gewann bald Anhang und ward im Jahr 1215 in Aachen gekrönt, und Otto, welcher seine Macht sehr unpolitisch durch eine Verbindung mit Johann ohne Land von England gegen Philipp von Frankreich geschwächt und in der unglücklichen Schlacht von Bouvines im J. 1214 seine besten Schaaren verloren hatte, lebte jetzt verlassen und unthätig in seinen Erblanden, bis er im J. 1218 starb.

54. Kaiser Friedrich II. 1215—50.

Dieser Enkel Friedrichs I. war seines großen Geschlechts würdig durch Heldensinn, Festigkeit des Willens und Kühnheit des Geistes und durch Milde und Anmuth bei solcher Erhabenheit, daß der Eindruck seiner persönlichen Größe noch lange nach seinem Tode blieb. Dabei liebte er Aufklärung durch Kunst und Wissenschaft; er übte selbst die Dichtkunst und es war Empfindung, Leben und Wohlklang in seinen Werken. Sein kühner Blick traf besonders die Thorheiten seines Zeitalters und er strafte sie oft mit scharfem Spotte; dagegen sah er in jedem, wer, woher, welches Glaubens er war, nur den Menschen und ehrte ihn, wenn er tüchtig war.

Und dennoch hat dieser Kaiser wenig Großes verrichten können; seine beste Kraft ist in dem neu aufwachenden Kampfe der kaiserlichen gegen die päpstliche Gewalt verzehrt worden, welcher nie verderblichere Folgen gehabt hat, als unter seiner Regierung; und Deutschland insbesondere hat sich seines Kaisers wenig zu erfreuen gehabt, weil sein Blick noch mehr, wie der der übrigen Hohenstaufen, auf Italien gerichtet war. Der Geburt und der Erziehung nach mehr Italiener als Deutscher, lag ihm sein schönes Erb=

reich beider Sizilien vorzüglich am Herzen; von den fünfunddreißig Jahren seiner Regierung in Deutschland hat dieses seinen Kaiser nur etwa sieben Jahre lang zu drei verschiedenen Malen auf seinem Boden gesehen, und darum konnte sich hier die Vielherrschaft der Vasallen immer fester begründen, zu derselben Zeit, als in Frankreich die königliche Macht durch Einziehung beträchtlicher Lehen ihren Sieg über das Lehnswesen vorzubereiten anfing.

Friedrichs Streit mit den Päpsten hatte vorzüglich dreierlei Ursachen: Zuerst konnten diese es nicht ertragen, daß er, außer Norditalien, auch Sizilien und Neapel besaß und dadurch ihr Reich von zweien Seiten erdrücken konnte; zweitens, daß er die großen Vorrechte, die ihnen der schwache Otto IV. eingeräumt hatte, nicht unbedingt wollte gelten lassen; drittens aber, was ihren Zorn am heftigsten erregte, daß er in der Erbitterung des Streites oft die Schärfe seines Spottes gegen sie wandte und sie sowohl lächerlich als verächtlich zu machen suchte.

Der Anfang des Streites kam indeß durch eine besondere Veranlassung. Friedrich hatte bei seiner Krönung zu Aachen die Pflicht eines Kreuzzuges zur Befreiung Jerusalems freiwillig auf sich genommen und dieses Versprechen bei der Kaiserkrönung zu Rom im J. 1220 erneuert. Nun aber fand er in seinen italienischen Erbländern, so wie an der Widersetzlichkeit der lombardischen Städte, die nach Friedrichs I. Zeit wieder übermüthig geworden waren, so viel zu thun, daß er immer von Neuem einen Aufschub vom Papste begehren mußte. Der friedliebende und billige Honorius III. gewährte ihm denselben, und zwischen ihm und dem Kaiser war überhaupt noch ein freundliches Verhältniß, ja persönliche Zuneigung. Honorius war früher des Kaisers Erzieher gewesen und hatte die liebenswürdigen Eigenschaften seines Wesens kennen gelernt. Mit dem leidenschaftlichen Gregor IX. aber brach schnell und heftig der alte Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht wieder aus. Gregor drängte zur Kreuzfahrt. Es war dem päpstlichen Interesse in Italien sehr viel daran gelegen, den Kaiser in auswärtige gefährliche Unternehmungen zu verwickeln. Im J. 1227 segelte Friedrich wirklich mit einer Flotte ab, kehrte aber nach wenigen Tagen zurück, weil er krank geworden war; und der ganze Kreuzzug ward zu nichts. Da erzürnte Gregor und that ihn, ohne auf seine Entschuldigung zu achten, in den Bann, indem er behauptete, seine Krankheit sei erdichtet gewesen. Um alle solche Beschuldigungen durch die That zu widerlegen, ging der Kaiser im folgenden Jahre wirklich nach Palästina; allein darüber schalt ihn der Papst nur noch härter als zuvor, weil ein mit dem Bannfluch Beladener ein ungeschicktes Werkzeug zum Dienste Gottes sei. Und damit Friedrich nichts Großes im gelobten Lande verrichte, schickte er Befehle dahin, daß weder die dortige Geistlichkeit, noch die Ritterorden, mit ihm Gemeinschaft haben sollten, ja, er selbst ließ seine Truppen in Friedrichs Erbländer in Italien einfallen und eroberte einen Theil von Apulien. Friedrich aber kam im gelobten Lande schnell zu einem glücklichen Ende; der Sultan von Aegypten, Al Kamel, theils durch den großen Ruf, den die kaiserliche Majestät selbst im Morgenlande genoß, theils durch persönliche Achtung gegen Friedrich bewogen, zum Theil aber auch geschwächt durch Familienzwiste, schloß mit ihm einen Waffenstillstand auf zehn Jahre und gab Jerusalem, Bethlehem und Nazareth wieder heraus. Da zog der Kaiser in die heilige Stadt ein und betrat die Stelle des heiligen

Grabes; aber der Patriarch von Jerusalem und die Priester, dem Befehle des Papstes gehorsam, wollten keinen Gottesdienst in seiner Gegenwart halten; ja, die Tempelherren wollten ihn sogar an den Sultan Kamel verrathen; dieser aber übersandte edelgesinnt ihr Schreiben dem Kaiser Friedrich selbst zu. Dieser verrichtete in der Kirche des heiligen Grabes seine Andacht und setzte sich selbst, in Gegenwart seiner Großen, die Krone eines Königs von Jerusalem auf; denn er hatte die Jolantha, die Tochter des Titularkönigs Johann von Jerusalem, geheirathet und dadurch seine Ansprüche erworben [1]). — Dann wandte er sich schnell nach Italien zurück. Seine Gegenwart stellte bald alles wieder her, was verloren war, und der Papst sah sich genöthigt, im J. 1230 zu St. Germano Frieden zu schließen und den Bann zu lösen.

Es schien ein ruhiger Augenblick in Friedrichs Leben einzutreten; allein das Schicksal ergriff ihn von einer andern Seite. Sein eigener Sohn Heinrich, den er im Kindesalter, unter Leitung des Erzbischofs Engelbert von Köln als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, empörte sich im J. 1234 gegen ihn, nachdem Engelbert ermordet war und schlechte Rathgeber sich seiner bemächtigt hatten. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, und mit blutendem Herzen mußte er den eigenen Sohn mit Gewalt überziehen, ihn gefangen nehmen und nach Apulien ins Gefängniß führen, wo er nach sieben Jahren gestorben ist.

Bei dieser Gelegenheit hielt auch Friedrich im J. 1235 einen großen Reichstag zu Mainz, wo vierundsechzig Fürsten und überhaupt 12,000 Edle und Ritter erschienen. Es wurden hier schriftliche Gesetze über den Landfrieden, über ein höchstes Reichsgericht unter dem Vorsitze eines judex curiae, und manche andere Anordnungen gemacht, welche dem Reiche die hohe Einsicht seines Kaisers zeigten. Auch in seiner Pracht und in der Fülle jener schmuck- und genußreichen Zeiten sah ihn das Vaterland. Noch vor dem Reichstage feierte er in Worms seine Vermählung mit seiner dritten Gemahlin, der englischen Königstochter Isabella, Schwester Königs Heinrich III. Die kaiserliche Braut wurde auf den Grenzen des Reichs von einem glänzenden Geleite von Rittern und Edeln eingeholt; in allen Städten, durch die sie zog, kam ihr unter Gesang und Glockengeläute die Geistlichkeit entgegen, und in Köln, dessen Straßen festlich geschmückt waren, wurde sie empfangen von zehntausend Bürgern zu Pferde, in schönen Kleidern und Waffen. Wagen mit Orgeln, in Gestalt von Schiffen, indem Räder und Pferde mit Purpurdecken verhüllt waren, ließen eine harmonische Musik ertönen und die ganze Nacht hindurch sangen Chöre von Jungfrauen unter den Fenstern der Kaisersbraut. Bei der Vermählung in Worms waren vier Könige, elf Herzöge, dreißig Grafen und Markgrafen zugegen. Die heimkehrenden englischen Gesandten beschenkte Friedrich auf das Reichste, und unter andern kostbaren Geschenken und Seltenheiten aus dem Morgenlande schickte er dem Könige von England auch drei Leoparden mit, weil Leoparden zum englischen Wappenschilde gehören. Die Ehe Isabellas mit dem, bald wieder in die Stürme des Lebens hineingerissenen Kaiser dauerte nur sechs Jahre; sie starb schon im Jahre 1241,

---

1) Der Titel „König von Jerusalem" erbte von Friedrich auf die Könige von Neapel und Sizilien.

nachdem sie einen Sohn geboren hatte, der aber mit dem ganzen Geschlechte der Hohenstaufen spurlos aus der Geschichte verschwunden ist.

Von diesen friedlichen Geschäften mußte Friedrich im folgenden Jahre 1236 schon wieder zu sehr ernsthaften nach Italien zurückkehren. Die lombardischen Städte waren es, die seine Gegenwart forderten; sie hatten ihren alten Bund erneuert und wollten ihm nicht den Gehorsam leisten, den er als Kaiser fordern durfte. Friedrich war aber auch nicht ohne Schuld an dem neuen Streite, denn er wollte die Bestimmungen des Kostnitzer Friedens nicht in ihrem ganzen Umfange gelten lassen. Anfangs zwar war der Kampf für ihn glücklich; mit Hülfe seines tapfern Feldherrn, des Ritters Ezzelin da Romano, eroberte er mehrere der verbündeten Städte und schlug die Mailänder im J. 1237 bei Cortenuovo so auf's Haupt, daß sie sich gern demüthigen wollten, wenn er nur leidliche Bedingungen bewilligte; er aber, ungewarnt durch das Beispiel seines Großvaters, verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade, und sie, die gleichfalls der früheren Zeiten gedachten, wollten lieber, wie sie sagten, unter ihren Schilden sterben, als durch den Strang, durch Hunger und Brand umkommen. — Von dieser Zeit fängt das Unglück in Friedrichs Leben recht an, dasselbe gleicht einem rastlos auf- und abwogenden stürmischen Meere. Er hatte, nach dem Ausdruck eines Schriftstellers, die Gunst vieler Menschen verloren, weil er so unerbittlich sich gezeigt. Auch sein alter Feind, Gregor IX., stand wiederum gegen ihn auf, verband sich mit den Städten und that ihn von Neuem in den Bann. Ja, die Feindschaft zwischen beiden ging so weit und artete so sehr in persönlichen Eifer aus, daß der Papst den Kaiser in einem Schreiben an die übrigen Fürsten mit: „jenem apokalyptischen, vom Meere aufsteigenden Ungeheuer verglich, welches voll Namen der Gotteslästerung sei und buntschäckig wie ein Leopard;" und Friedrich darauf mit einer andern Stelle der Schrift antwortete: „Es ging ein anderes rothes Pferd vom Meere aus, und der darauf saß nahm den Frieden vom Erdboden weg, damit die Lebendigen einander selbst erwürgten." Aber eine große Gewalt war in jenem Zeitalter auf des Papstes Seite und kämpfte gegen Friedrich; — das war die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Papst warf die schwere Beschuldigung auf den Kaiser, daß er ein Verächter der Religion und der heiligen Kirche sei und sich zu dem Unglauben der Sarazenen neige; — Friedrich hatte in seinem Heere gegen die lombardischen Städte auch 10,000 Sarazenen gebraucht, da unter seinen Unterthanen in Sizilien auch Sarazenen waren, und diesen Umstand benutzte der Papst ebenfalls zur Begründung jener Beschuldigung. Obgleich Friedrich mehrmals, schriftlich und mündlich, auf das Feierlichste versicherte, daß er ein wahrer Christ sei und als solcher leben und sterben wolle; ja, obgleich er sich von mehreren Bischöfen förmlich in der Religion prüfen und ein Zeugniß über seine Rechtgläubigkeit ausstellen ließ, so fanden des Papstes Beschuldigungen doch immer mehr Eingang bei den Menschen. Friedrichs kecker und muthwilliger Witz hatte zu oft, unbedachter Weise, selbst das Heilige verletzt; auch war sein Leben nicht rein und tadellos, sondern von Ausschweifungen der Sinnlichkeit befleckt. Er sank immer mehr in der allgemeinen Achtung, und dieses war es, was die letzte Zeit seines Lebens verbittert und ihn endlich in Gram verzehrt hat.

Auf den in fast hundertjährigem Alter im J. 1241 gestorbenen Gregor IX. und den bald nach seiner Wahl gestorbenen Papst Cölestin folgte Innocenz IV.,

welcher, obgleich er als Cardinal Friedrichs Freund gewesen, als Papst von der Stärke des hierarchischen Systems gedrängt ein noch heftigerer Feind des Kaisers wurde, als Gregor gewesen war. Da Friedrich in Italien noch immer die Obergewalt hatte und ihn selbst in Rom bedrängte, begab er sich nach Genua und von da nach Lyon in Burgundien. Hier erneuerte er im Jahre 1245 auf einer großen Kirchenversammlung den Bann gegen Friedrich, obgleich dieser sich zu Frieden und Freundschaft und Ausgleichung aller Klagepunkte erbot und obgleich sein Gesandter Thaddäus von Suessa auf das Kräftigste für seinen Herrn redete. Ja der Papst ging so weit, daß er feierlich die Absetzung von allen seinen Reichen und Würden über den Kaiser aussprach und diesen Spruch von den Prälaten der Kirchenversammlung bestätigen ließ. Es war ein unerhörter Schritt, daß eine Kirchenversammlung, die sich als die Vertreterin der ganzen Christenheit ansah, das weltliche Haupt derselben und sein Geschlecht mit dem Fluche belegte und des Thrones entsetzte. Das Kaiserthum war dadurch von seiner Höhe als Schutzmacht der Kirche herabgestürzt. Der Kaiser berief sich auch in seinem Schreiben an alle Könige und Fürsten der Christenheit darauf, daß er seine Majestät als Kaiser und Haupt aller Könige allein von Gott habe, und warnt die übrigen Herrscher vor der Weltherrschaft des römischen Stuhles. Und wirklich machten die Schritte des Papstes auch solchen Eindruck auf mehrere Fürsten, daß selbst König Ludwig der Heilige von Frankreich persönlich mit Innocenz wegen einer Ausgleichung zwischen ihm und dem Kaiser verhandelte. Allein Innocenz blieb unbeweglich. Zwei entgegengesetzte Systeme der Weltansicht standen einander gegenüber; es konnte nur ein Kampf auf Leben und Tod stattfinden.

Als die Bannbullen in Deutschland verbreitet wurden, benutzten mehrere der geistlichen Fürsten die dadurch aufgeregte Stimmung der Gemüther und wählten im J. 1245 zu Würzburg den Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen zum Gegenkönig. Dieser konnte indeß kein rechtes Ansehen gewinnen und starb schon im J. 1247; weil Friedrich aber in Italien blieb, in beständige Kriege verwickelt, so wählten die geistlichen Fürsten einen andern Gegenkönig, den Grafen Wilhelm von Holland, einen zwanzigjährigen Jüngling, welcher, um Haupt der Ritterschaft sein zu können, erst feierlich vom Knappen zum Ritter geschlagen wurde. Wilhelm verband sich durch eine Heirath mit der Tochter Otto's des Kindes von Braunschweig und Lüneburg mit dem welfischen Hause; in Süddeutschland aber, wo Friedrichs Sohn Konrad die Sache seines Vaters aufrecht hielt, konnte er kein Ansehen gewinnen. — Es herrschte die größte Verwirrung in Deutschland, wie in Italien. „Nachdem der Kaiser Friedrich in dem Banne war," sagt ein alter Geschichtschreiber, „freuten sich die Räuber und frohlockten über die dargebotene Beute. Die Pflugscharen wurden in Schwerter und die Sensen in Lanzen umgewandelt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich trug, um sogleich Feuer und Brand stiften zu können." In Italien dauerte der Parteikampf, besonders mit den lombardischen Städten, ebenfalls ununterbrochen fort. Des Kaisers Waffen waren noch oft glücklich, aber sein Geist war gebeugt und zuletzt verließ ihn auch einigemal das Waffenglück, so daß im Jahre 1247 sein Belagerungsheer vor Parma von den Einwohnern überfallen und geschlagen wurde, so daß sogar im Jahre 1249 sein eigener Sohn Enzio, den er zum Könige von Sizilien gemacht hatte, der ritterlichste und schönste seiner

Söhne, in einem unglücklichen Treffen bei Fossalta von den Bolognesern gefangen wurde. Die erbitterten Bürger wiesen alle Vorschläge zur Auslösung des Königssohnes zurück und verurtheilten ihn zu ewiger Gefangenschaft, in welcher derselbe noch zwei und zwanzig Jahre lang alle Söhne und Enkel Friedrichs, die durch Gift, Schwert und Henkersknechte fielen, überlebt hat. Bis zum J. 1272 lebte er in dem Podesta-Palaste, seinen Geist beschäftigend mit Dichtung und Sammeln von Sagen und Liedern und besucht von den Edlen Bologna's, die von seiner Liebenswürdigkeit angezogen wurden.

Außer dem bittern Kummer über seines Sohnes Unglück sollte der Kaiser in seinen letzten Jahren auch noch den Schmerz haben, seinen langjährigen Freund und Kanzler, Peter von Weingarten, Petrus de Vinea oder de Vineis, welchem er die wichtigsten Angelegenheiten seines Reichs anvertraut hatte, in den Verdacht solcher Untreue fallen zu sehen, daß er sogar beschuldigt wurde, seinem Herrn durch Gift nach dem Leben getrachtet zu haben. Als gewiß wenigstens wird von Matthäus Paris erzählt, daß Peters Arzt dem Kaiser einen Gifttrank als Arznei überreichte, den dieser, weil er Verdacht geschöpft hatte, nicht nahm. Der Kanzler wurde in's Gefängniß geworfen und geblendet und tödtete sich selbst, indem er mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte. Ob Peter schuldig, oder ob nur der Schein gegen ihn gewesen, den er nicht zu heben vermochte, ob überhaupt diese ganze Erzählung, die nur von einem fernwohnenden Zeitgenossen gegeben wird, wahr sei, ist bei der Unvollständigkeit der Nachrichten nicht zu entscheiden. Aber der Kaiser überlebte die schmerzlichen Ereignisse nicht lange; er starb im J. 1250, in den Armen seines Sohnes Manfred, auf dem Schlosse Fiorentino oder Firenzuola, an der Ruhr, im 56. Jahre seines Lebens, nachdem er sich mit der Kirche ausgesöhnt und von dem Erzbischof von Palermo die Sterbesacramente empfangen hatte.

Wenn wir nach der Betrachtung aller der Stürme, die dieses Kaisers Leben bewegt haben, wiederum einen Blick auf seine herrlichen Eigenschaften, auf seinen Sinn für alles menschlich Schöne und Große und auf das, was er in seinen Erbländern für Wissenschaft und Aufklärung gethan hat, zurückwerfen, so muß uns von Neuem tiefe Trauer ergreifen, daß dieses Alles wie eine flüchtige Erscheinung, ohne dauernde Frucht, vorübergegangen ist, vorzüglich aber, daß Friedrich es verschmäht hat, mit Liebe und Hingebung ein eigentlich deutscher König zu sein. Seit Karl dem Großen und Alfred von England war kein Herrscher gewesen, der so wie Friedrich II. Bildung, im weitesten Sinne, liebte und förderte. An seinem Hofe sammelten sich, wie um Karl den Großen, die vorzüglichsten Geister der Zeit; durch sie ließ er eine Anzahl griechischer Werke, besonders von Aristoteles, aus dem Arabischen in's Lateinische übersetzen; er sammelte eine, für jenes Zeitalter sehr beträchtliche, Bibliothek, theils durch Nachforschungen in seinen eigenen Staaten, theils bei seinem Aufenthalte in Syrien und durch seine Verbindung mit arabischen Fürsten. Dabei behielt er diese Schätze nicht etwa neidisch für sich, sondern theilte gern davon mit, wie er z. B. der Universität zu Bologna, obwohl die Stadt ihm meistentheils feindlich gesinnt war, die Werke des Aristoteles mit folgendem Schreiben schenkte: „Die Wissenschaft muß der Verwaltung, der Gesetzgebung und der Kriegskunst zur Seite gehen, weil diese sonst, den Reizungen der Welt und der Unwissenheit unterliegend, entweder in Trägheit versinken, oder zügellos über

alle erlaubten Grenzen hinausschweifen. Deshalb haben wir von Jugend auf die Wissenschaft gesucht und geliebt, wodurch die Seele des Menschen sich aufhellt und kräftiget, und ohne welche sein Leben der Regel und der Freiheit entbehrt. Weil nun das edle Besitzthum der Wissenschaft durch Mittheilung sich nicht etwa mindert, sondern desto fruchtbarer heranwächst, so wollen wir die gewonnenen Früchte mancher Anstrengung nicht verbergen, sondern den eigenen Besitz erst dann für recht erfreulich halten, wenn wir ein so großes Gut Andern mitgetheilt haben. Niemand aber hat darauf ein näheres Recht, als diejenigen Männer, welche aus den alten, reichen Behältern neue Bäche ableiten und durstigen Lippen den süßen Labetrunk darreichen. Deshalb möget Ihr die Werke, als ein Geschenk Eures Freundes, des Kaisers, gern annehmen u. s. w."

Ein vorzügliches Denkmal seines großartigen Geistes ist seine Gesetzgebung für sein Erbreich Neapel und Sizilien, welche er vorzüglich in der ruhigen Zeit nach dem Frieden von St. Germano durch Peter von Vinea ausarbeiten ließ. Nach Art der wahrhaft großen Gesetzgeber ließ er es sich dabei nicht in den Sinn kommen, etwas durchaus Neues zu erschaffen, sondern er bauete auf das Vorhandene, benutzte oder ließ weg, was und wie es für seinen Hauptzweck nöthig schien, und brachte so ein Ganzes zu Stande, welches ihm, dem Herrscher, die rechte Gewalt in die Hände gab, um den festen Grund zu der Wohlfahrt seines Volkes zu legen. Leider haben die Stürme seines späteren Lebens und der darauf folgenden Zeit dieses große Werk gar nicht zur Entwickelung seiner Folgen kommen lassen.

Friedrich selbst besaß ungewöhnliche Kenntnisse. Er verstand Griechisch, Lateinisch, Italienisch, Französisch, Deutsch und Arabisch. Unter den Wissenschaften liebte er vorzüglich die Naturkunde und hat sich durch ein Werk über die Kunst mit Vögeln zu jagen als einen Meister darin bewährt; denn dasselbe zeigt nicht nur die genaueste und gründlichste Forschung über die Lebensweise, Nahrung, Krankheiten, Züge und ganze Natur der Vögel, sondern auch über den Bau und die einzelnen innern und äußern Theile derselben. — Die Liebe zur Gründlichkeit in der Naturwissenschaft hatte den glücklichsten Einfluß, besonders auf die Arzneikunde. Die Aerzte mußten vor allen Dingen Anatomie studiren; sie wurden auf das fleißige Studium des Hippokrates und des Galenus verwiesen und nicht eher zur Ausübung ihrer Kunst zugelassen, als bis sie von der medicinischen Fakultät zu Salerno oder Neapel ein rühmliches Zeugniß erhalten und außerdem eine Prüfung vor dem Reichsgerichte durch Sachverständige bestanden hatten.

Die Universität zu Neapel gründete Friedrich im J. 1224 neu; die medicinische Fakultät zu Salerno beförderte er sehr. Auch entstanden an beiden Orten durch seinen Eifer die ersten Kunstsammlungen, die leider in den Stürmen der folgenden Zeit wieder vernichtet wurden.

So wie von Karl dem Großen wird auch von Friedrich II. erzählt, wie die morgenländischen Fürsten sich beeiferten, ihm kunstreiche Werke zum Zeichen ihrer Freundschaft zu schicken. So schenkte ihm der Sultan von Aegypten ein Zelt von wunderbarer Arbeit: Sonne und Mond gingen darin, durch verborgene Triebfedern bewegt, auf und unter und zeigten die Stunden des Tages und der Nacht in richtigem Verhältniß an.

An dem Hofe des Kaisers wurden oft Wettspiele der Künste gehalten

und Siegeskränze ausgetheilt, und Friedrich glänzte dabei als Dichter, der sogar mehrere künstlich verschlungene Versmaße erfunden und sehr glücklich ausgeführt hat. Sein Kanzler Peter von Vinea hat auch das älteste Sonnet in italienischer Sprache gedichtet. Die Geister entfalteten und bewegten sich in der Nähe des großen Kaisers' im freiesten Spiele aller Kräfte. Seine eigene Persönlichkeit war so ausgezeichnet, daß er andere vorzügliche Männer ohne Eifersucht neben sich dulden durfte, — worin immer die wahre Größe zu erkennen ist. Seine heftigsten Feinde haben ihm die Bewunderung seiner großen Eigenschaften nicht versagen können. Auch sein Aeußeres war zugleich ehrfurchtgebietend und einnehmend. Gleich seinem Großvater war er blond und an Wuchs nicht groß, aber wohl und fest gebaut und in allen körperlichen Uebungen sehr geschickt. Stirn, Nase und Mund trugen das Gepräge der feinen und doch scharfen Bildung, die wir an den Kunstwerken der Griechen bewundern und nach ihnen benennen, und das Auge drückte in der Regel die freundlichste Heiterkeit, bei ernsthaften Veranlassungen aber auch Ernst und Strenge aus; wie denn überhaupt die glückliche Vereinigung der Heiterkeit mit dem Ernste in seiner kräftigen Lebenszeit dieses Kaisers besondere Auszeichnung ist[1]).

Durch seinen Tod wurde die Unordnung in Italien wie in Deutschland nur noch größer. In Deutschland standen von Neuem zwei Könige gegen einander, indem die hohenstaufische Partei gegen Wilhelm von Holland Friedrich's Sohn Konrad, den schon bei Lebzeiten des Vaters erwählten römischen König, anerkannte und aufrecht hielt.

Bevor wir jedoch die Geschichte dieser beiden Gegenkönige erzählen, müssen wir einen Blick auf die Länder im Osten und Nordosten von Deutschland werfen.

Ausbreitung der Deutschen und des Christenthums in die slavischen Länder. — Europa wurde um diese Zeit von einem furchtbaren Feinde von Osten her bedroht, ebenso furchtbar als in früheren Zeiten von den Hunnen. Es waren die Mongolen, die vom Jahre 1206 an unter Dschingis-Khan Asien durchstürmt hatten und unter seinen Söhnen bis Mähren und Schlesien vordrangen. Im J. 1241 gewannen sie eine große Schlacht bei Liegnitz gegen die Schlesier, unter der Anführung Heinrichs II. (des Frommen) von Liegnitz, der selbst ritterlich kämpfend fiel und durch die Tapferkeit, mit welcher er den Feinden den Sieg streitig gemacht hatte, diesen die Lust benahm, weiter nach Westen vorzudringen. Sie wandten sich nach Ungarn. So rettete Heinrich der Fromme selbst in seiner Niederlage Europa (und zwar auf demselben Schlachtfelde von Wahlstadt, auf welchem am 26. August 1813 die Schlacht, welche von der Katzbach benannt wird, siegreich gefochten wurde). In dieser Noth fühlte Friedrich wohl seine Pflicht als erster christlicher Fürst und ermahnte auch die übrigen Könige sehr dringend zu schneller Hülfe gegen den gemeinschaftlichen Feind; aber die allgemeine Verwirrung

---

1) Auf der Brücke über den Vulturnus in Capua stand, nebst andern, die Bildsäule Kaiser Friedrichs II. und erhielt sich bis in die neuesten Kriege, da sie frech zerstört wurde. Doch ist nach ihr der Kopf des Kaisers auf einem Ringe gestochen, (nach welchem das treffliche Bildniß des Kaisers in der Geschichte der Hohenstaufen von F. v. Raumer.)

war zu groß, sein Wort verhallte ohne irgend einen Erfolg. Für Schlesien und Ungarn hatte der Einfall der Mongolen die Folge, daß in die verwüsteten und entvölkerten Gegenden sehr viele deutsche Anbauer zogen; ja Niederschlesien wurde von jetzt an mehr ein deutsches als slavisches Land. Auch noch andere Nachbarländer wurden um diese Zeit von den Deutschen besetzt und bevölkert, das waren die Küstenländer der Ostsee: Preußen, Liefland, Esthland und Kurland. Schon zur Zeit Friedrich Barbarossa's, etwa um's J. 1156, war durch Meinhard, einen Chorherrn des Klosters Segeberg, zu Yxkäll in der Nähe des heutigen Riga eine Kirche gegründet und durch Papst Clemens III. bald darauf ein Bisthum gestiftet. Von diesem Punkte ging die Verbreitung des Christenthums in jenen Gegenden aus. Bald aber mischte sich die Gewalt in diese friedlichen Bestrebungen; der Widerstand der heidnischen Liven brachte den Papst Cölestin III. dahin, daß er einen Kreuzzug gegen sie predigen ließ, und nun stürmte bald eine Menge von Menschen aus dem nördlichen Deutschland nach diesen Ländern; es bildete sich ein geistlicher Ritterorden unter dem Namen der Schwertritter, und mit der christlichen Lehre verbreitete sich die harte Herrschaft des Ordens nach und nach über Liefland, Esthland und Kurland; die Eingeborenen, die in dem verheerenden Kampfe übrig blieben, wurden in drückende Knechtschaft gebracht, welche erst in unsern Tagen durch den Kaiser Alexander gemildert worden ist. Auch in Preußen verbreitete das Schwert zugleich mit dem Christenthum deutsche Obergewalt. Um's J. 1208 war ein Mönch aus dem Kloster Kolwitz in Pommern, mit Namen Christian, über die Weichsel gegangen und hatte den heidnischen Preußen das Evangelium gepredigt. Als er aber vom Papste zum Bischof gemacht wurde und eine förmliche Kirchenherrschaft einrichten wollte, begann ihr Kampf gegen ihn, in welchem bald die Schwertritter, der Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau, und viele Kriegsleute aus den benachbarten Ländern, dem neuen Bischofe Hülfe leisteten. Es wurde indeß wenig ausgerichtet, bis der Bischof, auf den Rath Herzog Heinrichs, die Ritter des deutschen Ordens herbeirief, welcher aus einer norddeutschen Stiftung entstanden war. Im J. 1229 zog der erste Landmeister Hermann Salza mit nicht mehr als achtundzwanzig Rittern und hundert Knechten nach Preußen, fing sein Werk klüglich mit Anlegung von festen Plätzen an, unter welchen Thorn an der Weichsel, gleichsam das Thor des Eindringens, der erste war, und Culm, Marienwerder, Elbing, Braunsberg u. a. folgten. Selbst über Liefland verbreitete sich die Herrschaft des deutschen Ordens, da die Schwertritter sich nach einer harten Niederlage gegen die Lithauer im J. 1273 in denselben mit aufnehmen ließen; und im J. 1255 wurde auf den Rath Ottokars von Böhmen, der einen Kreuzzug gegen die Preußen mitgemacht hatte, — auch Rudolph von Habsburg zog damals unter Ottokars Paniere mit, — die jetzige Hauptstadt des Landes angelegt und ihm zu Ehren Königsberg genannt. Die Städte blüheten durch ihre zum Handel günstige Lage wieder auf und die Landbauer befanden sich in einem viel glücklicheren Zustande als ihre liefländischen Nachbarn, da ihre Dienste und Abgaben mäßiger und die eigentliche Knechtschaft nur Strafe des Abfalls für Einzelne war.

Wenn wir zu diesem Allen die schon etwas früher angefangene deutsche Bevölkerung der wendischen Länder Brandenburg, Mecklenburg

und Pommern rechnen und die vielen blühenden Städte betrachten, die in denselben von deutschen Bürgern erbaut wurden, so können wir das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert wiederum eine Zeit deutscher Völkerzüge nach Norden und Osten nennen, wie das vierte und fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt die Zeit der Völkerwanderungen nach Westen und Süden heißen. Ja, berechnen wir endlich die Hunderttausende von Menschen, die Deutschland zu derselben Zeit mit den Kreuzzügen nach dem Morgenlande und mit den hohenstaufischen Kaisern nach Italien schickte, so müssen wir wahrlich erstaunen über die Volksmenge, die unser Vaterland erzeugte, und können eine solche Zeit des regsten Lebens wohl nicht, wie früher oft geschah, eine durchaus arme, knechtische und unerfreuliche Zeit nennen.

Hätte Kaiser Friedrich die Kräfte Deutschlands recht erkannt und durch Vereinigung noch stärker zu machen gewußt, so konnte damals der ganze Osten und Norden Europa's deutsch werden. Er hatte aber seine Augen nur auf Italien gerichtet und verwendete dort fruchtlos seine Kraft.

55. Wilhelm von Holland 1247—56, und Konrad IV., 1250—54.

Konrad IV. war ebenfalls mehr um seine Erbländer als um Deutschland besorgt; er ging schon im J. 1251 nach Italien und ließ in Deutschland seine Gemahlin zurück, die im folgenden Jahre den unglücklichen Konradin gebar, den er nie gesehen hat. König Konrad, im Banne des Papstes, wie sein Vater, eroberte zwar Neapel, machte sich aber die Einwohner dadurch zu den unversöhnlichsten Feinden, daß er dem auf dem Markte aufgestellten Pferde, dem Sinnbilde der Stadt, einen Zaum anlegen ließ. — Er starb schon im folgenden Jahre 1254 und sprach noch kurz vor seinem Tode: „Wehe mir Unglücklichen! Warum haben mich meine Eltern geboren, nur um so viel Ungemach auszustehen! Die Kirche, die meinem Vater und mir ein Mutterherz hätte zeigen sollen, ist vielmehr eine Stiefmutter gewesen; und das Reich, das schon vor Christi Geburt bis auf diese Zeit geblühet, verwelkt nun und nahet sich dem Untergange!" — Für sein Geschlecht hatte er die Wahrheit verkündigt, er war der letzte König aus den Hohenstaufen. Friedrich II. hatte zwar noch einen Sohn Heinrich aus seiner Ehe mit Isabella, einen Sohn Manfred aus seiner Ehe mit der Italienerin Blanka, und zwei Großsöhne von seinem unglücklichen ältesten Sohne Heinrich, hinterlassen, allein sämmtlich starben sie in der Blüte ihrer Jahre, und bei Konrads IV. Tode war von dem hohenstaufischen Geschlechte nur noch sein Sohn Konradin und sein Bruder Manfred übrig. Beider Schicksal werden wir im folgenden Kapitel erfahren.

Der König Wilhelm lebte nur einige Jahre länger, als Konrad; und zwar in so geringem Ansehen, daß ein gemeiner Bürger zu Utrecht mit einem Steine nach ihm warf und ein Edelmann seine Gemahlin auf der Landstraße ausplünderte; und als er im Januar des J. 1256 gegen die Westfriesen zu Felde zog und bei Medenblick über das Eis setzte, brach es unter ihm; er blieb mit seinem schweren Streitrosse im Sumpfe stecken und die Friesen erschlugen ihn, obwohl er eine sehr große Summe für sein Leben bot.

Nach seinem Tode steigt die Verwirrung aller Dinge in Deutschland noch höher als zuvor.

56. Das Interregnum. 1256—73.

Kein deutscher Fürst wollte jetzt die Kaiserkrone annehmen, außer etwa der ehrgeizige König Ottokar von Böhmen, dessen man aber nicht begehrte; den meisten war mehr daran gelegen, nur ihre eigenen Erbländer zu verwalten und wo möglich zu vergrößern, als die schwere Pflicht auf sich zu nehmen, in den fast verwilderten deutschen Landen Friede und Ordnung herzustellen und mit Selbstentsagung alle Kräfte dem allgemeinen Besten zu widmen. Da fielen die geistlichen Churfürsten auf den unwürdigen Gedanken, einen Ausländer zum Kaiser zu machen. Und noch dazu waren sie nicht einig; die eine Partei wählte den englischen Grafen Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs Heinrich III., die andere den König Alfonsus von Castilien in Spanien, den man wegen seiner Kenntnisse in der Himmelskunde den Weisen nannte, der aber nicht einmal sein eigenes Land zu regieren verstand. Beide hatten den Reichsfürsten viel Geld geboten, und Richard kam sogar, wie einige erzählen mit zweiunddreißig Wagen nach Deutschland, jeden mit acht Pferden bespannt, und darauf ein, drei Ohm haltendes, Faß mit Sterlingen (einer alten englischen Geldmünze) angefüllt. Er hatte reiche Zinngruben in Cornwallis, damals fast die einzigen in der Welt, und daher so großen Reichthum. Mit solchen Waffen eroberte er bald vieler Herzen und wurde auch im J. 1257 feierlich zu Aachen gekrönt. Dann kehrte er bald nach England zurück, von mehreren angesehenen Deutschen begleitet. In England aber, der Heimath des Nationalstolzes, ward er nicht anders als jeder englische Große behandelt, und das verdroß die Deutschen, die mit ihm waren, so sehr, daß sie unwillig nach Hause zurückkehrten. — Seit der Zeit ist Richard noch dreimal nach Deutschland gekommen, aber jedesmal nur auf kurze Zeit, und Alfons ist niemals in Deutschland gewesen. In solcher Zeit mußten wohl Unordnung und Gewaltthätigkeit von Tage zu Tage größer werden, so daß große und kleine Fürsten, Grafen und Ritter und Städte, in beständigen Fehden mit einander lebten und daß die Recht und Ruhe liebenden Menschen von ganzer Seele nach einem Kaiser seufzten, der ihr Schutz und Schirm sein könnte.

Das unglücklichste Schicksal erfuhr in diesen Zeiten der letzte Sprößling des großen hohenstaufischen Geschlechts:

Konrad von Schwaben, der Sohn Kaiser Konrads IV., den man, weil er so jung sein Schicksal erfüllte, nach dem Beispiele der Italiener den jungen Konrad oder Konradin genannt hat. Dieser war nach seines Vaters Tode in Baiern und nachher in Schwaben, wo er noch einige geringe Erbgüter hatte, aufgewachsen, während sein Oheim Manfred, zuerst als Verweser für ihn, dann selbst als König, die Erbländer Neapel und Sizilien verwaltete. Die Päpste aber, unversöhnliche Gegner des hohenstaufischen Geschlechts, suchten ihm diesen Besitz auch noch zu entreißen, und als sie dieses durch eigene Kraft nicht vermochten, beschloß Clemens IV. dem verhaßten Manfred einen Gegenkönig entgegenzustellen. Er rief den französischen Herzog Karl von Anjou, Bruder Ludwigs XI., herbei und dieser machte sich wirklich im J. 1265 auf den Weg nach Italien. Eine große Menge französischer Ritter folgte ihm, weil es auf diesem Zuge Beute zu machen gab. König Manfred hatte das Unglück, seine Flotte, mit welcher er dem Angriffe Karls zuvorkommen wollte, durch einen Sturm zu

verlieren, und als er darauf in der Schlacht bei Benevent am 26. Februar 1266 auch von einem Theile seiner treulosen Vasallen verlassen wurde, wählte er den Heldentod statt schmählicher Gefangenschaft, stürzte sich in den Feind und fiel. Seine Söhne wurden in Fesseln geschlagen und bis an ihren Tod darin gehalten.

Als nun der junge Konrad größer wurde und der Länder gedachte, welche ihm gebührten und wovon eine einzige Stadt reicher war, als alle seine deutschen Besitzungen, erwachte der kühne Sinn seiner Ahnen in ihm und er beschloß, den Räuber aus seinem Erbe zu vertreiben. Im J. 1268 zog er aus mit seinem treuen Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden; es folgten ihm treue Ritter aus Deutschland; in Italien strömten ihm die zahlreichen Anhänger der gibellinischen Partei zu; die Römer, ihrem Papst Clemens zum Trotz, der den Franzosen herbeigerufen hatte, führten ihn im Triumph in ihre Stadt ein; bald stand er dem Gegner mit einem starken Heere bei Tagliacozzo in Unteritalien gegenüber. Auch in der Schlacht war ihm das Glück anfangs günstig, die Feinde wurden in die Flucht getrieben; aber bei der Verfolgung wich die Ordnung aus seinem Heere, zu früh fiel er über die Beute des feindlichen Lagers her, und in dem Augenblicke brach der französische Hinterhalt auf die Plündernden hervor. Sie wurden gänzlich geschlagen, und Konrad floh mit seinem Freunde Friedrich, nachdem sie lange ritterlich gekämpft hatten, nach dem Meere zu. Schon hatten sie zu Astura ein Schiff bestiegen, um nach Pisa zu entfliehen, da wurden sie durch einen Grafen Frangipani, Herrn von Astura, eingeholt und für Geld und Gut an Karl von Anjou ausgeliefert. Und so unverschämt, lügnerisch und grausam war dieser, daß er den Konradin einen Empörer gegen ihn, den rechtmäßigen König, nannte und beide Fürsten in einem Alter von sechzehn Jahren öffentlich auf dem Markte von Neapel, am 29. Oct. 1268, enthaupten ließ[1]).

Mit dem unglücklichen Konrad endigte das mächtige Haus der Hohenstaufen, und zwar durch eben die Besitzungen, durch welche Friedrich I. demselben den größten Glanz zu geben vermeinte. Die Erbgüter in Schwaben aber zerfielen in viele Theile, und kein Land in Deutschland war nachher in so viele kleine Herrschaften zerstückelt, als Schwaben. Da das Herzogthum nicht wieder hergestellt wurde, so gehörten die gesammten Stände dieses Landes von nun an unmittelbar dem Reiche zu. Nicht nur die Bischöfe, Grafen und größeren Freiherren, sondern auch der mittlere Adel, Städte, Klöster und sogar Bauerschaften, welche zuvor Vasallen und Unterthanen des Herzogs gewesen waren, wurden reichsunmittelbar; doch hatten sie die Reichsstandschaft nicht einzeln, wie die größeren Reichsstände, sondern nur als vereinigte Körperschaft. Der Kaiser bezog von ihnen bedeutende Einkünfte und die Verwaltung dieses Reichsgutes wurde Landvögten übertragen, so daß also, statt des alten schwäbischen Herzogthums, die Reichslandvogteien: Helvezien oder Schweiz, Elsaß und Schwaben, welches in Gaue getheilt war, entstanden. Diese Einrichtungen wurden unter der Regierung des nächsten Kaisers Rudolph getroffen.

---

1) Konradin hatte vor seiner Enthauptung seine Rechte an Manfreds Tochter Constanzia übertragen, und Constanzia ist gewissermaßen die Rächerin der Hohenstaufen geworden. Als Gemahlin Peters von Aragonien begünstigte sie die Vertreibung der Franzosen durch die sogenannte Sizilianische Vesper im J. 1282, wodurch Karl von Anjou Sizilien verlor.

57. Die Auflösung der alten National-Herzogthümer und der Anfang der Vielherrschaft im deutschen Reiche.

Das Schicksal des Herzogthums Schwaben führt uns darauf, der entscheidenden Veränderungen zu gedenken, welche überhaupt im Innern Deutschlands durch die Auflösung der alten National-Herzogthümer entstanden sind. Den Wendepunkt macht, wie wir schon oben gesehen haben, die Entsetzung Heinrichs des Löwen im J. 1180. Wenn auch der Raum und Zweck dieser allgemeinen deutschen Geschichte nicht gestattet, die einzelnen Fürstenhäuser genauer zu verfolgen, die sich auf den Trümmern der Herzogthümer bilden, so wird doch eine allgemeine Uebersicht der Hauptveränderungen an ihrem Orte sein.

A. Von dem Herzogthum Sachsen war schon durch Albrecht den Bären die wichtige Markgrafschaft Brandenburg getrennt worden; der Markgraf zog mit eignen herzoglichen Rechten zu Felde und hatte sogar ein Wahlrecht als Erzkämmerer bekommen. Zwar wurde sein Sohn Bernhard zum Herzog von Sachsen ernannt, allein mit einem ganz unbedeutenden Gebiete, und selbst dieses spaltete sich noch durch Theilungen in Bernhards Hause wieder in Lauenburg und Wittenberg, welche mit einander über den Besitz des Erzmarschallamtes stritten. Der lange Streit wurde erst unter Karl IV. zu Gunsten Sachsen-Wittenbergs entschieden.

Die herzogliche Gewalt des Erzbischofs von Köln im westlichen Theile Sachsens konnte sich ebenfalls zu keiner Bedeutung erheben; die Herren seines Gebietes machten sich nach und nach unabhängig, wie besonders die geistlichen Fürsten des gesammten alten Herzogthums dazu das Beispiel gegeben hatten. Außerdem besaß der Erzbischof von Bremen die Grafschaft Stade; im Lande der Ditmarschen bildete sich eine eigene Bauernherrschaft aus; der Graf von Oldenburg wollte dem Herzogthum nicht mehr angehören; die wichtige Stadt Lübeck wurde von Friedrich II. zur Reichsfreiheit erhoben; und auf dem berühmten Reichstage zu Mainz im J. 1235 stellte eben dieser Kaiser das welfische Haus wiederum fest, indem er dem Herzoge Otto (dem Kinde) von Braunschweig und Lüneburg das von demselben in seine Hand übergebene Erbland als ein Lehen des Reiches, also als reichsunmittelbares Herzogthum, zurückgab. Nun wollte dieses mächtige Haus natürlich von einem anhaltisch-sächsischen Herzoge nichts wissen.

Die wichtigen thüringischen Lande waren schon längst abgesondert. Hier waren, nachdem die sächsischen Herzöge Kaiser geworden, wiederum einige Grafen aufgestellt. Es ist von einer nord- und südthüringischen Mark die Rede; beide vereinigte der tapfere Markgraf Eccard von Meißen. In der hohenstaufischen Zeit wurde, als die Gauverwaltung zu Ende ging, aus der Markgrafschaft eine Landgrafschaft Thüringen. Die Landgrafen residirten in Eisenach und auf der Wartburg. Ihre Macht dehnte sich durch manche Allodialerwerbungen auch über das spätere Niederhessen, mit den Städten Münden, Cassel, Marburg und andern, und selbst bis an den Rhein aus. Mit solcher Macht stand im Anfange des 13. Jahrh. Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, da. Mit dem kinderlosen Heinrich Raspe starb im J. 1247 der alte Mannesstamm des thüringischen Hauses aus. Ein siebenjähriger Erbfolgekrieg entstand zwischen zwei Descendenten der weiblichen Linie, und bei der

Theilung im J. 1264 fällt das Lehen von Thüringen an Heinrich den Erlauchten von Meißen, die Allodien dagegen, also die hessischen Länder, an einen andern Heinrich, Sohn der verwittweten Sophie von Brabant. Jener Heinrich von Meißen ist der Stammvater des jetzigen sächsischen Hauses, Heinrich von Hessen aber der Landgrafen von Hessen.

Im Norden Deutschlands machten die Grafen von Holstein auf Reichsunmittelbarkeit Anspruch. In Mecklenburg herrschten theils die Grafen von Schwerin, deutschen Stammes, theils Obotritenfürsten; und sie, wie die Herzöge von Pommern, gingen unmittelbar vom Kaiser zu Lehen.

Das alte Herzogthum Sachsen war für immer dahin.

B. Das Herzogthum Baiern war, als es im J. 1180 von den Welfen an die Wittelsbacher überging, auch nur noch dem Namen nach das alte Herzogthum. Schon zur Zeit der sächsischen Kaiser war Kärnthen, seit 1156 auch Oestreich und Steiermark, von Baiern getrennt. Otto von Wittelsbach verwaltete sein Herzogthum zwar kräftiger, als Bernhard von Sachsen das seinige, allein die Bischöfe entzogen sich dennoch seiner Hoheit; die Stadt Regensburg wurde reichsunmittelbar; und im südlichen Baiern dehnte der Graf von Andechs, als Erbe des ausgestorbenen Hauses der Grafen von Dachau, die sich von einem Landstriche an der dalmatischen Küste Herzöge von Meran nannten, diesen Titel auf seine fränkischen Güter aus und behauptete seine Unabhängigkeit. Im J. 1248 starben auch die Andechs aus, und da gelang es dem schwäbischen Hause der Hohenzollern, dem Burggrafen von Nürnberg, einen großen Theil der Andechsischen Besitzungen an sich zu ziehen, die Grundlage der späteren Herzogthümer Ansbach und Baireuth.

Das Haus Wittelsbach dagegen erwarb außer dem Herzogthume Baiern im J. 1227 einen andern wichtigen Besitz, die Pfalzgrafschaft am Rheine, und zwar durch die Heirath Otto's des Erlauchten mit der pfälzischen Erbtochter aus dem welfischen Hause. Doch schwächten sie ihre Macht wieder durch Theilung nach dem Tode Ludwigs des Strengen im J. 1294. Sein älterer Sohn Rudolph erhielt die Rheinpfalz, der jüngere, Ludwig, der nachherige Kaiser, das Herzogthum. Der Pfalzgraf am Rheine besaß das Erztruchseßamt und damit die erste weltliche Wahlstimme; Baiern stritt mit Böhmen um das Erzschenkenamt, das Heinrich der Löwe oder sein Vater, die zwei Herzogthümer besaßen, hatte aufgeben müssen; aber Böhmen blieb im Besitz desselben.

Die Erzämter waren nach und nach in den Besitz des Wahlrechtes gekommen, nachdem die ursprüngliche Wahl durch die Hauptvölker des Reiches Veränderungen erlitten hatte. Bei der Wahl Otto's I. finden wir fünf Hauptvölker: Lothringer, Franken, Schwaben, Baiern, Sachsen. Da Otto von Sachsen selbst gewählt wurde, so versahen die Herzöge der übrigen Hauptvölker die Erzämter: Kämmerer, Truchseß, Schenk, Marschall. Schon bei der Wahl Otto's III. war die Vertheilung eine andere. Bei der Wahl Konrads II. erschienen zwar sieben Völker, indem Lothringen in zwei Theile getheilt und Kärnthen neu hinzugekommen war; allein schon bei der Wahl Lothars von Sachsen sind Lothringen und Kärnthen nicht mehr zugegen, weil jenes überhaupt in einer loseren Verbindung mit dem Reiche und Kärnthen nur für kurze Zeit in den ersten Rang eingetreten war. Ein bestimmtes ausschließliches Wahlrecht stand in den älteren Zeiten den Herzögen aber niemals zu, alle Fürsten, die ganze versammelte Menge, nahmen Theil

an der Ernennung des Königs. Allmälig, als eine bestimmte Form sich festsetzte, wurde das Wahlrecht mehr und mehr mit dem Erzamt verbunden und ging mit diesem nach der Lage der Verhältnisse an andere Fürsten über. So entschädigte Konrad III. den Markgrafen Albrecht den Bären für die Wiederabtretung des Herzogthums Sachsen auch mit dem schwäbischen Erzkämmerer-Amte, welches er selbst als Hohenstaufe besaß; dagegen behielten die Hohenstaufen das fränkische Truchseßamt, da die Ueberreste des fränkischen Herzogthums an ihr Haus übergingen. Dieses Amt wurde dann mit der Rheinpfalz verbunden, und wie vormals der Herzog von Ostfranken der erste unter den weltlichen Herzögen gewesen, so behielt auch der Pfalzgraf die erste weltliche Wahlstimme. Wie das Schenkenamt von den Welfen an Böhmen gekommen, haben wir oben gesehen; das Marschallamt aber war bei Sachsen geblieben. Die böhmische Wahlstimme war aber lange bestritten, weil die Deutschen einem slavischen Fürsten das Wahlrecht nicht zuerkennen wollten, und so ruhte zu der Zeit, wovon wir reden, das Recht zur Königswahl eigentlich nur auf sechs Stimmen, den drei geistlichen von Mainz, Trier und Köln, welche sich mit Hülfe des päpstlichen Einflusses in dieses Primat zu setzen gewußt hatten, und den drei weltlichen: Sachsen, Brandenburg und Pfalz.

Wenn wir nun auch noch die übrigen Herzogthümer betrachten, so war:

C. in Schwaben, wie wir schon gesehen, nach dem Falle der Hohenstaufen, jeder Anspruch derselben ausgegangen; ihre reichen Güter waren in der letzten Zeit verschleudert oder verschenkt; die letzten Besitzungen übergab Konradin bei seinem Zuge nach Italien an Baiern. Es konnte von da an nur die Frage sein, wer in Schwaben am Bedeutendsten dastehe. Dies waren die Grafen von Würtemberg, die schon Stuttgart zu ihrer Residenz gewählt hatten. Ferner gewannen die reichen Grafen von Baden, aus dem Hause Hochberg, von dem im J. 1218 aussterbenden Hause der Zähringer, welche Konrad II. nach Burgund gesetzt und Friedrich I. auf Burgund diesseits des Jura beschränkt hatte, die Landgrafschaft Breisgau. Die badensche Macht fing an sich zu bilden. Ein anderer Theil des Zähringischen Erbes, welcher in der Schweiz gelegen, fiel an die Grafen von Kyburg und nach deren Aussterben an die Grafen von Habsburg, die dadurch an Bedeutung wuchsen. Der Grafen von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, ist schon oben gedacht worden.

D. In Franken war das Herzogthum schon mit dem Aussterben des salischen Kaiserhauses erloschen und unter die geistlichen und weltlichen Herren getheilt worden; denn die Hohenstaufen, die man Herzöge von Franken genannt hat, sind es in dem alten Sinne des Herzogthums nicht gewesen, sondern haben nur als die mächtigsten Herren im fränkischen Lande und Inhaber der Pfalzgrafschaften in demselben einen Theil der herzoglichen Gewalt besessen, indem sie manchen Grafen und Ritter durch das Lehnsverhältniß in derselben Abhängigkeit hielten, als die früheren Herzöge. Am Ende dieses Zeitraumes finden sich, außer der mächtigen Pfalzgrafschaft am Rheine, im alten Frankenlande die Landgrafen von Hessen die einen Theil davon besitzen, die Grafen von Nassau, der Bischof von Würzburg und Andere.

Der Titel der Pfalzgrafen verschwindet in Deutschland, bis auf die Pfalz am Rheine, weil das Reichsgut so sehr vermindert wurde; dagegen

tritt der der Burggrafen hervor, die sich, da die Pfalzgrafen über ihnen wegfallen, als unmittelbar unter dem Könige stehend betrachten.

E. Was endlich Lothringen betrifft, so kam Oberlothringen unter die Grafen von Elsaß, und das Herzogthum von Niederlothringen, welches an die Grafen von Löwen kommt, beschränkt sich auf die eignen Besitzungen derselben; sie nennen sich deshalb auch Herzöge von Brabant. Andere Grafen, z. B. die von Holland, Seeland, Friesland, Jülich, Cleve, Geldern, Luxemburg u. s. w., betrachten sich als reichsunmittelbar.

Alle Fürsten fangen an, sich nicht blos mit den Ländern, welche sie verwalten, als belehnt zu betrachten, sondern mit dem erblichen Verwaltungsrechte derselben, welches sie in ihrem eignen Namen üben. Die Belehnung erhält einen neuen Sinn; nicht das Land, sondern das Fürstenamt wird durch die Investitur zu Lehen ertheilt; und da sich die Gewalt der Fürsten wirklich schon zur Landeshoheit erhoben hatte, — obgleich der Name selbst noch nicht vorkommt; — so wurde die ganze Landeshoheit lehenbar.

Wenn wir eine kurze Uebersicht der Zahl der Stände im ganzen Reiche geben wollen, die jedoch wegen der Unklarheit mancher Verhältnisse nur eine annähernde sein kann, so ist sie etwa folgende:

Das deutsche Reich zählte um diese Zeit sechs Erzbisthümer; Mainz als das größte, welches vierzehn Bisthümer zu seinem Sprengel rechnete; Worms, Speier, Straßburg, Constanz, Chur, Augsburg, Eichstädt, Würzburg, Olmütz, Prag, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn und Verden; Köln mit fünf Bisthümern: Lüttich, Utrecht, Münster, Osnabrück und Minden; Trier mit drei Bisthümern: Metz, Toul, und Verdun: Magdeburg mit fünf Bisthümern: Brandenburg, Havelberg, Naumburg, Merseburg und Meißen; Bremen mit drei Bisthümern: Oldenburg, später Lübeck, Mecklenburg, später Schwerin, und Ratzeburg; endlich Salzburg mit fünf Bisthümern: Regensburg, Passau, Freisingen, Brixen und Gurk. Dazu kamen noch: Bamberg, das unmittelbar unter dem Papste stand, und Cambrai, unter dem französischen Erzbischof von Rheims. Rechnen wir zu diesen siebenunddreißig Bisthümern noch die eignen Sprengel der sechs Erzbisthümer, so waren dreiundvierzig geistliche Sprengel in Deutschland. — Außerdem gab es etwa siebzig Prälaten und Aebtissinnen, dazu drei geistliche Ritterorden, also über hundert geistliche Stände.

Die weltlichen Reichsstände waren: vier Churfürsten, wenn Böhmen mitgezählt wird, worunter ein König, ein Herzog, ein Pfalzgraf, ein Markgraf; sechs größere Herzöge: Baiern, Oestreich, Kärnthen, Braunschweig, Lothringen, Brabant-Limburg; gegen dreißig gefürstete Grafen, darunter einige mit dem Herzogstitel, dann Markgrafen, Landgrafen und Burggrafen; beinahe sechzig Reichsstädte, freilich mehrere noch erst im Uebergange zur Reichsfreiheit, im Ganzen ebenfalls etwa hundert weltliche Reichsstände; mit den geistlichen zusammen über zweihundert Glieder des Reiches.

Das Reichsgebiet im Großen hatte sich übrigens bis zu dem Ende des Zwischenreichs an einigen Seiten vermindert; es ging verloren die Lehnshoheit über Dänemark, über Ungarn und Polen; Burgund wurde zum großen Theile entfremdet; die lombardische Krone ging während des Zwischenreichs verloren, die Kaiserkrone wurde hintenangestellt. Nur Preußen war hinzugekommen.

Es wird bei dem hier genommenen Ruhepunkte der Betrachtung der Ort sein, einen Blick auf die Hauptzüge des ganzen Mittelalters zu werfen; denn was man über die Charakteristik dieses wilden, und doch wieder in vielen Erscheinungen so herrlichen, Zeitalters Gutes und Böses gesagt hat, es gilt am treffendsten von dem Zeitraume, in welchem wir mitten inne stehen.

Das Mittelalter.

---

58. Der Adel und das Ritterwesen.

Man hat das Mittelalter auch die Ritterzeit genannt; und in der That ist es das Ritterthum, welches eine der glänzendsten Seiten derselben bildet. Durch die Ausbreitung des Lehnswesens über ganz Deutschland war, wie schon gezeigt ist, der Lehns-Adel an die Spitze der Nation getreten. Die Kriege wurden hauptsächlich durch den Adel und seine Leute geführt; er kämpfte nur zu Pferde, war mit schweren, eisernen Waffen bedeckt und von Jugend auf darin so geübt, daß er sie nicht nur tragen, sondern die Glieder frei und kräftig darin bewegen konnte. Ein so geharnischter Mann zu Pferde war den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten und schlechter bewaffnet waren, sehr weit überlegen, und bald zählte man ein Heer nur nach der Menge seiner Ritter. Um solche Vorzüge zu behaupten, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegerisch sein. „Die in Deutschland gebornen Knaben lernen eher reiten als reden," sagt ein alter Schriftsteller, „die Pferde mögen laufen, wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen; sie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Das Tragen der Waffen kommt den Deutschen eben so leicht an, als das ihrer eigenen Glieder, und es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Lanze, Schild und Schwert zu gebrauchen."

Bei dieser ausschließlichen Richtung auf die Ausbildung körperlicher Kraft, da die geistigen Beschäftigungen, welche in späteren Jahrhunderten als Hauptheil der Erziehung zu gelten anfingen, so gut als unbekannt waren, hätten die ersten Stände unsers Volkes in tiefe Barbarei der Sitten versinken müssen, wenn nicht die edle Naturanlage der germanischen Völkerstämme und die Entwicklung des Ritterthumes in seiner großartigen Richtung ein Gegengewicht gebildet hätten. Wir müssen, um diese Entwicklung zu verstehen, etwas genauer in die Standesverhältnisse des Mittelalters eingehen.

Diese Standesverhältnisse bildeten sich vorzüglich durch die Veränderungen des **Reichsheerdienstes**, von König Heinrich's I. Zeit an, aus, als der Kriegsdienst immer mehr Reiterdienst wurde und nach und nach ganz in die Hände des Adels kam, der denselben mit seinen Dienstleuten leistete. So wurde **kriegerische Ehre** in ihrem vollen Umfange ausschließliches Erbtheil dieses Standes. Er theilte sich in zwei Klassen, die

sog. Semperfreien (eig. sendbar Freien, d. h. fähig, zum Send= oder Reichstage geschickt zu werden) und die Mittelfreien. Jene, die in der älteren Zeit allein den Rang des Adels im engeren Sinne in Anspruch nahmen und in den Rechtsbüchern der Zeit ingenui heißen, waren die Reichsunmittelbaren, welche nach der Auflösung der Herzogthümer ihre Reichsfreiheit, d. h. die Unabhängigkeit von irgend einer Landeshoheit, retteten, und nur unter dem Reiche standen. Die hohe Geistlichkeit gehörte auch dazu, aber sie erhielt nicht, wie die weltlichen, durch die Geburt, sondern durch ihr Amt, den Adel.

Den zweiten Stand bildeten die Mittelfreien, nämlich erstens diejenigen Freien, welche ursprünglich durch ihr Gut zum Ritterdienst verpflichtet waren, sich aber nicht von der Landeshoheit hatten frei erhalten können, sondern dieser die Heeresfolge leisten mußten, und zweitens diejenigen, welche in dem Verhältnisse der Ministerialität zu dem hohen Adel des Reiches standen und unter ihm als milites minores den Heeresdienst zu Roß verrichteten. Diese Mittelfreien machten bald auch auf den Adelstitel Anspruch, wie sie denn überhaupt sehr in Ansehen stiegen, seit Konrad II. auch die Erblichkeit der niederen Lehen festgestellt hatte. Es entstand auch auf diese Weise nach und nach ein höherer und niederer Adel.

Für beide Klassen wurde die Abstammung von ebenbürtigen Eltern festgehalten; war die Ehe ungleich, so folgten die Kinder der ärgeren Hand. Doch blieb auch dem Könige das Recht, in den Adelstand erheben zu können.

Auf solche Weise bildete der Adel, seit das ganze Kriegswesen auf seinen Ritterdienst gegründet war, einen eigenen Stand, und in diesem Sinne ist das Ritterthum schon unter den sächsischen und salischen Kaisern in seinem Wesen vorhanden. Allein im 12. Jahrh. bildete sich dasselbe zu einem eigenen Institute aus, welches vereinigend eintrat zwischen den höheren und niederen Adel, indem es Semperfreie und Mittelfreie zu einer besonderen Innung, militaris ordo, mit einem militärisch=religiösen Gelübde, verband. Auf die Bildung dieses Institutes haben die Kreuzzüge den wichtigsten Einfluß gehabt. Durch die Kreuzzüge erhielt das Ritterthum einen neuen, höheren Schwung; im Dienste Gottes und des Erlösers konnte das tapfere Schwert den höchsten irdischen Ruhm erwerben. Das Ziel, welches erkämpft werden sollte, lag weit in fernen Himmelsstrichen: die Einbildungskraft wurde viel wunderbarer aufgeregt und die Erzählungen derer, die aus dem Morgenlande zurückkehrten, waren ganz geeignet, dem Bilde noch lebhaftere Farben zu leihen. Dadurch wurden diese Zeiten so kühn und so schwärmerisch begeistert, daß ihnen keine Unternehmung zu schwer dünkte und Heldenthaten verrichtet sind, die uns wie eine Dichtung erscheinen. Vor allen Dingen fesselten die drei geistlichen Ritterorden, welche durch die Kreuzzüge ihr Dasein erhielten, durch ein hohes Gelübde den Ritter an die große Sache der ganzen Christenheit; zuerst die im J. 1125 gestifteten Tempelherren, welche durch eine Verbindung einiger französischen Ritter zum Schutze der nach dem heiligen Lande fahrenden Pilger entstanden. Sie leisteten die drei Mönchsgelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit; zu welchem sie noch ein viertes kriegerisches hinzufügten, nämlich stratas publicas custodire. Der König Balduin II. von Jerusalem räumte ihnen einen Theil des Palastes, neben dem templum Salomonis, ein, woher sie Tempelritter heißen. Zwei Jahre später

nahmen die Hospitaliter, welche sich zur Pflege kranker Pilgrime vereinigt hatten, ebenfalls die Einrichtung eines Ritterordens an und nannten sich nach ihrem Schutzpatrone, Johannes dem Täufer, Johanniterritter. Ihr Gelübde war ebenfalls mönchischer Art. Die deutschen Ritter vereinigten sich später bei der Belagerung von Akkon im Jahr 1090 mit ihnen.

Diese Beispiele wirkten auch auf das Abendland; und da der ganze Geist der Zeit zu engerer Verbindung zwischen Personen von gleicher Lebensart und Beschäftigung trieb, so bildete sich das ganze Ritterthum in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. im ganzen lateinischen Abend- und Morgenlande als eine geschlossene Innung (Einigung) aus, zu welcher man durch gewisse Stufen emporstieg, jedoch mit Aufgebung der mönchischen Gelübde der Keuschheit und Armuth. Die religiöse Weihe blieb. Nun knüpfte sich die ganze Erziehung des Adels an die Stufen und das Ziel des Ritterthums an. Sobald der Knabe der ersten häuslichen Pflege entwachsen war, wurde er zu einem geachteten befreundeten Ritter gebracht, welchem er als Bube oder Edelknabe (junior), und später, nachdem er durch Ueberreichung eines Schwertes wehrhaft gemacht war, als Knappe (famulus, armiger) diente und welchen er als Vorbild für sein künftiges Leben betrachtete. Er legte seinem Herrn die Waffen an, begleitete ihn zu jeder Stunde und jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlacht. Die treueste Anhänglichkeit und Sorge für den Herrn war seine erste Pflicht, und wenn er ihn gar im heißen Streite mit Schild und Schwert gedeckt und ihm das Leben gerettet hatte, so trug er den höchsten Ruhm davon, den er als edler Jüngling nur erwerben konnte. So wurde die Treue die erste Tugend, die mit aller Kraft der täglichen und stündlichen Uebung sich dem jugendlichen Gemüthe fest einprägte, ja mit ihm in unauflöslicher Verzweigung fest zusammenwuchs. Auch eine edle Frau mußte sich der Edelknecht zur Herrin erwählen und ihr dienen in Treue und Ehrbarkeit. — Nach mehrjähriger, rühmlich bestandener Knappschaft, gewöhnlich im 21. Jahre, wurde der Jüngling, unter der Weihe der Religion, durch Ritterschlag in die ebenbürtige Kampfgenossenschaft selbst aufgenommen. Es wurden dazu gern feierliche Gelegenheiten, große Feste, Krönungstage und dergleichen mehr gewählt, und oft erhielten viele zusammen den Ritterschlag. Fasten und Beten ging voraus, und nachdem der Jüngling die Sacramente genossen hatte, empfing er aus den Händen der Ritter oder Edelfrauen Sporen, Panzer und Handschuhe. Dann kniete er nieder und einer der Ritter, oft auch ein König oder Fürst, gab ihm mit entblößtem Schwerte drei Schläge auf die Schulter, wobei er durch feierlichen Eid gelobte, allen Pflichten eines ehrenwerthen Ritters getreu zu leben, dem Kaiser Gehorsam zu leisten, die Wahrheit zu reden, das Recht zu schützen, und sein Schwert zur Vertheidigung der Religion, der Wittwen und Weisen und der verfolgten Unschuld, vor allen aber gegen jeden Ungläubigen, zu führen; zuletzt empfing er auch Helm, Schild; Lanze und Schwert. So wurden, in der begeistertsten Stunde des Jünglingslebens, durch feierlichen Eid die männlichen Tugenden nochmals zum unverbrüchlichen Gesetze des ganzen Lebens erhoben, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Frömmigkeit, und als der Inbegriff und zugleich der Lohn der vollkommenen Uebung dieser Tugenden stand die Ehre, gleich einem leuchtenden Sinnbilde, welchem er bis zu dem

letzten Athemzuge treu bleiben sollte, vor den Augen des jungen Ritters. — So hoch wurde diese feierliche Weihe des Mannes durch den Ritterschlag gehalten, daß der Graf Wilhelm von Holland, wie wir in seiner Geschichte gesehen haben, vor seiner Königskrönung erst Ritter werden mußte.

Rittervorrecht war, von nun an einem engeren Kreise anzugehören, zu welchem Niemand Eintritt erhielt, als nur durch den Ritterschlag; ebenfalls das Recht, den Ritterschlag ertheilen zu können; und ferner das Ehrenrecht an den Ritterspielen (torneamenta, Turney, Turnier) Theil zu nehmen, die im 12. Jahrh. aus Frankreich nach Deutschland kamen. Diese Spiele wirkten ebenfalls als wahrhafte Erziehungsanstalten des Adels. Denn indem keiner, dessen Ehre und guter Name irgend befleckt war, an ihnen Theil nehmen durfte, und doch alles Dichten und Trachten des Knaben und Jünglings von Jugend auf nach ihnen und ihrem hohen Waffenruhme gerichtet war, wurde die Ritterschaft eine Pflegeschule der Ehre und Sittlichkeit, so wie jeglicher Heldentugend. Es bewährte sich an diesem ganzen Zeitalter, daß Sitte und Tugend nicht sowohl durch den Begriff erlernt werden, als vielmehr des Beispiels und der großen Antriebe im Leben bedürfen, um ein Geschlecht zu beherrschen.

In so schönem Lichte muß uns die Idee und der Sinn des Ritterthums erscheinen, in den Zeiten, da es am herrlichsten blühte; und wenn auch eine Idee nie vollkommen in das Leben übergehen kann, so daß man sagen könnte, hier oder dort sei sie ganz und rein vorhanden; wenn auch in der besten Zeit des Ritterthums Rohheit und Ungebühr noch häufig genug erscheinen, so ist doch nicht zu leugnen, daß sehr viel von den erhabenen Gedanken, die dem Ritterthume zum Grunde lagen, in das Leben getreten ist. Und schon dieses ist etwas Großes, was das christliche Mittelalter in sittlicher Hinsicht über Griechen und Römer stellt, daß eine so großartige Idee nur gefaßt und aufgestellt und von Tausenden mit dem ganzen Feuer der Seele geliebt wurde.

Für die Gesammtheit der christlichen Nationen ist das Ritterthum von der höchsten Wichtigkeit dadurch gewesen, daß es, als schon das Kaiserthum seine Kraft verloren hatte und das Ansehen der Kirche zu wanken anfing, doch noch durch die Grundsätze der Ehre, der Geradheit und des männlichen Wortes ein sittliches Verhältniß unter den Völkern möglich machte; ein fester Pfeiler gegen das Einbrechen neuer Barbarei.

Der hier beschriebene Gang der Bildung eines jungen Ritters war der vollständige und kann als die Regel gelten. Doch hatte nicht jeder Knappe Gelegenheit, einem einzelnen Ritter zu dienen, und mancher, dem etwa die Mittel zur Selbstständigkeit fehlten, gelangte nie zur Ritterwürde. Mit der Aufrechthaltung derselben waren so bedeutende Ausgaben verbunden, daß viele dazu gar nicht das Vermögen besaßen; denn es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die blühende Ritterzeit auch einen sehr großen Luxus in Kleidern, Waffen, Edelsteinen u. s. w. und einen unermeßlichen Aufwand bei Turnieren und sonstigen Festen eingeführt hatte.

Aber in und neben dem Luxus zeigten sich auch die Wirkungen eines edleren Sinnes und Geschmackes in dem ganzen äußeren Zustande und namentlich in der Kleidung der Menschen. Statt der faltigen Gewänder aus schwerem Stoffe des 9. und 10. Jahrhunderts, welche die Körperform wenig sehen ließ, wurden die Kleider enger, an die Stelle der steifen Leinwand trat die weichere Wolle und ließ die kräftige Form des Mannes

und die schlanke Gestalt der Frauen, auf die man großen Werth legte, dem Auge sichtbar werden. Die Frau warf die verhüllenden Hauben und Kopftücher weg, und ließ die Lockenfülle des Haares auf die Schultern herabwallen. Auf der Stirn wurde das Haar durch einen Ring festgehalten, der bald die Gestalt eines Diadems, bald einer wirklichen Krone annahm und sehr kleidsam war. Nicht nur Fürstinnen, sondern auch Ritterfrauen trugen Diadem und Krone. (Späterhin kamen sie nur fürstlichen Personen zu). Jene Umwandlungen geschahen im Zeitalter der Minnepoesie und des Frauencultus. Auch die jungen Ritter gaben das kurze Haar als knechtisch auf und trugen dasselbe gern in Locken, auch machten sie das Gesicht frei vom Barte. Nur die Kaiser und Fürsten behalten den gestutzten Vollbart als Standeszeichen bei. (Unter den Luxenburgern kommt allgemein der Knebelbart auf).

Es ist beachtenswerth, wie der geistige Zustand einer Zeit sich auch in der äußern Erscheinung der Menschen ausspricht, und wir verfolgen diese Bemerkungen noch etwas über die beste Zeit des Mittelalters hinaus.

Mit dem Verfall der edleren Ritterzeit artete auch der Luxus in das Abenteuerliche, Geschmacklose Uebertriebene und Unnatürliche aus. Das 14. und 15. Jahrhundert zeugen davon in aller Weise. Das Diadem der Frauen macht den wunderlichsten Kopfbedeckungen Platz. Die Locken müssen aufgebunden und geflochten werden, Nacken und Brust werden entblößt. Später wird das Haar ganz weggebunden oder rasirt, so daß man es unter der Haube gar nicht sieht. Die Hauben sind oft so hoch, mit Hörnern, daß sie nicht durch die Thür kommen konnten. Schleppen von zwei, drei und mehr Ellen verlängern die Kleider; Schellen werden an den Gürteln und Gehenken bei Männern und Frauen angeheftet. „Wo die Herren seien, das klingen die Schellen", heißt es in der Chronik. Schnabelschuhe dienen zum Unterschied der Stände. Der Schnabel war für Damen und Barone zwei Fuß lang, bei reichen Bürgerlichen ein Fuß, für gewöhnliche Leute ein halber Fuß. Sie waren entweder schlaff und wurden mit einem Kettchen am Knie oder am Gürtel in die Höhe gehalten, oder sie wurden ausgestopft und gesteift und standen in die Höhe. In der Schlacht bei Sempach, wo die östreichischen Herren mit den Schweizer Bauern zu Fuß fechten wollten, hieben sie erst die Schnäbel von den Schuhen. „Man hätte damit gefüllt einen Wagen", sagt die Chronik.

Die Männer schnüren sich schon, schmücken die Haare köstlich und tragen kostbare Hüte.

Der unvernünftige Aufwand und die Schamlosigkeit, Enge, Kürze und Entblößung der Kleider drang im 15. Jahrhundert auch in den Bürgerstand der Städte ein und rief dadurch den Widerstand der Obrigkeiten und Geistlichen hervor, allein weder Gesetze noch Strafpredigten schlugen durch, bis die Reformation wieder Ernst in das Leben bringt und zur Natur zurückführt. Die großen, thurmartigen Hauben machen dem Baret mit der Haarhaube Platz; unten verkürzt sich die Schleppe und verliert sich bald ganz, so wie oben die schamlose Entblößung. Auch die Männer trugen statt des Filzhutes das leichte und feine Baret, welches bei Geistlichen und älteren Männer dunkelfarbig war; die Jugend dagegen liebte hellere Farben. Der Ritter trug es gern hochroth, Fürsten und Grafen carmoisinfarbig.

Die spanische Tracht, dann die Staats-Perrücke und der Reifrock, endlich die Periode des Zopfes gehören den späteren Jahrhunderten an.

59. Die Städte.

Indem sich der Adel des deutschen Volkes also kräftig ausbildete und das Schwert für die Ehre des Glaubens wie des Vaterlandes führte, arbeiteten die Bürger in den Städten in Emsigkeit und Fleiß für seinen Wohlstand. Die deutschen Städte wuchsen in diesem Zeitraume zu immer größerer Volksmenge und Reichthum heran, und die Quelle des Allen war der Handel. Auch für ihn haben die Kreuzzüge die heilsamsten Folgen gehabt. Der Geist großer Unternehmungen wurde geweckt; die kostbaren Waaren der mittäglichen Länder kamen häufiger nach Europa; besonders führten die italienischen Seestädte, Venedig, Genua und Pisa, die Waaren des Morgenlandes herbei, und dann gingen sie, wie die Erzeugnisse Italiens selbst, auf den alten Handelsstraßen über die Päſſe der Alpen nach Deutschland, verbreiteten sich dort auf Landstraßen und Flüssen, und was nicht im Lande selbst gebraucht wurde, wanderte immer weiter nach Norden, bis zu den Ländern der Nord- und Ostsee. Alles, was jetzt über die Meere nach den nördlichen Ländern gebracht wird, nahm damals den Weg durch Deutschland, und bei so ausgebreitetem Zwischenhandel, wozu auch der Verkehr mit den Erzeugnissen des eigenen deutschen Fleißes kam, blüheten die alten Städte des Reiches auf das Herrlichste. Augsburg, Straßburg, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Worms, Speier, Mainz und Frankfurt im südlichen Deutschland; im nördlichen Köln, Erfurt, Braunschweig Lüneburg, Hamburg, Bremen und Lübeck, und viele andere, erhoben stolz ihre Thürme, und eine fleißige, muntere Menschenmenge wogte in ihren Straßen. Ihr Reichthum gab vielen von ihnen bald die Mittel in die Hände, sich von aller Oberherrschaft einzelner Fürsten frei zu machen und eine Selbstständigkeit zu erreichen, welche sie nach und nach in die Reihe der wirklichen Reichsglieder brachte.

Dieses Emporsteigen ging freilich langsam und hatte nicht überall den gleich günstigen Erfolg. Der erste Schritt dazu geschah schon im 10. Jahrh. da, außer der Vermehrung der Zahl der Städte im östlichen Deutschland und der Belebung ihres ganzen innern Zustandes durch Heinrich I., auch, nach dem Beispiele der älteren römischen Städte im westlichen und südlichen Theile, die Bischofssitze zu Immunitäten oder selbstständigen Gerichtsbarkeiten erhoben wurden, in welchen die gräfliche Gewalt auf bischöfliche Vögte überging. Nach dem Beispiele dieser bischöflichen Städte erhielten dann auch viele andere Orte einen kaiserlichen Vogt und wurden dadurch von den Landgerichten eximirt. Die Verfassung einer bischöflichen Stadt wurde mit dem Ausdrucke Wicbildrecht bezeichnet (wic ist sanctus); die Grenzen der Immunität wurden durch das Bild des Stiftsheiligen bezeichnet, daher der Ausdruck Wicbild (Weichbild) für den District, und später für das Recht selbst[1]). Der Vogt einer bischöflichen Stadt hieß advocatus casae dei (daher Kastvogt). Der Name Weichbild und Weichbildrecht dehnte sich nach und nach auch auf die nichtbischöflichen Städte aus.

Der fernere Fortschritt einer Stadt aus der Immunität zur wirklichen Selbstregierung ging so, daß der Vogt, als Richter an der Stelle des Grafen, sich seine Schöffen aus dem Gemeinderathe nahm, dessen Mitglieder

1) Es ist eine der vielen Erklärungen des zweifelhaften Wortes, die manches für sich zu haben scheint; Andere nehmen Wic in der Bedeutung Stadt und geben verschiedene Erklärungen der Endung bild.

vor dem 12. Jahrh. cives, in der vorzugsweisen Bedeutung, später, nach dem Beispiele der lombardischen Städte, consules, Rathsmannen hießen; ihr Vorsteher hieß proconsul oder magister consulum, Bürgermeister. Die angesehenen Geschlechter, aus welchen die Rathsmannen gewöhnlich genommen wurden, bildeten eine städtische Ritterschaft, die man patricische Geschlechter nannte. Da dieses Collegium auch die Verwaltung des Gemeindegutes und der städtischen Polizei hatte, so ist es leicht begreiflich, wie sein Einfluß immer stärker werden, wie es endlich zu einer unabhängigen Verwaltung aller städtischen Angelegenheiten im Innern und nach Außen sich ausdehnen mußte und die Bürgermeister dem herrschaftlichen Vogt wenig Mitwirkung ließen. Er mußte froh sein, wenn ihm nur noch die Gerichtsbarkeit blieb; und selbst diese bei günstiger Gelegenheit an sich zu bringen, fehlt es den Gemeinderäthen nicht leicht an Mitteln.

Es blieb aber nicht bei den Rathsmannen, sondern es bildete sich noch ein anderes Element aus den Verbindungen der Handwerker in den Städten, den Zünften und Innungen, und erhob sich zur Theilnahme an der Verwaltung. Sie bringen es durch die aus der Gewerbthätigkeit und dem blühenden Verkehr ganz natürlich in ihnen anwachsende Kraft dahin, daß sie bei den Angelegenheiten der Stadt mit befragt werden müssen; und welche Geltung sie erlangt haben, offenbart sich in vielen Städten in ihrem oft siegreichen Kampfe gegen die patricischen Geschlechter.

So fehlte nun endlich nur noch, daß man es dahin brachte, den Vogt, der früher Alles vermocht hatte, ganz aus der Stadt zu vertreiben, und auch diese Stufe wurde, hier früher, dort später, hier durch Gewalt, dort durch Kauf oder auf anderm Wege rechtlicher Abtretung, erreicht, sei es vom Kaiser, oder dem Bischofe, oder dem Fürsten. Wo die Landeshoheit blieb, haben wir Landesstädte, wo sie entfernt wurde, freie Städte des Reichs.

Sehr wichtig war es nun natürlich für jede Stadt, sich in dem Besitze der errungenen Rechte schützen zu können. War die Stadt nicht gleich bei Ertheilung des Weichbildes befestigt worden, so erfolgte dies doch gewiß bald nachher. Zwar war die Befestigung oft nur schlecht, wie denn z. B. Augsburg und Ulm noch im 14. Jahrh. blos von einem Pfahlwerke umgeben waren; allein das rege Leben und die wachsenden Mittel der Stadt schufen bald, was der vollkommeneren Kriegsart der Zeit gemäß war.

Auch dadurch suchten die Städte ihre Macht zu vermehren, daß sie Grundeigenthum umher und Ausbürger oder Pfahlbürger (davon benannt, daß sie außerhalb des Pfahlwerks wohnten) aufnahmen. Freie Leute, sogar ritterlichen Geschlechts, setzten häufig Meier auf ihr Gut und zogen in die Stadt, wo sie Schutz und sichern Aufenthalt fanden; ja, mancher erhielt sogar, ohne Veränderung seines Wohnortes, das Bürgerrecht gegen Uebernahme der Bürgerpflichten, besonders zur Vertheidigung der Stadt. Auf solche Weise bildete sich eine Reihe von freien Gemeinden, welche in den Kreis der unabhängigen Reichsglieder zu treten fähig waren; und die Kaiser hatten ein ganz natürliches Interesse, — nur die Hohenstaufen haben es, aus Haß gegen die übermüthigen lombardischen Städte, verkannt, — diese Reichsglieder zu fördern und sie als Gegengewicht gegen die so mächtig emporstrebende Landeshoheit der Fürsten zu gebrauchen. Gefährlich konnte die städtische Macht dem Kaiserthum nicht werden, weil sie immer den kaiserlichen Schutz gegen den Adel brauchte. Auf der andern Seite konnten

sich aber auch die Städte nicht getrieben fühlen, einen willkürlichen Despotismus der kaiserlichen Gewalt zu fördern, und so bildeten sie eine sehr nützliche Mittelmacht zum Schutze der Reichsverfassung.

Die Stellung, welche die Städte gegen die weltliche und geistliche Fürstengewalt in Deutschland einzunehmen anfingen, nöthigte sie augenscheinlich, sich eine kriegerische Verfassung zu geben und ihren innern Organismus nach dieser Seite hin einzurichten; und dieses war ein wichtiger Fortschritt für sie. Denn wären Handel und Gewinn einzig das Ziel des bürgerlichen Treibens in den Städten gewesen, so würden sicherlich bald alle die Uebel entstanden sein, welche nicht ausbleiben, wenn sich der Mensch in diesen Bestrebungen mit seinem Gemüthe verliert; die Bürger hätten die Freiheit und den Stolz des Herzens in dem Trachten nach irdischem Gute dahingegeben. Aber nun stand ihnen, in den Zeiten des Faustrechts, der ganze Adel der Nation gegenüber; Fürsten, Grafen und Ritter sowohl, als die Bischöfe und Aebte, eifersüchtig auf die wachsende Macht der Städte, beachteten genau ihr Thun und Treiben und warteten nur auf Gelegenheit, ihrer Freiheit Abbruch zu thun.

Wollten die Städte so vielen Feinden nicht erliegen, so mußten sie auch die Waffen zur Hand nehmen und den männlichen Muth in der Brust bewahren, welcher der Schild der Freiheit ist. Von den Nürnberger Patriciern heißt es in einer alten Schilderung: „Die Geräthe ihrer Häuser bestehen größtentheils aus Silber und Gold; doch fällt nichts mehr in's Auge, als Schwert, Harnisch, Streitkolbe, und die Pferde, die sie besonders als Merkmale ihres Adels und alten Geschlechtes aufstellen. Aber auch der gemeine Mann hat seine Waffen in guter Ordnung in seinem Hause, um bei der ersten Bewegung sogleich mit demselben an dem ihm angewiesenen Lärmplatze zu erscheinen." — Die ganze städtische Ordnung und besonders auch die der Zünfte war mit auf den Krieg berechnet, und bei einer Gefahr der Vaterstadt versammelte sich jede Zunft an ihrem Platze und zu ihrem Banner, zog zusammen aus und kämpfte vereint in der Schlacht. Das war eine schöne Einigung, die durch Krieg und friedliche Beschäftigung fest geknüpft wurde; und der Wetteifer der Zünfte in der Tapferkeit hat oft einer bedrängten Stadt den Sieg errungen. Die Bürger der Städte insgesammt verloren sich nun nicht in der Verweichlichung des sitzenden Lebens im eingeschlossenen Raume des Hauses, sondern sie wurden an Leib und Seele kräftige Männer und ein freigesinntes Geschlecht. Und trotz ihres Reichthums, trotz des außerordentlichen Aufwandes bei großen Festlichkeiten, welchen die Ehre forderte, war in der älteren, besseren Zeit ihr tägliches Leben sehr einfach und mäßig, durch das Bedürfniß künstlicher Genüsse nicht verdorben; daher blieben ihre Körper stark und ihr Wohlstand dauerhaft. Denn des Wohlstandes Quelle und Stütze ist nicht sowohl der reiche Erwerb, als die Mäßigkeit, welche das Erworbene zu erhalten weiß. „Daß die Deutschen reich sind" sagt der Italiener Macchiavelli in seiner Schrift Ritratti della Alamagna, „kommt daher, daß sie wie Arme leben. Es ist ihnen genug, Ueberfluß an Brod und Fleisch zu haben und eine Stube, wohin sie sich vor der Kälte flüchten können. So geht kein Geld aus ihrem Lande, es kommt vielmehr Geld in ihr Land für die Waaren, die sie selbst verfertigen. — Die Macht Deutschlands beruht auf seinen freien Städten; sie sind der Nerv der Provinzen, denn bei ihnen ist Geld und Ordnung."

Die Städte-Vereine. — In dieser Zeit des gehobenen städtischen Lebens entstanden mehrere Bündnisse deutscher Städte unter einander zum Schutz des Friedens und der allgemeinen Sicherheit und zur Aufrechthaltung ihrer Freiheit und ihres Handels. So errichteten ums Jahr 1250 siebenzig Städte im südlichen Deutschland zu Mainz den rheinischen Bund zum Schutz und Trutz, und widersetzten sich kräftig den Anmaßungen des Adels. Nach der Mitte des 14. Jahrhunderts entstand der schwäbische Städtebund, der gleichfalls sehr zahlreich war, und mehrere andere.

Der größte Bund unter allen war aber die Hansa. Schon früh im Mittelalter hatten deutsche Handelsstädte Verbindungen in den großen Handelsplätzen anderer Länder angeknüpft und daselbst Waarenlager und Faktoreien angelegt. Solche Faktoreien führten den Namen Hanse, wahrscheinlich von dem Worte hansa, welches Handelsabgaben bedeutet (mit dem späteren römischen Worte ansaria, verwandt); und indem nun mehrere solcher Hansen in fremden Staaten sich vereinigten, so entstand eine gemeinschaftliche deutsche Hanse daselbst. Schon sehr früh finden wir in London deutsche Hansen von Köln, Hamburg, Lübeck, Bremen und andern Städten, und vielleicht ist ihre Vereinigung eine Hauptveranlassung zu der Bildung des ganzen Bundes gewesen. Eben so ist für seine Bildung sehr wichtig das Bündniß, welches im J. 1241 die Städte Lübeck und Hamburg mit einander schlossen und welches gewöhnlich als der erste Anfang des ganzen Bundes angesehen wird. Beide Städte sollten Schiffe rüsten und Bewaffnete stellen, um die Landstraße zwischen der Trave und Elbe und die Gewässer, auf denen beide ihre Waaren in's Meer schickten, gegen jede Räuberei zu beschützen. Bald schlossen sich mehrere nördliche Städte an den Bund an; um's J. 1300 zählte er schon sechzig Städte, vom Niederrhein bis nach Preußen und Liefland, späterhin bis hundert, und in der Mitte des 14. Jahrh. findet sich der Name Hansa allgemein verbreitet. In Deutschland gehörten, außer Lübeck und Hamburg, noch Bremen, Stade, Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Kolberg, Stargard, Salzwedel, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Lüneburg, Osnabrück, Münster, Coesfeld, Dortmund, Soest, Wesel, Duisburg, Köln, und viele andere dazu, und außer Deutschland Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Narva, Calmar, Whisby, Stockholm u. s. w. Sie zogen den Handel in der Ostsee ganz und auch den in der Nordsee großentheils an sich und hatten vier Waarenniederlagen: zu Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern und zu London. Ihr Hauptgeschäft war ein überaus großer Zwischenhandel. Aus dem Norden holten sie die wichtigen Schiffsbaumaterialien, Hanf, Flachs, Theer, Pelzwerk, geräucherte und getrocknete Fische, welche bei den strengen Fastengesetzen der katholischen Christenheit in nicht zu berechnender Menge gebraucht wurden. Die Heringsfischerei war fast ganz in ihren Händen. Aus England holten sie Zinn, Wolle und Tücher, die sie roh ausführten und zum Theil in Deutschland färben und zubereiten ließen. Brügge in Flandern, eine der wichtigsten Handelsstädte jener Zeit, war die Niederlage für die asiatischen, italienischen und westeuropäischen Waaren, welche die Hanseaten von dort nach dem Norden Europa's führten: Gewürze aller Art, Seidenwaaren, Gold- und Silberwaaren, Südfrüchte u. s. w. Auch auf den Absatz der deutschen Erzeugnisse übte dieser Handel den wohlthätigsten Einfluß aus:

Leinewand, Tuch, Metallwaren, Korn, Mehl, Bier, dieses damals noch nicht vom Branntwein, Kaffe und Thee verdrängte Lieblingsgetränk, Rheinwein, und der vor dem Gebrauche des Indigo so stark gesuchte Waid, der in Deutschland viel gebaut wurde, und so vieles Andere, fand durch die Hansa den Weg in fremde Länder. Bei solchen Quellen des Reichthums kann es uns nicht wundern, daß der Bund, wenn er seine Kräfte vereinigte, reicher und mächtiger war, als die nordischen Königreiche. Er konnte ganze Flotten und Heere zusammenbringen, selbst wenn auch nur eine Anzahl seiner Städte sich zusammenthat; man bewarb sich um seine Freundschaft; er zwang den König Philipp VI. von Frankreich, den Engländern alle Handlung auf den französischen Küsten zu verbieten, und nöthigte England, den Frieden mit ihm um 10,000 Pfund Sterling zu erkaufen; eroberte in den vielen Kriegen mit Dänemark viermal Kopenhagen und übte mehrmals einen entscheidenden Einfluß auf die Königswahl aus, wie er denn überhaupt die nordischen Reiche lange in seiner Abhängigkeit erhalten hat. Die Stadt Lübeck konnte stolz sein, das Haupt eines solchen Bundes zu heißen. Er theilte sich in vier Klassen: 1) die wendische, wovon Lübeck noch besonders das Haupt war; 2) die westphälische, mit Köln an der Spitze (Köln wetteiferte mit Lübeck um den Vorrang; es trieb starken Seehandel und stiftete in London das berühmte deutsche Haus; sein Seehandel verfiel aber, als Dortrecht sein drückendes Stapelrecht erhielt); 3) die sächsische Klasse, Hauptort Braunschweig, und 4) die preußische und liefländische mit Danzig an der Spitze.

Wie groß und volkreich die Städte waren, gerade in den Zeiten, da das Faustrecht am ärgsten tobte, bezeugen viele Urkunden. Im 14. Jahrh. z. B. hatte Aachen 19,826 wehrhafte Männer, Straßburg 20,000 Bewaffnete; Nürnberg 52,000 Bürger und jährlich 4000 Geborne. Bei einem Aufstande der Lübecker Bürgerschaft bewaffnete der Rath allein 5000 Kaufleute und deren Diener, und noch im J. 1580, als die Zeit ihrer höchsten Blüte längst vorüber war, zählte die Stadt noch zwischen 50—60,000 wehrhafte Männer und an gesammter Bevölkerung über 200,000 Menschen. Und neben diesen und andern großen Orten war das deutsche Land mit einer Menge Städte von mittlerer Größe bedeckt, welche gleichfalls in Wohlstand und Volksmenge blüheten, jetzt aber zum Theil nur noch als Schatten ihrer ehemaligen Blüte dastehen; wie z. B. die vielen Reichsstädte in Schwaben.

Von dem Reichthum der deutschen Städte redet noch Aeneas Sylvius im 15. Jahrhundert, als ihr Glanz doch schon zu sinken angefangen, mit großer Bewunderung. „Die Könige von Schottland möchten wünschen", sagt er, „so zu wohnen, wie ein mittelmäßiger Bürger von Nürnberg. Wo ist ein Gasthaus bei euch, wo man nicht aus Silber trinkt? Welche, ich will nicht sagen vornehme, sondern auch nur bürgerliche, Frau ist nicht mit Gold geziert? Was soll ich von den Halsketten der Männer und von den Pferdezäumen sagen, die aus dem reinsten Golde gemacht, und von den Sporen und Scheiden, die mit edeln Steinen bedeckt sind?"

Die Quelle solches Reichthums an edlen Metallen in Deutschland waren, außer dem Handel, auch die nach und nach entdeckten Bergwerke. Im J. 1477 z. B. speiste Herzog Albrecht von Sachsen in dem Bergwerke zu Schneeberg im Erzgebirge auf einer gediegenen Silberstufe, aus welcher nachmals vierhundert Zentner Silber gewonnen sein sollen.

60. Der Bauernstand.

Die Blüte und Macht der deutschen Städte ist auch eine Hauptstütze des wieder emporkommenden freien Bauernstandes geworden. Auch in den Bewohnern des Landes, welche unter dem Drucke der Leibeigenschaft das Feld für einen Herrn bauen mußten, oder auch in einem gelindern Grade der Unfreiheit standen, erwachte bei dem Anblicke der blühenden freien Städte die Liebe der Freiheit und Selbstständigkeit, und wenn diese einmal recht geweckt ist, so ruhet sie nicht, bis sie ihre Bürde von sich geworfen hat. Doch darf das allmälige Emporkommen des Standes freier Landbauer nicht etwa aus Einer Quelle abgeleitet werden; sondern es war eine Folge vielfacher zusammenwirkender Ursachen, welche hier früher, dort später, hier auf die eine, dort auf die andere Weise, einem Einzelnen, oder einer Familie, oder einer ganzen Ortschaft, Freiheit und Grundbesitz verschafften. Auch in dieser Hinsicht haben die Kreuzzüge die wichtigsten Folgen gehabt.

Auf den Befehl des Papstes mußte jedem Knechte, welcher das Kreuz nahm, um mit in das gelobte Land zu ziehen, von seinem Herrn die Freiheit gegeben werden; und Tausende von ihnen zogen aus und wurden frei. In einem andern Falle schenkte der Herr, ehe er selbst den Kreuzzug antrat, aus Frömmigkeit seinen Knechten die Freiheit, oder er kam nicht wieder zurück, hatte auch keine nahen Erben, und in der Verwirrung des Erbschaftsstreites machten sich viele seiner bisher dienstbaren Leute unabhängig. Am leichtesten konnte ihnen, sowie überhaupt den Unterthanen des Adels, dieses gelingen, wenn sie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben sich in deren Schutz und zogen entweder in dieselben, oder blieben auf ihrem Erbe, hießen nun Pfahlbürger oder Ausbürger der Stadt, und wenn ihr Herr sie zur Dienstbarkeit zwingen wollte, hatte er es mit der mächtigen Stadt oder gar mit dem ganzen Bunde zu thun, zu welchem sie gehörte. Nun ist nicht zu leugnen, daß dabei gewiß manche Stadt in ihrem bürgerlichen Uebermuthe ihrem adeligen Nachbar Unrecht that, indem sie ohne einen Rechtsgrund seine Unterthanen gegen ihn in Schutz nahm; allein sie gedachte wohl an das Unrecht, welches ihr der Ritter selbst oder seine Vorfahren zugefügt hatten; denn Unrecht gebiert Unrecht; oder sie war mit ihm in offenbarer Fehde und glaubte ihm auf alle Weise schaden zu dürfen. Als nun die Herren sich in Gefahr sahen, alle ihre Unterthanen, einen nach dem andern, zu verlieren, wenn sie sie mit Gewalt in der Dienstbarkeit erhalten wollten, gaben sie ihnen lieber selbst, unter billigen Bedingungen, gegen leichtere Dienste und bestimmte jährliche Abgaben, die Freiheit. Und viele endlich mögen auch wohl von selbst, aus guter Gesinnung und durch die Aufklärung der Zeiten, eingesehen haben, daß es sowohl edler, als auch selbst vortheilhafter sei, sein Land durch freie Arbeiter bebauen zu lassen, welche im Gefühle, daß sie für sich und ihre Nachkommen fleißig sind, alle Kräfte des Geistes und Körpers gebrauchen, als durch Knechte, welche zur Arbeit getrieben werden müssen.

Auf solche Weise wurde, besonders in dem Zeitraume, von welchem wir jetzt reden, durch hundert verschiedene, bald leiser, bald offenbarer wirkende, Ursachen der Anfang gemacht, den Stand gemeiner freier Landleute, der in manchen Gegenden Deutschlands sehr zusammengeschmolzen war und der doch die Grundkraft der neueren europäischen Staaten werden sollte, wiederum aufzubauen.

Doch ist bei keiner Veränderung mehr, als bei dieser, der Grundsatz festzuhalten, daß eine solche Umbildung der Grundverhältnisse eines Volkes durchaus nur langsam geschehen kann, so daß erst nach Jahrhunderten die freien Landbauer anfingen, als ein eigner Stand gelten zu können.

61. Künste und Wissenschaften.

Wenn das menschliche Leben bis zu einer gewissen Stufe des Wohlseins erhoben ist, so wendet sich die Kraft nicht mehr allein auf die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, sondern sie strebt auch nach der Erzeugung des Schönen, welches dem Leben einen höhern Schmuck gewährt; und auch diejenigen Theile der Erkenntniß werden ausgebildet, welche ein freieres Spiel der geistigen Kräfte befördern. Daher mußten die Städte mit ihrem wachsenden Reichthume bald die Wiege deutscher Kunst und Wissenschaft werden. Dazu kam die höchste Erregung der Einbildungskraft und der Schwung, den die Kreuzzüge dem ganzen Zeitalter gaben. Neue, weite und außerordentliche Ideen erfüllten die Welt, hoben den Geist über das alltägliche Leben hinaus und erfüllten ihn mit Bildern, welche er in schönen Kunstgebilden darzustellen sich getrieben fühlte. Wenn wir auch keinen andern Beweis für die Herrlichkeit des Mittelalters hätten, als den Anblick der Kunstwerke aller Art, die aus jenen Zeiten zu uns reden, so hätten wir an ihnen eine hinreichende Widerlegung der Ansichten, welche das Mittelalter ohne Weiteres finster, barbarisch und unglücklich nennen. Eine finstere und unglückliche Zeit kann so erhabene Werke nicht hervorbringen, wie die Münster in Straßburg, Wien und Ulm, die Dome in Köln, Magdeburg, Speier, Freiburg, und so viele andere Kirchen in deutschen und niederländischen Städten; denn die Kunst gedeiht einzig in dem Lichte der Freiheit und in der Wärme des freudigsten Lebensgefühles.

Wir haben hier Beispiele aus der Baukunst genommen, und in der That ist kaum eine andere Kunst, die den ächten deutschen Geist so eigenthümlich ausdrückte, als diese. Was wir die gothische Baukunst nennen und besser mit dem allgemeinen Namen der deutschen bezeichnen sollten, ist eine Vereinigung der höchsten Kühnheit und Erhabenheit des Gedankens, aus religiöser Begeisterung und tiefem Naturgefühle entsprungen, mit dem bewundernswürdigsten Fleiße in der Ausführung des Einzelnen. Bei der Betrachtung jener außerordentlichen Gebäude wird unser Herz groß und die Brust weit und wir verlieren und vergessen uns selbst ganz in der Größe des Werkes; es ist als wenn der Geist an dem kühnen Gebilde mit gen Himmel emporgetragen würde und die irdische Schwäche ablegte. Das ist aber das rechte Probezeichen von allem, was in der Natur und unter den Werken der Menschen in Wahrheit erhaben ist. Und wenn das Auge, nachdem es sich von dem ersten, überwältigenden Eindrucke des Ganzen gesammelt hat, auch das Einzelne betrachtet, so findet es keinen Stein an dem ungeheuren Gebäude, welcher in seiner rohen Gestalt eingefügt wäre; sondern fast ein jeder trägt irgend eine künstliche Arbeit an sich, welche in die Verzierung des Ganzen hineinpaßt. Wie in Gottes Schöpfung kein Grashalm ist, welcher nicht seine eigne Schönheit und Zierde hat, und wie dieser Halm mit den Millionen seines Gleichen und mit Bäumen und Felsen und Seen zusammen ein großes reiches Bild darbietet, so diese Werke deutschen Fleißes und deutscher Kunst, die treu in dem Kleinsten und erhaben in dem Gedanken des Ganzen, in solcher Vereinigung der beiden End-

punkte von den Werken keines Volkes der Erde übertroffen sind. Es ist ein ewiger Ruhm unsers Volkes und jener Zeiten, daß es zu solchen Werken den Fleiß, die Geduld und die Kosten nicht gescheut, während die spätern Geschlechter nur allzu häufig ihre Kraft an Dinge verschwendet haben, welche keine Spur auf Erden zurücklassen. — Von dem Münster in Straßburg merken wir uns noch, daß er der höchste Thurm in Europa, und 594 Fuß hoch ist; Bischof Werner hat angefangen, das Fundament zur Kirche im J. 1015 zu legen, sie wurde aber erst im J. 1275 vollendet. Darnach entwarf der treffliche Werkmeister Erwin von Steinbach den Plan zu dem Thurme; im J. 1277 wurde der Bau desselben begonnen, und 1439 durch den Werkmeister Johann Hülz aus Köln vollendet; also daß an dem Werke 424 Jahre gearbeitet ist. — Von dem Kölner Dome, welcher in seiner Anlage (durch den Erzbischof Konrad von Hochsteden im J. 1248) noch großartiger ist, ist nicht einmal die Kirche selbst, geschweige der Thurm, fertig geworden, obgleich der Bau 250 Jahre gedauert hat. Darüber werden wir uns nicht verwundern, wenn wir die Tausende von Bildern sehen, die in diesen Steinen ausgehauen sind. (Es ist eins der guten Zeichen des 19. Jahrh., daß man den Muth gefaßt hat, an den Riesenbau des Kölner Domes von Neuem Hand anzulegen.)

Um die Entstehung und noch mehr die gediegene Ausführung jener Wunder der Baukunst, durch so viele Menschenalter hindurch, nach gleichem großartigen Plane, einigermaßen zu begreifen, müssen wir bemerken, daß nicht einzelne Baumeister mit wechselnden, bald gut bald schlechten, Werkleuten, wie in unserer Zeit, solche Werke unternahmen, sondern daß es eine große, über ganz Deutschland, ja über die meisten Länder Europa's ausgebreitete Gesellschaft von Bauleuten gab, welche durch feste Ordnung, durch Religion und Standesehre zusammengehalten wurden. — Schon unter den Römern gab es Baugesellschaften von großer Ausdehnung; Ueberreste derselben erhielten sich später in den Klöstern, beschäftigten sich vorzüglich mit dem Bau der Kirchen und bildeten so den höheren Styl der christlichen Baukunst aus. Auch weltliche Bauleute wurden wohl in die Gesellschaften aufgenommen; und als mit dem 11. Jahrh. die Kraft des Mönchswesen im Wohlleben der erworbenen Reichthümer zu erschlaffen anfing, gewannen die weltlichen Bauleute nach und nach die Oberhand und bildeten nun die großen Genossenschaften von welchen jene bewundernswürdigen Werke vollführt sind. Sie behielten geheimnißvolle Zeichen und Gebräuche bei, durch welche die Gesellschaften der höheren Baukunst von den gemeinen Handwerkern geschieden wurden. Jede Genossenschaft hatte ihren Schutzpatron, nach welchem sie sich benannte, und wo ein großes Werk ausgeführt werden sollte, da sammelten sie sich aus vielen Gegenden, so daß ihre Kunst als ein Gemeingut über die meisten christlichen Länder verbreitet wurde. Diese wichtigen Gesellschaften erhielten von Kaisern und Königen Freibriefe und sogar eigne Gerichtsbarkeit welche von dem obersten Baumeister ausgeübt wurde. Neben dem Bauplatze eines großen Werkes, an welchem Jahrhunderte gebaut wurde, war gewöhnlich eine hölzerne Hütte errichtet, im Innern anständig ausgezieret, in welcher der Baumeister, mit dem Gerichtsschwert in der Hand, unter einem Baldachin saß und Recht sprach. Eine besondere Wichtigkeit erhielt die Hütte in Straßburg bei dem großen Baue des Münsters. Sie wurde bald als die vornehmste in Deutschland angesehen, ihre Einrichtungen wurden nachgeahmet und oft

holten sich die anderen Hütten von ihr Rath und Entscheidung in Streitsachen.

Aber auch in diesen Verbindungen ging der großartige Sinn mit dem Absterben des ganzen Geistes des Mittelalters am Ende desselben zu Grunde. Die großen Bauunternehmungen hörten auf; die Kräfte der Menschen zersplitterten sich nach allen Richtungen; das Kriegswesen nahm die Mittel der Staaten so sehr in Anspruch, daß für große Denkmäler der Kunst wenig mehr geschehen konnte, wie im Verlaufe der Geschichte sich künftig näher entwickeln wird[1]).

Zur Ausschmückung der Kirchen und anderer heiligen Oerter wurde auch die Malerkunst fleißig geübt; und auch von ihr sind unsere alten Städte noch herrlicher Werke voll. Die deutsche Kunst ist ernst, keusch und sinnvoll, wie des Volkes ganze Art; das Bedeutungsvolle ist das Vorherrschende. In den Gesichtern der heiligen Apostel oder ehrwürdigen Bischöfe, so wie andächtiger Männer und Frauen, die in frommer Betrachtung und im Gebete dargestellt werden, drückt sich der höchste Ernst der Seele und eine Tiefe des Gemüthes aus, welche wohl vergeblich in den Kunstwerken eines andern Volkes gesucht wird, obwohl andere in Anmuth und Fülle der Farben und täuschender Darstellung Vorzüge haben mögen. In diesen Gemälden zeigt sich ebenfalls der unermüdete deutsche Fleiß, welcher auch die kleinste Verzierung des Gewandes oder des Geräthes nicht zu gering achtet, die Treue und Wahrheit daran zu bewähren. Zwar ist die Malerkunst bedeutend später auf ihre eigentliche Höhe gelangt, und die Namen der berühmtesten deutschen und niederländischen Maler, welche in gleichem Geiste gearbeitet haben, gehören erst dem 15. und 16. Jahrh. an; allein auch in früherer Zeit wurden schon herrliche Gemälde aus der heiligen Geschichte für die Kirchen gemalt, deren Meister unbekannt sind. Am berühmtesten wurden später Joh. von Eyck, aus Brügge, gest. 1441, der für den Erfinder der Oelmalerei gehalten wird, sein Landsmann, Hans Hemling, Martin Schön, von Culmbach in Franken, Michael Wohlgemuth aus Nürnberg, und vor Allem der Nürnberger Albrecht Dürer, geboren 1471, gestorben 1528, dessen Geist und hoher Ernst aus allen seinen Werken spricht; Lukas Kranach endlich, geb. 1470 und gest. 1553.

Eine dritte herrliche Kunst des Mittelalters, welche in der Zeit der schwäbischen Kaiser vorzüglich blühte, ist die Dichtkunst. Auch sie zog aus der Begeisterung des ganzen Zeitalters der Kreuzzüge ihre Lebenskraft und war bei Großen und Niedrigen in hohen Ehren. Die berühmten Sänger, welche der Menschen Herzen mit dem Gesang der großen Thaten alter Helden zu erheben wußten, oder durch sanfte Klage rührten und wieder erheiterten durch anmuthigen Scherz, waren bei jedem Feste willkommen und zogen reich beschenkt von dem Hofe der Fürsten und Grafen in die blühenden Städte, und von einem Orte des deutschen Landes zum andern. Bisweilen wurde ein Wettkampf der Kunst angestellt, gleichwie die Ritter um den Preis der Waffen stritten, und von einer Versammlung ausgesuchter,

---

1) Seit Straßburg im J. 1681 unter französische Herrschaft kam, hörte die Verbindung der übrigen deutschen Hütten mit der Haupthütte in Straßburg nach und nach ganz auf und die Streitigkeiten der übrigen Haupt- und Nebenhütten veranlaßten endlich im J. 1731 einen kaiserlichen Befehl, wodurch die Vorrechte der Baugesellschaften vor andern Handwerkern ganz aufgehoben wurden.

kundiger Richter ertönten die Lieder in den sinnreichsten Weisen[1]). Einige der berühmtesten Dichter und Sänger aus dieser Zeit sind: Heinrich von Veldeck ums J. 1170, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Gottfried von Straßburg, Walther von der Vogelweide und Konrad von Würzburg. Auch Kaiser und Fürsten übten die Dichtkunst. Unter den Namen mehrerer Hohenstaufen sind uns Gedichte aufbewahrt; der Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg, Herzog Heinrich von Breslau, Heinrich der Erlauchte von Meißen, Herzog Johann von Braband, Graf Rudolf von Neuenburg, Kraft von Toggenburg und viele Andere zeichneten sich dadurch aus. — Eines der größten und herrlichsten deutschen Gedichte ist das Nibelungenlied, welches, wenn auch nicht ursprünglich in dieser Zeit gedichtet, doch damals in ein großes Ganze und in eine neue Gestalt gebracht ist; ein Gedicht so erhaben und tiefsinnig, als lieblich und rührend, so daß es mit Recht mit den homerischen Gesängen verglichen werden darf. — Das große Heldenbuch, welches auch aus der schwäbischen Zeit herstammt, enthält gleichfalls die erhabensten Dichtungen; und ums J. 1300 sammelte ein Züricher Rathsherr, Rüdger von Manesse, die Gedichte von hundertundvierzig Minnesängern.

In den Wissenschaften kann vielleicht das Mittelalter den späteren Zeiten nicht gleichgestellt werden, wie es dagegen in den bildenden Künsten im Ganzen über denselben steht; weil die Wissenschaften eine Frucht ernsten Nachdenkens und langer Erfahrung sind und ein Zeitalter auf dem Grunde fortbauen kann, welchen die früheren gelegt haben; die Kunst dagegen mehr eine freie Blüte der Natur und ein Werk glücklicher Begeisterung ist, und nicht sowohl erlernt, als durch die Eindrücke eines bewegten Zeitalters erweckt wird. Doch wurden auch die Wissenschaften nicht verachtet, sondern vielmehr von den hohenstaufischen Kaisern eifrig befördert. Als der Bischof Otto von Freisingen dem Kaiser Friedrich I. seine Chronik überreicht hatte, sagte ihm der Kaiser: „Die Chronik, so du weislich in guter Ordnung verfaßt, und was du, da es verdunkelt und verborgen war, zu Licht und Einklang erhoben hast, nehme ich mit außerordentlichem Vergnügen an und freue mich, wenn ich der Kriegsmühen überhoben bin, mit Lesung derselben, indem ich durch der Kaiser glänzende Thaten mich selbst zur Vortrefflichkeit anleite." — Wie Kaiser Friedrich II. für die Wissenschaften sorgte, haben wir schon bei seiner Lebensbeschreibung gesehen. Und wenn auch seine Sorge hierin vorzüglich auf seine italienischen Staaten und Universitäten gerichtet war, so muß doch die Rückwirkung von dort auf Deutschland in Anschlag gebracht werden, wie denn alle Zeichen darthun, daß Deutschland selbst in der regsten Entwickelung der Wissenschaft und Kunst begriffen war. Keine Zeit des Mittelalters kann sich darin mit der der Hohenstaufen vergleichen, und Friedrichs II. Geist hat ohne Zweifel auch bei uns kräftig eingewirkt.

62. Die Geistlichkeit und das Klosterwesen.

Die Wissenschaft hielt sich vorzüglich in jenem Zeitalter im Kreise der Geistlichen. Die Geistlichen waren durch ihr unabhängiges, vom Erwerbe abgewendetes, Leben zum freien Bilden und Bewahren der Wissen-

1) Wie z. B. der merkwürdige Krieg zu Wartburg, unter dem großsinnigen Landgrafen Hermann von Thüringen, im J. 1207.

schaften berufen. Man hat sich gewöhnt, die Klöster nur als die Sitze der Trägheit und Unwissenheit, der Heuchelei und Ueppigkeit, und wie vieler anderen Laster, zu betrachten. In diesem Urtheile ist wiederum die Ausartung mit der Sache selbst verwechselt, und, was im Abflusse der Zeiten, durch die veränderte Lage der Dinge, untergehen mußte, zugleich in seiner früheren, lebendigen Gestalt gänzlich verkannt. In Zeiten, da die kriegerische Gewalt im Leben vorherrschte und einen jeden, der sich ihrer nicht kräftig erwehren konnte, beugte oder zu Boden warf, waren die Klöster nicht nur eine Zuflucht für tausend Einzelne, welche in ihnen die ersehnte Ruhestätte fanden, sondern auch für die stillen, nach Innen gekehrten, Beschäftigungen des Geistes, welche im leisen, allmäligen Werden die Wissenschaften erzeugen. Ohne die Klöster besäßen wir von dem Schatze der alten Literatur, den sie hauptsächlich uns aufbewahrt haben, sehr wenig; ja wir würden über unsere eigene Vorzeit nichts wissen und eine sehr junge und kurze Geschichte haben. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst war das Vervielfältigen von Schriften so mühsam, daß ohne den Fleiß so vieler tausend Mönche in den Klöstern, welche mit bewunderungswürdiger Geduld, in mühsamer Schrift und mit künstlich ausgemalten Anfangsbuchstaben, ganze Werke abschrieben, aus der alten und mittlern Zeit fast alles verloren sein würde. Dazu waren die Verfasser der geschichtlichen Werke selbst fast durchgängig Geistliche. Ihre Namen finden sich im Anfange dieses und des folgenden Zeitraumes, und wenn wir ihre Werke lesen, so müssen wir von Achtung vor der ehrenwerthen, deutschen Geistlichkeit des Mittelalters erfüllt werden.

Uebrigens wirkte der kriegerische Geist des Mittelalters auch bedeutend auf die Sitten vieler Geistlichen ein. Der Erzbischof Christian von Mainz, der öfters des Kaisers Friedrich I. Heere in Italien angeführt und unter andern im J. 1174 die sehr hartnäckige Belagerung von Ancona geleitet hat, war ein eben so tapferer Krieger als gewandter Staatsmann. In sechs Sprachen wußte er zu reden: deutsch, lateinisch, französisch, brabandisch, griechisch und lombardisch. Als Geistlicher vor dem Altare stellte er sich in voller priesterlicher Würde dar. Aber eben so sicher tummelte er sein Roß; unter dem hyacinthfarbigen Oberkleide trug er einen eisernen Harnisch, auf dem Kopfe einen vergoldeten Helm, in der Hand eine dreikantige Keule. Man erzählte von ihm, er habe in den verschiedenen Schlachten, in welchen er focht, neun Feinde mit eigener Hand getödtet.

Die **Klöster**, von deren wichtiger Bedeutung für das ganze Mittelalter schon die Rede gewesen ist, verdienen noch eine genaue Betrachtung. Sie verdanken ihre erste Entstehung derjenigen Gesinnung, welche das Himmlische höher schätzt, als das Irdische, und durch strenge Entsagung, Büßung und Bezwingung aller sinnlichen Reizungen schon auf der Erde sich möglichst der Seligkeit eines reineren Lebens würdig zu machen sucht. Zuerst entflohen so gestimmte Gemüther dem Getümmel der Welt und gingen in einsame Gegenden; und als sich mehrere Gleichgesinnte zusammenfanden, vereinigten sie sich in Genossenschaften, mit Verabredung gleicher Strenge und Entsagung. Antonius und Pachomius stifteten auf diese Weise um die Mitte des 4. Jahrh., in den Wüsten von Oberägypten, die ersten Klöster. Nach und nach folgte man in mehreren Gegenden ihrem Beispiele, und auch in Europa wurden, seit Athanasius die ersten Mönche aus Aegypten nach Rom gebracht hatte, Klöster gegründet.

Im Anfange des 6. Jahrh. (im J. 529) gab Benedict von Nursia durch die seinem Kloster zu Monte Cassino gegebene und bald überall nachgeahmte Regel dem ganzen Mönchswesen eine neue Gestalt, und dieses Kloster, auf hohem Berge in der schönsten Gegend Unteritaliens gelegen, kann als das Musterkloster für die abendländische Christenheit angesehen werden. Dreizehnhundert Jahre hat es bestanden und gewirkt; über dreißig Päpste und eine große Menge von Kardinälen, Bischöfen und geistlichen Vorstehern aller Art sind aus dem Benedictiner-Orden hervorgegangen. — Ueberall entstanden nun Klöster, theils, indem fleißige Mönche sich in einer vorher unbebauten Gegend ansiedelten, dieselbe urbar machten und so Rechte auf das Land umher erwarben; theils, indem Könige und Fürsten, hohe Geistliche und adelige Familien, als ein Gott wohlgefälliges Werk Klöster erbauten und ihnen Grund und Boden schenkten. Auch in den Städten entstanden Klöster, oder Dörfer und Städte bildeten sich um Klöster herum. Der Eifer der ältern Zeit für die Klöster und die Zahl der Schenkungen, welche einzelne von ihnen erhielten, war fast unglaublich. Vom Kloster Ebersberg in Baiern sind deren allein zweihundertachtundzwanzig bekannt. Man glaubte keinen wohlthätigeren Gebrauch von seinem irdischen Gute machen zu können, als indem man dasselbe einem Kloster vermachte, und die Mönche hatten besonders am Krankenbette Gelegenheit genug, diesen Glauben zu unterhalten. Eine fleißige Bewirthschaftung und wohlfeiler Ankauf, zu gelegener Zeit, vermehrte das Gut. Am günstigsten war dazu die Zeit der Kreuzzüge. Die Adeligen, welche die Kosten zum Zuge nach dem fernen Lande nicht zusammenbringen konnten, verkauften ihre Güter wohlfeil, oder liehen auf dieselben; und wenn sie nicht zurückkehrten, oder der Pfandschilling nicht zurückgezahlt werden konnte, so blieb das Gut in den Händen des Klosters. Ferner gaben sich in der Zeit der Gewalt viele freie Leute mit ihrem Gute in die Hörigkeit der Klöster, um ihres Schutzes zu genießen. Endlich war auch dieses für die Klöster sehr einträglich, daß sie im 13. Jahrh. vom Papste das Recht erhielten, Erbschaften von den verstorbenen Verwandten ihrer Klosterbrüder an sich zu ziehen, wogegen ein Mönch oder eine Nonne niemals einem Dritten etwas vermachen konnten, sondern ihr ganzes Erbgut dem Kloster hinterlassen mußten. Ja, die Klöster nahmen wohl reiche Personen als Mönche oder Nonnen auf, um sie zu beerben, und erlaubten ihnen, nach wie vor außer dem Kloster zu leben. Wenn man alles dieses zusammennimmt, so ist es leicht begreiflich, wie die Klöster nach und nach zu großen, einige zu übermäßigen, Reichthümern gelangen konnten. Das Beispiel reizte, und ihre Zahl wuchs auf unglaubliche Weise. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zur Zeit des zweiten großen Kreuzzuges lebte, gründete allein hundertundsechzig Klöster; und einzelne Städte hatten ihrer Hunderte. Das Zudringen zur Aufnahme in dieselben war außerordentlich; viele suchten dieselbe aus freiem innern Antriebe; viele, um Lebensunterhalt zu finden; viele endlich, durch ihre Verwandten überredet und gezwungen. Um Letzteres zu verhüten, setzten die Kirchengesetze zwar fest, daß niemand durch Gefängniß oder irgend einen andern Zwang zum Gelübde gebracht werden sollte; ferner, daß immer ein Prüfungsjahr der wirklichen Einkleidung vorausgehen müsse; endlich daß niemand vor vollendetem vierzehnten Jahre als Mönch, oder vor vollendetem zwölften als Nonne, das Gelübde ablegen dürfe; allein dieses Alter war offenbar noch zu unmündig, und Tausende haben gewiß

das Gelübde abgelegt, ohne zu wissen, was sie thaten. Manche Orden setzten auch ein späteres Alter fest.

Die Beschäftigungen der Klosterbrüder sollten, nach Benedicts Regel, in ländlicher Arbeit, wissenschaftlichen Bestrebungen, Unterricht der Jugend, Abschreiben von Büchern, Krankenpflege, Gebet und gottesdienstlichen Uebungen bestehen. Die Lebensweise sollte streng, die Kleidung sehr einfach, die Nahrung auf das Nothdürftigste eingeschränkt sein, häufiges Fasten gehörte zur Heiligung. Spätere Orden, welche jene Regel zum Grunde legten, aber noch sehr schärften, legten ihren Mitgliedern die härtesten Büßungen auf, mit Wachen, Fasten und körperlichen Kasteiungen. Die Karthäuser, deren Orden im J. 1084 durch einen Deutschen, Bruno, vorher Chorherrn zu Rheims, in einem rauhen Felsenthale bei Grenoble gegründet wurde, gehörten zu den strengsten. Ihre Kleidung bestand nicht nur in einem rauhen, härenen Gewande auf bloßer Haut, wie bei mehreren Orden, sondern die Regel gebot ausdrücklich, daß es ein stechendes sein sollte; dabei keine Bedeckung des Kopfes, keine Strümpfe oder Schuhe. Sie fasteten wöchentlich dreimal, in den acht heiligen Wochen genossen sie nichts als Wasser und Brod, und Fett aller Art, Butter, Oel u. s. w. war gänzlich verboten. Die gottesdienstlichen Uebungen wurden Tag und Nacht nicht unterbrochen, Einsamkeit und finsteres Schweigen erhöhten die Härte der Lebensweise. Wer sollte es glauben, daß trotz dieser Strenge der Orden, zweihundert Jahre nach seiner Stiftung, schon zweihundertundelf Mönchs- und Nonnenklöster zählte? — Solche Beispiele können uns ein Beweis sein, daß der Geist des Klosterwesens jenen Zeiten nicht widerstreitend, daß er vielmehr aus einem tiefen Bedürfnisse derselben entsprungen war; die spätere Ausartung desselben in weltliche Bestrebungen und der ganz veränderte Geist der Zeiten dürfen das Urtheil der Geschichte nicht verwirren.

Vorsteher des Mönchsklosters, welchem unbedingter Gehorsam gebührte, war der Abt; ihm zunächst stand der Prior; dann der Dechant, der Kellermeister, der Oekonom, der Kantor u. s. w. Im Nonnenkloster waren unter der Aebtissin ähnliche weibliche Würden; doch hatte jedes Nonnenkloster auch einen Prior für den Gottesdienst, die Predigt, die Beichte u. s. w., weil diese geistlichen Geschäfte einer Frau nicht übertragen werden konnten. Auch Laienbrüder fanden sich in den Klöstern, welche, ohne das volle Gelübde der Mönche abgelegt zu haben, die äußeren Geschäfte verrichteten, damit jene die Klausur, das ist den innern, verschlossenen Raum des Klosters, nicht zu verlassen brauchten.

Ursprünglich standen die Klöster, nach alter Ordnung der kirchlichen Verfassung, unter den Bischöfen und Erzbischöfen ihres Sprengels, die Aebte wurden von ihnen geweiht, sie gaben die Bewilligung zur Anlegung von Klöstern, zu Schenkungen, zu Ankauf und Verkauf von Grundstücken u. s. w. Allein der Ehrgeiz und das Streben nach größerer Unabhängigkeit regte sich nach und nach auch in den Klöstern; sie wollten bald nur vom Papste abhängig sein, und die Päpste sahen es nicht ungern, daß sich ihr unmittelbarer Einfluß auf diese Weise vermehrte. So wie die Städte in Deutschland und Italien sich von der Herrschaft der Fürsten frei zu machen suchten und nur unter dem Kaiser stehen wollten, so ging es mit den Klöstern in Beziehung auf die Bischöfe und den Papst. Auch mit der Weltgeistlichkeit, den Pfarrern und Seelsorgern, traten die Klöster nach und nach in einen

scharfen Gegensatz. Anfänglich hatten sie mit den Geschäften der Seelsorge nichts zu thun. Bald wandten sich aber viele Einzelne an ein Kloster, um dort zu beichten, taufen zu lassen u. s. w. Die Pfarrer beschwerten sich darüber und mehrere Päpste verboten jenen Eingriff in die Sprengel derselben. Allein im Laufe der Zeit gewannen die Mönche auch in dieser Hinsicht immer größere Freiheiten durch Begünstigung von Bischöfen und spätern Päpsten und übten meistens die Pfarrgeschäfte in einem weiten Umkreise umher aus.

Eine dritte große Ausdehnung ihrer Macht erwuchs daraus, daß vom 10. Jahrh. an die, bis dahin einzeln dastehenden, Klöster sich in größere Genossenschaften oder Congregationen vereinigten. Im J. 910 entstand das Kloster Clugny oder Cluny in Burgund, und durch seinen zweiten Abt, den heil. Odo, wurden Ordnungen des Klosters festgestellt, die sich bald so ausbreiteten, daß die Cluniacenser hunderte von Klöstern inne hatten. Dann folgten im J. 1018 die Kamaldulenser durch Romuald; im J. 1084 die Karthäuser; im J. 1098 die Cisterzienser; im J. 1122 die Prämonstratenser; im J. 1150 die Karmeliter u. s. w. Diese Orden erhielten an dem Hauptkloster einen Mittelpunkt und eine Oberleitung. Alle Klöster schickten ihre Abgeordneten zu den Hauptversammlungen im Mutterkloster; hier wurden die gemeinschaftlichen Angelegenheiten berathen und Beschlüsse gefaßt; der Abt des Mutterklosters, dem die übrigen Aebte und Pröpste Gehorsam gelobten, führte sie aus, visitirte die Klöster, ordnete an und übte so die bischöflichen Rechte aus.

Die Congregationen waren sehr mächtige Verbindungen und gaben dem ganzen Mönchswesen neue Festigkeit und neuen Glanz. Im Anfange des 12. Jahrh., also 200 Jahre nach der Stiftung der Cluniacenser, waren dem Mutterkloster zu Clugny zweitausend andere unterworfen; der Abt desselben erhielt bischöfliche Rechte und stellte in allen abhängigen Klöstern nur Prioren aus seinen Mönchen an; er selbst wurde von diesen gewählt. In Clugny selbst lebten 460 Mönche; und dennoch brauchte keiner von ihnen aus seiner Zelle zu weichen und kein zum öffentlichen Gebrauch bestimmtes Zimmer brauchte geräumt zu werden, als im J. 1245 der Papst Innocenz IV. mit mehreren Kardinälen und Bischöfen, der König von Frankreich, mit Mutter, Schwester und Bruder, der Kaiser von Konstantinopel, die Söhne der Könige von Kastilien und Arragonien, alle mit ihrem Hofstaate, in diesem prächtigen Kloster als Gäste wohnten. — Der Orden der Prämonstratenser, vom heil. Norbert von Xanten zu Premontre bei Laon in Frankreich gegründet — (Norbert wurde nachher Erzbischof von Magdeburg, und führte seine Regel in den Stiftern zu Magdeburg, Havelberg, Brandenburg u. s. w. ein und der Orden verbreitete sich nach Böhmen und Schlesien), — zählte achtzig Jahre nach seiner Stiftung 24 Provinzialen oder Landschaftsmeister, 1000 Aebte, 300 Pröpste und 500 Nonnenklöster.

Im Gegensatz dieser reichen Orden, welche eben durch ihren Reichthum den Keim der Ausartung und Erschlaffung selbst gelegt hatten, wurden im Anfange des 13. Jahrh. die Orden der Bettelmönche gestiftet, deren erstes Gesetz war, kein festes Eigenthum außer ihren Klostermauern zu erwerben und ihren Unterhalt durch milde Gaben zu suchen. Entsagung, Armuth, Demuth und harte Lebensweise sollten, dem Sinne des ganzen

Klosterwesens gemäß, hier ganz einheimisch und durch keinen verführerischen Besitz gestört werden. Franz von Assisi, ein Italiener, stiftete im J. 1210 den Franziskanerorden; Dominikus Guzmann, ein Spanier, im J. 1215 die Dominikaner, welchen nachher vom Papste besonders die Inquisition übertragen wurde; im J. 1238 kamen die Karmeliter, welche im Orient, auf dem Berge Karmel, ihren ursprünglichen Sitz gehabt hatten, nach Europa, und um eben diese Zeit, unter Papst Gregor IX., bildeten sich, nach Augustins Regel, die Augustiner. Alle diese Orden breiteten sich ebenfalls sehr schnell aus; ihre rechte Wirksamkeit fällt aber erst in die folgenden Jahrhunderte.

Auf solche Weise hatte sich das ganze kirchliche Reich in zwei große Hälften getheilt: auf der einen Seite die ganze Klostergeistlichkeit, auf der andern die Weltgeistlichkeit. Beide vereinigten sich zwar in ihren verschiedenen Stufen, durch ihre Obern, in dem gemeinschaftlichen Oberhaupte, dem Papste; allein dennoch war diese Theilung der Kirche nicht wohlthätig. Neid, Eifersucht und viele ärgerliche Streitigkeiten sind dadurch hervorgebracht worden. Die nähere Aufsicht der Bischöfe hätte die Klöster in besserer äußerer Zucht und Ordnung erhalten können. Der heil. Bernhard von Clairvaux, der zu den Cisterziensern gehörte, — die Cisterzienser waren die einzigen, die sich der bischöflichen Aufsicht nicht entzogen, — schreibt: „Der Papst kann nach seiner Gewalt den Bischof der Aufsicht des Erzbischofs, den Abt der Aufsicht des Bischofs entziehen; aber es soll nicht geschehen, denn die Bischöfe werden dadurch nur anmaßender und die Mönche zügelloser. Jede Aufsicht, jede Furcht wird aufgehoben, das Gebäude der Hierarchie, welches in weiser Ordnung zum Papste emporsteigt, wird untergraben. Hinter demüthigen Aeußerungen versteckt sich der hochmüthige Sinn der Aebte; sie plündern die Kirchen, um sich von der Aufsicht der Bischöfe loszukaufen, und sie kaufen sich los, um dem Gehorsam zu entfliehen, der ihre Zierde sein sollte. Indem jeder dem Papste der Nächste sein möchte, löst sich das Ganze auf."

Im Laufe der Zeit zeigte sich auch immer mehr, wie die aus inneren Beweggründen erwachsene, ihrer Zeit angemessene, Stiftung, welche, in den rechten Schranken gehalten, nach wie vor ihre Bestimmung hätte erfüllen können, ausartete, als die weltlichen Bestrebungen die geistigen gänzlich überwogen und als die Zahl der Klöster um das Zehn- und Hundertfache zu groß geworden war. Denn so viele wirklich begeisterte und von allem Weltlichen abgekehrte Gemüther, welche das Klosterleben befriedigte und wirklich läuterte, waren nicht vorhanden; Tausende waren wider oder ohne Willen, oder aus niedrigen Beweggründen, in dieses Leben getreten, welches sie nun auf immer gefesselt hielt. Diese Mehrzahl brachte den Keim des Verderbens in die ganze Stiftung. Die Klagen über die Ausartung der Lebensweise in den Klöstern, über Ueppigkeit, Ausschweifungen und andere Laster, wurden immer häufiger. Die alte Ehrfurcht vor diesen Ruhestätten frommer Andacht, was sie früher gewesen waren, verschwand immer mehr. Die Bürger der Städte, die früher durch Schenkungen und Begünstigungen die Klöster in ihren Mauern gehoben hatten, wurden jetzt ihre Gegner, als sie zu weit um sich griffen und unter andern Anmaßungen auch die Freiheit von allen städtischen Lasten für sich und sogar für ihre Handwerker und Arbeiter verlangten. Zwischen Fürsten und Adeligen auf einer, und den Klöstern auf der andern Seite, entstand ebenfalls Eifersucht, Streit, Ungerechtigkeit.

Zum Schutz gegen äußere Gewalt und zur Ableistung des Reichsdienstes mußten die Klöster einen Schutz- oder Kastvogt, meistentheils aus dem mächtigen Adel der Gegend, annehmen und ihm dafür eine beträchtliche Abgabe entrichten. Aber zwischen dem Vogte und dem Kloster entstanden selbst oft Streitigkeiten und manches Kloster wurde von seinem eignen Vogte hart gedrückt. Der Streit kam nicht selten auch in das Innere der Klöster; die Mönche lehnten sich gegen ihre Obern auf, mißhandelten und vertrieben sie, die Laienbrüder gegen die ganze Klostergeistlichkeit, und Mord und Blutvergießen befleckten die dem Frieden geweihten Mauern. — So ist das Loos alles Menschlichen, wenn es aus den rechten Schranken seiner Bestimmung heraustritt!

Doch fügen wir noch zuletzt die Bemerkung hinzu, daß die getadelten Ausartungen des Klosterwesens weniger in dem hohenstaufischen Zeitalter, als in den folgenden Jahrhunderten, wo alle Einrichtungen des Mittelalters ihrem Verfalle entgegengingen, dem Auge sichtbar werden.

63. Das Faustrecht. Die Gerichtsverfassung. Die Femgerichte.

Es bleibt uns bei der Schilderung des Mittelalters noch übrig, von demjenigen zu reden, was man ihm zum größten Vorwurfe macht: das ist der Mißbrauch der Gewalt, um sich selbst Recht zu verschaffen, oder gar, auch ohne das mindeste Recht, zu beleidigen. Man nennt diese Zeiten eben deshalb die des Faustrechts, weil die Faust so häufig statt des Wortes entschied, und Gewalt statt des Rechtes galt. Jeder Fürst hatte seinen befestigten Sitz, jeder Ritter seine feste Burg, oft auf unzugänglichem Felsen, jede Stadt ihre schützende Mauer; und im Vertrauen auf diesen Zufluchtsort trotzte ein jeder den Forderungen des andern, oft auch, wenn er Unrecht hatte, bis er mit Gewalt zum Nachgeben gezwungen wurde oder selbst zu Grunde ging. Auf den Ausspruch des Richters wurde wenig gehört, selbst das kaiserliche Wort sehr oft nicht geachtet; und so geschah es, daß während das Reich nach Außen tiefen Frieden hatte, im Innern die heftigsten Kriege, kleine und große, an vielen Orten zugleich wütheten; und daß in dem Zustande, den sie einen ganz gewöhnlichen nannten, jährlich Tausende in Deutschland durchs Schwert umkamen. Ein solcher Zustand dünkt uns gräuelvoll und wir begreifen nicht, wie es noch Einen heitern und fröhlichen Menschen in solchen Zeiten gegeben. Denn nur die gewaltsam und räuberisch Gesinnten, so scheint es, hatten die Herrschaft, und die friedlichen, ruhigen Menschen lebten in beständiger Furcht und Todesangst. Ein so einseitiges Urtheil jedoch würde wiederum den Geist jenes Zeitalters verfehlen: die nähere Betrachtung wird die grellen Farben des Bildes um vieles milder machen.

Der Adelige lebte in den Waffen, war jeden Augenblick bereit, Gewalt mit Gewalt zurückzutreiben; es gehörte zu den Rechten seines Standes, sein Recht in offner Fehde auf Leib und Leben zu verfechten und eben dazu ritterliche Waffen zu führen, welche dem nicht Ritterbürtigen versagt waren. Daher fühlte er sich nicht aus den Fugen gerückt, wenn er angegriffen wurde; oft war es ihm eine Freude, auf solche Weise aus der Ruhe geweckt zu werden. Es war eine Ehrenprobe, die er bestehen sollte; und wie der Ehre wegen selbst die besten Freunde in den Ritterspielen recht ernsthaft eine Lanze mit einander brachen, so war umgekehrt bei der ernsthaf-

testen Fehde, in der besseren Zeit des Ritterthums, stets die Ehre der leitende Stern. Nicht mit solcher Erbitterung und eigentlichem Hasse, wie in späteren Zeiten, ging man gegen einander in den Kampf, sondern dieser war oft nur ein ernsthaftes Waffenspiel, in welchem die Gegner auf Tod und Leben ihre Kräfte mit einander maßen. Es war ein Gottesgericht, eine offene und kräftige Weise den Streit zu entscheiden, den Gründe nicht mehr schlichten konnten; und in der Entscheidung sah man die Stimme des Rechts.

Daß ferner die Städte eben durch die Befehdungen der Fürsten und des Adels zu rechter Entwickelung ihrer Kräfte geweckt wurden und neben dem Erwerbfleiße den Muth, die Mannestugend und das Gefühl der Bürgerehre entwickelten, haben wir schon früher gesehen. Sie hatten sich, gleich dem Adel, das Fehderecht bewahrt und führten auch, obgleich mit vielem Widerspruche des Adels, ritterliche Waffen, so viel die Vermögensumstände eines Jeden es gestatteten. In der Spannung aller Kräfte lag erhöhtes Lebensgefühl. Wenn der Bürger zu Hause war, fand er Sicherheit und Zuversicht in dem Muthe seiner Mitbürger; auf Reisen schützte er sich, so viel wie möglich, durch Waffen und zahlreiches Gefolge.

Der Landbauer endlich litt bei den Fehden freilich am meisten und sein Stand war überhaupt der Unglücksträger in jenem Zeitalter. Der Kampf wurde häufig auf seinem Grund und Boden geführt, seine Saaten zertreten, und er selbst war wehrlos und nicht einmal der Waffen würdig geachtet, wenn er nicht ein ganz oder doch halb freier Mann war. Allein das schützte ihn wieder in vielen Fällen, daß es gegen die Rilterehre gehalten wurde, den wehrlosen Mann zu beschädigen, und er selbst hatte gewiß darin einen großen Ersatz, daß er mit seinen Söhnen nicht in den Krieg zu ziehen brauchte. Dazu war das Unglück viel kleiner an Umfang und ging schneller vorüber, als bei unseren Kriegen; denn was sind wohl alle jenen kleinen Unfälle gegen das unsägliche Elend, welches ein einziger, heutiger, großer Krieg verbreitet!

Auch würden wir sehr irren, wenn wir annehmen wollten, daß in der Zeit des Faustrechts das Recht gar nicht verwaltet, kein Richter bestellt, kein Gericht gehalten und alles der Willkür überlassen gewesen sei. Vielmehr schloß sich das Faust- oder besser das Fehderecht, seinem eigentlichem Sinne nach, als Vollstreckung der Strafe an die Rechtsverwaltung selbst an. Um dieses aber einzusehen, müssen wir in die Natur des alten deutschen Gerichtswesens zurückgehen und seine Entwickelung im Mittelalter verfolgen.

Das deutsche Gerichtswesen beruhte, wie jedweder Rechtszustand, welcher einer bürgerlichen Gemeinschaft Ordnung und Bestehen verschaffen soll, auf dem Grundgedanken, daß Friede zwischen allen Gliedern derselben sein soll. Gegen den, welcher durch Mord, Brand, Raub u. s. w., den Frieden bricht, — so urtheilte die gerade, die rasche That liebende, Natur der Deutschen, — braucht nicht vor Gericht geklagt zu werden, sondern der Beleidigte kann Vergeltung an ihm üben, bis er sich sühnt durch Wehrgeld oder sonstige Sühne. Dieses uralte Recht des freien Mannes liegt dem gesammten Fehdewesen zum Grunde. Auf handhafter That, das heißt noch an demselben Tage, da sie geschehen, durfte man sich jedes Friedebruchs mit Gewalt erwehren, und späterhin, da das Fehderecht weiter ausgebildet war, auch nach vorhergegangener dreitägiger Ankündigung die

Strafe dafür selbst üben. Wenn sich aber der Beleidiger zu Ehren und Rechte, das heißt zu gerichtlicher und gütlicher Ausgleichung erbot, so fand gegen ihn keine gerechte Fehde statt.

In den früheren Zeiten des germanischen Alterthums, wo jedes Gericht unmittelbar auf dem kräftigen Gemeindeverbande aller freien Männer beruhte, gab es kein anderes Gericht, als das Volksgericht, welches der Graf mit der Gemeinde seines Gaues, der Centgraf mit der Hundrede hegte. Regelmäßig hielt jeder Richter zu gewissen Zeiten des Jahres sein echte Ding. Jeder Gerichtspflichtige mußte erscheinen, die Klagen wurden angebracht, von dem Richter das Urtheil der Gemeinde gefordert, und was diese durch ihren vom Richter aufgerufenen Sprecher erklärte, das sprach jener als Urtheil aus. Also die Gemeinde fand das Recht, welches dadurch auch für folgende ähnliche Fälle Gesetz wurde, und jeder freie Mann nahm an der Rechtsfindung Theil. Durch Karl den Großen wurden erst bestimmte Schöffen eingeführt, die jederzeit zur Urtheilsfindung im Gerichte zu erscheinen verpflichtet waren. — Wenn der Verurtheilte dem Urtheil den Gehorsam weigerte, so hatte der Richter die Pflicht auf sich, mit der Folge der ganzen Gerichtsgemeinde dasselbe zu vollstrecken. Dies ganze Gerichtswesen beruhte auf gleichmäßiger Kraft der Einzelnen und festem Verbande der Gemeinde. Karl der Große wußte durch sein Ansehen jene Ordnung noch kräftig aufrecht zu halten und die Selbsthülfe zu verhindern. Unter ihm wurde von keiner Fehde gehört. Aber schon Ludwig der Fromme gab mit seinen Söhnen im Großen das Beispiel der Gewaltthätigkeit, und unter den späteren Karolingern verfiel die Gewalt der Grafschaft, als Gerichtsbehörde, und mit ihr die Kraft des Gemeindewesens, immer mehr; denn auf der einen Seite entzogen sich kirchliche Stifter, Klöster und der hohe Adel, mit ihren Dienstmannen und Hintersassen, durch besondere Privilegien sowohl dem echte Ding (Gemeindegericht), als auch der Pflicht, Ungehorsame zur Befolgung des Richterspruchs anzuhalten; und auf der andern Seite wurde überhaupt das Gleichgewicht des Gemeindewesens durch das Uebergewicht der Fürsten, Grafen und Herren zerstört. Da war eine höhere Macht eines Einzelnen erforderlich, um die Kraft der Gerichte wieder herzustellen. Diese Macht lag im Herzogthum. Seit die ersten sächsischen Kaiser, Heinrich und Otto, das Herzogthum zu seiner rechten Bedeutung erhoben hatten, war auch der Rechtszustand wieder mehr befestigt, der Herzog konnte den Gerichtssprüchen durch das Aufgebot seines Sprengels und seiner eigenen Dienstmannen die gebührende Achtung verschaffen.

Die ersten salischen Kaiser arbeiteten zwar schon wieder dahin, das Herzogthum zu schwächen und der kaiserlichen Gewalt mehr unmittelbaren Einfluß auf alles zu verschaffen; allein eben in dem persönlichen Ansehen dieser kräftigen Kaiser fanden auch Recht und Ordnung ihre Stütze. Aber die lange, unglückliche Regierung Heinrichs IV. gab wieder das Recht aller Gewaltsamkeit preis, da der Kaiser selbst in seiner Fehde mit den Sachsen, mit seinen Gegenkönigen, und endlich mit seinen eigenen Söhnen lebte.

Die meisten Hohenstaufen hatten zwar Ansehen und persönliche Kraft genug, aber diese Kraft war gegen Italien gerichtet; in Deutschland konnte die Neigung zur Selbsthülfe um so mehr überhand nehmen, da die Macht des Herzogthums durch die Eifersucht der Kaiser, namentlich Friedrichs I., gebrochen war. Die Kaiser suchten nun zwar sich selbst mehr unmittelbar an die Spitze des Gerichtswesens zu stellen und durch die Inhaber

desselben, die Fürsten und Grafen, zu wirken; Friedrich I. stiftete zu dem Ende im J. 1187, und Friedrich II. im J. 1235 ihre Landfrieden; allein die Verwirrung der fürstlichen Rechte und Gebiete war schon zu groß, die einzelnen Fürsten und Herren bekämpften sich selbst in beständigen Fehden, welche durch Friedrichs I. Gesetz noch mehr ein rechtmäßiges Ansehen erlangt hatten, wenn sie nur drei Tage vorher angekündigt waren; und so fand auch der einzelne Ritter immer mehr Gelegenheit, sich gegen die Gerichtsgewalt seines Oberherrn sicher zu stellen.

Aus einem solchen Zustande mußte sich die Rechtsweigerung und die Fehde als regelmäßiges Verhältniß ausbilden, während sie in früherer Zeit, bei größerer Kraft der Verfassung, nur Ausnahme gewesen war. Die Unordnung nahm überhand zur Zeit des Interregnums. Der edle Geist der Ehre und Tugend, der unter den Hohenstaufen noch herrschte, verschwand auch immer mehr aus dem Ritterthum, die rohe Gewalt wurde immer verderblicher und drückender.

Mehrere der Kaiser, welche der nächste Abschnitt unserer Geschichte nennen wird, haben daran gearbeitet, diesen Uebeln zu steuern; Rudolph von Habsburg erneuerte auf mehreren Reichstagen den Landfrieden und suchte denselben durch Verbindungen einzelner Gegenden, z. B. von Westfalen, Niedersachsen, Thüringen, Hessen, Baiern und Schwaben, zu verstärken. Es war dieses ein neues Mittel, dem Rechtszustande Kraft zu geben, nachdem die alte Grafschaft, das Herzogthum, und selbst die kaiserliche Gewalt nicht hatten ausreichen wollen. Allein wo viele kleine Herren waren, da dienten auch diese Verbindungen nur gar zu leicht dem Parteigeiste und dadurch der Ungerechtigkeit. Die weltlichen Großen und Ritter benutzten ihre Bündnisse, besonders im südwestlichen Deutschland, zur Bekämpfung der mächtig gewordenen Städte, welche auch unter sich ihre Bündnisse geschlossen hatten. Dazu kamen streitige Kaiserwahlen und Erbfolgestreitigkeiten in mehreren Ländern, in der Mark, Lüneburg, Hessen, Tyrol u. s. w., wodurch der Adel ein größeres Gewicht erhielt und sich den Gerichten entziehen konnte. Der Kaiser Wenzel und seine Nachfolger suchten jene Bündnisse und Landfrieden in einen Reichsfrieden zu vereinigen und eine oberste Gewalt herzustellen, aber vergebens. Erst mit dem Ende des 15. Jahrh., als der Adel sich immer mehr der Gewalt der Landesherren unterwerfen mußte und überhaupt die Kraft des Ritterthums durch die Entwickelung einer neuen Zeit gebrochen war, wurde endlich durch den allgemeinen Landfrieden Maximilians die Herrschaft des Rechtes auf dauernden Grundlagen errichtet.

Ueber die Form des Gerichtswesens und der Gesetze im Mittelalter merken wir uns ebenfalls die Hauptzüge. — Ursprünglich ward nur in dem Gerichte der eigentlichen Grafschaft im Namen des Königs, oder unter Königsbann, die obere Gerichtsbarkeit über Grundeigen, Leibeigen und Leben ausgeübt. In den Centgrafschaften (die in Niedersachsen und Westfalen Gogerichte hießen), galt nur niedere Gerichtsbarkeit; es erschien vor ihnen aber auch kein edler (semperfreier) Mann; denn durch das ganze Mittelalter herrschte der Grundsatz, daß ein jeder, in welchem Range er stand, nur von der Genossenschaft, in welche er gehörte, von seines Gleichen, gerichtet werden konnte; so wie überhaupt die Rechtfindung durch die Gemeinde, vom Höchsten bis zum Kleinsten, die Grundlage aller deutschen Verfassung blieb. Der Kaiser mochte kein Urtheil sprechen, das ihm nicht Fürsten und Herren gefunden hatten, und in der Bauerngemeinde, in der

Zunft der Bürger, selbst an den Höfen der Herren unter Lehnmannen und Hörigen, konnte kein Herr, keine Obrigkeit, irgend ein willkürliches Recht sprechen; es mußte von der Gemeinde gefunden sein. Dadurch blieb das Recht lebendiges Eigenthum des Volkes, es bildete sich durch Gewohnheit und Herkommen, aus dem Zustande desselben hervor; ja man fürchtete sich sogar vor geschriebenen Gesetzen, weil diese das Recht bald in die Hände der Rechtsgelehrten bringen. Nach geschriebenem Gesetze, und zwar nach dem römischen, lebte nur die Kirche. Wo außerdem einzelne geschriebene Rechte sich fanden, Privilegien, Weisthümer, Rechtsbriefe für Städte, oder im Landrecht für einzelne Länder, da waren sie, in ihrer Unvollständigkeit, doch nicht Gesetze in unserm Sinne, d. h. Quelle des Rechts, sondern nur Zeugnisse über das im Volke lebende Recht.

Eine größere Sammlung deutscher Rechte legte erst zwischen 1215—18 ein sächsischer Edelmann, Epke oder Eike von Repgow, an, welche unter dem Namen des Sachsenspiegels bekannt ist. Es war eine bloße Privatarbeit; aber weil die Sammlung vollständiger war, als die übrigen sogenannten Gesetze, und als Zeugniß über das geltende Recht denselben Werth hatte, als jene, so kam sie auch nach und nach in allgemeine Geltung, besonders im 14. und 15. Jahrh. Der Verfasser benutzte das römische Recht so gut als gar nicht und richtete sich weder in Form noch Stoff nach demselben; aber die späteren Ueberarbeiter brachten mehr aus dem römischen und kanonischen Rechte hinein. Zu den späteren Bearbeitungen gehört der sogenannte Schwabenspiegel und das Kaiserrecht; welches letztere vorzüglich die Lehnsverfassung enthält.

Das römische Recht ist offenbar zuerst durch die Kirche in Deutschland eingeführt und in den kirchlichen Gerichten gebraucht. Im 15. Jahrh. fing man auch zuerst an, in städtischen Gerichten sich auf dasselbe zu berufen. Das wiedererwachte Studium des römischen Alterthums überhaupt brachte auch die römischen Gesetzbücher in allgemeine Achtung, besonders auf den Universitäten, und man fing an, in zweifelhaften Rechtsfällen, wie von anderen Obergerichten, so auch von den Doctoren der Universitäten Rechtsbelehrungen einzuholen. Welchen Einfluß die allmälige Einführung des römischen Rechts auch auf die öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands gehabt hat, werden wir im weiteren Laufe der Geschichte sehen.

Hier betrachten wir noch, ehe wir die Schilderung des Gerichtswesens im Mittelalter schließen, eine der allermerkwürdigsten Erscheinungen desselben, nämlich:

Die Vehm- oder Femgerichte, welche sich in Westfalen ausbildeten und einen tiefen Blick in das Wesen jener Zeit thun lassen. Doch müssen wir gleich im Voraus bemerken, daß wir dabei, des Zusammenhanges wegen, auch in die Geschichte des nächsten Zeitraumes vorgreifen müssen.

In Westfalen nämlich war die Landeshoheit der Fürsten und Herren durchgehends auf die Gogerichte (die alte Centgrafschaft) gegründet. Aber auch die alte Grafschaft, als oberes königliches Gericht, hatte sich erhalten, wenngleich in großer Zerstückelung. Unter der Grafschaft standen nur die Geschlechter des hohen Adels und die Ueberreste der alten freien Grundbesitzer, die nicht in die Dienstmannschaft von Herren gekommen waren; und aus dem Kreise dieser konnten auch nur die Schöffen bei diesen Gerichten sein, welche deshalb Freischöffen, so wie die Gerichte selbst Freigerichte oder Freigrafschaften genannt wurden.

Da das Recht der Freigerichte sich ursprünglich an die alten Bezirke und Dingstätten des Grafengerichts knüpfte, an die Freistühle, so hieß nun derjenige Fürst, Herr, Graf, Ritter, Stadt u. s. w., der als Gerichtsherr einen solchen Gerichtsbezirk besaß, — denn die Landesherren betrachteten die in ihrem Gebiete liegenden Freistühle als zu demselben gehörig, wenn gleich nur als Lehen des Reiches, — der Stuhlherr, und hatte dafür zu sorgen, daß an seinen Stühlen ordentlich gerichtet wurde. Er setzte zu dem Ende einen Freigrafen, dem alsdann der Kaiser, oder der Herzog, und nach dem Falle Heinrichs des Löwen der Erzbischof von Köln als Erbe des Herzogthums in Westfalen, den Königsbann verlieh. Der Freigraf stand zum Stuhlherrn im Verhältniß des Richters zum Gerichtsherrn; die Freischöffen aber waren nicht Diener des Richters, sondern sie bildeten die alte richtende Gemeinde, und der Freigraf war nur der Vorsitzer, der auf Ordnung hielt. Alle gegenwärtigen Freischöffen konnten auf Theilnahme am Gericht Anspruch machen; unter sieben durften ihrer nicht sein; waren aber zu viele, daß sie nicht alle unmittelbar Theil nehmen konnten, so bildeten die übrigen die Zuhörer oder den Umstand, deren in der späteren glänzendsten Zeit der Gerichte, bei wichtigen Gelegenheiten, Hunderte, ja Tausende gewesen sein sollen. Außerdem hatte jeder Freigraf seine Gerichtsdiener, welche Fronboten hießen und wirkliche Diener, nicht Theilnehmer, des Gerichts waren.

Der oberste Freistuhl war zu Dortmund, weil die Stadt eine freie Stadt des Reiches war und keine Stuhlherrschaft eines Landesherrn anerkannte, auch wohl wegen des Alters und Ruhmes ihres Gerichts; vielleicht auch nach uralten, schon zu Karls des Großen Zeit erlangten Privilegien. Er hieß der Spiegel, oder auch die kaiserliche Reichskammer. In Dortmund kamen jährlich alle Freigrafen zum Generalkapitel zusammen, fanden Weisthümer (Rechtsgrundsätze), übten Aufsicht und bestätigten oder verwarfen Urtheile einzelner Freigerichte, wenn Appellation eingelegt war.

Aus der Entstehung der Freigerichte aus dem alten Grafengericht ergiebt sich schon, daß dieselben sowohl über die gewöhnlichen Rechtsstreitigkeiten in ihrem Bezirke, welche wir zur bürgerlichen Gerichtsbarkeit rechnen, als über die peinlichen Sachen, die ein Verbrechen voraussetzen, richten konnten. Doch war dieser letzte Theil ihrer Bestimmung der wichtigste und wurde es immer mehr im Laufe der Zeit, weil die Gewaltthätigkeiten Hoher und Niederer sie aufforderten, dem Hange zu schweren Vergehungen gegen Eigenthum, Leben und Ehre ihre ganze Kraft entgegenzustellen. Und da sie im Namen des Kaisers unter Blutbann richteten, so glaubten sie in allen peinlichen Sachen ihre Gerichtsbarkeit bald auch über die Grenzen Westfalens hinaus auf jeden, der vor ihnen belangt wurde, ausdehnen zu können, um so mehr, da man kaum vor einem andern Gerichte des Reichs sein Recht finden und dasselbe gegen den Angeklagten durchsetzen konnte. Ja, es gab am Ende keine, selbst bürgerliche, Streitsache mehr, die nicht vor ihre Entscheidung gebracht werden konnte, wenn sich nämlich der Angeklagte weigerte, seinem Kläger zu Ehren und Recht zu stehen, denn er wurde nun ein wirklicher Verbrecher gegen die Heiligkeit des Rechts.

So dehnte sich besonders im 14. und 15. Jahrh. die Gewalt der Freigerichte über alle Theile Deutschlands, ja, bis nach Preußen und Liefland aus, obgleich der deutsche Ritterorden, als ein geistlicher Orden, durch kaiserliche und päpstliche Privilegien von der Gerichtsbarkeit der Feme

ausgenommen war und seine Unterthanen, meistens auch mit Erfolg, dagegen zu schützen suchte. Alle Klagen, auch aus den entferntesten Gegenden, mußten vor einem westfälischen Freistuhle angebracht werden, und auf westfälischem Boden (auf rother Erde nennt es der gerichtliche Sprachgebrauch), mußte der Beklagte erscheinen. Außer Westfalen durfte kein Freistuhl bestehen, und als Kaiser Wenzel es versuchte, dergleichen in Böhmen einzurichten, erklärten die Freigrafen die Theilnahme an einem solchen Freistuhle für todeswürdig. Eben so sollten ursprünglich nur Westfalen, und zwar nur die alten gebornen Freischöffen oder Stuhlfreien, die Richter im Freigerichte sein; allein im 13. Jahrh. wurde es Gebrauch, auch andere freie, unbescholtene und ehrenwerthe Männer zu Schöffen anzunehmen; und so wie die Gerichte selbst ihre Gerichtsbarkeit über die Grenzen Westfalens ausdehnten, wurden auch freie Männer aus allen Ländern deutscher Zunge Freischöffen, — und Fürsten und Grafen, Ritter und Bürger drängten sich zu dieser Ehre, um an den Privilegien der Freischöffen Theil nehmen zu können. Ein Freischöffe konnte nur vor einem Freigerichte belangt werden und seinem Worte und Eide wurde ein großes Gewicht beigelegt. Aber man war auch sehr vorsichtig bei der Wahl eines Freischöffen; er mußte darthun, daß er frei und ehelich geboren, nicht mit Missethat berüchtigt und vollkommen an seinem Rechte sei, und darüber zwei Freischöffen zu Bürgen stellen. Nur in Westfalen durfte die Aufnahme geschehen, selbst der Kaiser durfte nur auf rother Erde Freischöffen machen an den Freistühlen. Sie hatten unter sich eine uralte heimliche Losung und Schöffengruß, woran sie sich erkannten; davon, oder vielleicht auch von ihrer Rechtskunde, wurden sie Wissende genannt, und Jemanden wissend machen hieß daher, ihn unter die Schöffen des Freigerichts aufnehmen.

Selbst Kaiser unterwarfen sich dieser Aufnahme. Im J. 1429 wurde Kaiser Sigismund am Freistuhl zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufgenommen. Wir können in dieser glänzendsten Zeit der westfälischen Gerichte, da fast alle Fürsten und ritterlichen Männer Freischöffen wurden, die Verbindung derselben als einen wirklichen Bund über ganz Deutschland betrachten, der in der Zeit, wo die übrigen Gerichte ihre Kraft verloren hatten, einzig der rohen Gewalt des Verbrechens einen Damm entgegensetzte. Ein feierlicher Eid hielt alle Mitglieder gebunden und sie durften nicht einmal in der Beichte ein Geheimniß der Feme entdecken. Geistliche selbst wurden nicht aufgenommen.

Den nichtwissenden Mann zog man ursprünglich nicht sogleich vor das geschlossene Freigericht, sondern vor das alte Gemeindegericht, das echte Ding; aber es waren dieselben Personen, die dasselbe bildeten; nur waren die Formen weniger streng und jedermann konnte dabei zugegen sein. Erschien der Geladene aber nicht, so zog man ihn vor das geschlossene oder heimliche Gericht, so genannt, weil dabei nur Wissende erscheinen durften. Ein Nichtwissender, der hier sich einzuschleichen wagte, wurde sofort gehenkt. Der Name heimlich heißt hier also nur so viel als geschlossen, und deutet nicht auf furchtbare Geheimnisse, welche das Licht der Sonne hätten scheuen müssen.

Eben so ist es eine Fabel, daß die Freigerichte in der Nacht, in Wäldern, Felsenhöhlen und unterirdischen Gewölben gehalten seien, — (wenn dies auch in späteren Zeiten, da diese Gerichte schon ausgeartet waren, in einzelnen Fällen einmal geschehen sein mag) — sondern der

Malplatz war die uralte Gerichtsstätte der Grafen, meistens auf Bergen und Anhöhen, wo man das Land übersah, unter dem Schatten einiger Linden, beim Lichte der Sonne. Der Freigraf bestieg den Stuhl, vor ihm lag das Schwert, das Zeichen der höchsten Gerichtsbarkeit, zugleich durch die Form seines Griffes das Kreuz Christi darstellend, und die Wyd oder der Strick, als Zeichen des Rechts über Leben und Tod. Dann hegte und schloß der Graf das Gericht, d. h. er berief die Schöffen um sich und ließ den Platz von den Gerichtspflichtigen, dem Umstand, umgeben. Diese mußten mit entblößtem Haupte stehen und durften weder Waffen noch Harnisch tragen. Mit dem Ausspruch des Richters, daß das Gericht gehegt werde, wurde Friede gewirkt und geboten zum ersten, zum zweiten, zum dritten Mal. Von nun an herrschte tiefe Stille; keiner wagte Gespräch oder gar Streit, denn er verging sich am Gerichtsfrieden. Der Geladene, welcher ebenfalls unbewaffnet erscheinen mußte, von seinen Eideshelfern begleitet, wenn er deren hatte, trat vor. Die gegen ihn erhobene Klage wurde ihm vom Richter vorgehalten. Schwor er den gesetzlichen Reinigungseid auf das Kreuz des Schwertes, so war er frei. „Dann soll er einen Kreuzpfennig nehmen, sagt ein altes Weisthum, ihn vor den Grafen werfen, sich umkehren, und ziehen seine Straße. Wer ihn dann antastet, das wissen alle Freien wohl, der hat des Königs Frieden gebrochen." — So war das alte Verfahren mit den echten Freischöffen, welche besondere Vorrechte genossen und denen man strenge Liebe der Wahrheit und der Ehre zutraute. Mit andern, als Schöffen, oder auch in späterer Zeit, scheint jene einfache, gerade Weise verändert zu sein, denn wir lesen in andern Weisthümern, daß der Ankläger den Reinigungseid des Beschuldigten mit drei Eideshelfern widerlegen, dieser dagegen mit sechs auftreten, der Ankläger diesen vierzehn entgegensetzen, und der Angeklagte endlich mit einundzwanzig sich frei schwören konnte, welches das höchste Zeugniß war. — Bekannte der Beklagte die angeschuldete That, oder wurde er vom Kläger durch Eid und Eideshelfer überführt, so sprachen die Schöffen das Urtheil. War es die Todesstrafe, so wurde sie auf der Stelle vollzogen. Der Verbrecher wurde an den nächsten Baum gehenkt. Gelindere Strafen waren Landesverweisung und Geldbuße.

Erschien der Angeklagte aber auf dreimalige Ladung nicht im Gericht, und konnte auch binnen verstatteter Frist keinen hinreichenden Grund seines Ausbleibens vorbringen, so wurde er als geständig seines Unrechts, oder als einer, der Frieden und Recht verachte und sich selbst aus demselben setze, betrachtet, und es wurde die Feme über ihn ausgesprochen, das ist die Acht des Freigerichts, welche der Verurtheilung gleich galt. Von dieser Acht haben diese Gerichte den Namen Femgerichte erhalten.

Furchtbar lautete der Spruch des Grafen:

„Da nun von mir verklagt, verfolgt und verwunnen ist N., der sich schreibt u. s. w., den ich um seiner Missethat willen habe heischen und laden lassen, und in der Bosheit so verhärtet ist, daß er nicht Ehre noch Rechts pflegen will und das höchste Gericht des heiligen Reichs verschmähet, so verfeme ich ihn hier von königlicher Macht und Gewalt wegen, als Recht ist und Königsbann gebietet, und setze ihn aus dem Frieden und Rechten und Freiheit, so er je hatte, seit er aus der Taufe gezogen wurde, in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden. Und ich weise ihn forthin von den vier Elementen, die Gott den Menschen zu Trost gegeben und gemacht hat, und weise ihn forthin echtlos, rechtlos, friedelos, ehrlos, sicherlos,

mißthätig, fempflichtig, leiblos, also daß man mit ihm thun und verfahren mag, als man mit einem andern verfemten und verweiseten Manne thut. Und er soll nun forthin unwürdig gehalten werden und keines Gerichts und Rechts genießen und keine Freiheit noch Geleit haben in keinen Schlössern noch Städten, außer an geweihten Stätten. Und ich vermaledeie hier sein Fleisch und sein Blut, auf daß es nimmer zur Erde bestattet werde, der Wind ihn verwehe, die Krähen, Raben und Thiere in der Luft ihn verführen und verzehren. Und ich weise seinen Hals dem Repe (Stricke) und seinen Leichnam den Vögeln und den Thieren in der Luft, die Seele aber unserm lieben Herrgott, wenn sie derselbe zu sich nehmen will."

Nach einigen Gewohnheiten mußte der Graf, nachdem er einen Strick, über sich weg, aus den Schranken des Gerichts geworfen hatte, diese Worte dreimal aussprechen und jedesmal mit sämmtlichen Schöffen ausspeien, wie es Sitte war, wenn einer wirklich gerichtet wurde. Der Name des Verurtheilten wurde ihn das Blutbuch geschrieben. Dann nahm der Freigraf wieder das Wort und sagte:

„Ich gebiete allen Königen, Fürsten, Herren, Rittern und Knappen, allen Freigrafen und allen freien echten Schöffen, und allen denjenigen, die dem heiligen Reiche zugehören, daß sie dazu helfen mit voller Macht, daß über dieses verfemten Mannes Leib gerichtet werde, als des heiligen Reichs heimlicher Acht Recht ist. Und sie sollen das nicht lassen um Lieb noch um Leib, um Freund noch um Verwandte, noch um keines Dinges in all dieser Welt."

Der Verfemte war nun im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers, auf den nur die Vollstreckung lauerte. Wer sich seiner annahm, ja ihn nur warnte, wurde ebenfalls vor das Gericht des Freigrafen gezogen. Durch einen furchtbaren Eid und bei schwerer Todesstrafe waren die Theilnehmer des Gerichts verpflichtet, die Feme, die gegen jemanden ergangen war, zu hehlen, d. h. keinem andern, als einem Wissenden bekannt zu machen; ja, wäre der Verfemte Vater oder Bruder gewesen, er durfte nicht gewarnt werden. Dazu war jeder Wissende, dem das Urtheil glaubhaft kund gethan wurde, verbunden, dasselbe vollstrecken zu helfen. Es wurde gewöhnlich dem Kläger ein Achtsbrief, mit dem Siegel des Freigrafen und von sieben Freischöffen, eingehändigt, um damit den Schuldigen zu verfolgen; aber auch das eidliche Wort von drei Schöffen reichte hin, die Feme zu bekräftigen. Wo der Verfemte gefunden wurde, im Hause oder auf der Straße, oder draußen im Walde, wenn die Diener des heimlichen Gerichts seiner habhaft werden konnten, wurde er an dem nächsten Baume oder Pfosten aufgehenkt. Zum Zeichen, daß er von der heiligen Feme gerichtet und nicht etwa von Räubern gemordet sei, ließen sie ihm Alles, was er an und bei sich trug und steckten ein Messer neben den Hingerichteten. Ja, den Schöffen des heimlichen Gerichts wurde sogar das Recht beigelegt, jeden auf handhafter That ertappten Missethäter auf der Stelle, ohne Gericht, am nächsten Baume aufzuhenken, wenn sie nur, den Gesetzen der Ehre getreu, nichts von dem nahmen, was sie bei ihm fanden, und das Femzeichen zurückließen.

Wir erstaunen, wenn wir diese furchtbare Macht des Schöffenbundes bedenken und begreifen zugleich, wie sich im Munde des Volkes die wunderbarsten Sagen über das heimliche Gericht, dessen Name schon die Einbildungskraft aufregen mußte, über seine nächtlichen Zusammenkünfte, die

geheimnißvollen Gebräuche bei der Aufnahme der Wissenden, bei dem Hergange des Gerichts und bei der Verdammung und Hinrichtung des Verurtheilten, erhalten haben. Schon die historische Wirklichkeit ist staunenswerth genug. Ein Bund vieler tausend Männer durch ganz Deutschland, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, wenn er nur ein freier Mann war, — wir finden Beispiele, daß gemeine freie Männer, Handwerker und Bürger, die Würde eines Freigrafen bekleideten und Fürsten und Ritter sich nicht scheuten, als Schöffen unter ihrem Vorsitze zu richten; — ein solcher Bund, dessen Mitglieder sich durch geheime Zeichen erkannten und durch feierlichen Eid verpflichtet waren, einander beizustehen, welcher richtete und strafte im Namen von Kaiser und Reich, welcher den Verbrecher, wenn auch erst nach Jahren, in seinen geheimsten Schlupfwinkeln erreichte, keiner Rechenschaft unterworfen, wenn nur das schauerliche Messer seinen Arm bezeugte; — welche Kraft hatte dieser Bund gegen die Schlechten, welche Stütze konnte er sein dem Frieden und dem Rechte im Reiche! Der Fürst oder Ritter, der sich dem Spruche der kaiserlichen Hofgerichte leicht entzog und hinter seinen festen Mauern selbst dem Kaiser trotzte, er mußte erbeben, wenn der Ruf der Freischöffen durch die Stille der Nacht an seinem Burgthor erklang und wenn ein Freigraf ihn an die alten Malplätze, unter die Linde, an eines Flüßchens Ufer, auf westfälischen Boden lud[1])!

Und daß die Macht der Freigerichte nicht etwa durch die Furcht vor ihnen in der Sage vergrößert und in der Wirklichkeit vielleicht doch unbedeutend gewesen sei, beweisen hundert durch Urkunden und Zeugnisse belegte Beispiele, daß Fürsten, Grafen, Ritter und angesehene Bürger der Städte von den Schöffen des heimlichen Gerichts ergriffen worden sind.

So große Gewalt jedoch in Menschenhände gelegt, ohne die Schutzwehr der Oeffentlichkeit und Verantwortung, konnte nicht lange Zeit ohne Mißbrauch bleiben. Bei der großen Ausdehnung des Bundes konnte es nicht fehlen, daß nicht auch Unwürdige aufgenommen wurden, welche die ihnen anvertraute Gewalt zur Befriedigung ihrer Leidenschaft und Rache mißbrauchten. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh. wurden harte Klagen von vielen Seiten des Reichs, besonders von Geistlichen, gegen die Freigerichte erhoben, und noch mehr als die Beschuldigungen über einzelne Vorgänge strebte der ganze Geist der neuen Zeit ihnen entgegen. Die Gewalt der Landesherren hatte sich immer mehr gehoben und befestigt, sie konnten es nicht ertragen, daß ihre Unterthanen durch ein fremdes, wenn auch ursprünglich kaiserliches: Gericht sollten gerichtet werden. Es entstanden Bündnisse von Fürsten, Städten und Rittern gegen die westfälischen Gerichte;

---

1) Wir holen hier über die Ladung noch nach, daß sie in der Regel durch zwei Schöffen geschah, welche den Ladebrief des Freigrafen überbrachten. Konnten sie den Beklagten nicht selbst treffen, weil er in einer Stadt oder Burg war, wo sie kein sicheres Geleit hatten, so durften sie die Ladung auch bei Nacht verrichten. Sie steckten den Brief mit einem Königspfenning in den Riegel des Burgthores, schnitten drei Späne aus demselben, um sie dem Freigrafen zum Wahrzeichen zu bringen, und riefen dem Wächter dann zu, daß sie seinem Herrn einen Brief mit einer Königsurkunde in den Grendel gesteckt hätten. War der Beklagte ein Landstreicher und wußte man nicht, wo er seinen Aus- und Eingang hatte, so verbotete man ihn auf vier Kreuzwegen, d. h. man steckte die Ladung nach allen vier Weltgegenden auf und legte zu jedem Briefe eine Königsmünze. — Von diesen aufgesteckten Ladebriefen kommt vielleicht der Name Steckbrief.

und als nun der ewige Landfriede, das Reichskammergericht und eine neue peinliche Gerichtsbarkeit eingeführt, die Rechtsgelehrsamkeit an die Stelle der Kunde alter Gewohnheitsrechte getreten war, als die Verbrechen gegen den Landfrieden und die Rechtsverweigerung aufhörten, da erlosch die Gewalt der heimlichen Gerichte, ohne förmliche Aufhebung, von selbst, und ihr Ende läßt sich eben so wenig als ihr Anfang an ein bestimmtes Jahr knüpfen [1]).

Fünfter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg bis Karl V.
1273—1520.

Die Quellen der Geschichte dieses Zeitraumes sind wieder dürftiger als die der reichen hohenstaufischen Zeit, mehr Specialchroniken als allgemeine Geschichtsbücher, meist ohne höhere Auffassung der Begebenheiten; noch sind die meisten derselben in lateinischer Sprache abgefaßt. Zuerst sind die allgemeinen Geschichtsbücher zu erwähnen, welche meistens in der Form von Chroniken oder Annalen abgefaßt sind und für die deutsche Geschichte nur theilweise Ausbeute geben. Die vorzüglichsten sind:

1. Die Chronik von Hermann, Mönch in Altaich, verfaßt, auch unter dem Namen Henricus Stero bekannt, von 1147—1300.
2. Annales Colmarienses, von 1211—1303.
3. Mathias von Neuenburgs Chronik bis 1353, fortgesetzt von Albert von Straßburg, (Albertus Argentinensis) bis 1378.
4. Joh. Vitoduranus, (von Winterthur) Chronik von 1215—1348.
5. Gobelinus Persona, Dechand zu Bielefeld und Official zu Paderborn, schrieb ein Kosmodromium bis 1418, ed. Meibom.
6. Dietrich Engelhusen aus Eimbeck; Chronik bis 1420.
7. Andreas, Presbyter zu Regensburg; Chronik bis 1422.
8. Werner Rolewink aus Laer, Karthäuser in Köln; Chronik bis 1476, fortgesetzt von Hans Lindner bis 1514.
9. Hermann Korner, Domin. in Lübeck; Chronik bis 1435.
10. Hartmann Schedel, Arzt in Nürnberg, Chronik bis 1492.
11. Johann Nauklerus, Prof. in Tübingen, Weltgesch. bis 1500.
12. Noch wichtiger die Werke von Johann von Trittenheim (Ioannes Trithemius) aus der Gegend von Trier, Abt zu Sponheim und nachher zu Würzburg, starb 1516. Sie sind von Freher herausgegeben. Das wichtigste ist aber die Chronik des Klosters Hirschau (zu St. Gallen 1630 erschienen) im Würtembergischen (Chronic. Hirsaugiense), von 830—1514, worin der Verfasser die Geschichte von ganz Deutschland einflicht.

---

1) Im 16. Jahrhundert kämpften sie noch um ihre Vorrechte; im 17. dauerte der Kampf, aber schwächer, nur noch in Westfalen fort; im 18. kommen nur noch einzeln stehende Spuren, die Ruinen der Vergangenheit, von ihnen vor; aber noch immer lebt ihr Andenken und selbst ihre alte Losung in einigen Gegenden Westfalens im Munde des Landmanns in einigen alten Freigerichtsbezirken. Zu Gehmen im Münsterschen wurde das noch immer fortgehegte Freigericht durch die franz. Gesetzgebung im J. 1811 aufgehoben. Aber noch später kamen einige Freidankbauern, welche den Schöffeneid geschworen hatten, jährlich am Freistuhl zusammen, und die geheime Losung zu offenbaren, hat man sie nicht bewegen können. Das Hauptzeichen besteht in den Buchstaben S. S. G. G., welche heißen, Stock, Stein, Gras, Grein. Die Bedeutung derselben ist aber nicht entziffert.

13. Albrecht Kranz, Domherr zu Hamburg, starb 1517, hat die Geschichte des nördlichen Deutschlands in drei Werken beschrieben: Metropolis, Saxonia und Vandalia: gelehrt und in seiner Zeit nicht ohne eigenes Urtheil.

Als Specialquellen sind merkwürdig:

14. Kaiser Rudolph I. Staatsbriefe, mehrmals herausgegeben von Gerbert, 1772, und Bodmann 1806.

15. Die Lebensbeschreibung Kaiser Rudolphs I. und Albrechts I., welche Gottfried von Ensningen, im Auftrag des Straßburger Bürgers Magnus Engelhard, geschrieben hat.

16. Des Bischofs Nicolaus von Botronto Bericht über den ital. Zug Heinrichs VII.

17. Albert Mussatus, (Rathsherr in Padua, starb 1330,) de gestis Henrici VII. Imp., Geschichte Italiens nach dem Tode Heinrichs VII. 1313—29; und Ludovicus Bavarus, 1327—29.

18. Caroli IV, commentarius de vita sua ad filios, 1316—46.

19. Die Schriften von Aeneas Sylvius Piccolomini, nachherigem Papste Pius II.; starb 1464. Er ließ:

a. durch seinen Geheimschreiber, Joh. Gobelin aus Bonn, die Geschichte seiner Zeit, von 1405—63 aufzeichnen;

b. schrieb selbst die Geschichte der Basler Kirchenversammlung;

c. die Geschichte Kaiser Friedrich III.

d. Kleinere Schriften, worunter die descriptio de ritu, situ, moribus et conditione Germaniae, und viele Briefe, welche gesammelt und mehrmals gedruckt sind.

20. Mehrere Quellenschriften zur Geschichte der östreichischen Kaiser sind in Pez Samml. von Script. rerum Austriac. zusammengestellt.

21. Die wichtigsten Reichstagsverhandlungen unter Friedrich III. und Maxim. I. hat gesammelt Joh. Joach. Müller in seinem deutschen Reichstagstheater und Reichstagsstaat. Jena 1709 u. fg.

Im 14. u. 15. Jahrh. werden nun auch die Geschichtswerke in deutscher Sprache häufiger:

22. Ottokar von Hornegk schrieb eine Reimchronik, welche die Zeit des Interregnums und die Geschichte der Kaiser Rudolph, Adolph, Albrecht und Heinrich VII. bis 1309 enthält; zwar kein streng geschichtliches Werk, aber doch sehr wohl für die Geschichte jener Zeit zu gebrauchen. Ist abgedruckt in Pez östreich. Geschichte.

23. Jakob von Königshoven, Geistl. in Straßburg, starb 1420, Chronik von Elsaß und Straßburg in schwäbischer Mundart, 1698 von Schilter mit Anmerkungen in Druck gegeben.

24. Eberhard Windeck aus Mainz, Geheimschreiber Kaiser Sigismunds, hat das Leben desselben beschrieben; bei Menken.

25. Johann Rothe, Dominikaner in Eisenach, thüringische Chronik in niedersächsischer Mundart, bis 1434; von einem Andern fortges. bis 1440.

26. Limburger Chronik, von 1336—89, enthält viel Specielles zur Sittengeschichte, mehrmals gedruckt.

27. Konrad Bothe, Chronecken der Sassen, bis 1489, niederdeutsch, bei Leibnitz.

28. Diebold Schilling (gegen 1480) von den burgundischen Kriegen; sehr gut geschrieben.

29. Melchior Pfinzing, (aus Nürnberg, geb. 1481, kaiserl. Rath und zuletzt Domprobst in Mainz,) besang die Geschichte Kaiser Max. I. unter dem fingirten Namen: die Geuerlichkeiten und Geschichten des löblichen, streitbaren Helds und Ritters Tewrdanks. Nürnb. 1517; nachher oft gedruckt.

30. Marcus Treizsauerwein, Geheimschreiber Kaiser Max, erzählt ebenfalls dessen Thaten, nach des Kaisers eigener Angabe, im Weiskunig 1514.

31. Wilibald Pirkheimer (aus Eichstedt, geb. 1470, Rathsherr in Nürnberg, zuletzt kaiserl. Rath, st. 1530,) hist. belli Helvetici; und Currus triumphalis, honori Max. I. inventus; nebst vielen andern Schriften.

32. Noch ist zu nennen Sebast. Franks (geb. 1500, st. 1545) Zeitbuch 1531, und Teutsche Chronik 1538.

V. Kaiser aus verschiedenen Häusern, 1273—1437.

64. Rudolph von Habsburg. 1273—91.

Die Unordnung in Deutschland wurde je länger je größer; und als im J. 1272 Richard in England gestorben war und Alphons sich gar nicht um das deutsche Reich bekümmerte, hielten endlich die Fürsten im J. 1273 einen Reichstag zu Frankfurt, um einen Kaiser zu wählen, der nach Aller Sinn wäre. Er sollte stark und weise sein, um das kaiserliche Ansehen herzustellen, aber auch nicht mächtig, damit die Fürsten für ihre eigne Macht nichts von ihm zu befürchten hätten. Beides war schwer mit einander zu vereinigen; aber das Schicksal lenkte die Wahl glücklich zu des Vaterlandes Besten. In der Schweiz und im Elsaß lebte der Graf Rudolph von Habsburg, der nicht gar mächtig an Land und Leuten war, aber durch Muth, Klugheit und Rechtschaffenheit die Achtung der Großen und des Volks erworben hatte. Früherhin war er ein Gefährte und Freund Kaiser Friedrichs II., der ihn selbst im J. 1218 aus der Taufe gehoben und auf einem seiner Züge nach Italien, vielleicht nach der glücklichen Schlacht bei Cortenuovo, zum Ritter geschlagen hatte. Während der wilden Zeit des Interregnums lebte er auf seinen Stammgütern und schützte, so weit sein Arm reichte, jeden Hülfsbedürftigen gegen Unrecht und Frevel der Raubritter. Auch einem Zuge gegen die Ungläubigen wohnte er bei; wahrscheinlich dem Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen unter dem Banner Ottokars von Böhmen im J. 1255. Lange war er Schirmvogt und Hauptmann der Städte Zürich und Straßburg und der im Eingang der Gotthardalpen gelegenen Waldstädte. In seinen Sitten war die zwanglose Einfalt und Offenheit eines großen Mannes; und in einem Schreiben an den Papst nach Rudolphs Königswahl sagt der Erzbischof von Köln von ihm, daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von klugen Rathschlägen und Frömmigkeit sei, bei Gott und Menschen beliebt, wohlgefällig anzusehen (er war von hoher, kriegerischer Gestalt, hatte eine große gebogene Nase, und ein blasses, ernstes Gesicht, welches aber eine Zutrauen erweckende Freundlichkeit überzog, wenn er redete), am Körper abgehärtet, und im Kriege gegen die Ungläubigen glücklich.

Vor Allen aber hielt ihn der Bischof Werner von Mainz in hohen Ehren. Als dieser nach Rom reiste, um von dort seinen Erzbischofsmantel zu holen, und ihm der Weg durch die Gebirge der Schweiz nicht sicher däuchte, ersuchte er den Grafen Rudolph, ihm von Straßburg durch die Alpen und rückwärts das Geleit zu geben. Das that Rudolph mit aller ritterlichen Treue. Auf der Reise lernte der Erzbischof seine großen und einfachen Tugenden kennen und beim Abschied sprach er zu ihm: Er wünschte nur so lange zu leben, bis er ihm seinen Dienst einigermaßen vergelten könnte. Dazu kam nun die Gelegenheit. Er empfahl den Grafen Rudolph von Habsburg so dringend zur Kaiserwürde, daß die deutschen Fürsten ihn auf den Thron des Reiches erhoben.

Rudolph war eben mit der Stadt Basel im Kriege, um die vertriebene Partei des Adels, die sich die Sterner nannten, gegen die andere, die Psitticher, wieder in die Stadt einzusetzen. Mitten in einer Nacht kam der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Rudolphs Schwager und

Freund, mit der wichtigen Botschaft im Lager an; und als nun auch der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim mit der Wahlurkunde anlangte, sandte Rudolph den Burggrafen in die Stadt, um den Bürgern, weil er nun der Mächtigere war, den Frieden anzubieten. Sie nahmen ihn mit Freuden an und waren die ersten, die ihm zu seiner Erhebung Glück wünschten. Darauf ging er nach Frankfurt und von dort nach Aachen, wo er feierlich gekrönt wurde. Nach der Krönung ließen sich die anwesenden Reichsfürsten, der alten Sitte gemäß, von dem neuen Kaiser mit ihren Würden belehnen. Zufällig aber war kein Scepter vorhanden, vielleicht, weil durch den fremden Kaiser und den Wechsel der Herrschaften die Reichskleinodien zerstreut waren; es entstand großes Bedenken, womit der Kaiser die Belehnung vornehmen möge. Da trat Rudolph ins Mittel, ergriff ein Crucifix, küßte es, und gebrauchte es statt des Scepters; „denn," sagte er, „ein Zeichen, durch welches die Welt erlöset ist, mag doch wohl leichtlich die Stelle des Scepters vertreten." Diese Rede gefiel allen Anwesenden sehr wohl. — Dann fing der neue Kaiser, der jetzt 55 Jahre alt war und in der vollen Kraft seines Lebens stand, die Regierung an mit Ernst und mit väterlichem Wohlwollen, welches der Geringste vom Volke bei ihm fand. Die neue Krone änderte nichts in seinem großen und festen Charakter; selbst im Aeußeren blieb er so einfach, als er zuvor gewesen. So wenig hielt er auf äußeren Schein und prächtige Kleidung, daß er, besonders auf langen Feldzügen, sich nicht scheute, mit seinen Kriegsgefährten einen schlechten Mantel zu tragen und sein graues Wams selbst zu flicken. Nur einmal findet sich, daß er bei der Zusammenkunft mit dem Papste Gregor X. in Lausanne im J. 1275 eine bedeutende Summe verwendet habe, um sich und seine Gemahlin und Kinder neu zu kleiden.

Um die Gebrechen des Reiches sogleich in ihrer Wurzel zu heilen, sandte er folgendes Schreiben an alle Vasallen und Getreuen des Reichs: „Nun gedenke er mit Gottes Hülfe dem schon lange zu Grunde gerichteten gemeinen Wesen den Frieden zu verschaffen und die bis daher Unterdrückten gegen die Tyrannei in Schutz zu nehmen, wozu er sich der Stände kräftige Mitwirkung verspreche."

Und mit den Worten vereinigte er die That, zog durch Franken und Schwaben und am Rheinstrom umher, und wo ein Friedensstörer war, der sich nicht in die Ordnung fügen wollte, den strafte er nach der Strenge des Gesetzes. Das geschah gegen die kleineren Räuber und Ruhestörer; aber Rudolph sah wohl ein, daß wenn das kaiserliche Ansehen ganz in sein altes Recht eintreten sollte, auch die großen Fürsten zur Erfüllung ihrer Pflichten und zur schuldigen Ehrfurcht angehalten werden müßten. Nun war aber der König Ottokar von Böhmen, der von solcher Unterwerfung unter den Kaiser nichts hören wollte; er war ein viel mächtigerer Fürst als der Graf von Habsburg, er besaß außer Böhmen auch die östreichischen Erbländer, die er nach dem Aussterben des herzoglichen Hauses Babenberg, großentheils durch Waffen und Geld, an sich gebracht hatte, und glaubte keineswegs gehorchen zu müssen. Dazu kam, daß die östreichischen Stände bittere Klagen gegen den König Ottokar erhoben, wie er sie bedrücke und viele Ungerechtigkeit übe. Also ließ Rudolph zuerst den König einladen, daß er auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1274 erscheinen und von Rechtswegen den Lehneid leisten solle. Aber der König kam weder diesesmal, noch

auf einem zweiten Tage zu Würzburg; und auf einen dritten zu Augsburg, im J. 1275, schickte er nur den Bischof Wernhard von Seckau als seinen Gesandten, und dieser war so dreist, vor den versammelten Fürsten eine lateinische Rede anzuheben, worin er beweisen wollte, daß Kaiser Rudolphs Wahl ungültig sei. Rudolph unterbrach ihn, und sprach: „Herr Bischof, wenn ihr etwas mit meinen Geistlichen abzumachen habt, so redet aller Dinge lateinisch, wenn's aber mich oder die Reichsrechte angeht, so redet deutsch, wie es der Brauch ist." Und die Fürsten, da sie inne wurden, der Bischof wolle Rudolphs Kaiserwahl antasten, enthielten sich kaum, daß sie ihn nicht zur Thür hinaustrieben; aber der König verhinderte es und ließ den Bischof am nächsten Tage von Augsburg abreisen.

Nun wurde die Reichsacht gegen den widerspenstigen Ottokar ausgesprochen; aber so übermüthig und ehrvergessen war dieser, daß er die Herolde des Reichs, welche ihm die Achtserklärung überbrachten, an den Thoren von Prag aufknüpfen ließ. Bald erreichte ihn jedoch die Strafe. Rudolph drang im J. 1276 schnell in Oestreich ein und brachte das Land in seine Gewalt, bis auf die Stadt Wien, die er belagerte. Ottokar stand an der andern Seite der Donau und hielt sich durch den großen Strom für gesichert; aber Rudolph schlug zu aller Erstaunen so schnell eine Brücke über denselben, um den König in seinem Lager anzugreifen, daß dieser erschrocken den Frieden anbot. Er mußte Oestreich, Steiermark, Kärnthen und Krain abtreten und zur Befestigung des Friedens ward eine Heirath zwischen dem böhmischen Kronprinzen Wenzeslaus und Rudolphs Tochter Guta, und zwischen einem kaiserlichen Sohne und einer böhmischen Prinzessin, verabredet. Dann kam Ottokar zu Rudolph ins Lager, um die Belehnung seiner Länder zu erhalten. Dieser Auftritt ging nicht ohne des stolzen Königs Beschämung ab. Er hatte gehofft, durch die Pracht seines königlichen Gefolges den einfachen Kaiser zu verdunkeln; allein gerade dieses benutzte Rudolph zu seiner Demüthigung. „Der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht," sagte er, „heute soll mein graues Wams über ihn lachen." Und nun empfing er in seiner schlechten Tracht, auf dem kaiserlichen Stuhle im Angesichte der Stadt Wien an der offenen Reichsstraße sitzend, den in Gold und Purpur strahlenden König, welcher vor aller Bischöfe und Fürsten Augen fußfällig vor ihm um die Belehnung mit Böhmen und Mähren anhalten mußte. Diese wurde ihm denn auch gewährt.

Hierauf gingen die Reichsfürsten, wie gewöhnlich nach beendigtem Feldzuge, nach Hause zurück; Rudolph aber, der dem stolzen Könige dennoch nicht trauete, blieb mit seinen getreuen elsassischen und schwäbischen Rittern, die ihm noch von der Zeit anhingen, da sie mit ihm als Grafen von Habsburg so manche Fehde ausgefochten hatten, in Oestreich. Und bald fing auch Ottokar den Streit von Neuem an, als er glaubte, Rudolph habe keine hinreichende Macht mehr bei sich. Allein dieser ging ihm muthig entgegen und lieferte ihm am 26. August 1278 auf dem Marchfelde, jenseits der Donau, eine blutige Schlacht. Lange war der Sieg zweifelhaft, Rudolph selbst war in Lebensgefahr; denn unter den böhmischen Rittern hatten sich mehrere verbündet, ihn selbst anzugreifen und zu tödten. Einer von ihnen, Heinrich von Fullenstein, sprengte mit eingelegter Lanze auf ihn los; Rudolph aber wich dem Stoße aus und rannte die Spitze seiner eigenen Lanze mit geschickter Wendung gerade durch das Augenloch des Helmes seinem Gegner in den Kopf, daß er vom Pferde sank. In dem=

selben Augenblicke aber durchbohrte ein riesenmäßiger thüringischer Ritter, der auch zu den Verbündeten gehörte, des Kaisers Pferd, daß es hinstürzte[1]. Kaum schützte sich Rudolph mit seinem Schilde, daß er von den über ihn wegspringenden Pferden nicht zertreten wurde. Bald aber brachte ihm der Ritter Walther von Ramschwarz von St. Gallen ein anderes Pferd, er schwang sich hinauf, und indem in diesem Augenblick auch sein Feldhauptmann Ulrich von Kapeller die Hinterhut heranführte, konnte der Feind seinen und der Seinigen Angriffen nicht länger widerstehen; die Böhmen geriethen in die Flucht. Ottokar, da schon die Seinigen flohen, focht doch noch, wie Rudolph selbst ihm Zeugniß giebt, wie ein Verzweifelter. Endlich ward er von einigen steiermärkischen Rittern, die er früher schwer gekränkt hatte, sammt dem Pferde zu Boden geworfen und getödtet. — Nach hergestelltem Frieden wurden die Vermählungen zwischen den beiden Königshäusern gefeiert und das böhmische Land für Ottokars Kinder durch den Markgrafen von Brandenburg verwaltet.

Oestreich aber wandte Rudolph, mit der deutschen Fürsten Bewilligung, als Reichslehen seinem eigenen Hause zu, es war ein durch ihn für das deutsche Reich wiedererobertes Land, und einer der Churfürsten sagt in seinem Willebriefe, worin er seine Einwilligung zu dieser Sache giebt: „Daß Rudolph diese Fürstenthümer, die er mit vielem Schweiß und Blut wieder an das Reich gebracht, seinen rechtmäßigen Söhnen solle zu Lehen geben können, wenn es ihm immer gefällig sein werde.“ Daher nahm Rudolph im J. 1282, auf einem Reichstage zu Augsburg, vor einer zahlreichen Versammlung von Fürsten und Herren, die feierliche Belehnung vor und gab seinen Söhnen Albrecht und Rudolph die Länder Oestreich, Steier, Krain und die Windische Mark; Kärnthen aber gab er dem Grafen Meinhard von Tyrol, dessen Tochter sein Sohn Albrecht geheirathet hatte. — So ist Kaiser Rudolph der Stifter des mächtigen östreichischen Hauses geworden.

Nach Beendigung dieser Angelegenheiten wandte er sich wieder, obgleich er schon hoch bei Jahren war, zu der Sorge für die Ruhe des Reiches. Er ließ die Grafen und Edelleute und Städte in den verschiedenen deutschen Ländern einen Landfrieden auf fünf Jahre beschwören; und weil er wohl wußte, daß den, welcher den bösen Willen hat, das Wort nicht genugsam bindet, reiste er selbst in den Ländern umher, zerstörte die Raubburgen und bestrafte die Räuber. So hat er auf einem Zuge nach Thüringen sechsundsechzig solcher Burgen zerstört und neunundzwanzig Räuber von Adel hinrichten lassen. Und den Grafen Eberhart von Würtemberg, der einer der unruhigsten Fürsten war und dessen Wahlspruch hieß: „Gottes Freund und aller Welt Feind!“ belagerte er in seiner Stadt Stuttgart und zwang ihn die Mauern der Stadt zu zerbrechen. Andern Reichsständen dagegen erlaubte er zum Schutze gegen die Räuber, sich Burgen zu erbauen; wie z. B. im J. 1290 dem Bischof von Paderborn, der zwei Burgen in seinem Gebiete erbauen durfte. Durch seine höchst thätige Sorge für den Reichsfrieden gewann Rudolph auch die Städte für sich. Das Zuziehen der Reichsstädte zu den Reichstagen fing unter ihm an Sitte zu werden.

---

1) Nach der Schlacht wurde dieser Ritter, wie erzählt wird, gefangen vor den Kaiser geführt. Aber dieser lobte ihn wegen seiner Tapferkeit und schenkte ihm sogleich die Freiheit.

Also fand Kaiser Rudolph so viel in Deutschland zu thun, daß er gar nicht ernstlich daran denken konnte, nach Italien zu gehen, um sich als Kaiser krönen zu lassen. Auch pflegte er zu sagen: „Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welche zwar viele Fußstapfen der Kaiser hinein, aber wenige heraus gingen." Ja, so wenig verfolgte er der früheren Könige Absichten auf Italien, daß er in einem Vertrage mit Papst Gregor X. allen Rechten des Reiches auf das Gebiet der Kirche, wie dieses noch jetzt besteht, entsagte. Er mochte sich freuen, eine der beständigen Anreizungen zu den verderblichen italienischen Zügen aus dem Wege geräumt zu sehen.

Zuletzt wollte er noch gern auf dem Reichstage zu Frankfurt im J. 1291 seinen ältesten Sohn Albrecht, der ihm allein von vier Söhnen übrig geblieben war, — sein Lieblingssohn Hartmann war im J. 1281 bei einer nächtlichen Fahrt auf dem Rheine durch Umschlagen des Schiffes verunglückt, — von den Fürsten als deutschen König anerkennen lassen; allein die eifersüchtigen Großen, denen schon Rudolphs Regierung fast zu kräftig gewesen war, indem sie ihren Vortheil nicht so verfolgen konnten, und die meinten, Deutschland werde aufhören ein Wahlreich zu sein, wenn man den Sohn auf den Vater folgen lasse, schoben die Sache hinaus. Mißvergnügt über diese Undankbarkeit reiste Rudolph ab und begab sich nach Basel. Er war schon im hohen Alter und sehr kränklich; seit einem Jahre fast hatten ihm die Aerzte nur durch Kunst das Leben erhalten. Eines Tages, als er zu Germersheim am Schachbrette saß, kündigten sie ihm die Nähe des Todes an. „Wohlan, sprach er, nach Speier, zu den Gräbern der Könige! damit niemand mich hinführen muß, will ich selbst zu ihnen reiten." Er reiste ab, mit seinem ganzen Gefolge, am Rheinstrome hinunter, und erreichte Speier am 14. Sept. 1291; am 15. starb er daselbst im 74. Jahre seines Alters und wurde neben Philipp dem Hohenstaufen begraben.

So hoch ehrte man sein Andenken noch lange Zeit nachher, daß in Deutschland das Wort blieb: „Der hat Rudolphs Redlichkeit nicht." — Krieger war er von Jugend auf. Einer seiner Lieblingswünsche war, daß er ein Heer von 40,000 Mann Deutscher zu Fuß und 4000 zu Pferde hätte, damit getraute er sich gegen die ganze Welt auszuziehen.

65. Adolph von Nassau. 1292—98.

Mehrere Fürsten waren dem Albrecht von Oestreich, Rudolphs Sohne, nicht abgeneigt, allein der Erzbischof Gerhard von Mainz wußte die Sachen doch so zu lenken, daß sein eigener Vetter, der Graf Adolph von Nassau, zum Kaiser gewählt wurde. Adolph war zwar ein tapferer Ritter und besaß viele liebenswürdige Eigenschaften, allein zu solcher Würde hatte er weder genug Klugheit, noch genug Macht und Ansehen. Er besaß nur die halbe Grafschaft Nassau und sein Vermögen war so schwach, daß er nicht einmal die Kosten des Krönungsfestes bestreiten konnte; und als er sich dadurch aus der Verlegenheit helfen wollte, daß er die Juden in Frankfurt mit einer Steuer belegte, widersetzte sich der Reichsschultheiß in der Stadt; da mußte der Erzbischof Gerhard seine Stiftsgüter für ihn verpfänden.

Als Kaiser suchte er in Rudolphs Fußtapfen zu treten, den Landfrieden aufrecht zu halten, dabei aber auch die Macht seines Hauses zu vergrößern. Mit beiden wollte es jedoch nicht gelingen; denn die Vergrößerung

seines Hauses strebte er durch solche Mittel zu bewirken, welche die Gemüther von ihm abwenden mußten. Zuerst versprach er nämlich, um Geld zu bekommen, dem Könige Eduard I. von England Hülfe gegen Philipp den Schönen von Frankreich, für eine beträchtliche Geldsumme. Zu der Hülfe kam es nicht, weil der Streit für den Augenblick beigelegt wurde, das Geld aber wandte Adolph an, sich ein Land zu kaufen. Es herrschte damals ein unwürdiger Markgraf in Thüringen, Albrecht der Unartige (degener), der verstieß seine treffliche Gemahlin Margaretha, Tochter Kaiser Friedrichs II., und heirathete später die Kunigunde von Eisenberg. Die arme Mutter, als sie ihre Kinder verlassen mußte, biß im Schmerz des Abschiedes ihren einen Sohn Friedrich in die Wange, weshalb er in der Geschichte den Namen: „Friedrich mit der gebissenen Wange" erhalten hat. Der unnatürliche Vater aber verkaufte die Erbländer der beiden Söhne erster Ehe dem Kaiser Adolph, um das Geld dem Sohne der Kunigunde, Apiz, zuzuwenden. Die beiden Söhne, Friedrich und Diezmann, kämpften ritterlich für ihr Erbe, weil das Land ihnen treu war, und der Kaiser sah sich genöthigt, einen ungerechten Krieg gegen sie zu führen, er, dessen erste Pflicht es war, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Sie eroberten einen Theil ihrer Länder wieder.

Solch unwürdiges Verfahren hatte den König Adolph in Deutschland verhaßt gemacht; dazu kam, daß der wankelmüthige Erzbischof Gerhard von Mainz gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, ihn nach Gefallen zu lenken. Adolph wollte die Zölle, welche die Erzbischöfe am Rheine errichtet hatten, nicht bestätigen. Auf den Antrieb des Erzbischofs wurde eine Fürstenversammlung gehalten und Adolph abgesetzt: „Weil er Kirchen verwüstet, von einem Geringeren (dem König von England) Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert, und den Landfrieden nicht gehandhabt habe;" — und Albrecht von Oestreich wurde gewählt.

Dies ist das erste Beispiel, daß die Churfürsten, ohne Antrieb des Papstes, allein einen Kaiser abgesetzt haben.

Die beiden Gegner zogen gegen einander; bei Worms kämpften sie die entscheidende Schlacht, am 2. Juli 1298. Adolph wurde geschlagen und fiel selbst im Gefechte, wie einige sagen, von Albrechts eigener Hand.

66. Albrecht von Oestreich. 1298—1308.

Dieser Albrecht war nicht milde und freundlich, wie sein Vater, sondern ein strenger und fast harter Herr, und selbst im Aeußern durch den Mangel des einen Auges und sonstige Mißgestalt, als Folge einer Vergiftung, entstellt. Uebrigens müssen seine Pflichttreue, Arbeitsamkeit und Thätigkeit für Ordnung und Gesetz gerühmt werden. So war z. B. seine Strenge gegen den Mainzer Erzbischof gerecht, denn da er dessen Willen nicht in Allem thun wollte, sprach derselbe: „Er habe noch mehr Kaiser in seiner Tasche," — und ging damit um, wirklich einen neuen Kaiser wählen zu lassen; allein Albrecht trieb ihn schnell zu paaren, daß er um Gnade bitten mußte. Aber in andern Fällen waren seine Anschläge nicht immer dem strengen Rechte gemäß. Sie gingen darauf hinaus, viele Länder an sich zu bringen; auf Thüringen, Böhmen, Holland warf er seine Blicke; — da vernichtete plötzlich der Tod alle diese Entwürfe. Im Frühlinge des J. 1308 kam er in seine Erblande an der Grenze der Schweiz,

um die eben aufgestandenen Schweizer zur Ruhe zu bringen und um große Macht zum Kriege wider Böhmen zu rüsten. Mit ihm war sein junger Vetter, Johann von Schwaben, der Sohn seines Bruders Rudolph, dem er, obwohl er nun mündig geworden war, seinen Antheil an den Habsburgischen Erbgütern vorenthielt. Vergeblich bat ihn der ehrgeizige Jüngling wiederholt um sein Erbe, und als der König es immer verweigerte, faßte er endlich mit vier Rittern, welche gleichfalls gegen Albrecht Groll im Herzen trugen, den Entschluß, ihn zu ermorden. Den 1. Mai 1308, im zehnten Jahre seines Königreiches, ritt König Albrecht von dem Stein zu Baden im Argau herunter, um nach Rheinfelden ans Hoflager zurückzukehren. Sie kamen durch die Thalgründe an die Ueberfahrt der Reuß bei Windisch. Hier drängten sich die Verschwornen zuerst mit dem Könige in den Kahn, um ihn von seinem Gefolge zu trennen, und fuhren mit ihm über das Wasser. Und als sie nun weiter ritten durch das Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg ist, fiel Walther von Eschenbach dem Könige in den Zügel und hieb nebst den anderen mit dem Schwerte ihn über den Kopf; Herzog Johann aber stieß ihn das Schwert in den Rücken, laut rufend: „Hier der Lohn des Unrechts!" — Der König sank ohnmächtig herab in sein Blut; ein armes Weib, welches die That gesehen, eilte herbei und in ihrem Schooße starb Albrecht. Die Verschworenen aber sprengten davon und, von ihrem bösen Gewissen verfolgt, haben sie sich von diesem Tage an nicht mehr gesehen. Der eine von ihnen, Rudolph von Wart, wurde ergriffen und auf dem Platze der That durchs Rad hingerichtet, die andern alle, sammt dem Herzoge, sind unbekannt im Elende gestorben.

Die Königin Elisabeth trauerte in verzweiflungsvollem Schmerze, als ihr der entstellte Körper des geliebten Gemahls gebracht wurde; er hatte sie in ihrem 14. Jahre geheirathet und sie hatte ihm zwanzig Kinder geboren, von welchen ihn zehn überlebten. Auf dem Felde, wo der Mord geschehen war, stiftete sie das Kloster Königsfelden.

67. Die Eidgenossenschaft der Schweizer.[1])

In diesem Todesjahre König Albrechts ist der Grund zu der schweizerischen Eidgenossenschaft gelegt worden. Die Geschichte des kräftigen, fleißigen, freiheitliebenden Volkes, welches den Fuß der hohen Gebirgsketten zwischen Deutschland, Frankreich und Italien in vielen großen und kleinen Orten bewohnt, gehört mit zu der unsrigen; denn seinem Stamme nach ist es ein

1) Die Geschichte der Befreiung der Schweiz und der Ermordung Geßlers durch Tell, so wie mehrere andere Punkte der ältesten Geschichte der Schweiz, sind in ihrer, besonders in Tschudi's Eidgenössischer Geschichte gegebenen, Darstellung, in neuerer Zeit vielfach in Zweifel gezogen und in das Gebiet der Sage gestellt. Daß ihnen allen jedoch wirkliche Thatsachen zum Grunde liegen, welche durch das erwachte Volksgefühl poetisch ausgeschmückt und auch wohl mit nichthistorischen Namen erweitert sein mögen, dürfte nicht geleugnet werden. Ich habe es deshalb nicht über's Herz bringen können die Erzählungen, wie sie Jahrhunderte lang lebendig im Volke fortgepflanzt und geglaubt sind, in einem Buche für die Jugend wegzulassen, oder von ihrer, wenn auch verschönerten, Gestalt zu entkleiden. Mag der Lehrer den Schülern dabei bemerken, daß nicht alles historisch bewiesen sei, der Glaube an ihre Wahrheit habe aber das Schweizervolk, wie im Alterthum Homers Darstellung des trojanischen Krieges die Griechen, Jahrhunderte lang mit einem edlen Nationalgefühl erfüllt und zu großen Thaten begeistert. Darum solle auch die Erzählung von der Befreiung der Schweiz und vom Wilhelm Tell in ihrer früheren Gestalt nicht untergehen.

echt deutsches, und nur nach Frankreichs Grenze zu ist die französische Sprache die herrschende geworden. Die größeren Städte in den ebenen Gegenden nach Schwaben zu, Bern, Zürich, Freiburg, Solothurn und andere, waren von alten Zeiten her Reichsstädte und auch die eigentlichen Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, standen im unmittelbaren Schutze des Reichs. Ihre Verfassung war uralt und gleichsam aus der ersten Hand der Natur. Wie bei den alten Deutschen übte die ganze Gemeinde der freien Männer, unter ihrem Landamman, die höchste Gewalt, und die Kraft ihrer Verfassung lag einzig in dem Gesammtwillen. Der Kaiser der Deutschen aber, weil sie zum Reiche gehörten, hatte Vögte oder Verwalter bei ihnen, welche die Reichsrechte über sie übten, die Zölle, die Münzgerechtigkeit, den Blutbann und Anderes, was aber keineswegs drückend war.

Nun aber ließ ihnen König Albrecht, der gern die Macht seines Hauses vermehren wollte, den Antrag machen, daß sie dem Reiche entsagen und sich dem erblichen Schutze seines mächtigen Hauses, welches in ihrer Nähe so viele Stammgüter besaß, anvertrauen sollten; das heißt, sie sollten statt deutsch, habsburgisch oder östreichisch werden. Sie aber, die diesen König mit Mißtrauen betrachteten, weigerten sich. Deshalb ließ Albrecht zu, und sah es sogar gern, daß die Vögte das Volk drückten und Unrechtes von ihm forderten. Er verachtete das wenig bekannte Bergvolk. Der Reichsvögte waren zwei, Hermann Geßler von Bruneck, ein stolzer Edelmann, der bei der Stadt Altorf in Uri eine Burg oder Zwinghof hatte, das Volk von da aus zum Gehorsam zu zwingen und Beringer von Landenberg, der auf der Burg Sarnen in Unterwalden wohnte; außerdem waren mehrere Burgvögte des Königs.

Aber drei edle Schweizer, die ihr Vaterland ohne die alte Freiheit für unglücklich achteten, Werner Stauffacher von Schwyz, Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri, und Arnold an der Halden von Melchthal in Unterwalden, machten einen Bund zusammen, die Gewalt der Vögte zu brechen; sie wußten wohl, wie die Landleute, bei ihrem Rechte kühn und unerschrocken, ihnen leicht beifallen würden. Auch hatte Arnold von Melchthal noch besondere Ursache des Zornes. Um einer geringen Sache willen hatte der Landvogt Landenberg ihm ein Gespann schöner Ochsen weggenommen, und als sein Vater deshalb jammerte, sagte des Vogtes Knecht: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, so mögen sie den Pflug selber ziehen.“ Arnold, im Zorne, zerschlug dem Knechte mit seinem Stocke die Hand; darauf aber, weil er des Vogtes Grausamkeit kannte, floh er und verbarg sich, und dieser, als er ihn nicht fand, ließ seinem alten Vater die Augen ausstechen. — Und solcher Gräuel waren in diesen Zeiten mehr geschehen.

Die drei Männer rathschlagten oft in stiller Nacht in dem Rütli, einer kleinen Wiese in einsamer Gegend, zwischen hohen Felsen, am Ufer des Waldstädter-Sees. Zugleich warben sie eifrig unter ihren Freunden, und in der Nacht, Mittwochs vor Martinitag, im J. 1307, brachten sie, ein jeder zehn rechtschaffene Männer seines Landes an diesen Ort. Als diese dreiunddreißig herzhafte Männer, voll des Gefühls ihrer angestammten Freiheit, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli zusammen waren, hoben die drei Anführer ihre Hände auf gen Himmel und schwuren in dem Namen Gottes, also mannhaftig mit einander die Freiheit zu behaupten. Die dreißig, ihrem Beispiele folgend, hoben

ein jeglicher seine Hand auf und schwuren mit getrostem Muthe denselben Eid. Die Ausführung ihres Vorhabens war auf den Neujahrstag des nächsten Jahres gesetzt; für jetzt ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indessen trug sich zu, daß der Reichsvogt Hermann Geßler durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, des Walther Fürst Schwiegersohn, erschossen wurde. Wie der freie und kühne Mann sich weigerte, sich vor einem aufgesteckten Hute zu demüthigen, wie er dann, auf des unmenschlichen Vogtes Befehl, zur Strafe seinem Sohn einen Apfel vom Kopfe schießen mußte und dennoch von jenem in ein schauerliches Gefängniß geworfen werden sollte; unterwegs aber, auf dem Vierwaldstädter=See, bei einem schweren Sturme, aus dem Kahne entsprang und nachher den Vogt in der hohlen Gasse bei Küßnach erschoß; das alles lebt im Munde des Volkes und ist in Liedern und Bildern vielfach verherrlicht. — Obgleich nun diese That noch vor der zur Befreiung des Landes verabredeten Stunde, und ohne Theilnehmung des unterdrückten Volkes, geschehen war, so stärkte sie doch den Muth der Verbündeten und aller übrigen.

Früh am ersten Tage des dreizehnhundert und achten Jahres, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Messe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, ihm zum Neujahrsgeschenk, nach der Sitte im Gebirg. Der Vogt, vergnügt über ihre Gabe, hieß die Männer sie in die Burg bringen. Als aber die zwanzig in dem Burgthore waren, stieß einer von ihnen in das Horn; auf dieses Zeichen langte ein jeder ein Eisen aus dem Busen und steckte es an seinen gespitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten noch dreißig ihrer Gesellen den Berg hernan, auf die Burg; sie nahmen die Burgleute gefangen. Landenberg floh, da er dieses hörte, durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach; er wurde eingeholt; weil die Verschwornen aber verabredet hatten, kein Blut zu vergießen, ließ man ihn nur die Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstädte kommen wolle, und entließ ihn; er zog zu dem Könige.

Durch ähnliche List, wie die Burg Sarnen, wurden auch die andern gewonnen und gebrochen, die Vögte aber mit ihren Leuten über die Grenze gewiesen; und von verschiedenen Seiten begegneten sich die Boten mit froher Nachricht des Gelingens auf dem Waldstädter=See. An diesem Tage, da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute, im ersten Augenblicke des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, wurde kein Tropfen Bluts vergossen und keinem Herrn ein Recht genommen. Und am folgenden Sonntag, den siebenten Januar, kamen die Schweizer zusammen und schwuren von Neuem den uralten, ewigen Bund.

Die nächste Gefahr drohte ihnen von dem Könige Albrecht, der entschlossen war, für ihre That schwere Strafe zu nehmen. Von dieser befreite sie zwar nach einigen Monden der Arm Herzogs Johann von Schwaben und seiner Mitverschwornen; doch warteten ihrer bald nachher noch schwere Kämpfe für die neu errungene Freiheit.

68. Kaiser Heinrich VII. aus dem Hause Luxenburg. 1308—13.

Nach Albrechts I. Tode blieben die deutschen Fürsten ihrem Grundsatze getreu, nicht mehrere Kaiser aus demselben Hause hintereinander zu wählen;

und weil einmal ritterliche Tugend über alles galt, so wählten sie den Grafen Heinrich von Luxenburg oder Lützelburg, der als ein tapferer mannhafter Held und Ritter bekannt war. Er hat zu kurz über Deutschland geherrscht, als daß er viel für dessen Wohl hätte thun können; so viel leuchtete aber aus allen seinen Handlungen hervor, daß er Kraft und Edelmuth besaß, sich der alten Kaiserkrone würdig zu beweisen. Die Reichsfreiheit der drei Waldstädte erkannte er an und knüpfte sie dadurch wieder an das Reich, und die thüringischen Händel legte er durch Anerkennung Friedrichs mit der gebissenen Wange bei. Auch nach Italien, wohin seit Konrad IV. kein Kaiser gekommen war, unternahm er wiederum einen Zug [1]), und sein ritterlich edler Sinn schien auch hier die in Haß und Zwietracht verwilderten Gemüther durch Versöhnung der Guelfen und Ghibellinen wieder unter das Ansehen des Reiches zu vereinigen. Aber schnell erwachte die Wuth der Parteien und Heinrich selbst ist wahrscheinlich als ihr Opfer gefallen. Er starb, nachdem er mitten unter dem Parteikampfe in Rom gekrönt war, auf einem Kriegszuge gegen den König Robert von Neapel plötzlich zu Buonconvento bei Siena, den 24. August 1313, wie man glaubte an Gift, doch wahrscheinlicher an den Folgen übermäßiger Anstrengungen und dem Krankheitsstoffe, welchen er von der Belagerung Brescia's her in sich trug. Heinrich VII. war der letzte Vertreter der hohen Idee des Kaiserthums im Sinne der alten Zeit; in diesem Sinne ist sie nicht wieder erstanden.

Seinem Hause hat er Böhmen erworben und dadurch zu dessen Größe den Grund gelegt. In Böhmen war nämlich, als letzter Sprößling des alten Königsgeschlechtes, nur Ottokars Enkelin, Elisabeth, übrig; aus Haß gegen das Habsburgische Haus, welches die nächsten Ansprüche an Böhmen machte, gaben die Stände diese Erbtochter des Kaisers Sohne Johann zur Gemahlin, und mit ihr gewann das Haus Luxenburg die Königskrone von Böhmen, zu welcher auch später die Kaiserkrone wieder hinzukam.

69. Ludwig von Baiern, 1314—47, und Friedrich von Oestreich, 1314—30.

Die neue Kaiserwahl war ganz uneinig; die eine Partei, mit dem Erzbischof von Mainz an der Spitze, wählte den Herzog Ludwig von Oberbaiern, die andere, mit dem Erzbischof von Köln, den Herzog Friedrich von Oestreich, ältesten Sohn des Königs Albrecht, der von seiner edlen Gestalt den Beinamen „der Schöne" erhalten hat. Ludwig wurde zu Aachen gekrönt, Friedrich zu Bonn mit den wirklichen Reichsinsignien. Da brach ein neuer Krieg in Deutschland aus. Alles theilte sich in heftiger Zwiespalt. Die meisten Städte, besonders die in Schwaben, waren für Ludwig, und so auch die Schweizer, wie es sich erwarten ließ; der Adel dagegen war meistentheils östreichisch. Auch hatte Friedrich eine große Hülfe an seinem Bruder, dem Herzog Leopold, der ein gar tapferer Ritter und Feldherr war. Dieser beschloß vor allen Dingen zuerst, die Ehre des Hauses Oestreich an den schweizerischen Hirten zu rächen und zog mit einer tapferen Schaar von Rittern in ihr Land. Er drohte: „diese Bauern mit seinem

---

1) Dante begrüßte ihn bei seiner Ankunft in Italien mit einem Briefe und einer lateinischen Rede über das Kaiserthum, worin er, als Ghibelline, dasselbe sehr hochstellt und Heinrich zum kräftigen Gebrauche seiner Herrschaft einladet.

Fuße zu zertreten", und führte Stricke bei sich, ihre Vorsteher damit zu fesseln; denn er gedachte nicht an die Wunder, die ein bedrängtes Volk für seine Freiheit zu thun vermag, auch wenn es in den Künsten des Krieges nicht regelmäßig geübt ist.

Die Schlacht am Morgarten. 1315. — Der Herzog kam in zwei Haufen auf Zug, wo schon die Gebirge ihren Anfang nehmen; die schwere Reiterei, ganz in Eisen gehüllte Ritter, welche der Stolz und der Kern der Heere waren, zog in großer Anzahl voran. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg und Kyburg; und unter vielen auch der Vogt von Landenberg und das Geschlecht der Geßler, racheburstig.

Aber die Landleute von Schwyz änderten keineswegs ihre Gesinnung. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri und wenige Stunden darauf dreihundert Unterwaldner; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolph Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen", sagte er, „müßten sie, die an Zahl viel schwächeren, dahin trachten, daß dem Herzog die überlegene Macht nicht helfe." Und dann zeigte er ihnen, wie sie die Höhe des Morgarten und den Berg Sattel besetzen müßten, um des Herzogs Heer in dem engen Passe zu erschrecken, ihm in die Seite zu fallen, es zu trennen und abzuschneiden.

Die Eidgenossen, nachdem sie nach alter Sitte knieend Gott um seinen Beistand angerufen, zogen aus, dreizehnhundert an der Zahl, und legten sich an den Berg Sattel. Eine unerwartete Hülfe kam ihnen durch fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz, welche eines Streites wegen vertrieben waren; diese, da ihnen die Gefahr des Vaterlandes kund wurde, vergaßen ihren Streit und kamen und legten sich auf den Morgarten, fest entschlossen, für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats im J. 1315 ging auf und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Harnische der heranziehenden Ritter; so weit man sah, schimmerten Speer und Lanze, der Vortrab zog in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reitern angefüllt und die Reihen waren gedrängt. In diesem Augenblicke wälzten die Fünfzig unter lautem Geschrei viele angehäufte große Steine vom Morgarten herab und schleuderten andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren. Als die Dreizehnhundert auf dem Berge Sattel die dadurch entstandene Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürmten sie in guter Ordnung herab und fielen in vollem Laufe den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und versetzten mit langen Hallbarden schwere Wunden. Da sanken viele der Grafen und Ritter und Edlen aus Leopolds Heer; zwei Geßler wurden erschlagen und Landenberg nicht mehr verschont. Viele Pferde sprangen aus der ungewohnten Schlacht, vom glatt überfrornen Wege, in den See; die meisten drängten rückwärts und zertraten zum Theil ihr eigenes Fußvolk. Herzog Leopold wurde kaum durch einen landeskundigen Mann aus den Schrecken der Schlacht gerettet und kam auf abgelegenen Pfaden in tiefer Traurigkeit nach Winterthur; das ganze Heer von Oestreich nahm die unordentlichste

Flucht, und die Schweizer hatten binnen anderthalb Stunden durch Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde benutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollständigen Sieg erfochten. Neuntausend der Feinde bedeckten das Schlachtfeld. Die fünfzig Vertriebenen wurden dankbar in ihr Vaterland wieder aufgenommen, und König Ludwig bestätigte in wiederholten Briefen die Freiheit der Schweizer.

Von dieser Zeit an wurde ihr Bund immer stärker befestigt und immer mehr Orte darin aufgenommen.

Die Schlacht bei Mühldorf. 1322. — In Deutschland aber dauerte der Streit zwischen Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern noch immer fort. Viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwert verwüstet, bis im J. 1322 zwischen Mühldorf und Ampfingen in Baiern ein entscheidendes Treffen erfolgte. Friedrich ließ sich unvorsichtig in dasselbe ein, ohne seinen Bruder Leopold zu erwarten, der ihm mit Hülfe zuzog; die Schlacht dauerte von Sonnenaufgang zehn Stunden lang. Friedrich selbst focht ritterlich in vergoldeter Rüstung vor seiner Leibwache und trug den blinkenden Reichsadler auf seinem Helme. Ludwig dagegen wohnte der Schlacht, ohne sie zu leiten, in einem unscheinbaren Waffenrock bei. Die Anführung des Heeres hatte er einem alten, erfahrenen Feldhauptmann, Siegfried Schweppermann aus Nürnberg, anvertraut, und dieser stellte die Schlachtordnung so geschickt auf, daß der scharfe Herbstwind, — die Schlacht geschah am 28. Sept., — den Oestreichern den Staub in die Augen wehte. Um Mittagszeit, als die Oestreicher schon Vortheile errungen hatten, machte Schweppermann eine geschickte Schwenkung, und zugleich fiel der Burggraf Friedrich von Nürnberg, den Schweppermann in den Hinterhalt gelegt hatte, den Oestreichern in den Rücken. Dieser Haufen führte, die Feinde zu täuschen, östreichische Fähnlein und Kriegszeichen, so daß Friedrich und die Seinen glaubten, Herzog Leopold komme im entscheidenden Augenblicke zu Hülfe. Als sie aber ihres Irrthums inne wurden, da kam Flucht und Unordnung unter sie; Friedrich selbst, dessen Pferd durchbohrt wurde, nebst seinem Bruder Heinrich, wurden gefangen. Als er von dem Burggrafen von Nürnberg vor Ludwig geführt wurde, empfing ihn dieser mit den Worten: „Herr Vetter, wir sehen Euch gerne!" Friedrich aber heftete die Augen zur Erde und schwieg. Er wurde nach dem festen Schlosse Traußnitz in der Oberpfalz gebracht [1]).

Seltene Treue. — Ludwig war nun alleiniger Herr in Deutschland; allein Friedrichs Bruder Leopold und einige andere Fürsten wollten ihn nicht anerkennen, sondern setzten den Krieg gegen ihn fort; dazu kam, daß auch der Papst Johann XXII. ihn nicht anerkennen wollte; er machte es ihm zum Vorwurfe, daß er ohne päpstliche Genehmigung die Königskrone angenommen habe. Daher beschloß Ludwig, sich mit dem Hause Oestreich auszusöhnen; er ging im J. 1325 zu dem gefangenen Friedrich nach dem Schlosse Traußnitz und schloß einen Vertrag mit ihm, in welchem Friedrich allen Ansprüchen auf die Königskrone entsagte und noch andere harte Bedingungen einging; dann entließ er ihn aus seiner Haft, nachdem derselbe

1) Es wird erzählt, daß die Sieger nach der Schlacht große Noth an Lebensmitteln litten und nur einen geringen Vorrath an Eiern im Lager hatten. Bei der Vertheilung konnte jeder Mann nur ein Ei erhalten. Da rief König Ludwig: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei!" zum Zeugniß, daß diesem die Ehre des Sieges gebühre.

durch die dritthalbjährige Gefangenschaft so entstellt war, daß die Seinigen ihn kaum erkannten. Seine Gemahlin aber, Elisabeth von Arragonien, hatte in dieser Zeit so unablässig um ihn geweint, daß sie völlig erblindet war. Friedrich wandte nun seinerseits alle Mittel an, den Vertrag in Erfüllung zu bringen, that durch Schreiben im Reiche seine Abdankung kund und ermahnte Jedermann zur Unterwerfung gegen Ludwig; aber weder der Papst, noch Leopold, glaubten sich durch den Vergleich gebunden, sondern führten die Feindschaft gegen Ludwig auf alle Weise fort. Da gaben beide Fürsten ein Beispiel der Treue und Freundschaft, welches ihnen zu großer Ehre gereicht. Friedrich hielt fest an seiner Versöhnung mit Ludwig und gab weder den Vorstellungen seines Bruders, noch denen des Papstes nach; und Ludwig, diese Standhaftigkeit ehrend und der Jugendfreundschaft mit Friedrich gedenkend, — sie waren beide Enkel Rudolfs von Habsburg und als Kinder mit einander aufgewachsen, — beschloß, die Regierung des deutschen Reiches förmlich mit ihm zu theilen. Friedrich kam zu ihm nach München, und Ludwig wollte ihm sogar, da er eben im Begriffe war, seinem Sohne Ludwig in Brandenburg gegen die Polen zu Hülfe zu ziehen, die Beschützung seines eigenen Landes gegen Leopold übertragen. Allein jener Zug kam nicht zu Stande und beide Könige schlossen nun den 5. Sept. 1325 zu München einen förmlichen Vertrag über die gemeinschaftliche Reichsführung. „Sie wollten beide den Namen eines römischen Königs führen, beide sich Brüder nennen und als solche halten; bei Ausfertigung von Urkunden sollte von Tage zu Tage bald der eine, bald der andere, seinen Namen vorsetzen, und Ludwigs Insiegel sollte Friedrichs Namen vor dem seinigen enthalten und umgekehrt. Die Lehen wollten sie gemeinschaftlich verleihen und überhaupt das römische Reich, zu welchem sie beide gewählt und geweihet seien, mit einander, gleich als eine Person, besitzen und verwalten." — Beide Freunde schwuren sich von Neuem Treue, aßen an einem Tische und schliefen in einem Bette, wie sie auch als Kinder gethan hatten.

Der Papst Johann, der die deutsche Weise nicht kannte, und dem solche Treue unerhört vorkam, schrieb an den König Karl von Frankreich, dem dieselbe nicht weniger neu sein mochte: „Diese unglaubliche Freundschaft und Vertraulichkeit sei ihm aus Deutschland selbst durch ein sicheres Schreiben gemeldet worden."

Der Vertrag zwischen den beiden Königen, der so tief in die Reichsverfassung eingriff, erhielt jedoch die Zustimmung der Churfürsten nicht und kam daher nicht vollständig zur Ausführung. Auch nahm Friedrich nicht lange an der Regierung Theil, sondern zog sich, von seinen vielen Leiden gebeugt, bald in die Einsamkeit und stille Betrachtung zurück und starb im J. 1330 auf dem Bergschlosse Guttenstein, nachdem ihm seine erblindete Gemahlin einige Zeit zuvor vorangegangen war.

Ludwig in Italien. — Die Jahre 1327—30 verwendete Ludwig zu einem Zuge nach Italien, um dort das kaiserliche Ansehen wieder aufzurichten und dem in Frankreich fast gefangenen Papst Johann desto kräftiger entgegen zu wirken. Er faßt die Idee des Kaiserthums mit Lebhaftigkeit auf. Lieber sterben will er, wie er selbst sagt, als es erleben, daß die heiligsten Rechte der deutschen Nation, daß die Herrschaft der Welt, welche seine Vorgänger mit dem Blute so vieler Deutschen erkämpft, eine Beute der Fremden werde. In der That gelang es ihm auch, die Ghibellinen für sich zu gewinnen. Am Pfingstfeste 1327 wurde er in Mailand mit

der eisernen und seine Gemahlin mit der goldenen Krone der Lombarden gekrönt und am 7. Jan. 1336 zog er unter dem Jubel des Volkes in Rom ein. Rom hatte damals, bei der Abwesenheit der Päpste, eine Art republikanische Verfassung; als Ludwig am 17. Jan. in der Peterskirche zur Kaiserkrönung erschien, wurde er von zwei im päpstlichen Banne befindlichen Bischöfen gesalbt und einer der römischen Großen, Sciarra Colonna, setzte ihm die Krone auf; das Volk rief ihm im Namen der ewigen Stadt, als römischem Kaiser und König der Könige, Heil zu. In dieser Weise war Ludwigs Krönung einzig in ihrer Art.

Der neue Kaiser benutzte die günstige Stimmung der Römer und des dem Papste feindlich gesinnten, mächtigen Minoritenordens dazu, seinen Streit mit Johann XXII. durch geistliche Waffen auszufechten, berief eine große Versammlung des Clerus und des Volkes und hielt über den Papst förmlich Gericht. Zwei römische Syndici standen im Namen des römischen Volks, ein deutscher Abt im Namen des deutschen, zwei Minoritenbrüder im Namen der Geistlichkeit als Kläger gegen Johann auf. Er wurde der Ketzerei und der Versündigung gegen den Kaiser, sowie gegen den römischen Stuhl, weil er denselben nach Avignon verlegt habe, angeklagt und verurtheilt; und nach dem Beispiele der alten Kaiser aus dem sächsischen und salischen Geschlechte sprach Ludwig seine Absetzung und die Wahl eines neuen Papstes, des Minoriten Peter Rainolucci von Corvara, als Nicolaus V., unter dem Beifallrufen des Volkes aus und bekleidete ihn mit Fingerring und Mantel. Der neue Papst wiederholte Ludwigs Kaiserkrönung.

So weit war alles gut gelungen. Allein Ludwig besaß nicht Geisteskraft und auch nicht äußere Hülfsmittel genug, das Begonnene durchzuführen. Die Römer sollten Steuern entrichten, um das Heer des Kaisers und den neuen Papst zu unterhalten; das berührte ihre verwundbarste Seite. Sie wurden schwierig. Dazu rückte der König von Neapel mit Truppen zu Lande und zu Wasser heran; Ludwig mußte Rom, und nachdem er sich noch ein Jahr in Norditalien gehalten hatte, auch dieses verlassen. Nach Friedrichs des Schönen Tode kehrte er nach München zurück. Der Papst Nicolaus aber, der kaiserlichen Stütze beraubt, sah keine Zuflucht für sich als in der Gnade des Papstes Johann, welcher er sich mit voller Demuth unterwarf. Er verlebte seine noch übrigen Jahre als Gefangener in dem päpstlichen Palaste zu Avignon.

Der erste Chur-Verein zu Rense. 1338.

Der Papst Johann, so wie der König von Frankreich, Philipp VI., blieben dem Kaiser Ludwig nach wie vor feindlich gesinnt, und Ludwig, den sein milder und edler, wenn gleich minder kräftiger, Sinn in einer bessern Zeit zum guten Herrscher gemacht haben würde, konnte in solchem Drange der Verwirrung das Steuer nicht lenken. Es ist schwer zu sagen, wie viel Schuld in ihm, wie viel in der Schwierigkeit seiner Lage zu suchen ist; aber seine Maßregeln erscheinen schwankend. Bald wandte er Bitten an und bald Widerstand; verband sich bald mit dem Könige von Böhmen, bald mit dem von England, und zuletzt gar mit dem von Frankreich; und an die Päpste hat er mehr als sieben Gesandtschaften geschickt und mitunter selbst eines Kaisers unwürdige Zugeständnisse gemacht, um nur von dem Banne loszukommen; aber alles war vergeblich. Denn die Päpste waren durch ihren

Wohnsitz in Avignon in der Gewalt der Könige von Frankreich und mußten deren Willen thun, und diese, die es schon damals nicht gut mit uns meinten, freuten sich über die Uneinigkeit in Deutschland und verhinderten die Aussöhnung zwischen Papst und Kaiser, wie der gemäßigte Papst Benedict XII., Johann's XXII. Nachfolger, selbst weinend den deutschen Fürsten in's Ohr sagte. Auch der König Johann von Böhmen war, nachdem er sich gegen Oestreich gesichert hatte, ein Feind des baierischen Hauses, dessen wachsender Größe er entgegen zu arbeiten suchte. Es gelang dem abenteuerlichen Manne, der beständig Europa wie ein Eilbote zu Pferde durchstreifte, in Italien unheilbare Unruhen zu erregen, so wie er auch die Päpste und den König von Frankreich in ihrer Feindschaft gegen Ludwig stärkte.

Da schlossen die deutschen Churfürsten, nur mit Ausschluß Johann's von Böhmen, zur Erhaltung des Reiches im J. 1338 zu Rense, am linken Ufer des Rheines, unterhalb Coblenz, dem Einflusse der Lahn gegenüber, das berühmte Bündniß, welches unter dem Namen des ersten Churvereins bekannt ist. Sie versprachen darin einander auf das Feierlichste, daß, weil das heilige römische Reich an seinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beschränkt und beschwert sei und werde, sie dasselbe einmüthiglich handhaben und beschützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsbeschluß zu Frankfurt feierlich erklärt: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts- und alter Gewohnheit wegen, sobald einer von den Churfürsten zum Kaiser oder Könige gewählt sei, er sogleich, vermöge der Wahl, für einen wahren König oder römischen Kaiser zu halten sei, ohne daß er erst die Bestätigung des Papstes nöthig habe." Dieser Reichsbeschluß ward auch dem Papste durch ein besonderes Schreiben kund gethan. Von dieser Zeit überhaupt fängt die große Opposition gegen das Papstthum an.

Hätte nun Ludwig Standhaftigkeit genug gehabt, diese Stimmung der Deutschen recht zu benutzen und auf sie seine Macht zu bauen, und wäre nur überhaupt in der alten Weise auf Treue und Ausdauer Aller zu bauen gewesen, so hätte er, trotz aller Anfeindungen der Fremden, glücklich regieren mögen. Auch hatte er den Bürgerstand auf seiner Seite, der die Lage des Papstthums schon damals sehr scharf durchschauete. Selbst an dem sehr mächtigen Franziskaner- und Minoritenorden fand Ludwig eine Stütze gegen den Papst, der mit diesem Orden im Streite lebte. Die Minoriten thaten den höchst merkwürdigen Schritt, sich auf die Entscheidung eines allgemeinen Conciliums zu berufen, — die erste Berufung dieser Art aus dem Schooße der Kirche. Auch Ludwig berief sich auf ein allgemeines Concil nach diesem Beispiele. Allein theils gebrach es ihm selbst an jener überwiegenden Größe der Seele, welche durch die innere Ruhe das Gleichgewicht des Lebens zu erzwingen weiß, theils wurde die Stimmung der Fürsten gegen ihn immer feindlicher, so daß sie ihm auf einem neuen Churtage zu Rense im J. 1344 harte Vorwürfe über seine Reichsverwaltung machten. Bei Vielen rührte dieser Unwille aus Eifersucht gegen das Glück Ludwigs in Vergrößerung seines Hauses her. Als nämlich der anhalt-brandenburgische Mannsstamm im J. 1320 ausstarb, belehnte der Kaiser im J. 1323 seinen Sohn Ludwig mit der Mark Brandenburg, und

vermählte später eben diesen Sohn mit der Margarethe Maultasch[1], der Erbin von Tyrol, obwohl dieselbe schon mit einem Sohne des Königs Johann von Böhmen vermählt und überdies mit dem baierischen Hause im dritten Grade verwandt war. Aber Ludwig trennte jene Ehe auf Margarethens Verlangen und auf den Rath der Franziskaner aus eigener Machtvollkommenheit, was wiederum dem Papste die Mittel an die Hand gab, ihn als ketzerischen Kaiser zu verfolgen. Ueberdies machte er sich durch diese Erwerbung das luxenburgisch-böhmische Haus noch mehr zum Feinde. Zuletzt erwarb er auch für seinen Sohn Wilhelm die Grafschaften Holland, Seeland und Hennegau nach dem Tode des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. von Holland, des Bruders seiner zweiten Gemahlin. Allein alle diese Erwerbungen sind seinem Hause nicht dauernd geblieben.

Ludwigs Gegner, besonders Papst Clemens IV., brachten es am Ende so weit, daß ein Theil der Fürsten den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl, Markgrafen von Mähren im J. 1346 zum deutschen Könige erwählte; einen Fürsten, der am französischen Hofe zu Paris erzogen war, weil sein Vater eine große Vorliebe für Frankreich hatte, aber der keinen Segen über Deutschland gebracht hat. Als er nach seiner Wahl auf den bei Rense befindlichen Königsstuhl gehoben und dem Volke zum ersten Male gezeigt wurde, und nun das Vivat Rex ertönte, da fiel das dazu geschwungene Reichsbanner in den Rhein und ging aller Bemühungen ungeachtet zu Grunde. Das sah man als eine üble Vorbedeutung an. Auch konnte er zu keinem Ansehen gelangen, so lange Ludwig lebte. Dieser starb indeß schon im folgenden Jahre 1347, indem er plötzlich auf einer Bärenjagd vom Schlage gerührt wurde. Der Anger, wo Ludwig vom Pferde sank, in der Nähe des Klosters Fürstenfeld bei München, heißt zum Andenken noch jetzt die Kaiserwiese.

Ludwig ist der letzte Kaiser, welcher den päpstlichen Bannfluch getragen hat.

70. Karl IV. 1347—78.

Drei übermächtige Häuser waren jetzt in Deutschland, welche, wenn sie sich vereinigt hätten, die übrigen leicht hätten unterdrücken mögen; allein sie waren nicht einig unter sich und feindeten sich sogar an. Das war das luxenburgische Haus, welches außer Böhmen und Mähren auch einen Theil von Schlesien und der Lausitz besaß; das baierische, welches Brandenburg, Holland und Tyrol erworben hatte; und das östreichische, welches außer den östreichischen Ländern auch Vieles in Schwaben besaß.

Das Haus Baiern konnte es nicht vergessen, daß Karl IV. Ludwigs Feind gewesen war; es suchte, mit dem Erzbischof von Mainz und andern Fürsten, Gegenkönige aufzustellen und fand endlich, im Februar 1349, nachdem der König Eduard von England und der Markgraf Friedrich von Meißen die Krone ausgeschlagen hatten, an dem Grafen Günther von Schwarzburg einen sehr tapfern, kräftigen und rechtschaffenen Mann, welcher dieselbe zu des Reiches Besten, wie er erklärte, annahm und ein sehr gewichtiger Gegner für Karl gewesen sein würde, wenn er nicht plötzlich, wie er selbst glaubte an Gift, schon im Juni desselben Jahres erkrankt und bald darnach gestorben wäre.

1) Nicht so genannt wegen eines entstellenden Fehlers, sondern von einem Schlosse in Tyrol.

Nun regierte Karl allein, nachdem er sich zu Aachen von Neuem hatte krönen lassen, und er hat lange regiert. Man hoffte viel von ihm. Er war fein und geschickt im Unterhandeln und wohl erfahren in mehreren Sprachen, denn er redete und schrieb die böhmische, deutsche, lateinische, französische und italienische Sprache. Allein so gut er für seine Erbländer zu sorgen wußte und ihre Wohlfahrt durch viele nützliche Einrichtungen befördert hat, — Böhmen blühte unter ihm auf eine überraschende Weise empor, — so war er doch ein Stiefvater für das deutsche Reich und hatte kein Herz zu demselben. Die letzten Ueberbleibsel der Reichsgüter, welche das kaiserliche Ansehen noch einigermaßen erhielten, verkaufte er, gleich dem schlechten Hausvater, welcher seine feste Habe in bewegliche verwandelt, um schnellern Genuß davon zu haben; und Fürstentitel, wie Adelsbriefe, waren ihm für Geld feil, wie er denn z. B. an Mecklenburg, Luxenburg, Jülich, Berg, den Herzogs- und an Nassau den Fürstentitel verkauft hat.

Außerdem ereigneten sich unter seiner Regierung viele große Unglücksfälle, die außer seinem Verschulden lagen. Gleich den Anfang derselben bezeichnete eine schreckensvolle Zeit für Deutschland, wie für viele andere Länder Europa's. Nachdem schon zehn Jahre früher, im Sommer 1338, so furchtbare Heerden von Heuschrecken sich gleich meilenlangen schwarzen Wolken von Osten her über einen Theil von Europa ergossen hatten, daß sie die Sonne verfinsterten, daß Ungarn, Polen, Schlesien, Oestreich und andere Gegenden ganz von ihnen verwüstet wurden und Hungersnoth über die Menschen kam, so fing im Jahr 1348 eine Reihe noch größerer Unglücksfälle an. Am 17. Januar dieses Jahres verfinsterte sich die Sonne, und am 25. war ein großes Erdbeben fast durch ganz Europa. Städte und Dörfer wurden hin und wieder umgestürzt und begruben ihre Einwohner unter Schutthaufen. Die Erdstöße kamen noch mehrmals in diesem Jahre wieder, und im folgenden brach eine Pest in Italien aus, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande dahin gebracht war und bald ihren verheerenden Zug durch ganz Frankreich und Deutschland nahm. Die Geschichte kennt nichts Aehnliches von grausenvoller Zerstörung. Schwarze Beulen von der Größe eines Eies bedeckten schnell den Körper und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden, folgte der Tod. In den großen Städten wurden die Gestorbenen am Ende nach Hunderttausenden gezählt und in manchen war nur der zehnte Theil der Bewohner übrig geblieben. Tausende von Geschlechtern gingen gänzlich zu Grunde, ganze Straßen waren verödet und kein lebendiges Wesen, ja nicht einmal ein Hausthier, darin zu finden; ja einige Reisende, die aus Italien nach Böhmen zogen, fanden ganze Städte und Flecken von Menschen völlig ausgestorben.

Das Unglück weckte bei vielen, in Sünden versunkenen, Menschen die Besinnung wieder; denn es war eine verdorbene Zeit vorhergegangen. In der Verzweiflung wurden Bußübungen aller Art angestellt, und besonders erhoben sich die schon früher einmal dagewesenen Geißler oder Flagellanten von Neuem. Haufen von Hunderten und bald von Tausenden derselben zogen von Stadt zu Stadt und stellten ihre Geißelungen an, indem sie mit entblößten Rücken und singend im Kreise umher gingen und sich selbst mit knotigen, stachlichten Geißeln schlugen oder von Anderen schlagen ließen. Oft mußten die Meister des Zuges der Wuth, womit die Büßenden sich selber zerfleischten, durch strenge Befehle Einhalt thun. Sogar Kinder wurden von der Lust am Geißeln angesteckt und zogen auf ähnliche

Weise umher. Als so die Sache in Schwärmerei und eine Art von Wahnsinn ausartete, und auf der andern Seite sich auch Ausschweifungen aller Art dabei einfanden, wobei die Flagellanten ihren Unterhalt erbettelten oder auch mit Gewalt erzwangen, verbot der Papst das Unwesen und sprach sogar den Bann dagegen aus. Es wurde nicht ohne Mühe unterdrückt.

Dagegen erhoben sich, gleich als wenn das Zeitalter durchaus in allem das Maß überschreiten sollte, zu eben derselben Zeit auch die alten Judenverfolgungen wieder. Es hatte sich unter dem Volke der Glaube verbreitet, die Juden seien die Urheber der großen Seuche, indem sie Brunnen und Flüsse vergiftet hätten, um die ganze Christenheit auszurotten; der alte Haß gegen sie häufte noch viel andere Gräuel hinzu, bald konnten die Obrigkeiten die Wuth des Volkes nicht mehr zügeln, und in der Schweiz, in den Städten am Rheine hinab, so wie in vielen andern deutschen Städten, begann das Morden mit solcher Erbitterung, daß viele der geängstigten Juden sich und die Ihrigen lieber in ihren eigenen Häusern verbrannten. Wo es am gelindesten zuging, wurden sie doch wenigstens des Ihrigen beraubt und in die Fremde hinausgetrieben. Die Fürsten, besonders aber der Papst und die Bischöfe, nahmen sich endlich des verfolgten Volkes an und retteten die Ueberbleibsel desselben. Von König Karl IV. weiß die Geschichte aber wenig zu sagen, was er in dieser Zeit der Drangsale für das allgemeine Beste gethan habe.

Das wichtigste Werk, welches man von ihm für Deutschland rühmte, war die sogenannte goldene Bulle, ein im J. 1356 gegebenes Reichsgrundgesetz, wodurch die Rechte der sieben Churfürsten — (Böhmen, welches früher kaum Anerkennung finden konnte, erhielt jetzt die erste weltliche Stimme), — die Ordnung der Kaiserwahl in Frankfurt, der Krönung in Aachen, der Reichserzämter, des Reichsvikariats für die Zwischenzeit bis zur neuen Wahl, welches Churpfalz und Sachsen mit einander theilen sollten, und einiges Andere, bestimmt wurde; unter anderm wurde auch das alte Fehderecht nach vorhergegangener dreitägiger Ankündigung von Neuem bestätigt. Durch solche Anordnungen aber über äußere und wenig wesentliche Dinge konnte die Würde des Reiches und des Kaiserthums nicht hergestellt werden; vielmehr wurden Spaltung, Eifersucht und Eigensucht durch die Vorzüge, die er den churfürstlichen Häusern vor allen andern gab, nur vermehrt, so daß von der goldenen Bulle an eher die Auflösung als die Gründung des Reichs zu rechnen ist.

Für die Vergrößerung seines eigenen Hauses hat Karl mit Klugheit und außerordentlichem Glücke gearbeitet. Durch seine zweite Gemahlin Anna von der Pfalz brachte er die Oberpfalz, durch die dritte, Anna von Schweidnitz und Jauer, die Ansprüche auf den schönen südwestlichen Strich Schlesiens längs der böhmischen Grenze an sein Haus, wie denn schon er selbst und sein Vater Johann, theils durch List, theils durch Gewalt, die übrigen Fürsten Schlesiens zur Unterwerfung unter böhmische Lehnsherrlichkeit gebracht hatten. Im J. 1355 vereinigte er durch eine feierliche Urkunde ganz Schlesien und die Niederlausitz mit Böhmen und dadurch mit dem Reiche. — Eben so erwarb er auch die Mark Brandenburg von dem baierischen Hause, welchem sie eben erst durch den Kaiser Ludwig gewonnen war. Er brachte nämlich die kraftlosen Markgrafen Ludwig den Römer und Otto zu einem Erbvertrage, nach welchem, mit Uebergehung der baierischen Vettern, die Marken an das Haus Luxenburg fallen sollten, wenn

die Markgrafen ohne Erben stürben. Und wirklich starb bald nachher Ludwig, und der träge Otto übertrug noch während seines Lebens im J. 1373 die Regierung des Landes dem Kaiser und starb im J. 1379 verachtet und vergessen. Karl, einzig auf die Vermehrung seiner Hausmacht bedacht, vereinigte Brandenburg mit dem Königreiche Böhmen und machte so, ganz gegen die Ordnung, ein deutsches Churfürstenthum von einem andern abhängig; auch sorgte er von nun an für das neu erworbene Erbland recht väterlich, wie er für seine eigenen Länder zu thun pflegte. Er beherrschte nun eine Reihe schöner Länder von der östreichischen Grenze, nahe der Donau, bis nach Pommern. Aber dennoch hat Karl, wie es dem Eigennützigen so oft ergeht, für Fremde erworben und gearbeitet. Schon sein Sohn Sigismund verpfändete die Mark Brandenburg an das Haus Hohenzollern und legte dadurch den Grund zu der Größe dieses Hauses; und die meisten seiner übrigen Länder kamen später an das von ihm benachtheiligte Haus Oestreich, welches noch höher steigen sollte. — Auch in dieser Zeit gewann dasselbe einen Zuwachs an Ländern durch die Grafschaft Tyrol, in welchem ebenfalls die von Kaiser Ludwig dort eingesetzte baierische Linie ausstarb. Das Haus Wittelsbach war im Sinken.

Auch in Italien ist Karl gewesen, aber nicht, wie es sich für den Nachfolger der großen Kaiser geziemte, welche die Oberherrschaft dieses Landes durch ihre Tapferkeit erworben hatten. Er hatte, als ihn der Papst zuerst als deutschen König bestätigte, in einer Wahlkapitulation schimpflicher Weise versprechen müssen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an dem einen Tage in der Stadt erscheinen, sie vor Abend schon wieder verlassen und geraden Weges aus dem Kirchenstaate abziehen wollte. Nun hielt er am Ostertage 1355 seinen Einzug in Rom, ward gekrönt, und schlich sich noch an demselben Tage, unter dem Vorwande auf die Jagd zu gehen, zur Stadt hinaus und wieder aus dem Lande. Die Römer, welche die Ursache nicht wußten, waren sehr erstaunt darüber, und Petrarka, der berühmte Dichter, der ihn durch seine begeisterten Briefe zur Erneuerung des alten, herrlichen Kaiserthums aufgefordert hatte, schrieb ihm jetzt: „Was wohl seine Vorfahren, die alten deutschen Kaiser, gesagt haben würden, wenn sie ihm auf so schimpflichem Rückzuge auf dem Alpengebirge begegnet wären?" Im J. 1368 war Karl zum zweiten Male in Rom, fast schien es, um den weißen Zelter des Papstes Urban V. zu Fuße bis zur Peterskirche zu leiten, eine Dienstleistung, die noch kein Kaiser dem Papste verrichtet hatte, denn bald brach er wieder nach Deutschland auf. Karls Streben ging in seinen letzten Jahren dahin, die Nachfolge im Reiche seinem Sohn Wenzel oder Wenzeslaus zu sichern, und im Jahre 1376 erfüllten die Churfürsten auf einem Tage zu Frankfurt seinen Wunsch. Er selbst starb 2 Jahre darauf, 1378 in Prag, 63 Jahre alt.

71. Kaiser Wenzel. 1378—1400.

Wie den Vater der Eigennutz und die Klugheit, welche nur den eigenen Vortheil berechnet, trieben, so war der Sohn, obgleich von der Natur mit guten Anlagen ausgestattet, unkräftig zur That, gleichgültig und nur sinnlichen Vergnügungen, besonders Trinken und Jagen, hingegeben. Er hat weder für Deutschland, noch für seine Erbländer, etwas Erhebliches gethan.

Es war eine furchtbar unordentliche Zeit. Das Kaiserthum hatte

sein Ansehen verloren; die Religion war gesunken und die Christenheit in Parteiungen gespalten; es waren seit der zwiespältigen Papstwahl im Jahre 1378 statt Eines zwei Päpste, der eine zu Rom, der Andere zu Avignon, und beide schleuderten ihre Bannstrahlen gegen einander und verfluchten in ihrem Zorne ganze Völker und Länder, welche dem Gegner anhingen. Die Sitten verwilderten allenthalben. Lange und vergeblich erhoben die rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer ihre Stimme wider die Verderbniß der Zeit und forderten ein allgemeines christliches Concilium; allein Wenzel, der als Kaiser es hätte zur Ausführung bringen müssen, hatte nicht Geist und nicht Kraft dazu.

In Deutschland entstanden unter ihm immer mehr Bündnisse einzelner Reichsglieder unter einander zum gegenseitigen Schutze, welche ein Zeichen der darniederliegenden höchsten Gewalt waren und dazu dienten, sich noch mehr zu schwächen. Der mächtigste war der schwäbische Städtebund, der aus vierunddreißig, nachher einundvierzig, Städten und mehreren Fürsten bestand. Dagegen blüheten mehrere Gesellschaften des Adels, der Löwenbund, die Gesellschaft zu St. Georg, die mit den Hörnern, der Falknerbund, die Schlegeler und andere. Da konnte es an größern und kleinern Kriegen nicht fehlen. Die schwäbischen Städte nahmen sich den Schweizerbund zum Muster, welcher sich immer mehr ausbreitete; ja, sie nahmen sogar schweizerische Orte, Bern, Zürich, Solothurn und Zug in ihr Bündniß auf und nannten sich schon die Eidgenossen. Und, wie in Zeiten der Parteiung und des Hasses meistens kein Theil Maß hält und streng bei dem Rechte bleibt, so war die Klage der Fürsten und des Adels gewiß in vielen Fällen gegründet, daß die Städte ihnen widerrechtlich ihre dienstbaren Leute entzögen, indem sie ihnen Schutz und Bürgerrecht gewährten. Um ähnliche Klagen entstand auch ein neuer Krieg der östreichischen Herren gegen die Schweizer.

Die Schlacht bei Sempach. 1386. — Der Herzog Leopold von Oestreich, an Heldenmuth und Stolz seinem Oheim gleich, der bei Morgarten stritt, war erbittert gegen die Schweizer, weil sie solche Orte in ihren Bund aufgenommen hatten, welche ihm unterthan waren, z. B. Entlibuch, Sempach, Meyenberg und Reichensee. Die Klage war gegründet; aber Oestreich war nicht ohne Schuld, denn diese Orte waren durch harte und geizige östreichische Amtleute gedrückt, und ferner hatte der Herzog, gegen die Verträge, Zölle an den Grenzen der Schweizer angelegt, die ihren freien Verkehr hinderten. Der Herzog schwur, „die Schweizer, Urheber ungerechter Waffen und ihren trutzigen Bund, zu bestrafen.“ Der Haß der Herren gegen die freien Landleute und Bürger brach an so vielen Orten mit vollem Feuer aus, daß innerhalb wenig Wochen die Schweizer von hundertundsiebenundsechzig sowohl geistlichen als weltlichen Herren befehdet wurden. Die Briefe der Fehden wurden der Versammlung der Eidgenossen in zwanzig Botschaften überbracht, auf daß ihr Schrecken immer erneuert würde. Am St. Johannes des Täufers Abend kam ein Bote der würtembergischen Dienerschaft mit funfzehn Fehden; man hatte die Briefe noch nicht ganz gelesen, so kam ein Bote der Feindschaft Herrn Johann Ulrichs von Pfirt mit acht anderen Herren; er hatte kaum ausgeredet, so kamen die Briefe der Herren Im Thurm und aller Edlen von Schafhausen; acht Boten brachten am folgenden Tage drei und vierzig Fehden.

Die Eidgenossen hatten keinen andern Beistand als ihren Bund und

ihren Muth; und sie erwarteten den Anfang des Krieges mit unbeschreiblicher Ungeduld; vier Tage vor dem Ende des Stillstandes war alle Mannschaft unter den Waffen. Der Stillstand ging aus, da brach der Krieg der freien Männer gegen die Freiherren los, da sank in wenig Wochen manche feste Burg, welche die Eidgenossen an ihren Grenzen bezwangen.

Der Herzog aber zog von Baden in Aargau mit dem Gewalthaufen aus derselben Gegend heran, wo vor einundsiebzig Jahren das Heer Herzog Leopolds des Aeltern sich gesammelt, aber er nahm einen andern Weg gegen Sempach im Aargau. Hier warteten seiner die Eidgenossen in einem Walde über den Wiesen und Kornfeldern, die sich bis an das Ufer des Sees erstreckten. Sie sahen die zahlreich und schön gerüstete Reiterei des Feindes, die Schaaren der Edlen und Herren, welche den Entschluß gefaßt, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich, seines Alters im 35. Jahre, männlich schön, hochgemuth, voll Heldenfeuer und siegprangend aus manchem wohlvollbrachtem Kriege, und rachedurstig gegen die Schweizer. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, hielt er es für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung der Ritter sie zu den Bewegungen des Fußvolkes unbehülflich machte. Er mochte glauben, es gezieme sich tapfern Rittern nicht, im ungleichen Kampfe den Sieg zu erringen; denn die Schweizer hatten keine Reiter. Er befahl also, daß die Edlen absitzen und eng zusammentreten sollten, so daß sie gleichsam eine undurchdringliche erzene Mauer dem Feinde entgegenstellten, aus welcher die langen Spieße mit Stacheln hervorragten. Als Johannes von Hasenburg, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung gesehen, den trotzigen Adel warnte: „Hoffahrt sei zu nichts gut und es wäre wohlgethan, das Fußvolk unter Hans von Bonstetten zu erwarten", — spotteten sie seiner und riefen: „Der Hasenburg hat ein Hasenherz." Und als Einige dem Herzoge Vorstellungen machten und ihn ermahnten, sich selbst zu schonen und außer den Schlachtreihen zu halten, sprach er anfangs lächelnd, aber ungeduldig: „Soll denn Leopold von Weitem zusehen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier, in meinem Lande, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder sterben."

So lange die Ritter zu Pferde saßen, däuchte es den Eidgenossen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen; als sie aber abstiegen, zogen sie aus dem Walde in das Feld hinab. Sie standen in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen; 400 Luzerner; 900 Mann aus den drei Waldstätten und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Entlibucher und Rotenburger; einige trugen Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt des Schildes nur ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Sie fielen auf die Kniee und beteten zu Gott, nach ihrem alten Brauch. Die Herren banden ihre Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül; (es war der 9. Juni 1386.)

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld auf den Feind, in vollem Lauf, mit Kriegsgeschrei. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den

Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Schlachtordnung, als zu einem halben Mond, womit er den kleinen Haufen der Schweizer zu umzingeln gedachte. Der Kampf wurde schwer und heiß: viele Schweizer waren schon gefallen; das Banner der Stadt Luzern schien lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, schwer verwundet gesunken und viele andere tapfere Männer umgekommen waren. Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen", sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und meine Kinder, treu, liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts!" war an den Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seiner Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Falle sie mit sich auf den Boden. Plötzlich sprangen seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen mit äußerster Gewalt festgeschlossen hinter einander an und brachen von beiden Seiten in die Flanken des Feindes. Dieser hinwiederum preßte seine Reihen überrascht zusammen, die Lücke zu füllen, wobei durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten.

Zuerst fiel Herr Friedrich von Brandis, ein handfester, hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener und Troßbuben der Herren vom Adel, da sie dieses merkten, setzten sich auf die Pferde der Ritter, ihr Leben durch schnelle Flucht zu retten. Indessen sank das Hauptbanner von Oestreich, Ritter Ulrich von Aarburg rettete es, schwang es hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut aufschrie: „Retta Oestreich, retta!" Da drang der Herzog Leopold herbei und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe in den Schaaren, hoch blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Herzog und lagen ihn an um sein Leben. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen sterben; — verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, stürzte sich in die feindlichen Haufen und suchte seinen Tod. Im Gedränge der Schaaren fiel er zur Erde, voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung, um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn; da rief Leopold hülflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich." Dieses hörte jener nicht, oder glaubte ihm nicht, oder meinte, die Schlacht hebe alle Würden auf, er erschlug ihn. Da fand seinen Leichnam Herr Martin Malterer, welcher das Banner der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner entfiel seiner Hand; dann warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Freunden und Feinden zertreten werde; er erwartete und fand hier seinen eignen Tod.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauenvoll auf die Flucht; alle Edlen schrieen: „Die Hengste daher, die Hengste daher!" Da zeigte ihnen kaum von fern der Staub die fliehenden Troßbuben. So blieb ihnen

in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, nur übrig, ihren Herrn zu rächen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Es fanden in Allen sechshundertsechsundfunfzig Grafen, Herren und Ritter ihren Tod; dem Johannes von Hasenburg half es nicht, das Unglück vorhergesehen zu haben; mit ihm fiel Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete. Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Hitze und Anstrengung des Tages; die Oestreicher, die noch lebten, folgten der Begierde des Lebens, die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht. Durch diesen Sieg, und durch einen andern bei Näfels, schwächten die Eidgenossen Oestreichs Macht so sehr, daß im J. 1389, unter Vermittelung der Reichsstädte am Bodensee, ein siebenjähriger Friede zu Stande kam, durch welchen die Schweizer alles das behielten, was sie erobert, oder was sich freiwillig an sie geschlossen hatte, Oestreich aber seine Hauptbesitzungen im Aargau und Thurgau.

Auch in den deutschen Städten weckte das Beispiel der Schweizer von Neuem die Kampflust; der alte Groll zwischen Adel und Bürgern kam wieder zum Ausbruch, besonders in Schwaben, am Rheinstrom und in der Wetterau; aber es waren hier nicht die günstigen Bergpässe, und die Städter waren auch nicht den Hirten der Schweiz gleich. Sie wurden bei mehreren Gelegenheiten geschlagen, unter anderm durch den Grafen Eberhard von Würtemberg zwischen Weil und Döffingen, und den Pfalzgrafen Ruprecht bei Worms. Da wurde im J. 1389 durch den Landfrieden zu Eger die Ruhe einigermaßen hergestellt. Es waren sehr schlimme Zeiten für Baiern, Schwaben, Franken und den ganzen Oberrhein gewesen. Es verdarben mehr Leute, sagt die Chronik von Königshofen, denn vorher in vielen hundert Jahren. Die meisten Landbewohner mußten sich den ganzen Winter in den Burgen und Städten aufhalten. In manchen Gegenden fand man außer den Städten und Festen auf zehn Meilen kein Dorf und kein Haus; so war Alles durch Brand und Mord verheert.[1])

Der Kaiser Wenzel hatte nicht Kraft und Ansehen genug, um zwischen Adel und Städten das kaiserliche Wort als Entscheidung geltend zu machen; dazu kam er selten, und vom Jahre 1391 sechs Jahre lang gar nicht nach Deutschland. Die Böhmen waren ebenfalls unzufrieden über ihn, denn er beging in einer gewissen leidenschaftlichen Raserei, die durch seine Neigung zum Trunke oft hervorgebracht wurde, mehrere grausame Thaten, die ihn, bei seiner übrigen Schwäche, nur noch verhaßter machten. So hatte er z. B. in einem Streite mit dem Erzbischofe von Prag den bischöflichen Vicar Johann von Pomuk aus Aerger darüber, daß der Bischof entflohen war, mit zusammengebundenen Händen und Füßen in der Nacht von der Moldaubrücke in den Fluß werfen lassen. (Später verehrten die Böhmen den Pomuk, den sie Nepomuk nennen, als einen Heiligen, und seine Standbilder zieren noch die Brücken der böhmischen Städte.) Solcher Thaten wegen wurde Wenzel von seinen eigenen Unterthanen gefangen

1) Von der Grausamkeit der Kriegführung gab der Bischof von Würzburg, Graf Gebhard von Schwarzburg, ein Beispiel. In der Schlacht bei Berchtheim gegen die Würzburger, welche die Reichsfreiheit ihrer Stadt vertheidigten, wurden 1100 getödtet und 400 gefangen genommen; die letzteren ließ er sämmtlich köpfen, hängen, ertränken oder an den Schweifen der Pferde zu Tode schleifen.

gesetzt, bis ihn sein jüngerer Bruder Johann wieder befreite. Dadurch sank sein Ansehen in Deutschland noch mehr, und im J. 1400 schritten die drei geistlichen Churfürsten endlich zu seiner Absetzung. Seine Anklage lautete also: „Das heilige römische Reich, die heilige Kirche und die ganze Christenheit sind von dem, von welchem sie Trost, Schutz und Hülfe haben sollten, vielmehr zerrissen, verringert und nachlässig regiert worden. Dieses Alles ist ihm schon oft und ohne alle Furcht vorgestellt; aber er hat weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch kümmerte er sich wegen der vielen Fehden und Unruhen im Reich, so daß keiner weiß, wo er Recht suchen und Schutz und Sicherheit hernehmen soll. Weil demnach alle Ermahnung nichts gefruchtet, so haben die Fürsten nichts anderes schließen können, als daß er gar keine Sorge mehr für das Reich hegen wolle, und entsetzten deshalb diesen Wenzel als einen Nachlässigen und Unwürdigen hiemit des Reiches."

Am Tage darauf ward zum Könige erwählt:

72. Ruprecht von der Pfalz 1400—10.

Im folgenden Jahre wurde Wenzel, welcher im Besitze Böhmens geblieben war, von seinem Bruder Sigmund von Neuem gefangen genommen und hat neunzehn Monate zu Wien gefangen gesessen.

Ruprecht, ein thätiger, ritterlicher Mann, suchte der Kaiserwürde wieder Ansehen zu verschaffen; aber die Zeiten waren schon zu sehr verworren und seine Regierung zu kurz, auch wurde er von einem Theile der Churfürsten, die ihn nicht mit gewählt hatten, nicht einmal anerkannt. Ein Zug, den er nach Italien unternahm, mißlang gleichfalls. Er starb im J. 1410, ohne etwas Erhebliches gethan zu haben, denn der wichtige Entschluß, ein allgemeines Concilium zur Ausgleichung der Spaltungen in der Christenheit zu berufen, den er im J. 1409 faßte, kam wegen seines frühen Todes nicht zur Ausführung.

In dieser, schon lange vorbereiteten, Berufung einer allgemeinen christlichen Kirchenversammlung zeigte sich die Uebermacht der Wissenschaft, die sich selbstständig hingestellt und ihren Sammelpunkt in den Universitäten gefunden hatte. Die Universitäten zu Paris, Oxford und Prag stellten ein Gutachten dahin aus: allein ein allgemeines Concilium könne die Kirchenspaltung beendigen und der Papst sei der Entscheidung eines solchen Conciliums unterworfen. Durch dieses Gutachten wurde der Kaiser, als Papstthums-Vicarius, berechtigt, die Kirche zu versammeln; denn die Kirchenversammlung zu Pisa, welche im J. 1409 von einem Theile der Kardinäle zusammenberufen war, konnte nicht als rechtmäßig anerkannt werden, weil die Kardinäle ein Recht zu solcher Berufung nicht hatten. Indeß führte diese Versammlung doch dazu, daß noch ein dritter Papst, Alexander V. gewählt und von einem Theile der Christenheit anerkannt wurde.

73. Kaiser Sigismund. 1410—37.

Es war nahe daran, daß es dem Kaiserthum erging, wie dem Papstthum, daß nämlich drei Kaiser zugleich aufstanden: der abgesetzte Wenzel, der noch immer eine Partei für sich hatte, dessen Bruder, der Churfürst Sigismund von Brandenburg, der auch durch Heirath und Wahl König von Ungarn geworden war, und ihr Vetter, der Markgraf Jodokus oder Jobst von Mähren; denn diese beiden wurden jetzt von einem Theile der deutschen Fürsten zu Königen gewählt. Jodokus starb jedoch schon im

folgenden Jahre, in einer neuen Wahl wurde Sigismund allgemein angenommen. Dieser Kaiser, in dem kräftigen Lebensalter von dreiundvierzig Jahren, war in mancher Hinsicht der vorzüglichste aus dem luxenburgischen Hause. Sein Aeußeres zeigte Majestät, verbunden mit Anmuth. Er war groß und wohlgebaut, sein Angesicht, von blondem lockigen Haare umwallt, machte ihn zu einem der schönsten Fürsten seiner Zeit. Sein Geist war lebhaft, sein Witz treffend; er konnte für einen gelehrten Fürsten gelten und redete sechs Sprachen geläufig. Er hatte etwas Biederes und Treuherziges in seinem Wesen, was ihm die Gemüther gewann, und einen redlichen Willen für das Gute. Allein mit diesen schönen Anlagen und glänzenden Eigenschaften stand seine Kraft zur That nicht auf gleicher Stufe. Er war zu wankelmüthig und unentschlossen und vermochte eine großartige Ansicht nicht kräftig festzuhalten, sondern war zufrieden, durch das nächste Mittel der Verlegenheit abzuhelfen. Darum hat er auch die großen Aufgaben der Zeit nicht bis zum Ende durchzuführen gewußt. Dazu war er der Sinnlichkeit unterthan und ein schlechter Wirth, verschwendete schnell, was er hatte und befand sich deshalb fast fortwährend in Verlegenheit, weshalb auch bei ihm, wie bei seinen Vorgängern, der Adel für die vorgeschriebene Taxe ganz und gar feil war.

Sein nächstes Augenmerk richtete Sigismund auf die verderbliche Spaltung in der Kirche, da ein Papst in Italien, ein anderer in Frankreich, und ein dritter in Spanien seinen Sitz hatte und von da aus den Fluch über seine Gegner und die Länder aussprach, die ihnen anhingen. Es kam endlich im J. 1414 die merkwürdige Kirchenversammlung zu Kostnitz zu Stande, und nie ist wohl eine Versammlung größer und glänzender gewesen. Außer dem Papste Johann waren die drei Patriarchen von Konstantinopel, Grado und Antiochien, 29 Kardinäle, 33 Erzbischöfe, gegen 150 Bischöfe, 124 Aebte, 1800 niedere Geistliche, viele Doktoren und Meister der Wissenschaften und Künste, auch Abgeordnete der Universitäten Paris, Orleans, Oxford, Köln, Wien, Prag und anderer, ferner an 1600 Fürsten, Herren, Grafen und Ritter zugegen, sämmtlich mit mehr oder minder zahlreichem Gefolge, so daß die Zahl der Fremden bisweilen über 100,000 stieg; ja einmal sollen ihrer 150,000 mit 30,000 Pferden gezählt worden sein. Etwa dreißig verschiedene Sprachen redete diese Menge.

Von den drei Päpsten erschien nur Johann XXIII. aus Rom, der gemeinschaftlich mit Sigismund das Concilium ausgeschrieben hatte, in der Hoffnung, dasselbe werde die beiden Gegner absetzen und ihn bestätigen. Johann war nach Alexanders V. Tode gewählt, ein Mann, der durch Rohheit und Sittenlosigkeit, — er war in der Jugend Seeräuber gewesen, — allgemeines Aergerniß gab[1]). Das Concilium hatte gleich, ungeachtet des Widerspruchs der Italiener, die Absicht gefaßt, daß alle drei Päpste ihr Amt niederlegen sollten, damit das Uebel mit der Wurzel ausgerissen würde.

1) Von seiner Rohheit erzählt der Kostnitzer Canonicus Reichenthal, ein Zeitgenosse, der ein Diarium über das Concilium schrieb, folgenden Zug: Als der Papst auf den Artlenberg kam, da fiel sein Wagen um und er lag in dem Schnee unter demselben. Da kamen seine Diener und sprachen: „Heiliger Vater, gebricht Eurer Heiligkeit auch etwas?" Da antwortete er in Latein also: „Jaceo hic in nomine diaboli." — Als er nun dies Land anschauet und den Bodensee und das Gebirge, da sprach er: „Sic capiuntur vulpes." (So fängt man die Füchse.)

Man war übereingekommen, daß erstlich nicht blos, wie bisher gewöhnlich, nur Bischöfe und Aebte, sondern auch die Doktoren der Theologie, so wie des kanonischen und bürgerlichen Rechts, eben so in äußern Angelegenheiten auch die Fürsten und ihre Gesandten, und endlich alle anwesende Priester am Stimmrecht Theil nehmen sollten; und zweitens, daß nicht einzeln, sondern nach Nationen gestimmt werde, so daß jede der vier Hauptnationen, die Deutschen, zu welchen auch die Polen und Nordländer gerechnet wurden, die Engländer, Franzosen und Italiener, jede eine Stimme hätten; — (die Spanier waren noch nicht angekommen.) Denn hätte man die einzelnen Stimmen gesammelt, so würden die Italiener, welche an Zahl die stärkeren waren, alle andern überstimmt haben. Bei den Deutschen zeigten sich, wie ein Zeitgenosse sagt, in dieser wichtigen Angelegenheit Standhaftigkeit und Ungestüm und dringendes Beharren auf ihren Forderungen; bei den Engländern Kühnheit und Scharfsinn; bei den Franzosen Großthun und die Gabe sich geltend zu machen; bei den Italienern Feinheit, List und Parteilichkeit.

Die Engländer und Deutschen waren wegen Absetzung der Päpste einig, und bald gesellten sich auch die Franzosen dazu. Johann XXIII., da er gegenwärtig war, sollte zuerst die Abdankungsurkunde unterschreiben; er suchte Auswege; endlich aber gab er nach und las am 1. März 1415 vor dem Altare knieend das Versprechen seiner Abdankung öffentlich vor. Kaiser Sigismund und alle Anwesende waren voller Freude; der Kaiser erhob sich sogar und küßte dem Papste die Füße und dankte ihm im Namen der christlichen Welt, daß er ein so herrliches Beispiel der Selbstüberwindung gegeben. Allein Johann hatte nur zum Scheine nachgegeben; schon hatte er seine Abrede mit seinem Freunde, dem Herzog Friedrich von Oestreich, genommen; dieser veranstaltete am 20. März ein großes Turnier, und als die Aufmerksamkeit Aller auf das Fest gerichtet war, entfloh der Papst als Herrenbote verkleidet, in einen grauen Mantel gehüllt, eine Armbrust auf der Schulter, in Begleitung eines kleinen Knaben, auf schlechtem Pferde nach Schafhausen, welches damals noch eine östreichische Stadt war. Der Herzog folgte ihm, und in der Nacht entwichen gleichfalls mehrere hundert italienische und östreichische Prälaten. Der Papst gedachte auch wider den Willen des Conciliums seine Gewalt fortzusetzen. Allein die versammelten Kirchenväter aus Deutschland, England und Frankreich, sammt dem Kaiser Sigismund, nahmen die Sache ernsthaft. Das Concilium erklärte unter Vorsitz des Kaisers Sigismund: „da seine Gewalt unmittelbar von Christus und über dem Papste sei, so sollten seine Beschlüsse auch ohne päpstliche Bestätigung die Kirche vereinigen und reformiren.“ Gegen die Entwichenen wurde mit der größten Strenge verfahren; Herzog Friedrich ward von dem Concilium in den Bann und von dem Kaiser in die Acht gethan, und auf des Letztern Befehl griff das Reichsheer unter dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg und die Schweizer des Herzogs Erbländer an und nahmen sie größtentheils weg. Das Aargau und die alte Stammveste Habsburg gewannen die Berner; die Habsburg zerfiel in Trümmer und wurde nicht wieder aufgebaut. (Erst zehn Jahre nach dieser Zeit nahm der Kaiser den Herzog wieder zu Gnaden an und gab ihm die Länder, die im Reiche gelegen waren, zurück; die Schweizer aber wollten ihre Eroberungen nicht wieder herausgeben und behielten das Aargau und andere Stücke.)

Der Papst, der des herzoglichen Schutzes beraubt war, mußte sich

wohl den Beschlüssen des Conciliums fügen; er wurde von Freiburg im Breisgau, wohin er geflohen war, nach dem Städtchen Ratolfszell, in der Nähe von Kostnitz, zurückgeführt, um hier sein Endurtheil zu vernehmen: „Daß er nämlich als ein offenbarer Verschwender der Rechte und Güter der römischen Kirche, der noch dazu die Christenheit durch seine bösen Sitten geärgert, des Papstthums entsetzt sein solle." — Johann unterwarf sich seinem Urtheil, wurde bis zum J. 1418 auf dem Schlosse zu Heidelberg und dem zu Mannheim in Verwahrung gehalten, dann wieder losgelassen und starb in demselben Jahre als Kardinal-Bischof von Frascati.

Der zweite Papst, der achtundachtzigjährige Gregor XII., der im südlichen Italien unter neapolitanischem Schutze lebte, erklärte sich gleich anfangs bereit, seine Würde niederzulegen, wenn der Friede der Kirche es fordere; er dankte demnach in diesem J. 1415 freiwillig ab und wurde Kardinal-Bischof von Porto.

Benedict XIII. aber, der sich in Spanien aufhielt, war nicht zum Nachgeben zu bewegen. Kaiser Sigismund selbst übernahm, auf Ersuchen des Conciliums, die Reise nach Spanien, um den alten Mann zu bereden; dennoch richtete er bei ihm selbst nichts aus. Aber der König Ferdinand von Arragonien, der ihm bis dahin angehangen hatte, entzog ihm seinen Schutz und nun setzte ihn das Concilium ohne Weiteres ab.

So war eine Hauptabsicht der Versammlung erfüllt und die verderbliche vierzigjährige Spaltung der Kirche geendigt; man konnte nun zu der Wahl eines neuen Papstes schreiten. Aber es lag den versammelten Vätern noch eine andere große Sorge im Sinne, das war die Verbesserung der Kirche selbst. Man klagte über viele Mißbräuche, die sich eingeschlichen hatten, über Sittenverderbniß der Geistlichkeit, über das Kaufen geistlicher Stellen um Geld, dann insbesondere über die immer größer gewordenen Ansprüche des römischen Stuhles. Der Papst wollte hohe und niedere geistliche Stellen in den europäischen Ländern besetzen und schränkte dadurch die Wahlfreiheit der Kapitel, so wie die Rechte der Landesherren, ein; es sollten alle Klagen in Religionssachen vor seinen Richterstuhl nach Rom gebracht werden; er forderte viele Abgaben aus allen christlichen Ländern und so vieles andere, wodurch die hohe Würde des Papstes, als eines geistlichen Vaters, Rathgebers und Vorstehers der ganzen Christenheit, nach und nach in eine einträgliche Pfründe verwandelt war, wobei die innere Reinheit und Würde der Kirchenverfassung nothwendig leiden mußte. Solche Mißbräuche wollten die versammelten hohen Geistlichen, im Namen ihrer Nationen, abgestellt wissen, indem sie übrigens dem Papste alle schuldige Ehrfurcht, allen Gehorsam, und auch sehr viele rechtmäßige Einkünfte aus allen Ländern zusicherten. Besonders eifrig verlangten die Deutschen, und an ihrer Spitze der Kaiser, eine gründliche Kirchenverbesserung am Haupt und an den Gliedern. Allein die Italiener, welche den meisten Vortheil dabei hatten, wenn recht viel Geld aus den andern Ländern nach Rom floß, suchten diese Absichten zu hintertreiben und hielten nichts wirksamer dazu, als wenn das Concilium zuerst einen Papst wählte, welcher dann die Verhandlungen über die Kirchenverbesserung nach seinem Gefallen lenken könnte. Die Deutschen dagegen, die diese Absicht wohl merkten, forderten mit guten Gründen, daß erst nachher der neue Papst gewählt werde, von dem man als die erste Bedingung seiner Wahl die Bestätigung der neuen Kirchenverfassung fordern könne. Ihre Gründe waren triftig und gut; aber dennoch gelang es den

Italienern, die Franzosen und die indeß angekommenen Spanier auf ihre Seite zu bringen, und als auch die Engländer von ihrem Könige den Befehl erhielten, den Kardinälen beizutreten, standen die Deutschen allein und mußten endlich wohl nachgeben. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie nachtheilig Sigismunds anderthalbjährige Abwesenheit auf der spanischen Reise und darauf in Frankreich und England, wohin ihn sein unruhiger Geist getrieben hatte, gewesen war; sein vorher überwiegender Einfluß auf dem Concilio war gesunken.

Der neue Papst wurde am 11. November 1417 gewählt, — es war ein Italiener, Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Er war ein äußerst kluger Mann und wußte sehr fein meist allem auszuweichen, was die versammelte Kirche zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt im Sinne hatte. Da erwachten die andern aus ihrem Schlummer, besonders wandten sich die Franzosen an den Kaiser Sigismund, damit er sich ernstlich der Sache annehme. Er antwortete ihnen aber: „Da wir Deutschen die Reformation verlangten, ehe ein Papst gewählt wurde, waret ihr Franzosen nicht damit zufrieden, sondern wolltet zuvor einen Papst haben. Nun habt ihr einen, wie wir, geht zu ihm und verlangt eure Kirchenverbesserung."

Der Papst, der wohl wußte, daß man Gegner trennen muß, wenn man sie besiegen will, fing an, mit den verschiedenen Nationen einzeln zu unterhandeln, weil eine jede ihre Reformationsvorschläge gemacht hatte, und daraus sind die besondern Concordate entstanden.

So war dieser große Zweck der Kirchenversammlung, die gesammten kirchlichen Einrichtungen und die Verfassung der Geistlichkeit zu verbessern, größtentheils vereitelt. Wie heilsam, wenn man mehr gethan hätte! wie viel Zwiespalt hätte dadurch für die Zukunft verhütet werden können! Man tröstete sich damit, daß von nun an regelmäßig alle zehn Jahre allgemeine Concilien sollten gehalten werden; allein, was nicht in dem rechten Augenblicke vollbracht wird, ist für alle Zeiten verloren. Die verabredeten zehnjährlichen Concilien kamen bald wieder in Vergessenheit.

Nachdem der Papst Martin seine Absichten erreicht hatte, schloß er am 22. April 1418 die Kirchenversammlung und ritt am 16. Mai in einem goldenen Meßgewande, mit weißer Inful, auf einem weißen Pferde, das mit Scharlach bedeckt war, unter einem prächtigen Traghimmel, zur Stadt hinaus. Sigismund ging voran und führte das Pferd beim Zügel, drei Fürsten, die zu den beiden Seiten und hinter dem Pferde gingen, trugen dessen Decke. — So war der Abzug und das Ende der großen Kostnitzer Kirchenversammlung, welche beinahe viertehalb Jahre gedauert hatte und von welcher so große Erwartungen für Reinigung und Wiederbelebung der christlichen Kirche gehegt waren. Man kann sagen, daß der geistige Kern der damaligen Menschheit in Kostnitz versammelt war. Und wie gering war die Ausbeute dreier so wichtiger Jahre!

74. Johann Huß und die Hussitenkriege.

Diese Versammlung hat auch noch in einer andern Sache gerichtet und durch ihren Urtheilsspruch die wichtigsten Folgen veranlaßt.

Kaiser Karl IV. hatte im J. 1348 die Universität Prag nach dem Muster der Pariser gestiftet und sie wurde bald von Studirenden aus allen benachbarten Ländern stark besucht. Aber Karl räumte den Deutschen viele

und große Vorrechte bei denselben ein, worüber die Böhmen unzufrieden waren; und diese brachten es im J. 1409 dahin, daß der König Wenzel (in Böhmen war er noch König) den Deutschen jene Rechte wiederum nahm. Aufgebracht darüber zogen Tausende von fremden Studenten mit ihren Lehrern von Prag fort und stifteten oder vermehrten andere hohe Schulen, unter andern Leipzig, wo Markgraf Friedrich der Streitbare mit Anlegung einer Universität beschäftigt war, so wie Ingolstadt und Krakau. Johann Huß, der eifrigste und gelehrteste unter den böhmischen Lehrern, wurde nun Rektor der Universität. Er verbreitete bald Grundsätze, die von den gewöhnlichen ganz abwichen; größtentheils waren es die Lehren eines englischen Gottesgelehrten und Pfarrers, Johann Wycliff, welcher ungefähr dreißig Jahre vor Huß lebte. Dieser eiferte gegen die verdorbenen Sitten der Geistlichen und behauptete, es sei der heiligen Schrift zuwider, daß sie zeitliche Güter besäßen; auch verwarf er den Supremat des Papstes, so wie alle Mönchsorden, und redete in seinem Eifer sehr bitter über sie; die Lehre vom Fegfeuer, von der Transsubstantiation und andere Fundamentallehren der römischen Kirche focht er ebenfalls an. Und solche und ähnliche Grundsätze brachte auch Huß vor, eiferte unter anderm auch sehr heftig gegen den Ablaßhandel, und bewirkte bald dadurch, daß er als Ketzer angeklagt und vor den Richterstuhl des Papstes nach Rom gefordert wurde. Er gehorchte nicht und wurde in den Bann gethan; aber er hatte schon eine bedeutende Partei gewonnen, selbst der König Wenzel nahm ihn eine Zeitlang in Schutz, und es kam in Prag, so wie in andern Theilen Böhmens, sogar zu blutigen Händeln, bei welchen auch ein anderer Lehrer in Prag und Hussens Freund, Hieronymus, eine Rolle spielte. Jetzt wurde Huß vom Kostnitzer Concilium zur Verantwortung vorgeladen und er folgte, nachdem Sigismund, auf seines Bruders Wenzel Fürwort, ihm einen sichern Geleitsbrief ausgestellt hatte. Aber der Kaiser dachte hierin nicht, wie hundert Jahre später Karl V. gegen Luther zu Worms; er ließ es sich ausreden, daß er sein kaiserliches Wort zu halten brauche, da man ihm vorstellte: „Sein Wort dürfe dem katholischen Glauben nicht zum Nachtheil gereichen und den geistlichen Richter nicht hindern, sein Amt zu verrichten; auch mache sich einer, der den Glauben anfechte, alles Geleites selbst verlustig.“ Sigismund erlaubte, daß man den Huß gefangen nahm, und beschloß sich ferner gar nicht in die Sache zu mischen.

Man forderte von Huß den bestimmten Widerruf aller seiner Lehren, wo nicht, so müsse er als Ketzer auf dem Scheiterhaufen sterben. Er wählte das Letztere und wurde am 6. Juli 1415, so wie elf Monate nachher sein Freund Hieronymus von Prag, öffentlich in Kostnitz verbrannt. Sie starben mit einer Standhaftigkeit, die selbst von ihren Feinden bewundert wurde. Ihre Ueberreste wurden mit der Asche in den Rhein geworfen, um den Böhmen keinen Gegenstand der Verehrung zu lassen.

Die Nachricht von diesen Begebenheiten brachte ganz Prag in Bewegung und Aufruhr; die Böhmen schrieben Hussens Hinrichtung dem Hasse der Deutschen zu, und hingen nun um so mehr an seinen Grundsätzen. Ja sie gingen noch weiter; andere Lehrer setzten neue Lehren hinzu, und besonders fand Jacob von Mieß großen Anhang mit seiner Behauptung, daß das Abendmahl unter beiderlei Gestalten ausgetheilt werden müsse. Die Anhänger der neuen Lehre versammelten sich auf einem Berge, welcher nachher der Berg Tabor genannt wurde und von welchem sie selbst den Namen

Taboriten annahmen. Der König Wenzel wagte es nicht, diese Versammlungen zu stören, denn es kamen oft gegen 40,000 Menschen zusammen; und, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, sie gingen immer weiter in ihrem Eifer, je mehr ihrer wurden und je heftiger sie von dem Papste und der Kirche als Ketzer verdammt wurden. Bald zogen sie auch durch Prag im feierlichen Umgange, unter Vortragung des Kelches, und Wenzel, der sich nicht mehr sicher hielt, verließ die Stadt; er starb bald nachher im J. 1419.

Als der Zug der Hussiten eines Tages vor dem Prager Rathhause vorbei zog und jemand einen Stein herabwarf, der einen ihrer Priester traf, stürmten sie in äußerster Wuth das Rathhaus und stürzten den Bürgermeister, den Stadtrichter, drei Rathsherrn und sechs Gerichtsdiener zum Fenster hinaus, welche von dem rasenden Pöbel mit Spießen aufgefangen und ermordet wurden. Somit wurde das blutige Zeichen des Aufruhrs gegeben; unter der Anführung des Zizka, welcher auch zum Sturme des Rathhauses geführt hatte, zogen die Haufen im Lande umher und zerstörten die Klöster, peinigten die Priester und verwüsteten die Güter katholischer Herren. Dieser Johann Zizka von Troczna entwickelte ein Heerführer-Talent, wie deren wenige in der Geschichte vorkommen. Einäugig und später ganz blind, führte er seine begeisterten, aber an die strengste Kriegsordnung gewöhnten, Schaaren zum unfehlbaren Siege. Er selbst war von eiserner, unbeugsamer Gemüthsart.

Sigismund, der nach Wenzels Tode rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hülfe des deutschen Reiches gegen die Hussiten auf und brachte wirklich ein ansehnliches Heer zusammen; er rückte im J. 1420 in Böhmen ein und belagerte Prag. Allein Zizka schlug den Sturm tapfer ab, der König mußte einen Stillstand schließen und zog wieder zurück. — Im J. 1427 machten die deutschen Fürsten mit vier Heereshaufen einen neuen Einfall; allein der Schrecken vor den durch ihren Religionseifer fast unüberwindlich gewordenen Hussiten war schon so groß, daß die eingerückten Heere bei ihrem bloßen Anblicke in Unordnung geriethen und zurückwichen. Und eben so ging es einem neuen Heere, welches auf 100,000 Mann geschätzt wurde und im J. 1431 einrückte. Dasselbe wurde bei Riesenberg so gänzlich geschlagen, daß 10,000 Mann auf dem Platze blieben, alles Geschütz und Gepäck verloren ging, und daß der Kardinal Julian nur mit Mühe und mit Verlust seines Kardinalhutes, seiner Insignien, und der Kreuzbulle gegen die Hussiten, die er bei sich führte, sein Leben rettete. — Die Hussiten aber machten ihrerseits wiederholte Einfälle in Meißen, Sachsen, Brandenburg, Franken, Baiern und Oestreich, und ihre verwüstenden Züge waren schrecklich; es war ein Religionskrieg. Die Taboriten hatten die Lehre: wenn alle Städte der Erde bis auf fünf verbrannt seien, so beginne das neue Reich des Herrn. Jetzt sei die Zeit der Rache und Gott ein Gott des Zornes.

Nun rieth Alles zur Güte. Man gab sich Mühe einen kirchlichen Vergleich zu Stande zu bringen, und dieses gelang auch wirklich durch das im J. 1431 zu Basel versammelte Concilium. Es wurde den Hussiten die freie Lehre des apostolischen Glaubens, die Güterlosigkeit ihrer Geistlichen und der Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten erlaubt, jedoch so, daß die Priester das Volk fleißig belehren sollten, daß unter jeder Gestalt Christus ganz enthalten sei.

Der größte Theil des böhmischen Volkes nahm diesen Vergleich willig an, aber zwei Parteien wollten in ihrer Wuth von keiner Mäßigung und von keinem Vergleiche hören, die Taboriten und die Waisen, unter der Anführung von Procopius dem Großen und Procopius dem Kleinen. Es kam zum offenbaren Kriege zwischen ihnen und den Gemäßigten; diese aber gewannen eine große Schlacht in der Nähe von Prag, in welcher die beiden Procope umkamen, und nun erlangte endlich Sigismund, nachdem er im Jahre 1433 auch zu Rom die Kaiserkrone erhalten hatte, daß er auch als König von Böhmen anerkannt wurde; aber es war nur ein Jahr vor seinem Tode, denn in dem darauf folgenden Jahre 1437 starb er, 69 Jahre alt, nachdem er 51 Jahre in Ungarn und 28 Jahre in Deutschland König gewesen war, und mit ihm erlosch der luxenburgische Stamm.

Durch den Kaiser Sigismund ist die Mark Brandenburg, welche Karl IV. für das luxenburgische Haus gewonnen hatte, an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohenzollern gekommen. Schon im Jahre 1411 bestellte der Kaiser denselben zum bevollmächtigten Verweser und obersten Hauptmann der Mark Brandenburg, weil er, wie er sagt, „eine solche Einsicht und Tüchtigkeit bei demselben gefunden habe, daß er die Mark, die leider seit langer Zeit schwer verfallen, sicher wieder aufbringen und so regieren werde, daß Friede und gute Ordnung daraus hervorgehen würde." Und nachdem Friedrich diese Aufgabe mit Klugheit und Kraft vollbracht hatte, belehnte ihn Sigismund im Jahre 1415 „mit gutem Rathe der Mehrzahl der Churfürsten und vieler Grafen, Edeln und Getreuen der Mark Brandenburg mit der Chur- und Erzkämmererwürde erblich, mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung für das luxenburgische Haus um 400,000 ungarische Gulden (nach unserm Gelde 1,126,000 Thaler Gold). Auch sollte, wenn Friedrichs Haus aussterben möchte, die Mark an das luxenburgische Haus zurückfallen. — Nachdem Sigismund von seiner großen Reise nach Spanien, Frankreich und England nach Kostnitz zurückkam, wurde am 18. April 1417 die feierliche Belehnung Friedrichs mit großer Pracht vollzogen. — So ist das Haus Hohenzollern unter die großen Reichsfürsten gekommen.

Auf ähnliche Weise erhielt Friedrich der Streitbare, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, im Jahre 1423 für 100,000 Mark vom Kaiser Sigismund die sächsische Churwürde und den wittenbergischen Kreis, nachdem auch der Zweig des Anhaltischen Hauses, welcher Sachsen-Wittenberg und den Churhut besaß, ausgestorben war, und so gelangte das Haus der Grafen von Wettin, welches mit dem alten Sachsen in keiner Verbindung gestanden hatte, zu der Würde des sächsischen Herzogthums.

Zum Schlusse von dieses Kaisers Regierung möge noch, als Beitrag der Charakteristik jener Zeit, des Streites zwischen den Herzogen Ludwig von Baiern-Ingolstadt und Heinrich von Landshut gedacht werden. Beide waren auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz gegenwärtig und brachten hier ihren Streit wegen der Ansprüche, die Ludwig auf seines Vetters Land machte, vor den Kaiser. Herzog Ludwig der Bärtige, — so war sein Beiname, — benahm sich sehr ungebührlich vor dem Kaiser und stieß gegen seinen Vetter sogar Schmähreden aus. Heinrich, darüber empört, eilte zu seiner Herberge, waffnete sich, ritt seinem Beleidiger bei dessen Heimkehr entgegen und stach ihn mit zwei Stichen vom Pferde, worauf er aus

Kostnitz entfloh. Im Zorne wollte ihn der Kaiser in die Acht erklären; als Ludwig aber wider Erwarten genas, verzieh ihm der Kaiser auf Fürbitten seines Schwagers, des Churfürsten Friedrich von Brandenburg. Aber Ludwig glühte desto mehr von Rache und erhob blutige Fehde gegen Heinrich, in welcher Franken, Baiern und Schwaben durch Mord und Brand verheert wurden, denn beide hatten viele Bundesgenossen geworben. Aber Heinrich behielt die Oberhand und der niederbaiersche Adel, der von ihm, als seinen Lehnsherrn abgefallen war, demüthigte sich wieder vor ihm. Nur das Haupt dieses Adels, Kaspar der Törringer, blieb ungebeugt und kam jetzt auf den Gedanken, den Herzog Heinrich vor den Freistuhl der westphälischen Feme zu laden. So groß war das Ansehen dieses Gerichtes, daß Heinrich, begleitet von seinem Schwager, dem Churfürsten von Brandenburg, nach Westphalen ritt. Aber zur Stunde der Feme fehlte Kaspar der Törringer. Da ward er als falscher Kläger selbst zum Stricke verdammt und die Burg Törring, bei Salzburg, dem Erdboden gleich gemacht. Churfürst Friedrich und Herzog Heinrich ließen sich zu Wissenden der Feme aufnehmen.

VI. Die Kaiser aus dem östreichischen Hause. 1438—1806.

75. Kaiser Albrecht. 1438—39.

Nach Sigismunds Tode wählten die Fürsten im J. 1438 einen Kaiser aus dem östreichischen Hause, und dasselbe ist von nun an mit einer einzigen kurzen Unterbrechung, 368 Jahre lang auf dem alten Throne der Deutschen geblieben. Albrecht von Oestreich, der als Schwiegersohn des unbeerbten Kaisers Sigismund zugleich König von Böhmen und von Ungarn geworden war, war ein sehr wohldenkender, ausgezeichneter Fürst und würde sicher recht viel Gutes für das Reich gestiftet haben, wie er denn z. B. schon den Gedanken eines ewigen gebotenen Landfriedens gefaßt hatte; aber schon im zweiten Jahre seiner Regierung, da er eben einen Zug gegen die Türken gemacht hatte, starb er auf dem Rückwege. Fast kein König ist von Hohen und Niedern, von Reichen und Armen, so betrauert worden, als Albrecht.

Noch unter dem Kaiser Sigismund war im Jahre 1431 das schon erwähnte neue Concilium zu Basel versammelt worden, um das zu Kostnitz angefangene Werk der Kirchenverbesserung fortzuführen. Allein das Concilium gerieth bald in sehr verwickelte Streitigkeiten mit dem Papst Eugen IV., über den dasselbe sogar die Absetzung aussprach und welchem es den Herzog Amadeus von Savoyen als Papst Felix V. entgegenstellte. Daß eine allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste und die erste gesetzgebende Gewalt in der Kirche sei, dieser Grundsatz wurde zu Basel, wie früher zu Kostnitz, auf das Feierlichste festgehalten. Die Deutschen mischten sich eine Zeit lang nicht in den Streit; endlich aber nahmen sie die Hauptbeschlüsse der Baseler Kirchenversammlung auf einem Fürstentage zu Mainz im Jahre 1439 durch ein förmliches Instrument an. Von den Reichsständen waren die drei geistlichen Churfürsten in Person zugegen, von dem Kaiser und den übrigen die Gesandten; ferner ein Gesandter des Königs von Frankreich und der Könige von Castilien, Arragonien und Portugal, um mit den Deutschen zusammen die Ordnung zu berathen. Von Seiten des Conciliums war der Patriarch von Aquileja zugegen.

Unter den Beschlüssen, welche hier angenommen wurden, waren solche, wodurch die bisherigen päpstlichen Rechte sehr eingeschränkt wurden. Statt der beträchtlichen Geldsummen, welche von allen höheren geistlichen Stellen jährlich nach Rom flossen[1]), sollte dem Papste ein bestimmter Unterhalt (Provisio) festgesetzt werden, und die deutschen Fürsten bewilligten fürs Erste dazu, „als freiwillige Beihülfe," den achten Theil dessen, was sonst bei einer Erledigung der geistlichen Stellen an die päpstliche Kammer gezahlt worden war. — Ebenfalls sollte der Papst künftig, außer dem Kirchenstaate, keine geistlichen Stellen besetzen, sondern die freien Wahlen der Kapitel sollten hergestellt werden. — Endlich hatte das Concilium auch über die Papstwahl und die Anzahl und Eigenschaften der Kardinäle Bestimmungen getroffen, wobei vorzüglich der Grundsatz aufgestellt war, daß nach Verhältniß aus allen Völkern eine gleiche Anzahl von Kardinälen den Papst umgeben sollte, welche, mit der Eigenthümlichkeit jedes Volkes bekannt, in dem einzelnen Falle den rechten Standpunkt der Beurtheilung anzugeben wüßten; „damit, wie sich das Concilium ausdrückt, die Kardinäle, so wie dem Namen, so auch der That nach, die Angeln (cardines) seien, auf welchen die Thore der allgemeinen Kirche ruhen und sich drehen können." Es wurde schon damals für ein wesentliches Hinderniß der Zufriedenheit der Völker mit der Kirchenverfassung gehalten, daß bei weitem die Mehrzahl der Kardinäle, die doch „des Papstes Rathgeber in der Leitung der christlichen Republik sein sollten," aus Italienern bestand. Man fühlte, daß das Papstthum, um eine die ganze christliche Welt umfassende Macht zu bleiben, eine neue Gestalt annehmen und durch thätige Theilnahme aller Nationen sich wieder beleben müsse.

Diese und andere Bestimmungen, welche der deutschen Kirche bedeutende Rechte und eine große Selbstständigkeit geben konnten, wurden von Albrechts Vetter und Nachfolger, dem Herzoge Friedrich von Oestreich, der ihm durch die Wahl der Fürsten als:

76. Kaiser Friedrich III. 1440—93

folgte, durch die Wiener Concordate (früherhin fälschlich die Aschaffenburger Concordate genannt) mit dem Papst Nicolaus V., im Jahre 1448, zum großen Theile wieder aufgegeben; und das Baseler Concilium ging in demselben Jahre, ohne seine ursprüngliche Absicht erreicht zu haben, auseinander, nachdem dasselbe siebzehn Jahre versammelt gewesen war. Der Gedanke einer Kirchenverbesserung und Beschränkung des Papstthums durch eine vertretende Verfassung der Kirche, welche über demselben stehen sollte, ein Gedanke, für welchen ein halbes Jahrhundert gekämpft hatte, war damit zu Grabe getragen. Der Gegenpapst Felix V. legte freiwillig seine Würde nieder. Der Mann, welcher diese Wendung der kirchlichen Angelegenheiten vor Allen bewirkt hat, war der ehemalige Geheimschreiber Kaiser Friedrichs, Aeneas Sylvius, aus dem Hause Piccolomini in Siena, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Früherhin war er selbst Geheimschreiber des Baseler Conciliums und der eifrigste Verfechter der Rechte der Concilien gewesen; als er aber für sein ehrgeiziges Streben eine glänzendere Laufbahn vor sich sah, wenn er sich dem römischen Stuhle eng anschlösse

---

1) Kaiser Maximilian I. behauptete später noch, der Papst ziehe ein hundertmal größeres Einkommen aus dem deutschen Reiche, als der Kaiser.

und das päpstliche Ansehen gegen die demselben drohende Gefahr vertheidigte, trat er selbst in den geistlichen Stand und wußte seinen Kaiser, so wie auch mehrere deutsche Fürsten, sehr geschickt zu Gunsten des Papstes zu leiten. (Er selbst wurde im Jahre 1458 Papst, unter dem Namen **Pius** II., starb aber schon nach kurzer Regierung im Jahre 1464.)

Der Kaiser Friedrich war ein gutgesinnter, nur allzu friedlicher und ruhiger Herr, dessen lange Regierung wenig Rühmliches für Deutschland enthält. Seine Zeitgenossen haben ihn abgebildet, wie er Edelsteine auf einer Goldwage abwägt oder den Himmelsglobus in der Hand sich mit ein Paar Gelehrten über den Stand der Gestirne bespricht. Allein in den Lauf der Geschäfte mochte er nicht mit kräftiger Hand eingreifen; wenn man ihm Mißbräuche vorhielt, so meinte er, es möge wohl nirgends ganz gleich und recht hergehen; wenn gehandelt werden sollte, so glaubte er oft, es werde sich schon alles von selbst zurechtfinden. Zu seinen eigenen Angelegenheiten verhielt er sich fast wie ein Beobachter; er sah gern in den Dingen das Allgemeine, Beherrschende, welches allerdings oft die Abweichungen wieder herstellt. Allein zu solcher zur Unthätigkeit verleitenden Seelenruhe waren die Verhältnisse der Zeit zu dringend.

Von Osten her rückte eine große Gefahr dem Reiche immer näher, ohne daß dagegen ernsthafte Vorkehrungen gemacht wären; das war die Gefahr vor den **Türken**. Diese eroberten am 29. Mai 1453 Konstantinopel und machten dem griechischen Kaiserthum ein Ende, nachdem es fast tausend Jahre länger bestanden hatte, als das Reich der Römer im Abendlande. Darauf drangen sie immer weiter gegen die Donau vor und es war nahe daran, daß sie auch Ungarn eroberten. Friedrich, so wie der Papst, redeten viel von einem Kreuzzuge gegen sie; aber die Zeiten der Begeisterung waren vorüber und Niemand ließ sich das Kreuz anheften. Daß wenigstens noch etwas gegen die Feinde des christlichen Namens geschah, war allein das Verdienst des Papstes Calixt III. Dieser ließ auf eigene Kosten eine Flotte von sechzehn Galeeren ausrüsten und schonte dabei selbst der Kostbarkeiten seines Schatzes nicht; und sein Legat, der Franziskanermönch **Johannes Capistranus** aus dem Neapolitanischen, ein 65jähriger Mann, an Körpergestalt und an Feuer der Beredsamkeit Peter dem Einsiedler, dem Prediger des ersten Kreuzzuges, gleich, hatte wenigstens einige Tausend armer Bürger, Bauern und Mönche mit heiligem Eifer für die Sache der Christenheit zu erfüllen gewußt und erschien mit ihnen im Jahr 1456, in dem gefährlichsten Augenblicke, da der Sultan Muhamed II. mit 160,000 Mann die Festung **Belgrad** belagerte. Wenn diese Festung fiel, so war Ungarn verloren und der Weg nach Wien den Türken eröffnet; denn der junge König Ladislaus von Ungarn sowohl, als der Kaiser Friedrich und die deutschen Fürsten, waren nicht gerüstet und rathschlagten, statt zu handeln. Da schlug Capistran zuerst mit seiner kaum nothdürftig mit Spießen, Dreschflegeln und Heugabeln ausgerüsteten Schaar, die er auf Kähne gebracht hatte, die türkische Flotte auf der Donau, die Belgrad einschloß, und warf sich in die Stadt. Auch der ungarische Feldherr, **Johannes Hunnyades** Corvinus, hatte einige Mannschaft zusammengebracht und schlug mit den Kreuzfahrern die wüthenden Stürme der Türken zurück. Aber deren wohlverschanztes Lager selbst anzugreifen wagte er nicht und verbot sogar bei Todesstrafe jeden Ausfall. Allein der feurige Muth der Kreuzfahrer ließ sich nicht zurückhalten, und Capistran selbst,

als er dieses sah, stellte sich, einen Stab in der einen und ein Crucifix in der andern Hand, an ihre Spitze, erstürmte drei türkische Schanzen nach einander, und nun fiel auch Hunnyades mit der Reiterei den fliehenden Türken in den Rücken. Ihr Lager wurde nach einem schrecklichen Kampfe erstürmt, alles Geschütz und eine unermeßliche Beute gewonnen, und Mohamed selbst floh verwundet mit den Ueberbleibseln seines Heeres aus Ungarn. Ueber 20,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld und des Sultans Macht war auf viele Jahre gelähmt. Diese Rettung verdankte die Christenheit dem Heldenmuthe eines Mönches und der Tapferkeit eines ungarischen Edelmanns, während die Könige und Fürsten unthätig, oder mit kleinlichen Händeln beschäftigt waren. Wäre der Sieg mit gemeinsamen Kräften rasch verfolgt worden, so konnte die ganze türkische Macht über den Haufen geworfen werden; aber es geschah nichts, und die beiden Helden, welche noch etwas hätten ausrichten können, starben noch in demselben Jahre 1456, erschöpft von den übermenschlichen Anstrengungen, an den bösen Seuchen, welche die Menge der Leichname erzeugt hatte.

Den Sohn des Johannes Corvinus, **Matthias**, erwählten die **Ungarn** zu ihrem Könige, als der nachgelassene Sohn Kaiser Albrechts II., Ladislaus Posthumus, im Jahre 1457 ohne Erben starb; sie wollten keinen aus den östreichischen Fürsten zum Könige haben. Auch die **Böhmen** wählten einen einheimischen Edelmann, **Georg Podiebrad**, und so sah sich das östreichische Haus für einige Zeit wieder aus dem Besitze beider Länder verdrängt. „Sonderbar," ruft Aeneas Sylvius in seiner böhmischen Geschichte aus, „daß diese beiden Reiche von den edelsten Fürstenhäusern an gemeine Edelleute gekommen sind!"

In Deutschland waren unterdeß unzählige Händel und Fehden, ein jeder dachte nur an seine Privatstreitigkeiten oder verfolgte seinen besondern Vortheil; und wenn ein Reichstag zur Beschließung eines Türkenzuges ausgeschrieben war, so stritt man Monate lang darüber, wie viel ein jeder an Geld und Mannschaft geben sollte, und verschob am Ende die ganze Sache auf das nächste Jahr. Ueberhaupt wurde auf den deutschen Reichstagen wenig Ersprießliches ausgemacht. Der Kaiser und die Fürsten erschienen meistentheils nicht mehr selbst, sondern schickten ihre Gesandten, und diese waren nur darauf bedacht, dem Vortheile ihrer Herren nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden solche geschickt, die in dem römischen Rechte, welches jetzt fleißig studirt wurde, wohl erfahren waren[1]); diese kamen mit fein ausgesponnener Rede und hatten hundert Gründe, mit denen sie bewiesen, daß ihrem Fürsten oder ihrer Reichsstadt zu viel von der Last des Ganzen aufgebürdet werde. Man stritt darum, wer am **wenigsten**

---

1) Das Studium des alten römischen Rechtes wurde durch einen Deutschen von Geburt, **Irnerius** oder **Werner**, der im J. 1128 einen Lehrstuhl desselben zu **Bologna** errichtete, ganz vorzüglich befördert. Von nun an wanderten jährlich Tausende aus allen Ländern nach **Bologna**, dieses Recht kennen zu lernen, welches in dem Laufe vieler Jahrhunderte durch den Scharfsinn des römischen Volkes in der That zu solcher Feinheit und Gründlichkeit ausgebildet war, daß kein Volk jemals eine vollkommnere Rechtsordnung hervorgebracht hat. Dadurch hat sich dieses Recht, obgleich in alter Zeit und in einem fremden Lande entstanden, nach und nach des ersten Platzes in der Rechtswissenschaft bemächtigt; ja es hat den Eingang in das bürgerliche Leben der europäischen Völker gefunden und die alten einheimischen, aus diesen Völkern selbst hervorgegangenen, Rechtsgewohnheiten verdrängt.

für das Wohl des Vaterlandes beizutragen brauche, und darüber konnte wohl nie das Rechte und Große zu Stande kommen. Auch fing das Uebel schon an, daß man nicht von Mund zu Mund mit einander redete, einfach, kurz und kräftig, sondern in weitläuftigen Schriften und Gegenschriften; an die Stelle der lebendigen Rede trat der todte Buchstabe. Und wenn man endlich glaubte, daß eine Sache zur Entscheidung gedrängt sei, so trat vielleicht ein Gesandter mit der Entschuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle mehr habe; und mit der Einholung neuer gingen wiederum Monate verloren. So kam es, daß von nun an fast auf keinem Reichstage ein fester und bündiger Schluß gefaßt wurde, sondern immer verschob man den Ernst der Entscheidung auf eine neue Versammlung, und diese machte wieder eine neue nöthig. — Wie anders war es und besser, als noch die Fürsten selber freien Angesichts einander gegenüber standen und in einer Stunde herzlicher Unterredung mehr entschieden wurde, als später in Wochen und Monaten!

Auch dadurch hatte sich die Gestalt der Reichstage sehr verändert, daß statt der Gleichberechtigten, welche ehemals auf denselben versammelt waren, nun drei Abstufungen sich zu bilden angefangen hatten, die Churfürsten, Fürsten und Städte. Die ersteren hatten durch die goldene Bulle bedeutende Vorrechte erhalten und sonderten sich von den Fürsten und Städten ab; die letzteren aber hatten lange Zeit nur eine berathende, keine mitentscheidende Stimme. Dieses alles konnte die Einigkeit des Reiches nicht fördern.

Auch der Kaiser konnte den Ernst in die öffentlichen Angelegenheiten nicht bringen; kaum konnte er sein Ansehen bei seinen eigenen Unterthanen behaupten. Der östreichische Adel erkühnte sich, seinem Landesherrn Fehdebriefe zuzuschicken; selbst die Stadt Wien empörte sich gegen ihn, und sein Bruder Albrecht hatte seine Freude an diesem Unfug und schürte das Feuer immer stärker an. Es kam so weit, daß Kaiser Friedrich, mit seiner Gemahlin und seinem vierjährigen Sohne Maximilian im Jahre 1462 von seinen Unterthanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein Holz- und Pferdehändler, Holzer mit Namen, hatte sich an die Spitze der Aufrührer gestellt und sich zum Bürgermeister machen lassen, und Herzog Albrecht kam selbst nach Wien, die Belagerung der Burg zu leiten; es ward ein Graben um dieselbe gezogen und man beschoß sie.

Der Kaiser zeigte sich diesmal standhaft und entschlossen, er munterte seine kleine Besatzung von vierhundert Mann zur tapfersten Gegenwehr auf und rief laut von der Mauer: „Diesen Ort wolle er vertheidigen, bis er sein Gottesacker werde."

Solche Schmach ihres Kaisers konnten die deutschen Fürsten doch nicht gleichgültig ansehen, sie sammelten sich, ihn zu befreien; am schnellsten war der König Georg Podiebrad von Böhmen mit seiner Hülfe zur Stelle, machte den Kaiser frei und vermittelte den Frieden zwischen ihm und seinem Bruder. Doch mußte der Kaiser dem letzteren Niederöstreich und Wien auf acht Jahre abtreten. Albrecht starb indeß schon im folgenden Jahre, nachdem er noch an dem Bürgermeister Holzer, der auch ihn wieder an den Kaiser verrathen wollte, die verdiente Strafe geübt hatte; Holzer wurde lebendig geviertheilt.

Im deutschen Reiche wurde des Kaisers Stimme eben so wenig gehört, als in seinen Erbländern; kein Wunder, da der Kaiser siebenund-

zwanzig Jahre lang, von 1444—71, nie im Reiche gesehen worden ist! — Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf am Rheine, der die Pfalz durch glückliche Waffen um den dritten Theil vermehrte, durfte an seinem Schlosse zu Heidelberg einen festen Thurm bauen, den er „Trutz Kaiser" nannte, als Friedrich die Reichsacht gegen ihn aussprach. Eben dieser Pfalzgraf wagte es, den Erzbischof Diether von Mainz, das Haupt derjenigen Partei in Deutschland, welche des Papstes Rechte einzuschränken suchte, öffentlich in seinen Schutz zu nehmen, als Papst Pius gegen denselben Absetzung und Bann ausgesprochen hatte. Kaiser Friedrich dagegen wollte den Spruch des Papstes zur Ausführung bringen und trug dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welcher an der Idee des Reiches festhielt und das alte Ansehen der beiden Hauptgewalten, des Kaisers und Papstes, zu erhalten strebte, und dem Graf Ulrich von Würtemberg, als kaiserlichen Hauptleuten, den Reichskrieg gegen den Pfalzgrafen und seine Bundesgenossen auf. Allein beiden Hauptleuten ging es nicht glücklich. Das Heer des Würtembergers wurde im Jahre 1462 bei dem Dorfe Seckenheim vom Pfalzgrafen gänzlich in die Flucht geschlagen und Ulrich selbst mit dem Markgrafen von Baden gefangen genommen; und in demselben Jahre schlug auch der Bundesgenosse des Pfalzgrafen, Herzog Ludwig von Baiern, den Albrecht von Brandenburg bei Giengen in Schwaben ebenso entscheidend und erbeutete die kaiserliche Hauptfahne. Gleichwohl unterwarf sich nachher der Erzbischof Diether freiwillig dem päpstlichen Spruche und trat das Erzbisthum dem vom Papste ernannten Adolf von Nassau ab; und so siegten doch noch einmal die alten Auctoritäten des Reiches und der Kirche in endlicher Entscheidung.

Eine andere berühmte Fehde unter Friedrichs Regierung war die vieler Fürsten und Herren, unter Anführung des schon genannten Markgrafen Albrecht von Brandenburg, des würdigen Stammvaters des kriegerischen Brandenburg'schen Hauses, der wegen seiner Stärke und Schönheit und wegen seiner vielen ritterlichen Thaten der deutsche Achilles genannt wurde, gegen die Stadt Nürnberg in Franken. Nürnberg war damals eine der blühendsten und mächtigsten Städte in ganz Deutschland; der alte Haß zwischen den freien Bürgern und den Rittern brach im J. 1449 zu einer großen Fehde aus. Siebzehn der größten Fürsten des Reiches, Chur-Brandenburg, Chur-Mainz, Wilhelm von Sachsen, Otto von Baiern, Albrecht von Oestreich u. s. w. sagten der Stadt die Fehde an. Dagegen hielten es zweiundsiebzig Städte mit Nürnberg, und auch die Schweizer schickten 800 Mann. Der verheerende Krieg, der vorzüglich das Landvolk traf, — zweihundert Dörfer wurden niedergebrannt, — dauerte sieben Jahre. Achtmal siegte der Adel; aber im März 1456 wurde das Heer des Markgrafen bei Pillereut, an den Fischteichen der Stadt, gänzlich geschlagen; den Sieg entschieden vorzüglich die Schweizer; und der Markgraf, der nun sah, daß selbst Fürstengewalt gegen die festen Mauern und die Reichthümer der Städte nicht zu bestehen vermöge, machte gern Frieden mit Nürnberg[1]).

1) Die Fehde ist von Hans Rosenplüt, genannt der Schnepperer, einem Wappenmaler in Nürnberg, besungen in einem Gedichte: „der Nürnberger Krieg." Der kriegerische, kühne Geist der Reichstädter spricht sich darin lebendig aus, und an Spott über die Flucht der Fürsten fehlt es auch nicht. — Ein niederdeutsches Gedicht jener Zeit erzählt die merkwürdig Soester Fehde im Jahr 1444, da der Erzbischof Dietrich von Köln mit 70,000 Mann, worunter sogar

Das Fehdewesen tobte unter Friedrichs Regierung noch so gewaltig, daß selbst die niederen Stände davon ergriffen wurden. So schickten im J. 1471 die Schuhknechte in Leipzig der dortigen Universität einen Fehdebrief zu; ferner die Bäcker des Pfalzgrafen Ludwig und die des Markgrafen von Baden mehreren Reichsstädten in Schwaben; und dergleichen mehr. — Doch das Uebermaß sollte bald auch die Hülfe hervorrufen, welche in der Entwickelung der Zeiten das Recht an die Stelle der Gewalt bringen mußte.

77. Oestreichs Verbindung mit Burgund.

Das Wichtigste in Friedrichs ganzer Regierung ist die Verbindung, die er mit dem burgundischen Hause knüpfte und die den Grund zu der Größe Oestreichs gelegt hat.

Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, war einer der reichsten und angesehensten Fürsten seiner Zeit. Er herrschte über die schönen Länder, welche an den Ausflüssen des Rheines und der Schelde liegen und mit dem gemeinschaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und ferner über die Freigrafschaft und das Herzogthum Burgund. Diese Länder waren unter den vier Fürsten des im Jahre 1363 gestifteten neuburgundischen Hauses durch Heirath, Erbschaft und Eroberungen zusammengekommen. Sie blüheten durch ausgedehnten Handel, den die zum hanseatischen Bunde gehörenden flandrischen Städte, bei dem Sinken der nordhanseatischen Städte an der Ostsee, an sich gebracht hatten. England war noch so in der Betriebsamkeit zurück, daß es seine Wolle in den Niederlanden verarbeiten ließ. Karl der Kühne konnte der glückliche Fürst eines so schönen Landes sein; sein stolzer, hochstrebender Sinn stand jedoch nach größeren Dingen, vielleicht gar nach der Kaiserkrone, und deshalb sah er es gern, als Kaiser Friedrich III. seinen Sohn Maximilian mit seiner einzigen Tochter Maria, welche einst die Erbin der burgundischen Länder wurde, zu vermählen wünschte. Als er aber merkte, daß der Kaiser die Nachfolge im Reiche nicht zum Opfer bringen werde, verlangte er von ihm wenigstens den Königsnamen, gleichwie frühere Kaiser auch die Herzöge von Böhmen, als Lehnsfürsten des Reiches, zu Königen gemacht hatten. Zu der Verhandlung hierüber verabredeten beide eine Zusammenkunft nach Trier, im J. 1473. Der reiche Herzog erschien mit mehr als kaiserlicher Pracht, und Friedrich, welcher bei der Unordnung in seinen Erbländern fast immer Mangel litt, erschien neben ihm in gar ärmlicher Gestalt. Das mochte ihn verdrießen; vielleicht mißfiel ihm überhaupt der stolze Sinn und das anmaßende Betragen des Herzogs; denn so sicher hielt dieser sich der Königswürde, daß er die Kleinodien zu seiner Krönung mit sich gebracht hatte und schon Anstalten zu dem großen Feste machen ließ. Wie mußte er entrüstet sein, als der Kaiser plötzlich, ohne ihn gekrönt zu haben, ja ohne Abschied zu nehmen, von Trier wieder abzog, mit der kalten Entschuldigung, daß seine Gegenwart in Köln, wegen der Uneinigkeit des Erzbischofs und seines Kapitels, dringend nöthig sei. Voll Zorn und keinesweges zu der Heirath mit dem östreichischen Hause geneigt, verließ der Herzog gleichfalls Trier.

Hussitische Söldner waren, die Stadt Soest angriff, aber am Ende mit Schimpf abziehen mußte.

Dennoch war diese Zusammenkunft nicht ohne Folgen. Karl hatte bei dieser Gelegenheit den jungen, ritterlichen Kaisersohn, der in allen Leibesübungen ein Meister war, liebgewonnen und entwarf bei seiner Rückkunft das Bild desselben seiner Tochter mit den schönsten Farben; und ihr prägte es sich so tief in das Herz, daß sie, ohne Maximilian gesehen zu haben, von dieser Zeit an eine stille Neigung für ihn hegte.

Der Streit des Erzbischofs Ruprecht von Köln mit seinem Domkapitel war zu solcher Höhe gediehen, daß dieses seinen Sitz in der Stadt Neuß genommen hatte und ihm offenbar widerstand. Der Erzbischof suchte Hülfe bei Karl dem Kühnen, und dieser, der solche Gelegenheit recht gern ergriff und sich vielleicht schon im Geiste als Fürsten des Rheinstromes betrachtete, rückte mit einem Heere von 60,000 Mann vor Neuß. Die Stadt aber vertheidigte sich mit äußerster Tapferkeit und großem Ruhme; elf Monate lag der Herzog davor, machte sechsundfunfzig vergebliche Stürme und verlor über 15,000 Menschen, und endlich, als Kaiser Friedrich mit einem Reichsheer zum Entsatze der Stadt heranzog und Karl selbst durch neunmaliges Stürmen an einem Tage nichts hatte ausrichten können, mußte er noch zufrieden sein, durch Vermittelung des päpstlichen Legaten einen Vergleich zu schließen, welcher ihm, wenn auch keinen Vortheil, doch wenigstens keine Unehre brachte. Neuß ward ihm übergeben, aber nur zum Scheine; denn noch an demselben Tage zog er wieder aus und gab die Stadt in die Hände des päpstlichen Legaten, der sie bis zu ausgemachter Sache zwischen dem Erzbischof und dem Kapitel bewahren sollte. Die Hauptsache für Friedrich war aber, daß in einem geheimen Artikel des Friedens die Heirath Maximilians mit Maria verabredet wurde, in dessen Folge auch Maria wahrscheinlich den Brief und den Verlobungsring an Maximilian schickte, die später die Heirath entschieden.

Der unruhige Herzog wandte sich bald darauf gegen den Herzog **Renatus** von Lothringen, dessen Land er gern mit dem seinigen vereinigt hätte. Er eroberte die Hauptstadt **Nancy**, ließ sich dort huldigen und wollte nun seine Waffen gegen die Schweizer kehren, damit sein Reich von den Quellen des Rheines bis nach seiner Mündung mächtig hinabliefe. Vergebens stellten ihm die Schweizer vor, daß ihr ganzes Land nicht so viel werth sei, als das Geschirr seiner Pferde; er fiel in die Schweiz ein und hielt sich des Sieges schon so gewiß, daß er die schweizerische Besatzung von **Granson**, welches er eingenommen, an den Bäumen aufknüpfen ließ. Da rückten ihm die Schweizer entgegen und nahmen schwere Rache für die That; obgleich dreimal geringer an Zahl, schlugen sie sein Heer bei **Granson** in blutiger Schlacht und erbeuteten sein ganzes mit Kriegszeug und unermeßlichen Schätzen[1]) angefülltes Lager. Er selbst floh, nur von fünf

1) Um von den Reichthümern des stolzen Herzogs ein Bild zu geben, werde hier das Hauptsächlichste von der Beute der Schweizer genannt. In seinem Zelte, welches von außen mit Wappenschilden von Gold mit Perlen umhängt war, fanden sie den goldenen Stuhl, auf welchem er bei feierlichen Gelegenheiten saß, seinen herzoglichen Hut, von gelbem Sammet, mit den kostbarsten Edelsteinen und Perlen besetzt (Jacob Fugger erstand ihn für 4500 Goldgulden), das goldene Vließ, den Orden, welchen sein Vater gestiftet, das Hauptsiegel von Burgund, ein Pfund an Golde schwer, den goldenen Rosenkranz seines Vaters, der Edelsteine statt der Kugeln hatte, Reliquienkästchen, ein kostbares Gebetbuch u. s. w. Der Speisesaal war angefüllt mit goldenen und silbernen Pokalen, Schüsseln und Tellern, und vierhundert Reisekisten enthielten die kost-

Gefährten begleitet, vom Schlachtfelde. Voll Zornes rüstete er ein neues Heer von 60,000 Mann und zog in demselben Jahr 1476 noch einmal gegen sie. Bei Murten trafen die Heere aufeinander. Hans von Hallwyl, der die Eidgenossen führte, ließ sie vor der Schlacht knieend ihr Gebet verrichten, wie ihre Väter zu thun gewohnt waren; und während sie beteten, öffnete sich das Gewölk, welches bis dahin den Himmel mit grauer Decke überzogen hatte, und ein heller Sonnenschein fiel auf die Betenden. Er erschien ihnen als ein Bote des Himmels und als ein sicheres Unterpfand des Sieges, und mit solcher Zuversicht griffen sie den Feind an, daß er nicht zu widerstehen vermochte. Bald bedeckten 20,000 erschlagene Burgunder das Schlachtfeld. Ihre Gebeine wurden gesammelt und in dem Beinhause bei Murten aufbewahrt, mit der Ueberschrift: „Dieses Denkmal hat das Kriegsheer des mächtigen Herzogs von Burgund hinterlassen."

Im folgenden Jahre 1477, an einem kalten Wintertage, es war der 5. Januar, kam es zu einer blutigen Schlacht bei Nancy, in welcher der kriegerische Herzog endlich seines Lebens Ziel fand. Das vereinigte Heer der Lothringer und Schweizer schlug das seinige gänzlich in die Flucht; und er selbst, der sich im Getümmel der Schlacht verloren hatte, nachdem er ritterlich, seines Stammes würdig, gekämpft, wurde erst spät am andern Tage, fast unkenntlich, unter den Erschlagenen gefunden.

Sein Tod gab dem schlauen französischen Könige Ludwig XI. Hoffnung, neue, herrliche Länder zu erwerben; er wandte alle Mittel an, die burgundische Erbtochter Maria für seinen ältesten Sohn zu gewinnen; allein die Niederländer hatten einen heftigen Widerwillen gegen alles Französische; und als nun Kaiser Friedrichs Gesandte kamen und zu Aller Erstaunen einen eigenhändigen Brief und einen Ring vorzeigten, welche Maria dem Erzherzog Maximilian geschickt hatte, freute sich das Volk und Maria erklärte offen und frei: „Ihn habe sie sich in ihrem Gemüthe auserkoren, ihn wolle sie auch zum Gemahle haben und keinen Andern." Darauf machte sich der achtzehnjährige Maximilian selbst auf den Weg nach den Niederlanden und zog am 18. Aug. 1477 in Gent ein. Als Maria ihn in seiner jugendlichen Schönheit und hohen, kräftigen Gestalt vor sich sah, sprach sie mit Thränen in den Augen: „Willkommen sei mir das edelste deutsche Blut, das ich nun mit Freuden bei mir sehe!" — Die Vermählung ward vollzogen und die leider nur zu kurze Ehe der beiden hochherzigen Wesen war eine der glücklichsten, die je auf Thronen geschlossen worden sind. Maximilian fand auch bald Gelegenheit, seine Tapferkeit und seine Einsicht den neuen Unterthanen in den Kämpfen gegen den französischen König zu bewähren; denn dieser, der den jungen Fürsten für einen unbedeutenden Gegner hielt und auf seine Uebermacht vertraute, hatte verschiedene Theile des burgundischen Landes mit Gewalt der Waffen an sich gerissen. Maximilian aber bot ihm tapfer die Spitze, schlug den habsüchtigen Feind bei Guinegast im Jahre

barsten Gold-, Silber- und Seidenstoffe, welche die Sieger für wenige Groschen verkauften. Das Gold wurde mit Hüten vertheilt. Der größte von des Herzogs Edelsteinen, einer halben Wallnuß an Größe gleich, dessen Werth von ihm einer Provinz gleich geschätzt wurde, wurde von einem Schweizer auf der Landstraße gefunden und für einen Gulden verkauft. Papst Julius II. erhandelte ihn später von den Bernern für 20,000 Dukaten, und noch glänzt er als erster Edelstein in der päpstlichen Krone. Ein zweiter im Lager erbeuteter Edelstein des Herzogs findet sich in der französischen Krone, und ein dritter in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien.

1479, und würde ihm sicher alle Theile der burgundischen Herrschaft wieder abgenommen haben, wenn nicht im Jahre 1482 seine geliebte Gattin Maria, an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Reiherbeize, gestorben wäre. Da erkaltete der Eifer der Niederländer zu dem langwierigen Kriege und Maximilian mußte das eigentliche Herzogthum Burgund in den Händen der Franzosen lassen.

78. Kaiser Friedrichs letzte Lebensjahre.

In diesen Kämpfen konnte der Kaiser Friedrich dem Sohne keine Unterstützung gewähren; er war in seinen eigenen Erbländern hart bedrängt, theils durch die Türken, welche bis in Kärnthen und Krain, ja bis ins Salzburgische streiften, theils durch den König Matthias von Ungarn. Dieser eroberte im J. 1485 sogar Wien; der Kaiser Friedrich mußte als Flüchtling im Reiche herumziehen und sein Mahl in den Klöstern und Städten nehmen, wo man ihn umsonst bewirthete; zuweilen fuhr er mit einem Spann Ochsen seine Straße. Aber selbst in dieser Erniedrigung verließ ihn doch das Gefühl seiner Würde nicht; sich selbst und auch Andern erschien er noch immer als der Quell alles Rechtes und aller Herrschaft in seinem großen Reiche, und diese Unerschütterlichkeit der Meinung bewirkte auch jetzt noch einmal eine Vereinigung der Fürsten des Reichs zu seinen Gunsten, so daß ihm gelang, was seinem großen Ahnherrn Rudolph in der Fülle seiner Kraft nicht gelungen war; im Jahre 1486 vereinigten sich die Churfürsten, besonders auf Betrieb des treuen, nun hochbetagten Albrecht Achilles von Brandenburg, und wählten Friedrichs Sohn Maximilian zum römischen Könige.

Ueberhaupt fing um diese Zeit der Sinn in vielen Mitgliedern des Reiches auf merkwürdige Weise sich zu regen an, so daß der Tiefersehende das Gähren einer neuen Zeit auch in diesen Erscheinungen erkennen mochte. Man fühlte es vielfältig, daß dem morsch gewordenen Reichsgebäude eine neue Grundlage gegeben werden müsse. Sie mußte, da Kaiserthum und Papstthum nun einmal als Mittelpunkte der ganzen christlichen Welt nicht mehr die Alleinherrschaft behaupten konnten, auf dem Boden der Reichsverfassung errichtet werden, und in der That besaß man auch schon hier alle Elemente eines großen Gemeinwesens, wenn sie nur zur Einheit und kräftigen Geltung gebracht wurden. Die Reichstage galten als die Mittelpunkte der allgemeinen Gesetzgebung und Verwaltung; ein kaiserliches Gericht war vorhanden; ein Landfrieden war schon aufgerichtet, wenn auch vielfältig gebrochen; eine Matrikel, nach welcher jedes Mitglied des Reiches zur allgemeinen Reichsvertheidigung seine Hülfe stellen sollte, war im Kriege gegen die Hussiten entworfen. Wenn diese Institute durchgreifend wirksam wurden, so war die Ordnung des Reiches gesichert.

Man war dafür in den letzten Regierungsjahren des Kaisers Friedrich überaus thätig. Im Jahre 1486 ward der Landfrieden erneuert, aber freilich noch mit einschränkenden Bestimmungen, welche in manchen Fällen die Selbsthülfe erlaubten. Im J. 1489 wurden die Formen der Berathung auf den Reichstagen nach den drei Collegien, dem churfürstlichen, fürstlichen und städtischen, fester geordnet.

Dem kaiserlichen Gerichte wollte man eine kräftigere Einrichtung zur Aufrechthaltung des Landfriedens geben, dasselbe sollte so gut wie der Kaiser selbst über die Landfriedensbrecher die Reichsacht aussprechen und die nöthi=

gen Maßregeln zur Vollziehung derselben anordnen können. Allein darüber konnte man mit dem alten Kaiser nicht fertig werden, der an dem Hergebrachten hing und von seiner Gewalt nicht das Geringste abzutreten gesonnen war. Die Stände mußten sich damit begnügen, von dem eben gewählten römischen Könige Maximilian das Versprechen zu erhalten, daß er bei seinem Vater alles versuchen wollte, um die beabsichtigte Einrichtung des Kammergerichts durchzusetzen. Daß es ihm nicht gelingen würde, wußte man wohl, aber man glaubte ihn selbst doch für die Zukunft seiner eignen Regierung gebunden zu haben. Wie es ihnen in diesem Punkt mit Maximilian später erging, werden wir in seiner Geschichte sehen. Man war froh, wenigstens Einiges erlangt zu haben.

Auch hatte man für's Erste auf eine andere Weise eine Macht gebildet, welche wenigstens in dem südlichen Deutschland der Erhaltung des Friedens behülflich sein konnte, das war der schwäbische Bund, der 1488, unter Vermittlung des Kaisers, zunächst gegen die Gewaltthätigkeiten der Herzoge von Baiern, welche schon Regensburg an sich gerissen hatten und mehrere Reichsstädte bedrohten, geschlossen wurde. Zuerst vereinigten sich die Ritterschaft und die Städte zur gemeinschaftlichen Abwehr gegen jeden Feind und zur Erhaltung des Landfriedens unter sich durch einen erwählten Bundesrath. Sehr bald traten benachbarte Fürsten hinzu, vorzüglich Würtemberg und Brandenburg. Dieser Macht fühlte sich Albrecht von München nicht gewachsen; er entschloß sich, Regensburg herauszugeben und bald noch selbst in den schwäbischen Bund zu treten.

Im J. 1490 erlebte Kaiser Friedrich auch noch die Befreiung seiner Erbländer durch den Tod des Königs Matthias und einen Vergleich mit dessen Nachfolger Wladislaus. Die letzten Jahre waren die besten in des Kaisers ganzem Leben und gewährten ihm für viele Mühseligkeiten eine Ruhe, welche er durch seinen treuen, guten Willen verdient hatte. Er starb den 19. August 1493, im 78. Lebensjahre, nach einer 54jährigen Regierung, der längsten, die ein deutscher König geführt hat.

Friedrich ist der letzte Kaiser gewesen, welcher die römische Kaiserkrone in Rom selbst empfing; es war am 19. März 1452. (Karl V. wurde in Bologna gekrönt.)

Preußen unter polnischer Hoheit. — Unter Friedrichs II. Regierung ist ein Nachbarland, welches von Deutschen erobert und bevölkert wurde und später in noch engere Verbindung mit dem deutschen Reiche getreten ist, der Ritterstaat Preußen, unter polnische Lehnshoheit gekommen, worüber wir hier das Wesentliche nachholen. — Wie unter Kaiser Friedrich II. die Ritter des deutschen Ordens nach Preußen zogen und dort eine Herrschaft gründeten, unter welcher Städte und Land schnell emporblühten, haben wir früher gesehen. Diese Blüte dauerte bis in das 15. Jahrh. Die Handelsstädte Danzig, Thorn und Elbing gelangten zu solcher Macht, daß Danzig unter anderm (nach Aeneas Sylvius) 50,000 Mann in's Feld stellen konnte; und eben so erzählen die Chroniken von einem Bauer, der, als er den Hochmeister Konrad von Jungingen (gegen das Jahr 1400) bewirthete, zwölf Tonnen als Sitze um den Tisch stellte, von denen elf ganz, und die zwölfte halb mit Gold gefüllt waren. Ja, er bot dieselben sogar dem Hochmeister zum Geschenke an. Dieser befahl aber, die zwölfte auch ganz zu füllen, damit man sagen könne, es sei in Preußen ein Bauer, der zwölf Tonnen Goldes besitze.

Aber schon unter eben diesem Hochmeister fing der Verfall der Ordensherrschaft an. Der Orden war zu reich geworden; Ueppigkeit und Laster schwächten die ritterliche Kraft; Ungerechtigkeit und Bedrückung entfremdeten das Volk seinen Herrschern. Und als nun die emporstrebende Macht der polnischen Könige sich gegen den Orden erhob, zeigte sich in diesem die Erschlaffung der alten Tüchtigkeit. In einer großen Schlacht bei Tannenberg im J. 1410 wurden die Ritter von dem Könige Wladislaus Jagello gänzlich geschlagen. Zwar erlangten sie noch leidliche Bedingungen in dem ersten Thorner Frieden im J. 1416, allein die alten Uebel blieben. Innere Zwistigkeiten kamen dazu; die Stände und Städte des Landes verbündeten sich gegen die Ritter und wählten im J. 1454 den König Casimir IV. von Polen zum Schutzherrn. Nach zwölfjährigem Kriege mußte der Orden im zweiten Thorner Frieden im J. 1466 einen Theil des Landes mit Culm, Marienburg, Elbing und anderen Orten an Polen abtreten und für das Uebrige die Lehnshoheit der Krone Polen anerkennen. Das Land hatte in dem verheerenden Kriege unbeschreiblich gelitten; von 21,000 großen Dörfern waren nur noch 3000 übrig; und der Orden war zu einem Schattenbilde seiner vorigen Größe herabgesunken.

79. Maximilian I. 1493—1519.

Europa war in dem abgelaufenen Jahrhunderte zu großen Veränderungen reif geworden, welche, wenn sie einmal ihre Folgen ganz entfalteten, den Zustand der Völker völlig umgestalten mußten. Die Erfindung des Schießpulvers hatte schon angefangen die Kriegskunst so zu verwandeln, daß das Ritterthum, welches Jahrhunderte lang das Mittelalter beherrscht hatte, sich zu seinem Ende neigte; die Buchdruckerkunst, in Verbindung mit der Erfindung des Linnenpapiers, hatte ein neues Mittel der Gedankenmittheilung erschaffen, durch welches die Geister von einem Ende Europa's bis zum andern mit Windesschnelle bewegt werden konnten; die Entdeckung eines neuen Welttheiles und des Seewegs nach Ostindien veränderte den bisherigen Gang des Welthandels und gab die Kraft, die dadurch gewonnen ward, Völkern, welche bis dahin in der Reihe der übrigen noch wenig genannt waren; die Politik oder Staatskunst endlich, die jetzt aufkam und vorzüglich von Frankreich und Italien ausging, war ganz neuer Art; sie gab die Treue des Wortes gegen den Vortheil hin, und dieser wurde von nun an das Grundgesetz in den Verbindungen wie in den Feindschaften der Staaten, so daß in den Verhältnissen der Völker unter einander ein anderes Gesetz zu herrschen schien, als das, welches im Leben des einzelnen Menschen gilt.

In solcher Zeit der Gährungen und neuen Geburten kann man von dem Kaiser Maximilian sagen, daß er wie ein ehrwürdiges Bild der alten Zeit zwischen den neuen Gestalten dastand, indem sich in ihm noch einmal, und zuletzt, das Ritterthum in seiner ganzen Herrlichkeit darstellte. Wie dieses in seinen großen Zügen ebenso erhaben als liebenswürdig war, so vereinigte auch Maximilian Kühnheit, Ernst und Hoheit der Seele mit kindlicher Milde; und wie die warme Einbildungskraft des Mittelalters zu den wunderbarsten, außer aller gewohnten Bahn liegenden, Wagnissen trieb, so ist auch in Maximilians Unternehmen, das ritterlich Kühne,

Schwärmerische, oft Abenteuerliche vorherrschend. Es zeigt sich in dem Großen, wie in dem Kleinen. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war die Gemsenjagd, weil sie die kühnste ist, und dabei wagte er sich oft an so gefährliche Stellen, daß seine Freunde für sein Leben zitterten; und eben so scherzte er mit der Gefahr sowohl in den Kampfspielen, in welchen er mit eigener Hand einen Löwen bezwang, als in dem Ernste der Schlacht, wo mancher Gegner vor ihm erliegen mußte. Seine Persönlichkeit forderte zugleich zur Bewunderung und Hingebung auf und war ganz geeignet, im Munde des Volkes fortzuleben, wie denn auch seine Thaten und Gefahren auf der Jagd wie im Kriege, von Mund zu Mund gingen. — Dabei fand der vielbeschäftigte Herrscher auch zu den Wissenschaften und Künsten Zeit, erwarb sich Kenntnisse, die selbst an dem, welcher sich einzig solchen Beschäftigungen widmen kann, Bewunderung erregen würden; denn er hatte ein Gedächtniß, welchem alles gegenwärtig blieb, was er je gelernt, gesehen oder erlebt hatte. Er redete fast alle damals in Europa üblichen Sprachen; hinterließ selbst mehrere Werke in deutscher Sprache; lernte mit eigener Hand die Kunst Harnische zu schmieden und Geschütze zu bohren; liebte Gelehrte und Künstler; und war so freundlich, so geistreich und liebenswürdig im Umgange, daß man in allem den vollendeten deutschen Mann in ihm zu erblicken glaubte. Nie ist ein Fluch oder eine Gotteslästerung über seine Lippen gekommen und sein edles Gemüth war stets, auch bei bittern Beleidigungen, zur Gnade geneigt. Auch sein Aeußeres entsprach ganz diesem Bilde. Er war groß und stark, von wahrhaft königlichem Anstande, in seinen jüngeren Jahren wallte sein Haar in blonden Locken um den Nacken, in seinen lichtbraunen Augen war Feuer mit Güte zu lesen, und die hohe Stirn und Adlernase vollendeten den Ausdruck der Erhabenheit in seinen Zügen. Das Feurige in seiner Natur hatte Maximilian von seiner Mutter, der großherzigen Eleonore von Portugal, welche leider zu früh, als sie kaum dreißig Jahre alt war, starb. Doch muß auch seinem Vater zum Ruhme nachgesagt werden, daß er durch treffliche Meister, so wie durch eigenen Unterricht, sehr vorzüglich für die Bildung des Knaben und Jünglings gesorgt habe.

Gleich das erste Auftreten Maximilians gleicht dem Beginne einer Ritterdichtung. Liebe und Ehre rufen ihn noch als Jüngling auf den Kampfplatz und er besteht den Streit gegen den schlauen, in allen Künsten geübten König Ludwig XI. auf die ehrenvollste Weise. Allein im Verlaufe des Lebens gelingt ihm nicht Alles, wie dieses Erste. Die Zeit war vorüber, wo ein kühnes, ritterliches Wagen den Erfolg glücklich an sich riß. Statt, wie in alter Zeit, mit den rasch aufgebotenen Vasallen einen Ritt in Feindesland zu thun, Gefangene niederzuwerfen und nach ehrenvoller Beendigung der Fehde bald heimzukehren, mußte man jetzt besoldete Heereshaufen halten; es war nicht mehr allein das Uebergewicht des Geistes und der persönlichen Kraft, welches große Unternehmungen gelingen machte, sondern das meiste entschied der Reichthum an äußeren Hülfsmitteln; und der tapfere, hochherzige Kaiser, der in einer früheren Zeit gleich den herrlichsten seiner Vorgänger gewaltet haben würde, stand nun aus Mangel äußerer Hülfsquellen in Absicht des Gelingens hinter den schlauen, kalt berechnenden Königen von Frankreich und Spanien zurück. Er wußte die Bedeutung der äußeren Mittel, und namentlich des Geldes, nicht, wie sie, zu berechnen; er verschwendete große Summen und im ent=

scheidenden Augenblicke fehlten sie alsdann und seine Heere gingen auseinander [1]).

Diese Bemerkungen geben den Aufschluß über Maximilians Leben und erklären den Widerspruch, in welchem er gegen sein Zeitalter stand. Uebrigens verfolgte er, eingedenk der alten, ehrwürdigen Bedeutung der Kaiserwürde, das große Ziel, Recht, Frieden und Ordnung in Europa möglichst aufrecht zu halten, und zwar weniger durch die Gewalt der Waffen, als auf dem Wege der Einsicht und Vernunft; ferner das Ansehen der Kirche zu schützen; und endlich die gesammte Kraft der christlichen Völker gegen den allgemeinen Feind, die Türken, zu richten. Ja, in seinem vor dem Außerordentlichen nicht zurückweichenden Geiste kam er sogar auf den kühnen Gedanken, selbst die päpstliche Krone zu erlangen und so die beiden höchsten Würden der Christenheit, zum Wohle und Frieden der Welt, in seiner Person zu vereinigen. Es ist dies keine Erdichtung, sondern durch Dokumente und die eigenen Briefe des Kaisers erwiesen, indem er bei einer schweren Krankheit des Papstes Julius II. im J. 1511 ernstliche Schritte that, im Fall seines Todes (er genas jedoch wieder) sich zum Papste wählen zu lassen. Und wenn man die damalige Lage der Welt genau erwägt, so war der Gedanke des Kaisers auch nicht in dem Maße abenteuerlich und unmöglich, wie er auf den ersten Blick erscheint. Ein Haupthinderniß, welches sein Ehestand hätte in den Weg legen können, war durch den Tod seiner zweiten Gemahlin Bianka ebenfalls gehoben. — Gleichwohl hatte Maximilian bei dieser, so wie bei den meisten übrigen Bestrebungen seines Lebens das Maß der äußern Mittel nicht gehörig berechnet; die Idee stand zu großartig neben der kleinlichen Wirklichkeit; und deshalb hatten seine meisten Unternehmungen einen geringen Erfolg, wie die Geschichte seines Lebens jetzt näher darthun wird.

Die auswärtigen Beschäftigungen Maximilians bezogen sich fast ausschließlich auf Italien. Hier verfolgten die französischen Könige, deren Macht durch die gänzliche Vertreibung der Engländer vom französischen Boden, so wie durch die Einziehung der großen Kronlehen Burgund, Bretagne, Provence und Anjou, außerordentlich gewachsen war, immer eifriger den Gedanken, das in sich uneinige Land der kaiserlichen Oberlehnsherrlichkeit zu entziehen und wo möglich sich zu unterwerfen. Daher suchte Karl VIII. alte Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel hervor, wo eine Nebenlinie des spanisch-arragonischen Stammes regierte, rückte schnell mit einem geworbenen Heere in Italien ein und eroberte im J. 1495 in kurzer Zeit Neapel. Große Wirkung thaten dabei die leichten aus Geschützmetall gegossenen Kanonen, welche durch Pferde gezogen dem Heere folgten, da man bis dahin nur schwere eiserne gekannt hatte, welche nur bei Belagerungen gebraucht wurden. Sobald sich indeß die Italiener von dem ersten Schrecken erholt hatten, vereinigten sich Freunde und Feinde gegen die Franzosen; auch der Kaiser, der Papst und König Ferdinand der Katholische von Arragonien versprachen ihre Hülfe, und der französische

1) Schon als Knabe sprach Maximilian einst seine Gesinnung aus, als sein Vater ihm einen Teller mit Obst und einen Beutel mit Geld schenkte. Maximilian behielt das Obst und verschenkte das Geld an seine Bedienten. „Der wird ein Streugütlein werden," seufzte der Vater. Maximilian aber erwiderte: „Ich will nicht ein König des Geldes werden, sondern des Volkes und aller derer, die Geld besitzen."

König sah sich gezwungen, seine Eroberungen eben so schnell wieder aufzugeben, als er sie gemacht hatte. Bei Gelegenheit dieses Bündnisses mit Ferdinand von Arragonien verabredete auch Kaiser Maximilian die höchst wichtige Heirath seines Sohnes Philipp, des Besitzers der Niederlande mit der spanischen Königstochter Johanna. Diesen Philipp hatte ihm seine geliebte Maria von Burgund geboren, und aus Philipps Ehe mit der spanischen Johanna stammte der nachherige Kaiser Karl V., welcher halb Europa unter seiner Herrschaft vereinigte, und ein zweiter Sohn, der nachherige Kaiser Ferdinand I.

Die Franzosen ließen sich indeß durch den ersten mißlungenen Versuch auf Italien nicht abschrecken. Der Nachfolger Karls VIII., König Ludwig XII., wollte Mailand unter seine Herrschaft bringen, da es mit Neapel nicht geglückt war. Er gründete seine Ansprüche auf Familienverträge mit dem Hause Visconti und griff den damaligen Herzog, Ludwig Moro, feindlich an. Mit Hülfe der Venetianer, denen er einen Theil der Beute versprach, eroberte er das Herzogthum bald, im J. 1500, und der unglückliche Herzog mußte, nach zehnjähriger Gefangenschaft, sein Leben in einem Kerker in Frankreich beschließen. Jetzt richtete der König seine Blicke von Neuem auf Neapel, verband sich mit Ferdinand von Arragonien, und beide theilten, nachdem sie den König Friedrich zur Niederlegung seiner Krone gezwungen hatten, das Land, welches keinem von ihnen gebührte. Bei dieser Gelegenheit mußte Ludwig aber erfahren, wie der Schlaue durch den Schlaueren betrogen wird; der spanische König wußte durch seinen Heerführer Gonsalvo von Cordova die Franzosen bald wieder aus dem Neapolitanischen zu vertreiben und behielt das Königreich für sich.

Der Kaiser hätte ein solches Schalten anderer Völker in Italien nicht dulden müssen; das unglückliche Land, welches sich nicht selbstständig zu erhalten wußte, mußte wenigstens durch kaiserlichen Schutz vor solcher Willkür der Fremden bewahrt werden; und Maximilian hätte gern die alten Rechte der Lehnshoheit behauptet; allein das deutsche Reich unterstützte ihn nicht, seine Macht war zu gering, er mußte es geschehen lassen, daß der König Ludwig im Besitze Mailands blieb, und zufrieden sein, als er doch in sofern die kaiserliche Würde ehrte, daß er das Herzogthum als Lehn des Reiches annahm.

Während die Franzosen sich in Italien festsetzten, machte Maximilian einen Versuch, — den letzten, der gemacht worden ist, — die Schweizer wieder unter die Botmäßigkeit des Reiches zu bringen, den gemeinen Pfennig von ihnen einzuziehen und sie zu nöthigen, vor dem Reichskammergericht zu Recht zu stehen. Noch einmal erhob sich der alte Haß des Adels, besonders des schwäbischen Landes, gegen die Schweizerbauern. Den Anlaß gab ein unbedeutender Streit der östreichischen Regierung in Tyrol mit den Graubündnern, welche im J. 1498 in die „ewige Eidgenossenschaft" aufgenommen wurden; die Hauptsache war aber, daß die Schweizer im Bunde mit den französischen Königen waren und ihnen Hülfe leisteten zu den Zügen nach Italien, was als eine Verletzung ihrer Reichspflicht angesehen wurde; denn noch immer betrachtete man sie als einbegriffen in den Reichsbund. Aber das Ende des Krieges gegen sie, der im J. 1499 fünf Monate lang geführt wurde, war schimpflich für Deutschland. Der schwäbische Adel wurde in mehreren Gefechten hart geschlagen; ein großes und glänzendes Reichsheer, welches Maximilian selbst in Kostnitz sammelte, kehrte, wegen

des Widerwillens der Fürsten an einem Kriege in den gefährlichen Bergen der Schweiz, die schon so manche Niederlage gesehen hatten, unverrichteter Sache an den Grenzpässen des Berner Landes um; und Maximilians Hofmarschall, Graf von Fürstenberg, der das Heer der rheinischen Fürsten durch das Elsaß bei Basel in die Schweiz führen sollte, ward bei dem Städtchen Dornach oder Dorneck von den Schweizern überfallen und mit dem Verluste von 3000 Todten und des ganzen Lagers geschlagen. Da mußte man Frieden machen und den Schweizern ihre Selbstständigkeit lassen, obgleich sie sich noch nicht ausdrücklich vom Reiche lossagten. — Bald nachher wurden auch die bisherigen Reichsstädte Basel und Solothurn in den Schweizerbund aufgenommen.

Maximilian fand sehr bald wieder Beschäftigung in Italien. Hier war um diese Zeit kein Staat blühender als der der Venetianer. Durch ihren ausgebreiteten Handel hatten sie unermeßliche Reichthümer erworben; durch die Eroberung der Inseln Creta und Cypern und anderer Ueberbleibsel des griechischen Kaiserthums waren sie zur Herrschaft des mittelländischen Meeres gekommen; ein großer Theil von Oberitalien war ihnen nach und nach unterthan geworden und sie strebten nach immer größerer Macht. Allein ihr Uebermuth erregte den Haß ihrer mächtigen Nachbarn, welche noch dazu auf verschiedene Theile ihres Gebiets Ansprüche machten; das meiste, was sie in Oberitalien außer ihrem alten Lande besaßen, hatte ehemals zum Reiche, andere Stücke hatten zum Kirchenstaate gehört; in Unteritalien hatten sie Orte an sich gerissen, auf welche Ferdinand der Katholische, als König von Neapel, gerechte Ansprüche hatte; Frankreich endlich hätte gern ihre zunächst an Mailand grenzenden Orte an sich genommen. Daher entstand im J. 1508 die berühmte Verbindung zwischen Spanien, Frankreich, dem kriegerischen Papst Julius II., und dem Kaiser, gegen die Republik Venedig, welche man die Ligue von Cambray nennt, und die den, wenn auch reichen, doch gegen solche Macht unbedeutenden, Freistaat augenblicklich erdrücken zu müssen schien. Allein wie diese Verbindung die erste große dieser Art in der Geschichte der neuern europäischen Staaten ist, so ist sie auch in sofern das Vorbild der meisten folgenden und ein Spiegel der Bodenlosigkeit der gewöhnlichen neuern Staatskunst geworden, daß sie, auf Eigennutz und Selbstsucht gegründet, ohne einen festen Anker in der sittlichen Würde der Völker zu haben, sich wie ein leerer Hauch wiederum auflöste, als die Karten des Vortheils sich anders mischten, und daß sie zum Gespött vor ganz Europa wurde. Denn die schlauen Republikaner wußten die Verbündeten durch Vorspiegelungen des Eigennutzes bald so zu trennen, daß diejenigen unter einander feind wurden, die vorher Freunde waren, und daß sie selbst am Ende unverletzt aus dem Kampfe gegen die mächtigsten Fürsten hervorgingen.

Von dem Kaiser Maximilian rühmt die Geschichte, daß er es am treuesten mit seinen Bundesgenossen meinte und auf die Ehre seines Wortes hielt. — Zuerst nämlich im J. 1509 war Ludwig XII. am schnellsten auf dem Kampfplatz und eroberte in wenigen Wochen alles, was ihm die Ligue als Theil der Beute zugesprochen hatte; und als auch Maximilian mit seinem Heere anrückte und einen Ort nach dem andern einnahm, flehten die Venetianer um den Frieden bei ihm und boten die Herausgabe alles dessen an, was sie je dem östreichischen Hause oder dem Reiche entzogen hätten, so daß er Gelegenheit hatte, einen sehr vortheilhaften Vertrag mit ihnen zu schließen. Er that es aber nicht, weil sich die Verbündeten feierlich

verpflichtet hatten, nur gemeinschaftlich den Frieden zu bewilligen. So gewissenhaft dachten die Uebrigen nicht. Ferdinand der Katholische, da er seine Orte in Unteritalien inne hatte, nahm nicht weiter Theil an dem Kampfe, und der Papst Julius II. verließ sogar die Ligue, aus Haß gegen die Franzosen, ganz und verband sich mit den Venetianern; dasselbe that auch nach einiger Zeit Ferdinand, und die drei nannten ihren Bund den heiligen Bund. Die Franzosen wurden aus Mailand vertrieben. Da wandten sie schnell ihre Politik um; weil sich die erste Berechnung falsch gezeigt hatte, so schlossen sie mit ihren bisherigen Feinden, den Venetianern, einen Bund; und Spanien verband sich dagegen wieder mit dem Kaiser und dem König Heinrich VIII. von England gegen jene beiden. In dem Raume weniger Jahre hatte also Freundschaft der Feindschaft und diese wiederum jener Platz gemacht; Spanien war z. B. erst feindlich, dann verbündet, und nun wieder feindlich gegen Venedig; und im ganzen gehaltlosen Spiele zeigte sich, daß die List als Weisheit galt und die Stimme des Gemüthes für nichts geachtet wurde.

Den Franzosen half auch die neue Berechnung diesesmal nicht; sie wurden mit Hülfe der Schweizer durch die Schlacht bei Novara im Jahr 1513 ganz aus Italien herausgeschlagen; und da sie auch in ihrem eigenen Lande durch den Kaiser und die Engländer hart gedrängt wurden, welche unter Maximilians eigener Anführung an derselben Stelle, wo er vor 34 Jahren als Herrscher in Burgund gesiegt hatte, die Schlacht bei Guinegast (von der schleunigen Flucht der Franzosen die Sporenschlacht genannt) gewannen, so mußte Ludwig seine Ansprüche auf Mailand auf eine gelegenere Zeit verschieben. Maximilian gab Mailand als Reichslehen an Max Sforza, den Sohn des Ludwig Moro.

Aber auch dieser besaß es nicht lange. Als Ludwig XII. im Jahr 1515 starb, folgte ihm der jugendlich kühne und ehrgeizige Franz I. auf dem französischen Throne; und um seine Regierung mit einer glänzenden That zu beginnen, brach er noch in demselben Jahre mit einem Heere nach Italien auf und eroberte Mailand wieder. Die Schweizer, welche der Stadt zu Hülfe kamen und sich unvorsichtig in ein Treffen einließen, wurden bei Marignano nach zwei heißen Tagen besiegt. Es war die erste große Schlacht, die sie gänzlich verloren. Das französische Geschütz und die deutschen Landsknechte, die im französischen Solde dienten und von nun an als das beste Fußvolk galten, gewannen den Sieg. Der Kaiser Maximilian zog zwar im folgenden Jahre noch einmal nach Italien und belagerte Mailand, allein sein Alter und so viele mißlungene Bestrebungen machten ihn zum Frieden geneigt; überdieß schmolz sein Heer aus Mangel des Soldes schnell zusammen; er überließ in dem Vergleiche zu Brüssel im J. 1516 das Herzogthum Mailand dem französischen Könige und gab, was ihm fast noch empfindlicher war, der verhaßten Republik Venedig die wichtige Festung Verona zurück.

So endigte sich nach vielfachem Wechsel der Streit in Italien, auf welchen Maximilian seine beste Kraft hatte verwenden müssen. Dieser Streit hatte ihn auch abgehalten, der Richtung zu folgen, nach welcher ihn sein ritterliches Gemüth vorzüglich trieb, nämlich die Türken zu bekriegen und wo möglich aus Europa zu vertreiben. Dieser Lieblingswunsch schwebte ihm stets vor der Seele und sprach sich noch wenige Monate vor seinem Tode, auf seinem letzten Reichstage zu Augsburg, in einem Antrage an die Stände

des Reiches zu einem Türkenkriege auf das Lebendigste aus; allein die kleinlich und eigensüchtig bewegte Zeit war solchen Gedanken nicht günstig.

Von den übrigen auswärtigen Veranstaltungen des Kaisers ist am merkwürdigsten die Erneuerung der schon bestehenden Verbindung mit Ungarn und Böhmen. Er hatte, wie schon erwähnt worden, von seinem Sohne Philipp, der früher gestorben war, und der spanischen Johanna, außer dem nachherigen Kaiser Karl V., noch einen Großsohn, den nachherigen Ferdinand I.; diesen vermählte er im J. 1515 mit der Tochter des ungarischen Königs Wladislaw und legte dadurch den Grund zu der unmittelbaren Vereinigung Ungarns und Böhmens mit den östreichischen Ländern.

80. Innere Angelegenheiten des deutschen Reichs unter Maximilian.

Der ewige Landfriede 1495. — Schon in den letzten Regierungsjahren des Kaiser Friedrich hatten die Stände des Reiches, wie oben erzählt worden ist, sich viele Mühe gegeben, den Frieden im Reiche festzustellen und durch rechtliche Anordnungen zu sichern. Gleich nach dem Anfange der Regierung des neuen Kaisers wurden diese Bemühungen ernstlich fortgesetzt. Sie sollten das ganze Reichsgebäude umfassen und dem Reichstage, oder vielmehr einem aus den Ständen zu errichtenden Reichsrathe, sollten große Befugnisse eingeräumt und das Reichsgericht sollte möglichst unabhängig und kräftig hingestellt werden. Am thätigsten war für diese Ideen der Churfürst Berthold von Mainz, geborner Graf zu Henneberg, einer der merkwürdigsten Männer jener Zeit. Schon unter Friedrich III. war er, seit er im J. 1486 als erster geistlicher Churfürst an die Spitze der deutschen Reichsstände getreten war, die Seele der Arbeiten für die Anordnungen der innern Angelegenheiten gewesen; unermüdet, frei von persönlichen Absichten, das Vaterland im Herzen, verfolgte er die allgemeinen Zwecke.

Gleich auf dem ersten Reichstage, den der neue Kaiser 1495 zu Worms hielt, wurde die Sache wegen des Landfriedens und des Kammergerichts vorgenommen. Der Kaiser, welcher den Frieden im Reiche ebenfalls sehnlichst wünschte, um die Kräfte desselben gegen das feindliche Frankreich gebrauchen zu können, gab sich eifrig mit ans Werk, und so wurde der schon oft für eine Anzahl von Jahren angeordnete Landfriede am 7. Aug. auf ewige Zeiten gesetzlich gemacht. Dieses ist der ewige Landfriede, welcher diesen Reichstag so berühmt gemacht hat. Wenn dieser Friede auch noch manche Einschränkungen des Rechtes an sich trug, und wenn auch mit ihm keineswegs auf einmal alles Fehdewesen aufhört, — wir werden vielmehr noch von mehrfachen Unordnungen und Selbsthülfen im Reiche hören, — so hatte er doch den Vorzug, daß gesetzlich von nun an das Faustrecht[1]) gänzlich aufhören und die Herrschaft des Gesetzes als der normale

1) Wir erinnern bei dieser Gelegenheit daran, daß das gesetzliche Faustrecht, nicht, wie es meistens geschieht, mit den räuberischen Gewaltthaten verwechselt werden darf, die in schlimmen Zeiten außerhalb alles Rechtes geübt werden. Der ungebotene Landfriede, welcher das ganze Mittelalter hindurch als bestehend angesehen wurde, untersagte jede Gewaltthätigkeit und jede Fehde, die nicht gesetzmäßig angesagt war, als einen Friedensbruch, und gesetzmäßig angesagt werden konnte die Fehde nur gegen den, der den Frieden gebrochen und sich geweigert hatte, vor Gericht Recht zu nehmen.

Zustand gelten sollte; und diese Idee verschaffte sich, nachdem sie einmal lebendig aufgefaßt war, im Laufe der Zeiten allmälig die allgemeine Herrschaft. Wenn wir die unübersehbar wichtigen Folgen dieser Wendung der Dinge für die mittlern und niedern Stände des Volkes bedenken, von denen die Geschichte zu allen Zeiten so wenig kennt, weil ihr Leben von einem Tage zum andern unbemerkt abläuft, so müssen wir das Jahr 1495 als eines der wichtigsten unserer Geschichte und den Kaiser Maximilian, der wenigstens hierzu mit warmer Theilnahme die Hand bot, als einen der größten Wohlthäter unsers Volkes anerkennen.

Aber freilich in die weiteren Ideen des Churfürsten Berthold und der Stände, welche die Kräftigung des Reichsregiments und des Kammergerichts beabsichtigten, ging er nicht so willig ein; er wollte, gleich seinem Vater, von den kaiserlichen Rechten sehr ungern etwas aufgeben, so wenig er dieselben, seiner auswärtigen Geschäfte wegen, auch recht kräftig zu üben im Stande war. Das Kammergericht hatte er, wie sein Vater, als Hofgericht, welches seinem Hofe folgen mußte, behandelt. Die Stände wollten demselben einen festen Sitz und überhaupt mehr Selbstständigkeit geben, und der Kaiser, der die sogleich nach seiner römischen Königswahl im Jahr 1489 gegebene Zustimmung zu den damaligen Vorschlägen so bald nicht wieder zurücknehmen konnte, mußte in der Hauptsache nachgeben. Das Gericht sollte die Streitigkeiten zwischen den Reichsständen, die sonst gewöhnlich durch die Gewalt der Waffen ausgemacht wurden, auf dem Wege Rechtens entscheiden, und, was außerordentlich wichtig ist, im Namen des Kaisers gegen die Widerspenstigen die Reichsacht aussprechen dürfen. Auch in seiner Zusammensetzung sollte es nicht mehr ein blos kaiserliches Gericht, sondern ein wirkliches Reichsgericht sein; der Kaiser ernannte nur den Vorsitzenden, den Kammerrichter, der ein geistlicher oder weltlicher Fürst, Graf oder Freiherr sein sollte; die sechzehn Beisitzer wurden von den Ständen präsentirt, vom Kaiser bestätigt; auch die Städte durften einige Beisitzer in Vorschlag bringen. Das Gericht sollte an einem Orte im Reiche unabänderlich die festgesetzten Gerichtstage halten. — Der Kaiser setzte das Gericht auch wirklich ein und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter den Scepter als Richterstab. Am 3. Novbr. 1495 hielt es seine erste Sitzung auf dem Großbraunfels zu Frankfurt am Main. Zur Unterhaltung des Gerichts sollten die Sporteln der Parteien dienen und, wo diese nicht ausreichten, eine Auflage im ganzen Reiche, die man den gemeinen Pfenning nannte.

Zwar ging es mit dem Gerichte, wie mit dem ewigen Landfrieden; die Ideen waren gut, die Pläne sinnreich ausgedacht, allein in der Ausführung zeigten sich noch viele Schwierigkeiten. Wie der Landfriede noch oftmals gebrochen wurde, ehe er dauernd die Herrschaft gewann, so wurde die Wirksamkeit des Kammergerichts noch mehrfach unterbrochen; mancher wollte seinem Ausspruche nicht Gehorsam leisten und es fehlte die Macht, ihn zu zwingen, weil der Kaiser theils auswärts beschäftigt war, theils

---

Zogen also beide Theile es vor, ihren Streit ohne Zuziehung der Gerichte selbst auszumachen, so war die Fehde rechtmäßig. Wurde nun aber vom Könige oder von den Ständen ein Landfriede für das ganze Reich oder einzelne Provinzen auf eine bestimmte Zeit vorgeschrieben, so war das ein gebotener Landfriede und hob auch die rechtmäßige Fehde auf. Der ewige Landfriede Maximilians war demnach ein gebotener Landfriede für alle Zeit.

überhaupt zu dem von ihm unabhängiger gewordenen Gerichte kein rechtes Herz fassen konnte. Dann fehlten die Besoldungen der Mitglieder, weil die Beisteuer der einzelnen Reichsglieder sehr unordentlich oder gar nicht einkam, und das Gericht ging mehrmals ganz auseinander. Es kam dahin, daß der Kaiser dasselbe wieder allein zusammensetzte und besoldete und so nach alter Weise von sich abhängig machte. Die Unzufriedenheit zwischen Kaiser und Ständen kam endlich so weit, daß der Churfürst von Mainz zweiundzwanzig Klagpunkte gegen den Kaiser zur Sprache brachte und der Kaiser mit dreiundzwanzig Artikeln als Gegenklage antwortete. Es entspann sich ein bitterer Briefwechsel zwischen ihm und dem Erzkanzler, und die Wagschale des Kaisers war ziemlich leicht geworden.

Allein wie mehrmals in Maximilians wechselreichem Leben, fing sie auch bald wieder an zu sinken. Er verstand es, wenn auch die Churfürsten ihm entgegen waren, sich unter den weltlichen und geistlichen Fürsten Freunde zu machen. Viele Bisthümer besetzte er, mit Hülfe der gerade damals befreundeten päpstlichen Gewalt, mit seinen Freunden. Unter den weltlichen Fürsten waren mehrere junge, kriegslustige Herren, die im Kriegsdienst unter ihm sich wohlgefielen; der heitere, ritterliche Kaiser, mit Unternehmungen stets beschäftigt, Meister in den Waffen, gutmüthig, freigebig, geistreich, wußte sie an sich zu fesseln. Wir wissen, daß Herzog Erich von Kalenberg sich Ruhm in östreichischen Kriegen erfocht; das ganze welfische Haus war östreichisch gesinnt. Die Herzöge von Sachsen, Mecklenburg, Pommern, Cleve, waren es ebenfalls; den Grafen Eberhard den Bärtigen von Würtemberg, einen der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, hatte er schon im J. 1495 dadurch gewonnen, daß er das Land zu einem Herzogthume erhob, und dessen Sohn Ulrich, den er in seinem 16. Jahre für volljährig erklärte, hing ihm gleichfalls treu an. Die Markgrafen von Brandenburg bewahrten die Ergebenheit ihres Stammvaters Albrecht Achilles. Durch Belohnungen mancherlei Art, besonders durch Zollverleihungen, benutzte Maximilian klug den Rest kaiserlicher Vorrechte zur Vergrößerung seiner Partei. Und so stark war er im J. 1504 wieder geworden, daß er eine große Streitfrage, welche über die Erbschaft des Herzogs Georg von Baiern-Landshut entstand, nach seinem Willen zu Ende führen konnte. Die Herzoge von Baiern-München und der Pfalzgraf Ruprecht standen gegen einander; Maximilian selbst nahm auch einen Theil der Erbschaft in Anspruch. Da der Pfalzgraf sich durchaus dem Ausspruche des kaiserlichen Kammergerichts nicht fügen wollte, sprach Maximilian die Acht über ihn aus. Mit Hülfe der oben genannten befreundeten Fürsten, des schwäbischen Bundes und seiner eigenen Hausmacht, führte Maximilian die Acht siegreich durch, das Haus Pfalz mußte sich beugen, er selbst gewann nicht unbeträchtlich an Besitzungen. In diesem Kriege war es, daß Maximilian am 12. Sept. 1504 nicht weit von Regensburg auf 4000 Böhmen stieß, die der Pfalzgraf Ruprecht zu seiner Unterstützung gewonnen hatte, und in der Heftigkeit des Kampfes mit seinem verwundeten Pferde stürzte und von diesem geschleift wurde. In dieser äußersten Gefahr sprang Herzog Erich von Braunschweig vom Pferde, achtete es nicht, daß er durch den Arm und zweimal durch das Bein geschossen wurde, fiel dem Pferde in den Zügel und rettete den Kaiser. Die Böhmen wurden fast aufgerieben.

Maximilians Stellung in den Reichsangelegenheiten wurde um so günstiger, als im J. 1504 auch das Haupt der churfürstlichen Opposition,

Berthold von Mainz, starb. Nun konnte Maximilian auf den Reichstagen zu Köln und Kostnitz in den beiden darauf folgenden Jahren sein Uebergewicht dadurch geltend machen, daß er die organischen Einrichtungen des Reiches in seinem Sinne an die Stelle der früheren setzte, welche aus einem ideellen Streben nach Nationaleinheit entstanden waren. Aber die Territorialmacht war schon zu stark geworden, um sich der Idee eines allumfassenden Ganzen lieber unterzuordnen, als sie sich früher dem Kaiser hatten unterwerfen wollen. Von einem Reichsregiment mit fast kaiserlicher Gewalt war keine Rede mehr; dagegen stellte man das Kammergericht nach den Wormser Beschlüssen wieder her, und dieses, so wie die Errichtung einer Matrikel, nach welcher die Beisteuer der Reichsausgaben und die Stellung von Truppen zu Reichskriegen auf die Stände nach ihrer Macht vertheilt wurden, sind die beiden wichtigen Resultate des Kostnitzer Reichstages von 1507. Drei Jahrhunderte hindurch sind das Kammergericht und der Matrikularanschlag in Geltung geblieben und haben die Einheit des deutschen Reiches, trotz der Selbstständigkeit der Territorien, dargestellt.

Nach diesen glücklichen Verrichtungen im Reiche war es, daß sich Maximilian zu dem früher erzählten großen Zuge nach Italien gegen die Venetianer rüstete, und er hatte so gute Hoffnungen, daß er im Februar des J. 1508 in Trient den Titel eines erwählten römischen Kaisers annahm, ohne die Krönung in Rom abzuwarten. Dieser Entschluß war für die Folgezeit von großer Bedeutung; Maximilians Nachfolger haben den kaiserlichen Titel unmittelbar nach ihrer Krönung in Aachen angenommen, und nur noch ein Kaiser, Karl V., ist in aller folgenden Zeit vom Papste gekrönt worden. Der Papst Julius II. erhob auch keinen Einspruch, sondern begrüßte Maximilian schriftlich mit dem kaiserlichen Titel.

Die Kreiseintheilung Deutschlands. 1512. — Auf dem Reichstage zu Köln im J. 1512 brachte der Kaiser noch einen wichtigen Punkt, die innere Ordnung des Reiches betreffend, zur Sprache, nämlich wie die Sprüche des Kammergerichts durch eine bestimmte Macht in jedem Theile des Reiches ausgeführt werden möchten; denn ohne eine solche ausführende Macht waren sie oft ganz nichtig. Man faßte die Idee, die Eintheilung der Kreise, welche bis jetzt nur für die Wahlen zum Kammergerichte in Anwendung gekommen war, zu benutzen und noch tauglicher einzurichten. Sechs Kreise waren schon früher abgetheilt: Baiern, Schwaben, Franken, der Rheinische, Westphalen und Niedersachsen; jetzt sollten auch die churfürstlichen und die kaiserlichen Erblande zugezählt werden, und zwar Sachsen und Brandenburg als der obersächsische, die vier rheinischen Churfürsten als der Churkreis, Oestreich als der neunte, Burgund als der zehnte Kreis. Jeder Kreis sollte als ein geschlossenes Ganze angesehen und durch einen Kreisobersten oder Hauptmann sollten die Friedens- und Kriegsgeschäfte versehen werden. Ungeachtet mehrfacher Widersprüche zwischen Kaiser und Ständen kam ein Beschluß zu Stande und wurde in den Reichsabschied aufgenommen. Zur Ausführung kamen die Beschlüsse jedoch nicht sogleich, sondern erst etwa zehn Jahre später ist die Kreiseintheilung zu wirklicher Bedeutung gelangt.

Außer der Grundlegung zu allen obigen organischen Einrichtungen, die wenn auch nicht von Maximilian allein ausgegangen, so doch unter seiner Mitwirkung entstanden waren, verdankt Deutschland diesem auch noch

eine neue, vollkommenere Kriegsordnung durch verbesserte Eintheilung der Heereshaufen, und endlich die Anfänge eines Postwesens.

Wir dürfen uns jedoch über den Charakter dieser Zeit nicht täuschen, welche recht eigentlich als eine Uebergangszeit in unserer Geschichte dasteht. Solche Zeiten werden durch die widersprechendsten Erscheinungen, vor Allem aber durch eine allgemeine Unruhe und Gährung aller Verhältnisse bezeichnet, welche jeden Augenblick das Gefühl giebt, daß man auf einem ausgehöhlten Boden stehe, unter welchem die losgebundenen Elemente neuer Schöpfungen toben. Es waren erst Saamenkörner ausgestreut, deren Wachsthum und Frucht späteren Zeiten vorbehalten blieb.

Gegenwärtig war auf keiner Seite Befriedigung. Man hatte von beiden Seiten gefordert und keiner hatte seinen Zweck erreicht. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Oberhauptes und der Stände waren schwankender geworden, als je. Gegen die Ansätze in der Matrikel erfolgten unzählige Reclamationen; es waren aus den alten Registern Fürsten aufgeführt, die sich gar nicht mehr fanden; viele Stände waren als unmittelbar bezeichnet, die mittelbar geworden waren und nun von den Landesherren in ihre Landesmatrikel zurückgefordert wurden, namentlich eine Menge von Städten. (So wurde unter anderm auch von dem dänisch-holsteinischen Gesandten vorgetragen, daß eine Stadt, Hamburg genannt, als Reichsstadt angeschlagen worden, die aber in Holstein liege und von seinem gnädigen Herrn als natürlichem Erbherrn in Anspruch genommen werde. Er drang jedoch nicht durch, sondern die Reichsfreiheit der Stadt wurde anerkannt.)

Auch das Reichskammergericht mit seinen Sprüchen fand Widerstand von allen Seiten. Es erwachte vielmehr überall ein Streben nach Selbstständigkeit, welches in eine solche Reihe von Gewaltsamkeiten ausbrach, daß der Anfang des 15. Jahrh. noch einmal das Bild chaotischer Verwirrung in Deutschland darbietet.

1. Die Fürsten schritten hie und da zu offenem Kriege, um ihre Landeshoheit auszubreiten. Die Grafschaft Hoya wird im J. 1511 von Braunschweig, Lüneburg, Bremen und Minden überzogen; die Reste der freien Friesen werden im J. 1514 von Braunschweig, Lüneburg, Calenberg, Oldenburg und dem Herzog Georg von Sachsen angegriffen; die Uebermacht siegt; und so der Beispiele mehrere.

2. Die Ritterschaften fühlen sich von den Fürsten eingeengt, schließen sich zusammen und leisten offenen Widerstand. (Hildesheimische Stiftsfehde.) Die Wegelagerung der Raubritter gegen die Städte und die Züge der von den Messen zurückkehrenden Kaufleute hat noch nicht aufgehört; noch wird eine ewige Unruhe durch die Gefahren bei Tage und Nacht auf den Heerstraßen, durch Hülfegesuche, Warnungen, Fehdebriefe erhalten; der Ritter hinwiederum darf sich nicht getrauen, eine Stunde weit von seiner Burg ohne Harnisch auf die Jagd zu gehen. (Götz von Berlichingen, Franz Selbitz, vor Allem der berühmte Franz von Sickingen, der ganze Heere gegen die Fürsten ins Feld stellte.)

3. Die von allen Seiten bedrängten Städte hatten die alte Kraft noch nicht eingebüßt; sie wehrten sich, wie früher gegen die Fürsten, so in den kleineren Fehden gegen die Ritter oft mit Glück; und wehe dem Edelmann, der in ihre Gefangenschaft gerieth! Keine Fürbitte der Verwandten, selbst nicht von Fürsten, konnte ihn meistens vor dem Beile des

Henkers schützen. Unter den nordischen Städten stand Lübeck noch immer am mächtigsten an der Spitze der Hanse. Im J. 1509 griffen sie den König Johann von Dänemark an, eroberten seine Schiffe in Helsingör und führten reiche Beute heim. In der Schlacht von Bornholm schlug ein Lübeck'sches Schiff drei dänische Schiffe, von welchen es geentert war, ab und eroberte eins von ihnen.

Auf den deutschen Reichstagen behaupteten die Städte noch immer eine bedeutende Stellung. Ihre Handelsgesellschaften, durch welche die größten Geschäfte gemacht wurden, verschafften ihnen die Reichthümer und dadurch ihr Uebergewicht, erregten aber auch den Neid der Fürsten, welche auf vielen Reichstagen jener Zeit Vorschläge machten, diese großen Gesellschaften, wenn auch nicht zu sprengen, doch stark zu besteuern. Und in der That mochten auch viele Klagen über die hohen Preise der Waaren, welche durch diese Gesellschaften willkürlich gestellt wurden, gegründet sein.

Im Innern der Städte selbst spiegelte sich die Gährung der Zeit nicht weniger lebhaft ab. Die Obrigkeiten wurden von den Gemeinden und Vorstehern der Innungen fast überall bedrängt, weil man hier die Herrschaft weniger patricischer Geschlechter, dort die Höhe der Abgaben, nicht dulden wollte und ehrgeizige Köpfe aus der Menge die Gewalt an sich zu reißen trachteten. Die Geschichte vieler Städte aus dem Anfange des 16. Jahrh. ist voll von blutigem Aufruhr.

4. Bedenklicher fast, als aller genannten Stände, zeigte sich der Zustand des Bauernstandes. Ueber den ganzen Boden des Reiches hin gährte es in ihm. Die Forderungen des Landesherrn so wie der Gutsherrschaft waren gestiegen, weil jeder die Lasten des Reiches gern auf den untern Stand wälzte. Dagegen hatte dieser seine Kräfte in den Waffen kennen gelernt, indem aus seiner Mitte die Schaaren der Landsknechte hervorgingen. Diesen Namen erhielten sie eben davon, daß sie aus dem Landvolke waren, im Gegensatz gegen den Ritterstand. Das Beispiel des Schweizer Landvolkes, welches seine Unabhängigkeit vom Reiche fast vollendet hatte, reizte besonders in Oberdeutschland. Schon gegen das Ende des 15. Jahrh., 1493, bildete sich im Elsaß, in der Gegend von Schlettstadt, ein geheimer Bund mißvergnügter Landleute, welche in tiefer Nacht, auf unwegsamen Pfaden, sich auf abgelegenen Höhen versammelten und durch feierliche Eide, unter schweren Drohungen gegen jeden Verräther, auf gewisse Artikel verbanden: „Sie wollen nicht anders als nach eigener freier Bewilligung steuern, die Zölle sollten abgeschafft werden, ebenso alle geistliche Gerichtsbarkeit; kein Geistlicher solle eine höhere Pfründe beziehen, als von 40 Gulden; die Juden müßten getödtet, ihre Güter vertheilt werden u. s. w." Diese Eidgenossenschaft mit dem Abzeichen des Bundschuhes, des gemeinen deutschen Bauernschuhes in der Fahne, dehnte sich weit aus. Eben so erhob sich in Würtemberg im J. 1514 eine ähnliche Verbindung unter dem Namen des armen Kunzen oder Konrad. Es war der Haß gegen Adel und Geistlichkeit, der sich am deutlichsten aussprach. Zwar wurde der Bundschuh zuerst im Elsaß, dann als er im J. 1502 wieder in der Gegend von Bruchsal auftauchte, und eben so die würtembergische Verbindung des armen Konrads, mit Gewalt der Waffen unterdrückt, die Anführer mit dem Tode bestraft; allein die Gährung blieb, und auf allen Reichstagen sprach sich die Sorge wegen einer Empörung der Bauern aus, wenn von Auflagen, wie der gemeine Pfennig, die Rede war. Auf dem Reichstage zu

Mainz im J. 1517, wo Einige der Unordnung im Reiche, besonders durch die Sickingschen Fehden, durch ein Aufgebot des 50. Mannes entgegen zu treten riethen, wagten die Stände nicht, so allgemein eingreifende Maßregeln zu beschließen; „der gemeine Bauersmann, ohnehin durch Theurung und Hunger geplagt, möchte dadurch in seinem wüthenden Gemüthe noch mehr gereizt werden und, was ihm schon lange im Herzen stecke, eine allgemeine Meuterei möchte entstehen." So sprach man und wünschte lieber die obwaltenden Unruhen in Güte beizulegen. — Wie die Flammen doch noch ein Jahrzehend später hell ausbrachen, werden wir in der Geschichte der Reformation sehen.

An der Schwelle dieser großen Weltveränderung sind wir angekommen, welche zu den gährenden Elementen, die wir so eben gezeigt haben, einen der großartigsten Antriebe hinzubrachte, die je in der Weltgeschichte vorgekommen sind. Ein großes Glück für die Entwickelung der deutschen Nation, daß ein solcher Antrieb geistiger Art in die Geschichte eintrat und sich der Gemüther bemächtigte; die zerstörende Natur des übrigen Gährungsstoffes hätte leicht eine Auflösung in äußeren Kämpfen, zur Barbarei hin, erzeugen können!

Der alternde Kaiser Maximilian sollte nicht mehr in diese Bewegungen eingreifen; sein Lebensziel war nahe, seine Kräfte in vielen mühseligen, zum Theil fruchtlosen, Kämpfen aufgezehrt. — Auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1518 bemühte er sich noch angelegentlich, seinen Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, zum römischen Könige wählen zu lassen; sein Wunsch wurde aber damals nicht erfüllt, weil der Papst und ein Theil der Churfürsten Bedenklichkeiten wegen der zu großen Macht des vorgeschlagenen Königs hatten. Mißmuthig und kränkelnd reiste Maximilian ab und starb noch auf der Reise zu Wels in Oberöstreich, den 12. Jan. 1519, im 59. Jahre seines Alters, und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter den Altarstein der Kirche zu Wienerisch-Neustadt neben seiner geliebten Mutter Eleonore begraben. — Es wird erzählt, daß er schon seit einigen Jahren seinen Sarg mit sich geführt habe. Gleich wie er dem Tode in früherer Zeit in dem kräftigen Muthe des Lebens und der Jugend oft getrotzt hatte, so lebte er in den letzten Jahren aus religiösem Ernste mit ihm vertraut.

81. Das Ende des Mittelalters.

Es ist schon im vorigen Kapitel der wichtigen Veränderungen gedacht worden, welchen unser Volk in den letzten Jahrhunderten entgegengereift war. Mit Maximilian, als seinem letzten Vertreter, war das Mittelalter abgelaufen; eine neue Zeit, die schon lange im Keimen war, trat immer bestimmter ins Dasein ein. Wir wollen noch einen Blick auf die Zeichen zurückwerfen, welche das Neue verkündigten, und auf die großen Erfindungen, welche am meisten zu seiner Erzeugung mitgewirkt haben.

Erfindung des Schießpulvers. Adel. Kriegswesen. — Wo und wann das Schießpulver zuerst erfunden ist, kann nicht genau bestimmt werden; es ist wahrscheinlich, daß die Chinesen es sehr früh gekannt haben, daß es von ihnen zu den Arabern und durch diese nach Europa gebracht ist. Allein es wurde noch nicht zum Kriege gebraucht und kann also vorher auch eigentlich noch nicht Schießpulver genannt werden. Als solches findet es sich erst gegen das J. 1350 im Gebrauch, und man schreibt diese

Erfindung einem deutschen Mönche Berthold Schwarz (aus Dortmund in Westfalen gebürtig) zu. Er hatte, so erzählt man, eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser zerrieben, es kam zufällig ein Funke hinein, die Masse entzündete sich und warf den Stein, mit welchem er es gerieben hatte, mit großer Gewalt in die Höhe. Dieser Zufall leitete auf den Gedanken, große metallene Mörser für den Gebrauch im Kriege zu verfertigen, aus denen man Steine und Kugeln gegen eine feindliche Stadt schleudern könnte, und so wurde das schwere Geschütz erfunden, dessen Gebrauch schon um das J. 1400 ziemlich allgemein war. Zum erstenmale geschieht des groben Geschützes in der Schlacht bei Crecy in Frankreich, zwischen den Franzosen und Engländern, im Jahre 1346, Erwähnung. Das kleine Geschütz, oder die Handbüchsen[1]), die ein einzelner Mensch mit sich fortträgt, erfand man etwas später; doch wird derselben schon in einer Urkunde vom J. 1381 erwähnt, indem nämlich die Stadt Augsburg zu dem Kriege der Städte gegen den Adel dreißig Büchsenschützen zu stellen sich verpflichtete.

Durch diese neu erfundenen Waffen mußte die ganze Gestalt und Weise des Krieges umgewandelt werden. In der alten Zeit wurde der Kampf fast nur in der Nähe geführt; Mann gegen Mann mit Lanze und Schwert; die persönliche Kraft, Uebung, Gewandtheit, und der Muth der Brust gaben die Entscheidung. Falls nicht eines der Heere aus Feigheit früh floh, so war die Schlacht nur dann entschieden, wenn der Kampfplatz mit einem großen Theile der fechtenden Krieger bedeckt lag; die Schlachten waren blutiger, aber entscheidender. Nachdem nun aber der Kampf aus der Ferne die Hauptsache wurde und der Einzelne seinem Gegner nicht mehr ins Auge sah, sondern dem Zufall überlassen mußte, ob seine Kugel das Schicksal des Tages entscheiden helfe, oder ohne Wirkung im leeren Raume sich verliere; nachdem er sich immer mehr als ein Werkzeug der Berechnung des Heerführers hingeben mußte und des letzteren Kunst und Verstand als die Quelle der Entscheidung zu gelten anfing, da mußte der Geist des Ritterthums durch die neue Kriegsweise vollends vernichtet werden. Jenes stützte sich auf die höchstmögliche Ausbildung der persönlichen Kraft, und dieselbe gab dem Einzelnen ein solches Uebergewicht, daß ein ganzer Haufe gemeiner Fußknechte gegen den überall geharnischten Mann auf seinem gepanzerten Streitrosse nicht zu bestehen vermochte; nun aber konnte der feigste Mann den tapfersten Ritter mit seiner Büchse aus der Ferne erlegen. Mit äußerster Erbitterung des Gemüthes eiferte lange Zeit der Adel gegen die neue, heimtückische, unehrliche Waffe; endlich, da sie die Oberhand gewonnen hatte, zog er sich immer mehr vom eigentlichen Kriegshandwerke zurück.

Doch ging auch diese Veränderung nicht schnell vor sich. Noch lange nach Erfindung des Schießgewehres, da die Schützen nur noch einen kleinen Theil des Heeres ausmachten und das grobe Geschütz nur bei Belagerungen

1) Diese waren einfache Röhren, welche eben so wie die Kanonen durch eine Lunte angezündet wurden. Weil es aber langsam und mühselig war und besonders das genaue Zielen verhinderte, so erfand der deutsche Scharfsinn im J. 1551 zu Nürnberg das deutsche Feuerschloß, an welchem der zündende Funke durch ein umlaufendes stählernes Rad, welches gegen den Kiesel im Hahne anschlug, hervorgebracht wurde; und nachher wurde diese Erfindung in Frankreich zu dem spätern Flintenschloß vervollkommnet, welches aber in neuerer Zeit wiederum mehrfache Verbesserungen erhalten hat.

gebraucht wurde, blieb der geharnischte Reiterhaufen der Kern der Heere und erhielt sich der Adel in seiner kriegerischen Erziehung. Die Turniere blieben seine Hauptfeste, wo der Jüngling schon früh mit der Gefahr spielen lernte; und alle Verbote der Päpste und Kirchenversammlungen gegen dieselben, weil sie gefährlich waren, — denn oft wurde auch mit scharfen Lanzen gerennt, — und alle Kirchenstrafen gegen die Theilnehmer, indem z. B. kein im Turnier Umgekommener Begräbniß in geweihter Erde erhalten sollte, hatten die leidenschaftliche Vorliebe für diese Feste nicht auszurotten vermocht. Noch in dem 15. Jahrh. findet sich fast kein deutsches fürstliches Geschlecht, welches nicht eins seiner Glieder bei solchen Kampfspielen verloren hätte. Von dem Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg wird erzählt, er habe bis siebenzehnmal scharf gerennt, und selbst der Kaiser Maximilian hat es mehreremal gewagt. So erzählt der Geschichtschreiber des östreichischen Hauses, Fugger, wie auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 ein französischer Ritter, Claudius Barre, erschienen sei und die ganze deutsche Nation zur Probe der Waffen herausgefordert habe. Kaiser Maximilian ließ sich das Recht für die Ehre seines Volkes zu streiten nicht nehmen und überwand den fremden Ritter, nachdem das Rennen mit den Lanzen unentschieden geblieben war, mit dem Schwerte.

So wie dieser Kaiser der letzte der eigentlich ritterlichen Kaiser ist und wie sein Zeitalter überhaupt das Mittelalter beschließt, so erscheint auch in einigen seiner Zeitgenossen, wie z. B. in Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten, noch einmal der Kampf der alten Herrlichkeit ihres Standes gegen den gewaltigen Wechsel der Zeiten, — bis sie erliegen. Selbst in den Geistlichen dieser spätern Zeit zeigt sich mitunter der kriegerische Sinn des Ritterthums. Als Friedrich III. gegen Karl den Kühnen heranzog, Neuß zu befreien, führte der tapfere Bischof von Münster, Graf Heinrich von Schwarzburg, den ersten, aus Westfalen, Niederländern und Niedersachsen bestehenden, Heerhaufen selbst an und zeigte größeren Eifer zum Kampfe, als der Reichsfeldherr, der sonst so ritterliche Albrecht Achilles von Brandenburg. Ja, er hegte die Hoffnung, den stolzen Herzog von Burgund in der Schlacht selbst zu treffen und mit ihm zu kämpfen. Da es nicht zur Schlacht kam, sondern ein Stillstand geschlossen wurde, während dessen die Münsterschen mit des Herzogs Pikarden in blutigen Streit geriethen, forderte der Bischof, der keine Genugthuung für die seinem Heere angethane Schmach erhalten konnte, den Herzog Karl selbst zum Zweikampfe heraus. Kaiser Friedrich untersagte den Zweikampf; das Heer aber urtheilte, nicht der Markgraf von Brandenburg, sondern der Bischof von Münster habe auf diesem Zuge den Namen des deutschen Achilles verdient.

Die Umwandlung des ganzen Kriegswesens war indeß immer entschiedener geworden. An die Stelle der alten Lehnsheere waren die **Soldtruppen** gekommen und damit das ganze volle Uebel der Absonderung des kriegerischen Standes von dem Bürger eingetreten. In älterer Zeit war der Vogt, der die Rechtspflege und die bürgerliche Ordnung in einem Bezirke verwaltete, zugleich der Befehlshaber der Stadt und Burg und der Anführer im Felde; eben so die Räthe und Hofbeamten der Fürsten; die Geschäfte des Lebens standen im Einklange und wurden mit den gleichen Geisteskräften geführt. Jetzt trennte man sie und der Kriegsdienst wurde ein Gewerbe.

Das Schlimmste war damals, wenn die Fürsten die im Kriege gehaltenen Söldner nicht beibehalten konnten; da wurden sie dann, weil sie weder Lust noch Fähigkeit hatten zu bürgerlichen Geschäften zurückzukehren, eine Plage der Länder. Bitter klagt darüber die Chronik des Sebastian Frank. „Die verderblichen Landsknechte," sagt sie, „sind niemand nütz Volk, das ungefordert, ungesucht umläuft, Krieg und Unglück sucht und nachläuft. Ein unchristlich und verloren Volk, dessen Handwerk ist, Morden, Rauben, Brennen, Spielen, Saufen, Gotteslästern, freiwillig Wittwen und Waisen machen, ja, das sich nicht dann ander Leut Unglück freut, mit jedermans Schaden nähret und innerhalb und außerhalb des Krieges die Landleute plaget. Die Sach ist leider dahin gekommen, daß ein jeder Landsknecht sich stellt, als habe er einen Eid geschworen, sobald er einmal den Spieß auf die Achsel nehme, so wolle er sein Tag keine Arbeit weiter thun. Ehemals kriegte ein jeder Fürst mit seinem eigen Volk, so er Anstöße hätt; jetzt, da man dies unnütz Volk also feil findet, geht es nun mit viel Tausend zu, will ein jeder über dem andern mit der Viele und Stärke der Rüstung sein, und kost ein Krieg jetzt wohl mehr, bis man anfahet und mit diesem Gesind hinausrüstet, als dort bis man vollendet. Wenn dieß Volk nicht wäre, so wären viel geringer Kriege, und müßte oft ein Fürst mit so viel Hundert kriegen, als jetzt mit Tausend, und sollt dennoch mehr ausrichten. Denn dieses Volk und Schadenfroh hängt immer eins ans ander, daß sich der Krieg verlängere, und wär ihm leid, wenn es recht zuginge und Fried würde. Damit wird dann das Land erschöpft, und schier kein Fürst noch Bauer Geld mehr hat." — Ganz bestimmt und ehrenvoll unterscheidet dieselbe Chronik von diesen Miethstruppen, welche einem jeden dienen, der ihnen Sold gab, die Krieger, welche nur für ihr Vaterland fochten. „Die Unterthanen," sagt sie, „die aus Noth des Gehorsams von ihrem Herrn zum Kriege aufgefordert werden, und so sie vollenden, wieder niedersetzen an ihre Arbeit, nenne ich nicht Landsknecht, sondern gehorsame Kriegsleut." — Uebrigens waren jene Landsknechte, über deren Zuchtlosigkeit so bitter geklagt wurde, treffliche Krieger in der Schlacht. Mit achtzehn Fuß langen Lanzen bewaffnet, durch Helm und Küraß geschützt, standen sie wie eine feste Mauer und ihre vorgestreckten Lanzen bildeten einen undurchdringlichen Wald, weshalb die Franzosen ihre Schlachtordnung herisson, Stachelschwein, nannten. Kaiser Maximilian gab ihren geschlossenen Reihen durch geschickte Eintheilung und Uebung im Oeffnen und Wiederschließen noch mehr Beweglichkeit. Sie verdunkelten selbst den Ruhm der Schweizer und brachen das Uebergewicht der alten ritterlichen Reiterei, deren Ansehen schon durch das hussitische und schweizerische Fußvolk gesunken war, nun völlig.

Die Einführung von Soldtruppen war auch von bedeutendem Einflusse auf die landständischen Verfassungen, welche sich in den einzelnen deutschen Ländern jetzt auszubilden anfingen. Weil die Landesherren, statt der alten Kriegsfolge ihrer Vasallen, jetzt zur Unterhaltung ihres Kriegswesens Geld nöthig hatten, so verwandelten sich die sächlichen Leistungen ihrer Unterthanen in Geldleistungen, und um diese zu erhalten, mußte der Landesherr die Einwilligung seiner Stände haben, welche ihm gegenüber bald dasselbe bedeuten wollten, was die Fürsten dem Kaiser gegenüber bedeuteten. Die Landstände bestanden aus den ersten Geistlichen oder Prälaten, der Ritterschaft und den Städten, welche letztere aber häufig erst

später hinzukommen. An den Bauer wurde nicht gedacht, da er meistentheils in den Zustand der Hörigkeit gerathen war; nur in einzelnen Ländern, z. B. Tyrol, hatten auch die Bauern Landstandschaft.

Das Hauptrecht der Landstände wurde, nach obiger Ableitung, das Steuerbewilligungsrecht, zu welchem auch bald ein Aufsichtsrecht über die Verwendung der Steuern kam. Andere Rechte in Beziehung auf Krieg, auf Landestheilungen, auf die Beschwörung der Privilegien bei dem Regierungsantritte eines neuen Landesherrn u. s. w. kamen hinzu.

Indeß bildete sich das Verhältniß des Adels in den neuen Verfassungen nicht günstig zu den übrigen Ständen. Das Lehnssystem hatte sich aufgelöst, wenn auch die Form noch bestand. Der Adel leistete die Lehnsfolge nicht mehr, und der Bürgerstand und Landmann fühlten, daß sie die eigentliche Leistung übernahmen. Denn der Adel behauptete, vermöge des Lehnrechtes von seiner Hofstelle steuerfrei zu sein, weil er agros ad militiam erhalten habe; und wenn er sonach Steuern bewilligte, so geschah es auf Kosten seiner Bauern, außer in dem Falle, daß ein Adeliger steuerbares Land erworben hatte. Diese Stellung des Adels konnte ihm das Vertrauen der übrigen Stände nicht erhalten und es bildet sich so eine Abneigung gegen den Adel aus, den die frühere deutsche Geschichte nicht kennt.

Erfindung der Buchdruckerkunst. — Eben so wichtig, als die Erfindung des Schießpulvers für den Krieg, war die Buchdruckerkunst für alle Geschäfte des Friedens. Auch sie ist ein Werk des deutschen Scharfsinns, und nicht etwa durch Gunst des Zufalls, sondern durch die bewußte Richtung des Nachdenkens gefunden und von Stufe zu Stufe weiter ausgebildet.

Man hatte schon früher, nach dem Muster kleiner Bilder, die man in Holz ausschnitt und abdruckte, auch die Buchstaben nachgeschnitten, dann eine ganze Seite eines Buches und endlich ganze Bücher, in Holz geschnitten, indem man jede Seite derselben auf einer besonderen Holztafel nachbildete. Obgleich dieses viel mühsamer war, als das Abschreiben, so konnte man dafür auch mit diesen Tafeln ein Buch viele hundert Mal abdrucken und so den Lohn der mühseligen Arbeit gewinnen. Dennoch mußte sie noch um Vieles erleichtert werden können; so dachte Johann Guttenberg, aus einem alten adeligen Geschlecht im J. 1401 zu Mainz geboren, und wandte die ganze Kraft seines Geistes auf die Verfolgung des Gedankens, die Buchstaben einzeln, von gleicher Größe, auf der Spitze hölzerner Stäbchen auszuschneiden, diese zu Wörtern zusammenzusetzen, abzudrucken, wieder auseinander zu nehmen, und dann zu der Bildung der folgenden Seite von Neuem zu benutzen. Nach vielfachen Versuchen gelang ihm das Werk. Er verband sich mit einigen andern Männern seiner Vaterstadt, dem Goldschmied Johann Faust und dem Peter Schöffer aus Gernsheim[1]); und diese Gesellschaft bildete die Erfindung durch das Hinzufügen der noch fehlenden Dinge, der eigenthümlichen Mischung von Metallen zu den Lettern, der Presse, der Druckschwärze, zu der nöthigen Vollkommenheit aus, um den Druck eines Buches zu beginnen. Man machte den Anfang mit der Bibel. Aber der wahre Erfinder genoß die Frucht seiner Arbeit nicht, die er so

1) Die gewöhnliche Annahme, daß Schöffer ein Geistlicher gewesen sei, ist falsch. Der Name Clericus, den er sich beigelegt, bedeutet einen Kalligraphen, der sich mit Bücherabschreiben beschäftigte.

wohl verdient hatte; der Goldschmied Faust, welcher ihm Geld vorgeschossen, nachdem er sein Vermögen auf die Versuche der Kunst verwendet hatte, ließ ihm alle seine Geräthschaften durch einen gerichtlichen Spruch abnehmen und schloß ihn von der Unternehmung aus. Der Erfinder der wichtigsten Kunst der neueren Zeit mußte durch die Wohlthaten des Churfürsten von Mainz sein Leben fristen und starb im J. 1468.

Im J. 1457 wurde durch Faust und seine Gehülfen das erste Buch, die lateinischen Psalmen, vollendet, und 1462 bald darauf eine ganze Bibel. So großer Unterschied war schon damals in dem Preise eines solchen Werkes gegen die Kosten des Abschreibens, daß eine Bibel, die man abgeschrieben um 4—500 Goldgulden kaufte, gedruckt für dreißig gegeben wurde; und dennoch war dieser Preis noch ohne Vergleich höher, als wir ihn nach der allgemeinen Ausbreitung der Buchdruckerkunst kennen. Und dieses ist eben der große Vortheil dieser Erfindung, daß jedes Licht der Erkenntniß, welches das menschliche Geschlecht auf eine höhere Stufe geistiger Klarheit erhebt, nicht mehr ein Eigenthum Weniger bleibt, sondern ein Gut ganzer Völker werden kann. Dadurch greift die Buchdruckerkunst auf eine wunderwürdige Weise in die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts ein. Das Gesetz in dieser Entwicklung, welches sich vom Anfange aller Geschichte bis auf den heutigen Tag am klarsten erkennen läßt, ist dieses, daß die Bildung und Aufhellung des Geistes immer weitere Kreise einnimmt und eine immer größere Zahl der Menschen ergreift. Wenn auch darüber gestritten werden mag, ob wir im Ganzen in den Wissenschaften und Künsten auf höherer Stufe stehen, als manche Völker der alten und mittleren Zeit, so ist doch der Fortschritt in der allgemeinen Ausbreitung der Erkenntniß auf keine Weise abzuleugnen und die Buchdruckerkunst ist der große Hebel hierzu gewesen. — Von großer Wichtigkeit für die außerordentlichen Folgen der Buchdruckerkunst war die schon vorher gemachte Erfindung des Linnenpapiers. Früher gebrauchte man Pergament, welches aber zu kostbar und zu dick, dann Baumwollenpapier, welches zu wenig dauerhaft war; das Linnenpapier, wahrscheinlich auch eine dentsche Erfindung, kommt zuerst in einer Urkunde vom J. 1318 zu Kaufbeuren vor. Welche Erleichterung der allgemeinen und schnellen Verbreitung von Nachrichten und Gedanken hat nicht die Feinheit, Leichtigkeit und Wohlfeilheit dieses Materials gewährt!

Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst tritt eie Wissenschaft in ihr volles Recht ein und die Universitäten erhalten ihre rechte Bedeutung. Nach dem Beispiele Prags waren auch in Deutschland Universitäten gegründet: Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1389, Erfurt 1392, Würzburg 1402, Leipzig 1409, und so in rascher Folge Rostock, Trier, Greifswalde, Freiburg, Ingolstadt, Tübingen, Mainz, und im Anfange des 16. Jahrh., 1502, Wittenberg.

Wir schließen die allgemeine Betrachtung des jetzt geendigten Zeitraums mit einigen Worten über die Folgen der Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien. Sie gingen zwar nicht von unserm Vaterlande aus, aber sie hatten doch vielfachen Einfluß auf dasselbe; nicht nur durch die Erweiterung des Gedankenkreises im Allgemeinen, welche für den menschlichen Geist daraus folgen mußte, sondern auch insbesondere durch die Veränderung des Welthandels. Bis dahin waren die ostindischen Erzeugnisse, deren Europa jedes Jahr einen beträchtlichen Vorrath bedurfte,

auf verschiedenen Wegen durch Asien an das mittelländische Meer gekommen und von da vorzüglich durch die italienischen Seestaaten abgeholt und weiter verfahren. Der Landweg zu den nördlichen Gegenden ging dann, wie schon früher entwickelt ist, durch Deutschland. Nun aber, nachdem die Portugiesen im J. 1498 den Seeweg um Afrika herum gefunden hatten, konnten sie bei den großen Vortheilen der Seefracht, bald alle anderen Völker aus dem ostindischen Handel verdrängen; Venedig und die anderen italienischen Seestaaten sanken, und auch Deutschland fühlte die Folgen mittelbar sehr bald. Sein Handel sank gleichfalls, so wie der der Portugiesen und Spanier stieg; und durch den großen Umschwung zerfiel auch der Bund der Hansa immer mehr, nachdem derselbe schon durch die aufstrebende Industrie anderer Völker, so wie durch innere Zwistigkeiten des Bundes selbst, bedeutend gelitten hatte. Die deutschen Städte konnten sich vom 16. Jahrh. an auf der alten Höhe des Reichthums und der Macht nicht erhalten, und so wurde der aufstrebenden fürstlichen Gewalt auch von dieser Seite der Weg gebahnt.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Uebersicht des Inhalts

der zweiten Abtheilung.

Sechster und siebenter Zeitraum.

Von Karl V. bis auf die neuesten Zeiten.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den westphälischen Frieden 1520—1648.

Siebenter Zeitraum.

Von dem westphälischen Frieden bis auf die neuesten Zeiten. 1648—1866.

Das Jahr 1813.

Das Jahr 1814.

Das Jahr 1815.

Die allgemein eingreifenden europäischen Begebenheiten bis 1848.

Die Jahre 1848—66.

Sechster Zeitraum.

Von Karl V. bis auf den westphälischen Frieden. 1520—1648.

Unter den handschriftlichen Quellen dieses Zeitraums sind noch immer die Verhandlungen der Reichstage die wichtigsten, die in den Archiven der deutschen Staaten aufbewahrt werden; denn in keiner Zeit haben die deutschen Reichstage ein solches Gewicht in unserer Geschichte gehabt, als etwa vom Anfange des 15. Jahrhunderts bis zum 30jährigen Kriege. Uebrigens befördert die neuerfundene Buchdruckerkunst die Abfassung und Verbreitung historischer Werke außerordentlich und ihre Zahl wächst daher mit jedem Jahrzehend. Zugleich erhöht der geweckte Sinn für wissenschaftliche Forschung und der durch das Studium der Alten geläuterte Geschmack den Werth der besseren unter ihnen.

Unter den Schriftstellern, welche die allgemeine Geschichte dieser Zeit behandeln, nennen wir:

1. Paul Jovius (geb. 1482 zu Como, starb 1552 als Bischof von Nuceria), schrieb historiam sui temporis von 1494—1546.
2. Jak. Aug. Thuanus (de Thou, geb. 1553 zu Paris, starb 1617, Präsident des Parlaments und Oberbibl. Heinrichs IV.; gelehrt und geachtet), schrieb ebenfalls hist. sui temp. 1543—1607.
3. Joh. Genesius de Sepulveda (Spanier, geb. 1491, st. 1572, Historiograph Karls V.) de rebus gestis Caroli V. Colon. 1657.
4. Unter den spanischen Geschichtschreibern sind noch zu nennen: Petrus Salazar, Prudentius de Sandoval, Alfons de Ulloa, und Antonius de Vera et Zunniga.
5. Unter den italienischen: Ludwig Dolce, Gianbattista Adriani, und Gregorius Leti. Adriani ist besonders wichtig.
6. Einzelne, zum Theil wichtige, Schriften über die Zeit Karls V., an der Zahl 62, hat Simon Schard im zweiten Bande seiner Script. rer. Germ., und:
7. Freher im dritten Bande seiner Script. gesammelt.

Für die Geschichte der Reformation sind:

8. Vor Allen die Schriften der Reformatoren selbst und ihrer nächsten Freunde von der höchsten Wichtigkeit; sie enthalten zugleich vieles zur Aufhellung der politischen Geschichte ihrer Zeit. Die Werke Luthers, Melanchthons, Zwingli's und Calvins brauchen hier nicht namentlich aufgezählt zu werden.
9. Wichtig sind auch die Werke von Erasmus von Rotterdam (geb. 1467, st. 1536), theils im Sinne der Reformation, theils gegen sie gerichtet; ebenfalls:
10. Die Schriften Ulrichs von Hutten (geb. 1488, starb 1523), welcher für die neuen Ideen mit Feuer und scharfem Witze auftrat.

11. Johann Sleidanus, (geb. 1506 zu Sleida, starb 1556, Professor juris zu Straßburg und Historiograph des schmalkaldischen Bundes), Commentarius de statu religionis et rei publicae Carolo V. Caesare. Ein wichtiges Werk. (Fortgesetzt von Londorp von 1555—64.)

12. Georg Spalatin (geb. 1482, starb 1545, Hofprediger und Geheimschreiber Churf. Friedr. des Weisen, dann erster evang. Sup. zu Altenburg, sehr thätig auf dem Reichstage zu Augsburg 1530), Annales reformationis; dann Lebensbeschreibung mehrerer Päpste seiner Zeit, und kleinere Schriften, gesammelt in Menken's script. rer. Germ.

13. Veit Ludwig von Seckendorf (geb. 1626, st. 1692, zwar nicht Zeitgenosse, aber doch ein zuverlässiger Gewährsmann, weil er als sächsisch-gothaischer Minister aus den Urkunden des Archivs zu Gotha schöpfte), Comment. hist. et apologeticus de Lutheranismo, gegen die hist. Lutheranismi des Jesuiten Ludwig Maimburg (geb. 1610 zu Nancy, st. 1686), welche ebenfalls zu beachten ist.

14. Die Akten über die Reformationsgeschichte vervollständigten aus archivalischen Quellen auch noch spätere Schriftsteller aus dem Anfange des 18. Jahrh. besonders Joh. Joach. Müller, Valentin Löscher, Chr. Lehmann u. a.

Die Geschichte der Augsb. Confession behandeln besonders:

15. David Chyträus (geb. 1530, st. 1600, Prof. zu Wittenberg, Rostock, Helmstädt, Urheber der protest. Kirchenordnung in Oestreich aus Maxim. II. Auftrage, Mitverfasser der formula concordiae) in seiner hist. Confess. Augustanae. Hat auch Reden auf Karl V., Ferd. I. und Maxim. II. geschrieben.

16. Auch Georg Cölestinus (churbrand. Oberhofprediger, starb 1576) hat hist. Comitiorum Augustae 1530 celebratorum geschrieben.

Ueber den schmalkaldischen Krieg handeln:

17. Der Spanier Ludwig von Avila, (General Karls V.) in seinem Comment. de bello Germanico a Carolo V. gesto. II Vol., spanisch geschrieben und ins Lat. übersetzt. Antwerpen 1550; sehr für Karl V. Dagegen sehr für die protest. Partei ist:

18. Friedr. Hortleder (geb. 1579, st. 1640, Weimarscher Hofrath), in den: Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen des deutschen Kriegs Karls V. wider die schmalkaldischen Bundesgenossen; Frankfurt 1617, und vermehrt Gotha 1645. Er schöpfte aus den Urkunden des Weimarschen Archivs.

Ueber das Tridentinische Concilium:

19. Paul Sarpi (geb. zu Venedig 1552, starb 1625, Serviten-Mönch, Rath der Stadt Venedig), „Geschichte des Concil. zu Trident", ital. geschrieben und herausgegeben London 1719, unter dem Namen von Petrus Suavis; deutsch von Rambach. Halle 1761.

20. Gegen Sarpi, der zu frei geschrieben, ist die „Geschichte des trid. Conc." von dem Jesuiten Sfortia Pallavicini (geb. zu Rom 1607, st. 1667).

Lebensbeschreibung berühmter Männer jener Zeit:

21. Adami Beisneri Comm. de vita et reb. gest. Georgii et Casp. Frundsbergiorum. Frkf. 1568.

22. Joach. Camerarius (geb. 1500, starb 1547, Freund Melanchthons, Professor zu Tübingen und Leipzig), vita Melanchthonis und auch Mauritii Electoris.

23. Götz von Berlichingens (starb 1562) Lebensbeschreibung, von ihm selbst; von Pistorius herausgegeben. Nürnb. 1731, und von Büsching und v. d. Hagen 1813.

24. Sebast. Schärtlins von Burtenbach, (Feldherrn der Städte im schmalk. Kriege) Leben von ihm selbst.

Quellenschriften über die Zeit Ferd. I. und Max. II. enthält:

25. Der dritte und vierte Theil der Script. rer. Germ. von Scharb.

Ueber die Zeit bis Ferd. II. und ferner, besonders den dreißigjährigen Krieg:

26. Franz Christ. Graf von Khevenhüller (kaiserl. Rath und Obrist-Hofmeister, st. 1650), Annales Ferdinandei, von 1578—1637, vollst. Leipzig 1726, in einen pragm. Auszug gebracht von Runde, Gött. 1778.

27. Nicol. Bellus Kriegs- und Friedenshandlungen unter Matthias und Ferd. II. von 1617—40.

28. Wilhelm Lamormain (Jesuit, Beichtvater Ferd. II., starb 1648), Virtutes Ferdinandeae, Wien 1637.

29. Pet. Bapt. Burgus (aus dem Genuesischen, Augenzeuge von Gustav Adolphs Thaten, daher günstig für ihn), Comment. de bello Suecico, von 1618—32.

30. Eberhard Wassenberg (aus Emmerich, Historiograph des Königs Wladislaus von Polen), Florus Germanicus de bello inter Ferd. II. et III. et eorum hostes ab ann. 1618—40 gesto; sehr eifrig gegen die Protestanten; so wie auch:

31. Die ital. Geschichtschreiber des dreißigjährigen Krieges, Jos. Ricci, Jak. Damiani, Galeazzo Gualdo, und andere.

Dagegen für die protest. Partei:

32. Phil. von Chemnitz (schwedischer Rath und Historiograph, st. 1678), der den schwedisch-deutschen Krieg in 9 Theilen beschrieb, von denen aber nur 2 gedruckt sind. Die übrigen, im Reichsarchiv zu Stockholm verwahrten, benutzte ohne Zweifel:

33. Der berühmte Samuel Puffendorf (Rath und Historiograph zu Stockholm, zuletzt Geh. Rath in Berlin, st. 1694) in seinem Werke de rebus Suecicis sub Gust. Adolpho usque ad abdicationem Christinae.

34. Tobias Pfanner (geb. 1640, sächs. Rath), hist. pacis Westph.

35. Mit dem J. 1617 fängt auch das bändereiche Werk: Theatrum Europaeum an, 21 Voll. von verschiedenen Verfassern und sehr ungleichem, oft geringem Werthe.

Ueber einzelne merkwürdige Männer:

36. Die Thaten Herzog Bernhards von Weimar hat aus archivalischen Quellen bearbeitet: Ernst Sal. Cyprian. Gotha 1729.

37. Das Leben Wallensteins schrieb Galeazzo Gualdo, Lyon 1643.

38. Die Originalbriefe Wallensteins aus den Jahren 1627—34, welche ein neues Licht auf sein Leben und seinen Charakter werfen, sind herausgegeben von Friedrich Förster, 1828 f.

---

82. Wahl Kaiser Karls V.

Der durch Maximilians Tod erledigte Kaiserthron sollte wiederum besetzt werden. Die gespannte Lage Europa's, so wie die Verwirrung in Deutschland, wo das Faustrecht wieder zu erwachen schien, forderten einen kräftigen Herrscher, damit nach Innen und Außen das Gleichgewicht erhalten werde. Um Italien dauerte noch der Streit zwischen Spanien und Frankreich; aber keinem von diesen, sondern dem Kaiser gebührte das Recht der Entscheidung in diesem Lande, welches sich nicht selbst zu helfen vermochte. Von Osten her drohten die Türken; Ungarn, geschwächt durch schlechte Verfassung, so wie durch Weichlichkeit und Ueppigkeit des Volkes, konnte nicht mehr die Vormauer gegen sie sein, daher mußte auch hier der Kaiser der Deutschen Europa schützend vertreten. In Deutschland hatten sich zwei große Fehden erhoben. Der Herzog Ulrich von Würtemberg hatte, eine Beleidigung zu rächen, plötzlich im Winter 1519 die freie Stadt Reut-

lingen mit dem Schwerte erobert und zu seiner Stadt gemacht, und als er die Abmahnungen des schwäbischen Bundes, welchen Kaiser Maximilian zur Erhaltung der inneren Ruhe gebraucht hatte, nicht achtete, griff der Bund ihn mit Kriegsmacht an und trieb ihn aus seinem Lande. — In Niedersachsen erhob sich noch blutigerer Streit, die sogenannte hildesheimische Stiftsfehde. Zwei Edelleute, Herren von Saldern, Vasallen des Bischofs Johann von Hildesheim, kündigten diesem die Fehde an; sie fanden Hülfe bei den Herzogen Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel und Erich I. von Kalenberg, der Bischof dagegen bei dem Herzog Heinrich dem Mittleren von Lüneburg, so wie bei den Grafen von Lippe, Hoya und Diepholz. Am 28. Juni 1519 fochten beide Theile in einer blutigen Schlacht auf der Soltauer Haide im Lüneburgischen; des Bischofs Heer siegte, viele der Gegner mit dem tapfern Herzog Erich wurden gefangen und 4000 blieben auf dem Wahlplatze. — Solche Beispiele waren gefährlich. Den Räubereien der kleinen Ritter war durch den Landfrieden zwar ziemlich ein Ende gemacht worden; sollten aber die Fürsten jetzt nicht in ihre Stelle treten und durch Krieg nach Eroberungen streben, — bis dahin war durch die Fehden noch Niemand unterdrückt worden, — so mußte ein kräftiger Kaiser die Herrschaft der Gesetze zu schützen wissen.

Maximilian hatte schon früher mehrere Stimmen für seinen Enkel, den jungen König Karl von Spanien, gewonnen. Vielen aber schien es bedenklich, einen Herrn, der schon halb Europa beherrschte, zum Kaiser in Deutschland zu machen; denn Karl, der Erbe des spanischen und östreichischen Stammes, besaß, außer Spanien, die Königreiche Neapel und Sizilien, die schönen östreichischen Länder und die ganze burgundische Erbschaft in den Niederlanden. Wenn einem solchen noch der Glanz der alten Kaiserkrone gegeben wurde, dann konnte ihn diese, so fürchteten sie, mit der Macht seines Hauses verbunden, leicht zu hoch erheben und ihm Gedanken des Stolzes eingeben, daß er die Freiheit der deutschen Fürsten zu überwältigen und aus Deutschland ein unumschränktes Erbreich zu machen strebte.

Von der andern Seite war als Mitwerber um die kaiserliche Krone Franz I., König von Frankreich, aufgetreten. Der Papst begünstigte ihn, wenigstens nahm er den Schein davon an, und durch sein erstes ritterliches Erscheinen in Italien und den Sieg bei Marignano hatte sich der junge König großen Ruf erworben; ja, sein Volk erhob, nach seiner Weise, die Verdienste seines Königs in den Himmel. Die französischen Gesandten überreichten den deutschen Wahlfürsten zu Frankfurt eine Schrift zu Gunsten des Königs, und indem in derselben von der großen Türkengefahr die Rede war, schlossen sie: „derjenige müsse in der That ohne Verstand sein, der zu einer Zeit, da der Sturm bereits ausgebrochen sei, noch zweifle, ob man das Steuer des Schiffes dem Geschicktesten anvertrauen müsse.“

Aber, obwohl sie so zuversichtlich redeten, fühlten die Fürsten doch die Gefahr, einen König der Franzosen zum deutschen Kaiser zu machen; und da der Churfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dem sie die Krone angeboten, sie mit großartiger Gesinnung ausschlug: „weil die geringe Macht seines Hauses so schwierigen Zeiten nicht gewachsen sei;“ und selbst den jungen spanischen König empfahl, bedachten sie, daß dieser doch ein Fürst in deutschen Landen und des verehrten Kaisers Maximilian Enkel sei, und wählten ihn den 28. Juni 1519. Doch mußten seine Gesandten

zuvor einen Wahlvertrag unterschreiben: „Daß er, ohne der Churfürsten Einwilligung, als Kaiser kein Bündniß mit Fremden machen und keinen Krieg führen, auch kein fremdes Kriegsvolk in das Reich bringen wolle; daß er keinen Reichstag außerhalb Deutschland halten; die Reichs- und Hofämter mit gebornen Deutschen besetzen; in Schriften und Handlungen des Reiches keine, als die deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen; ferner die großen Gesellschaften der Kaufleute, die bisher mit ihrem Gelde regiert und ihres eignen Willens gehandelt, mit der Reichsstände Rath gänzlich aufheben [1]); keinen Stand des Reichs ohne Ursache und unverhört in die Reichsacht erklären; und endlich so bald als möglich nach Deutschland kommen und für die meiste Zeit seinen Aufenthalt daselbst nehmen wolle."

Diese und andere Punkte beschworen die Gesandten im Namen ihres Herrn und ersuchten ihn, nun alsbald im Reiche zu erscheinen.

Der junge König hatte schon seit zwei Jahren seine Regierung in Spanien angetreten: allein die Welt kannte ihn noch nicht. Die meisten hatten geringe Hoffnung von ihm. Der frühe Tod seines ritterlich edlen Vaters Philipps des Schönen, der Wahnsinn seiner Mutter Johanna, die Trennung von seinem Bruder Ferdinand, der in Spanien erzogen wurde, seine eigene Jugend unter fremden Menschen in den Niederlanden, — dieses alles hatte sein Gemüth tief in sich zurückgedrängt und ihm früh eine Verschlossenheit gegeben, welche dem fremden Blicke sein Inneres verbarg. Dazu reifte er nur langsam zu der Klarheit und Selbstständigkeit heran, welche ihn später groß machten; es schien, als wenn seine Rathgeber ihn ganz beherrschen würden. Nur, die tiefer in der Menschen Seele zu blicken verstanden, hatten die Lichtblitze der seinigen bemerkt. Zu Valadolid, in einem großen Ritterspiele, erschien der junge König, der von Jugend auf die ritterlichen Uebungen geliebt hatte, in vollen Waffen und hielt einige Rennen mit seinem Stallmeister. Drei Lanzen brach er mit ihm, und jedesmal erfüllte das Jubelgeschrei des Volkes die Luft; denn der Jüngling, der noch nicht 18 Jahre alt war, den man für schwach und untergeordnet gehalten hatte, erschien mit dem edelsten Anstande und herrlicher Kraft, und auf seinem Schilde las man das einzige Wort: Nondum („noch nicht!"). Die, welche den Sinn des Wortes faßten, erwarteten mit Verlangen den Augenblick, da er es an der Zeit halten würde, selbstständig hervorzutreten.

Er kam. Seine Wahl zum Kaiser in Deutschland war geschehen und er sollte sich rasch entscheiden, ob er Spanien jetzt verlassen und in dem neuen Reiche die Zügel ergreifen wolle. Bei der großen Nachricht blieb der zwanzigjährige Jüngling unverändert. „Unser König, der jetzt Kaiser ist", so erzählt ein Augenzeuge, „schien das Größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; seine Gemüthsgröße und sein Ernst sind so außerordentlich, daß er das Ansehen hat, als habe er den Erdball unter seinen Füßen." — Der Entschluß, den er fassen sollte, wäre für einen gewöhnlichen Geist sehr schwer gewesen. Spanien war in großer Gährung und fast schon in vollen Flammen, denn gewaltige Kräfte standen hier gegen einander: die königliche Gewalt, ein mächtiger Adel, und reiche stolze

---

1) Dieses ging hauptsächlich gegen den Bund der Hanse, der noch bestand, und zeigt die traurige Eifersucht der Fürsten gegen die Freiheit und Blüte der Städte.

Städte. In Deutschland aber wartete seiner ein ebenfalls unruhiges, verworrenes Reich und vor allem der große Kampf des Zeitalters über die Glaubenstrennung, welcher eben begonnen hatte und auf den schon Aller Augen gerichtet waren. Die Spanier selbst waren mißvergnügt über die Kaiserwürde ihres Königs; sie fürchteten nun ein Nebenreich unter eigenmächtigen Statthaltern zu werden. „Was das Kaiserthum wohl sei", sagten sie, „als der Schatten eines überaus großen Baumes? Ein Sonnenstrahl, der durch das Fenster in das Zimmer falle und das Haus beleuchte? Man solle aber nur eine Unze von diesem Lichte mit der Hand erfassen und es aufbewahren; oder sich herrliche Kleider daraus machen lassen zur Bedeckung, oder nur seinen Tisch damit zurichten." — In so geringer Achtung stand jetzt die alte, sonst so ehrwürdige Kaiserkrone bei den fremden Völkern.

Viele seiner Rathgeber warnten den König, des unsicheren und mühevollen Besitzes wegen, sein Erbreich nicht zu verlassen; allein seinem Geiste erschien jetzt der Zeitpunkt selbstständiger und kühner That; das Schicksal hatte ihn in die Bahn des Ruhmes gerufen, er folgte der Stimme unerschrocken und ohne Zögern. Und zu derselben Zeit, als er die deutsche Krone zu empfangen abreiste, kam die Nachricht, daß in dem neu entdeckten Welttheile das große Mexikanische Reich, ein zweites Kaiserthum, für ihn gewonnen sei. Vor so großartigen Eindrücken des Lebens konnte eine kleinliche Gesinnung nicht bestehen; der zwanzigjährige Jüngling reifte schnell zum Manne; eine halbe Welt forderte seine Obsorge, und von dieser Zeit an zeigt sich der selbstthätige, klare, mit seines Geistes Auge Alles umfassende Herrscher.

Karl kam von Spanien in die Niederlande und von da nach Deutschland; am 22. Oct. 1520 wurde er zu Aachen mit großer Pracht gekrönt und schrieb dann seinen ersten Reichstag auf den heiligen Dreikönigstag des nächsten Jahres nach Worms aus. Dieser Reichstag war einer der glänzendsten, die jemals sind gehalten worden; denn auf des Kaisers Mahnung waren 6 Churfürsten selbst gekommen und außerdem eine große Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten. Der junge Kaiser kam im vollen Gefühle der Bedeutung der kaiserlichen Würde; er eröffnete den Reichstag am 28. Jan. 1521, dem Tage Karls des Großen. Die wichtigste Verhandlung, welche auf demselben vorgenommen wurde, war das Verhör Martin Luthers.

83. Die Kirchentrennung. Ihre Ursachen und ihre Bedeutung.

Der Zustand der Kirche war schon seit Jahrhunderten vielfach verworren und das Verderbniß der äußern Ordnung hatte tief in das innere Leben des christlichen Glaubens und in die Sittlichkeit der Völker eingegriffen. Die Klagen über den Verfall der Kirche und das Verlangen nach einer Verbesserung „an Haupt und Gliedern" war schon alt. Es ist keiner aus allen Religionsparteien, der die Geschichte kennt, welcher nicht wüßte, daß solche Klagen tief begründet waren. Sie wurden erhoben im Namen ganzer Nationen; sie kamen von treuen Anhängern der alten Kirche, von ehrwürdigen Bischöfen, von gelehrten, wohldenkenden Männern in Staat und Kirche, und dienen spätern Zeiten, wenn sie solche Mißbräuche abgethan haben, zu keinem Vorwurfe.

Zur Zeit der großen Spaltung (1378—1414), da mehrere Päpste zugleich sich um den Stuhl Petri stritten, thaten sie einander wechselseitig sammt ihrem ganzen Anhange in den Bann, so daß alle Länder der Christenheit von einem oder dem andern Papste unter dem Bannfluche lagen und die friedlichen und frommen Gemüther nicht wußten, wo sie in Wahrheit den Frieden Christi suchen sollten. In solchen Zeiten, unter solcher Gewalt der Leidenschaften, mußte nothwendig die alte, gläubige Ehrfurcht vor dem päpstlichen Namen bedeutend geschwächt werden; die unsichtbaren, heiligen Bande löſten sich allmälig auf.

Dazu kam eine gränzenlose Unwissenheit des geistlichen Standes, wenigstens in seinen meisten Gliedern, — denn einzelne weise, kenntnißreiche Männer konnten die Finsterniß der größeren Menge nicht erhellen. Und wie aus der Finsterniß des Geistes immer das Laster folgt, welches nur durch Licht zu verscheuchen ist, so waren auch damals eine Menge Geistlicher von Sünden befleckt, den Guten ein Abscheu, dem Volke ein Aergerniß. Im J. 1503, also geraume Zeit, ehe Luther auftrat, schilderte einer der ersten Theologen Deutschlands das Sinken des geistlichen Standes mit starken Zügen. „Das Studium der Gottesgelahrtheit ist verachtet," sagt er, „das Evangelium Christi, wie die herrlichen Schriften der Väter, vernachlässigt; vom Glauben, von der Frömmigkeit, Mäßigkeit und andern Tugenden, welche selbst die bessern Heiden gepriesen, von den Wundern der Gnade Gottes gegen uns und von Jesu Verdiensten, ist bei ihnen ein tiefes Stillschweigen. Und solche Leute, die weder Philosophie noch Theologie verstehen, werden zu den höchsten Würden der Kirche, zum Hirtenamt über die Seelen erhoben! Daher der jammervolle Verfall der christlichen Kirchen, die Verachtung der Geistlichen, der gänzliche Mangel an guten Lehrern! Das ruchlose Leben der Geistlichen schreckt gutgesinnte Eltern ab, ihre Söhne diesem Stande zu widmen. Sie setzen die Erforschung der heiligen Schrift gänzlich hintan, verlieren den Geschmack an ihrer Schönheit und Kraft, werden träge und lau in ihrem Amt und begnügen sich, wenns nur gethan, gesungen und gepredigt, und bald wieder aus ist! Mit einem Menschen, der ihnen Geld schuldig ist, reden sie ernsthafter und besonnener als mit ihrem Schöpfer. Aus langer Weile bei ihrem Amt verfallen sie, anstatt auf Bücher, auf Spiel und Schwelgen und unzüchtiges Leben, ohne sich aus der allgemeinen Verachtung im mindesten etwas zu machen. Wie ist es also nur möglich, daß bei solchem Zustande die Laien sie und die Religion irgend achten können? Das Evangelium nennt den Weg zum Himmel enge, sie aber machen ihn breit und lustig."

Daß solche Schilderung nicht zu stark war, sehen wir aus hundert andern unverdächtigen Zeugnissen. Und obgleich die Mönche eben jenen Lehrer, der sie so hart getadelt, beim Papste Julius II. anklagten, so hatte er doch die Wahrheit so sehr auf seiner Seite, daß ihn die päpstlichen Commissarien selbst lossprachen. Völlig einstimmig mit jenen Klagen redet der fromme Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, in einer Synodalrede an seine Geistlichkeit und wirft ihnen die gröbsten Laster vor, durch welche die Kirche und das Volk mit verschlimmert werden müßten; und gleich bitter klagt der Bischof Hugo von Constanz, ein Feind übrigens der Lehre Luthers, mit vielen andern katholischen Kirchenvorstehern der damaligen Zeit.

Wie mochte es auch anders sein, da man sich bei Verleihung der

geistlichen Stellen Geld zahlen ließ und auf Fähigkeit und innere Würdigkeit wenig geachtet wurde, und da, wie die oben erwähnten Klagen beweisen, die wenigsten Geistlichen das Wort Gottes kannten? War es doch dahin gekommen, daß, nach glaubwürdigen Zeugnissen, unter den ersten Kirchenvorstehern der schweizerischen Eidgenossenschaft zu Anfang des 16. Jahrh. nicht drei waren, welche die Bibel gelesen hatten; — und daß, als die Walliser einst in jener Zeit einen Brief von Zürich erhielten, worin der heiligen Schrift gedacht wurde, sich ein einziger Mann fand, der dieses Buch, und zwar nur durchs Gerücht, kannte! Luther selbst erzählt, daß er 20 Jahr alt geworden sei, ohne auch nur eine Bibel gesehen zu haben. — Wie mußte doch die Verwilderung der Zeit groß sein, da die Menschen von der Quelle christlicher Frömmigkeit und Tugend also abgewendet waren, da sie kaum ihren Namen kannten.

In Italien, und namentlich in Rom, war der Unglaube und die Unwissenheit in den göttlichen Dingen am schlimmsten. Unter dem sehr gebildeten Papst Leo X. (1513 — 21) blühten die Künste zwar auf eine glänzende Weise in Rom; allein während sie aus üppigem Boden emporsproßten, erstickten sie die stille Pflanze der wahren Gottesfurcht. Der Genuß der Sinne galt als das Höchste, vor ihm konnte der Glaube an die unsichtbare Welt nicht bestehen und die stille Frömmigkeit des Herzens war in den Augen der Welt zum Gespött geworden. Die Gebräuche des Gottesdienstes schien man beizubehalten als einen Zügel für den Haufen des Volkes, und dadurch mußten sie bald etwas blos Aeußerliches werden.

Hören wir das Zeugniß des frommen Papstes Hadrian VI. selbst in einer Schrift an seinen Nuntius auf dem Reichstage zu Nürnberg im J. 1522: „Wir wissen," sagt er, „daß in diesem heiligen Sitze schon einige Jahre hindurch viel Verderben gewesen ist, Mißbrauch in geistlichen Dingen, so wie in dem, was von hier aus befohlen wurde, mit einem Wort, eine Verschlimmerung in Allem. Und es ist kein Wunder, wenn die Krankheit vom Haupte in die Glieder, von den Päpsten auf die Priester übergegangen ist; daher versprechen wir, so viel an Uns ist, alle Sorgfalt anzuwenden, daß zuerst unser Stuhl, von welchem vielleicht dieses ganze Uebel ausgeflossen ist, umgewandelt werde, damit, so wie das Verderben von da nach unten zu gegangen, eben von daher auch die Heilung und die Gesundheit ihren Anfang nehme."

Dieses Gefühl von der Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung war in Hohen und Niedern schon lange mit solcher Bestimmtheit, daß das Volk schon in der Mitte des 14. Jahrh. den, hundert Jahre vorher verstorbenen, Kaiser Friedrich II. als Reformator der Kirche zurückerwartete. Wie dringend die Vorstellungen der Deutschen, Engländer und Franzosen auf den Kirchenversammlungen zu Kostnitz und zu Basel waren, haben wir früher gesehen; und im J. 1510 übergab der Reichstag zu Augsburg zehn Beschwerden gegen die angemaßten Rechte der Päpste, worin die Kirchentrennung fast bestimmt vorhergesagt wurde; denn wenn diesen Beschwerden nicht abgeholfen werde, sagt der Reichstag, „so könnte leicht eine Verfolgung über alle Priester, oder, nach dem Beispiele der Böhmen, ein allgemeiner Abfall von der römischen Kirche entstehen."

So sehen wir um jene Zeit das alte, ernste Gebäude der Hierarchie, welches viele Jahrhunderte gestanden, welches seinen Grundgedanken nach so trefflich für die Einheit der christlichen Völker war, untergraben durch sich

selbst, schwankend, weil es die Achtung der Völker verloren hatte, und in seinen Grundvesten erschüttert, weil die Vorsteher in stolzer Sicherheit dahin lebten und den Geist der Zeiten nicht achteten.

So sehr dieses alles schon in die Augen springt, so müssen wir doch wiederum einen Blick in das Innere werfen, um die große Umwandlung der Welt aus ihren tiefern Gründen zu verstehen. Die genannten Klagen hätten durch guten Willen und allmälige Verbesserung gehoben werden mögen, weil sie größtentheils die äußere Gestalt und Verwaltung der Kirche betrafen, wenn nur in der Religion selbst ein lebendiger, heller, treibender, schaffender Geist gewaltet hätte. Allein ein solcher Geist lebte nicht mehr in der Religionswissenschaft, sondern fing vielmehr an sich außerhalb derselben zu regen. Nicht nur Unwissenheit, von der wir schon oben geredet, sondern ein ganz verkehrtes Wissen war in den meisten Lehrern der Religion; sie setzten einen hohen Werth auf eine gewisse Schulweisheit, welche sie Scholastik nannten und die in alter Zeit aus der Vermischung philosophischer Grundsätze mit den Lehren des Christenthums entstanden war. Die einfachen, dem kindlichen Sinne des Ungelehrtesten ganz klaren und verständlichen, Wahrheiten der heiligen Schriften waren in dunkle, gelehrte Worte gekleidet; dieses Wort galt als die Hauptsache; bald fing man an über den Sinn desselben zu streiten und derjenige galt als der Gelehrteste, welcher bei solchem Streite am spitzfindigsten reden konnte. So wie es aber immer geschieht, daß der Geist und die Wahrheit verloren gehen, wo man viel Worte macht, so verschwand das milde, einfache und wohlthätige Licht des christlichen Glaubens immer mehr aus der Wissenschaft, welche sie ihre Theologie nannten. Nun aber war schon in dem 15. Jahrh. ein neues Zeitalter für die Wissenschaften angebrochen und eine hellere Ansicht der Welt hatte sich der Gemüther bemeistert. Es war eine Aufklärung im guten Sinne. Vor ihrem Lichte schon konnte die Scholastik in ihrem geschmacklosen Gewande, mit der Wichtigkeit, die sie auf das Wort legte, und mit ihrer ganzen innern Leerheit nicht bestehen; die besten Köpfe der Zeit wandten Ernst und Spott an, sie in ihrer Blöße darzustellen. Und die Gegner, die Vertheidiger des Alten, suchten sich nicht etwa dadurch zu retten, was ihnen einzig Schutz gewährt hätte, daß sie selbst das Licht in ihrer Wissenschaft aufsuchten und sie in sich selbst läuterten, sondern mit blindem, polterndem Eifer wollten sie die hereinbrechenden Strahlen des neuen Morgens gewaltsam zurückscheuchen; ein nichtiges Streben, welches zu allen Zeiten ohnmächtig zu Schanden geworden ist. In Deutschland war es vorzüglich Johann Reuchlin (geb. zu Pforzheim 1455), einer der ersten Gelehrten, welche unser Vaterland jemals hervorgebracht hat, eben so kundig der griechischen, als der lateinischen und hebräischen Sprache, der das neue Licht der Wissenschaften verbreitete; ein Mann von so umfassendem Geiste, daß man von ihm gesagt hat, er vereinige alle Bildung und alle Kenntnisse und Gelehrsamkeit, welche damals in der christlichen Welt gefunden wurden, zusammen und beziehe dieses Alles nicht etwa auf den Prunk und die Eitelkeit des Wissens, sondern auf die höchste Erkenntniß, auf die des Menschen, der Natur und Gottes [1]). Auch gegen diesen eiferten viele Theologen mit der

---

1) Reuchlin war eigentlich Rechtsgelehrter und thätiger Geschäftsmann, denn er war vertrauter Rath des Herzogs Eberhard im Bart von Würtemberg und Richter des schwäbischen Bundes, aber doch fand er Zeit, seine Neigung

größten Leidenschaft, obwohl er vor der Zeit der Reformation lebte und keinen Theil an ihr genommen hat. Zwar waren nicht alle Kirchenvorsteher so finster gesinnt; der oben genannte Bischof von Augsburg, Christoph von Stadion, hielt es nicht unter seiner Würde, eine Reise von sieben Tagen zu machen, um den berühmten Erasmus von Rotterdam in Freiburg kennen zu lernen, und Johann von Dalberg, Bischof in Worms, legte eine Bibliothek der besten Schriftsteller an und liebte die Wissenschaften so sehr, daß er selbst Mitglied der von dem Dichter Konrad Celtes gestifteten Rheinischen Gelehrtengesellschaft wurde. Allein die Zahl dieser Verständigen war zu klein gegen die Eiferer, welche blind und thöricht, aus Haß des Lichtes, Gutes und Böses unter einander mengend, ihr eigenes Reich zerstörten.

84. Ausbruch der Reformation, 1517.

In dem vorigen Abschnitte sind die vorbereitenden Ursachen der Kirchentrennung, welche schon seit einigen Jahrhunderten gewirkt hatten, entwickelt; die nächste Veranlassung zum Ausbruche gaben aber die Mißbräuche beim Verkündigen und Spenden des Ablasses.

Die Abgeordneten des römischen Hofes boten in allen Ländern päpstliche Ablaßbriefe aus, durch welche man Nachlaß der durch Sünden verwirkten Kirchenstrafen erhielt. Solche Ablaßvertheilung war nicht neu. Schon in den älteren Zeiten der Kirche, da diese die öffentlichen Vergehungen durch strenge öffentliche Bußen, Ausschließung vom Gottesdienste, oft auf mehrere Jahre, u. s. w. bestrafte, war denen, welche sich durch besondern Eifer in ihren Bußübungen auszeichneten, durch Ablaß der Bischöfe wohl die Zeit derselben abgekürzt oder die Buße in fromme Werke verwandelt worden. Zur Zeit der Kreuzzüge ertheilten die Päpste allen denen, die sich den Mühen und Gefahren derselben unterziehen wollten, Ablaß von allen Kirchenstrafen, denen sie sich sonst hätten unterwerfen müssen. Später wurde derselbe auch denen ertheilt, die, ohne selbst Theil zu nehmen, Geld für diese heiligen Unternehmungen herschossen. Nach der Zeit der Kreuzzüge dehnte man den Zweck der Geldspenden auch auf andere fromme Werke, Erbauung von Kirchen, Schulen u. s. w. aus; und als die Gefahr von Seiten der Türken Europa näher rückte, gaben die Türkenkriege häufig Veranlassung zum Ausbieten päpstlicher Ablaßbriefe. Allein so wie auf der einen Seite der verderbliche, der rohen Sinnesweise des Volks ganz zusagende, Irrthum sich einschlich und durch die Ablaßprediger unterhalten wurde, daß der erkaufte Ablaßzettel die Sündenschuld selbst tilge, so zweifelte man auf der andern schon lange, daß die gelöseten Gelder nur zu frommen Zwecken verwendet würden. Von Fürsten und Völkern waren Klagen über den Mißbrauch der Ablaßvertheilung geführt worden, und auf der Kirchenversammlung zu Trient wurde späterhin ein Dekret dagegen erlassen, worin von dem Frevel der Ablaßprediger die Rede ist, „welche mit dem Worte Gottes ihr Gewerb trieben.“

---

für Philologie und Philosophie durch die gründlichsten Forschungen zu befriedigen. Für die Lauterkeit seines Strebens zeugt sein Ausspruch in der Vorrede zur hebräischen Grammatik: „Den heil. Hieronymus verehre ich wie einen Engel, den Nicolaus von Myra achte ich als Lehrer, aber die Wahrheit bete ich an wie einen Gott.“ — Hutten nannte Reuchlin und Erasmus die beiden Augen Deutschlands.

Um nämlich so viel Gewinn als möglich aus den Ablässen zu ziehen, wurde die Einnahme aus ganzen Provinzen an den Meistbietenden verpachtet, welcher wiederum Unterpächter anstellte; und alle diese erlaubten sich, um sich zu bereichern, die gröbsten Mißbräuche. Zum Verkauf der Ablaßbriefe wählten sie solche Menschen, welche durch Rednerkünste und durch niedrige Mittel aller Art das Volk zum häufigen Kaufen bewegen konnten, und die Unverschämtheit mancher unter denselben übersteigt allen Glauben. Sie verkauften Ablaß für die schwersten Verbrechen, für Kirchenraub, Meineid und Mord; ja man konnte sogar für zukünftige Sünden schon im Voraus das Versprechen des Ablasses erhalten [1]).

Jedes Wort wäre überflüssig, zu beweisen, wie verderblich solcher Mißbrauch der Religion auf die Sittlichkeit der Menschen wirken mußte!

Der lange verhaltene Unmuth kam zum Ausbruch, als Leo X. im J. 1516 einen neuen Ablaß ausschrieb, um die von seinem Vorgänger Julius II. angefangene Peterskirche in Rom ausbauen zu können; es verbreitete sich allgemein der Glaube, daß ein bedeutender Theil der einkommenden Gelder, nämlich die ganze Einnahme aus Sachsen und den Ländern bis an die Ostsee, nicht zum Bau der Peterskirche, sondern für des Papstes Schwester bestimmt sei. Dazu erweckten die Ablaßprediger, welche bei dieser Gelegenheit gebraucht wurden, besonders ein gewisser Bernhard Samson, der in der Schweiz, und Johann Tezel, der in Sachsen umherzog, durch ihr Betragen den größten Unwillen.

Da trat Martin Luther, geboren den 10. November 1483 zu Eisleben in Thüringen, Sohn eines armen Bergmanns, jetzt Augustinermönch und Lehrer der Theologie an der Wittenberger Universität, öffentlich gegen die Ablässe auf, indem er am Allerheiligenabend, d. i. den 31. Oct. 1517, an der Schloßkirche zu Wittenberg fünfundneunzig Sätze anschlug, worin er den Ablaßhandel heftig angriff und alle Gelehrten aufforderte, dieselben in einer öffentlichen Disputation zu prüfen. Eine solche öffentliche Behauptung gewisser Glaubenssätze war nichts Seltenes, aber in denen Luthers herrschte eine so kühne Sprache und solcher Geist der Freiheit, daß sie sogleich großes Aufsehen erregten und begierig in ganz Deutschland gelesen wurden. Er behauptete: „Der Papst habe keine Gewalt, die Sünden nachzulassen, sondern nur zu erklären, daß sie schon von Gott nachgelassen seien; was der Papst in Ansehung derselben für Gewalt habe, eben so viel habe auch jeder Bischof und Pfarrer; wer seine Sünden wahrhaft bereue, erhalte auch Nachlaß der Strafe ohne Ablaß; die Schätze des Heilandes und der Kirche gehörten den Gläubigen dergestalt zu, daß ihnen der Papst kein neues Recht dazu ertheilen könne“ u. s. w. Uebrigens war es damals noch gar nicht in seinem Sinne, des Papstes Ansehen oder die alte Kirche anzutasten. Allein schon seine Lehre vom Ablaß mußte den heftigsten Widerspruch von Seiten Tezels und seiner Freunde, besonders der Dominikaner, welche schon länger in Feindschaft mit dem Augustinerorden standen, erwecken; sie schrieen ihn als einen Ketzer aus und redeten schon von Schwert und Scheiterhaufen.

In Rom schwieg man, obschon die Streitigkeiten bereits neun Monate

---

1) S. die Beschwerden, welche die deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 an den Papst Hadrian richteten. Schmidt's Gesch. der Deutschen, Band XI, p. 58.

gedauert hatten. Die Sache war dort wohl bekannt, allein der Papst Leo soll sie nur für eine Mönchszänkerei angesehen haben; und überhaupt kannte man in Rom Deutschland nicht, sondern hielt es noch immer für ein halb barbarisches Land, dessen Volk geduldig, zum Gehorchen gewöhnt und langsamen Entschlusses sei. Diese Nichtkenntniß und Nichtachtung unseres Volkes ist dem römischen Stuhle verderblich geworden und hat über uns selbst unsägliche Verwirrung gebracht.

Endlich, im August 1518, wurde Luther nach Rom berufen, um sich vor dem päpstlichen Richterstuhle zu verantworten. Allein der Churfürst von Sachsen, so wie die Universität Wittenberg, die, eben gestiftet, durch Luther schnell emporblühte, wollten ihn die gefährliche Reise nicht machen lassen. Durch ihre Verwendung erhielt er die Erlaubniß, seine Sache in Deutschland auszumachen und sich zu dem Ende im Oct. 1518 vor dem päpstlichen Nuntius bei dem Reichstage zu Augsburg, Thomas de Vio aus Gaeta, gewöhnlich nur Cajetan genannt, zu stellen. Dieser, der schon als Dominikaner ein Gegner der theologischen Ansichten Luthers war, forderte Widerruf von ihm. Luther erklärte sich dazu bereit, wenn man ihm aus der heiligen Schrift widerlege. Allein der Kardinal, der es unter seiner Würde hielt, mit einem Mönche zu disputiren, entließ ihn kurz mit den Worten: „Gehe hin und komme nicht wieder, du wolltest denn einen Widerruf thun.“

Nun setzte Luther eine schriftliche Vertheidigung auf, gestand, daß er zu hitzig gewesen und von dem Papst nicht mit gehöriger Ehrfurcht gesprochen habe, und erbot sich, von nun an zu schweigen, wenn seinen Gegnern gleichfalls Stillschweigen auferlegt würde. Als er auf dieses Schreiben keine Antwort erhielt, glaubte er, sich an den Papst selbst wenden zu müssen, und setzte mit Notarius und Zeugen eine lateinische Appellation von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst auf, welche öffentlich zu Augsburg am Dom angeschlagen wurde, und begab sich von Augsburg weg. Dieses Schreiben beweiset, daß Luther damals noch gar nicht den Entschluß gefaßt hatte, sich von der römischen Kirche loszusagen; aber der Drang der Begebenheiten und der Streit mit seinen Gegnern führten ihn von einem Schritte zum andern weiter.

Ein Professor der Theologie zu Ingolstadt in Baiern, Dr. Johann Mayr von Eck, gewöhnlich Dr. Eck genannt, der rüstigste Streiter seiner Kirche, ein Mann von umfassender wissenschaftlicher Kenntniß, die ihm stets zu Gebote stand, dabei von ansehnlicher Persönlichkeit, groß, von starkem Gliederbau und lauter, durchdringender Stimme, dieser forderte im J. 1519 Luthern und einen Wittenbergischen Professor, Andreas Karlstadt, zu einer öffentlichen Disputation über Glaubenssachen nach Leipzig heraus, welches zu dem Lande des Herzogs Georg von Sachsen gehörte. Sie erschienen beide in Gesellschaft des nachher so berühmt gewordenen Philipp Melanchthon, eines Schülers Reuchlins, der als Lehrer der griechischen Sprache in Wittenberg angestellt war. Herzog Georg war selbst zugegen. Die Streitreden dauerten vom 27. Juni bis 13. Juli 1519; man redete viel über Glaubenssätze und über das Ansehen des Papstes; wie es aber meistens bei dem Streite der Meinungen zu geschehen pflegt, wenn er mit Eifer geführt wird, es waren bittere, harte Worte gewechselt; und dazu war es im Laufe des Streites klar geworden, daß Luther nicht nur die untrügliche Auctortiät des Papstes, sondern auch die der Concilien, verwarf,

weshalb Eck ausrief: „Ehrwürdiger Vater, wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid ihr mir wie ein Heide und Zöllner[1])." — Eck wendete sich darauf nach Rom und forderte die äußerste Strenge der apostolischen Gewalt gegen den Ketzer. Und wirklich erschien er bald nachher in Deutschland mit einer Bulle des Papstes, in welcher einundvierzig aus Luthers Schriften gezogene Sätze als ketzerisch bezeichnet und er selbst, falls er nicht in sechzig Tagen öffentlich widerrufe, mit dem Banne belegt war, und verbreitete sie sehr eifrig in den deutschen Städten. Aber er fand an wenigen Orten Eingang damit; die Magistrate verboten das Anschlagen derselben, das Volk riß sie herab! — so hoch war schon das Ansehen der neuen Grundsätze gestiegen. Und nun schritt Luther selbst zu einer Handlung, welche das Band zwischen ihm und der alten Kirche auf immer zerriß. Er beschied am 10. Dec. 1520 die ganze Universität Wittenberg durch einen öffentlichen Anschlag vor das Elsterthor; die Studenten bauten einen Scheiterhaufen, ein Magister zündete ihn an, und Luther warf, unter lautem Beifall der Versammlung, die päpstliche Bulle, das kanonische Recht und Ecks Schriften in die Flammen.

85. Schnelle Verbreitung der neuen Grundsätze.

Es ist kaum zu beschreiben, wie schnell die neuen Lehren von einem Ende Deutschlands bis zu dem andern und über seine Grenzen hinaus sich verbreiteten[2]). Wer mit sinnlichem Maßstabe mißt, kann solches nicht begreifen; denn nur die Kraft des Gedankenblitzes, welcher in Millionen auf einmal den schon vorhandenen Brennstoff entzündet, richtet solche Wirkungen aus.

Wenn ein Zeitalter für große Umwandlungen reif ist, so bedarf es nur des Losungswortes, und Alle sind wie von einem Zauberschlage geweckt, und der es ausgesprochen, gilt ihnen als der große Erfinder, obwohl er nur das ausgesprochen hat, was im Schooße der Zeit und in ihrer eigenen Seele schon reif geworden. Auf der anderen Seite ist eben diese Schnelligkeit der Verbreitung der neuen Grundsätze ein unwiderleglicher Beweis

---

1) Bei dieser berühmten Disputation zu Leipzig, welche einen Wendepunkt in den großen Entwickelungen der damaligen Zeit bildet, — Herzog Georg selbst betrachtete sie als solchen und stellte die Bedingung, daß die Entscheidung über den Ausfall des Streites einigen Universitäten anheimgestellt werden sollte, — vertraten zwei deutsche Bauernsöhne die beiden Richtungen dieser und der folgenden Zeiten, und ihre Einigung oder größere Entzweiung mußte von den wichtigsten Folgen sein. Wie Luther aus einem Bauerngeschlechte in Möhra, am Fuße des Thüringer Waldes, abstammte, so war Eck der Sohn eines Bauern Michael Mayr zu Eck, nachmals Amtmann daselbst, wie Luthers Vater Rathsherr zu Mansfeld wurde, wohin er als jüngerer Sohn, der kein bäuerliches Erbe hatte, zum Bergbau ausgewandert war.

2) Luthers 95 Sätze gegen den Ablaß waren in vierzehn Tagen in ganz Deutschland, und in 4 bis 6 Wochen in ganz Europa bekannt geworden, und es ist nicht zu sagen, was für Bewegungen allenthalben dadurch verursacht wurden. Im J. 1520 wurden schon Luthers Schriften in den Niederlanden ins Spanische übersetzt; und 1521 kaufte sie ein Reisender schon in Jerusalem. — Als der Herr von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, im Auftrage des Papstes im J. 1519 von Italien nach Wittenberg reiste, um Luthern zur Nachgiebigkeit und zu dem Versprechen des Stillschweigens zu bewegen, gestand er ihm selbst, daß er auf seiner Reise durch Deutschland immer Drei gefunden habe, die Luthern, gegen Einen, der dem Papste günstig gewesen. Und das war erst zwei Jahre nach Luthers erstem Auftreten.

für die Größe des Verfalls in dem gesammten kirchlichen und sittlichen Zustande der damaligen Zeit. Der Mensch ist mit festen und tiefen Wurzeln an die Sitte seiner Väter, er ist mit noch tiefern an seiner Väter Glauben festgewachsen; daß er von diesem sich losreiße, so lange er in ihm wahrhaft lebt, ist gegen die Gesetze der menschlichen Natur; nur alsdann ist es möglich, wenn das, was in ihm das Lebendigste sein sollte, abgestorben und ein blos Aeußerliches geworden ist.

Außer diesem Allen wirkten in dem öffentlichen und bürgerlichen Zustande Deutschlands noch viele Umstände zu der raschen Entwickelung mit. Wir nennen das Größte zuerst. Bis auf diese Zeit war das Volk, die große Gesammtheit der gemeinen, freien Leute, versäumt und vernachlässigt, zu ihrer Bildung war wenig geschehen und große Kräfte schlummerten ungeweckt. Da trat Luther als eigentlicher Volkslehrer auf; an das Volk wendete er sich, ihm versprach er Belehrung, ja er machte es zum Richter in seinem Streite. Und dieses that er in einer so kräftigen, eindringlichen Sprache, wie in des Volkes Ohren wohl noch nie getönt hatte.

Auch der äußere Zustand des Volkes in Deutschland beförderte Luthers Unternehmen. Der Bauernstand war zwar nach und nach zu etwas mehr Freiheit gekommen, als in früherer Zeit; allein die Dienste, welche er zu leisten hatte, waren immer noch sehr drückend. Er war der Lastträger aller übrigen Stände und von seinen Herren, den Rittern, Grafen und Fürsten, in seinen Menschenrechten noch nicht allgemein anerkannt. Da erschallt das Wort: „Christliche Freiheit!“ auch bis in die Hütten der Landleute; dieses Zauberwort, welches sie nicht auf den Geist, sondern auf den äußern Zustand deuten, belebt sie durch neue und große Hoffnungen und erzeugt, wie wir bald sehen werden, zuerst die traurigsten Unordnungen. Denn bei so allgemeiner Aufregung eines Zeitalters ist, wie die Geschichte aller Völker zeigt, das rechte Maaß sehr schwer zu bewahren.

Wie das Volk, so war auch schnell der deutsche Adel von den neuen Bewegungen ergriffen. In ihm lebte noch lebendig die Begeisterung für des Vaterlandes Freiheit und Ehre; und da Deutschland in Rom laut verachtet wurde, so war schon dieses Grund genug, den Adel sogleich auf die Seite desjenigen zu ziehen, welcher die Macht des römischen Stuhles angriff. Aber es hatte auch die neu auflebende Wissenschaft viel Zugang unter dem bessern Theile des Adels gefunden; seit das Schießpulver dem Ritterthume tiefe Wunden geschlagen hatte, waren die Waffen nicht mehr die einzige Beschäftigung des Adels geblieben. Die größere Aufklärung des Geistes machte ihn empfänglich für neue, kühne Gedanken. Und endlich hatte Luther ganz besonders in einer merkwürdigen Schrift: „An den Adel deutscher Nation,“ diesen angeredet und für seine Sache aufgerufen. Am eifrigsten zeigte sich für ihn Ulrich von Hutten, aus fränkischem Adel, ein geborner Volksführer, wie die Zeiten der Umwälzungen sie hervorbringen, kühn und scharf mit dem Schwert und der Feder, Krieger und Gelehrter, witzig und von hinreißender Beredtsamkeit, und immer zu dem Gefährlichsten bereit. Einst hatte er, obgleich ein kleiner und unansehnlicher Mann, in Rom mit vier Franzosen, die von dem Kaiser unehrerbietig sprachen, für deutsche Ritterehre gekämpft und sie alle zum Weichen gebracht; und gleicherweise war seine Feder, wenn er sie gegen die Mönche, die Religionsmißbräuche, die Gegner der alten Sprachen und der Aufklärung, oder auch gegen Türken und Franzosen kehrte, schneidend wie sein

Schwert. Bei der allgemeinen Kenntniß der lateinischen Sprache war ein Spottgedicht von Hutten bald in allen Hauptstädten Europa's verbreitet. Dieser feurige Mann trat gleich auf Luthers Seite, vielleicht weniger aus Religionseifer, als weil sein Unternehmen kühn und gefahrvoll war, doch entwickelte sich in ihm auch der religiöse Sinn immer mehr, je tiefer er in Luthers Bestrebungen eindrang.[1])

Ein eben so wichtiger Mann aus dem Adel und Luthers Freund war Franz von Sickingen, ein tapferer, ehrgeiziger Ritter in Franken, von so außerordentlichen Eigenschaften, daß ihn manche damals der Kaiserkrone würdig hielten. Er bot Luthern eine Zuflucht auf seiner Burg Ebernburg (bei Kreuznach) und allen Schutz durch seine und seiner Freunde Waffen an, wenn er verfolgt würde, wie er denn auch Hutten und andern Kämpfern für die Reformation einen Zufluchtsort auf seinen Burgen gewährte. Luther aber lehnte es ab, und als Sickingen, der nicht ruhen konnte und vielleicht größere Absichten des Ehrgeizes im Sinne trug, im J. 1522 eine Fehde gegen den Erzbischof Richard oon Trier erhob, widerrieth es ihm Luther ernstlich. Seine Unternehmung war eine von den letzten Erscheinungen des Faustrechts in Deutschland; — ein einzelner Ritter, mit seinen Freunden, wirbt ein Heer von 12,000 Mann, wagt es, gegen die Abmahnungen des Reichsregiments, einen mächtigen Reichsfürsten zu bekriegen; fällt in sein Land ein, verheert es weit und breit, und erst als sich zwei andere Fürsten, der Churfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen, mit dem Erzbischof verbinden, weicht er in seine Burgen zurück. Er wurde von ihnen im nächsten Frühjahr in seinem Schlosse Landsstuhl belagert, hart bedrängt und fiel selbst, nachdem er schwer verwundet war, in ihre Hände. Er starb wenige Tage nachher, indem selbst seine Feinde ihm ihre Bewunderung und die Trauer nicht versagen konnten, daß so große Kräfte, in Ermangelung eines größeren Wirkungskreises, auf solche Weise verloren gingen. — Auf Luthers Sache hatte Sickingens Fall keinen Einfluß, denn Luther hielt sie selbst fern von allen äußern, politischen Bestrebungen, in welche diese Ritter sie verflechten wollten. Und dieses ist eine Hauptursache der Dauer seiner Stiftungen geworden. In dem äußeren Kampfe, wenn er ihn zugelassen, würde sich der Eifer verzehrt haben und die ganze Bewegung der Zeit wäre ein vorübergehender Krampf gewesen.

Unter den deutschen Fürsten nahm sich Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen, Luthers am thätigsten an. Anfangs trat er nicht

---

1) Hutten gehörte der humanistischen Schule an und hatte schon für Reuchlin in dessen Kampfe gegen die Kölnischen Verfinsterer eifrig geschrieben; ein Theil der merkwürdigen satyrischen epistolae obscurorum virorum rührt von ihm her. Dann wendete sich sein Eifer gegen das Papstthum in seiner weltlich ausgearteten Gestalt, gegen dessen Gelderpressungen in Deutschland, gegen das Mönchswesen, die Sittenlosigkeit vieler Geistlichen u. s. w. In lateinischen Gedichten, Reden, Gesprächen und Briefen — er war der lateinischen Sprache besonders mächtig, — geißelte er die Gebrechen der Zeit, zuletzt schrieb er auch in deutscher Sprache, um auf die Massen zu wirken. An den Kaiser, die Fürsten, den Adel, die Städte richtete er seine Ermahnungen, das römische Joch abzuwerfen; den päpstlichen Legaten Cajetan und Aleander drohte er mit Gewalt der Waffen. Aber er hatte sich durch seine Heftigkeit mächtige Feinde zugezogen und mußte zuletzt eine Zuflucht in Zürich suchen. Hier starb er schon im J. 1523, nur eben 35 Jahre alt.

auf seine Seite, vertheidigte ihn auch nicht, er wollte jedoch nicht, daß er seinen Feinden überliefert würde, bevor er des Irrthums überwiesen sei. Nach dem Wormser Reichstage aber entschied er sich ganz für ihn. „Die Sachen in Deutschland," (sagte er 1523 in Nürnberg) „sind so weit gekommen, daß die Menschen sie nicht mehr gut machen werden; Gott allein muß das thun; dem wollen wir diese wichtigen Händel, die uns zu schwer sind, empfehlen."

Nach und nach erklärten sich mehrere Fürsten für die neue Lehre; einige gewiß aus innerer Ueberzeugung; anderen gaben die Gegner Schuld, daß sie durch die Beute der geistlichen Güter, die sie einzogen, gelockt seien. Doch so kleinliche Bewegungsgründe würden eine so gewaltige Wirkung nicht erklären können. Die Hauptsache ist, daß der in der deutschen Nation erwachte Geist für alle Hauptrichtungen des Lebens im Staate, in der Wissenschaft und der Religion neue Bahnen suchte und dem Veralteten entgegentrat. Es lebte ein Bewußtsein in den Führern dieser Zeit, daß in ihr eine große Weltveränderung beginne. Auf der andern Seite rüsteten sich aber auch immer mehr die Freunde des alten Systems zu dessen Schutze.

86. Der Reichstag zu Worms. 1521.

Auf dem großen Reichstage zu Worms sollten auch die Religionsstreitigkeiten, welche alle Gemüther in Deutschland aufs Höchste gespannt hielten, zur Entscheidung gebracht werden. Der Papst hatte einen Legaten, den Cardinal Aleander, dorthin gesendet, um den Kaiser und die Fürstin dahin zu bringen, daß auch der Arm der weltlichen Macht gegen Luther erhoben würde. Zu seinem großen Erstaunen fand er aber, daß die Stimmung gegen den Papst schon bis in alle Klassen des Volks durchgedrungen war. Schriften, Lieder und Bilder, welche des Papstes Ansehen verspotteten, waren überall verbreitet; und der Legat selbst, obgleich er in des Kaisers Gefolge reisete, sah sich der kränkendsten Behandlung und oft sogar Gefahren blosgestellt. Auf dem Reichstage forderte er nun die strengsten Maßregeln gegen den, der schon als Ketzer verdammt sei, und legte den Fürsten zugleich eine Anzahl von Sätzen aus Luthers Schriften vor, um zu beweisen, daß er wirklich in Glaubenssachen von den Lehren der Kirche, und namentlich denen der Kostnitzer Kirchenversammlung, abweiche. Allein der Churfürst von Sachsen trat dagegen auf und forderte, man müsse Luther selbst hören, ob er die Schriften, aus denen jene Sätze gezogen seien, auch als die seinigen anerkenne. Dieser Meinung pflichteten der Kaiser und die Fürsten bei; der Cardinal aber redete dagegen, denn, was durch den Papst schon entschieden sei, dürfe nicht erst von einer Reichsversammlung, aus geistlichen und weltlichen Gliedern gemischt, untersucht werden. Aber man erwiederte, nicht Luthers Glaube solle untersucht, sondern nur er selbst gehört werden, ob er wirklich gelehrt habe und lehre, weshalb er verdammt sei; und so wurde er vor den Reichstag gefordert. Es war dieses einer der wichtigsten Schritte in der Reformationsgeschichte; Luthers Sache wurde dadurch öffentlich zu einer Nationalangelegenheit gemacht.

Seine Freunde, besonders der Churfürst von Sachsen, forderten nun für ihn das sichere, kaiserliche Geleit; es wurde ihm gewährt und er trat die Reise von Wittenberg nach Worms an. Auf dieser Reise lernte er selbst die Stärke seines Anhanges kennen; denn das Volk strömte von allen Seiten zu Tausenden herbei, ihn zu sehen und zu begrüßen; und als er am

Tage nach seiner Ankunft zu Worms, den 17. April, in die Reichsversammlung geführt werden sollte, mußte ihn der Reichserbmarschall durch Gärten und Hinterhäuser führen, so groß war das Gedränge des Volkes. Sein Anblick machte auf die Anwesenden nicht den gleichen Eindruck; der Kaiser Karl soll, zu seinem Nachbar sich wendend, gesagt haben: „Dieser brächte es nie dahin, daß ich ein Ketzer würde.“ Auch war Luther bleich und abgemattet von einem eben überstandenen schleichenden Fieber, und ihn selbst schien der Anblick der großen Versammlung und der Gedanke, hier vor Kaiser und Reich, er, ein Einzelner, zu stehen, an diesem ersten Tage überwältigt zu haben. — Ein Official des Erzbischofs von Trier legte ihm darauf im Namen des Kaisers und der Reichsstände die Frage vor, ob er diejenigen Bücher, die man ihm vorzeigte, für die seinigen erkenne, und ob er auf den darin enthaltenen Sätzen beharre? — Das erstere bejahte er, und für das zweite bat er sich Bedenkzeit aus; sie ward ihm bis zum andern Tage gewährt.

An diesem erklärte er nun öffentlich in der Reichsversammlung: Seine Bücher seien von dreierlei Gattung: einige handelten von Glaubenssachen und guten Werken, von denen nicht einmal seine Gegner alles anstößig fänden, er könne sie demnach nicht zurücknehmen, ohne sein Gewissen zu verletzen; — in andern würde die Gewalt der Päpste und ihre Dekrete angegriffen, wenn er sie widerrufe, so würde eben dadurch ihre Tyrannei über das Menschengeschlecht bestätigt; noch andere endlich wären wider diejenigen gerichtet, die das Papstthum vertheidigt und gegen ihn geschrieben hätten; in diesen gestehe er, zu heftig und bitter geschrieben zu haben, welches man aber der Art, wie Er von seinen Gegnern behandelt sei, zurechnen müsse.“ Endlich schloß er: „Wenn man ihn aus der heiligen Schrift überführen werde, daß er im Irrthume sei, so sei er bereit, seine Schriften mit eigener Hand in das Feuer zu werfen.“

Der Kanzler erwiderte darauf, man sei nicht hier, mit ihm zu streiten, sondern nur zu hören, ob er widerrufen wolle. Aber mit der größten Entschiedenheit erklärte er, daß ihm dieses sein Gewissen verbiete. „Hier stehe ich,“ rief er, „ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen!“

Es wurde in den folgenden Tagen noch eine besondere Unterredung mit Luther veranstaltet, an welcher vorzüglich der Churfürst von Trier sehr thätigen Antheil nahm; allein alle Versuche, ihn zum Widerruf zu bringen, waren vergeblich; und als ihn endlich der Churfürst fragte, ob ihm nicht selbst ein Mittel bekannt sei, wodurch alles wieder in Ordnung gebracht werden könne, war sein letztes Wort: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen; ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können.“

Der Kaiser dagegen erklärte den deutschen Fürsten mit festem Ernste: „daß er entschlossen sei, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben selbst dahin zu verwenden, daß dieses gottlose Unternehmen keinen weitern Fortgang haben könne, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren, die christlichen deutschen Kaiser, die katholischen Könige von Spanien, und die Herzöge von Oestreich und Burgund, seien sämmtlich, bis auf den letzten Augenblick, der römischen Kirche treu geblieben, sie hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich hinterlassen, nach welcher er bis dahin gelebt und auch zu sterben gedenke. Er wolle demnach Luther keines-

wegs mehr hören, sondern wieder entlassen und sodann gegen ihn als Ketzer verfahren."

Es war dem Kaiser Ernst mit dieser Erklärung. Wenn es nur auf die Einschränkung der päpstlichen Gewalt angekommen wäre, so möchte er vielleicht die ganze Bewegung nicht ungern gesehen haben, da er aber glaubte, daß es auf eine Veränderung des alten ewigen Glaubens abgesehen sei, dem er anhing, und daß die Einheit der Kirche bedroht werde, fühlte er sich zum entschiedenen Widerstande berechtigt. Mit seinem umfassenden Blicke, welcher die großen Verhältnisse der Völker scharf erkannte, sah er bald die gewaltigen Folgen dieser Begebenheiten voraus: die Spaltung und Erbitterung der Gemüther, den Kampf der Meinungen, der so leicht ein Kampf der Waffen wird, und wenn es einmal dazu gekommen war, das furchtbare Unglück eines Religionskrieges. Alle diese Gefahr glaubte Karl in der Geburt ersticken und sich dem Strome der Zeit wie ein starker Damm entgegen stellen zu müssen; seine Würde als Kaiser und als Schutzherr der Kirche schienen ihm diese Pflicht aufzulegen. Und wäre ihm von allen Seiten der ernste, treue Wille zu Hülfe gekommen, hätten sich nicht so viele unreine, weltliche Rücksichten hineingemischt, und hätte der rechtschaffene Papst Hadrian VI., der in den Jahren 1522 und 23 regierte, und dem es ein rechter Ernst war mit der Verbesserung der Kirche, länger gelebt, — es möchte viel schweres Unglück für unser Vaterland erspart worden sein! — In seinen Erblanden zwar, wo er alleiniger Gebieter war, hat Karl mit bitterer Strenge die neue Lehre auszurotten gesucht; er glaubte das Recht und die Pflicht dazu zu haben; und die Stimmung seiner Räthe, der Mehrzahl seiner Unterthanen und besonders der spanischen Nation, so wie der Neapolitaner, forderten diese Strenge von ihm. In Deutschland dagegen, wo er eine Zahl selbstständiger Fürsten und gährende Völker vor sich hatte, wo er durch eine Wahlkapitulation gebunden war und jeder gewaltsame Schritt als ein Versuch zu eigenmächtiger Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt erscheinen konnte, ging er lange Zeit mit großer Mäßigung zu Werke. Erhaltung des Friedens galt ihm für die Hauptsache und er hat beiden Parteien dringend zum Nachgeben zugeredet. Die Spanier beobachteten ihn deshalb sein ganzes Leben hindurch sehr genau, ob auch er nicht etwa durch den Umgang mit den Deutschen ketzerische Grundsätze eingesogen habe.

Gegen Luther wollten ihn einige erbitterte Gegner desselben sogleich zur Gewaltthätigkeit bereden, durch Gründe, denen ähnlich, welche Huß auf den Scheiterhaufen gebracht hatten; allein Karl erwiderte, daß ihm sein kaiserliches Wort unverletzlich sei, und gewährte Luthern das freie Geleit zur Rückreise auf 21 Tage. Viele zitterten dennoch für dessen Leben, heimlichen Verrath fürchtend, und sein Herr, der Churfürst ließ ihn in Thüringen durch vermummte Reiter, wie mit Gewalt, vom Wagen nehmen und in der Nacht, durch einen Wald, auf das Bergschloß Wartburg bei Eisenach bringen. Hier sollte er, Allen verborgen, verweilen, bis sich der Eifer der Gegner etwas gelegt hätte.

In Worms wurde indeß die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen, so wie gegen alle die, welche ihm anhangen oder ihn schützen würden. Seine Bücher sollten aller Orten verbrannt werden und ihn selbst sollte man gefangen nehmen und dem Kaiser überliefern; — dies ist das Wormser Edict vom 8. (26.) Mai 1521. Zu Rom war große Freude darüber; auch in Deutschland glaubten viele, die Sache sei nun zu Ende. Allein

ein Spanier selbst, Valdez, schreibt noch von dem Reichstage an einen Freund: „Ich sehe nicht das Ende dieser Tragödie, sondern den Anfang. Denn ich finde, daß die Gemüther der Deutschen sehr gegen den päpstlichen Stuhl aufgebracht sind." — Und in der That wurden in Worms, während der Kaiser noch in der Stadt war, nachdem Luthers Schriften öffentlich verbrannt waren, dieselben ohne Scheu zum Verkauf herumgetragen.

Ein merkwürdiger Act für die gesammte deutsche Geschichte, welcher noch auf dem Reichstage zu Worms vollzogen wurde, war die Uebertragung der fünf östreichischen Herzogthümer an Karls Bruder Ferdinand, als sein Erbtheil aus den deutschen Landen; dadurch wurde die deutsche Linie des Hauses Burgund-Oestreich gegründet, welche so wichtig für die folgenden Jahrhunderte werden sollte.

Ebenfalls setzten die Stände ihren alten, unter Maximilian oft angeregten, auch versuchten, aber nicht durchgeführten Gedanken eines Reichsregiments durch, welches in der Abwesenheit des Kaisers, zum Theil aber auch bei seiner Anwesenheit im Reiche, den größten Theil der kaiserlichen Befugnisse üben sollte. Mit vielem Widerstreben nur gab der Kaiser nach; die Stände blieben diesmal unerschütterlich. Er erlangte nur so viel, daß der Titel verändert wurde in: Kaiserlicher Majestät Regiment im Reich; und daß dasselbe fürs erste nur für die Zeit seiner Abwesenheit errichtet sein sollte.

Endlich ward auch noch auf diesem Reichstage eine Matrikel festgesetzt, nach welcher die Stände ihre Reichshülfe an Mannschaft stellen sollten, und sie ist diejenige geblieben, nach welcher sich das Reich bis zu seiner Auflösung bewaffnet hat.

87. Die ersten Religions-Unruhen.

Luther saß einsam auf der Wartburg und benutzte die Ruhe dieses Aufenthalts zur Uebersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche, damit es Jedermann zugänglich würde. Da kam zu ihm die Nachricht, daß aus übelverstandenem Eifer Unruhen in Wittenberg ausgebrochen seien; daß man die Kirchen stürmte, die Heiligenbilder mit Gewalt herauswerfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre; und daß sein Freund Karlstadt, ein heftiger Mensch, an der Spitze dieser Ausschweifungen stehe. Luther, alle Furcht hintansetzend, verließ sogleich seinen Zufluchtsort und erschien im März 1522, ohne die Erlaubniß des Churfürsten eingeholt zu haben, in Wittenberg, predigte kräftig gegen die Unruhestifter und stellte die Ordnung bald und glücklich wieder her. Er war gegen alle Gewalt. „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen, sprach er, das muß es thun und nicht wir armen Sünder."

Aber es folgten nicht lange nachher ernsthaftere Auftritte, welche alle bürgerliche Ordnung in Deutschland umzustürzen drohten. Wir haben schon zum Schlusse von Maximilian I. Regierung gezeigt, wie im Bauernstande des gesammten Reiches Unzufriedenheit gährte und die Verbindungen des Bundschuhes im Elsaß und des armen Konrad in Schwaben nur mit Gewalt der Waffen unterdrückt waren. Allein der Funke glimmte immer noch unter der Asche fort und loderte gegenwärtig zu hellen Flammen auf, als der Geist auch von einer andern Seite angeregt und zur Freiheit aufgefordert wurde. Die Dienenden glaubten jetzt zur Gleichheit aller Rechte mit ihren bisherigen Herren berufen zu sein, und in Süddeutschland, wo der Anblick der benachbarten freien und in ihrer Freiheit so wohlhabenden Schweizer

die Gemüther noch mehr reizte, brach zuerst ein Aufstand aus; die ersten waren die Bauern des Abts von Kempten und des Bischofs von Augsburg. Es verbreiteten sich, mit unglaublicher Schnelligkeit, zwölf Artikel von Schwaben aus durch ganz Deutschland, welche die Rechte und Forderungen des Bauernstandes enthielten. „Zuerst sollte den Bauern erlaubt sein, ihre Geistlichen selbst zu wählen, welche ihnen das Wort Gottes rein, ohne Beimischung menschlicher Satzungen, predigten; in Zukunft sollten sie keinen Zehnten geben, als vom Korn; man habe sie bis dahin als Sklaven behandelt, da sie doch durch Christi Blut alle zu freien Leuten geworden seien; sie wollten zwar nicht ohne Obrigkeit, aber auch nicht mehr unter der bisherigen Sklaverei leben, man erweise ihnen denn aus der heiligen Schrift, daß sie schuldig seien, es zu thun. Sie hätten sich über viele Dinge zu beschweren; es sollten daher die Landesherren nach der Billigkeit und Vorschrift des Evangeliums verfahren, die Unterdrückungen mäßigen, und über dasjenige, was sie von alten Zeiten her getragen, ihnen nicht noch täglich ein mehreres auferlegen.“

Wir sehen, das Wort war anfangs noch gerecht und gemäßigt; aber wenn die Ausführung dem rohen Haufen übergeben wird, so werden die Leidenschaften das schwache Wort bald überwältigen und, durch alle Schranken hindurch brechend, kein Maß mehr kennen. Der Kläger will zugleich Richter in seiner eigenen Sache sein und übt sicher dieselbe Ungerechtigkeit aus, welche ihn gedrückt hat. Die versammelten Haufen der Bauern fingen damit an, daß sie die Schlösser der Adeligen und die reichen Sitze der Geistlichen plünderten und verbrannten und viele ihrer Besitzer ermordeten, wie z. B. den Grafen von Helfenstein zu Weinsberg. Bald wuchsen die Haufen zu Heeren an, deren sich drei allein in Schwaben sammelten. In Franken, wohin einer dieser Haufen unter der Anführung eines ehemaligen Gastwirths, Georg Metzler, eingedrungen war, tobte der Aufruhr nicht minder und drang bis Würzburg vor, welche Stadt sich mit den Bauern gegen ihren Bischof vereinigte und den Rest des fränkischen Adels, der sich in die Burg der Stadt, den Frauenberg, geworfen hatte, belagerte. Schon hatte sich überhaupt eine Anzahl von Städten in ganz Oberdeutschland mit den Bauern vereinigt, die kleineren zum großen Theile, aber auch mehrere des zweiten Ranges; schon hatten mehrere Fürsten, z. B. die Grafen von Hohenlohe, die Bischöfe von Bamberg und von Speier, sogar der Churfürst von der Pfalz, sich zu persönlichen Verträgen mit den Bauern verstehen und die Erledigung ihrer Beschwerden, auf den Grund der zwölf Artikel, versprechen müssen.

Ja, die Gedanken der Anführer, unter welchen sich Männer von allen Ständen fanden, — aus der Ritterschaft z. B. Götz von Berlichingen und Florian Geier, und der Rechtskundige Wendel Hipler, früher hohenlohescher Kanzler, — gingen auf eine merkwürdige Weise über den nächsten Kreis, aus welchem die Bewegungen entsprungen waren, weit hinaus, sie faßten Plane zu einer Reformation des ganzen Reiches. Die geistlichen Güter sollten überall säcularisirt und mit einem Theile derselben sollten die weltlichen Fürsten und Herren für die Aufgebung aller ihrer Gerechtsame gegen die Bauern entschädigt werden; (wer sollte in so früher Zeit die Ideen suchen, welche die französische Revolution in unsern Tagen zur Reife gebracht hat?); alle Zölle sollten aufhören; Münze, Maaß und Gewicht im ganzen Reiche gleich sein. Nur alle zehn Jahre sollte eine Steuer für den römischen Kaiser

erhoben werden, den man erhalten wollte, (weil im Neuen Testamente des Kaisers gedacht wird), dagegen sollten die Herrscherrechte der Fürsten größtentheils aufhören, nur als große Grundbesitzer wollte man sie dulden. Die Gerichte sollten in einem neuen volksthümlichen Sinne verändert werden, vierundsechzig Freigerichte im ganzen Reiche mit Beisitzern aus allen Ständen, sechzehn Landgerichte, vier Hofgerichte, ein Kammergericht; die Doctoren des römischen Rechts aber, welche den Bauern verhaßt waren, sollten von allen Gerichten ausgeschlossen sein. — Wie merkwürdig, daß, nachdem Kaiser, Churfürsten und Fürsten zu den Zeiten Friedrichs und Maximilians vergeblich nach Reformen der Reichsverfassung gesucht hatten, welche die Einheit des großen Körpers kräftig wiederherstellen sollten; nachdem diese gesetzlich bestehenden Glieder des Reiches sich nicht hatten verständigen können, vielmehr noch weiter auseinander gewichen waren, daß nun die Idee der Erneuerung und Verjüngung des Reiches aus den untersten Ständen, den eigentlichen Grund-Elementen des Staates, hervordringen wollte; aber freilich in dem Sinne, der ihrer ganzen Lebensrichtung angemessen war. Und während einige der Anführer, die etwas höheres wollten, dem Reiche eine bessere Ordnung aussannen, tobten die entfesselten Leidenschaften der Menge in Plünderung, Mord und wilder Rachsucht. Dem Rathe zu Nürnberg erklärten die Bauern unter anderm in einer Unterhandlung, sie gedächten nicht eher zu ruhen, als bis kein Haus im Lande sei, das besser sei, denn ein Bauernhaus.

In Thüringen zeigte sich eine Verirrung des aufgeregten Zeitgeistes in etwas anderer, doch verwandter, Art; sie paarte sich mit religiöser Schwärmerei. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer, der früher Luthers Zuhörer gewesen war, rühmte sich besonderer göttlicher Offenbarung, durch welche ihm das Wesen christlicher Freiheit viel klarer kund geworden sei, als Luther, den er den Doctor Lügner nannte, sie kenne und lehre: „Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht und alles Regiment müsse nur nach der Bibel und göttlichen Offenbarung geführt werden; der Fürsten, der Obrigkeiten, des Adels, der Priester, bedürfe es nicht, und der Unterschied zwischen Armen und Reichen sei ein unchristlicher; denn im Reiche Gottes müßten alle Menschen gleich sein." Solcher Lehren wegen war Münzer aus Sachsen verwiesen und nach Mühlhausen in Thüringen gezogen, wo er den Pöbel gewann, die Obrigkeit absetzen, sich aber zum Prediger und zum Herrn der Stadt machen ließ. Seine Lehre von der Gleichheit aller Menschen und die Gütergemeinschaft, die er einführte, nachdem er die Reichen aus der Stadt getrieben hatte, mehrten seinen Anhang und verbreiteten ihn bald auch über das umliegende Land. Ganz Thüringen, Hessen und Niedersachsen waren in Gefahr; in Süddeutschland tobte zu gleicher Zeit der Bauernkrieg, die Schwärmer aller Gegenden konnten in eine große Flut zusammenströmen. In dieser großen Gefahr des ganzen Gemeinwesens zeigte es sich von neuem, zum wahren Heile der Menschheit, daß die stärkste Macht, welche dieses Zeitalter in Bewegung setzte, aus der Tiefe des menschlichen Geistes und Gemüthes emporgestiegen war und sich in ihrer geistigen Natur gegen jede Versuchung behauptete. Denn was wäre aus Deutschland, aus Europa geworden, wenn die Reformation sich mit den Bauern verbunden und ihren auf das Aeußere gerichteten Bestrebungen die Seele religiöser Entflammung eingehaucht hätte! Aber Luther, dem die Bauern ihre zwölf Artikel zum Gutachten zugesendet hatten,

gestand zwar anfangs, daß viele ihrer Forderungen gerecht seien, tadelte die Bedrückungen der Fürsten und Herren und rieth zur Milde; allein die Gewaltthaten der Bauern tadelte er sofort und hielt ihnen vor, daß die christliche Freiheit die Seele frei mache, nicht Leib und Gut; und als auch die Münzerischen Ausschweifungen hinzukamen, forderte er, um die Schuld solcher Ausartung von seiner Lehre abzuwenden, selber die Fürsten auf, das Schwert gegen die Aufrührer zu ziehen. Und dazu war es hohe Zeit, denn schon rauchten die Rittersitze und Klöster (wie z. B. Paulinzelle und Walkenried) in Thüringen, Franken, Schwaben, am Rheinstrom und bis in Lothringen.

Da vereinigten sich, auf Luthers Zureden, gegen die Aufrührer in Thüringen: der Churfürst Johann von Sachsen, — Friedrich der Weise war so eben gestorben, nachdem er mit Kummer den Anfang dieser Wirren gesehen hatte, — der Herzog Georg von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig. Ein Theil ihres Heeres, unter Philipps Anführung, traf auf das Heer der Bauern bei Frankenhausen in Thüringen am 15. Mai 1525.

Die Fürsten, um die Verirrten mit Schonung zu gewinnen, ließen ihnen Verzeihung versprechen, wenn sie zur Ordnung zurückkehren und ihre Anführer ausliefern wollten. Aber Münzer, die eigne Gefahr von sich abzuwenden, benutzte die Erscheinung eines Regenbogens zur neuen Begeisterung der Seinigen, indem er ihn als ein Zeichen ankündigte, das Gott sende. Wüthend stachen sie einen der Abgeordneten des Churfürsten nieder und bereiteten sich in ihrer Wagenburg zur heftigsten Gegenwehr; allein in wenigen Augenblicken war ihr blinder Muth gebrochen; die Schaaren der Engel, die Münzer versprochen hatte, erschienen nicht; er selbst, „der Mann mit dem Schwerte Gideons", war einer der ersten, welche die Flucht ergriffen, und die Hälfte seiner Schaar fiel durchs Schwert. Er hatte sich in Frankenhausen auf dem Boden eines Hauses verborgen, ward aber hervorgezogen und enthauptet; er starb ohne Muth.

Fast zu ganz gleicher Zeit wurde auch dem Bauernkriege im südlichen Deutschland ein Ende gemacht. Der schwäbische Bund, welcher wieder erneuert war, brachte ein Heer zusammen, und dieses trieb, unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg, die verschiedenen Haufen der Bauern in Schwaben und Franken mit nicht größerer Mühe auseinander, als dieses in Thüringen geschehen war. Am 15. Mai, dem Tage der Frankenhäuser Schlacht, liefen die Bauern Sturm gegen das Schloß von Würzburg, allein die Besatzung unter Sebastian von Rotenhan leistete tapfern Widerstand; das Geschütz entschied auch hier den Sieg, wie bei Frankenhausen. Zwei Uhr nach Mitternacht wichen die Bauern zurück; und als nun das Heer unter Truchseß heranrückte, wurden ihre Haufen im freien Felde einer nach dem andern leicht zersprengt und zum großen Theile niedergehauen. In Schwaben und im Elsaß ging es eben so. Die Sieger nahmen schwere Rache und an den empörendsten Grausamkeiten fehlte es nicht.

So waren die furchtbaren Bewegungen schnell wieder gedämpft, welche die ganze Verfassung Deutschlands umstürzen konnten, wenn die aufgeregten Kräfte von großen Männern geleitet worden wären. Sie hatten viel Blut gekostet; man rechnete mehr als 100,000 Bauern, welche in diesen Unruhen das Leben verloren. — Nach diesen folgte einige Zeit Ruhe im Vaterlande.

88. Kaiser Karls auswärtige Händel.

Der Kaiser war indessen auswärts beschäftigt. Von dem Reichstage in Worms war er nach den Niederlanden gegangen und besuchte darauf auch Spanien wieder, wo er fast acht Jahre blieb; seine Sorge mußte die Enden Europa's umfassen. Doch war sein Blick vor allen Dingen auf den König Franz I. von Frankreich gerichtet, der als ein feindlich gesinnter Nachbar und Nebenbuhler auf jeden Vortheil achtete, welchen er ihm abgewinnen möchte. Wir dürfen nicht nach besondern Ursachen der Eifersucht zwischen beiden suchen; in ihrem Gemüthe sowie in dem gegenseitigen Verhältnisse beider als Herrscher, lagen der Gründe genug. Franz war ehrgeizig und stolz; Karls Seele war nicht weniger erfüllt von diesen Regungen, welche in ihm nur eine großartigere Gestalt angenommen hatten. Beide waren schon Nebenbuhler bei der Kaiserwahl gewesen, und Franz, der ältere, der durch ritterlichen Ruhm und persönliche Eigenschaften über dem Gegner zu stehen glaubte, fühlte sich durch dessen Vorzug gekränkt. Das Herzogthum Mailand ferner, welches Franz erobert hatte, ein Lehen des deutschen Reiches, lag für Karl als eine Aufforderung da, es der französischen Macht durch die Waffen wieder zu entreißen; dagegen war Karls drohende Uebermacht in Europa eine so nahe Ursache der Besorgniß für alle übrigen Herrscher, daß Franz, welcher nächst ihm das mächtigste Reich besaß, sich vor allen andern zum Kampfe gegen ihn berufen glaubte. Er hatte sein Augenmerk auf Italien gerichtet, wo ihm schon ein Unternehmen gelungen war; hier sollte Karls Macht gebrochen werden, und er suchte alte Ansprüche auf Neapel hervor, um an diesem Lande sein Glück zu versuchen. Karl dagegen stärkte sich durch ein Bündniß mit Heinrich VIII. von England, dessen Eitelkeit Franz unvorsichtig verletzt hatte, und der Krieg, der schon im J. 1521 begonnen hatte, wurde nun durch Engländer und Niederländer von den Niederlanden, an den Pyrenäen von Spanien aus, mit der größten Anstrengung der Kräfte aber in Italien geführt. Karl hatte den Nachtheil gegen sich, der immer aus sehr zerstreuten Besitzungen fließt, daß seine Macht sich zu sehr theilen mußte. Franz konnte dagegen von seinem Mittelpunkte aus, der die Kräfte in Einem geschlossenen Kerne vereinigte, nach der Seite hin plötzlich den Stoß richten, nach welcher er wollte. Allein darin bestand Karls große Ueberlegenheit und spiegelte sich seine wahre Herrschergröße, daß er eine Schaar der trefflichsten Männer um sich versammelt hatte, und daß er mit scharfem Auge durchschaute, wen er als Feldherrn gegen den Feind stellen, wen als Gesandten die verwickelten Knoten der Staatskunst lösen, wen im Rathe als den Besonnenen und Weisen das Wort reden lassen konnte. Durch die geistigen Kräfte wird die Welt regiert; Karl verstand die Kunst, sie seinem Dienste zu gewinnen.

Ein tapferer französischer Heerführer, der Herzog Karl von Bourbon, war vom König Franz schwer gekränkt und ging zu Karl über. Dieser nahm ihn mit offenen Armen auf und er führte nun mit dem Vicekönig von Neapel, Lannoy, und dem Marchese von Pescara, dem ersten Kriegshelden seiner Zeit, die kaiserlichen Heere in Italien; Franz dagegen verlor im J. 1524, bei dem Rückzuge seiner Truppen, seinen tapfersten Krieger, den Ritter Bayard, welcher an der Sesia durch seinen Heldenmuth zwar das zurückziehende Heer rettete, aber selbst tödtlich verwundet starb. Der Vortheil des Krieges schien ganz für den Kaiser entschieden; Mailand

war wieder erobert, die Franzosen aus Italien vertrieben. Allein nun wollte Karl Frankreich selbst angreifen und ließ sein Heer in die Provence einfallen und Marseille belagern; darüber hätte er beinahe sein Uebergewicht wieder verloren. Von dieser Seite ist Frankreich schwer zu verwunden. Die Stadt konnte nicht erobert werden und das Land umher war von dem Feinde selbst verwüstet, so daß Pescara sich zum Rückzuge gezwungen sah. Nur seine Meisterschaft als Kriegsführer rettete das Heer auf dem beschwerlichen Wege; denn der König Franz folgte ihm auf der Ferse, eroberte Mailand und griff die Stadt Pavia an. Die kaiserlichen Feldherren waren in großer Verlegenheit. Vor ihnen der viel stärkere Feind, welcher eine der Hauptstädte bedrängte; in ihrem Rücken das Gebiet des Papstes, der mit Franz ein Bündniß geschlossen hatte; in ihrem Heere selbst Mangel aller Art und die Erschlaffung, die ein langer Rückzug erzeugt. Allein ihr eigner Muth und Scharfblick, und das Glück, machten dieses Alles wieder gut.

Schlacht bei Pavia. 1525. — Der Befehlshaber, welcher Pavia vertheidigte, Don Antonio de Leyva, wankte nicht, sondern hielt eine harte Winterbelagerung bis zum Februar 1525 standhaft aus. Unterdeß war dem kaiserlichen Heere eine Verstärkung aus Deutschland von 15,000 Landsknechten unter dem tapfern Georg von Freundsberg oder Frundsberg gekommen, und den 28. Febr. griffen sie den König bei Pavia an. Pescara's scharfes Auge hatte den rechten Angriffspunkt von einer Seite ausersehen, woher der König keinen Feind erwartete. Durch einen großen, mit Mauern umgebenen, Waldgarten glaubte er seinen Rücken gedeckt, aber Pescara hatte durch dessen Mauern in der Nacht vorher einen Weg bahnen lassen und brach nun stürmend hervor. Zu gleicher Zeit machte Leyva einen Ausfall aus der Festung und Lannoy und Bourbon kamen von einer andern Seite. Da kam bald Unordnung in das französische Heer; die Schweizer in demselben flohen, gegen ihre Gewohnheit, bald vom Schlachtfelde; tapfer fochten die deutschen Miethstruppen in Franzens Heere, allein noch tapferer Georg von Frundsberg mit den Seinigen, und ihnen dankten die Feldherrn vorzüglich den Sieg; die Deutschen hieben ihre Landsleute aus Erbitterung, weil sie den Franzosen dienten, beinahe bis auf den letzten Mann nieder. — Dem König Franz wurde sein Pferd von Nicolaus von Salm unter dem Leibe erstochen: zu Fuß vertheidigte er sich noch gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zu seinem Glück kam ein französischer Edelmann, Pomperant, der unter Bourbon diente, dazu, erkannte den König und forderte ihn auf, sich dem Herzog zu ergeben. Aber mit Unwillen befahl der König, den Vicekönig Lannoy herbeizurufen. Der Kampf hielt inne, bis dieser kam, und ihm übergab der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte ihm sogleich den seinigen: „Es sei unziemend," sagte er, „daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos dastehe."

Vierzehn Tage nach dieser Schlacht war kein Feind mehr in Italien.

Karl war fast unzufrieden über das zu große Glück, welches ihm nun nichts mehr zu thun übrig lasse. „Weil ihr mir nun den König von Frankreich gefangen habt," sagt er in einem Briefe an Lannoy, „so sehe ich, daß ich nun nichts mehr, als gegen die Ungläubigen thun kann. Ich habe allezeit den Willen dazu gehabt, und jetzt um so mehr. Helft doch die Sachen gut einrichten, daß ich, ehe ich viel älter werde, noch Thaten verrichten könne, die zu Gottes Dienst und mir nicht zum Tadel gereichen."

Der König Franz wurde nach Madrid gebracht und streng verwahrt. Ueber die Art, wie er behandelt werden und wie der Kaiser dieses Geschenk des Glücks benutzen müsse, war unter seinen Räthen eine entgegengesetzte Meinung. Die eine Partei, wozu Lannoy gehörte, rieth, den König großmüthig zu behandeln und dadurch den Samen der Feindschaft vielleicht auf immer zu vernichten; die andere, mit dem Kanzler Merkurinus Gattinara an der Spitze, wollte aus der Gelegenheit so viel Vortheil als möglich ziehen. Der Kaiser wählte den Mittelweg zwischen beiden und verlor dadurch die Früchte des ganzen Glückwechsels. Der Vortheil, welchen ihm der Kanzler vorhielt, gefiel ihm wohl; er forderte von dem Könige, als Preis der Loslassung, außer der Verzichtleistung auf Mailand und Neapel, das Herzogthum Burgund zurück, welches Frankreich seiner Großmutter unrechtmäßig entrissen hatte und welches er ganz besonders werth hielt. Allein den König auch so lange gefangen zu halten, bis die Bedingung wirklich erfüllt sei, — so rieth sein Kanzler, — schien ihm zu hart und unkaiserlich. Er verließ sich auf des Königs Wort; aber dieses, so ritterlich es Franz zu geben schien, war nicht redlich gemeint. Ehe er den Vertrag unterzeichnete, ließ er einige seiner vertrauten Diener heimlich zu sich kommen und stellte in Gegenwart des päpstlichen Nuntius eine Erklärung aus, daß er das nicht zu halten brauche, was er dem Kaiser zusagen müsse, weil er ein Gefangener sei; und auch der Papst Clemens VII. hatte ihn schon im Voraus von allem entbunden, was er versprechen würde. Mit solcher Gewissensberuhigung ausgerüstet ging er zum Altare und schwur auf die heiligen Evangelien, daß er die eingegangenen Bedingungen halten wolle. Zugleich gab er sein königliches Ehrenwort, daß er, wenn er das Versprochene nicht halten könne, in sechs Monaten in die Gefangenschaft zurückkehren wollte. — Solche Früchte trägt die sogenannte Staatsklugheit, welche sich von den ewigen Gesetzen der Wahrheit und Sittlichkeit nicht gebunden glaubt! —

Franz wurde im J. 1526 entlassen, nachdem er über ein Jahr in der Gefangenschaft gewesen war, — und hielt seinen Vertrag nicht. Er entschuldigte sich damit, daß seine Stände durchaus nicht in die Abtretung von Burgund willigen wollten, und bot dann eine große Summe Geldes für die Befreiung seiner beiden älteren Söhne an, die er dem Vertrage gemäß statt seiner als Geißeln nach Spanien geschickt hatte. Aber Karl ließ ihm antworten: „Er verletze Treu und Glauben, die er ihm öffentlich und auch im besondern gegeben, und handle nicht, wie es einem Manne von edler Geburt und einem Fürsten gezieme. Wolle er es läugnen, so erkläre er hiermit, daß er die Wahrheit davon durch die Waffen erhärten und im Zweikampf beweisen wolle."

Franz nahm die Herausforderung zwar mit Worten an, wußte aber der That selbst unter mancherlei Vorwänden auszuweichen, und so mußten die Völker wieder mit ihrem Blute ausfechten, was seine Leidenschaft und sein Ehrgeiz aufgeregt hatte. Der Krieg zwischen Karl und Franz brach von neuem aus.

Die Kaiserlichen in Rom. 1527. — Gleich im Anfange desselben geschah in Italien eine unerhörte That. Das kaiserliche Heer in Mailand stand nun unter dem Oberbefehl des Herzogs von Bourbon, nachdem der treffliche Pescara gestorben war. Das Land war ausgezehrt, die Befehlshaber ohne Geld, die Truppen murrten und forderten ihren Sold.

alle Mittel der Beruhigung waren vergeblich; da brach das Heer plötzlich im Januar 1527 gegen Rom auf, ohne einen bestimmten Befehl des Kaisers; man weiß nicht, ob nach dem Willen des Herzogs von Bourbon, welcher vielleicht große Plane des Ehrgeizes gefaßt hatte, oder aus einem raschen Entschlusse der Menge, die in Rom Ueberfluß aller Bedürfnisse und eine reiche Beute zu finden hoffte. Genug, Bourbon gab dem allgemeinen Drange nach und kam nach einem sehr beschwerlichen Zuge vor Rom an. Es war ein Haufe, aus allen Völkern Europa's gemischt. Am 6. Mai erging der Befehl zum allgemeinen Sturm der alten Welthauptstadt; Bourbon war einer der ersten auf der Mauer und sein Beispiel feuerte die Stürmenden an; aber kaum hatte er einige Augenblicke da oben mit dem Schwerte gefochten, als ein Schuß ihn niederwarf. Die Seinigen indeß drangen in die Stadt, und eine Plünderung und Verheerung, wie zur Zeit der Vandalen, wüthete nun mehrere Tage in den Mauern derselben. Der Papst Clemens VII. hatte sich mit seinen Getreuen in die Engelsburg geflüchtet; hier wurde er einige Monate belagert, bis die Noth ihn zwang, eine Summe von 400,000 Dukaten zu versprechen, damit das völlig losgebundene Heer seinen Sold erhalten konnte.

Der Kaiser Karl schickte unterdeß Briefe an alle christlichen Fürsten, worin er sich sehr sorgfältig wegen dieser Vorgänge entschuldigte, die ganz ohne sein Wissen und Willen geschehen seien; ja, während seine Feldherren den Papst in der Engelsburg eingeschlossen und als Gefangenen hielten, ließ er in den spanischen Kirchen für die Befreiung desselben öffentliche Gebete verrichten. Man hat ihm dieses als Heuchelei vorgeworfen; aber das widerspenstige Heer achtete in der That nicht mehr auf seine Befehle, bis der rückständige Sold ausgezahlt war. Dann erst, nach zehn Monaten, zog es sich, auf sein Geheiß, nach Neapel. Es war aber durch die Ausschweifungen in Rom so geschwächt worden, daß, als Franz von Frankreich noch in demselben Jahre 1527 einen neuen Einfall in Italien machte, dessen Heer unter Lautrec ohne Widerstand bis nach Neapel drang und diese Stadt belagerte. Nur der plötzliche Uebertritt des berühmten genuesischen Seehelden Andreas Doria, der mit einer Flotte von der Seeseite Neapel belagerte, zur Partei des Kaisers, und zugleich Krankheiten im französischen Heere, wendeten das Glück wieder zu Karls Gunsten; das französische Heer wurde von Neapel und im J. 1529 auch von Mailand zurückgeschlagen; die beiderseitige Ermüdung führte den Frieden von Cambray 1529 herbei, den man auch den Damenfrieden nennt, weil er von der Mutter des Königs Franz, und Karls V. Tante, Margaretha, Regentin der Niederlande, vermittelt wurde. Franz zahlte zwei Millionen Kronen für die Befreiung seiner Söhne in Spanien, leistete Verzicht auf Mailand, Genua, Neapel und alle Länder jenseits der Alpen, heirathete Karls Schwester Eleonore, und dagegen drang Karl nicht sogleich jetzt auf die Abtretung des Herzogthums Burgund, sondern behielt sich seine Rechte vor.

Nun war der Zeitpunkt gekommen, daß der Kaiser sich auch in seinen italienischen Ländern mit Würde zeigen konnte; er war noch nie dort gewesen. Er landete im August 1529 in Genua und zog von dort mit kaiserlicher Pracht nach Bologna. Hierhin hatte er eine Zusammenkunft mit dem Papste Clemens verabredet und sie wurde mit großer Feierlichkeit gehalten. Der früheren Feindschaft wurde nicht mehr gedacht; Karl küßte dem heiligen Vater, nach alter Sitte, knieend den Fuß und dieser krönte ihn

unter festlicher Pracht zum Kaiser, so wie zum Könige der Lombardei. Es war die Krönung des mächtigsten Monarchen, der seit Karl dem Großen die Kaiserkrone getragen hatte, und es ist die letzte gewesen, die Italien gesehen, hat [1]). Karl erschien den Italienern, die ihn nur von der furchtbaren Seite kannten, als ein milder und edler Herr; die Furcht wandelte sich in begeisterte Verehrung um, und nachdem er auch nicht einmal Mailand für sich behalten, sondern großmüthig dem Herzog Franz Sforza als Reichslehn zurückgegeben hatte, zog er zu dem großen Augsburger Reichstage nach Deutschland.

89. Die ersten Bündnisse der protestantischen Fürsten.

In unserm Vaterlande hatten indeß viele Fürsten schon öffentlich die neue Lehre in ihren Ländern eingeführt. Einer der eifrigsten war der junge Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen; dieser drang auch bei den übrigen Fürsten, welche mit ihm gleich gesinnt waren, darauf, daß sie ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze schließen sollten, wenn etwa die Gegner das Wormser Edict mit Gewalt durchzuführen versuchten. Seine Sorge war nicht ungegründet. Schon hatten mehrere andersgesinnte Fürsten zu Leipzig eine Zusammenkunft gehalten und über die gemeinschaftliche Vertheidigung ihrer Länder gegen das Eindringen jeder Neuerung gerathschlagt; sie hatten den Kaiser um Beistand angerufen und dieser hatte in seiner Antwort von „Ausrottung der Irrthümer der lutherischen Sekte" gesprochen. Zu Dessau schlossen die Fürsten, Chur-Mainz, Chur-Brandenburg und die Herzöge von Wolfenbüttel und Kalenberg einen Bund. Dagegen wurde den 4. Mai 1526 zu Torgau ein Bündniß errichtet zwischen dem Churfürsten von Sachsen, Johann dem Standhaften, Philipp von Hessen, den Herzögen von Grubenhagen und Celle, dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürsten Wolfgang von Anhalt, Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld und der freien Reichsstadt Magdeburg. Auch der Markgraf Albrecht von Brandenburg, ehemals Meister des deutschen Ordens, der aber bei der Annahme der neuen Lehre das geistliche Ordensland, mit Zustimmung des Königs von Polen als Oberlehnsherrn, in ein weltliches Herzogthum Preußen verwandelt hatte, schloß ein besonderes Bündniß mit dem Churfürsten von Sachsen. Die feste Haltung der Verbündeten auf dem, unter dem Vorsitze des Erzherzogs Ferdinand im J. 1526 zu Speier gehaltenen Reichstage verschaffte ihnen den günstigen Reichstagsbeschluß, „daß die Stände des Reichs in Sachen, die das Wormser Edict angehen möchten, mit ihren Unterthanen so leben, regieren und halten sollten, wie ein jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten hoffe und vertraue." Dadurch war es dem Gewissen einer jeden Obrigkeit überlassen, wie weit sie in den Religionssachen gehen wolle.

Der Kaiser, der damals noch in Spanien und mit dem gefangenen König Franz beschäftigt war und bald darauf, nach dessen Loslassung, einem neuen Kriege mit ihm entgegensah, vertröstete die Deutschen, welche ihn zur Beilegung der Händel herbeiwünschten, mit einem neuen Reichstage, sobald er irgend Muße finde, zu ihnen zu kommen. Indeß ließ er im J. 1529

1) Bei dem Krönungszuge stürzte wenige Schritte hinter dem Kaiser der hölzerne Gang zusammen, durch welchen man den Palast mit der Petroniuskirche verbunden hatte. Viele deuteten dieses dahin, daß Karl wohl der letzte Kaiser sein werde, der zu einer römischen Krönung gehe. Er selbst sah sich lächelnd um und erkannte sein Glück, welches ihn auch jetzt vor einem Unfall bewahrt hatte.

vorläufig einen Reichstag zu Speier halten. Dieser machte aber den Riß zwischen beiden Parteien nur größer, denn er gab der neuen einen Namen. Die Mehrheit der Stände, welche katholisch war, faßte den Beschluß: „Es solle im Wesentlichen bei dem Wormser Edicte bleiben, die Messe beibehalten werden, und die, bei denen die neue Lehre Eingang gefunden habe, sollten sich aller weitern Neuerungen enthalten; keiner solle übrigens des andern Unterthanen, des Glaubens halber, in Schutz wider ihre Obrigkeit nehmen", — mit diesem Schlusse waren die lutherisch Gesinnten unzufrieden und legten eine förmliche Verwahrung, Protestation, dagegen ein, wovon sie den Namen Protestanten erhalten haben. Sie erklärten, sich an den Abschied vom J. 1526 auch ferner halten zu wollen. Es waren die meisten der oben erwähnten Fürsten, welche den Torgauer Bund geschlossen hatten, auch der Markgraf Georg von Brandenburg von der fränkischen Linie, und die Städte: Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Reutlingen, Windsheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weißenburg, Nördlingen und St. Gallen.

Die Augsburger Confession. 1530. — Im folgenden J. 1530 wurde der große Reichstag zu Augsburg gehalten, zu welchem der Kaiser selbst aus Italien, wie er angekündigt hatte, kam. Schon auf dem Wege begegneten ihm Abgeordnete beider Parteien, um ihn für ihre Sache zu stimmen: er aber hielt seine Gedanken in sich verschlossen und verwies alle auf den Reichstag selbst. Am 22. Juni Abends hielt er mit großer Pracht und im Geleite der zahlreich versammelten Churfürsten, Fürsten und Herren seinen Einzug in die Stadt. Es war nicht mehr der unbekannte junge Fürst, wie er vor zehn Jahren zum erstenmal in Deutschland auftrat, sondern ein Kaiser, wie seit Karl dem Großen an Macht keiner gewesen; die Welt war seiner großen Eigenschaften voll. Der mächtigste König war vor ihm erlegen und selber Rom hatte nicht einmal einem irregeleiteten Theile seiner Macht widerstehen können. Auch sein Aeußeres hatte an Würde und männlichem Anstand gewonnen und überwältigte selbst die Gemüther der Gegner. Melanchthon, der mit dem Churfürsten von Sachsen in Augsburg war, redet in einem vertrauten Briefe so über ihn: „Das Merkwürdigste auf dieser Versammlung ist unstreitig der Kaiser selbst. Sein ununterbrochenes Glück wird zwar auch in euern Gegenden Bewunderung erregt haben, weit bewundernswürdiger aber ist es, daß er bei so großen Erfolgen, da ihm alles nach Wunsch gelingt, eine so große Mäßigung bewahrt, so daß man weder ein aus den Schranken tretendes Wort, noch eine solche That, an ihm bemerkt. Welchen König oder Kaiser wirst du mir aus der Geschichte nennen, den das Glück nicht geändert hat? Bei diesem allein hat es das Gemüth nicht aus der Haltung bringen können. Bei ihm ist keine Spur einer Leidenschaft, eines Hochmuthes, einer Grausamkeit. Denn, um von dem übrigen zu schweigen, obgleich unsere Gegner bisher alle Künste aufgewendet, um ihn in dieser Religionssache gegen uns aufzubringen, hat er doch die Unsrigen noch immer mit Freundlichkeit angehört. Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Die häusliche Zucht, die sonst bei den deutschen Fürsten sehr streng war, wird nun bloß in des Kaisers Hause angetroffen. Kein Lasterhafter kann sich in seinen Umgang einschleichen; und zu Freunden hat er nur die größten Männer, die er sich ganz nach ihren Tugenden auswählt. Mich dünkt, so oft ich ihn gesehen, daß ich einen von den berühmten

Helden und Heroen, die vor Zeiten unter den Menschen sollen gewandelt haben, vor mir erblickte. Und wen sollte wohl die Uebereinstimmung der schönsten Tugenden, besonders bei einem so großen Herrscher, nicht erfreuen?"

Trotz dieser Achtung gebietenden Persönlichkeit des Kaisers und trotz seiner und der katholischen Fürsten überwiegenden Macht zeigten doch die protestantischen Fürsten, die alle zugegen waren, eine so feste Haltung, daß sie auch in äußern Dingen ihren Willen durchsetzten und den Kaiser nöthigten, mehrere seiner Befehle zurückzunehmen. So befahl er, daß alle Fürsten an der Feier des Fronleichnamsfestes, gleich am Tage nach seinem Einzuge, theilnehmen sollten; allein am Morgen des Tages ritten die protestantischen Fürsten im feierlichen Zuge zu ihm und erklärten standhaft ihre Weigerung, welche er annehmen mußte. Ebenso protestirten sie gegen seinen Befehl, daß ihre Prediger in Augsburg nicht predigen sollten, und gaben erst dann nach, als er anordnete, daß von beiden Seiten nicht gepredigt, sondern an den Sonntagen nur das Evangelium und die Epistel gelesen würde. Vor Allen ging der Churfürst Johann von Sachsen mit dem Beispiele der Standhaftigkeit voran und erwarb dadurch den Beinamen, welchen ihm die Nachwelt gegeben hat. Selbst die Drohung des Kaisers, die Belehnung mit der Chur Sachsen, die noch nicht geschehen war, ihm zu versagen, brachte ihn nicht aus der Fassung. Johann, der letzte der vier trefflichen Söhne des Churfürsten Ernst, gehörte zu den einfachen, in sich festen Gemüthern, welche eine einmal gewonnene Ueberzeugung mit der ganzen Kraft ihrer Seele festhalten und alles dafür zu opfern bereit sind. Er verhehlte sich nicht, daß er mit seiner geringen Macht der des Kaisers in keiner Weise werde widerstehen können, allein die Frage, die er sich stellte, war die, „ob er entweder Gott verleugnen wolle, oder die Welt", und da blieb ihm kein Zweifel übrig. Sehr gestärkt wurde er auch durch Luthers Zuschriften, welcher der noch auf ihm ruhenden Acht wegen nur bis Koburg hatte kommen dürfen und von da aus die großen Angelegenheiten in Augsburg mit der größten Spannung, aber auch mit der Zuversicht seines starken Glaubens, verfolgte. In dieser Zeit soll er sein Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" gedichtet haben. Als nun bei den Reichstagssitzungen die Religionssache zur Sprache kam, legten die protestantischen Fürsten dem versammelten Reiche öffentlich ihr Glaubensbekenntniß vor, welches kurz und faßlich alle die Sätze enthalten sollte, worin die neue Kirche von der alten abweiche. Melanchthon hatte dasselbe aus siebzehn Artikeln, welche Luther zu Schwabach aufgesetzt, und aus mehreren Schriften, welche die protestantischen Fürsten mitgebracht hatten, in seiner gemäßigten Weise in ein Ganzes gefaßt und es ist dieses die Augsburgische Confession, welche als die Grundlage der protestantischen Kirche von der Zeit an gegolten hat. Die Vorlesung durch den sächsischen Kanzler Bayer in deutscher Sprache geschah am 25. Juni und dauerte mehrere Stunden. Der Kaiser ließ ihnen darauf durch den Pfalzgrafen Friedrich die Antwort ertheilen: „er werde diesen trefflichen, hochwichtigen Handel in Bedacht nehmen und ihnen seine Entschließung darüber melden lassen."

In Karls Rathe und dem der katholischen Fürsten waren die Stimmen sehr getheilt. Der päpstliche Legat Campeggi, sowie der Herzog Georg von Sachsen, Herzog Wilhelm von Baiern und die meisten Bischöfe, verlangten, Karl sollte geradezu die Protestanten zur Abschwörung ihrer Lehre anhalten; andere, worunter der Cardinal und Erzbischof von Mainz, waren gemäßigter;

sie erkannten, daß ein solches Unternehmen nicht ohne großes Blutvergießen und innern Krieg durchzuführen sei; sie erinnerten an die Gefahr von den Türken (welche noch im Jahre vorher, 1529, unter dem mächtigen Sultan Soliman II. gewagt hatten, mit großer Heeresmacht bis Wien vorzudringen und die Stadt, zum Glück ohne Erfolg, anzugreifen), und riethen, die Protestanten entweder durch Ueberzeugung und andere gütliche Wege wieder mit der Kirche zu vereinigen, oder sonst die Sache dahin zu richten, daß wenigstens der Friede im Innern des Reiches erhalten werde.

Es ward nun, auf ihren Rath, von mehreren katholischen Theologen, unter welchen auch Eck war, eine Widerlegung der Augsburgischen Confession abgefaßt und den Protestanten vorgelesen, mit dem Bedeuten, sich dabei zu beruhigen; und als sie es nicht zu können versicherten, noch mehrere Versuche zur Versöhnung und Ausgleichung gemacht. Den Friedlichen und Milderen von beiden Seiten schien eine solche nicht unmöglich zu sein. Melanchthon selbst schrieb dem päpstlichen Legaten: „Es ist nur eine geringe Ungleichheit in den kirchlichen Gebräuchen, die der Vereinigung im Wege zu stehen scheint. Aber die Kirchengesetze gestehen ja selbst, daß die Einigkeit der Kirche, ungeachtet solcher Ungleichheit der Gebräuche, bestehen könne.“ — Allein die Eiferer beiderseits traten der ruhigen Prüfung der Sachen in den Weg, und was man nachgeben wollte, traf nicht die Hauptsachen. Auch mischten sich bei manchen der protestantischen Fürsten und freien Städte weltliche Rücksichten ein, indem von der Herstellung der bischöflichen Gewalt in ihren Ländern die Rede war; und von katholischer Seite hielt man jetzt an solchen Punkten am bestimmtesten fest, in Absicht deren man früher, namentlich gegen die griechische Kirche und gegen die Hussiten, schon Nachgiebigkeit bewiesen hatte, nämlich an der Versagung der Priesterehe und des Abendmahls unter beiden Gestalten für die Laien. So entfernten die vereitelten Einigungsversuche, statt zu nähern, nur noch mehr die Parteien von einander. — Der Kaiser ließ endlich den Protestanten eine Erklärung vorlegen, des Inhalts: „Sie sollen sich bis zu dem nächsten fünfzehnten Tag des Monats April bedenken, ob sie sich wegen der noch nicht verglichenen Artikel mit der christlichen Kirche, dem Papst und dem Kaiser und den übrigen Fürsten, bis zu der weiteren Erörterung eines nächstkünftigen Conciliums, vereinigen wollten oder nicht; vor Ablauf dieser Frist sollten sie in ihren Ländern nichts Neues drucken lassen und weder von ihren eigenen Unterthanen noch fremden Jemand weiter zu ihrer Sekte ziehen. Weil aber übrigens in der Christenheit eine lange Zeit her vielerlei Mißbräuche und Beschwerden eingerissen sein mögen, so wolle der Kaiser bei dem Papst und allen christlichen Potentaten bewirken, daß innerhalb sechs Monaten ein allgemeines Concilium ausgeschrieben und auf das längste in einem Jahre gehalten werde.“

Die Protestanten erwiderten auch hierauf, wie immer, daß ihre Lehre noch nicht aus der Schrift widerlegt sei, daß also ihr Gewissen ihnen verbiete, in den Reichsabschied zu willigen, der die weitere Ausbreitung ihres Glaubens verdamme; zugleich überreichten sie dem Kaiser noch eine Apologie ihrer Confession; und darauf reisten die, welche noch dort waren, von Augsburg weg. Als der Churfürst von Sachsen vom Kaiser Abschied nahm, sagte dieser: „Oheim, Oheim, das hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen.“ Der Churfürst erwiderte nichts: die Augen füllten sich ihm mit hellen Thränen. Er verließ den Palast und gleich darauf die Stadt. —

Der Bruch der beiden Parteien war entschieden. In dem öffentlichen Reichstagsbeschlusse, der darauf bekannt gemacht wurde, ward die lutherische Lehre als Ketzerei mit sehr harten Ausdrücken verworfen, die Herstellung aller eingezogenen Klöster und Stifter streng geboten, eine Censur über alle Druckschriften in Glaubenssachen angeordnet und die Widerspänstigen mit des Kaisers und des Reiches Strafe bedroht.

Der Schmalkaldische Bund. 1530. — Die protestantischen Fürsten versammelten sich in den letzten Tagen dieses Jahres zu Schmalkalden und schlossen ihren Bund noch enger und fester. Einige von ihnen hätten gern sogleich losbrechen und die Sache mit den Waffen ausfechten mögen; allein in den übrigen war noch die alte, fromme Scheu vor einem Bruderkriege in Deutschland und die Ehrfurcht vor der heiligen Person des Kaisers, wie sie sich selbst ausdrücken; und dieses ächte Gefühl deutscher Herzen rettete ihren Bund von dem Vorwurfe, ohne Noth das blutige Zeichen des Religionskrieges aufgesteckt zu haben. Auch den katholischen Reichsfürsten muß zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie der Neigung zum Gebrauche der Waffengewalt, welche von Rom ausging und schon Einfluß auf den Kaiser gewonnen hatte, widerstanden. Sie ließen es nicht zur Reichsacht kommen, um dem Kaiser nicht die Waffen in die Hand zu geben; sie wollten, wie man sich ausdrückte, „nicht fechten, sondern rechten", und hofften durch das Reichskammergericht, welches zu dem Ende von den nichtkatholischen Elementen gesäubert und mit sechs Beisitzern verstärkt wurde, den Reichstagsabschied in Vollzug bringen zu können. — Aber wie auch dieses Mittel sich als unzulänglich auswies, werden wir bald sehen.

90. Ferdinand, römischer König, 1531. Einstweilige Erhaltung des Religionsfriedens.

Der Kaiser war von dem Augsburgischen Reichstage sogleich nach Köln gereist, wohin er auch die Churfürsten beschieden hatte, und hier that er ihnen den Vorschlag, seinen Bruder Ferdinand, dem er schon die östreichischen Erblande abgetreten hatte und der auch, seit dem Aussterben des böhmisch-ungarischen Königshauses mit König Ludwig II., der in der Schlacht bei Mohacz im J. 1526 gegen den Sultan Soliman II. geblieben war, auf den Grund früherer Erbverträge die Kronen von Böhmen und Ungarn erhalten hatte, zum römischen Könige zu erwählen, damit er, bei des Kaisers häufiger Abwesenheit, die gute Ordnung im Reiche erhalte. Die Churfürsten willigten ein und Ferdinand wurde zu Aachen gekrönt; nur der Churfürst von Sachsen hatte eine Protestation gegen diese Wahl durch seinen Sohn einreichen lassen, und die Herzoge von Baiern, die auf die Macht des östreichischen Hauses schon lange eifersüchtig waren, stimmten in dieser Beziehung mit ihren Gegnern in Religionssachen überein und lehnten die Anerkennung Ferdinands ab.

Dem neuen römischen Könige lag sehr viel an der Erhaltung des Friedens in Deutschland, weil ihm sein neues Königreich Ungarn sehr hart von den Türken bedrängt wurde und die vorzüglichste Hülfe von den deutschen Fürsten kommen mußte. Die Protestanten aber verweigerten ihre Hülfe, wenn man ihnen nicht vorher den Frieden im Reiche gestatten und beschwören werde. Da verabredete der Kaiser von neuem Versuche der Einigung, und sie führten endlich, indem auch Luther eifrig dazu ermahnte, zu dem vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg im J. 1532. Der

Kaiser erklärte, gegen die Meinung der katholischen Majorität: „Er wolle aus kaiserlicher Machtvollkommenheit einen gemeinen Frieden aufrichten, vermöge dessen bis auf ein künftiges Concilium, oder bis die Stände selbst wiederum zusammenkämen, keiner den andern des Glaubens oder sonst einer Ursache wegen befehden oder überziehen solle.“ Ja, der Kaiser versprach auch, das Verfahren seines Reichsfiscals in Sachen des Glaubens gegen den Churfürsten von Sachsen und dessen Zugewandte bis zum Concilium einzustellen.

Nun ging es rasch mit der Türkenhülfe, besonders von Seiten der protestantischen Fürsten und Städte, und es kam so bald ein deutsches Heer zusammen, wie seit langem nicht geschehen war. Die Gefahr schien dringend zu werden, denn der Sultan Soliman zog mit 300,000 Mann heran, um die östreichischen Länder von vier Seiten anzugreifen, und der Kaiser hatte nur 76,000 dagegen. Aber schon die ersten Versuche zeigten den Türken, mit welchem Feinde sie zu thun haben würden. Ibrahim Bassa, der ihren Vortrab führte, glaubte das kleine Städtlein Günz in Ungarn, welches ihm die Thore zugeschlossen hatte, der Ehre halber züchtigen zu müssen, und gedachte es im ersten Sturme zu erobern; allein der tapfere Befehlshaber Jurischitz schlug mit einigen hundert Mann alle seine Angriffe zurück und hielt ihn funfzehn Tage lang auf. Da bedachte Soliman, was erst die große Stadt Wien kosten werde, indem der Kaiser selbst zu ihrem Schutze herbeigekommen war; und weil er die Deutschen, statt uneinig, einig unter einander sah, trat er plötzlich den Rückweg an; alle Welt aber erstaunte, daß der große Soliman so schnell wieder aufgab, wozu er drei Jahre lang gerüstet hatte.

Nun konnte der Kaiser Karl sich wieder zu andern Angelegenheiten wenden und ging zuvörderst nach Italien, um mit dem Papste das große Concilium zu bereden. Aber dem Papst Clemens VII. war es damit nicht Ernst; wie überhaupt der römische Hof in dieser Zeit ein Concilium nicht wünschte; und Karl reiste unverrichteter Sache nach Spanien ab.

Während er dort war und der König Ferdinand alle Sorge auf die Befestigung seiner Herrschaft in Ungarn wenden mußte, breitete sich die protestantische Lehre immer weiter in Deutschland aus und die Spannung der Gemüther wurde täglich größer. Die Protestirenden gingen so weit, daß sie dem Reichskammergerichte im J. 1534 den Gehorsam aufkündigten, weil dieses, gegen die Bestimmung des Nürnberger Religionsfriedens, solche Klagen gegen sie annahm und entschied, welche auf Herausgabe eingezogener Kirchengüter gingen. Damit waren im Grunde die Landfriedensgesetze Kaiser Maximilians wieder über den Haufen geworfen. Es kam auch ein Streit wegen des würtemberger Landes dazu. Es ist schon früher des Herzogs Ulrich von Würtemberg gedacht worden, welcher in der Zeit nach Maximilians Tode, ehe Karl V. gewählt war, wegen eines Streites mit der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund aus seinem Lande vertrieben wurde. Der Bund trat das Land, auf welchem schwere Schulden hafteten, dem Kaiser Karl ab, und dieser gab es im J. 1530 mit den östreichischen Erblanden seinem Bruder Ferdinand. Es schien nun auf immer ein östreichisches Land sein zu sollen. Aber der abgesetzte Herzog, der als Flüchtling im Reiche umherzog und Freunde zu gewinnen suchte, fand Schutz bei seinem Verwandten, dem Landgrafen Philipp von Hessen; Ulrich hatte schon den lutherischen Glauben angenommen; und

Philipp faßte sogar den Gedanken, ihn wiederum, sei es auch mit Gewalt, in sein Land einzusetzen. Er rüstete schnell ein Heer von 20,000 Mann, brach unerwartet in Würtemberg ein, schlug den östreichischen Statthalter des Landes bei Laufen, im J. 1534, und gab das schnell eroberte Herzogthum dem Ulrich zurück. Es schien, als wenn aus dieser That der blutigste Krieg entstehen müsse; allein die Gefahr ging noch einmal glücklich vorüber. Karl und Ferdinand waren sonst beschäftigt; auch mochten sie fühlen, daß es nicht edel gewesen war, durch ein fremdes Land, wenn auch unter dem Schein des Rechtes, ihre schon so große Macht zu vermehren; und von der andern Seite hatten die übrigen Glieder des Schmalkaldischen Bundes keinen Antheil an der That des Landgrafen, sie suchten vielmehr durch die größte Nachgiebigkeit die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. So kam, unter Vermittlung des Churfürsten von Sachsen, der Friede zu Kadan in Böhmen zu Stande, in welchem Herzog Ulrich sein Land als östreichisches Afterlehen wieder bekam, der Nürnberger Religionsfriede bestätigt wurde und der Churfürst von Sachsen sammt seinen Mitverwandten dagegen den römischen König Ferdinand förmlich anerkannte. Und um wenigstens die Würde des Reichsoberhauptes aufrecht zu halten, wurde ausgemacht, daß der Landgraf und Herzog Ulrich den Kaiser in Person, und den König Ferdinand durch Abgeordnete, fußfällig wegen ihres Landfriedensbruches um Verzeihung bitten sollten.

Auch eine andere Zwischenbegebenheit, welche wichtig zu werden schien, unterbrach den Frieden für das Ganze nicht, das waren:

Die Unruhen der Wiedertäufer in Münster, in den Jahren 1534 und 35. Die Grundsätze des Thomas Münzer von der christlichen Freiheit und Gleichheit und von der Gütergemeinschaft, so wie der Glaube an unmittelbare göttliche Offenbarungen, waren noch nicht ausgerottet, sondern hatten sich besonders in Holland unter der Sekte der sogenannten Wiedertäufer erhalten. Sie verlangten, daß die Menschen Buße thun und sich von neuem taufen lassen sollten, damit der Zorn Gottes nicht über sie komme. Zwei ihrer schwärmerischsten Redner, Jan Matthys, ein Bäcker aus Harlem, und ein Schneider, Jan Bockhold oder Bockelsohn, von Leiden, kamen in den ersten Tagen des J. 1534 nach Münster, als dort eben durch einen Prediger Rottmann die lutherische Lehre eingeführt war, gewannen diesen auch für die Wiedertaufe und vertrieben nun mit Hülfe des Pöbels und eingewanderter Wiedertäufer aus andern Gegenden die vermögenden Bürger aus der Stadt, errichteten einen neuen Magistrat und führten Gemeinschaft der Güter ein. Ein jeder mußte, was er an Gold und Silber und sonst von Werth besaß, in einen öffentlichen Schatz niederlegen und eben so wurden die Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubt, die Bilder zerschlagen und alle Bücher in der Stadt, die Bibel ausgenommen, öffentlich verbrannt. Zu der Schwärmerei gesellte sich, wie fast immer bei rohen Gemüthern, Herrschaft der Sinnlichkeit und gewaltige Ausartung der Leidenschaften. Es wurde als ein Theil der christlichen Freiheit anerkannt, daß ein jeder mehrere Frauen haben dürfe, und Johann von Leiden gab das Beispiel, indem er drei zugleich heirathete. Endlich rief ihn einer seiner Anhänger, der sich besonderer göttlicher Eingebung rühmte, Johann Dusentschur aus Warendorf, zum König des ganzen Erdkreises aus, welcher den Stuhl Davids wieder aufrichten werde; und mit dieser neuen Lehre wurden achtundzwanzig Apostel in alle Welt ausgesendet, um sie dem

neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden aber, wohin sie kamen, als Aufrührer ergriffen und meistentheils hingerichtet. Indeß regten sich doch in mehreren Gegenden Deutschlands und besonders der Niederlande manche Haufen Gleichgesinnter für die Partei in Münster.

Gegen diese Stadt war jedoch schon im J. 1534 der Bischof, unterstützt von dem Landgrafen von Hessen und einigen andern Fürsten, mit einem Heere herangezogen. Zwar wurde ein Sturm, den er am 30. Aug. 1534 unternehmen ließ, von den fanatisch begeisterten Wiedertäufern auf das Tapferste abgeschlagen, allein den langsameren Angriffen des Hungers, welche man nun gegen sie anwandte, indem man der Stadt alle Zufuhr abschnitt, konnten sie auf die Dauer nicht widerstehen. Die Noth wurde von Tage zu Tage größer und kühlte den Eifer des Volkes immer mehr ab. Der neue König wollte sich durch Schrecken befestigen und enthauptete sogar eine seiner Gemahlinnen mit eigener Hand auf öffentlichem Markte, weil sie geäußert hatte, sie könne unmöglich glauben, daß Gott so viel Volks wolle Hungers sterben lassen, indeß der König im Ueberfluß lebe. Aber zuletzt, da in der That schon Viele verhungert waren, führten ein paar Bürger das Heer des Bischofs in der Nacht zum 25. Juni 1535 in die Stadt; nach blutigem Kampfe wurden Johann von Leiden, sein Scharfrichter Knipperdolling und sein Kanzler Krechting gefangen, in mehreren deutschen Städten zur Schau herum geführt, dann mit glühenden Zangen gezwickt und getödtet, indem ihnen ein glühender Dolch ins Herz gestoßen wurde. Ihre Körper wurden in eisernen Käfigen an dem Thurme der Lambertikirche, am Markte, aufgehängt, in der Stadt aber der katholische Gottesdienst mit der Herrschaft des Bischofs ganz wieder eingeführt.

91. Karl gegen die afrikanischen Raubstaaten und gegen Franz von Frankreich.

Der Kaiser Karl hatte unterdeß einen Zug unternommen, welcher zu seinen ruhmwürdigsten gehört. Auf der Nordküste von Afrika hatte sich einer der kühnsten und außerordentlichsten Menschen seiner Zeit, ein Seeräuber, Chaireddin, gewöhnlich Haradin Barbarossa genannt, von geringen Aeltern auf der Insel Lesbos geboren, festgesetzt, hatte viele, vom König Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebene, von Rache gegen die Christen glühende, Mauren an sich gezogen und beunruhigte mit ihnen die europäischen Meere. Seine Grausamkeit und Kühnheit machten ihn zum Schrecken der Küstenbewohner, von Messina bis Gibraltar glaubte man in der Nähe des Meeres nicht mehr ruhig schlafen zu können; Algier und Tunis waren in seiner Gewalt und der türkische Sultan Soliman hatte dem verwegenen Manne seine eigene Seemacht noch zum Gebrauch gegen die Christen anvertraut. Viele tausend christliche Sklaven schmachteten schon in der Gefangenschaft zu Algier und Tunis.

Solchen Frevel glaubte Kaiser Karl, als Schirmherr der Christenheit gegen die Ungläubigen, nicht dulden zu dürfen; auch hatte der aus Tunis vertriebene Fürst Muley Hascen seinen Schutz angefleht. Er brachte daher ein Heer von 30,000 Mann, wobei auch 8000 Deutsche unter dem Grafen Max von Eberstein waren, und 500 Schiffe zusammen; Doria befehligte die Flotte, der Kaiser selbst und der Marchese del Vasto die Landmacht, und im Sommer 1535 stieg man bei Tunis ans Land. Das feste Schloß Goleta, welches den Hafen beschützte, wurde mit Sturm genommen

alles Geschütz erobert, 2000 Türken niedergemacht, Haradins Heer, welches sich in der Ebene vor Tunis aufgestellt, wurde darauf gleichfalls in die Flucht geschlagen und die Stadt erobert; die in dem Schlosse derselben eingesperrten christlichen Sklaven halfen nach besten Kräften mit gegen die Türken, und Karl hatte am Ende die unaussprechliche Freude, 22,000 dieser Unglücklichen, aus allen europäischen Völkern, gerettet zu sehen, die Thränen ihres Dankes zu empfangen und sie der Freiheit und den Ihrigen, welche sie wohl lange für todt gehalten, wiederzugeben. Er selbst versicherte, daß dieses einer der schönsten Tage seines Lebens sei. Karls Ruhm verbreitete sich in alle Länder; er verdiente ihn durch die Ausdauer und Tapferkeit, welche er selbst bei dem gefahrvollen Unternehmen bewiesen hatte; und zugleich hatte er ein Beispiel gegeben, wie die unmenschlichen Räuber auf den Küsten Afrika's mit Ernst und Kraft gar wohl gebändigt werden könnten.

Den Muley Hascen setzte er wieder in Tunis ein, verbot ihm aber allen Raub von Christensklaven und hielt, zum Unterpfand des Gehorsams, die Festung Goleta besetzt. Haradin war nach Algier entflohen; ihn beschloß Karl im nächsten Frühjahr auch dort aufzusuchen.

Hieran verhinderte ihn aber ein neuer Krieg mit dem Könige von Frankreich. Dieser erneuerte seine Ansprüche auf Mailand, als der bisherige Herzog, Franz Sforza, gestorben war; und um sich den Weg nach Italien zu sichern, besetzte er unerwartet und gewaltsam das Herzogthum Savoyen, an dessen Herzog er gleichfalls Forderungen machte. Karl sah die Nothwendigkeit des Krieges und beschloß ihn mit aller Kraft in das südliche Frankreich zu versetzen. Ungewarnt durch den unglücklichen Ausgang des ersten Einfalls unter dem Herzog von Bourbon, wagte er einen solchen 1536 von neuem, drang bis Marseille vor und belagerte die Stadt. Allein sie war zu fest und die Gegend umher von den Franzosen selbst verwüstet; Mangel und Krankheiten nöthigten den Kaiser nach zwei Monaten zum Rückzuge, bei welchem viel Geschütz und Gepäck verloren ging.

Es kam darauf, durch Vermittlung des Papstes, im J. 1538 ein Waffenstillstand zu Nizza auf zehn Jahre zu Stande und bald darnach hielten die beiden Gegner eine Zusammenkunft zu Aiguesmortes, an der Mündung des Rhoneflusses. Die Einladung dazu war vom König Franz ausgegangen; des Kaisers Räthe fanden es bedenklich, daß er sich auf französischen Grund und Boden begeben sollte; allein ihm selbst gefiel die Sache, des Außerordentlichen wegen, um so mehr. — Als er vor dem Hafen ankam, fuhr der König selbst an sein Schiff, ihn zu empfangen, und führte ihn auf das Land. Ein königliches Mahl war hier bereitet und ein Fest, welchem die Herrscher bis tief in die Nacht beiwohnten. Am andern Morgen reichte der Dauphin selbst dem Kaiser Waschwasser und Handtuch und von beiden Seiten wetteiferte man in Beweisen der Achtung und Freundschaft. Es war keine Verstellung, sie wünschten damals beide die Dauer des Friedens, und im folgenden Jahre 1539 gab Franz einen neuen Beweis seiner aufrichtigen Gesinnung. Die Stadt Gent in den Niederlanden hatte sich, einer neuen Auflage wegen, gegen Karl empört und bot dem Könige Franz an, sich in seinen Schutz zu begeben; allein der König meldete die Sache selbst dem Kaiser und schlug ihm zugleich vor, um desto schneller in die Niederlande zu kommen, den kürzesten Weg von Spanien durch Frankreich zu nehmen. Karl nahm ohne Mißtrauen auch diese Einladung an. Allenthalben wurde er auf das Feierlichste empfangen; wenn er an eine Stadt

kam, so wurden ihm die Schlüssel derselben entgegengetragen und in Fontainebleau, wo der König war, hielt man ihn funfzehn Tage lang, und in Paris sechs Tage mit den herrlichsten Festen auf.

Der Aufruhr in Gent war bald gestillt und als der Kaiser noch dort war, kamen sehr dringende Aufforderungen an ihn, wieder einmal in Deutschland zu erscheinen, wo die Verwirrung der Dinge immer höher gestiegen war. Er erfüllte den Wunsch und erschien im J. 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg. Wie er hier, und darauf noch mehrere Jahre hindurch, immer auf dem Wege der Güte, der Vermittlung, der gegenseitigen Verständigung, durch Schriften, durch Religionsgespräche und sein eigenes Zureden, die Gemüther zu vereinigen suchte; wie ihn dabei der Grundgedanke seiner Regierung und auch das Bedürfniß leitete, bei der noch immer drohenden Türkengefahr und dem später wieder ausbrechenden französischen Kriege, Deutschland einig zu erhalten; — das Alles soll weiter unten im Zusammenhange erzählt werden. Hier verfolgen wir noch im kurzen Ueberblicke die auswärtigen Geschäfte des Kaisers, bis er sich eine Zeit lang ganz denen in Deutschland hingeben mußte.

Karls Zug gegen Algier 1541. — Von dem Regensburger Reichstage wendete er sich nach Italien, um von dort den schon früher beschlossenen Zug gegen Algier zu unternehmen. Sein hoher Sinn, der immer nach dem Außerordentlichen stand, hielt die Demüthigung der Seeräuber für ein seiner würdiges Ziel, und Haradin Barbarossa hatte ihn durch neue Verheerung der spanischen Küsten genugsam zur Rache aufgefordert. Aber dieser neue Zug begann nicht unter glücklichen Vorbedeutungen; die Jahreszeit war für die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere schon zu stürmisch und der erfahrenste Seemann, Andreas Doria, weissagte nichts Gutes. Aber Karl that nicht gern einen Schritt zurück und die Fahrt begann. Am 20. Oct. 1541 erreichte die Flotte die Höhe vor Algier und das Heer stieg ans Land. Aber gleich am ersten Abend, ehe noch Geschütz, Geräth und Vorrath ausgeschifft waren, erhob sich ein furchtbarer Sturm, riß die Schiffe von den Ankern, warf sie an die Küste oder in das hohe Meer, und ein entsetzlicher Platzregen überfiel die Krieger am Lande dergestalt, daß sie die ganze Nacht bis über die Knöchel im Wasser stehen und, um nicht vom Sturme niedergeworfen zu werden, ihre Lanzen in die Erde stoßen und sich dagegen stemmen mußten. Da galt es nicht mehr die Eroberung der Stadt Algier, ohne Geschütz und Heergeräth, sondern die eigene Rettung; denn die leichte türkische Reiterei setzte am folgenden Tage dem ermatteten Heere hart zu. Allein in dieser Noth zeigte der Kaiser Karl, daß er auch als Krieger, in Gefahren, groß sei. Drei schwere Tagereisen weit in Schlamm und Wasser führte er sein Heer, unter den steten Anfällen der Feinde, längs der Küste bis zum Meerbusen von Metafuz, wo sich ein Theil der zerstreuten Schiffe sammelte. Er stellte sich ganz dem gemeinen Krieger gleich, theilte die härtesten Entbehrungen, so wie die äußerste Anstrengung der Kräfte mit ihnen, und so gelang es ihm, den sinkenden Muth zu erhalten und das übrige Heer glücklich wieder einzuschiffen. Er brachte es nach Italien und ging selbst sogleich nach Spanien hinüber.

Vierter Krieg mit Franz von Frankreich. 1542—44. — Der französische König hatte Karls Abwesenheit in Algier benutzt, sich von neuem zu rüsten. Alle Freundschaftsversuche mit Karl hatten ihn das Herzogthum Mailand nicht verschmerzen lassen; nun, glaubte er, sei die Zeit

gekommen, es wieder zu erobern, und erneuerte sein Bündniß mit den Türken. Als Karl noch von dem afrikanischen Zuge erschöpft still lag, fing Franz den Krieg schon an, aber die Unfähigkeit seiner Feldherren gegen die trefflichen spanischen, so wie Mangel und Krankheiten, bewirkten, daß seine fünf Heere in dem ersten Feldzuge nichts ausrichten und in trauriger Verfassung nach Hause kehren mußten.

Im folgenden Jahre 1543 begab sich Karl nach Italien und von dort über die Alpen hinab an den Niederrhein. Hier hatte Franz einen Bundesgenossen in dem Herzog von Cleve gefunden; dieser, der zugleich kürzlich angefangen hatte, die protestantische Lehre zu begünstigen, sollte die kaiserliche Gewalt zuerst fühlen. Karls Erscheinung in diesen Gegenden war ganz unerwartet. Unter dem Volke war die Sage, er habe auf der Rückkehr von Algier Schiffbruch gelitten und sei selbst umgekommen, und in diesem Glauben hielten sie seine Ankunft in Deutschland für ein Mährchen. Die Besatzung der kleinen Stadt Düren gab auf seine Aufforderung zur Uebergabe die Antwort: „Sie fürchte sich nicht vor dem, der längst eine Speise der Fische geworden sei." Als nun aber seine Spanier die Mauern erstürmten, alles niedermachten und die Stadt in Brand steckten, da verbreitete sich Schrecken im ganzen Lande umher. Es hieß, der Kaiser führe eine Art schwarzbrauner, wilder Menschen mit sich, die lange Nägel an den Händen hätten, mit denen sie die steilsten Mauern hinan klimmen könnten, und große Zähne, mit denen sie Alles zerrissen. Die Sagen von den Wundern der neuentdeckten Welttheile und ihren wilden Bewohnern gaben solchen Erzählungen Glauben in einer Zeit, welche des Außerordentlichen so viel erlebte. Auch bestanden Karls Haufen meistens aus alten von Sonne und Luft geschwärzten Kriegern, welche keine Gefahr scheuten und bei Erstürmung einer Stadt wohl ihre Dolche und Spieße in die Ritzen der Mauer zu stoßen pflegten, um sich daran empor zu schwingen. Der Schrecken, der vor ihnen herging, unterwarf schnell das Land und die Städte und der Herzog von Cleve mußte selbst knieend um Gnade bitten. Er erhielt sie unter der Bedingung, daß er nicht von dem katholischen Glauben weiche, wo er etwas geändert, es wieder auf den vorigen Fuß setze und sich in kein Bündniß gegen den Kaiser einlasse.

Gegen Frankreich geschah in diesem Jahre nichts Bedeutendes; für das folgende aber hatte sich Karl stärker gerüstet, und nachdem er im Winter von 1543 auf 44 einen neuen Reichstag in Speier gehalten und sich hier der Hülfe der deutschen Fürsten versichert hatte, brach er im nächsten Frühjahr mit einem trefflich gerüsteten Heere in des Feindes Land selbst ein. Der Kern dieses Heeres bestand aus mehr als 30,000 Deutschen, eine Folge des guten Einverständnisses, in welches sich Karl auf diesem Reichstage mit den protestantischen Fürsten, besonders dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen Philipp, gesetzt hatte. Zuerst wurde St. Dizier erobert, dann ging der Zug gerade auf Paris; Epernay und Chateau Thierry waren schon gefallen, das Heer stand nur zwei Tagemärsche von der Hauptstadt und die Einwohner flüchteten; seit den Zeiten der Ottonen war kein deutsches Heer so weit in Frankreich vorgedrungen; — da that der König Franz Friedensvorschläge. Der Kaiser nahm sie an, denn er wollte schnelle Aussöhnung mit diesem Feinde, weil die Angelegenheiten Deutschlands immer verwickelter geworden waren; und am 24. Sept. 1544 kam der Friede zu Crespy zu Stande. Es ist der letzte, den Karl mit dem

König Franz geschlossen hat. Man änderte in der Hauptsache nichts; das Herzogthum Burgund blieb bei Frankreich, Mailand aber dem Kaiser. Franz verpflichtete sich jedoch, den Kaiser nicht allein wider die Türken, sondern auch zur Wiedervereinigung des Glaubens zu unterstützen.

92. Die Religions-Angelegenheiten Deutschlands bis zum Schmalkaldischen Kriege. 1534—46.

In Sachsen war schon im Jahr 1532 auf den Churfürsten Johann den Standhaften sein Sohn Johann Friedrich gefolgt, ein sehr rechtlich und treugesinnter, aber beschränkter Mann, ganz verschieden von dem raschen und kühnen Philipp von Hessen, welcher noch immer als der unternehmendste unter den protestantischen Fürsten voranschritt. So wie beider Gemüth im Widerspruch stand, so waren außerdem noch wichtigere Ursachen der Spaltung unter den Protestanten aufgekommen. Schon in dem ersten Jahrzehnd der Reformation hatte sich unter ihnen selbst ein Streit über die Lehre vom Abendmahl erhoben, in welchem Luther zuerst gegen Karlstadt, dann gegen den Reformator der Schweiz, Ulrich Zwingli, auftrat, mit welchem er ein fruchtloses Religionsgespräch zu Marburg im J. 1529 hielt. Man näherte sich zwar in mehreren wichtigen Punkten, über welche man sich mißverstanden hatte, z. B. über die Lehre von der Gottheit Christi, von der Erbsünde und von der Taufe; allein über die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle konnte man sich nicht einigen. Luther konnte das „Bedeutet" nicht annehmen; er hatte die Worte „das ist mein Leib" vor sich auf die Tafel geschrieben und blieb dabei, daß das Gottes Worte seien, an denen man nicht deuteln müsse, „an denen der Satan nicht vorüber könne." — Man schied mit besserer Meinung von einander und Luther selbst meinte, die Heftigkeit der Streitschriften würde sich nun legen; allein die Grundspaltung wegen der einen Lehre blieb doch und verhinderte auch die äußere Vereinigung der Parteien zum gemeinschaftlichen Bunde, so daß sie sogar zum gänzlichen Verderben der neuen Kirche hätte führen können, wenn die Katholiken die Spaltung benutzt hätten.

Allein diese waren damals noch so wenig einig unter sich, daß sogar, wie wir schon gesehen haben, die Herzöge von Baiern sich mit den Schmalkaldischen Bundesgenossen vereinigt hatten. Und später, als sie sich wieder von denselben trennten und die Gefahr für die neue Kirche größer zu werden schien, söhnte sich die streng lutherische Partei, auf Luthers eigenen Rath, im J. 1536 mit den Schweizern durch die Wittenbergische Concordienformel für einige Zeit aus und die Schweizer, so wie mehrere oberländische Städte, wurden in den Vertheidigungsbund aufgenommen. Dies war ohne Zweifel eins der wichtigsten Ereignisse für die Entwicklung der evangelischen Kirche.

Die Ausbreitung der neuen Lehre ging noch immer rasch. Selbst einige Bischöfe, die von Lübeck, Camin und Schwerin, nahmen die neue Kirchenform an, und der alte Churfürst Hermann von Köln, von welchem weiter unten noch mehr wird geredet werden, machte ernstliche Vorbereitungen, ihrem Beispiele zu folgen.

Eine der wichtigsten Veränderungen ging aber in den sächsischen Landen selbst vor. Die Hälfte derselben, mit den Städten Dresden und Leipzig, gehörte dem Herzog Georg, (mit dem Beinamen „der Bärtige,") der

ein eifriger Anhänger der alten Kirche war und dem Eindringen der neuen Lehre mit allen Kräften wehrte. Allein seine beiden Söhne starben vor ihm, und sein Bruder Heinrich von Altenburg, (Vater des Herzogs und nachherigen Churfürsten Moritz,) sein nunmehriger Erbe, hing dagegen mit ganzer Seele der lutherischen Lehre an. Als daher im April 1539 Herzog Georg starb, war Heinrichs erste Regierungshandlung, daß er die Reformation in seinem ganzen Lande einführte. Die Mehrzahl seiner neuen Unterthanen fügte sich willig; selbst die Universität Leipzig wurde nach einigem Widerstreben umgewandelt, und nachdem die eifrigsten theologischen Lehrer aus dem Lande gewandert oder in Ruhe versetzt waren, wurden die Stellen mit Anhängern der neuen Lehre besetzt.

In Brandenburg ging fast gleichzeitig eine ähnliche Veränderung vor. Auf den sehr eifrig katholischen Churfürsten Joachim I. war im Jahr 1534 sein Sohn Joachim II. gefolgt, der von seiner Mutter, einer Prinzessin von Dänemark, in den Grundsätzen Luthers erzogen war; im Jahr 1539 trat dieser, aufgemuntert durch das Beispiel des Bischofs Matthias Jagow von Brandenburg, dem Augsburgischen Glaubensbekenntnisse bei und führte in seinen Ländern eine Kirchenordnung ein, welche zwar noch Einiges von der alten Weise beibehielt, in der Hauptsache aber ganz nach den Grundsätzen der Reformation eingerichtet war.

Das Uebergewicht, welches die neue Lehre jetzt im nördlichen Deutschland gewann, bestimmte auch den alten Kardinal-Erzbischof Albrecht von Mainz, einen brandenburgischen Prinzen, daß er den Widerstand gegen dieselbe für seine Bisthümer Magdeburg und Halberstadt aufgab, sich nach Mainz zurückzog und den Landständen und Städten jener Gegenden, gegen die Zahlung beträchtlicher Geldsummen, die Erlaubniß gab, ihr Kirchenwesen nach eigenem Gefallen einzurichten.

Je übler, nach diesem allen, der Stand der Sachen wurde, desto mehr lag dem Kaiser und seinem Bruder Ferdinand noch immer an der Wiedervereinigung der Parteien und auf ihren Betrieb wurden von Zeit zu Zeit immer neue Religionsgespräche versucht: so zu Hagenau im J. 1540; bald darauf zu Worms im J. 1541, wo Melanchthon und Eck wieder einander gegenüber standen; und noch in demselben Jahre zu Regensburg, wo der Kaiser selbst erschien und die Sache eifrig betrieb. Vergebliche Mühe! Wenn sich eine Aussicht zeigte, daß die deutschen Stände und ihre Theologen sich einander näherten und eine Verständigung nicht unmöglich sei, — wie es in der That mehrmals so weit kam, — so wußten die päpstlichen Legaten, die man leider zugelassen hatte, das gute Werk wieder zu stören. Auch war die ganze Angelegenheit zu äußerlich geworden; von allen Seiten mischten sich zu viele weltliche Rücksichten ein, und die ruhige, reine Betrachtung des Innern der Sache fand in dem Getriebe der Zeit keine Stätte. Wenn daher solche Vereinigungsversuche keinen, oder nur einen geringen Erfolg brachten, so gebrauchte der Kaiser die gewöhnliche Auskunft, die Entscheidung auf ein „allgemeines freies christliches Concilium" zu verweisen und indeß den Nürnberger Religionsfrieden für die Protestanten zu bestätigen, oder aus eigner Machtvollkommenheit, selbst gegen die Stimmen der katholischen Majorität, Declarationen zu Gunsten der Protestanten zu erlassen, wodurch der Zustand der von der römischen Hierarchie getrennten Landeskirchen im allgemeinen die Bestätigung des Reiches erhielt. So geschah es auf dem Reichstage zu Regensburg im

Jahr 1541, ehe Karl nach Algier zog; so zu Speier im J. 1542, durch Ferdinand und die eifrige Vermittelung des Churfürsten Joachim von Brandenburg, um die Kräfte des deutschen Reiches gegen die Türken zu sammeln; so im Jahr 1544 auf dem zweiten sehr glänzenden Reichstage zu Speier, auf welchem alle sieben Churfürsten in Person zugegen waren, durch Karl selbst, als er sich zu dem letzten Feldzuge gegen Frankreich rüstete, den wir schon gemeldet haben. Das persönliche Verhältniß zwischen dem Kaiser und den beiden protestantischen Häuptern, Johann Friedrich und Philipp, war nie so günstig gewesen. Es war von einer Vermählung zwischen einem Sohne Johann Friedrichs und einer Tochter König Ferdinands die Rede, und dem Landgrafen versprach Karl, daß er ihn im nächsten Türkenkriege zum Oberfeldherrn, an seiner, des Kaisers, Statt, ernennen wolle. — Und doch hatten die Protestanten um diese Zeit schon eine Selbsthülfe mit den Waffen geübt. Der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, ein eifriger Katholik, zugleich aber ein sehr unruhiger, leidenschaftlicher Mann, war in Feindschaft mit dem Churfürsten von Sachsen und dem Landgrafen von Hessen, vorzüglich der Religion wegen; sie verfaßten die heftigsten Schriften gegen einander, wie denn die Zeit mit allen Waffen, welche in des Menschen Gewalt sind, den Gegner bestritt. Dazu wandten sich die Städte Braunschweig und Goslar, die in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen waren, an die protestantischen Fürsten um Schutz gegen den Herzog, der sie auf alle Weise drückte und beschädigte. Selbst der Kaiser und der König Ferdinand hatten ihn oft von der Gewaltthätigkeit gegen die Städte abgemahnt; man fand später unter den Papieren des Herzogs in Wolfenbüttel Briefe von Granvella, die dieses beweisen. Es war alles vergeblich. Endlich rüstete der Schmalkaldische Bund im J. 1542 schnell ein Heer, fiel in das Land des Herzogs, vertrieb ihn und hielt dasselbe besetzt. Herzog Heinrich ging zum Kaiser um Hülfe; dieser verwies die Sache auf einen Reichstag.

Auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1545 wurde sie dahin entschieden, daß der Kaiser einstweilen, bis zur Entscheidung auf dem Wege Rechtens, die braunschweigischen Länder verwalten sollte. Das ging dem raschen Herzog, der gern das Haupt der katholischen Partei gewesen wäre, zu langsam. Er sagte: „Mit des Kaisers Namen drohen, sei eben so viel, als mit einem todten Falken beizen.“ In seinem Eifer beging er eine Unredlichkeit an dem König Franz von Frankreich. Dieser hatte ihm Geld gegeben, um für ihn Truppen in Deutschland zu werben; so wie sie aber versammelt waren, fiel der Herzog im Herbst 1545 mit ihnen plötzlich in sein verlornes Land ein, um es den Gegnern wieder abzugewinnen. Der eben so rasche Landgraf von Hessen hatte indessen auch bald ein Heer versammelt, setzte zugleich den Churfürsten von Sachsen und den Herzog Moritz in Bewegung und schloß mit ihnen den Herzog in seinem Lager zu Kalefeld bei Nordheim so eng ein, daß er sich ihm mit seinem Sohne zum Gefangenen ergeben mußte. Darauf brachte er ihn auf seine Festung Ziegenhain und der Kaiser ermahnte ihn nur, den Gefangenen billig und nach fürstlicher Weise zu behandeln.

Uebrigens hatte der eben genannte Reichstag zu Worms schon deutlicher die immer zunehmende Spannung der Parteien offenbart, obgleich auch auf ihm noch einmal der Religionsfriede bestätigt wurde. Die Klagen von beiden Seiten wurden immer heftiger, die Katholiken ließen nicht nach in ihren Beschwerden über die Einziehung der geistlichen Güter in den protestan-

tischen Ländern, und die Protestanten dagegen weigerten sich, in solchen und andern Dingen die Aussprüche des Reichskammergerichts anzuerkennen, weil die Katholiken in demselben durchaus nur altgläubige Richter dulden wollten. Das Mißtrauen war schon so hoch gestiegen, daß wenige der protestantischen Fürsten auf dem Reichstage selbst erschienen. — Ein großes Mittelglied der Aussöhnung, wovon sich Karl früher so viel versprochen hatte, zeigte sich nun gleichfalls unwirksam, weil es zu spät und nicht auf die rechte Weise angewendet wurde: das war eine allgemeine Kirchenversammlung. Der päpstliche Hof hatte sich endlich zu einer solchen verstanden und sie auf den 15. März 1545 nach Trident in Tyrol ausgeschrieben; am 13. Dec. war sie feierlich eröffnet worden. Die Protestanten aber weigerten sich, derselben eine Kraft der Entscheidung in ihrer Sache zuzuerkennen. Ihre Gründe waren: „daß das Concilium an einem Orte an der Grenze Italiens gehalten werde, wo dieses, mit dem deutschen Wesen ganz unbekannte, Land zu viel Einfluß üben werde; ferner, daß der Papst auf dem Concilio als ihr Richter den Vorsitz führe, welcher sie schon als Ketzer verdammt habe, oder doch nur als Angeklagte behandle. Wenn das Concilium als ein freies betrachtet werden solle, so müßten sie auf demselben gleiche Rechte mit allen andern genießen."

Viel eher hätte der Vorschlag des Churfürsten Friedrich von der Pfalz, der so eben auch zu dem neuen Kirchenthume übergetreten war, zu einem günstigen Ziele führen können, wenn ihn Alle mit Aufrichtigkeit und einem nur auf den Ernst der Sache gerichteten Gemüthe aufgenommen hätten; nämlich: „Ein deutsches Nationalconcilium zusammen zu berufen und den hier geschlossenen Vergleich aller Parteien als die Stimme des deutschen Volkes nach Trident zu senden." Schon früher hatte Johann Friedrich von Sachsen denselben Gedanken, aber vergeblich, aufgestellt und die Stadt Augsburg zum Versammlungsorte vorgeschlagen. Dieses schien der Weg zu sein, um in den Religionssachen zu einem Schlusse zu kommen, der, frei von fremdem Einflusse, aus dem Bedürfnisse und der Eigenthümlichkeit des deutschen Volkes hervorgegangen, darum einzig helfen konnte. Aber auch dieser Vorschlag fand kein Gehör und die Abneigung der Parteien stieg.

Die Besorgniß des Kaisers und der Katholiken vor einem baldigen Uebergewichte der Protestanten im Reiche war nicht ohne Grund. Im fürstlichen Rathe waren nun schon drei von den vier weltlichen Churfürsten der neuen Lehre zugethan, (obwohl Pfalz und Brandenburg nicht Theilnehmer des Schmalkaldischen Bundes waren); und nun erklärte sich sogar einer der drei geistlichen, der alte Churfürst Hermann von Köln, immer entschiedener für dieselbe. Mit Einstimmung seiner Stände und eines Theiles seines Domkapitels wollte er eine durchgreifende Kirchenverbesserung in seinem Erzstifte einführen und hatte schon den Entwurf dazu ausarbeiten und selbst den Melanchthon darum aus Wittenberg kommen lassen; mit dem thätigen und verständigen Theologen Butzer war er schon längere Zeit in Verbindung gewesen. Die Universität und der Magistrat von Köln aber und ein Theil des Kapitels waren den Neuerungen durchaus entgegen und wendeten sich deshalb an den Kaiser und den Papst; — die Universität hatte auch früher, vor der Reformation, zur Zeit Jacob Hoogstratens, den lebhaftesten Antheil an dem Streite gegen die Humanisten, nämlich die Lehrer und Wiederhersteller des Studiums der alten Sprachen, und namentlich gegen Reuchlin, genommen und war ferner eine der ersten gewesen, welche Luthers Lehrsätze verdammten.

Bei dieser steigenden Verwirrung, da kein Licht der Versöhnung mehr erscheinen wollte und da man von Rom und von Spanien aus immer stärker auf ihn eindrang, — der Herzog Alba war auch nach Deutschland gekommen, — glaubte der Kaiser Karl das letzte, wovon ihn noch immer eine warnende Stimme in seinem Innern zurückgehalten hatte, die Gewalt der Waffen, zum Richter machen zu müssen. Sein Kanzler Granvella redete insgeheim mit dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Farnese, von der Möglichkeit eines Krieges gegen die Protestanten; er zeigte, daß der Papst dabei sehr thätig werde mitwirken müssen, weil der Kaiser erschöpft und die katholischen Fürsten muthlos seien; und der Kardinal, in der Freude über des Kaisers ernstlichen Entschluß, gab die besten Versprechungen. Und um auf der andern Seite mit keinem auswärtigen Feinde zu thun zu haben, schloß Karl mit dem Sultan einen Waffenstillstand. Mit Franz von Frankreich bestand ebenfalls Friede.

Es ist hier ein Wendepunkt in Karls V. Leben. Indem er den Entschluß faßte, was er so lange in Milde und Frieden, durch die Kraft der versöhnenden Rede, versuchte, nun durch die Schärfe der Waffen zu entscheiden, gerieth er in den großen Irrthum, als könne eine gewaltige Regung der Geister durch äußere Gewalt gehemmt werden. Von diesem Augenblicke an überwältigte ihn die ungeheure Zeit, die er bis dahin zu lenken schien; er vermochte sie nicht mehr zu fassen. Sein alternder Geist, auf welchen um diese Zeit auch die Jesuiten einen unverkennbaren Einfluß gewannen, wurde immer düsterer und verschlossener gegen das junge Leben, und im Uebermuthe glaubte er den Knoten, den er nicht zu lösen vermochte, mit dem Schwerte zerhauen zu können. Dieser Irrthum machte Kaiser Karls letzte Lebensjahre einem Trauerspiele gleich, in welchem ein edler Geist dem Gewichte der zu großen Aufgabe, welche ihm das Schicksal gestellt, erliegt. Zwar gehören die *nächsten* Jahre, durch rasches äußeres Gelingen, zu den *glänzenden* seines Lebens; allein gerade in diesem Gelingen verlor sein Geist das rechte Maaß seines Standpunktes, welches er bis dahin bewahrt hatte, und deshalb traf ihn das Geschick bald mit eherner Hand und zertrümmerte seine mühsam zusammengefügten Pläne. Ihm blieb nichts, als sich mit letzter, zusammengenommener Kraft aus dem Strudel zu reißen, und, indem er allen Schimmer irdischer Größe von sich warf, die Selbstständigkeit seines Geistes zu retten. Durch diesen letzten Entschluß, von welchem wir später hören werden, hat der Kaiser Karl als Mensch seine Würde bewahrt und die Stimme der Nachwelt versöhnt.

Luthers Tod. 18. Febr. 1546. — Vor dem Beginn des traurigen Kampfes starb *Luther*, der Urheber der ganzen großen Bewegung. Er hatte mit aller Kraft von Einmischung äußerer Gewalt in das, was allein im Innern seine Stätte haben soll, abgemahnt; er, der heftige Mann, war, so lange er lebte, der Erhalter des Friedens. Wiederholt hatte er den Fürsten gesagt, daß seine Sache ihren Waffen fremd sei, und mit Betrübniß sah er daher in den letzten Jahren die steigende weltliche Richtung und feindliche Spannung und weissagte nichts Gutes; das Schicksal ließ ihn jedoch den Ausbruch des unseligen Zwistes nicht erleben. Schon seit einigen Jahren hatte er gekränkelt, und als er nun im Anfange des Jahres 1546, eine Streitigkeit unter den Grafen von Mansfeld zu schlichten, nach *Eisleben* gereiset war, starb er daselbst am 18. Febr., im 63. Jahre seines Lebens, nachdem er noch in seinen letzten Gebeten betheuert hatte,

daß er in dem festen Glauben an Christum, den Erlöser der Welt, gelebt habe und sterbe. Sein Leichnam wurde in feierlichem Zuge nach Wittenberg geführt und in der Gruft der Schloßkirche beigesetzt.

93. Vorbereitungen zum Kriege.

Schon während des Reichstages zu Regensburg im J. 1546, wo die Protestanten zum letztenmal „um einen beständigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangelischen und katholischen Stände, und um ein gerechtes Concilium deutscher Nation" anhielten, hatte der Kaiser Truppen werben und sein Bündniß mit dem Papste abschließen lassen. Gegen den Churfürsten Hermann von Köln war von ihm, so wie von dem Papste, der äußerste Beschluß gefaßt worden; derselbe wurde förmlich seines Churfürstenthums entsetzt. Alles dieses erschreckte die schmalkaldischen Bundesgenossen; sie ließen den Kaiser nach den Absichten seiner Rüstungen fragen; er antwortete kurz: „Alle diejenigen, welche ihm gehorsam wären, würden, wie bisher, einen gnädigen, väterlichen guten Willen an ihm befinden; diejenigen aber, welche ihm zuwider handelten, könnten erwarten, daß er sich gegen sie mit gebührendem Ernste bezeigen werde." Und bald nachher, als der Bote mit dem Bündnisse des Papstes zurück war, ließ er den 25. Juni öffentlich erklären: „Da nun bisher auf so vielen Reichstagen nichts Fruchtbarliches zu Stande gekommen, so möchten die Herren nur in Geduld erwarten, wessen er sich auf die Artikel der Religion, Friedens und Rechtens entschließen werde."

Diese Erklärung kündigte unverholen die Absicht des Kaisers zu dem Gebrauche der Gewalt an, und die Glieder des Schmalkaldischen Bundes rüsteten sich in Eile zur Gegenwehr. Aber die zu große Verschiedenheit der beiden Häupter desselben ließ keinen glänzenden Erfolg erwarten.

Der Churfürst von Sachsen, der mit ganzer Seele an seinem Glauben hing und außer demselben von wenig Dingen bewegt wurde, faßte die Berechnungen der Politik für seine Sache gar nicht, sondern stützte sich einzig auf seine Zuversicht: „Daß Gott sein Evangelium nicht verlassen werde." Er hatte schon früher ein Bündniß mit den Königen von England und Frankreich verschmäht, weil ihm beide zur Vertheidigung der Lehre, die er für die reine hielt, unwürdig schienen, ja, selbst mit den Schweizern glaubte er sich nicht verbinden zu dürfen, weil sie in der Lehre vom Abendmahl von seinem Glauben abwichen. Der Abendmahlsstreit war nämlich noch während Luthers Leben mit neuer Heftigkeit ausgebrochen. In der Beschränkung seines Sinnes ahnete der Churfürst auch die schon lange fortgesponnenen Plane des Kaisers nicht, und die Innigkeit seines Gemüthes erhielt vielmehr in ihm, bis zu dem letzten Augenblicke, eine ächt deutsche, löbliche Ehrfurcht vor dem alten, heiligen Kaisernamen. Hätte sein kluger Kanzler Brück, welchem er ganz vertraute, nicht die Maximen der Staatsklugheit mit der religiösen Festigkeit seines Herrn besser in Verbindung zu bringen gewußt, als dieser selbst, so würde es um den Bund wohl noch schlimmer ausgesehen haben.

Philipp von Hessen entbehrte der Anhänglichkeit und des Eifers für seinen Glauben gleichfalls nicht; allein es waren außer dieser noch viele andere Regungen in seiner Seele und ihre ganze Richtung ging mehr nach außen. Es trieb ihn von früh auf ein brennender Ehrgeiz, und hätte nicht das ganze Verhältniß der Zeit ihn immer schärfer vom Kaiser geschieden, so möchte er wohl einen glänzenden Platz unter dessen Freunden und

Heerführern eingenommen haben. Nun aber, da ihn das Schicksal an die Spitze der Gegenpartei gebracht hatte, bedachte Philipp mit kühnem Geiste alle Mittel gegen den Kaiser und besaß darin einen hellen Blick, welcher den des sächsischen Churfürsten bei weitem übertraf. Er hätte schon oft, im günstigen Augenblicke, gar gern die Waffen ergriffen, um sich und seinen Glaubensgenossen die Rechte zu erstreiten, welche ihnen immer nur auf beschränkte Zeit, aus kaiserlicher Gnade, bewilligt wurden; auch wissen wir, wie er schon zweimal, für Ulrich von Würtemberg und gegen den Herzog von Braunschweig, kühn das Wagestück unternommen hatte; allein zu größeren Unternehmungen stand ihm immer die Scheu des Churfürsten vor der Verletzung des Gesetzes im Wege, und nur die gemeinschaftliche Gefahr hielt die so verschiedenartigen, fast widerstrebenden, Gemüther zusammen. In dem Augenblicke der Entscheidung mußte die Ungleichheit der Gesinnung nothwendig Verwirrung erzeugen.

Dieses war die schwache Seite des Schmalkaldischen Bundes; sonst hätte seine Macht, unter guter und einiger Führung, vollkommen hingereicht, sich in gerechter Selbstvertheidigung gegen den Kaiser zu behaupten. Und in diesem Falle war die Weise und die Gesinnung des sächsischen Churfürsten sehr löblich. Ohne die Einmischung fremder Herrscher, welche den Deutschen immer verderblich gewesen ist; mit Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, so lange diese selbst in den Schranken des Rechts blieb; ohne die unedle Hülfe listiger Staatsklugheit, welche die Wahrheit nur insofern ehrt, als sie mit dem Vortheil zusammenstimmt; gerade und offen, hätte die ganze protestantische Partei für ihre Glaubensfreiheit die Waffen mit Erfolg führen können; allein, wie im Innern des Schmalkaldischen Bundes, so fehlte ihr im Ganzen die Einheit. Mehrere ihrer bedeutendern Fürsten hatten sich dem Bunde nicht angeschlossen und vermehrten sogar die Macht des Kaisers. Der junge Herzog Moritz von Sachsen, obwohl selbst Protestant und Vetter des Churfürsten, so wie Eidam des Landgrafen Philipp, war in heimlichem Einverständniß mit Kaiser Karl; der brandenburgische Markgraf, Johann von Küstrin, trennte sich vom Schmalkaldischen Bunde, und der Markgraf Albrecht von Baireuth trat sogar offenbar in des Kaisers Dienste. Der Herzog Moritz gehörte zu den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit. Jung, rasch und kühn, besaß er doch schon den Scharfblick des reiferen Alters in Ueberschauung der Verhältnisse und im Bilden seiner Entwürfe. Auch sein Aeußeres zeigte den vollendeten Mann; die Augen waren flammend und durchdringend und in seinem braunen Gesichte alle Züge des Helden. Selbst der Kaiser Karl, der die Deutschen seinen Südländern nachstellte und wenige unter ihnen besonders achtete, lernte den Herzog früh kennen und das Große in seiner Natur schnell ausfindend, hielt er ihn vor Allen werth. Allein dieses fehlte dem Herzog Moritz, wie es Karln selbst fehlte, daß die Richtung des Geistes nicht eben so sehr in die Tiefe ging, als ihr Blick die Verhältnisse der Welt klar und scharf überschaute. Die innere, stille Frömmigkeit und Liebe des Gemüthes, die heilige Ehrfurcht vor der Wahrheit und dem Rechte, welche alles Irdische den ewigen Ideen nachsetzt und jenes nur zu beherrschen sucht, um es nach diesen zu bilden, — diese erhabenste Größe der Seele war nicht in Karl und Moritz. Der Verstand beherrschte das Herz, und Klugheit galt ihnen als das Gesetz des Lebens. Daher haben sich wenige ihres vollen Vertrauens zu rühmen gehabt und ihre Verschlossenheit macht sehr viele ihrer Hand-

lungen zu einem Räthsel für die Geschichte. So ist es nicht mit dem Leben der erhabensten Helden der Menschheit; ihr Leben liegt wie ein großes, helles Gemälde vor unsern Augen ausgebreitet.

An weitschauendem Verstande übersah Moritz seinen Vetter, den Churfürsten, sehr weit; seinem Scharfblick entging es nicht, daß dieser in dem Kampfe gegen die großartige Klugheit des Kaisers nicht bestehen werde, und nun faßte er den Gedanken, sich selbst zum Haupte des sächsischen Hauses zu machen. Er mag sich vor sich selbst damit entschuldigt haben, daß nur dieser Weg übrig sei, dasselbe zu retten; aber seine Gerechtigkeit und Wahrheit kamen dabei auf harte Proben.

Zu dem Schmalkaldischen Bunde gesellte er sich nicht; er wollte sich so lange an den Kaiser anschließen, bis er sein Ziel erreicht habe und es Zeit sei, seinen Weg auch von diesem unabhängig zu gehen. Als der Bund rüstete, rieth er davon ab; und als man ihn zur Theilnahme aufforderte, verweigerte er sie und erklärte, daß er nur zum Schutze seiner Länder gerüstet sein werde. Insgeheim war er aber schon mit dem Kaiser einverstanden; wie eng und auf welche Bedingungen, ist nicht erwiesen; leider aber ist wahrscheinlich, daß die Aussicht auf das Churfürstenthum ihm schon als Lohn vorgehalten war. Welch innerer Kampf mußte daher in seiner Seele sein, als ihm der Churfürst bei dem Auszuge gegen den Kaiser sein Land anvertraute, um es ihm zu schützen und dereinst treu zurückzuliefern! Aber kein äußeres Zeichen that den innern Kampf kund, — und die Klugheit besiegte die Wahrheit; um sich nicht zu verrathen, nahm er die Obhut des churfürstlichen Landes an.

Der Kaiser gab sich alle Mühe, den bevorstehenden Krieg nicht als eigentlichen Religionskrieg gelten zu lassen. In einem Schreiben an die oberdeutschen protestantischen Städte, Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm, welches er noch von Regensburg aus erließ, versicherte er theuer: „Daß sich die Rüstung kaiserlicher Majestät keineswegs erhebe, um Religion und Freiheit zu unterdrücken, sondern nur um einige widerspenstige Fürsten zum Gehorsam zurück zu bringen, welche unter dem Deckmantel der Religion andere Glieder des heiligen Reiches unter sich zu bringen trachteten und Gericht und Ordnung, so wie die kaiserliche Hoheit, nicht mehr achteten.“ Allein der gerade, freie Sinn der deutschen Bürger fühlte wohl, daß ein Theil dieser Erklärung nur Worte war und welche Gefahr, nach Niederwerfung der Fürsten, ihnen selbst drohe; sie hielten fest an ihrem Bunde mit den evangelischen Ständen. Auch machte bald ein unerwartetes Ereigniß alle Bemühungen Karls in dieser Hinsicht vergeblich. Kaum hatte er nämlich das Bündniß mit dem Papste abgeschlossen, welches durch seinen Inhalt seine Erklärung gegen die oberdeutschen Städte geradezu Lügen strafte, so machte es der Papst öffentlich bekannt und erließ eine Bulle nach Deutschland, in welcher er des Kaisers Krieg als eine heilige Unternehmung für die Religion darstellte. „Der Weingarten des Herrn,“ heißt es darin, „müsse nun durch Feuer und Schwert von dem Unkraut gesäubert werden, welches von den Ketzern in Deutschland gesäet sei.“ — Vermöge des Bündnisses selbst versprach der Papst eine Hülfe von 12,000 Mann italienisches Fußvolk und 1500 Mann leichter Reiterei, welche er sechs Monate auf seine Kosten unterhalten wollte. Außerdem gab er 200,000 Kronen zum Kriege und erlaubte dem Kaiser, den halben Ertrag aller spanischen Kirchengüter auf das laufende Jahr zu beziehen und für 500,000 Scudi spanische

Klostergüter zu verkaufen. Dagegen versprach Karl: „Die Widerspenstigen in Deutschland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zu bringen und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römischen Kirche irgend nachtheilig sein könnte, mit denen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären."

Durch diese Bekanntmachung mußte der Krieg wohl, gegen Karls Absicht, als Religionskrieg erscheinen, und so wünschte es der Papst. In den protestantischen Ländern aber regte sich nun eine unbeschreibliche Erbitterung. Hätten die Führer solche Stimmung zur Aufregung der ganzen Volkskraft zu benutzen und sie zu leiten gewußt, der Kaiser würde mit seinen Spaniern und Italienern nicht widerstanden haben. Denn die übrigen deutschen Fürsten, selbst die katholischen, hielten sich meistens ruhig; sie selbst fürchteten, nach Unterdrückung der Protestanten, die Alleingewalt des Kaisers in Deutschland.

94. Der Schmalkaldische Krieg. 1546 und 47.

Die Macht der oberländischen Städte erschien zuerst im Felde, ein ausgesuchter Haufen unter einem trefflichen Hauptmanne. Dieser war der Reichsritter Sebastian Schärtlin von Burtenbach im Augsburger Gebiete, ein kühner, in allen Kriegssachen erfahrener Mann, dessen Rath immer den rechten Fleck traf und nie auf das Halbe, sondern auf Vernichtung des Feindes ging. Er war schon gegen Türken und Franzosen zu Felde gezogen und mit in der Schlacht bei Pavia, so wie bei dem Sturme auf Rom unter Bourbon, gewesen. Zu ihm gesellte sich auch der Haufen des Herzogs Ulrich von Würtemberg unter dem tapfern Hans von Heydeck. Schärtlin faßte sogleich den Kriegsplan dahin ab, die sich bildende Kriegsmacht des Kaisers im Entstehen zu vernichten; denn Karl, der noch immer in Regensburg saß, hatte höchstens 8—10,000 Mann bei sich und wartete der Haufen, die in Deutschland geworben wurden und die aus Italien und den Niederlanden heranzogen. Zuerst rückte Schärtlin gegen einen großen Werbeplatz des Kaisers in Schwaben, das Städtchen Fuessen am Lech. Aber die Haufen zogen sich bei seiner Annäherung in Baiern hinab, und als er sie rasch verfolgen wollte, kam eben ein Bote von dem Rathe der Stadt Augsburg, deren besonderer Dienstmann er war, mit dem Befehle, den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern nicht zu betreten. Das baiersche Haus hatte gedroht, sich zu dem Kaiser zu schlagen, wenn sein Gebiet verletzt werde; allein wenn es völlig parteilos dastehen wollte, so hätte es auch den Schaaren des Kaisers den Durchzug nicht gestatten dürfen. Aber es bestand um diese Zeit schon ein geheimer Vertrag zwischen dem Kaiser und dem baierischen Hause, nach welchem dieses wenigstens Geldhülfe gewährte. — Mit Bekümmerniß stand Schärtlin am Lech, ohne ihn überschreiten zu dürfen, denn er hatte noch Größeres im Sinne gehabt: wenn er die kaiserlichen Haufen rasch auseinander getrieben, wollte er auf Regensburg selbst ziehen. Die dort versammelte Kriegsmacht war noch so gering, daß der Kaiser wahrscheinlich die Flucht ergreifen mußte, und dann war Oberdeutschland für ihn verloren. Schärtlin schrieb, „daß gewiß einst Hannibal nicht mit betrübterem Herzen von Italien abgezogen sei, als er zu dieser Stunde vom Baierlande."

Aber schnell sich fassend beschloß er nun, die päpstlichen Haufen

nicht nach Deutschland zu lassen. Nie war ein so wohlgerüstetes Heer in Italien aufgestellt worden; tapfere Schaaren unter versuchten Hauptleuten und von Eifer gegen die Protestanten erfüllt. Ihr Weg ging durch Tyrol; Schärtlin wollte ihnen denselben versperren, rückte in Eilmärschen gegen die Ehrenberger Klause und nahm diesen wichtigen Paß am 10. Juli durch Ueberrumpelung ein. Dann zog er gegen Inspruck und hätte sicher seinen Zweck erreicht, alle Pässe zu besetzen, wenn nicht ein neuer Befehl von den Bundeshäuptern angekommen wäre, Tyrol wieder zu räumen, weil der König Ferdinand, dem das Land gehörte, noch nicht den Krieg gegen den Schmalkaldischen Bund erklärt habe. So zeigte sich gleich Anfangs die Halbheit und Zaghaftigkeit der Bundesgenossen in solchem Grade, daß der schärfer Sehende ihren Sachen kein Glück weissagen konnte. Denn die thörichtste Unentschlossenheit ist es, wenn einmal der Krieg unvermeidlich ist, dessen zu schonen, der, wenn auch noch nicht als erklärter, doch als ganz gewisser Feind dasteht. Schärtlin mußte indeß dem Befehle gehorchen und die schönste Zeit, etwas auszurichten, verstreichen lassen.

Unterdeß waren die sächsischen und hessischen Heere auch gerüstet und nahmen ihren Weg nach Oberdeutschland. Die beiden Bundeshäupter erließen am 4. Juli eine Schrift an den Kaiser, des Inhalts: „Sie wüßten sich keines Ungehorsams schuldig, weßwegen der Kaiser sie überziehen wolle. Wenn sie aber auch ein Vergehen auf sich hätten, so sei es doch billig, sie vorher selbst zu hören; und wenn dieses geschähe, so würde man offenbar sehen, der Kaiser unternehme den Krieg auf Anstiften des Papstes, um die Lehre des Evangelii und die **Freiheit des deutschen Reiches zu unterdrücken**." — Dieses Letztere ist die schwere Beschuldigung, welche die Gegner jetzt zum ersten Male auf den Kaiser warfen und die begierig aufgefaßt und in alle Welt ausgebreitet wurde. Durch dieses eine Wort, wenn es geglaubt wurde, mußte selbst der Religionseifer der Katholiken überwältigt werden, daß sie dem Kaiser kaum den Sieg über die Gegner wünschen durften. Und dieser schien sogleich durch eine rasche That die Beschuldigung zu bestätigen, welche ihm eben gemacht war. Als ihm das Schreiben der Bundesobersten gebracht wurde, nahm er es nicht einmal in die Hand, sondern beantwortete es auf der Stelle am 20. Juli durch eine **Achtserklärung** der beiden Fürsten von Sachsen und Hessen. Er wirft ihnen dann jeglichen Ungehorsam gegen das kaiserliche Wort und die Absicht vor, „ihm Krone und Scepter und alle Gewalt zu nehmen und an sich zu bringen und am Ende Jedermann unter ihre Tyrannei zu zwingen." Er nennt sie „Rebellen, Meineidige und Hochverräther", und entbindet alle ihre Unterthanen von den Pflichten der Huldigung und des Gehorsams gegen sie. So hart ist wiederum sein Wort gegen das ihrige, und so ist es die Art der heftig aufgeregten Zeitalter, daß in der Hitze des Streites bald ein jeder auch mit den Waffen des schärfsten Wortes dem Gegner das Feld abzugewinnen sucht; denn nicht zu berechnen ist in solcher Zeit die Gewalt der öffentlichen Meinung. Der Kaiser hatte in seinem letzten Schritte die alten Rechte des Reiches verletzt, nach welchen es nicht ihm allein, ohne ein Fürstengericht, zukam, die Acht gegen einen Reichsstand zu erklären. Aber dennoch ist die, so oft gegen ihn wiederholte, Beschuldigung zu hart, als habe er im Sinne gehabt, die ganze deutsche Verfassung über den Haufen zu stoßen und sich zum alleinigen Herrn zu machen. Daß Karl V. zu den Gemüthern zu rechnen sei, welche nach der

höchsten Stufe des Ruhmes und der Macht gestrebt haben und denen manches althergebrachte Recht weichen mußte, weil es ihren neuen Bildungen im Wege stand, — daran kann die Geschichte nicht zweifeln. Es mag daher auch Niemand bestimmen, wie weit der Kaiser in Deutschland gegangen sein würde, wenn ihm die Umstände so günstig geblieben wären, als sie es eine Zeitlang waren; denn Geistern seiner Art, die nicht aus innerem, angebornem Maaße sich selbst eine Schranke setzen, ist die Gunst der Gelegenheit das einzige Maaß des Begehrens. Sie unternehmen, was ihnen ausführbar scheint; aber auch nur dieses. Das Unmögliche hütete sich Kaiser Karl wohl zu beginnen. Er beherrschte einen so großen Kreis der Staaten und hatte so mächtige Gegner in Europa, daß er nicht hoffen durfte, auf Deutschland so anhaltende und alleinige Sorge wenden zu können, wie die Durchführung der Alleinherrschaft forderte, und darum versuchte der kluge Mann das Vergebliche nicht. Insofern zeigte er sich jedoch auch als den stolzen, einen halben Welttheil beherrschenden Kaiser, daß er in einzelnen Dingen, wenn es auf die rasche That ankam, sich nicht an die Form des Rechtes band; und so kann man wohl sagen, daß die Verletzung der Reichsfreiheit in seiner Gesinnung, aber nicht, daß sie in seinem Plane gelegen habe.

Uebrigens trat er in diesem Anfange des Schmalkaldischen Krieges in der vollen Ueberlegenheit seines Geistes und in ächter Heldengröße auf. Obgleich nur mit wenigen Kriegern umgeben und von einem Heere von mindestens 50,000 Mann, dem glänzendsten, welches Deutschland seit langem gesehen hatte, bedroht, antwortete er zuerst ruhig mit der Achtserklärung und begab sich dann mit seinem kleinen Heere von Regensburg nach Landshut, um den heranziehenden Schaaren aus Italien näher zu sein. Damit aber bei den Seinigen keine Furcht entstehen möchte, erklärte er sogleich, daß er nicht von dem deutschen Boden weichen, sondern lebend oder todt dort ausharren werde. Er hatte die beste Schutzwehr in dem uneinigen Geiste, welcher in dem Lager der Bundesgenossen herrschte. Zu den beiden, schwer zusammenstimmenden Fürsten, war noch Schärtlin mit dem städtischen Heere gekommen. Schon mit dem Churfürsten, welcher ihn oft in raschen Unternehmungen aufhielt, theilte der Landgraf Philipp ungern den Oberbefehl; nun erschien noch ein dritter Krieger, der größere Erfahrung besaß, als sie beide, und auf den alle mit Bewunderung blickten; und es war zu fürchten, daß er den besten Ruhm aus diesem Kriege davon tragen werde. Auch scheint es fast, als habe die alte Eifersucht zwischen Fürsten und Städten selbst hier das völlige Einverständniß getrübt. Gewiß ist es, daß der Mangel des letzteren die Hauptursache des Mißlingens war.

Als das Heer vereinigt war, rieth Schärtlin, auch jetzt noch den Kaiser in Landshut zu überfallen und zu umzingeln; aber man konnte darüber nicht einig werden und die kostbare Zeit wurde wiederum versäumt. Der Kaiser dagegen benutzte sie trefflich; er zog alle spanischen und italienischen Hülfsvölker und die in Deutschland geworben waren, an sich, und als er sich stark genug hielt, rückte er die Donau hinauf nach Ingolstadt. Hier fing er an, ein stark verschanztes Lager zu errichten; denn im offenen Felde zu schlagen, wagte er noch nicht, bis der Graf von Büren, der mit einem bedeutenden Heereshaufen aus den Niederlanden kam, zu ihm gestoßen sei. Die Bundesverwandten waren ihm nach Ingolstadt gefolgt und da entschlossen sie sich endlich, sein Lager, welches noch nicht ganz vollendet war, zu

beschießen, ob der Kaiser etwa zu einer Schlacht herausgelockt werden möge. Am letzten des Augustmonats, mit Anbruch des Tages, rückten sie heran, sie bildeten die Gestalt eines halben Mondes und besetzten die Anhöhen umher mit ihrem Geschütz. In den Schaaren war Muth und Kampflust; ein kühner Sturm, im entscheidenden Augenblicke rasch ausgeführt, hätte vielleicht den Verbündeten einen vollständigen Sieg gewinnen können. Denn noch war ihnen der Kaiser an Kräften nicht gleich und sein Lager umgab erst ein einfacher Graben. Der Gedanke eines solchen Sturmes blieb den Bundesgenossen auch nicht fremd; nach einigen Nachrichten faßte ihn der Landgraf Philipp, nach andern aber Schärtlin, in dem Augenblicke, als das Feuer seiner zwölf großen Feuerschlangen die spanischen Hakenschützen wieder in das kaiserliche Lager zurückgetrieben hatte, aus welchem sie hervorbrechen wollten. Allein Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Anführer vereitelten auch diesesmal die rasche Entscheidung. Der Kaiser, der mit großer Kaltblütigkeit den Seinen Muth einredete und keine Gefahr scheute, gewann Zeit, die Verschanzungen zu vollenden, und nun konnte er ruhig zusehen, wie die Verbündeten sich an seinem Lager müde schossen. Schärtlin konnte, wie er selbst erzählt, von der Zeit an kein Herz mehr zu diesem Kriege fassen, „denn er sehe keinen Ernst zu einem rechtschaffenen Kriege."

Fünf Tage lang beschossen die Fürsten das kaiserliche Lager, ohne etwas Bedeutendes auszurichten; als sie hörten, der Oberst von Büren sei mit der Hülfe aus den Niederlanden bereits über den Rhein gegangen, brachen sie plötzlich mit ihrem Lager auf, ihm entgegen. Der Kaiser traute seinen Augen kaum, als er das große Heer so unverrichteter Sache abziehen sah, und ritt selbst mit dem Herzoge von Alba aus dem Lager, um den Abzug zu beobachten.

Die Vereinigung des Grafen von Büren mit dem Kaiser konnten die Verbündeten dennoch nicht hindern, und dieser, so ansehnlich verstärkt, fing nun an vorzurücken, einen Ort nach dem andern an der Donau wegzunehmen und sich zum Herrn des Flusses zu machen. Als darauf auch Augsburg von ihm bedroht wurde, riefen die Bürger ihren Obersten Schärtlin von dem Bundesheere zum Schutze ihrer Stadt zurück. Dennoch hielten die Verbündeten, die ihre Ueberlegenheit nicht zu benutzen verstanden hatten, durch geschickte Vertheidigung den Krieg bis zum November hin, so daß der Kaiser sie nicht in einer Schlacht angreifen konnte und daß die Spanier und Italiener in seinem Heere schon sehr durch Krankheit litten. Aber auch die Verbündeten litten durch die Witterung; dazu fehlte es an Vorräthen und an Gelde; in dem Heere zeigte sich Mißmuth und Zaghaftigkeit, weil die Heerführer kein Vertrauen einzuflößen wußten; die schwäbischen Bundesgenossen waren am verdrossensten, weil die ganze Last des Krieges auf ihnen ruhte und die Heere nun schon sechs Wochen unthätig gegen einander lagen. Da schickten die Fürsten ein Schreiben in des Kaisers Lager und versuchten wegen des Friedens oder doch eines Stillstandes zu unterhandeln. Dadurch aber thaten sie ihre Schwäche ganz laut und offenbar kund und gaben sich auch ohne Schlacht besiegt. Voller Freude ließ der Kaiser das Schreiben vor der ganzen Schlachtordnung ablesen, und statt aller weitern Antwort mußte der Markgraf von Brandenburg den Fürsten kund thun: „Er wisse keinen Weg den Frieden einzuleiten, als wenn der Churfürst und der Landgraf sich selbst und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und Unterthanen, der Gnade und Ungnade des Kaisers hingäben."

Nach solchem Bescheide brachen die Bundesfürsten am 22. Nov. von Giengen auf und zogen in ihre Länder zurück.

Der Herzog Moritz und der Churfürst. — Den Churfürsten von Sachsen rief vor allem die Botschaft dringend in sein Land, daß der Herzog Moritz dasselbe, bis auf wenige Oerter, eingenommen habe. Der Kaiser nämlich hatte seinem Bruder Ferdinand, als Könige von Böhmen, aufgetragen, gemeinschaftlich mit dem Herzog Moritz die Acht gegen den Churfürsten zu vollziehen, und die Lage der Dinge war so, daß, wenn Moritz nicht Theil nahm und die churfürstlichen Länder nicht selbst besetzte, diese auf immer verloren schienen. So wenigstens stellte es Moritz dar, als er die Stände seines Landes zusammenrief, um ihre Einwilligung zu diesem Unternehmen zu erhalten; denn ohne sie durfte er so wichtigen Handel nicht anfangen. Er bot alle Kunst der Rede auf, einen Schein des Rechtes auf sein Betragen und seine Wünsche zu werfen. Am meisten entschied aber der plötzliche Einfall von Ferdinands leichten ungarischen Reitern, die von Böhmen hereinbrachen; vor diesen wilden Horden ging ein furchtbarer Schrecken her und es schien eine Wohlthat, Moritzens sächsischen Kriegern sich zu ergeben. Bald war das Churfürstenthum, bis auf Wittenberg, Eisenach und Gotha, in des Herzogs Händen. — Aber die Stimme des Volkes in diesen Ländern verdammte sein Beginnen dennoch: es erschien ihnen als ein Verrath an dem evangelischen Glauben, und von den Kanzeln, so wie in Schriften, wurde dasselbe sehr hart gescholten.

Jetzt kehrte auch der Churfürst voll bittern Unmuths zurück; es war im December 1546. Es gelang ihm, sein Land bald wieder zu erobern und von des Herzogs Lande auch einen Theil einzunehmen, nachdem er den Markgrafen von Brandenburg, der seinem Freunde Moritz vom Kaiser zu Hülfe geschickt war, in Rochlitz überfallen und gefangen genommen hatte. Von Böhmen aus konnte Moritz noch keine Hülfe erhalten, denn die böhmischen Stände weigerten sich, gegen ihre sächsischen Glaubensbrüder zu Felde zu ziehen, indem sie sich auf einen Erbvertrag zwischen der Krone Böhmen und dem Churhause Sachsen beriefen, und der König Ferdinand fing selbst an, um sein Land besorgt zu sein. Schon war es fast zum offenbaren Aufstande gediehen und die Stände hatten sogar ein Heer zusammengezogen, um, wie sie sagten, das böhmische Land gegen den Einfall des unchristlichen spanischen und italienischen Kriegsvolkes zu schützen. So kam es dahin, daß der Herzog Moritz von seinem eigenen Lande nur noch die Städte Dresden, Pirna, Zwickau und Leipzig übrig hatte und seine einzige Hoffnung auf den Kaiser Karl setzen mußte.

Der Kaiser straft die oberländischen Städte. — Karl war unterdeß beschäftigt, die protestantischen Städte in Süddeutschland zu unterwerfen. Es war kein leichtes Unternehmen, denn diese Städte waren nach der damaligen Weise sehr fest und konnten lange widerstehen, und indeß konnten sich die Fürsten in Norddeutschland zu dem neuen Feldzuge rüsten. Allein es war, als wenn Muth und Besonnenheit auf einmal von Allen gewichen sei; wohin der Kaiser kam, unterwarfen sich ihm die Städte. Bopfingen, Nördlingen, Dünkelsbühl und Rothenburg öffneten ihm ohne Schwertstreich ihre Thore; das mächtige Ulm sandte Boten, welche knieend, auf freiem Felde, in spanischer Sprache (dieses wurde ihnen mit Recht von den Bundesgenossen sehr übel gedeutet), um Gnade flehten, und zahlte

100,000 Goldgulden als Buße. Frankfurt zahlte 80,000, Memmingen 50,000, die kleineren nach Verhältniß, und nun kam die Reihe an Augsburg. Der tapfere Schärtlin entwarf mit Freudigkeit den Plan zu ihrer Vertheidigung. Die Stadt hatte die schönsten Mauern, zweihundert Stück Geschütz und eine große streitbare Bürgerschaft; wenn sie standhaft blieb, so konnte dem ganzen Bunde von Neuem der Muth erweckt werden. Aber die Reichen in der Stadt wollten die Gefahr nicht in der Nähe sehen; einer derselben, Anton Fugger, schlich sich zum Kaiser ins Lager und brachte als Bedingungen zurück, daß die Stadt 150,000 Goldgulden zahlen, spanische Besatzung einnehmen und den braven Schärtlin verbannen sollte. Dieser bot noch einmal die Kraft seiner Rede auf, den Muth in den Bürgern zu erwecken, und berief sich auf ihren Vertrag mit ihm, nach welchem sie ihn nicht wegschicken konnten. Aber sie flehten ihn mit Thränen an, doch nur zu gehen. Da ging er endlich voll Unwillens und begab sich nach der Schweiz; die Spanier besetzten die Stadt. — Glücklich konnten sich die Städte schätzen, daß ihnen die Zusage ertheilt wurde, sie sollten in Absicht der Religion dieselben Rechte behalten, wie der Herzog Moritz und das Haus Brandenburg. Mit der dem Papste gegebenen Zusage stand das freilich nicht wohl in Uebereinstimmung.

Außer den Städten hatten auch zwei Fürsten in Oberdeutschland an dem Kriege Theil genommen: der Herzog Ulrich von Würtemberg und der Churfürst Friedrich von der Pfalz. Letzterer war jedoch nicht Glied des Schmalkaldischen Bundes und hatte nur, nach einem Erbvertrage mit dem würtembergischen Herzoge, diesem 300 Reiter und 600 Fußknechte zu Hülfe gesendet; auch war er des Kaisers Jugendfreund, sie waren zusammen als Knaben in Brüssel erzogen; daher erhielt er leicht Verzeihung. Der Herzog Ulrich dagegen mußte, sammt seinen Räthen, knieend Abbitte thun, seine besten Festungen nebst allem Geschütze übergeben und 300,000 Goldgulden bezahlen, nachdem er dem Kaiser in allen Dingen Gehorsam gelobt hatte.

So war der Schmalkaldische Bund in Oberdeutschland bald vernichtet und der Kaiser faßte den raschen Entschluß, seinem Heere keine Ruhezeit zu gestatten, sondern die Sachen auch in Norddeutschland ohne Aufenthalt zu Ende zu führen. Er hätte sonst wohl der Ruhe bedurft; er war in diesem Kriege ganz grau geworden, seine Glieder waren von der Gicht fast gelähmt, sein Gesicht leichenblaß und die Stimme so schwach, daß man ihn kaum verstand. Aber sein Geist beherrschte den schwachen Körper; es drängte die Nothwendigkeit, denn in Eger warteten seiner der König Ferdinand und der Herzog Moritz, fast als Vertriebene aus ihren Ländern; er traf am 5. April bei ihnen ein und sie feierten dort zusammen das Osterfest. Dann brachen sie eiligst wieder auf, und schon am 22. April stand Karl in der Gegend von Meißen an der Elbe.

95. Die Schlacht bei Mühlberg. (24. April 1547.)

Der Churfürst hatte es lange gar nicht glauben können, daß Karl selbst gegen ihn im Anzuge sei; nun, da er ihn vor sich sah, befahl er eilends die Brücke bei Meißen abzubrechen und führte sein Heer an dem rechten Elbufer hinab, um seine Hauptstadt Wittenberg zu erreichen. Hier konnte er alle Mittel zu einer langen und tapfern Gegenwehr finden. Dem Kaiser dagegen lag alles daran, daß der Feind unterwegs schon angegriffen würde, damit der Krieg ein schnelles Ende gewönne; denn er war dem

Churfürsten wohl um das Vierfache überlegen. Ungesäumt zog er daher an dem andern Elbufer, den Churfürstlichen fast zur Seite, und suchte nach einer Furt, um durch den Fluß zu kommen. Der Churfürst hatte bei dem Städtchen Mühlberg Halt gemacht. Noch spät am Abend ritt der Kaiser selbst mit seinem Bruder und dem Herzog Moritz am Ufer hin, aber nirgends wollte sich ein bequemer Uebergang zeigen; denn die Elbe war hier 300 Schritte breit und das entgegengesetzte Ufer war höher als das diesseitige. Da führte der Herzog Alba einen Müller aus einem nahen Dorfe herbei (seinen Namen hat die Geschichte aufbewahrt, er hieß Strauch), welcher ihnen eine Furt im Flusse zu zeigen versprach; die Sachsen hatten ihm zwei Pferde mit fortgeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden diesen Dienst erweisen. Moritz versprach ihm hundert Kronen und zwei andere Pferde.

Unter dem Schutze eines dicken Nebels suchten nun am andern Morgen einige tausend spanische Hakenschützen durch die Furt ans andere Ufer zu gelangen und zugleich noch eine Schiffbrücke, welche die Sachsen eben abbrachen, in ihre Gewalt zu bringen. Ein Haufen von ihnen schwamm nach abgeworfenem Harnisch, den Säbel zwischen den Zähnen, hinan, und bemächtigte sich der Brücke, die man nun schnell wiederherzustellen suchte, während die Reiter durch die Furt setzten und jeder einen Fußknecht hinter sich mit hinübernahm. Darnach folgte auch der Kaiser, dessen Pferd der wegweisende Bauer am Zügel führte, der König Ferdinand, der Herzog Moritz, und des Kaisers Feldherr, Herzog von Alba.

Es war ein Sonntagmorgen den 24. April. Der Churfürst wohnte dem Gottesdienste in Mühlberg bei und als man ihm die Nachricht brachte, der Feind gehe über den Fluß, — und bald, er sei schon ganz nahe, konnte er es noch immer nicht glauben und wollte den Gottesdienst nicht unterbrechen. Endlich, nachdem er vollendet, hatte er nur noch eben Zeit, seinem eilig abziehenden Heere zu folgen. Er gab Befehl, daß das Fußvolk nur streben solle, Wittenberg zu erreichen, die Reiter aber, den Feind durch kleine Gefechte aufzuhalten; das Geschütz war schon nach Wittenberg vorausgeschickt. Die Kaiserlichen eilten den Sachsen eben so schnell nach und ereilten sie auf der Lochauer Haide; und obgleich auch ihr Geschütz und selbst der größte Theil des Fußvolks, welches über die wiederhergestellte Schiffbrücke ging, noch zurück war, so gab der Kaiser, auf Alba's Rath, dennoch Befehl zum Angriff. Die spanischen und neapolitanischen Reiter drangen gewaltig ein; Herzog Moritz selbst focht unter den Vordersten; die sächsischen Reiter kamen in Verwirrung und stürzten sich auf ihr eigenes Fußvolk, welches in Eile am Saume eines Waldes in Schlachtordnung gestellt war. Der Churfürst befehligte von einem Wagen herab, weil sein schwerer Körper ihn am Reiten verhinderte; der Kaiser dagegen, den man an diesem Tage die Kränklichkeit seines Körpers nicht ansah, ritt auf einem andalusischen Rosse, in der rechten Hand die Lanze haltend, in weithin schimmernden, vergoldeten Helme und Panzer, mit dem rothen goldgestreiften burgundischen Feldzeichen, das Kriegsfeuer aus seinen Augen strahlend. — Mit dem furchtbaren Kriegsgeschrei: Hispania! Hispania! durchbrachen die Kaiserlichen auch das sächsische Fußvolk. Es floh nach allen Seiten; Verwirrung und Schrecken überall! Durch die ganze Haide hin wurden die Fliehenden erschlagen und bedeckten eine lange Strecke von Koßdorf bis gen Falkenburg und Beiersdorf hin. Einer der Söhne des Churfürsten wurde von den Verfolgern ereilt; er vertheidigte sich tapfer, erschoß, durch zwei harte Hiebe vom Pferde

sinkend, noch im Fallen einen Feind, und ward glücklich durch herbeisprengende sächsische Reiter gerettet. Sein Vater aber entkam nicht. Man hatte ihn dringend ermahnt, seine Person zu retten und nach Wittenberg voranzueilen, allein er antwortete: „Wo sollte mein getreues Fußvolk bleiben?" und blieb. In der Hitze des Gefechtes hatte er einen schweren, friesischen Hengst bestiegen, wurde aber von den leichten Reitern eingeholt und, indem er um sich schlug, von einem Ungarn in die linke Backe gehauen. Das Blut rann über sein Gesicht, er wollte sich dennoch nicht ergeben; da drängte sich ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, durch die Ungarn und rief ihn auf deutsch an, seines Lebens zu schonen. Diesem, „weil er ein Deutscher sei", gab er sich gefangen und zog als Wahrzeichen dessen zwei Ringe vom Finger, die er ihm reichte; dem Ungarn ließ er seinen Dolch und sein Schwert. Der Ritter brachte ihn zum Herzog von Alba und dieser, auf sein wiederholtes Verlangen, zum Kaiser, der mitten in der Haide zu Pferde hielt. Johann Friedrich, als er herankam, seufzte tief und sprach, die Augen gen Himmel gerichtet: „Herr Gott, erbarme dich meiner, nun bin ich hier!" Sein Anblick mußte die Umstehenden erschüttern; sein Gesicht blutete, sein Panzerhemd war mit Blut befleckt. Er stieg mit Hülfe des Herzogs von Alba vom Pferde und wollte vor dem Kaiser auf seine Kniee sinken, indem er den Blechhandschuh auszog, um zugleich nach deutscher Sitte die Rechte zu reichen. Aber der Kaiser litt beides nicht und wandte sich finster zur Seite. Da fing der Churfürst an: „Großmächtigster, allergnädigster Kaiser!" — „So, bin ich nun euer gnädigster Kaiser?" fiel dieser ein, „so habt ihr mich lange nicht geheißen." Der Churfürst fuhr fort: „Ich bin Euer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um fürstlichen Gewahrsam." „Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr verdient", schloß der Kaiser. Dann wurde der Churfürst durch Alba mit dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der gleichfalls gefangen war, ins Lager geführt.

So endigte dieser für den Kaiser so glückliche Tag, von dem er selbst in Cäsars Weise schreibt: „Ich kam, ich sah, und Gott siegte."

Nach einer Ruhe von zwei Tagen zog er nach Torgau, welches sich sofort ergab, und von da nach Wittenberg, der Hauptstadt des Landes. Sie war fest, mit guter Besatzung versehen und die Bürgerschaft voller Muth; wenn sie sich hielt, so mußte Karl vielleicht Sachsen verlassen, ohne das Werk vollendet zu haben; denn zu einem langen Feldzuge war er nicht gerüstet. Da wandte er, in seiner Ungeduld und auf das Dringen seines Beichtvaters und einiger andern, ein Mittel an, welches ihn von neuem der Ueberschreitung des Rechtes und der Reichsverfassung anklagt. Er ließ über den unglücklichen Fürsten durch ein Kriegsgericht das Todesurtheil sprechen. Das durfte er, wenn es gleich das gerechteste Urtheil gewesen wäre, nicht ohne einen deutschen Fürstentag. Wohl mag es ihm mit der Hinrichtung selbst nicht Ernst gewesen sein, die nur ein Schreckmittel für die Freunde des Churfürsten in der Stadt sein sollte, damit ihm diese übergeben würde; allein die Verletzung des Rechtes lag in der Weise des Urtheils, und wenn es als Schreckmittel nicht wirkte, so war von Karls strengem Sinne, der keinen Schritt zurückthat, die Vollziehung desselben wohl zu fürchten.

Der Churfürst, dem es im Glücke oft an Entschluß fehlte, bewies jetzt den Heldenmuth einer starken Seele, welche einen festen Glauben in sich trägt. Das Todesurtheil wurde ihm angekündigt, als er eben mit dem Herzog Ernst von Lüneburg am Schachbrette saß. Ruhig sprach er: „Ich

kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen mit mir handeln werde; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so begehre ich, man soll es mir fest zu wissen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, bestellen möge."

Vom Herzog Moritz ist nicht bekannt, daß er in dieser Sache sein Wort bei dem Kaiser verwendet habe; der Churfürst Joachim von Brandenburg dagegen kam sogleich in das kaiserliche Lager und bemühte sich aufs eifrigste, das Unglück durch einen Vergleich abzuwenden. Es gelang ihm auch, aber unter harten Bedingungen für Johann Friedrich. Dieser mußte für sich und seine Nachkommen auf die Churwürde und auf sein Land Verzicht leisten, welches beides an Herzog Moritz überging. Seine Festungen Wittenberg und Gotha wurden dem Kaiser überliefert und er selbst sollte dessen Gefangener bleiben, so lange es diesem gefallen würde, so daß er ihn sogar nach Spanien, unter die Obhut des Infanten Don Philipp, schicken könnte. Den nöthigen Unterhalt für ihn und sein Haus sollte Moritz darreichen und es wurden dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena bestimmt. Nach einem Artikel des Vertrages sollte der abgesetzte Churfürst auch im voraus versprechen, alles anzunehmen, was das Concilium zu Trient oder die kaiserliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten; — allein dazu war er auf keine Weise zu bewegen; der Kaiser mußte hierin nachgeben; er strich den Artikel mit eigner Hand aus und selbst die Spanier fanden des Churfürsten Standhaftigkeit ehrenvoll.

Da es in Wittenberg bekannt wurde, daß die Stadt dem Kaiser übergeben werden, aber in der freien Uebung des Augsburger Religionsbekenntnisses bleiben sollte, entstand eine große Bewegung in derselben. Anfangs wollten die Bürger bis auf den letzten Mann sich vertheidigen, weil sie der Zusage der Religionsfreiheit nicht traueten; die Spanier hatten zu grausam im Lande umher gehauset; allein der Churfürst befahl ihnen, keinen Widerstand zu versuchen, der Kaiser werde treu und sicherlich sein Wort halten; auch bewilligte dieser, daß nur deutsches Kriegsvolk in die Stadt rücken sollte. Am 23. Mai zog die sächsische Besatzung aus und vier kaiserliche Fähnlein besetzten die Stadt. Zwischen ihr und dem Lager wurde bald lebhaft verkehrt und das gegenseitige Mißtrauen schwand immer mehr. Zu ihrer Verwunderung sahen die Sachsen ihren abgesetzten Herrn, wie er in Herzog Alba's Zelte von vornehmen Spaniern bedient und mit Ehrfurcht behandelt wurde. Die Churfürstin Sibylle selbst erschien in Trauerkleidern mit ihren Kindern vor dem Kaiser, geführt von den Söhnen des römischen Königs, und that einen Fußfall; der Kaiser hob sie sehr freundlich auf, tröstete sie wegen ihres Unglücks und erlaubte, daß der Churfürst acht Tage auf dem Schlosse zu Wittenberg bei den Seinigen zubringen und das Pfingstfest feiern durfte. Ja, er selbst begab sich in die Stadt und erwiderte den Besuch der Churfürstin. Der Eindruck seines großen und starken, jetzt besänftigten Gemüthes tilgte den Widerwillen, den man in diesen Landen gefaßt hatte, zum guten Theile aus, so wie er selbst hinwiederum ein günstigeres Urtheil über Norddeutschland gewann, als die eifrigen Gegner der neuen Lehre ihm mochten gegeben haben. „Es ist doch alles ganz anders im evangelischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich mir gedacht habe," — äußerte er in diesen Tagen. Und als er hörte, daß bei seiner Anwesenheit der lutherische Gottesdienst eingestellt sei, rief er aus: „Wer richtet uns das an? Ist in unserm Namen hier der Dienst Gottes unter-

lassen, so gereicht uns dieses nicht zum Gefallen! Haben wir in den hochdeutschen Landen doch nichts gewandelt in der Religion, wie sollten wir es hier thun?" — Er besuchte auch die Schloßkirche und sah hier Luthers Grab. Einige Umstehende — man nennt den Herzog von Alba und den Bischof von Arras, Granvella's Sohn, — riethen ihm, „den Ketzer ausgraben und verbrennen zu lassen", aber Karl erwiderte: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten."

Der innere Sinn des Kaisers war frei genug, um sich über der leidenschaftlichen Bewegung der Zeit zu halten. Wenn nur nicht die Rücksichten der Staatsklugheit oft die strenge Wahrheit bei ihm verdunkelt hätten! Denn wie stimmte diese Schonung der protestantischen Partei mit dem Bündnisse zusammen, welches er mit dem Papst geschlossen hatte?

Der neue Churfürst Moritz bewies sich gleichfalls sehr freundlich gegen die Wittenberger: „Ihr seid eurem Fürsten, meinem Vetter, so treu gewesen, das will ich euch im Guten gedenken", — sprach er im Weggehen zu den Vorstehern der Stadt. Am 6. Juni zogen die Kaiserlichen aus Wittenberg und an demselben Tage legte der neue Churfürst Moritz seine Besatzung in die Stadt.

96. Der Kaiser und Philipp von Hessen.

An dem Tage, da Kaiser Karl in Wittenberg einritt, wurde sein alter Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, in die Gruft getragen; das Glück schien ihm alle Hindernisse seiner großen Entwürfe auf einmal aus dem Wege räumen zu wollen. Er zog nun von Wittenberg nach Halle, um mit dem zweiten Haupte des Schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen von Hessen, zu unterhandeln, und dieser sah keine Rettung mehr für sich, als in der Gnade des nun übermächtigen Kaisers, die er durch seinen Schwiegersohn Moritz und den Markgrafen von Brandenburg eifrigst nachsuchte. Beide verwendeten sich auf das thätigste für ihn und Karl äußerte endlich durch seinen Kanzler: „Wenn der Landgraf selbst zu ihm käme und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergäbe, und wenn er die Bedingungen unterschriebe, die er ihm vorlegen würde, so wolle er ihm sein Land nicht nehmen und ihn auch nicht am Leben oder mit ewigem Gefängniß bestrafen;" — so lautet ein in neuerer Zeit wieder aufgefundener Abdruck der damaligen Verhandlungen. Allein diese Fassung der Bedingungen war von dem Landgrafen nicht angenommen, sondern die Verhandlungen dauerten fort und die Vermittler schickten dem Landgrafen eine andere Capitulation, die er annahm und in welcher von Gefangenschaft gar nicht die Rede war. Wahrscheinlich glaubten sie, weil die kaiserlichen Räthe nicht wieder auf jene erste Capitulation zurückkamen, der Punkt wegen einer vorläufigen Gefangenhaltung des Landgrafen sei aufgegeben; oder es war wirklich, wie die Vermittler einige Monate später auf dem Reichstage zu Augsburg selbst zugaben, bei den mündlichen Verhandlungen „mit Seiner Majestät Räthen, in Mangel und Unverstand der Sprachen, allerhand Mißverstand erfolgt"; genug, sie verbürgten sich dem Landgrafen mit ihrem Ehrenworte, sich selber seinen Söhnen in gefängliche Haft zu stellen, wenn Karl ihn nicht wieder frei von sich ließe. Am 18. Juni kam Philipp auf dieses ihr Ehrenwort in Halle an und am folgenden Tage wurde er vor den Kaiser geführt. Dieser saß auf einem Throne und um ihn standen viele deutsche, spanische und italienische Große, unter andern

auch der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Gefangene des Landgrafen, den er jetzt hatte frei geben müssen und der sich nun an seiner Demüthigung weidete. Mit niedergeschlagenem Blicke kniete der Landgraf am Fuße des Thrones nieder und sein Kanzler Güntherode, hinter ihm knieend, las die Abbitte an den Kaiser ab. Sie war in sehr demüthigen Ausdrücken abgefaßt und ein Augenzeuge erzählt, es habe sich in der Verwirrung und Beschämung, die den Landgrafen in solcher Lage, vor solcher Versammlung, ergriff, auf seinem Gesichte ein Lächeln gezeigt, gleichsam als unbewußte Hülfe seiner Natur gegen das Gefühl der Schmach. Aber dem Kaiser entging seine Miene nicht; drohend hob er seinen Finger auf und sprach in seiner niederländischen Mundart, denn er redete das Deutsche schlecht: — „Wel, ich sal juw lachen lehren.“ Dann las des Kaisers Kanzler, Dr. Seld, die Antwort: „Obwohl der Landgraf, wie er selbst bekenne, die schwerste Strafe verdient habe, so wolle dennoch der Kaiser, aus angeborner Milde und in Betracht der für ihn eingelegten Fürbitten, Gnade vor Recht ergehen lassen, ihn von der Acht erledigen und ihm das Leben, welches er verwirkt habe, schenken.“ Nach der Ablesung dieser Antwort wollte sich der Landgraf als ein freier Fürst wieder erheben, und als der Kaiser ihm keinen Wink dazu gab, auch ihm den deutschen Handschlag der Versöhnung versagte, stand er von selber auf und trat ab.

Zu Abend aß er mit dem Churfürsten Moritz und dem von Brandenburg bei dem Herzog Alba; nach der Mahlzeit wollte er sich entfernen, da erklärte ihm der Herzog, daß er sein Gefangener sei. Bestürzung ergriff ihn, so wie die beiden Vermittler, die sich für seine Freiheit verbürgt hatten. Sie wendeten sich an den Kaiser selbst, stellten ihm ihr Fürstenwort vor, welches sie zum Pfande gegeben hätten! — aber der Kaiser leugnete, den Landgrafen von aller Gefängniß frei gesagt zu haben, wie die Unterhändler es verstanden hatten, wenn er ihn gleich nicht mit ewiger Gefangenschaft bestrafen wolle. Und in der That mochten seine Räthe, wie schon bemerkt ist, mehr versprochen haben, als er selbst im Sinne trug; oder bei der Unkunde des Kanzlers Granvella und seines Sohnes in der deutschen, und der beiden Churfürsten in der spanischen und französischen Sprache, war wirklich ein Mißverständniß vorgefallen.

Dennoch wäre es edler gewesen, das Wort der beiden Vermittler an den Landgrafen zu erfüllen. Es lag dem Kaiser freilich viel daran, die Anführer des Schmalkaldischen Bundes so lange als Gefangene zu halten, bis er seine Religionseinrichtungen in Deutschland vollendet hätte; denn er glaubte noch immer an die Möglichkeit einer Vereinigung der Parteien, und beide Fürsten waren die heftigsten Gegner derselben gewesen. Aber Karl bedachte nicht, daß die Gradheit und Großmuth einem Herrscher besser anstehen und sicherer zum Ziele führen, als die berechnende Vorsicht; und daß, wenn diese einmal als Gesetz gilt, der Kluge von dem noch Listigern sicher um seinen Gewinn gebracht wird. Der Herzog Moritz, der seine Bürgschaft nun nicht erfüllen konnte und als ein Wortbrüchiger gegen den Landgrafen dastand, hat sich sicherlich in dem Augenblicke, als der Kaiser das von ihm im guten Glauben dem Landgrafen gegebene Wort nicht anerkennen wollte, der Pflichten der Dankbarkeit und Wahrheit gegen ihn entbunden gefühlt und geglaubt, daß von da an nur die Klugheit zwischen ihnen zu walten brauche. In dieser aber stand er dem Kaiser nicht nach.

Der abgesetzte Churfürst und der Landgraf mußten dem kaiserlichen

Hoflager als Gefangene folgen, wohin er sich wendete. Ueberdies wurden die hessischen Festungen, bis auf Kassel und Ziegenhain, geschleift, alles Geschütz ward abgeführt und die Stände mußten 150,000 Goldgulden als Strafe bezahlen. In den Vergleichen mit seinen Gegnern befolgte Kaiser Karl die Grundsätze der Römer in der Zeit, da sie sich die Herrschaft der Welt vorbereiteten. Wie sie von den Karthagern, von den macedonischen und syrischen Königen, nebst großen Geldsummen die Auslieferung der Kriegsschiffe, der großen Kriegsmaschinen und der Elephanten verlangten, so entwaffnete auch Karl seine Gegner, indem er sie zwang, ihre festen Plätze zu schleifen, das schwere Geschütz herauszugeben, welches damals noch selten und schwer zu ersetzen war, und endlich, ihm Geld zu neuen Unternehmungen zu zahlen. Er soll in den Verträgen mit den oberländischen Städten, dem Herzog von Würtemberg, dem Churfürsten und dem Landgrafen, über 500 Stücke Geschütz gewonnen haben, die er nach Italien, Spanien und den Niederlanden abführen ließ. Die größte Unzufriedenheit erregten indeß die spanischen Besatzungen, die er überall, wo es nur möglich war, besonders aber in den oberdeutschen Städten, zurückließ. Der Uebermuth und die Mißhandlungen dieser stolzen Ausländer, die noch dazu mit Religionshaß erfüllt waren, war unerträglich, und man vergaß nicht, daß der Kaiser in der Wahlkapitulation versprochen hatte, keine fremden Krieger in das Reich zu bringen.

97. Das Interim.

Es zeigte sich immer mehr, daß die Beruhigung in Religionssachen von dem Tridentiner Concilium nicht ausgehen werde. Dasselbe konnte auch schwerlich als Vertretung der christlichen Welt im Sinne der alten Kirchenversammlungen gelten. Es waren fast nur Italiener und Spanier zugegen. Die Protestanten weigerten sich nach wie vor, die Aussprüche desselben anzuerkennen, und drangen dagegen auf eine Kirchenversammlung, „wo der Papst nicht den Vorsitz und die protestantischen Theologen die Macht hätten, mit und neben den Bischöfen zu stimmen und die bereits gefaßten Dekrete neuerdings zu untersuchen."

In solche Forderungen wollte dagegen die päpstliche Partei nicht willigen, obgleich selbst die katholischen Fürsten Deutschlands sehr dringend verlangten, daß die Stände der Augsburgischen Confession mit zu dem Concilium gezogen würden. Ja, die Kardinäle sahen dasselbe gar ungern zu Trident und strebten nur darnach, es weiter in Italien zu verlegen; sie fürchteten, wenn der alte Papst Paul III. während des Conciliums sterben sollte, so möchte dasselbe, von Karl unterstützt, die Papstwahl, zum Nachtheil des Kardinal-Collegiums, an sich ziehen. Ihren Wünschen kam endlich eine Krankheit zu Hülfe, welche man als gefährlich ansah und für die Pest ausrief, — es war jedoch nur ein Bischof an den Frieseln gestorben; — und unter diesem Vorwande wurde am 9. März das Concilium in der That von Trident nach Bologna verlegt. Der Kaiser gerieth bei dieser Nachricht in den höchsten Zorn; der Papst dagegen billigte den Schritt seines Legaten, und die Spannung, welche schon zwischen ihm und dem Kaiser entstanden war, weil dieser seinen Sieg in Deutschland nicht sogleich zur Ausrottung der protestantischen Partei gebraucht und weil auf der andern Seite der Papst gleich nach Ablauf der bedungenen sechs Monate seine Truppen vom kaiserlichen Heere abberufen hatte, stieg immer höher. Der

Kaiser sagte dem päpstlichen Nuntius geradezu: „Den Protestanten, die bereits versprochen, sich dem Concilium zu unterwerfen, könne nicht zugemuthet werden, nach Bologna zu gehen oder auf das zu achten, was dort beschlossen würde; die übrigen würden es ohnehin nicht thun. Wenn man ihm von Rom aus kein Concilium verschaffen wolle, so werde er schon eins zu finden wissen, das Allen ein Genüge leiste und dasjenige verbessere, was zu verbessern sei. Der Papst sei ein alter, eigensinniger Mann, der die Kirche zu Grunde richten wolle." So heftig redete Karl, gegen seine Gewohnheit; und wir haben daran einen neuen Beweis, wie eifrig er es mit dem Frieden der Kirche meinte. — Auch die deutschen Bischöfe baten den Papst sehr dringend, das Concilium wieder nach Trident zu verlegen; aber auch ihr Wort fruchtete lange nichts.

Daher suchte Karl die deutschen Religionsangelegenheiten auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1548 selbst in Ordnung zu bringen und veranstaltete zu dem Ende eine neue Unterredung, wozu von katholischer Seite zwei gemäßigte Männer der Bischof von Naumburg, Julius Pflug, und der Weihbischof von Mainz, Michael Helding, von Seiten der Protestanten aber der Hofprediger des Churfürsten von Brandenburg, Johann Agricola von Berlin, gewählt wurden. Sie gingen thätig an's Werk und brachten auch einen Vereinigungs-Entwurf zu Stande, welchen sie dem Kaiser vorlegten. Agricola aber, aus Eifer den Frieden zu stiften, war in wesentlichen Punkten von den ersten Grundsätzen seiner Glaubensgenossen abgegangen. Er hatte zwar die Ehe der Geistlichen und den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten für seine Partei bewilligt erhalten, aber nur bis das Concilium darüber einen Beschluß fassen werde. Im übrigen hatte er die Macht des Papstes, die Messe, die sieben Sacramente, die Anrufung der Heiligen, und überhaupt das katholische Kirchen- und Glaubens-System im wesentlichen anerkannt. Es war vorauszusehen, daß sich großer Widerspruch erheben werde. Weil indeß der Churfürst von Brandenburg und auch der von der Pfalz die Annahme versprachen, so glaubte Karl die vermittelnde Schrift, welche den Namen des Interim erhalten hat, durchsetzen zu können. Er berief die Stände am 15. Mai zu sich und ließ ihnen die Schrift vorlesen, deren Titel so lautete: „Der römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen römischen Reich bis zum Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden solle." — Nach der Vorlesung und einer kurzen Berathung der einzelnen Stände, die aber kein Resultat gab, trat der Churfürst von Mainz auf und dankte im Namen der Stände für die Mühe, Arbeit, Fleiß und Liebe des Kaisers gegen das Vaterland; und als Niemand wagte, etwas dagegen einzuwenden, nahm der Kaiser die Einwilligung der Stände als ausgemacht an und betrachtete seine Schrift nunmehr als Reichsgrundgesetz.

Indem Kaiser Karl sich so auf der einen Seite von den Maaßregeln des Papstes unabhängig zu machen und auf der andern die Einheit der deutschen Kirche zu erhalten suchte, durch welche auch die des deutschen Reiches befestigt werden sollte, stand ihm der Grundgedanke seines ganzen kaiserlichen Lebens und Wirkens noch einmal recht lebhaft vor der Seele, nämlich der, die Bedeutung und Würde des alten Kaiserthums, wie Karl der Große, die Ottonen, und andere großsinnige Kaiser dasselbe in der Seele getragen und zum Theil verwirklicht hatten, wieder herzustellen. Das

Kaiserthum sollte die Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt enthalten. Der Kaiser sollte wirklich das Oberhaupt der ganzen Christenheit sein, er sollte mit seiner weltlichen Macht einen wesentlichen Einfluß auf die Kirche verbinden und nicht nur, als Werkzeug der geistlichen Gewalt, die Ordnung der Kirche schützen und ihren Befehlen Gehorsam verschaffen, sondern auch an deren Berathung und Beschlußnahme wesentlichen Antheil haben. Wie Karl der Große unter seinem Vorsitze Synoden der Bischöfe gehalten und deren Beschlüsse unter seinem Namen als Reichsgesetze erlassen hatte, so wollte Karl V. Antheil an der Leitung des allgemeinen Conciliums haben, wenigstens als der Mittelpunkt der kirchlichen Ordnung des deutschen Reiches neben dem Papste die gebührende Geltung behaupten. Ja, wenn es zum Aeußersten kam und keine Stellung neben dem Papste übrig blieb, so hätte es seinem umfassenden Geiste nicht zu fern gelegen, eine Selbstständigkeit der deutschen Kirche zu stiften, wenn sie sich nur nicht von den wesentlichen Grundsätzen der katholischen Lehre entfernte und wenn er hoffen durfte, auf diesem Wege die neue Kirchenpartei mit der alten wieder zu vereinigen. Es wäre eine Hierarchie des deutschen Reiches entstanden, welche eine große Aussicht für die Kräftigung desselben eröffnete.

Und wie, wenn dem Kaiser Karl dieser Gedanke gelungen wäre? Wenn er nicht ein Ausländer war, der auch seine anderen Länder, Spanien, Burgund, Italien, berücksichtigen mußte, und der denn doch die feineren Saiten des deutschen Wesens nicht anzuschlagen verstand, durch welche allein der volle Einklang der Gemüther hervorgerufen werden konnte? Aber daran brach sich am Ende sein ganzes Wirken in Deutschland, daß er das deutsche Wesen in seiner Tiefe nicht faßte.

Einen sehr merkwürdigen Gegensatz bietet eine Vergleichung des weiten Ideenfluges des Kaisers Karl mit dem engen aber in sich festen und gediegenen Gedankenkreise des gefangenen Churfürsten Johann Friedrich dar. Der Kaiser wußte recht wohl, daß es ein großer Schritt zur Einführung seines Interim sein würde, wenn er den Churfürsten, dessen geistiges Ansehen in den sächsischen Ländern um so größer war, als er jetzt als Glaubensmärtyrer dastand, für dasselbe hätte gewinnen können. Er schickte daher seinen Kanzler Granvella, mit dessen Sohne, dem Bischof von Arras, und dem Vicekanzler Seld mit dem Antrage zu ihm, das Interim anzunehmen und auch seinen Söhnen zur Annahme zu empfehlen. Der Churfürst übergab ihnen aber eine, schon für diesen Fall in Bereitschaft gehaltene, eigenhändig geschriebene Erklärung, des Inhalts: „Sein von den Dienern des göttlichen Wortes von Jugend auf genossener Unterricht, so wie eigene fleißige Forschung in den prophetischen und apostolischen Schriften, habe ihn dahin gebracht, daß er in der Augsburgischen Confession die rechte, wahre, christliche Lehre erkenne und in seinem Gewissen ohne Wanken dafür halte. Wenn er das Interim für christlich und gottselig annehmen solle, so müsse er die Augsburgische Confession in vielen trefflichen Artikeln, daran die Seligkeit gelegen, wider sein Gewissen vorsätzlich verdammen und verleugnen, und mit dem Munde billigen, was er in seinem Herzen für der heiligen Schrift ganz und gar zuwider halte; dieses würde Gottes heiligen Namen jämmerlich mißbrauchen und lästern heißen, welches er doch mit seiner Seele theuer und allzutheuer bezahlen müßte. Seine kaiserliche Majestät wolle es ihm daher nicht zu Ungnade aufnehmen, daß er das Interim nicht billige, sondern bei der Augsburgischen Confession endlich beharre.“

Die Minister weigerten sich, diese Erklärung anzunehmen, und erinnerten den Churfürsten daran, daß es dem Kaiser wohl gebühre, auch in Religionssachen gewisse Ordnungen und Statuten zu machen; es seien schon vor Seiner Majestät mehrere römische Kaiser gewesen, die in göttlichen Sachen und Kirchengebräuchen Gesetze und Ordnungen gemacht, die auch jetzt noch von allen Unterthanen des römischen Reiches gehalten würden.“ Allein der Churfürst blieb unerschütterlich; und als während der Unterhandlungen ein einzelner Donnerschlag vom Himmel ertönte, dem keiner vorangegangen war und keiner folgte, so erfreute sich der Churfürst dieses Zeichens als einer Billigung seines höchsten Richters, daß er in Gewissenssachen nur ihn, und nicht Menschen, fürchten solle.

Nicht edel war es, und vielleicht auch nicht nach des Kaisers Anordnung, daß von da an sein Hofprediger, Christoph Hoffmann, und auch seine Bücher, unter anderm eine auf Pergament gedruckte illuminirte Bibel, ihm genommen wurden. Als sie weggetragen wurden, sagte er: „Nehmen sie mir gleich die Bücher, so sollen sie mir doch das, was ich daraus gelernt, nicht aus dem Herzen reißen.“

Nach dem Beispiele des Vaters wiesen auch die Söhne das Interim von ihren Ländern zurück, und überhaupt mußte der Kaiser sehen, daß er sich in seinen Hoffnungen in Absicht des Interim getäuscht habe. Die protestantischen Theologen erhoben sich fast einstimmig gegen das Interim und viele mußten ihre Stellen verlassen und den Wanderstab ergreifen, wie z. B. in Augsburg, Nürnberg, Regensburg, Ulm, Frankfurt und anderen Städten. Man wollte gegen vierhundert vertriebene Prediger im Oberlande zählen.

Was aber noch mehr zu verwundern ist, auch die Katholiken mißbilligten das Interim, obgleich ihnen gar nicht angesonnen war, dasselbe bei sich einzuführen. Die katholische Kirche würde den größten Vortheil davon gezogen haben; denn wäre es dem Kaiser gelungen, das Interim durchzusetzen, so war die völlige Wiedervereinigung der Parteien fast als gewiß vorauszusehen. Ihr Widerspruch ist daher nur daraus zu erklären, daß sie eine Anordnung in Religionssachen von ihm, als einem Laien, nicht als gültig ansahen. „Und wenn Karl das Evangelium selbst kund gemacht hätte,“ äußerte ein angesehener Prälat, „so wäre es von ihm als einem Laien nicht zu entschuldigen.“

Der Kaiser mußte daher, als er nach dem Augsburger Reichstage zwei Jahre in den Niederlanden sich aufhielt, immer neue Klagen aus Deutschland hören; nur an wenig Orten war seine Anordnung des Gottesdienstes aus Zwang eingeführt, an den meisten redete man von beiden Seiten auf das eifrigste dagegen und auch der Churfürst Moritz nahm sie in seinem Lande nur mit Einschränkung an. Er hatte mehrere Theologen, unter denen auch Melanchthon war, zur Ausarbeitung einer Kirchenagende für seine Länder niedergesetzt und sie brachten auch mit vieler Mühe und zum Tadel vieler streng lutherischen Geistlichen eine Formel zu Stande, die man das Leipziger Interim nennt und die allerdings in vielem nachgab, aber noch im wesentlichen das protestantische Princip festhielt. Sie wurde, wenn auch hie und da mit Abweichungen, in vielen Gegenden des nördlichen Deutschlands eingeführt. Aber daneben blieben auch Viele standhaft in ihrem Widerstande gegen jede Aenderung. Besonders heftig erklärten sich die Städte Constanz, Bremen und Magdeburg und weigerten sich gänzlich die kaiserlichen Befehle zu vollziehen; die Acht wurde daher gegen sie aus-

gesprochen und die beiden ersten kehrten hierauf zum Gehorsam zurück, ja Constanz begab sich ganz in die Gewalt des Königs Ferdinand; Magdeburg aber blieb hartnäckig, besonders durch den Einfluß mehrerer aus Wittenberg wegen des Interim ausgewanderter Theologen, unter denen Flacius, mit dem Beinamen Illyricus, der heftigste und eifrigste war. Der Churfürst Moritz erhielt auf dem neuen Reichstage zu Augsburg 1550 den Auftrag, die Acht gegen die Stadt zu vollziehen. Im Herbste dieses Jahres noch brach er mit seinen Kriegsschaaren auf und fing die Belagerung an.

Auf diesem Reichstage versuchte es auch Karl, ob er vielleicht seinem Sohne Philipp, den er aus Spanien hatte kommen lassen, die römische Königskrone verschaffen könnte. Allein weder sein Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian, noch die Churfürsten, wollten irgend darauf eingehen; Philipp's stolzes, finsteres und abschreckendes Wesen konnte ihm die Herzen der Deutschen nicht gewinnen. Der Vater mußte ihn nach Spanien zurückschicken und Philipp selbst kehrte gern dahin zurück, denn er liebte Spanien mehr als alle übrigen Länder.

Der Kaiser aber begab sich nach Endigung des Reichstages von Augsburg nach Inspruck. Der neue Papst, Julius III., hatte das Concilium wieder von Bologna nach Trident verlegt und diesem wollte Karl nahe sein.

98. Karl V. und Moritz von Sachsen.

In der Seele des neuen Churfürsten von Sachsen war indessen ein großer Plan wider den Kaiser reif geworden, dessen innerste Bewegungsgründe uns nicht klar vor Augen liegen, weil des Mannes ganzes Gemüth in vielem räthselhaft für die Geschichte geblieben ist. Doch haben ihn wohl zwei Dinge hauptsächlich getrieben: einmal die harte Gefangenschaft seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen, gegen welchen er noch immer sein altes Wort und die Bürgschaft für seine Freiheit lösen zu müssen glaubte; der Kaiser aber gab keiner Bitte und keiner Vorstellung für denselben Gehör; — und zweitens die Lage der Protestanten in Deutschland. Diese glaubten bestimmt voraus zu sehen, daß der Kaiser nur auf die Beschlüsse der Tridenter Kirchenversammlung wartete, um sie als Religionsgesetze für das Reich aufzustellen, und daß er, wie er jetzt Magdeburg wegen des Interim mit den Waffen überziehe, alsdann, wenn er neue Heere gesammelt, alle Stände des Reiches zum Gehorsam gegen jene Kirchenbeschlüsse zwingen werde. Es war eine ängstliche Erwartung unter den Protestanten. Die, welche das Schlimmste fürchteten, klagten den Churfürsten Moritz als den Schuldigsten an; durch ihn sei der Schmalkaldische Bund verrathen, durch ihn schmachte noch jetzt Johann Friedrich und der Landgraf Philipp in der Gefangenschaft. Die, welche noch Rettung hofften, wendeten gleichfalls ihre Augen auf ihn; er schien der Einzige, welcher den neuen Glauben zu beschützen vermögend sei. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er mit einem großen Schlage die Erinnerung des Vergangenen auslöschen und die öffentliche Stimme wieder gewinnen konnte. Er entschloß sich zu diesem Unternehmen und benutzte den Auftrag zum Kriege gegen Magdeburg, um ohne Verdacht ein ansehnliches Heer zu sammeln. Die Belagerung wurde absichtlich nicht sehr eifrig betrieben. Endlich, im September des folgenden Jahres 1551, schloß er eigenmächtig einen Waffenstillstand und im November

einen sehr gelinden Vertrag mit der Stadt, entließ aber dessenungeachtet seine Truppen nicht. Seinen Jugendfreund, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, sandte er heimlich an den König Heinrich II. von Frankreich, Franzens Sohn, um mit ihm ein Bündniß abzuschließen, und den würtembergischen Obersten Hans von Heydeck, der vom Kaiser gleich Schärtlin in die Acht erklärt war, nahm er in seine Dienste. Solche Zeichen blieben nicht unbemerkt und viele warnten den Kaiser; Karl aber hielt in seinem Vertrauen gegen den Mann, den er erprobt zu haben glaubte, fest und erwiederte: „Da er weder Moritz noch dem Markgrafen Albrecht seines Wissens irgend eine Ursache gegeben, sondern vielmehr beide mit trefflichen großen Gnaden und Gutthaten bedacht, so könne er sich einer solchen Undankbarkeit gar nicht versehen. Er könne nicht anders glauben, als daß dem Ruhme gemäß, den die deutsche Nation in Ansehung der Aufrichtigkeit und Treue von jeher gehabt, Wort und That mit einander übereinstimmen werde." — So wie der Kaiser auf die deutsche Treue bauete, so sein Minister, der jüngere Granvella (der Vater war im J. 1550 gestorben), auf die Einfalt der Deutschen. Er äußerte sich: „Es sei unmöglich, daß ein plumper Deutscher einen Plan entwerfen und geheim halten könne, den er nicht auf der Stelle entdecken und durchschauen sollte."

Aber wie ein Ungewitter überraschte sie beide der Churfürst Moritz, als er im März 1552 mit seinen Völkern rasch in Franken einfiel und hessische Hülfe, so wie die des Markgrafen Albrecht, an sich zog. Beide erließen eine öffentliche Erklärung gegen den Kaiser, worin sie ihren Krieg zu rechtfertigen suchten. Sie beschwerten sich über die noch immer fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen, so wie über des Kaisers Eingriffe in die Freiheit Deutschlands. Er habe die Reichsinsiegel fremden Personen anvertraut, die weder mit der Sprache noch mit dem Rechte in Deutschland bekannt wären. Es sei dahin gekommen, daß die Deutschen fremde Sprachen lernen müßten, um ein Anliegen an ihn zu bringen. Er habe gegen seinen Schwur fremde Krieger in das Land geführt, durch welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt und auf alle Weise mißhandelt würden. Ja, man sei einzig darauf bedacht, allen und jeden eine schändliche Knechtschaft aufzubürden, daher die Nachkommen, wenn man nicht diesen reißenden Strom aufhielte, eine gerechte Ursache haben würden, die Feigheit und Nachlässigkeit gegenwärtiger Zeiten zu verabscheuen, in welchen die Freiheit des Vaterlandes, das edelste Kleinod desselben, verloren gegangen sei."

Wenn gleich viele dieser Vorwürfe übertrieben waren, so spiegelt sich doch darin das Eine am lebhaftesten wieder, welches als Karls größter Fehler in Behandlung der Deutschen angesehen werden muß, die Geringachtung nämlich, die er gegen sie hegte, und die Begünstigung seiner Spanier und Niederländer, von denen besonders die ersteren durch ihren Stolz und Uebermuth und durch die Gräuel, die von ihren gemeinen Kriegern häufig verübt wurden, den gerechten Haß der Deutschen auf sich gezogen hatten. Liebe hatte Karl niemals in Deutschland finden können, denn er liebte es selbst nicht; Herablassung war das Höchste, wozu es sein Stolz kommen ließ. Aber Herablassung muß einem edlen Volke unerträglicher sein, als Trotz und Härte; und der Unwille der Fürsten, daß ein übermüthiger Fremdling, wie Granvella, des Reiches Angelegenheiten ordnen sollte, war ein gerechter. Weniger haben des Kaisers Handlungen, als seine Gesinnung gegen die Deutschen, ihm diesen demüthigenden Krieg von Moritz zugezogen. —

Der Markgraf Albrecht führt in seiner Erklärung eine Beschwerde auf, die noch sonderbarer erscheint, aber eben jenen Uebermuth der Fremden gegen unser Volk zur Quelle hat. Er eifert gegen den Geschichtschreiber des Schmalkaldischen Krieges, Ludwig von Avila, und nennt ihn einen Lügner und boshaften Menschen, denn er rede in seinem Buche so verächtlich von den Deutschen, als wenn sie ein wildes und unbekanntes Volk, „ohne ehrliche, mannhafte und adlige Tugend wären, von dessen Herkommen und Ursprung man nichts wisse."

Der Kaiser wiederum, dessen Handlungen besser waren, als jene Erklärungen sie darstellten, antwortete, im Gefühl seiner Würde, nichts darauf, als, „daß die Beschuldigungen der beiden Fürsten so kindisch, los und ungereimt seien, daß sie den Ungrund in sich selbst enthielten und den Unfug derjenigen, die sie erdichtet, genugsam an den Tag legten."

Ihr Unternehmen verlor auch bald in der öffentlichen Meinung dadurch sehr viel, daß der Markgraf Albrecht mit seinen Leuten als Mordbrenner und Räuber auf dem platten Lande Verheerungen anrichtete. Moritz und der junge Landgraf Wilhelm von Hessen, die sich besserer Absichten bewußt waren, trennten sich daher von ihm und ließen ihn allein schalten. — Der Kaiser war in der größten Verlegenheit; es fehlte ihm an Truppen so wie an Gelde, welches ihm die Augsburger Wechslerhäuser zu seinem großen Verdrusse versagten, und in der Noth mußte der König Ferdinand Unterhandlungen anfangen. Da sie indeß nicht zu einem schnellen Ende führten und Moritz die Absicht des Kaisers, nur Zeit zu gewinnen, wohl merkte, so brach er plötzlich aus Schwaben mit seinem Heere gegen Tyrol auf, um ihn wo möglich zu überfallen. Er zog so schnell, daß er eher kam, als sein Ruf; die Ehrenberger Klause kam in seine Hände, und hätte ihn nicht eine Meuterei in einem seiner Fähnlein einen ganzen Tag aufgehalten, so würde er sogar den Kaiser in Inspruck noch gefunden haben. Erst in der Nacht vorher, vom 19. auf den 20. Mai, war dieser im schrecklichsten Regenwetter nach Trident entflohen; er selbst, seiner Krankheit wegen, in einer Sänfte; sein Bruder, der gefangene Churfürst Johann Friedrich, und der übrige Hofstaat, zu Pferde, manche sogar zu Fuß. Diener mit Fackeln mußten durch die engen Päſſe in den tyroler Gebirgen den Weg erleuchten. Auch in Trident war keine Sicherheit, nach wenigen Stunden Rast ging die Reise durch rauhe Gebirge weiter nach dem Flecken Villach in Kärnthen, und das versammelte Concilium zu Trident floh gleichfalls erschrocken auseinander. Moritz aber, da er Inspruck leer fand, zog wieder zurück, nachdem er die kaiserliche Beute unter seine Schaaren vertheilt hatte, und begab sich zu der indeß berufenen Fürstenversammlung nach Passau.

Was sich in Karls Seele bewegte, hat kein Auge ergründet; wohl aber mögen die Erschütterungen, die sein stolzes Herz in diesen Tagen schimpflicher Flucht, in einsamen Gebirgen, von den Schmerzen der Krankheit gefoltert, demüthigten, von höherer Hand zu seiner Läuterung gesendet sein. Es reifte vielleicht in diesen harten Tagen der Entschluß in ihm, wenn er diese neue Verwirrung erst wieder gestillt habe, die Kronen von seinem Haupte freiwillig niederzulegen und, dem Glanze der Welt entsagend, in stiller Einsamkeit das Gemüth allein dem Ewigen und Unveränderlichen zuzuwenden. — Den gefangenen Churfürsten von Sachsen ließ er jetzt gleich wieder in Freiheit. Nur machte er ihm zur Bedingung, noch einige Zeit dem Hoflager zu folgen. Sein Anblick mußte ihm bitter sein. Vor

fünf Jahren hatte eben dieser Churfürst auf der Lochauer Heide blutend vor ihm um Gnade gefleht; jetzt sah dieser selbe ihn krank und hülflos, in unwegsamen Gebirgen, als Flüchtling vor einem andern Churfürsten von Sachsen, welchen Karl selbst in jener Zeit des Stolzes groß gemacht hatte, umherirren. Und was den Kaiser außer diesem allen am meisten kränken mußte, war, daß kein Reichsstand, selbst kein katholischer, sich für ihn regte und daß sie sich lieber vom Markgrafen Albrecht ausplündern ließen, als sich zur Hülfe für ihren Kaiser zu vereinigen. Da wurde er wohl inne, daß in der Zeit der Gefahr der Herrscher nur in der Liebe seines Volkes eine sichere Stütze hat.

Der Churfürst Johann Friedrich ward in Augsburg vom Kaiser nicht ohne Zeichen der Achtung und selbst der Rührung entlassen. Am 2. Sept. zog er von Augsburg weg, seinem Lande zu. Ueberall unterwegs ward er mit wahrer Verehrung empfangen; die Abgeordneten des Magistrats von Nürnberg kamen ihm mit vierzig Pferden entgegen; das Volk jubelte und weinte zugleich vor Rührung. Als er in sein Land nach Koburg kam, hatte seine Gemahlin Sibylle ihr seit fünf Jahren getragenes Trauerkleid ausgezogen, und als nun in Erfüllung ging, was sie oft gesagt hatte, sie hoffe vor ihrem Tode ihren Gemahl seines Gefängnisses entledigt wieder zu sehen, fiel sie in Ohnmacht. Bei seiner Ankunft in Jena, wo seine Söhne zur Entschädigung für das verlorene Wittenberg eine Universität errichtet hatten, freute er sich besonders, wieder Professoren und Studenten zu sehen. Sein alter treuer Freund, der Maler Lucas Cranach, saß mit dem ältesten Prinzen bei ihm im Wagen; sieh, sagte er zu letzterem, „das ist Bruder Studium.“ Die Glückwünsche der Professoren hörte er mit entblößtem Haupte an. Das war der deutsche Fürst, der als ein Vater zu seinem Volke zurückkehrt. So war Karl der V. nirgends in Deutschland empfangen worden.

99. Von dem Passauer Vertrage 1552, bis zum Religionsfrieden zu Augsburg, 1555.

Zu Passau ließ Karl durch seinen Bruder Ferdinand mit Moritz unterhandeln, er selbst hatte Widerwillen gegen die ganze Verhandlung, aber es lag ihm sehr viel am Frieden mit Moritz, damit er alle seine Kräfte gegen die ihm am meisten verhaßten Feinde, die Franzosen, wenden könnte, die indeß in Lothringen eingefallen waren und eine Stadt nach der andern wegnahmen. Unter solchen Umständen kam der Passauer Vertrag am 31. Juli 1552 zu Stande. Die Bedingungen waren: Daß dem gefangenen Landgrafen Philipp von Hessen die Freiheit zurückgegeben und allen denen, auf welchen noch wegen des Schmalkaldischen Krieges die Acht ruhte, dieselbe erlassen werden sollte. Wegen der Religionsbeschwerden sollte ein neuer Reichstag berufen werden und bis dahin das Reichskammergericht gegen beide Parteien mit gleicher Gerechtigkeit verfahren. Der kaiserliche Hofrath aber sollte mit deutschen Männern besetzt werden.

Nach dem Abschluß dieses Friedens entließ Moritz, zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung, alle fremden Kriegshaufen und zog mit den seinigen dem König Ferdinand nach Ungarn zu Hülfe. Philipp von Hessen wurde in Freiheit gesetzt und kehrte zu seinen Kindern und seinen Unterthanen zurück. Die lange, harte Gefangenschaft hatte sein Gemüth gebeugt und die Lust an größern Unternehmungen ausgetilgt. Er verwendete die

übrige Zeit seines Lebens zu dem edlen Zwecke, die Wunden möglichst zu heilen, welche die unglücklichen Jahre seinem Lande geschlagen hatten.

Der Kaiser, der indeß aus Italien und Ungarn ein Heer gesammelt hatte, zog damit gegen den französischen König Heinrich II. So schwach und krank er war, folgte er doch in einer Sänfte dem Heere und befehligte es bei der Belagerung von Metz. Allein es schien, als wenn ihn das Glück nun gänzlich verlassen habe; die feste Stadt vertheidigte sich sehr hartnäckig, und so beharrlich auch der Kaiser und sein Heer sich zeigten, so mußten sie doch endlich der Härte des Winters weichen. Mißmuthig kehrte Karl in die Niederlande zurück und traf die Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge, im J. 1553. Allein dieser, so wie die beiden folgenden 1554 und 55 entschieden nichts zwischen den beiden Völkern; die Franzosen verschlossen sich in ihren Festungen, da Karl sie gern im offenen Felde getroffen hätte, und der Krieg bestand nur in der Verheerung der Grenzländer. Karl hinterließ denselben unvollendet seinem Sohne Philipp II.

In Deutschland hatte der Passauer Vertrag eine glückliche Ruhe gestiftet; nur ein Mann ließ es nicht ganz zum Genusse derselben gelangen, der unruhige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Mit unerhörter Keckheit setzte er den Räuberkrieg gegen die geistlichen Bisthümer und mehrere Städte in Franken, Schwaben, am Rhein und an der Mosel fort, und da keine Abmahnungen fruchteten, verband sich der Churfürst Moritz, welchem die Ruhe des deutschen Vaterlandes jetzt dringend am Herzen lag, gegen den ehemaligen Freund, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig, und beide griffen den Markgrafen im J. 1553 bei Sievershausen zwischen Hannover und Braunschweig an; denn Niedersachsen war es jetzt, welches von seinen Raubschaaren durchzogen wurde. Das Treffen war blutig; der Markgraf wurde geschlagen; aber zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, ein Prinz von Lüneburg, vierzehn Grafen und beinahe dreihundert Edelleute blieben auf dem Schlachtfelde und auch Moritz von Sachsen wurde tödtlich verwundet. In einem Zelte, welches man ihm an einem Zaune aufgeschlagen, empfing er noch die erbeuteten Fahnen und die Papiere des Markgrafen, die er eifrig durchsuchte. Zwei Tage darauf starb er. Sein letztes Wort war: „Gott wird kommen!" Das Weitere verstand man nicht. Er war nur 32 Jahre alt geworden und hatte, in so jugendlichem Alter, fast mehr als einer der Zeitgenossen das Schicksal Deutschlands in den Händen gehalten. Weiteres Zeugniß für das Außerordentliche seines Geistes bedarf es nicht. Durch seine letzten aufrichtigen Bemühungen für die allgemeine Ruhe und durch die, mit dem eigenen Blute besiegelte, Liebe des Friedens und der Ordnung hatte er die früheren Schritte einigermaßen in Vergessenheit gebracht und die Stimme des öffentlichen Urtheils ausgesöhnt. Im Churfürstenthum folgte ihm sein Bruder August.

Der unruhige Markgraf Albrecht, in welchem das Faustrecht in seiner ganzen verderblichen Gestalt wieder aufgelebt war, ängstete die deutschen Länder auch noch nach der verlornen Schlacht und nach einem zweiten in der Nähe von Braunschweig gegen den Herzog Heinrich verlorenen Treffen. In des Reiches Acht gethan und gänzlich in die Enge getrieben, wandte er sich endlich an den Hof des Königs von Frankreich, und durch dessen Geld unterstützt kehrte er noch einmal im J. 1556 zu neuen Werbungen nach Deutschland zurück. Zum Glück verhinderte sein Tod im nächsten Jahre den Ausbruch weiterer Verheerungen. Auch er war ein ungemeiner und kräftiger Mensch, der

an seinen Ahnherrn Albrecht Achilles erinnerte, allein seine Kraft hatte durch innere Wildheit des Gemüths und in dem Schwanken der Zeit, welches die festesten Grundlagen verrückte, eine unheilbringende Richtung genommen. Schon sein Aeußeres zeigte den wilden Krieger. Im Panzerhemd, eine Büchse und ein paar Faustkolben an der Seite, ritt er an der Spitze seiner Schaaren daher. Sein blondes Haar wallte weithin; das Gesicht war von der Sonne verbrannt, der rothe Bart erhöhte den abschreckenden Eindruck. Und gleichwohl hing das gemeine Volk ihm an; es war bei aller Rauheit keine Bosheit in ihm; und sein Haß gegen die geistlichen Fürsten fand im Volke Anklang.

Der Religionsfriede zu Augsburg. 1555. — Es war in dem Passauer Vertrage ein Reichstag ausgemacht worden, wo die Religionssachen und die Beschwerden des Churfürsten Moritz gegen den Kaiser ausgeglichen werden sollten. Karl selbst betrieb ihn aufs eifrigste, damit es nicht scheine, als habe er Furcht vor der Untersuchung; allein die deutschen Angelegenheiten selbst waren ihm, — wer mag ihn deshalb tadeln? — gleichgültig, ja verhaßt geworden. Er übertrug sie seinem Bruder Ferdinand und dieser hat sich ihrer mit dem edelsten und rühmlichsten Eifer angenommen. Trotz der Lauheit und Langsamkeit der deutschen Fürsten, nicht müde gemacht durch mehrere fehlgeschlagene Versuche, brachte er endlich im J. 1555 den Reichstag zu Augsburg zu Stande. Es wurde ein Ausschuß zu der Untersuchung und Ausgleichung der Religionszwiste niedergesetzt: er bestand aus den Gesandten von Oestreich, Baiern, Brandenburg, Würtemberg, Eichstädt, Straßburg, Jülich, Augsburg und Weingarten, und sie arbeiteten mit löblichem Eifer an dem großen Werke. Der römische König unterstützte sie kräftig darin, er räumte alle äußern Hindernisse ihrer Arbeit aus dem Wege, und als er unter anderm, wie sein Kanzler Zasius erzählt, erfahren, „daß mehrere geistliche Fürsten viel unnöthige Disputationen übten und im Werk ständen, allerlei ungereimtes Grübeln und Diffikultiren, mehr zur Zerrüttung als zur Erbauung dienlich, auf die Bahn zu bringen, und etwa dem andern Theil auch zu noch mehrerer Schärfe Anlaß zu geben," so schickte er den Zasius und seinen Vicekanzler Jonas zu ihnen und ließ sie mit allem Ernste ermahnen, von ihrem Vorhaben abzustehen; und dieses wirkte.

Ebenso zeigte er bei einer andern Gelegenheit den Protestanten so viel Ernst und Nachdruck, daß auch sie in einem wichtigen Punkte nachgaben. Sie verlangten nämlich, daß es auch den geistlichen Ständen in Deutschland freistehen solle, zu der Augsburgischen Confession, mit Beibehaltung ihrer Stellen und Güter, überzugehen. Dagegen erhob sich aber die katholische Partei mit der größten Entschiedenheit. Wenn dieses erlaubt sei, erklärten sie, so würden bald alle Kirchengüter in Deutschland in den Händen der Protestanten sein. Vielmehr müsse, wenn ein geistlicher Fürst für seine Person zu der neuen Lehre übergehe, seine Stelle sogleich mit einem Katholiken besetzt werden. Die Protestanten mußten für jetzt nachgeben, behielten sich aber vor, bei einer andern Gelegenheit diesen Gegenstand von neuem zur Sprache zu bringen. Es war dieses der wichtige Streit über den geistlichen Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum). Daß derselbe auf diesem Reichstage nicht zu einem festen, alle Parteien bindenden, Beschlusse durchgeführt wurde, ist die Quelle des Mißtrauens in den Gemüthern und zuletzt eine der Ursachen des dreißigjährigen Krieges geworden.

So kam endlich am 26. Sept. 1555 der Religionsfriede zu

Augsburg zu Stande, welcher dem langen Kampfe auf eine geraume Zeit ein Ende machte. Den Protestanten wurde allenthalben im Reiche freie Religionsübung nun auch rechtlich gestattet und sie behielten alle Einkünfte aus den bisher eingezogenen geistlichen Stiftungen. Weder Protestanten noch Katholiken sollten einander zum Uebertritte zu verleiten suchen, sondern ein jeder sollte frei seinem Glauben folgen. Zwar sollte jeder Landesherr die herrschende Religion seines Landes bestimmen (cujus regio, ejus religio), aber dennoch keinen seiner Unterthanen zu einer bestimmten Kirche zwingen können; sondern einem jeden solle es frei stehen, der Religion wegen auszuwandern. Dahin war es also noch nicht in der gegenseitigen Duldung gekommen, daß der einer andern Kirche angehörende Unterthan eines Landes ganz gleiche Rechte mit den übrigen hatte. — Noch eine, den Protestanten vortheilhafte, Bestimmung war die, daß ihre Confessions-Verwandten auch Mitglieder des Reichskammergerichts sollten werden können.

Nach dem Abschluß des Religionsfriedens kamen in den churfürstlichen Collegio auch die ehemaligen Beschwerden des Churfürsten Moritz gegen den Kaiser zur Sprache. Allein zur Genugthuung für Karl wollte keiner der übrigen Reichsstände eine solche Untersuchung geführt wissen, und sie unterblieb.

100. Karl V. legt die Regierung nieder. 1556.

Durch diesen Frieden war die Trennung der Religionsparteien in Deutschland auf immer befestigt. Karl, welcher einen großen Theil seines Lebens und seiner Kräfte an ihre Wiedervereinigung gewendet hatte, konnte an solchem Zustande der Dinge keine Freude haben; Deutschland war ihm von nun an noch mehr entfremdet. Der Krieg gegen Frankreich wollte gleichfalls keinen erwünschten Fortgang nehmen; Karl hatte es noch zuletzt erleben müssen, wie sich das fremde Volk in die deutschen Angelegenheiten gemischt hatte, und sein Geist sah voraus, welchen Einfluß diese ihm verhaßte Regierung überhaupt auf Europa gewinnen werde, wenn die Macht des spanisch-östreichischen Hauses wieder getrennt sei, die unter ihm vereinigt kaum das ehrgeizige Volk in seinen Schranken gehalten hatte. So lagen die größten Entwürfe seines kühnen Geistes unvollendet oder in Trümmern vor ihm; je heißer sein Eifer gewesen war, desto heftiger mußte jetzt der Ueberdruß in seiner Seele sein, zumal da sein Körper immer mehr durch eine schmerzhafte Krankheit zerrüttet wurde. Das Land, worauf er am meisten mit Freude blicken konnte, in welchem sein Leben eine wohlthätige Spur zurück ließ, Spanien, hatte schon an seinem Sohne Philipp einen Verwalter gefunden, der das öffentliche Zutrauen besaß. So wurde Karls Gedanke, gleich dem Diokletian, an dessen Beispiel er oft dachte, seine Kronen niederzulegen und in die Einsamkeit eines klösterlichen Lebens einzukehren, zum festen Entschlusse. Schon früher hatte er diesen Gedanken gefaßt und ausgesprochen.

Im Herbste 1555 ließ er seinen Sohn Philipp, den er vor kurzem mit der englischen Königstochter Maria vermählt hatte, von England nach Brüssel kommen und vollzog am 25. Oct. die feierliche Uebergabe der Niederlande an denselben. Diese Handlung geschah in demselben Saale, in welchem Karl vor vierzig Jahren für mündig erklärt war. Welch ein wechselvolles, großartiges Leben lag zwischen jenem Augenblicke und dem jetzigen! Mit Mühe erhob sich der kranke Kaiser, auf die Schultern Wilhelms von Oranien gestützt, aus seinem Sessel und hielt eine so rührende Rede, daß

die ganze, große Versammlung zu Thränen bewegt wurde. Er betheuerte, „wie er seit seinem 17. Jahre alle Gedanken allein auf die ruhmvolle Regierung seiner Reiche gewendet, wie er überall mit eigenen Augen zu sehen gesucht habe und wie daher seine Regierung eine stete Pilgerschaft gewesen sei. Neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sei er in England und eben so oft in Afrika gewesen und habe überhaupt elf Seereisen gemacht. Jetzt ermahne ihn sein hinfälliger Leib, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen und ihre Last auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während seiner vielen Anstrengungen etwas Wichtiges versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Er selber werde seiner treuen Niederländer bis an sein Ende in Liebe gedenken und Gott für ihre Wohlfahrt anflehen.“ Dann wandte er sich an seinen Sohn, der sich auf ein Knie niederließ und seine Hand küßte, und ermahnte ihn mit den dringendsten Worten zu einer ruhmwürdigen Regierung. Zuletzt sank er athemlos in den Sessel zurück.

Am 15. Jan. des folgenden Jahres 1556 geschah zu Brüssel eben so feierlich die Abtretung von Spanien und Neapel an seinen Sohn, und im August die der deutschen Regierung an seinen Bruder Ferdinand durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze der Prinz Wilhelm von Oranien stand. (Ferdinand übernahm die Regierung auch sofort selbstständig, allein erst im Anfange des J. 1558 ward er zu Frankfurt durch die Churfürsten förmlich anerkannt, beschwor die Wahlcapitulation und wurde ihm von dem Erzkämmerer des Reiches, dem Churfürsten Joachim II. von Brandenburg, die Reichskrone aufgesetzt, welche die kaiserliche Gesandtschaft, nebst dem Scepter, aus Karls Auftrage von Brüssel mitgebracht hatte. Der Papst Paul IV. protestirte zwar gegen die ganze Veränderung und behauptete, Karl hätte die Kaiserkrone in seine Hände niederlegen sollen; allein so weit war es doch im Reiche gekommen, daß Niemand sich um diesen Widerspruch bekümmerte.)

Am 17. Sept. 1556 schiffte sich Karl mit seinen beiden Schwestern nach Spanien ein und behielt sie bei sich, bis er nach Valladolid kam; dann mußten auch sie ihn verlassen und einsam kehrte er in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloster St. Juste in einer anmuthigen Gegend von Estremadura ein, welche er für sich hatte erbauen lassen. Die Gegend, von frischen Quellen und Bergwassern belebt, genoß den alten Ruf gesunder Luft. Hier lebte er nun, fern von aller Gesellschaft, selbst ohne seine Schwestern zu sehen, zwei einsame Jahre lang. Seine Stunden waren zwischen Andachtsübungen und künstlichen Handarbeiten getheilt, welche er sehr liebte, doch stand er mit seinem Sohne in fortwährendem Briefwechsel und war nicht ohne Theilnahme an den Angelegenheiten Spaniens. Dabei bebaute er seinen Garten und verfertigte sich Uhren und andere Werke. Einst, so erzählt man, hatte er zwei Uhren, sehr kunstreich und sorgfältig gearbeitet, zusammengestellt und versuchte sie ganz gleich gehen zu machen. Oft glaubte er, das Ziel erreicht zu haben, aber immer wieder ging die eine zu früh, die andere zu spät. Da rief er endlich aus: „Nicht einmal zwei Uhren, die meiner Hände Werk sind, kann ich zur völligen Einstimmung nach einem Gesetze bringen, und ich Thor wähnte, so viele Völker, die unter einem andern Himmel wohnen und andere Sprachen reden, wie ein Uhrwerk regieren zu können!“

Endlich, kurz vor seinem Tode, soll er auch, um die Entsagung des Lebens und die Ertödtung alles Sinnlichen in dem schauerlichsten Bilde zu feiern, sein eigenes Leichenbegängniß gehalten haben. Die Mönche des nahen Klosters mußten ihn in Prozession im offenen Sarge in die Kirche tragen und ein Todtenamt für ihn halten. — Bei dieser furchtbaren Feierlichkeit brach das tödtliche Fieber aus, welches schon in seinem Körper lag. Mehrere Tage hindurch lag er unter vielen Thränen vor einem Kreuzesbilde oder hielt es umschlungen. Arzneien wies er zurück; er verlangte nur nach den Sacramenten, welche ihm der Erzbischof von Toledo reichte und nach der letzten Oelung nochmals reichen mußte. Darauf starb er mit den Worten: „Du bleibest in mir, auf daß ich in Dir bleibe.“ Es war am 21. Sept. 1558, im 59. Jahre seines Alters.

Karl war in seiner Jugend und ehe Krankheit ihn beugte, ein schöner, stattlicher Mann, von ernsthaftem, majestätischem Ansehen. Er redete wenig und Lachen zeigte sich selten auf seinem Gesichte, welches von blasser Farbe war. Sein Haar war hell und sein Auge blau, der Wuchs des Körpers zeugte von Kraft. In allem drückte sich eine Mischung der niederländischen mit der spanischen Natur aus. — Von dem Außerordentlichen in ihm legt die Achtung seines ganzen Zeitalters das beste Zeugniß ab, und selbst die, welche zu der entgegengesetzten Partei gehörten, haben nie von ihm kleinlich geredet.

101. Ferdinand I. 1556—64.

Wie Ferdinand schon während Karls Regierung ein treues, nur auf Frieden und Gerechtigkeit gewendetes, Gemüth gezeigt hatte, so bewährte er es auch als Selbstherrscher in Deutschland. In seinen Handlungen, wie in seinem ganzen Wesen, drückte sich eine besondere Güte und eine sanfte Stimmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war seine natürliche Ruhe und Besonnenheit noch vermehrt; in seinem Worte war unwandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit war ihm so sehr Bedürfniß, daß sein Vicekanzler Waldersdorf von ihm schreibt: „Dem Herkules würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem Kaiser die Geschäfte.“ In seiner Jugend hatte er sehr eifrig des berühmten Erasmus Schrift über die Erziehung eines Fürsten gelesen und Cicero's Abhandlung über die Pflichten wußte er fast auswendig.

Dieser treffliche Fürst, der mit ganzer Seele Katholik war, der seine Söhne in seinem Testamente noch auf das dringendste ermahnte, „fest, beständig und beharrlich zu bleiben bei der wahren, alten, christlichen Religion, wie seine Vorfahren, römische Kaiser und Könige, auch löbliche Fürsten von Oestreich und Burgund und Könige von Spanien gethan und dafür von Gott dem Allmächtigen gesegnet seien,“ — dieser Fürst trug doch die Billigkeit gegen anders Denkende, die jedem gutgearteten Menschen eingeboren ist, fest in seinem Gemüthe und gab ein Beispiel, wie Duldung und Nachsicht mit der treuesten Anhänglichkeit an die eigene Kirche wohl zu vereinigen sind. In seinen Erblanden verbreitete sich immer mehr die Neigung zu der neuen Lehre, besonders dadurch, daß bei dem großen Mangel an Unterrichtsanstalten sehr viele, die ihren Kindern Bildung geben lassen wollten, besonders die Adeligen, sie nach dem Auslande schickten und meistens die Universität Wittenberg wählten, weil sie durch Gelehrsamkeit vor allen berühmt war. Dennoch kam es dem Kaiser nicht in den Sinn,

als könne und dürfe solche Richtung mit Gewalt verhindert werden; vielmehr kam er auf innere Mittel der Einigung und wollte dazu vorzüglich das wieder eröffnete Concilium zu Trident benutzen.

In Deutschland war durch den Religionsfrieden zwar äußerlich die Ruhe hergestellt; allein die innere Beruhigung folgte nach so großen Stürmen nur langsam und schwer. Die Parteien beobachteten sich noch immer mit Furcht und Eifersucht; die widersinnigsten Gerüchte über feindliche Absichten der Gegner fanden in den gespannten Gemüthern leicht Glauben. „Wenn ein Fürst einen Obersten oder Rittmeister in Bestallung nimmt, so ist Mißtrauen," sagt des Kaisers Kanzler Zasius, „und jedes rauschende Blatt giebt zum Verdacht Anlaß."

Die innere Spaltung Deutschlands wurde noch vermehrt durch die Parteien unter den Protestanten selbst. Die Reformirten, die sich von der Schweiz und Frankreich her im Reiche ausbreiteten, fanden immer mehr Anhang und waren den Lutheranern ein Aergerniß, so wie diese ihnen. Unter den Fürsten erklärte sich zuerst der Churfürst von der Pfalz für sie. Die Lutheraner zerfielen aber selbst unter sich in zwei Parteien, eine gemäßigte und eine heftige. Jene folgte Melanchthons Geist und Grundsätzen, diese hielt sich an Luthers Buchstaben und verfocht ihn mit Feuereifer, eben weil sie nur den Buchstaben verehrte und in Wort und Formen das Wesen zu besitzen glaubte. Die, welche um diese Zeit am lautesten ihre Stimme in der protestantischen Kirche erhoben, gaben einen neuen Beweis, wie schwer es dem menschlichen Geiste wird, das Maß und die Ruhe in seinen Bewegungen zu halten. Statt des stillen Forschens, um den Geist zu läutern, und statt des christlichen Handelns, welches erst Zeugniß über die rechte Erkenntniß ablegen soll, setzte man das Christenthum in den Eifer, womit eine Streitfrage, oft ein Wort, vertheidigt wurde. Die Leidenschaften stiegen auf den höchsten Grad; statt der Gründe gebrauchte man endlich die gehässigsten Schimpfwörter, und der gewöhnliche Ausgang war, daß man einen jeden verfluchte, welcher anderer Meinung war. Wohl hatte der Kaiser Ferdinand recht, in seinem schon oben erwähnten Testamente an seine Söhne von vielen Protestanten seiner Zeit zu sagen: „Da sie gar nicht einig noch einhellig seien, sondern vielmehr uneinig und getrennt, wie es recht und gut sein könne, was sie glauben? Es könne nicht viel, sondern nur einen Glauben geben. Weil sie nun selbst nicht leugnen mögen, daß sie viel Glauben haben, so könne der Gott der Wahrheit nicht bei ihnen sein."

Man hat sich oft gewundert, warum die protestantische Lehre sich nicht schnell über ganz Deutschland verbreitet habe, bei der günstigen Stimmung des Volkes und der Gewalt, die eine neue Richtung über ein ganzes Zeitalter zu üben pflegt. Das Räthsel löst sich großentheils aus der baldigen innern Entzweiung des Protestantismus selbst. Wie mochte eine Lehre, welche so schnell in geistloses Wortgezänk überging und deren Bekenner einander verfluchten, nun noch die Herzen der Menschen gewinnen? An vielen Orten sah man vielmehr Beispiele, wie manche, die vorher schon sich zu ihr gewendet, nun wieder zu der alten Kirche übertraten.

Ein anderer, starker Damm, welcher sich von jetzt an dem Strome entgegenstellte, war der neuentstandene Jesuiter-Orden, gestiftet im J. 1540 von dem Spanier Ignaz Loyola, einem sehr eifrigen und weitschauenden Manne. Dieser Orden, recht eigentlich als Stütze des päpst-

lichen Stuhles errichtet, verbreitete sich bald durch alle Länder. Seine Verfassung war auf Einheit und kräftiges Zusammenwirken berechnet und strenger Gehorsam war sein Gesetz. Das Oberhaupt des Ordens lebte in Rom, an ihn gelangten mit großer Pünktlichkeit die Berichte der Vorsteher aus den Provinzen, welche wiederum viele Stufen bis zu dem letzten Gliede unter sich hatten. So konnte die ganze Brüderschaft von einem Geiste regiert werden. Die Oberen prüften ein jedes Glied genau und lange nach seinen Fähigkeiten, um es an den Platz zu stellen, wo es den Absichten des Ordens am förderlichsten sein konnte. Ein feines, kluges Gewebe, welches sich schnell über alle Länder Europa's legte. Als Loyola im J. 1540 die Bestätigung des Papstes erhielt, hatte er zehn Schüler. Im J. 1608 zählte man über 10,000 Jesuiten und im J. 1700 nahe an 20,000. Indem die Glieder des Ordens von den geistlichen Geschäften anderer Orden, sogar von allen kirchlichen Aemtern ausgeschlossen wurden, war ihnen alle Zeit zu den Wissenschaften gespart, und so geschah es, daß sie bald eine große Zahl trefflicher Lehrer und Schriftsteller, ausgezeichneter Kanzelredner, begeisterter Missionäre und Gelehrten in allen Wissenschaften aufstellten. Sie waren es, die mit Wort und Schrift den Protestanten als Vertheidiger des katholischen Systems entgegentraten, die in kirchlicher Beredsamkeit mit ihnen wetteifern konnten. Ihr ganzes Streben richtete sich gegen die neue Lehre; als Beichtväter und Erzieher der Fürsten wie des Volkes wirkten sie ihr entgegen, und die große Klugheit, welche in dem Orden war, machte seine Bemühungen tief eindringend. Er ist eine Haupttriebfeder in der Entwickelung der neueren Zeiten geworden. — Es darf nicht vergessen werden, daß der Orden sich zu seiner Zeit wesentliche Verdienste um die Erziehung der Jugend erworben hat, und wenn die ganze Bildung der katholischen Welt in den neueren Jahrhunderten über der am Ende des Mittelalters steht, so hat sie es vorzüglich der Gesellschaft Jesu zu verdanken. Wäre die ganze Richtung dieser Gesellschaft eine mehr innere geworden, hätte sie sich auf das Gebiet des Geistes beschränkt, wäre ihre Sittenlehre eben so einfach und gerade gewesen, als ihr Wissen umfassend, und hätte sie nicht in die Regierung der Staaten mit unsichtbarem Arme eingreifen wollen, so würde die ganze katholische Welt ungetheilt ihr Andenken segnen. In der Geschichte werden sie uns noch mehrmals als wirksame Mitspieler großer Begebenheiten entgegentreten.

Der Kaiser Ferdinand lernte ihren Einfluß zuerst recht klar auf dem, wieder in Thätigkeit getretenen, Concilium zu Trident kennen. Es ging hier nicht nach Ferdinands Wunsche. Zur Beruhigung der Gemüther in seinen Erbstaaten, in der Hoffnung, vielleicht alle Spaltung zu verhüten, ließ er durch seine Gesandten recht dringend einige Punkte zur Sprache bringen, von denen er sich die wohlthätigste Wirkung versprach; sie betrafen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe, deren Bewilligung für die neuen Parteien, wie er sagte, ja nur von der Gnade der Kirche abhänge. Auch die baierischen und französischen Gesandten stimmten dafür und Letztere schlossen ihr Gutachten so: „Dieses können wir mit guter Treue und Glauben versprechen, daß zu dieser Zeit nichts dienlicher sei, die Gemüther der Christen miteinander auszusöhnen, die Religionsunruhen zu stillen und die Unsrigen bei ihrem Glauben zu erhalten, diejenigen, die bereits abgefallen sind, zurückzuführen, als wenn die gerechte und christliche Bitte der kaiserlichen Gesandten gewährt wird.“ — Allein, wie wenig ein scharfes und richtiges

Urtheil über unsere Verhältnisse von einer Versammlung zu erwarten war, welche größtentheils aus Ausländern und mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Angelegenheiten unbekannten Männern bestand, bezeugen die kaiserlichen Gesandten, unter denen vier Bischöfe waren, in einem Berichte an ihren Herrn: „Nun sehen wir es freilich ein," schreiben sie, „und wir greifen es gleichsam mit Händen, ob wir es gleich ohne großen Schmerz nicht sagen können, daß dahier ohne große Praktiken nichts auszurichten sei. Die Spanier wollen von der Vorschrift ihres Königs nicht einen Finger breit weichen. Die Italiener hängen ganz von dem Winke des Papstes und der Kardinäle ab. Der auswärtigen Bischöfe, die vielleicht den Zustand der jetzigen Zeiten besser kennen, sind die wenigsten, und können eben daher nichts ausrichten, weil die Mehrheit der Stimmen in allem entscheidet. Von den Deutschen ist der einzige Bischof von Lavant im Namen des Erzbischofs von Salzburg zugegen und vor einigen Tagen ist auch der Weihbischof von Eichstädt angekommen. Dagegen kommen schaarenweise die italienischen Erzbischöfe und Bischöfe, besonders solche, die aus reicheren und vornehmen Familien entsprossen sind. Alle aber hängen sie einzig von dem Winke des Legaten Simonetta ab; und allgemein weiß man, wie einige gute und fromme Bischöfe, welche ihre Meinung über eine Kirchenverbesserung freimüthig gesagt haben, zu Rom übel angeschrieben sind. Sollten demnach diese heimlichen Umtriebe und menschlichen Affekten nicht gehoben werden, so wissen wir in der That nicht, was wir gutes von hier erwarten sollen."

Diese und ähnliche Klagen wiederholten sich noch mehrmals, und so mißlang auch dieser letzte Versuch, durch eine unter dem Ansehen der Kirche vorgenommene, gründliche Untersuchung des ganzen kirchlichen Zustandes den Frieden in der Christenheit herzustellen. Und die Ursache des Mißlingens war dieselbe, welche schon zu Kostnitz alle Versuche dieser Art und die redlichste Absicht der deutschen Vorsteher vereitelte, — die Einmischung fler Fremden nämlich, die unser Volk nicht kennen und deren Einguß, vom Anfange unserer Geschichte an, in den äußern wie innern Anlelegenheiten, den Frieden von uns genommen hat.

Uebrigens hat das Concilium zu Trident, außer vielen dogmatischen Bestimmungen, treffliche Grundsätze über die Sittenlehre des Christenthums ausgesprochen, welche noch jetzt zur Richtschnur des Unterrichts in der katholischen Kirche dienen. Dieses Feld des thätigen Gottesdienstes ist es, welches alle Parteien vereinigt; es ist für Alle dasselbe und zeigt Allen auf gleiche Weise den Weg, sich in Gesinnung, Wort und That als wahre Christen zu beweisen.

Am 9. Dec. 1563 wurde das Concilium geschlossen; und nicht lange nachher starb auch Ferdinand, den 15. Juli 1564, im 62. Jahre seines Alters. Das sprechendste Zeugniß für ihn in der Geschichte ist, daß er in so schwierigen Zeiten, wo der Haß und die Leidenschaften so oft das Urtheil bestimmten, von allen Parteien, von Katholiken sowohl als Protestanten, das Lob eines trefflichen Mannes mit in das Grab genommen hat.

102. Maximilian II. 1564—76.

Schon im Jahr 1560 hatte Ferdinand seinen ältesten Sohn Maximilian auf dem Churfürstentage zu Frankfurt zu seinem Nachfolger vorgeschlagen und die Churfürsten hatten ihn ernannt. Der Vater empfahl den Sohn mit Worten, welche als ein wahrhaftiges Zeugniß über ihn aufbe-

wahrt zu werden verdienen: „Er sei mit hoher Vernunft, Schicklichkeit, Milde und Sanftmüthigkeit, auch allen andern fürstlichen Tugenden und guten Sitten trefflich begabt, von gerechtem, ehr= und friedliebendem Gemüth, und trage gegen das heilige Reich deutscher Nation große Liebe und Zuneigung, deren Ehre und Wohlfahrt zu befördern er zum höchsten begierig sei. Endlich sei er auch der sechs vornehmsten, in der Christenheit gebräuchlichen, Sprachen kundig, also, daß er alles, was jetzo und künftig mit fremden Potentaten zu handeln sei, selbst werde verstehen, reden und ausfertigen können."

Ein anderes ehrenvolles Zeugniß legten seine böhmischen Unterthanen über ihn ab, als sie ihn den Polen zum Könige empfahlen, die ihr Auge auf ihn gerichtet hatten. „Unser Böhmen," sagten sie, „befindet sich unter seiner Regierung besser, als wenn es von einem angebornen Vater beherrscht würde; unsere Vorrechte, Gesetze und Freiheiten werden von ihm geschützt und er läßt alles unverändert bei seiner Kraft. Und was man fast ein Wunderwerk nennen könnte, ist die große Klugheit und Unparteilichkeit, mit welcher er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet, und sie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitigen Liebe führt."

Und mit Recht konnten daher die Polen selbst von ihm sagen: „Er habe das christliche, gemeine Wesen, welches durch Empörungen und Zwietracht erschüttert sei, so in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch seinen Verstand im Frieden, als ein anderer durch Kriege erhalten habe."

Und solche Gesinnung und Handlungsweise übte er in einem Zeitalter, wo man kaum das Wort Duldung kannte, ja, er bekannte sich öffentlich zu dem Grundsatze, „daß Gott allein die Herrschaft über die Gewissen zustehe." Das ist der Ruhm dieses Kaisers, und durch solche seine wie seines Vaters Trefflichkeit geschah es, daß Deutschland in einer Zeit, da in den Niederlanden und in Frankreich der Religion wegen das Blut in Strömen floß, da in dem letzteren Lande die schreckliche Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit, zur Schande der Menschheit, veranstaltet wurde, Deutschland im ganzen einer Ruhe genoß, wie noch keiner seit der Religionstrennung.

Auch das Reichskammergericht, ursprünglich zur völligen Aufhebung des Faustrechts eingesetzt, gewann über die Neigung der rohen Gewalt nun gänzlich die Oberhand. Als das letzte Aufbrausen des Faustrechts in dieser Zeit können die Unruhen des Wilhelm von Grumbach, eines fränkischen Reichsritters, angesehen werden, welcher mit einem Ueberbleibsel der wilden Schwärme des Markgrafen Albrecht in Schwaben hausete. Vorzüglich verwüstete er das Gebiet des Bischofs von Würzburg und ließ diesen selbst endlich in seiner eigenen Stadt erschießen. Das Kammergericht sprach die Acht gegen den Mörder aus und dieser flüchtete sich nach Gotha, zu dem gleichnamigen Sohne des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrich. Er hatte den, beinahe schwachsinnigen, Fürsten mit der Hoffnung zu bethören gewußt, daß er ihm das Churfürstenthum Sachsen wieder erobern wolle, darüber erfuhr der junge Herzog ein noch unglücklicheres Schicksal, als sein Vater. Moritzens Bruder und Nachfolger, der Churfürst August, führte das Heer an, welches die Acht vollziehen sollte, belagerte den Herzog mit Grumbach in Gotha einen ganzen Winter hindurch und zwang sie durch Noth zur Uebergabe. Der junge Fürst wurde als Gefangener nach Wien, und dort auf einem offenen Wagen, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, dem Volke zum Spott, durch die Straßen der Stadt geführt. Dann saß er achtundzwanzig Jahre lang

zu Steyer in Oestreich gefangen und starb im Gefängniß. Grumbach aber wurde nach grausamen Martern durch das Beil des Henkers geviertheilt.

Statt des Faustrechtes, welches die Ausartung des Kriegswesens in der Lehnsverfassung gewesen war, wurde Deutschland in dieser Zeit von denen, die den Krieg als ein Gewerbe trieben, mit anderer Plage heimgesucht; gleich als sollten die Nachtheile jeder Kriegsverfassung den Völkern fühlbar gemacht werden, welche nicht einen jeden freien Mann zum Krieger und Verfechter des Vaterlandes macht. Die Haufen von Miethssoldaten, welche allenthalben hauseten, seit die Krieger für Geld geworben wurden, die Werb- und Musterplätze, das Ab- und Zuziehen, die Quartiere und Durchzüge der, an keine Zucht gewöhnten, plötzlich zusammengelaufenen Schaaren waren eine unerträgliche Landplage. Die Klagen aus Maximilians I. Zeit erneuerten sich. Kaiser Maximilian II. sagt in seinen Beschwerden, die er dem Reichstage vorlegte: „Das jetzige Wesen des deutschen Kriegsvolkes, welches ehemals vor andern Nationen wegen seiner Frömmigkeit, Zucht und Ehrbarkeit den Preis gehabt, gewinne nunmehr ein Ansehen fast barbarischer Art, und wolle in solche Ausgelassenheit verwandelt werden, daß in die Länge kein Biedermann bei Haus und Hof, und kein Herr bei Land und Leuten bleiben könne."

Auf solche Klagen verfaßte man denn auch neue und strengere Kriegsgesetze, oder sogenannte Reiterbestallungen. Allein das gründlichste Mittel, welches der Kaiser vorgeschlagen hatte, alle Werbungen auswärtiger Fürsten in Deutschland gänzlich zu verbieten, konnte nicht durchgesetzt werden. Die deutschen Fürsten behaupteten: „Von Alters her sei es eine löbliche Art deutscher Freiheit gewesen, um Ehre und Ruhm mit ritterlichen Thaten fremden Herrschern, ohne alles Beleidigen des Vaterlandes, zu dienen. Wenn dieser Brauch aufgehoben werde, so werde der Kriegsstand in Deutschland vernichtet und zur Zeit der Noth würde es an Kriegern fehlen." — Wir vernehmen in solchen Reden noch immer die Klänge aus Tacitus Zeit, da die deutschen Jünglinge, wenn in ihrem Stamme Ruhe war, durch Waffenlust getrieben zu solchen zogen, die in irgend einem Kampfe begriffen waren.

Der Kaiser Maximilian brachte im J. 1575 die Wahl seines Sohnes Rudolph zum römischen Könige zu Stande und starb ein Jahr darnach auf dem Reichstage zu Regensburg, an demselben Tage und in derselben Stunde, als der Reichsabschied daselbst öffentlich bekannt gemacht wurde.

103. Rudolph II. 1576—1612.

Die lange Regierung dieses Kaisers hat den Zunder neuer, gewaltsamer Erschütterungen in Deutschland angehäuft und ist ein trauriger Beweis, wie in schwierigen Zeiten Unentschiedenheit und Trägheit fast schlimmer wirken, als selbst der üble Wille. Dieser kann dem Kaiser Rudolph nicht vorgeworfen werden, so wenig als Unwissenheit und Unverstand; allein sein Gemüth war auf viele andere Dinge mehr gerichtet, als auf die Pflichten, die er als Herrscher zu üben hatte, und daher geschah das meiste ohne, vieles wider sein Wissen und Willen. Er stand unter der Herrschaft schlechter Rathgeber.

Die Spannung der Gemüther wegen der Religionstrennung, die eben etwas beschwichtigt war, nahm wiederum zu, seit die katholischen Fürsten, auf den Rath der Jesuiten, anfingen, in ihren Ländern auch zu reformiren,

d. h. die protestantischen Unterthanen wieder zum alten Glauben zurückzuführen, oder, wenn sie sich dazu nicht willig finden ließen, aus dem Lande zu weisen. Nach dem Augsburger Religionsfrieden konnten die übrigen Fürsten ihnen zwar keinen Vorwurf darüber machen, allein immer erschien es diesen doch als ein gewaltsamer Eingriff in die Gewissensfreiheit der Einzelnen und als ein Zeichen feindlicher Gesinnung gegen ihre ganze Partei. Und wohin solche Feindseligkeiten am Ende führen können, davon gaben Frankreich und die Niederlande um diese Zeit ein trauriges Beispiel. Der Kampf, den dieses letztere Land für seine Religionsfreiheit gegen Philipp II. und den eisernen Alba[1]) führte, wirkte durch die Nähe der Gräuelscenen nicht nur sehr lebhaft auf die Gemüther in Deutschland, sondern versetzte auch einigemale Krieg und Schrecken selbst hinüber auf das deutsche Gebiet, indem spanische Kriegsvölker, von Noth und Mangel getrieben, aus den Niederlanden in Westfalen einrückten und das Land umher ausplünderten.

Dazu ereigneten sich in den deutschen Grenzländern selbst einige bedenkliche Vorfälle. In Aachen hatte sich eine Gesellschaft niederländischer Ansiedler mit einem protestantischen Prediger eingefunden und sie fanden bald so viele Anhänger, daß sie sich in gleiche Rechte mit den Katholiken einsetzten. Sie schlugen schon im J. 1581 zwei Bürgermeister aus ihrer Mitte vor, und als die Gegner sich widersetzten, ergriffen sie die Waffen, bemächtigten sich des Zeughauses und führten ihre Forderung mit Gewalt durch.

In dem benachbarten Kölnischen Lande ging es noch unruhiger. Der neue Churfürst Gebhard liebte die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin in dem Stifte zu Gerresheim, und um sich mit ihr zu verbinden, trat er, auf das Verlangen der Brüder der Gräfin, zu der neuen Kirche über. Aber sogleich wandte sich das Domkapitel und der Rath von Köln nach Rom und an den Kaiser, und bald erfolgten auch der Bannfluch, so wie die Reichsacht, gegen den Erzbischof. Das Kapitel wählte den Prinzen Ernst von Baiern zu seinem Nachfolger und dieser setzte sich mit Hülfe von baierischen und spanischen Kriegsvölkern in den Besitz des Landes. Gebhard floh zuerst nach den Niederlanden und später begab er sich nach Straßburg, wo er Domdechant war. Hier starb er im J. 1601. Die protestantischen Fürsten ließen seine Absetzung und Vertreibung ruhig geschehen, obgleich ihnen eine neue Stimme im churfürstlichen Rathe von der größten Wichtigkeit gewesen wäre. Zum Theil mag sie die Achtung des Religionsfriedens zu dieser Unthätigkeit gebracht haben, und dieser Grund war edel und lobenswerth; allein die öffentliche Stimme gab ihnen auch Schuld, die lutherisch Gesinnten hätten dem Churfürsten Gebhard deshalb ihren Beistand entzogen, weil er zu der kalvinischen Lehre übergetreten war, die sie fast eben so sehr haßten, als die katholische. Auffallend wenigstens war es, daß nur der reformirte Pfalzgraf Johann Casimir einen Versuch für Gebhard machte; er rückte mit einigen Haufen vor Köln und schloß die Stadt eine Zeitlang ein, allein die heranrückenden Baiern und Mangel des Soldes trieben sein Heer auseinander.

1) Alba rühmte sich bei seiner Rückkehr nach Spanien öffentlich, daß er bis 18,000 Menschen in den Niederlanden durch das Schwert habe hinrichten lassen, und versicherte, er wolle, so alt er sei, einen seiner Füße darum geben, wenn sein König, — der doch eben nicht sehr nachsichtig war, — noch begieriger nach Krieg und Gewalt wäre.

Dieser Johann Casimir von der Pfalz war ein eifriger Anhänger seiner Kirche und wollte von dem lutherischen Glauben nichts wissen, dessen Lehrer er aus seinem Lande trieb. Ueberhaupt hat kein Land in Deutschland so traurige Wirkungen des Parteihasses der Protestanten unter sich erfahren, als das pfälzische. Der Churfürst Friedrich III. war zu der reformirten Kirche übergetreten. Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, der eben genannte Pfalzgraf Johann Casimir, ebenfalls reformirt, der ältere aber, der Churfürst Ludwig, war der Augsburgischen Confession so sehr zugethan, daß er dem kalvinischen Hofprediger seines Vaters nicht gestatten wollte, dessen Leichenpredigt zu halten. Deshalb wurden den Reformirten allenthalben ihre Kirchen genommen und Prediger sowohl als Schullehrer aus dem Lande getrieben. Es sollen ihrer an zweihundert gewesen sein. Als Ludwig jedoch früh starb und Johann Casimir die Vormundschaft über dessen Sohn Friedrich IV. führte, wendete dieser die Sache wieder um und begegnete den Lutheranern, wie sein Bruder den Reformirten gethan hatte; und dem neunjährigen Friedrich wurde statt des sorgfältig eingeprägten lutherischen Katechismus der kalvinische mit aller Strenge beigebracht. Dieses nannte man christlichen Glaubenseifer! Und durch solchen Eifer mußte das pfälzische Land binnen sechzig Jahren vier Mal seine Kirche ändern, so daß es anfangs lutherisch, dann reformirt, dann wieder lutherisch und endlich wieder reformirt wurde.

Kein Wunder, wenn die alte Kirche das Recht zu gleichem Verfahren gegen die neue zu haben glaubte, da diese so gegen sich selbst eiferte. In der That folgte auch aus der Kölnischen Streitsache bald eine ähnliche in der Stadt Straßburg, wohin sich Gebhard mit drei gleichfalls protestantischen Domherren gewendet hatte; und die Stadt Donauwerth, die bis dahin freie Reichsstadt gewesen und größtentheils protestantisch geworden war, kam der Religionsspaltung wegen sogar in die Reichsacht und dadurch im J. 1607 in die Hände des Herzogs von Baiern, der die Acht gegen sie vollzog.

Das uneinigste und zerrissenste deutsche Land war in Kaiser Rudolph's Zeit das östreichische selbst. Maximilian II. hatte den protestantischen Ständen Religionsfreiheit gestattet und hatte ihnen selbst durch einen Rostockischen Theologen David Chyträus eine Kirchenordnung verfertigen lassen; da er jedoch ihren Gottesdienst von seiner Hauptstadt Wien ausschließen wollte, gab er ihnen einige Kirchen in der Nähe der Stadt auf dem Lande. Ihre Zahl nahm bald außerordentlich zu; einige ihrer Lehrer, besonders ein gewisser Opitius, eiferten mit unwürdiger Heftigkeit gegen jeden Andersdenkenden, die Klagen wurden immer lauter, und Rudolph, welcher ebenfalls parteiischen Rathgebern folgte, ging gleich so weit, daß er den Protestanten die vorher gestatteten Kirchen schließen und sogar in allen östreichischen Städten das Bürgerrecht nehmen ließ. Allein die Unzufriedenheit über diese Maßregeln wurde bald so groß und Rudolph hatte den Beistand seiner Stände gegen die Türken und bei den Unruhen in Ungarn so nöthig, daß er bald wieder gelinder mit ihnen verfahren mußte.

In Ungarn war allgemeine Unzufriedenheit mit seiner Regierung, weil er sich nicht um das Land bekümmerte, keinen Landtag selbst besuchte, ja nicht ein einziges Mal im Lande erschien, sondern seine dorthin gesandten deutschen Soldaten frei und frech schalten ließ. Es entstand daher im Anfange des neuen 17. Jahrh. ein gefährlicher Aufruhr in Ungarn unter der Anführung eines Edelmanns Stephan Botschkai. Dieser ließ sich

mit den Türken ein und bemächtigte sich eines großen Theiles des Landes. Ueberhaupt wurde der Kaiser mit jedem Tage theilnahmloser an seiner Regierung. Die Kunde der Gestirne und der Natur beschäftigte ihn mehr, als sein Reich, und diese Neigung führte ihn bald in die Hände betrügerischer Menschen, die ihn aus den Sternen die Zukunft deuten und die Kunst des Goldmachens lehren sollten. Und so wie sich an seinem Hofe solche Betrüger mit Gelehrten, wie Tycho Brahe und Keppler, zusammenfanden, so mischten sich in Rudolph's Seele selbst auf wunderbare Weise die edleren mit den thörichten Neigungen. An Kunstwerken alter Zeit, an Bildsäulen, geschnittenen Steinen, so wie an Gemälden, hatte er die größte Freude und verwendete bedeutende Summen dafür; aber eben so sehr zog ihn auch seine alchymistische Werkstätte an, wo Gold bereitet werden sollte, und diejenigen, welche über wichtige Reichsangelegenheiten mit ihm zu reden hatten, mußten ihn oft in seinen Pferdeställen aufsuchen, in denen er viele Stunden des Tages zuzubringen pflegte. — Diese Unthätigkeit und Sorglosigkeit, die Zerrüttung Ungarns, so wie die Unordnung der übrigen östreichischen Länder, konnten den Brüdern und Vettern des kinderlosen Kaisers nicht gleichgültig sein. Sie berathschlagten sich über das Wohl des Hauses und schlossen endlich im J. 1606 einen Vertrag, durch welchen des Kaisers Bruder Mathias die Anordnung der Regierung in Oestreich und Ungarn übertragen wurde. Rudolph war zwar Anfangs sehr ungehalten darüber, ließ sich aber nach einigen Jahren dennoch willig finden, dem Mathias Oestreich ob und unter der Ens und das Königreich Ungarn abzutreten, „damit das Land, welches in des Kaisers Abwesenheit so vieles während des langen Krieges gelitten habe, durch Mathias wieder zu Ruhe und Wohlstand gebracht werden möchte.“ Und in der That gelang es demselben, Ungarn wieder zu beruhigen und nach Botschkai's baldigem Tode ganz zum Gehorsam zurückzuführen.

Dem Kaiser Rudolph blieb also außer seiner Kaiserwürde nur das Königreich Böhmen. Die protestantischen Stände dieses Landes, welche die günstige Zeit für sich benutzen wollten, da ihr Herr ohne Macht und sogar mit seinen Verwandten gespannt war, setzten ihm so lange zu, bis er ihnen im J. 1609 freie Religionsübung, ein eigenes Consistorium, die Einräumung der Prager Akademie, und sogar die Freiheit zusicherte, außer den schon vorhandenen noch neue Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen. Diese wichtige Urkunde nennt man den Majestätsbrief, und er ist es, welcher die erste Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege gegeben hat.

Die protestantische Union. 1608. — Das wieder erweckte Mißtrauen der Religionsparteien in Deutschland, so wie der Anblick der Entzweiung des östreichischen Hauses, welches die Stütze der Katholischen gewesen war, verknüpfte die protestantischen Stände wieder näher mit einander und erregte in ihnen den Gedanken eines neuen Bündnisses zu Schutz und Trutz. Am lebhaftesten wurde dasselbe durch das pfälzische Haus betrieben, welches sich zu großem Ansehen hob; aber zum Schaden des Bundes. Denn weil Pfalz so eifrig dem reformirten Glauben anhing, so fiel dadurch bei den lutherisch Gesinnten sogleich ein übles Licht auf die Sache selbst und sie waren größtentheils nicht zum Beitritt zu bewegen. Als daher der Churfürst Friedrich von der Pfalz, nach vielen Bemühungen, endlich im J. 1608 einen neuen Bund unter dem Namen Union zu Stande brachte, traten, außer ihm, nur die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf

Philipp Ludwig von Neuburg, der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden dazu, nebst den wichtigen Städten Straßburg, Nürnberg und Ulm. Man wollte sich „mit Rath und That beistehen, besonders die Religion beschützen; Pfalz sollte das Directorium zu Friedenszeiten haben und der Bund auf zehn Jahre gelten." Man bewarb sich um den Beitritt mehrerer Glieder; Churbrandenburg zeigte sich auch nicht abgeneigt, Sachsen dagegen weigerte sich ganz entschieden und antwortete: „Wenn man die Sache recht ansehe, so werde sich finden, daß sie zum Theil unnöthig und in Wahrheit nichts anders sei, als eine Trennung und Auflösung des ganzen Reiches, die sicher daraus folgen werde." — Wenn das Haus Pfalz ehrsüchtige und unreine Absichten bei der Sache gehabt hat, so hat es schwer genug büßen müssen.

Jülichscher Erbschaftsstreit. — Gleich im nächsten Jahr 1609 ereignete sich ein Fall im Reiche, bei welchem die eben geschlossene Verbindung thätig eingreifen konnte. Der Herzog Johann Wilhelm von Jülich, der die schönen Länder am Niederrhein, Jülich, Cleve, Berg, Mark und einige kleinere beherrschte, starb am 25. März d. J. ohne Erben. Er hatte vier Schwestern, welche an deutsche Fürsten vermählt waren, und nicht nur diese, sondern auch andere, weitläuftige Verwandte machten Ansprüche auf die Erbschaft. Unter allen aber ergriffen der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg zuerst Besitz und errichteten einen Vertrag zu Düsseldorf, nach welchem sie das Land, bis zu ausgemachter Sache, gemeinschaftlich verwalten wollten. Der Kaiser dagegen, mit dem eigenmächtigen Verfahren der beiden Fürsten unzufrieden, schickte den Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, ab, um das Land als verfallenes Reichslehn zu besetzen. Dieser kam auch mit einigen Truppen, konnte aber nichts weiter vom Lande erhalten, als die Stadt und Festung Jülich, wo ihn der Amtmann einließ; indeß ließ er im Elsaß neue Haufen werben und dachte die Rechte des Kaisers mit Gewalt zu behaupten. Diese Einmischung des östreichischen Hauses regte hinwiederum die Union auf; sie versprach den beiden bedrohten Fürsten ihren Beistand und fing an zu rüsten; und überdies trat auch der französische König Heinrich IV. mit ihnen in Unterhandlung und bestärkte sie in der Widersetzlichkeit gegen den Kaiser. Es ist bekannt, wie dieser König mit großen Entwürfen zu einer Umgestaltung Europa's umging, wie er das östreichisch-spanische Haus zu verkleinern und dann aus Europa eine Staaten-Republik zu bilden gedachte, welche ein gemeinschaftliches Heer zur Vertreibung der Türken in's Feld stellen sollte. Mit diesen Entwürfen hing auch seine Verbindung mit der Union in Deutschland zusammen; er hatte das Jahr 1610 bestimmt, um die Unternehmungen gegen das Haus Oestreich anzufangen, und wirklich rückte das Heer der Union im Frühling dieses Jahres in das Elsaß ein, zerstreute einige tausend Mann, welche der Erzherzog Leopold hier werben ließ, und klagte den Kaiser, zur Entschuldigung dieser Gewaltthat, eines unrechtmäßigen Verfahrens in der Jülichschen Erbsache an. Der Kaiser hätte diesen Fall, sagten sie, den alten Reichsrechten gemäß nicht allein, sondern mit Zuziehung einer Anzahl von Churfürsten und Fürsten, entscheiden müssen.

Die Katholische Ligue. 1610. — Das rasche Ergreifen der Waffen, noch mehr aber das feindselige Verfahren der Unirten in allen Ländern geistlicher Fürsten, wohin ihr Heer kam, erbitterte die Katholiken; jene hatten die Stifter am Rheine: Mainz, Trier, Köln, Worms, Speier und

andere, wie erobertes Land, mit Brandschatzungen und aller Gewaltthätigkeit heimgesucht. Da fingen die katholischen Stände auch an Zusammenkünfte zu halten und schlossen zu Würzburg im J. 1610 auf neun Jahre einen Gegenbund, welcher den Namen der Ligue annahm. Es waren vorzüglich die geistlichen Fürsten und das Haus Baiern; und um Einheit in ihren Bund zu bringen, wurde dem Herzog Maximilian von Baiern der Oberbefehl gegeben. Dadurch erhielt dieser Bund so viel mehr Festigkeit, als die Union, welche im Kriege kein beständiges Oberhaupt, sondern gewählte Anführer haben sollte; da sie aber aus lauter weltlichen Fürsten bestand, so strebte ein jeder nach dieser Ehre. Uebrigens wurde die Ligue ungefähr auf dieselben Grundlagen abgeschlossen, als die protestantische Union.

Die Ligue waffnete nun gleichfalls; und da indeß Heinrich IV. von Frankreich ermordet war, so ließen sich die Unirten bald zu einer gütlichen Beilegung der Sache bewegen. Beide Theile legten die Waffen für diesesmal wieder nieder.

Kaiser Rudolphs Absetzung in Böhmen und Tod. 1612. — Der alte Kaiser verbitterte sich seine letzten Lebensjahre selbst durch neue Zwiste in seinem Hause. Seinen Bruder Mathias betrachtete er mit Widerwillen; auch von den Uebrigen war ihm keiner lieb, außer dem schon erwähnten Leopold, Bischof von Passau; diesem wünschte er sein letztes Land Böhmen zu verschaffen und ließ deshalb, nach übel berechnetem Plane, im J. 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Passau in Böhmen einrücken. Die böhmischen Stände, welche dabei eine feindselige Absicht gegen ihre Religion vermutheten, griffen zu den Waffen, schlossen den Kaiser in seiner Burg zu Prag ein und riefen den Mathias, welcher schon früher die Anwartschaft auf die böhmische Krone erhalten hatte, herbei. Unter lautem Jubel zog er in Prag ein und Rudolph mußte, nach bittern und kränkenden Verhandlungen, auch diese Krone seinem Bruder abtreten. In diesen trüben Tagen soll er einmal im Unmuthe das Fenster seines Zimmers aufgerissen und diese Worte hinausgerufen haben, welche wie eine böse Verkündigung angesehen werden können: „Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöht worden und nun stößest du deinen Wohlthäter von dir! Die Rache Gottes soll dich verfolgen und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen!"

Es blieb ihm von allen seinen Kronen nur noch die kaiserliche; vor der Schmach, auch diese zu verlieren, wie es nicht ohne Anschein war, bewahrte ihn der Tod, welcher ihn bald nachher, in seinem 60. Jahre, den 20. Jan. 1612, wegnahm. Er sah demselben mit Ruhe und sogar mit Freudigkeit, als einem Befreier aus tausendfachen Sorgen, entgegen.

104. Mathias. 1612—19.

Die Wahl des neuen Kaisers fiel auf den Aeltesten des östreichischen Hauses; sie geschah zu Frankfurt den 13. Juni und die Krönung, mit fast nie gesehener Pracht, den 24. Außer dem Churfürsten von Brandenburg waren alle andern Churfürsten und eine große Menge von Fürsten zugegen; es war, wie ein Geschichtsschreiber sagt, als wolle man für immer Abschied von einander nehmen; denn so sind die deutschen Fürsten nachher nie wieder zusammen gewesen. Der König Mathias hatte allein in seinem Gefolge 3000 Menschen, 2000 Pferde und hundert sechsspännige Wagen; und die andern Fürsten erschienen nach ihrem Vermögen fast mit gleichem Aufwande. Feste folgten auf Feste, und wer die große, glänzende und fröhliche Ver-

sammlung sah, hätte Deutschland für das erste Land der Welt preisen mögen, welches so viele treffliche Fürsten besitze und sie in solcher Traulichkeit vereinigt sehe. Aber hinter dem glänzenden Vorhange lauerten die Geister der Zwietracht. Der tiefer Schauende hätte in den Gemüthern der Katholiken die Freude über die größere Thätigkeit und Entschlossenheit des neuen Kaisers entdeckt, von welchem sie ihrer Partei große Vortheile versprachen; in denen der Unirten aber die Freude über die anscheinende Kränklichkeit desselben. Der Fürst Christian von Anhalt, einer der Thätigsten unter den letztern, soll sich, die Zweideutigkeit von dem Fest hernehmend, geäußert haben: „Wenn es zum Tanze komme, so werde Mathias keine großen Sprünge mehr machen."

In der That zeigte sich auch der neue Kaiser nicht so thätig, als man von ihm erwartet hatte; es schien, als wenn er seinen Bruder von seinen Thronen verdrängt habe, um dessen Zaudern und Unschlüssigkeit nur fortzusetzen. Dagegen arbeiteten die Leidenschaften desto heftiger in den Gemüthern der Zeitgenossen und bereiteten die schweren Ausbrüche des Hasses vor, welche noch unter Mathias Regierung den Anfang nahmen. In den östreichischen Ländern eiferten die Religionsparteien, durch ihre Prediger von den Kanzeln dazu aufgefordert, mit neuer Heftigkeit gegen einander; das menschlichsittliche Verhältniß zwischen ihnen war fast ganz vernichtet; denn solcher Haß, weil er das Heiligste berührt, was der Mensch besitzt, ist der unversöhnlichste.

Im übrigen Deutschland ereigneten sich gleichfalls einige bedenkliche Fälle. In Aachen waren neue Streitigkeiten ausgebrochen; eben so zwischen der Stadt Köln und den beiden Besitzern der Jülichschen Lande, weil diese, den Kölnern zum Schaden, den Ort Mühlheim am Rhein in eine Stadt umzuschaffen suchten. In beiden Fällen entschied der Kaiser zu Gunsten der katholischen Partei und erregte dadurch bei den Protestanten neue Sorge. Sein Spruch wegen Mühlheim würde aber wohl wenig gefruchtet haben, wenn nicht die beiden fürstlichen Häuser, welche von der Jülichschen Erbschaft Besitz genommen hatten, unter sich selbst zerfallen wären. Der pfälzische Prinz Wolfgang Wilhelm sollte eine Tochter des brandenburgischen Hauses heirathen und kam deshalb nach Berlin. Hier aber, beim Mahle und durch die Wirkung des Weines, entstand ein Streit zwischen ihm und dem Churfürsten, beide vergaßen sich, und dieser gab dem Prinzen eine Ohrfeige. Kaum hat wohl eine geringfügige Veranlassung wichtigere Folgen in der Geschichte erzeugt; sie erstreckten sich auf das ganze Reichssystem bis in die spätesten Zeiten. Der erzürnte Prinz reiste sogleich von Berlin ab und schloß sich nun, aus Haß, eng an das baiersche Haus an, heirathete eine Tochter aus demselben und nahm selbst die katholische Religion an. Der Churfürst von Brandenburg dagegen, der für seine Jülichschen Länder fürchtete, wenn Wolfgang Wilhelm mit Hülfe der Ligue oder der Spanier sie angriffe, suchte den Beistand der Holländer, die noch immer mit den Spaniern im Kriege befangen waren, und trat, ihnen zu Gefallen, von der lutherischen zur reformirten Kirche über. Und wirklich rückten nun die Bundesgenossen beider Theile in die Jülichschen Länder ein; die Holländer besetzten Jülich, die Spanier unter Spinola Wesel; und diese vollstreckten zugleich die Urtheilssprüche des Kaisers wegen Aachen und Mühlheim. So wurden die Bewegungen im Reiche schon feindlicher, und so fingen die deutschen Städte an Bündnisse mit dem Auslande zu schließen.

Noch höher stieg die Besorgniß der Protestanten bei der Bestimmung des Nachfolgers für den Kaiser Mathias. Er selbst und seine Brüder Maximilian und Albrecht waren kinderlos; diese beiden hatten auch keine Neigung zu den Geschäften der Regierung, entsagten daher der Nachfolge in den östreichischen Ländern und schlugen ihren Vetter, den Erzherzog Ferdinand, welcher Steyermark, Kärnthen und Krain besaß, zum Nachfolger vor. Dem Kaiser war die ganze Sache sehr zuwider und er mochte die Hand der Vergeltung für das Unrecht an seinem Bruder Rudolph fühlen; allein die Brüder drangen so sehr in ihn, daß er endlich nachgeben mußte. Auf dem böhmischen Landtage 1617 wurde Ferdinand zum künftigen König von Böhmen angenommen und drei Wochen nachher mit großer Pracht in Wien gekrönt. Die Stände forderten nichts, als die Bestätigung ihrer bisherigen Rechte und daß der neue König sich bei Lebzeiten des alten nicht in die Regierung mische.

Dieser Ferdinand ist eine Haupttriebfeder in dem gewaltigen Umschwunge seiner Zeit geworden und verdient eine ernste und gerechte Würdigung um so mehr, als er zu allen Zeiten mehr geschmäht oder leidenschaftlich gepriesen, als ruhig beurtheilt ist. Er war auf der Universität zu Ingolstadt in Baiern, vorzüglich durch Jesuiten, und unter den Augen des sehr eifrig katholischen alten Herzogs Wilhelm von Baiern gebildet und von Kindheit an waren ihm die strengsten Grundsätze in Religionssachen eingeprägt. Er glaubte fest an eine allein seligmachende Kirche und hielt es für die erste Pflicht seines Lebens, durch alle Mittel, die in eines Menschen Gewalt sind, durch Güte und Strenge, durch das Wort, so wie durchs Schwert, die Menschen bei ihr zu erhalten oder zu ihr zurückzuführen. Denn das Seelenheil, so hatte man ihn gelehrt, gehe vor aller menschlichen Rücksicht und Nachsicht. Diesen Grundsätzen ist er mit voller Treue des Herzens, sein Leben lang, gefolgt; er glaubte sich zum Kämpfer für die katholische Kirche und zum Wiederhersteller ihres alten Glaubens von Gott bestimmt; aus diesem Glauben hat er kein Hehl gemacht, er ist offen und redlich auf den Kampfplatz getreten, und das ist seine Ehre in der Geschichte. Ist Ferdinand mit seinem ganzen Leben in einem großen Irrthume befangen gewesen, indem er wähnte, die Weise der Gottesverehrung, welche er für die einzig richtige hielt, müsse selbst mit Gewalt über den Erdboden verbreitet werden, so haben es diejenigen zu verantworten, welche ihm solche Lehre in zarter Kindheit beigebracht und in dem Jünglinge und Manne befestigt haben. Uebrigens war Ferdinand gar kein harter oder gar blutgieriger Charakter, vielmehr von Natur zur Milde geneigt, wovon viele Züge in seinem Leben vorkommen.

Der junge Fürst fing gleich, nachdem er in seinen Ländern Herr geworden war, an, sie zu reformiren, das heißt, in die alte Weise des Gottesdienstes zurückzuführen. Er stellte den Grundsatz auf, daß der Landesherr nur Eine Kirche in seinen Ländern dulden dürfe, damit die volle Einheit der Gemüther und des Willens da sei; und da der Augsburger Religionsfriede in diesem Falle für die Andersgläubigen nur das Recht der Auswanderung hatte erlangen können, so zwang er die, welche sich nicht zur alten Kirche halten wollten, seine Länder zu verlassen. Diese Maßregeln waren hart; es ist dem treu und inniggesinnten Menschen nichts härter, als die Stätte auf immer verlassen zu müssen, wo seine Voreltern gewohnt und wo er selbst die Jahre der Kindheit verlebt hat. Es konnte daher nicht

fehlen, daß heftige Bewegungen in Ferdinands Ländern entstanden. Vor allen regten sich die zahlreichen Gebirgsbewohner; denn diese, die in ihren Bergen von dem schnellen und wogenden Verkehr der Menschen ausgeschlossen leben und im Angesichte der ewig festen, großen Bildungen der Natur ihr Gemüth von der schwankenden Betrachtung der Dinge entwöhnt haben, hängen vor allen am festesten an ihren Meinungen und an dem vaterländischen Boden. Und dennoch war in den Maßregeln des jungen Fürsten solche Festigkeit und Ruhe, und er zeigte so entschlossenen Ernst, daß den Ausbrüchen der Unzufriedenheit schon vorgebeugt war, ehe sie sich zeigten, und daß, ungeachtet der Richtplätze, die allenthalben zur Warnung aufgestellt wurden, kein Blut floß. Und so war in wenigen Jahren, wie durch ein Wunder vor aller Augen, in seinen Ländern, wo schon die größte Hälfte der Einwohner der neuen Kirche angehört hatte, keine protestantische Kirche mehr zu sehen und wurde keine protestantische Predigt mehr gehört. Solche Thatkraft mußte wohl große Hoffnungen auf einer und Furcht auf der andern Seite erregen. Die unirten Städte in Deutschland, besonders der Churfürst von der Pfalz, fanden in der Erhebung Ferdinands zum Haupte des östreichischen Hauses neuen Antrieb, ihren Bund zu verstärken. Sie arbeiteten noch immer daran, Chursachsen zu gewinnen; aber umsonst. Im stillen mochte der Widerwille gegen die reformirte Kirche heftig entgegenstehen; aber viel wirkte auch der Wunsch, den Frieden im Reiche zu erhalten, welcher seit Moritzens Tode in den meisten lutherischen Fürsten vorherrschend war. Daß die von Sachsen es treu gemeint, beweist ein Schreiben des Churfürsten an den Erzherzog Ferdinand, worin er ihn ermahnt: „weil es doch so weit gekommen, daß kaum ein Fünklein gutes Verständnisses und Vertrauens unter den Ständen zu finden sei, sich zu bemühen, daß solches wenigstens einigermaßen hergestellt werde. Denn sollte es bei jetzigem, gefährlichem Zustand verbleiben und man mehr Belieben tragen, das Außerordentliche mit der äußersten Strenge, als mit gelinden Mitteln zu heilen, so sei leicht zu erachten, daß dieser Heilungsversuch zu eines oder des andern Theiles gänzlichem Untergange ausschlagen, oder, nach vielem Blutvergießen und Verderben von Land und Leuten, doch zu dem Mittelwege führen müßte, den man jetzt ohne Gewalt und Gefahr einschlagen könne." — Diese Worte waren wie eine Ahnung der Zukunft und hätten auch Ferdinand die Augen geöffnet, wenn dieselben nicht starr nur auf einen Punkt gerichtet gewesen wären. Bald geschah ein noch größeres Zeichen und verkündigte die Gefahr vor der Schwelle des eigenen Hauses.

105. Die böhmischen Unruhen. Anfang des dreißigjährigen Krieges. 1618.

Seit der Ernennung Ferdinands zum künftigen Könige von Böhmen wollten die Protestanten in diesem Lande besondere Thätigkeit und größere Zuversicht unter den Katholiken bemerken. Das Gerücht, in außerordentlichen Zeiten so viel beweglicher und fruchtbarer, trug sich mit vielen Sagen, welche den Protestanten große Gefahren verkündigten. „Der Majestätsbrief, der ihnen Sicherheit und Freiheit verbürgte, sei kraftlos, weil er von König Rudolph erzwungen sei", — so sollten die Katholiken sich geäußert haben; — „bei der Ankunft König Ferdinands werde es heißen: Ein neuer König ein neues Gebot. Dann würden etliche Köpfe herunter müssen, die Güter würden in andere Hände kommen und mancher arme

Gesell werde sich wohl dabei befinden." — Auch Gemälde bei der Huldigung Ferdinands in Mähren kamen hinzu, wobei der böhmische Löwe und der mährische Adler in Ketten dargestellt waren und ein mit offenen Augen schlafender Hase andeuten sollte, daß die Stände mit offenen Augen nicht wahrnähmen, welches Schicksal ihnen bereitet werde. Diese und andere Zeichen, von Munde zu Munde vergrößert, schreckten die Gemüther.

Endlich fehlte es auch nicht an einer bestimmten Veranlassung des Streites. In dem Majestätsbriefe war den Protestanten in Böhmen die Freiheit zugesichert, neue Kirchen bauen zu dürfen; allein die Regierung deutete den Artikel nur auf die protestantischen Stände des Königreichs, nicht auf die Unterthanen katholischer Stände; die Protestanten aber wollten darunter alle Genossen ihres Glaubens im Lande verstanden wissen. Nun fingen im J. 1617 die protestantischen Unterthanen des Prager Erzbischofs in dem Städtchen Klostergrab, und die des Abtes von Braunau in diesem letztern Orte an, ein paar Kirchen zu bauen. Die Herrn wollten es nicht zulassen, beschwerten sich beim Kaiser, und als dennoch die Kirchen fertig gebaut wurden, wirkte der Erzbischof einen kaiserlichen Gegenbefehl aus und ließ die Kirche zu Klostergrab wieder niederreißen; die zu Braunau aber wurde geschlossen, und als ein Aufstand deshalb erfolgte, wurden die unruhigsten Bürger ins Gefängniß geworfen.

Nun aber schrieen die Protestanten über Verletzung des Majestätsbriefes, und sie fanden einen Anführer in dem Grafen Matthias von Thurn. Dieser, aus Görz an der italienischen Grenze gebürtig, jetzt aber in Böhmen einheimisch, eiferte mit aller Wärme des italienischen Blutes für seinen Glauben und seine Freiheit und war zum Defensor der evangelischen Gemeinde in Böhmen erwählt worden. Als solcher rief er jetzt die protestantischen Stände in Prag zusammen. Es wurden Schreiben an den Kaiser erlassen, worin man um Abstellung der Beschwerden und Freilassung der noch immer gefangenen Braunauer Bürger anhielt.

Die Antwort des Kaisers war härter als je eine. Die Widersetzlichkeit der Braunauer und Klostergraber Unterthanen wurde darin eine Empörung genannt und die Stände sehr getadelt, daß sie sich fremder Unterthanen angenommen, daß sie unerlaubte Zusammenkünfte gehalten und gesucht hätten, durch falsche Gerüchte von der Gefahr des Majestätsbriefes dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen zu entreißen, u. s. w. Die Drohung, die dann noch folgte, „es solle die Sache untersucht werden und einem jeden nach Verdienst geschehen", ließ die gereizten Gemüther das Aergste von der Zukunft fürchten. Dazu verbreitete sich das Gerücht, dieses Schreiben sei nicht in Wien, sondern in Prag selbst in der kaiserlichen Statthalterei verfaßt und zwar besonders durch zwei katholische Räthe Martiniz und Slavata. Der ausbrechende Zorn wandte sich nun auf diese, als den nächsten Gegenstand. Sie waren beide schon längst verhaßt, weil sie an der Erwerbung des Majestätsbriefes vor neun Jahren nicht hatten Antheil nehmen wollen; und von ihrem Eifer für die katholische Kirche erzählte man sich arge Dinge. Martiniz sollte seine protestantischen Unterthanen mit Hunden haben in die katholische Kirche hetzen lassen, und Slavata die seinigen durch Versagung der Taufe und des Begräbnisses zum katholischen Glauben gezwungen haben.

In der Stimmung, die durch solche Gerüchte gereizt war, erschienen die Abgeordneten der Stände am 23. Mai 1618, großentheils bewaffnet, sammt ihren Knechten, auf dem königlichen Schlosse zu Prag vor den Statt-

haltern und verlangten zu wissen, ob sie im Rathe gewesen, als das schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben hätten? Und als sie die Antwort erhielten, daß erst die abwesenden Mitglieder der Statthalterei müßten einberufen werden, um in so wichtiger Sache zu rathen, traten einige aus dem Haufen hervor und sagten: „Wir wissen, daß Adam von Sternberg, oberster Burggraf, und Dipold von Lobkowitz zwar bei der Berathschlagung über das Schreiben gewesen sind, aber die Ausfertigung desselben nicht gebilligt haben.“ Darauf führte man diese beiden in ein anderes Zimmer und nun stürzten sich andere auf den Martiniz, schleppten ihn ans Fenster und warfen ihn hinab. Alle standen erschrocken da, bis der Graf Thurn, auf Slavata zeigend, ausrief: „Edle Herren, hier habt ihr den andern!“ Auf dieses Wort wurde auch er ergriffen und hinabgestürzt. Nun war noch der Geheimschreiber Fabricius übrig; und weil er als ein Schmeichler der beiden angesehen wurde, mußte er ihnen folgen. Die Höhe des Sturzes betrug 56 Fuß; dennoch blieben alle drei am Leben, indem sie auf einen weichen Haufen von Papiertrümmer und anderm Kehricht gefallen waren; ja sie entkamen noch, wundervoll gerettet, unter mehreren Schüssen, welche auf sie geschahen.

Diese That haben die Böhmen nachher durch mehrere Beispiele aus ihrer früheren Geschichte, durch das Beispiel der Römer, welche Verräther von dem tarpejischen Felsen herabstürzten, und aus dem alten Testamente, da die Königin Isabel, eine Verfolgerin des Volkes Gottes, aus dem Fenster gestürzt sei, entschuldigen wollen. Doch fühlten sie wohl, daß solche Entschuldigung die Strafe nicht abwenden werde, wenn sie nicht zugleich durch ernsthafte Rüstung von ihr abschreckten. Daher wurde sogleich das Schloß mit ständischen Truppen besetzt, alle Beamte von den Ständen in Eid und Pflicht genommen, alle Jesuiten aus dem Lande getrieben, weil man sie für die Urheber der feindseligen Absichten gegen die Protestanten ansah, und endlich ein Ausschuß von dreißig Edelleuten zur Verwaltung des Landes angeordnet. Dieses alles zeigte die Entschlossenheit zur Selbsthülfe; und die Seele des Ganzen war der Graf von Thurn.

Der Kaiser Mathias war in nicht geringer Bestürzung bei diesen Nachrichten. Mit wessen Hülfe sollte er die aufrührerischen Böhmen bezwingen? In den östreichischen Ländern war gleiche Unzufriedenheit, wie in Böhmen; Ungarn in nicht besserer Stimmung. Nachgiebigkeit schien das einzige Mittel, jenes wichtige Land für das östreichische Haus zu retten, und selbst der Beichtvater und stete Rathgeber des Kaisers, der Kardinal Klesel, der eifrigste Gegner der Protestanten, rieth dazu. Aber solchen Gedanken widersetzte sich der Erzherzog Ferdinand mit aller Kraft. „Vor allem müsse man wissen, schrieb er dem Kaiser, daß Gott selbst die böhmischen Unruhen verhängt habe; denn er habe die Böhmen offenbar mit Blindheit geschlagen, damit durch die erschreckliche That, welche allen Vernünftigen, von welcher Religion sie seien, abscheulich, unchristlich und strafwürdig erscheinen müsse, der Rebellen meister Vorwand, als thäten sie alles der Religion halber, falle und zu Wasser werde. Denn unter diesem Vorwande hätten sie bisher nur getrachtet, ihren Landesherrn alle Rechte, alle Einkünfte und alle Unterthanen zu nehmen. Sei nun aber die Obrigkeit aus Gott, so müsse dieser Unterthanen Betragen aus dem Teufel sein und Gott könne das bisherige Nachgeben der Obrigkeit nicht billigen; vielleicht habe er dieses Aeußerste geschehen lassen, damit sich die Herren auf

einmal dieser Knechtschaft ihrer eigenen Unterthanen entledigten. Demnach halte er dafür, daß jetzt nichts übrig bleibe, als zu den Waffen zu greifen."

Aus diesem Schreiben Ferdinands lernen wir am besten die Festigkeit seiner Grundsätze kennen. Zu den Worten fügte er zugleich die That hinzu, ließ aller Orten Krieger werben und zeigte solchen Ernst, daß man sah, er werde sich durch des Kaisers Unentschlossenheit nicht hemmen lassen. Und durch seinen und der übrigen Erzherzoge Entschluß, welcher von dem Papste unterstützt wurde, geschah es auch, daß der friedlich gesinnte Kardinal Klesel unerwartet gefangen und wegen mancherlei Vergehungen angeklagt wurde. Die Absicht war, ihn von dem alten und schwachen Kaiser zu entfernen, der nun ohne Stütze war und den Erzherzogen alles überlassen mußte. Von diesem Augenblicke an war die Ohnmacht des Kaisers ganz entschieden und die letzte Hoffnung friedlicher Beschwichtigung der Böhmen verloren.

Diese rüsteten gleichfalls und besetzten alle Städte ihres Landes bis auf Budweis und Pilsen, welche von den kaiserlichen Truppen besetzt blieben. Den Böhmen kam eine ganz unerwartete Hülfe durch einen Mann, welcher zu den merkwürdigen Kriegshelden jener Zeit gehört und das erste Beispiel gab, wie ein Einzelner, ohne Land und Leute, bloß durch seines Namens Ruf, tapfere Schaaren um sich sammelte und gleich den alten Kriegsfürsten der Deutschen zu der Römer Zeit mit seinem Gefolge für Lohn und Beute dahin zog, wo man seines Armes bedurfte. Solche Männer fanden sich auch damals ein, als Zeichen einer außerordentlichen, aus ihren Fugen getretenen, Zeit. Ihre Schaaren erhielten und ergänzten sich durch den Krieg; es mußte der Krieg sich selbst ernähren; und hierin liegt das Geheimniß, wie er dreißig Jahre lang auf dem deutschen Boden fortwüthen konnte. Jener Mann war der Graf Ernst von Mansfeld, ein Krieger von Jugend auf, kühn und von unternehmendem Geiste, der schon in vielen Gefahren mit gewesen war und jetzt für den Herzog von Savoyen, gegen die Spanier, Truppen geworben hatte. Der Herzog, der sie gerade nicht brauchte, gab ihm die Erlaubniß, den Unirten in Deutschland zu dienen, und diese schickten ihn mit 3000 Mann nach Böhmen, als habe er von dort eine Bestallung erhalten. Er erschien ganz unerwartet und nahm den Kaiserlichen gleich die wichtige Stadt Pilsen weg.

Indeß starb der Kaiser Mathias am 10. März 1619, nachdem er kurz nach einander seinen Bruder Maximilian und seine Gemahlin vor sich hatte in die Grube steigen sehen; die Böhmen, welche ihn als König anerkannt hatten, so lange er lebte, beschlossen nun von dem feindlich gesinnten Ferdinand abzufallen.

106. Kaiser Ferdinand II. 1619—37.

Ferdinand kam unter den schwierigsten Umständen zur Regierung. Die Böhmen in den Waffen und Wien selbst mit einem Ueberfalle bedrohend; Schlesien und Mähren ihnen befreundet; Oestreich sehr geneigt, sich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an schwachen Fäden gehalten und von außen durch die Türken geschreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Protestanten gegen ihn gerichtet, weil er aus seinem Eifer gegen sie kein Hehl machte. Aber in diesen Augenblicken zeigte Ferdinand seine unerschütterliche Standhaftigkeit. „Unangesehen aller der Gefahren", sagt von ihm Khevenhüller, „hat der hochlöbliche Herr nie verzagt, ist beständig in Religion und

Zuversicht gegen Gott verblieben, der hat ihn in seinen Schutz genommen und ihm wider aller Menschen Vernunft über dieses rothe Meer geholfen."

Der Graf Thurn rückte mit böhmischen Schaaren gegen Wien, und als man ihn über die Absicht dieses Zuges befragte, antwortete er: „Wo er irgend geworbenes Volk wisse, da suche er es auf, um es zu zerstreuen. Zwischen Katholiken und Protestanten müsse künftig durchaus Gleichheit sein und jene nicht, wie bisher, gleich Oel oben auf schwimmen." Er kam bis vor Wien und seine Leute schossen sogar bis in die kaiserliche Burg, wo sich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben, aufhielt. Er durfte seine Hauptstadt nicht verlassen, wenn nicht Oestreich und damit die Hoffnung des Kaiserthums verloren gehen sollte. Aber die Gegner hielten ihn doch für verloren; schon sprachen sie von seiner Einsperrung in ein Kloster und der Erziehung seiner Kinder in der protestantischen Lehre. Und in dem gefährlichsten Augenblicke, als Thurn in der Vorstadt von Wien am Stubenthore stand, den 10. Juni 1619, erschienen sechszehn Mitglieder der östreichischen Stände vor Ferdinand und forderten mit Ungestüm seine Einwilligung zu ihrer Bewaffnung und zu dem Bündnisse, welches sie mit Böhmen schließen wollten. Ja, ihr Anführer Thonradel ging sogar so weit, den König bei den Knöpfen seines Leibrocks zu fassen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten Punkte sogleich zu unterschreiben. — Aber in eben diesem Augenblicke ritten, wie durch wunderbare Fügung, fünfhundert Dampierrische Reiter, eben von Krems in Wien einrückend und weitere Befehle erwartend, unkundig dessen, was im Schlosse vorging, unter Trompetenschall auf den Burghof. In der größten Bestürzung entfernten sich die Abgeordneten, welche die Ankunft der Reiter für absichtlich hielten, und Ferdinand war aus peinlicher Verlegenheit befreit [1]).

Der Graf Thurn mußte bald nach Böhmen zurück, weil Prag von östreichischen Schaaren bedroht wurde, und diesen Augenblick benutzte Ferdinand zu einem andern gewagten Vorhaben. Obgleich die Huldigung in den östreichischen Ländern noch nicht erfolgt war und in seiner Abwesenheit viel Schlimmes vorgehen konnte, entschloß er sich doch, nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu reisen. Die geistlichen Churfürsten waren gewonnen, auch Sachsen hielt fest an dem Hause Oestreich, Brandenburg war nicht abgeneigt; und so vermochte der Widerstand von Pfalz allein nichts gegen ihn; Friedrich V. gab ihm vielmehr, bei der Einhelligkeit der übrigen, ebenfalls seine Stimme, und so wurde Ferdinand am 28. Aug. 1619 einstimmig zum Kaiser gewählt. Durch einen wunderbaren Widerspruch des Schicksals traf es sich, daß er in dem Augenblicke, als er mit den Churfürsten nach der Wahlhandlung aus dem Saale trat, um in die Bartholomäuskirche zu gehen, die Nachricht von seiner Absetzung in Böhmen erhielt, welche sich so eben unter dem Volke verbreitet hatte.

Friedrich V. von der Pfalz zum Könige in Böhmen erwählt. 1619—20. In denselben Tagen nämlich, am 26. Aug., hatten die Böhmen auf einer allgemeinen Ständeversammlung Ferdinand als ihren König entsetzt, „weil er sich, dem Grundvertrage mit ihnen entgegen, noch vor des Kaisers Tode in die Regierungsangelegenheiten gemischt, den

---

1) Seit dieser Zeit, zum Andenken des wichtigen Augenblicks, hat dieses Reiterregiment die Erlaubniß, wenn es durch Wien zieht, über den Burgplatz zu reiten, welches andern nicht erlaubt ist.

Krieg in Böhmen gebracht und mit Spanien ein Bündniß gegen ihre Freiheit geschlossen habe;" und schritten zu einer neuen Wahl. Es wurden katholischer Seits der Herzog von Savoyen und Maximilian von Baiern, protestantischer Seits der Churfürst Johann Georg von Sachsen und Friedrich V. von der Pfalz vorgeschlagen. Letzterer erhielt die Stimmen, weil er ein Schwiegersohn König Jakobs I. von England war, von dem man Hülfe hoffte, und selbst als entschlossen, großsinnig und freigebig galt. Die incorporirten Länder Mähren, Schlesien und die Lausitzen stimmten der Wahl bei, und selbst die katholischen Stände Böhmens gelobten Treue und Gehorsam. Friedrich wurde von Sachsen, Baiern, und selbst von seinem Schwiegervater vor der Annahme einer so gefährlichen Krone gewarnt; allein sein Hofprediger Scultetus und seine Gemahlin Elisabeth, die als Königstochter auch eine königliche Krone zu tragen begehrte, redeten desto eifriger zu. Friedrich folgte ihnen, nahm die Königswürde in Böhmen an und wurde am 25. Oct. 1619 in Prag mit großer Pracht gekrönt. Er hielt es für seine Pflicht, wie er selbst sagte, seine Glaubensgenossen, die ihn berufen, nicht zu verlassen. Hätte der 23jährige König Geistesgröße genug gehabt, das Werk glücklich durchzuführen, so würde die Geschichte ihn unter die kühnen Männer zählen, welche ein großes Unternehmen, im Vertrauen auf die innere Kraft, wagen durften; aber das Geschick hat gegen ihn gerichtet; und er selbst hat im Unglück die Stärke und Besonnenheit nicht bewiesen, die dem geziemte, der eine gefahrvolle Krone anzunehmen sich entschloß.

Ferdinand dagegen begab sich auf seiner Rückreise von Frankreich nach München zu dem Herzoge von Baiern und schloß mit ihm das wichtige Bündniß, welches ihm damals Böhmen gerettet hat. Sie waren beide Jugendfreunde, und die Union hatte den Herzog durch viele unvorsichtige Schritte gereizt. Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholische Vertheidigungswesen und bedang sich vom Hause Oestreich den Ersatz aller Unkosten und Verluste, selbst, wenn es sein müsse, durch Abtretung östreichischer Länder aus.

Auch mit Spanien gelang es dem Kaiser ein Bündniß abzuschließen und der spanische Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einzufallen. Ferner veranstaltete der Churfürst von Mainz eine Zusammenkunft zu Mühlhausen mit dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen, dem Churfürsten von Cöln und dem Landgrafen Ludwig von Darmstadt, auf welcher der Entschluß gefaßt wurde, dem Kaiser alle mögliche Hülfe zu leisten, um sein Königreich und das kaiserliche Ansehen zu erhalten.

Dem neuen böhmischen Könige blieb nun, außer seinen Unterthanen, keine Hülfe als die Union; denn der Siebenbürgische Fürst Bethlen Gabor war, trotz aller Versprechungen, ein sehr zweideutiger und unzuverlässiger Bundesgenosse und die Schaaren, die er mitunter nach Mähren und Böhmen schickte, waren fast Räuberhorden gleich. Die Union indeß rüstete sich, sowohl wie die Ligue. Ganz Deutschland glich einem Werbeplatze. Aller Augen waren auf den schwäbischen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zusammentreffen mußten; da schlossen sie unerwartet zu Ulm am 3. Juli 1620 einen Vertrag, in welchem die Unirten versprachen, die Waffen niederzulegen, und beide Theile einander Friede und Ruhe gelobten. Die Unirten fühlten sich zu schwach, da auch Sachsen gegen sie war und

Spinola von den Niederlanden her drohte. Für den Kaiser aber war es ein großer Vortheil, daß Böhmen von diesem Vergleiche ausgeschlossen wurde, denn nun konnte das liguistische Heer ihm den Gegenkönig bekämpfen helfen. Maximilian von Baiern brach auch sogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oberöstreich zum Gehorsam gegen Ferdinand, vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere und fiel rasch in Böhmen ein. Von der andern Seite besetzte der Churfürst von Sachsen, in des Kaisers Namen, die Lausitz, nachdem er vier Wochen vor Bautzen gelegen und dasselbe nach tapferer Gegenwehr eingenommen hatte.

Friedrich V. fühlte sich im Gedränge, doch hätte er mit der Hülfe eines treuen und tapferen Volkes, welches schon vor zweihundert Jahren in den Hussitenkriegen sein Vaterland gegen die gesammte Macht Deutschlands vertheidigt hatte, siegreich bestehen mögen. Aber er hatte es nicht verstanden, sich das volle Vertrauen des Volkes zu erwerben. Sein Leben war sorglos und in äußeren Dingen verloren, ohne die innere Würde und Besonnenheit, welche einer verhängnißvollen Zeit gebührt, und er hatte die Böhmen selbst seinen deutschen Rathgebern und Anführern nachgesetzt. Der böhmische Adel, welcher die ganze Veränderung eigentlich hervorgebracht und geleitet hatte, benutzte sein Uebergewicht zu seinem Vortheil, beeinträchtigte die Bürger in ihren Gewerben und wälzte auf sie und den Landmann die Lasten der Abgaben. Es wurde laut über die Steuern, so wie über den Druck des Kriegsvolkes geklagt, dazu verletzte die calvinische Partei durch ihre kirchliche Herrschsucht eben so sehr die Lutheraner, als die Katholiken. Friedrich vermochte diese widerstrebenden Elemente nicht zu zügeln, und diese seine Schwäche hatte ihn ins Verderben gestürzt.

Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag. 1620, 8. November. — Bei der Annäherung der Feinde zogen sich die böhmischen Schaaren nach Prag und verschanzten sich auf dem weißen Berge bei der Stadt. Ehe die Verschanzungen aber fertig waren, zogen die Oestreicher und Baiern heran und die Schlacht fing an, indem Maximilians Ungeduld keine Stunde die Entscheidung ungewiß lassen wollte. Und in weniger als einer Stunde war das Schicksal Böhmens entschieden, Friedrichs Heer, trotz der tapfern Gegenwehr einzelner Abtheilungen, geschlagen und alles Geschütz nebst hundert Fahnen von dem Feinde erobert. Friedrich selbst, der bei dem Anfange der Schlacht ruhig an der Tafel saß, die er nicht verlassen wollte, sah das Ende derselben nur aus der Ferne von den Wällen der Stadt mit an und verlor mit ihr sogleich alle Entschlossenheit. Gegen den Rath kühnerer Freunde entfloh er in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn und einigen andern aus Prag, welches sich noch hätte vertheidigen können, nach Schlesien; konnte sich auch hier nicht zu bleiben entschließen, um seine Freunde zu sammeln, sondern floh weiter, nach Holland, und lebte dort, ohne Länder und ohne innern Muth, auf Kosten seines Schwiegervaters, des englischen Königs. Der Kaiser aber erließ gegen ihn die Achtserklärung, wodurch ihm alle seine Länder abgesprochen wurden.

Prag ergab sich sogleich; ganz Böhmen außer Pilsen, welches Ernst von Mansfeld kühn besetzt hielt, folgte dem Beispiele; die pfälzischen Länder wurden durch die Spanier unter Spinola besetzt, und die Union löste sich, aus Furcht vor ihrer Nähe, im J. 1622 ganz auf. Sie hat ein gleich unrühmliches Ende genommen, als der schmalkaldische Bund, und beide sind, gleichfalls durch übereinstimmendes Schicksal, von den Nieder-

landen aus zerstört worden; denn erst durch die niederländischen Truppen unter dem Grafen Büren wurde auch ehemals Karl V. der Sieger [1]).

Schmerzhaft für Böhmen war die Strafe, welche der Kaiser an dem Lande übte. Drei Monate lang geschah nichts; dann, plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden an einem Tage und in einer Stunde achtundvierzig der Anführer der protestantischen Partei gefangen genommen und nach vorgenommener Untersuchung siebenundzwanzig von ihnen zum Tode verurtheilt, drei vom Herrenstande, sieben vom Ritterstande, die übrigen aus den Bürgern. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, so wie auch dasjenige der Abwesenden und als Verbrecher Erklärten; unter diesen war auch der Graf von Thurn begriffen. — Darauf wurden nach und nach alle protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen, die böhmischen erst, die deutschen, den Churfürsten von Sachsen zu schonen, später; endlich, im J. 1627, wurde allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Unterthan in Böhmen werde geduldet werden, der sich nicht zur katholischen Kirche bekenne. Man schätzt die Zahl der Haushaltungen, die in dieser Zeit Böhmen verlassen haben, auf dreißigtausend; sie wendeten sich meistentheils nach Sachsen und Brandenburg.

Viel glücklicher kam Schlesien davon, welches durch Vermittelung des Churfürsten von Sachsen die Bestätigung seiner religiösen und bürgerlichen Freiheiten und eine allgemeine Amnestie erhielt und so den Protestantismus in seinen Grenzen rettete.

107. Kriegsunternehmungen in Deutschland. 1621—24.

Aller menschlichen Berechnung nach war jetzt der Streit entschieden; Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöst, das Haus Pfalz gestürzt und der Churfürst einem Flüchtlinge gleich. Woher sollte noch Widerstand kommen? — Und dennoch kam er, und zwar zunächst aus der rastlosen Thätigkeit eben jenes Ernst von Mansfeld, welcher den angefangenen Streit so leichten Kaufs nicht gewonnen geben wollte und sein Zeitalter zu gut kannte, um nicht auf unerwarteten Wechsel des Glückes für den Kühnen und Standhaften zu rechnen. Er wußte, wie die Gemüther der Völker gespannt waren und nur auf die Anführer warteten, um den hartnäckigen Kampf für ihre Meinungen zu erheben. Wer ihr Vertrauen gewann, konnte das Außerordentliche wagen. Unerwartet sammelte er, nachdem er endlich Pilsen verlassen hatte, neue Schaaren und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz, dessen General er sei, gegen den Kaiser noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20,000 Mann zusammen und zwang das liguistische Heer unter dem bairischen Feldherrn, Johannes Tserklas (seit 1623 durch des Kaisers Erhebung Graf) Tilly, immer gegen ihn zu Felde zu liegen. Er führte seinen Gegner im J. 1621 durch schnelle und kluge Märsche irre und verheerte dabei die katholischen Stifter in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichstädt, dann Speier, Worms und Mainz am Rhein und endlich das schöne blühende Elsaß.

Sein Beispiel reizte mehrere. Zuerst trat der Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälzischen Hauses auf den Kampfplatz, sammelte ein schönes Heer und vereinigte sich mit

1) Ein Wink für das nördliche Deutschland, wo seine schwache Seite zu suchen ist.

Mansfeld. Er wollte nicht als deutscher Reichsfürst kriegen, damit sein Land nicht büßen müsse, sondern als Ritter und Kämpfer für die Sache, die ihm die gerechte schien. Daher übergab er, ehe er in's Feld zog, die Regierung seines Landes seinem Sohne. Ihm, mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachsen; als sie sich aber trennten, schlug dieser den Markgrafen bei Wimpfen am 8. Mai 1622.

Da fand Mansfeld einen neuen Helfer an dem Herzog Christian von Braunschweig, des regierenden Herzogs Bruder, in seinem 17. Jahre vom Domkapitel in Halberstadt zum lutherischen Bischofe erwählt, der in jugendlichem Feuer sich gleichfalls zum Kämpfer des vertriebenen Churfürsten aufwarf. Mit einem ansehnlichen Haufen stieß er nach manchen Abenteuern zu Mansfeld, und nun suchten beide zum zweitenmal das Elsaß heim; dann wandten sie sich bald hier, bald dorthin, fielen in Lothringen ein, machten sogar Paris einen Augenblick zittern, indem sie den Hugenotten zu Hülfe zu ziehen drohten, und trieben das kühne Kriegsspiel zum Schrecken aller Länder umher. Zuletzt zogen sie den Holländern gegen die Spanier zu Hülfe.

Tilly hielt indeß die pfälzischen Länder besetzt, und in dieser Zeit war es, als er sich der vortrefflichen Heidelberger Büchersammlung bemächtigte, aus welcher der Herzog von Baiern dem Papste Gregor XV. die kostbarsten Handschriften schenkte. Sie wurden nach Rom gebracht und mit der großen vatikanischen Bibliothek vereinigt [1]).

Jetzt schien wieder ein Augenblick gekommen zu sein, da die Ruhe in Deutschland hergestellt werden konnte, wenn die Sieger Mäßigung übten. Allein Ferdinand gedachte in seinen Umwandlungen nicht inne zu halten. Er hielt sich, wie er sich in einem eigenhändigen Schreiben nach Spanien ausdrückt, „zur Ausrottung der aufrührerischen Factionen, welche durch die kalvinische Ketzerei am meisten genährt würden, von der Vorsehung berufen," und sah in den bisherigen glücklichen Begebenheiten einen Fingerzeig Gottes, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Ein großer Schritt zu seinem Ziele war es, wenn sein Freund, der Herzog von Baiern, zur Belohnung treuer Dienste, mit der pfälzischen Churwürde belehnt wurde; so hatten beide schon ins Geheim verabredet. In dem erwähnten Schreiben nach Spanien sagt Ferdinand: „Wenn wir eine Stimme mehr im churfürstlichen Collegio haben, so werden wir für immer sicher sein, daß das Reich in den Händen der Katholischen und bei dem Hause Oestreich bleiben werde." Aber der Schritt war bedenklich, weil er alle Protestanten zu dem heftigsten Widerstande zu reizen und besonders das bis jetzt treue chursächsische Haus zum Feinde zu machen drohte. Dennoch setzte Ferdinand seinen Willen durch: auf dem Churfürstentage zu Regensburg im J. 1623 schritt er rasch zur Belehnung Maximilians, und nach manchen Unterhandlungen wurde auch Sachsen durch die Einräumung der Lausitz zur Einwilligung bewogen.

In demselben Jahre wurde der Herzog Christian von Braunschweig durch Tilly bei Stadtloo (im Münsterschen) geschlagen, da er sich eben wieder im Felde zeigte; und so schien das Glück des Kaisers Zuversicht

---

1) Im J. 1816, auf Verwenden des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen, sind sie, freilich nur zum kleineren Theile, zurückgegeben und wieder nach Heidelberg gebracht.

nur mit Erfolgen zu krönen. Aber noch viele Glieder sollten in der Kette dieses wechselvollen Krieges sich an einander reihen.

108. Krieg mit Dänemark. 1624—29.

Die Protestanten glaubten jetzt nicht unthätig ihr Schicksal erwarten zu dürfen, so lange noch einige Kraft und Besonnenheit in ihnen sei. Zuerst regten sich die Stände des niedersächsischen Kreises, an dessen Grenzen der furchtbare Tilly mit seinem Heere stand. Da ihre Vorstellungen um seine Zurückberufung nicht fruchteten, fingen sie an zu rüsten und erwählten den König Christian IV. von Dänemark, als Herzog von Holstein, zum Kriegsobersten des Kreises. Er versprach eine ansehnliche Hülfe, und auch England hatte eine solche zugesagt. Christian von Braunschweig und Mansfeld erschienen wieder und warben Krieger mit englischem Gelde.

Bisher war der Krieg in Deutschland von katholischer Seite fast einzig mit dem Heere der Ligue geführt; bei den größeren Anstalten der Gegner forderte diese auch vom Kaiser eine nachdrücklichere Unterstützung. Der Kaiser wünschte selbst ein eignes ansehnliches Heer ins Feld zu stellen, damit nicht Alles durch das Haus Baiern allein geschehe; aber es fehlte an den nöthigen Mitteln zur Rüstung. Da erbot sich ein Mann, welcher als einzelner, in Mansfelds Sinne, den Krieg im Großen zu führen gedachte, diese Verlegenheit durch eigne Kräfte zu lösen.

Albrecht von Wallenstein, eigentlich Waldstein, war aus einem edlen, böhmischen Geschlechte entsprossen und im Jahr 1585 von lutherischen Eltern geboren; da diese jedoch früh starben, wurde er von einem mütterlichen Oheim in ein adeliges Convictorium der Jesuiten in Olmütz gebracht und so der katholischen Kirche zugeführt. Später reiste er mit einem reichen Edelmanne aus Mähren durch einen großen Theil Europa's und lernte Deutschland, Holland, England, Frankreich und Italien kennen. Der gelehrte Begleiter der beiden Edelleute, der Mathematiker und Astrolog Peter Verdungus, später ein Freund Kepplers, regte Wallensteins Neigung zur Astrologie an, und in Padua wurde er durch den Professor Argoli in die Cabbala und andere geheime Wissenschaften von den Sternen eingeweiht. Ein geheimnißvoller Zug seiner Natur führte ihn zu dieser gefährlichen Wissenschaft, die damals das ganze Zeitalter, und selbst große Männer, wie Keppler, beschäftigte; seine Seele verlor sich in ihren dunklen Irrgängen; aber so viel las er mit der größten Gewißheit in den Sternen, weil er es in seiner eigenen Brust trug, daß er zu etwas Außerordentlichem bestimmt sei. Ein unbegrenzter Ehrgeiz füllte seine Seele und er fühlte in sich die Kraft, ein ganzes Zeitalter mit sich fortzureißen; darum hielt er das Größte nicht für unerreichbar.

Er schloß sich an den Erzherzog Ferdinand an, in welchem er den festen und entschiedenen Charakter erkannte, und zog ihm im J. 1617 mit zweihundert auf eigene Kosten geworbenen Reitern in einem Kriege gegen Venedig zu Hülfe. Zur Belohnung verschaffte ihm Ferdinand die Stelle eines Obersten der Landesmiliz in Mähren. Während der böhmischen Unruhen half er Wien gegen die Böhmen decken, focht gegen Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der auf die Krone Ungarns Anspruch machte, und versah die Stelle eines Generalquartiermeisters im kaiserlichen Heere unter Boucquoi, während dieser mit Maximilian von Baiern die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag gewann. Nach dieser Schlacht focht er wieder

gegen Bethlen, gegen welchen die tapfern kaiserlichen Feldherren Dampierre und Boucquoi gefallen waren, schlug ihn zurück und nöthigte ihn zum Frieden und zur Entsagung der ungarischen Krone. Für solche Verdienste und zugleich zur Entschädigung für die Verwüstung seiner Güter in diesem Kriege und die von ihm selbst aufgewandten Kriegskosten, indem er mehrere Regimenter selbst ausgerüstet und unterhalten hatte, bekam Wallenstein im J. 1622 die Herrschaft Friedland in Böhmen und mit ihr bald den Fürsten- und später den Herzogsnamen. Außerdem aber kaufte er noch für eine sehr große Summe Geldes, — man berechnet sie zu mehr als sieben Millionen Gulden, — über sechzig Güter böhmischer Edelleute, welche von dem Kaiser nach dem Siege bei Prag confiscirt waren, und kam so in den Besitz eines mehr als fürstlichen eignen Grundvermögens. Das Herzogthum Friedland enthielt neun Städte und siebenundfunfzig Schlösser und Dörfer und zog sich in einer Länge von 10 und einer Breite von 6—8 Meilen an der nördlichen Grenze des Königreichs hin. — Darnach, während Tilly an der Spitze des liguistischen Heeres im Reiche befehligte, hatte er still sinnend auf seinen Gütern gesessen, ungeduldig, daß ein Krieg ohne ihn geführt werde; jetzt, als der Kaiser ein eigenes Heer aufstellen wollte, erbot er sich, ein solches, fast ohne Kosten für den Kaiser, zusammenzubringen. Nur bedang er sich den unumschränkten Oberbefehl mit der Vollmacht aus, alle Anführerstellen allein vergeben zu dürfen und nicht etwa ein Heer von 20,000, sondern von 50,000 Mann zu werben; ein solches, meinte er, werde sich schon selbst zu ernähren wissen. Er erhielt die Vollmacht und in wenigen Monaten war ein ansehnliches Heer versammelt; solche Gewalt hatte schon damals der Ruf seines Namens. — Wallenstein war zum Kriegsfürsten geboren. Sein scharfes Auge unterschied auf den ersten Blick den Tüchtigen von der Menge und wies einem jeden den rechten Platz an; sein Lob, weil es selten kam, befeuerte zur höchsten Anstrengung aller Kräfte, und sein beständiger, wortkarger Ernst erhielt strengen Gehorsam. Schon sein Anblick flößte Ehrfurcht ein: eine lange, stolze Gestalt, das in's Röthliche spielende Haar kurz abgeschnitten, die Stirn hoch und gebieterisch, und in den feurigen, tiefen Augen ein finsterer, geheimnißvoller Blick.

Im Herbste 1625 brach er mit dem neuen Heere durch Schwaben und Franken nach Niedersachsen auf. Tilly mochte sich mit einem solchen Helfer nicht vereinigen, der über ihm stehen wollte, und beide führten den Krieg gesondert. Wallenstein, nachdem er einen Haufen bewaffneter Bauern, die sich ihm bei Göttingen entgegenstellen wollten, auseinander getrieben, zog sich in das Halberstädtische und Magdeburgische, weil diese Gegenden noch nicht vom Kriege ausgesogen waren.

Das Jahr 1626 fing mit ernsthafteren Waffenthaten an. Der Graf von Mansfeld rückte gegen Wallenstein an die Elbe, wurde zwar an der Dessauer Brücke zurückgeschlagen, wandte sich aber mit kühner Entschlossenheit plötzlich nach Schlesien, um sich mit dem Fürsten Bethlen Gabor zu vereinigen und den Krieg mitten in die östreichischen Länder zu versetzen. Wallenstein war wider Willen gezwungen, ihm mit seinem Heere zu folgen. Nach beschwerlichen Zügen kam Mansfeld in Ungarn an, fand aber keine gute Aufnahme, weil er nicht, wie jener erwartet hatte, große Geldsummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenstein, vom Rückwege abgeschnitten, ohne Mittel, sich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geschütz und

Heergeräth, entließ seine Krieger und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zu. Von da wollte er nach England schiffen, um dort von neuem Geld zu holen. Aber in dem Dorfe Urakowitz bei Zara überwältigte die übermenschliche Anstrengung seinen starken Körper. Er wurde krank. Als er die Annäherung des Todes fühlte, zog er seinen Kriegsrock an, gürtete seinen Degen um und erwartete stehend, auf zwei Kriegsgenossen gestützt, sein Ende. Er starb am 20. Nov. 1626, im 46. Jahre seines Alters. In Spalatro liegt er begraben.

In diesem selben Jahre starb auch sein Freund, der Herzog Christian von Braunschweig, erst 27 Jahre alt; und so hatten die Protestanten ihre besten Anführer verloren. Der König Christian von Dänemark konnte sie nicht ersetzen; ihm fehlte der kriegerische, entschlossene Sinn, und dazu war keine Einigkeit unter den Fürsten des niedersächsischen Kreises, von denen sogar der Herzog Georg von Celle, General der niedersächsischen Kreisarmee, in des Kaisers Dienste überging. Obwohl Niedersachsen durch Wallensteins Abzug sehr erleichtert war, konnte es der König Christian doch nicht gegen Tilly vertheidigen, sondern wurde von ihm am 27. August bei Lutter am Barenberge im Braunschweigischen gänzlich aufs Haupt geschlagen und verlor sein ganzes Geschütz und sechzig Fahnen.

Im Jahr 1627 drang Wallenstein wieder durch Schlesien, welches er ganz von Feinden befreite, nach Norddeutschland vor, durchzog Brandenburg und Mecklenburg und fiel mit Tilly in Holstein ein, um den dänischen König ganz aus Deutschland zu vertreiben. Das Land war bald, bis auf einige feste Plätze, erobert, dann auch Schleswig und Jütland überschwemmt und auf furchtbare Weise verwüstet, der König mußte auf seine Inseln fliehen. Aus Wallensteins Briefen geht sogar hervor, daß er mit dem Plane umging, den Kaiser Ferdinand zum König von Dänemark wählen zu lassen, da ihm berichtet war, daß die Stände mit ihrem Könige unzufrieden seien. — In eben diesem Jahre kaufte Wallenstein zu seinen großen Besitzungen auch noch vom Kaiser das Herzogthum Sagan und die Herrschaft Priebus in Schlesien um 150,000 Gulden hinzu.

Wallenstein, Herzog von Mecklenburg, 1628. — Wallensteins Heer war unterdeß bis auf 100,000 Mann angewachsen und der unbegreifliche Mann betrieb die Werbungen um so eifriger, jemehr die Feinde verschwanden. Man wußte nicht, ob er sich selbst oder seinem Herrn den Weg zur unumschränkten Herrschaft bahnen wollte. Selbst die katholischen Fürsten sahen mißtrauisch auf ihn, denn es war offenbar, wie er nur darnach strebte, auch die Liga ohnmächtig zu machen; auch sogen seine geworbenen Schaaren, die er zum Theil im südlichen Deutschland und am Rheine einquartierte, die Länder der geistlichen Fürsten schonungslos aus; unter ihren Anführern waren eben so viele Protestanten als Katholiken. Tilly aber mußte den übermächtigen Mann schon deshalb verwünschen, weil er alle Früchte des Sieges allein an sich riß. — Die Fürsten von Mecklenburg, Pommern und Brandenburg wendeten sich an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslast von ihren Ländern abnehme[1]; aber der Wille des Feldherrn schien mächtiger, als der des Kaisers, ganz Norddeutschland gehorchte seinem Winke und zitterte vor seinem Zorne. Er selbst lebte mit

---

1) Man hat berechnet, daß allein die Churmark im J. 1627 von dem kaiserlichen Heere um 20 Millionen Gulden gebrandschatzt worden sei.

mehr als kaiserlicher Pracht und seine Befehlshaber ahmten ihm, in stufenweisem Absteigen, nach, während viele Menschen umher in unbeschreiblichem Elende schmachteten und im wörtlichen Verstande den Hungertod starben. — Dazu machte der Feldherr dem Kaiser eine große Rechnung über die Summen, welche er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet; er berechnete mehr als drei Millionen Gulden; diese konnte Ferdinand nicht aufbringen und entschloß sich lieber, die Herzöge von Mecklenburg, Adolph Friedrich und Johann Albrecht, ihrer Länder zu berauben und seinem Feldherrn das Herzogthum Mecklenburg als Unterpfand für seine Forderungen zu geben. So war Wallenstein nun ein Fürst des Reiches, er nannte sich „von Gottes Gnaden" und übte sogleich, bei seiner Anwesenheit auf dem Schlosse Brandeis in Böhmen, das neuerworbene Recht, mit bedecktem Haupte vor dem Kaiser zu erscheinen. Vergebens flehten die Mecklenburger für ihre alten Herzöge, deren Geschlecht fast ein Jahrtausend ihr Land beherrscht habe und die nicht mehr verbrochen hätten, als die übrigen Stände des niedersächsischen Kreises. Ferdinand vergaß auch diesesmal die Mäßigung im Siege und verletzte ungescheut die Verfassung des Reiches, indem die mecklenburgischen Fürsten ohne Anklage vor dem Churfürstenkollegium, ohne Vertheidigung und Rechtsspruch, aus ihrem Stammlande vertrieben wurden. Es schien ihm zu wünschenswerth, an den Küsten der Ostsee einen katholischen Reichsfürsten zu haben, welcher Norddeutschland im Zaum halten und gegen die protestantischen Könige von Dänemark und Schweden gleichsam als Wächter dastehen konnte. Von diesem Punkte aus hoffte er wohl, den katholischen Glauben wieder im Norden herrschend zu machen. Auch scheint der Gedanke in ihm entstanden zu sein, den Handel der nördlichen Meere von dieser Küste aus zu beherrschen, denn Wallenstein nahm sogar den Namen eines Admirals der Nord- und Ostsee an und hatte keinen lebhafteren Gedanken, wie seine Briefe an den in seiner Abwesenheit das Heer im Norden befehligenden Obersten von Arnim beweisen, als nur wo möglich alle dänischen und schwedischen Schiffe zu verbrennen, die in seinen Bereich kämen, und selbst eine Flotte zu errichten.

Von Mecklenburg aus richtete Wallenstein nun seine Augen auf das benachbarte Pommern. Der alte Herzog Bogislaw war kinderlos und nach seinem Tode konnte das Land füglich mit Mecklenburg vereinigt werden. Vor Allem wichtig war für Wallenstein der Besitz der Stadt Stralsund, welche zwar unter der Landeshoheit der Herzöge von Pommern stand, aber als Glied des Hansebundes viele Privilegien und eine selbstständige Regierung im Innern besaß. Die Stadt hatte, wie das ganze Land, große Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres gegeben; jetzt sollte sie auch eine Besatzung einnehmen. Sie weigerte sich; da ließ sie Wallenstein im Frühjahr 1628 durch Arnim belagern. Aber die Tapferkeit der Bürger vertheidigte ihre Mauern trefflich und die Könige von Dänemark und Schweden schickten einige Mannschaft und Ueberfluß an Kriegsvorräthen von der Seeseite. Ihre Hartnäckigkeit erzürnte den stolzen Feldherrn; „und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre", rief er aus, „so müßte es herunter!" Und nun rückte er im Juni selbst vor die Stadt und ließ wiederholt stürmen; aber da erfuhr er, was der Heldenmuth deutscher Bürger, unter besonnener Leitung, vermochte. Nachdem er einige Wochen im Lager geharret und wohl 12,000 Krieger in den blutigen Stürmen verloren hatte, mußte er abziehen.

Der König von Dänemark hatte indeß um Frieden angehalten, und wider Erwarten rieth Wallenstein selbst dem Kaiser zu, ihn zu schließen. Da er selbst Reichsfürst geworden, mochte er die Vernichtung der deutschen Fürstenmacht nicht mehr für dienlich halten. Der König erhielt durch ihn einen sehr günstigen Frieden zu Lübeck, den 12. Mai 1629; er bekam alle Länder wieder, ohne Kriegskosten zu bezahlen; aber rühmlich war der Friede nicht, denn der König opferte in den Herzögen von Mecklenburg zwei treue Bundesgenossen für seine eigene Rettung auf. Er versprach, sich in die deutschen Angelegenheiten nicht anders denn als Reichsstand einzumischen, und gab dadurch stillschweigend das Recht auf, die Herzöge zu unterstützen. Wallenstein erhielt nun einen förmlichen Lehnbrief über Mecklenburg vom Kaiser.

109. Das Restitutionsedict. 1629.

Wie mochten die Gemüther der so hart geängsteten friedlichen Bürger in Deutschland bei der Friedensnachricht freudig aufleben? Der arge Streit konnte ja nun nicht länger dauern, da kein Feind mehr dem Kaiser entgegenstand, da Baiern ruhig im Besitze der Churwürde und des Theiles der pfälzischen Länder war, welche ihm als Kostenersatz zugesprochen war, und da die Protestanten so ohne Hoffnung zu sein schienen, daß von ihnen gewiß keine neuen Feindseligkeiten ausgehen konnten. Der Krieg hatte schon zwölf Jahre gedauert und jedes Jahr hatte Gräuel genug gebracht. — Und wohl hätte jetzt das Ende gefunden werden mögen, wenn die siegende Partei die rechte Grenze und das Maaß ihres Laufes erkannt hätte; wenn der Kaiser nun, nachdem seine Länder von der neuen Lehre gesäubert und in seiner vollen Gewalt waren, für die selbstständigen Glieder des deutschen Reiches den Religionsfrieden in seiner ganzen Kraft bestätigt, sein Heer abgedankt und das entkräftete, unglückliche Land von dieser Bürde befreit hätte. Aber dem menschlichen Gemüthe ist nichts schwerer, als sich selbst im Laufe des Glücks zu bezähmen. Der Augenblick schien der katholischen Partei zu günstig, um nicht einen großen Gewinn daraus zu ziehen; — sie verlangte von den Protestanten alle die geistlichen Güter zurück, welche seit dem Passauer Religionsfrieden vom J. 1552 von ihnen in Besitz genommen waren; nicht weniger nämlich, als zwei Erzbisthümer, Bremen und Magdeburg, zwölf Bisthümer, und eine außerordentliche Menge von geringeren Stiftern und Klöstern. — Es war nie früher an eine Zurückforderung des so lange Besessenen gedacht worden; jetzt wurde sie, auf das Dringen der Katholischen, durch ein kaiserliches Edict feierlich befohlen, und dieses ist das berühmte Restitutionsedict vom 6. März 1629. „Es erschien," wie der deutsche Geschichtschreiber Schmidt sagt, „für die Protestanten ein Donnerstreich, und für kurzsichtige Eiferer ein Stoff zu außerordentlichem Frohlocken." Solches Frohlocken sollte noch unnennbaren Jammer über Deutschland bringen.

Nun wurde nicht an die Abdankung der beiden großen Heere gedacht, welche auf deutschem Boden lasteten; sie wurden zu der Ausführung des Restitutionsedicts bestimmt und befehligt, den kaiserlichen Abgeordneten, die zu diesem Zwecke im Reiche umhergeschickt wurden, allenthalben hülfreiche Hand zu bieten. Man schritt auch bald zur Vollstreckung und fing im südlichen Deutschland an. Unter andern mußte die Stadt Augsburg (der Ort, wo der Religionsfriede geschlossen war), die geistliche Gerichts=

barkeit ihres Bischofs erkennen und auf den protestantischen Gottesdienst Verzicht leisten. Der Herzog von Würtemberg mußte seine Klöster herausgeben. Dazu faßte der Bund der Liga auf einer Zusammenkunft zu Heidelberg den Entschluß, „keins von den Ländern, die durch die Waffen erobert wären, sie seien weltlich oder geistlich, herauszugeben, es sei denn, daß der Bund zuvor des Ersatzes seiner Kriegskosten gewiß sei.“ Auf solche Weise schien den Protestanten von Seiten der Liga noch größere Gefahr zu drohen, als von der des Kaisers.

110. Wallensteins Abdankung.

Die nächsten und lautesten Klagen jedoch, die von beiden Seiten erhoben wurden und endlich mit unausweichbarer Gewalt auch des Kaisers Ohr trafen, ergingen über die unerträgliche Tyrannei des Wallensteinischen Heeres. Es verschonte weder befreundete noch feindliche, weder katholische noch protestantische Gegenden. Des Kaisers eigener Bruder Leopold machte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von dem Gelderpressen der Befehlshaber und dem Brennen, Morden und allen Schandthaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Solche Zeugnisse überwogen die Vertheidigung, welche Wallensteins Freunde bisher mit Glück geführt hatten; und auf dem Churfürstentage zu Regensburg endlich, im Sommer 1630 strömte eine noch größere Flut von Klagen auf den Kaiser ein. Die kaiserlichen Krieger, so klagten die Pommerschen Gesandten, seien als Freunde in Pommern aufgenommen und dennoch hätten sie allein im Fürstenthum Stettin zehn Millionen an Brandschatzungen beigetrieben. Sieben Pommersche Städte seien durch ihren Muthwillen in Asche gelegt und ganze Landstriche verödet. Jeder kaiserlicher Rittmeister lebe fürstlicher als der Herzog Bogislaw. Dabei würden die Wirthe der Krieger täglich gemißhandelt, Menschen gemordet und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es sei fast kein Gräuel mehr zu denken, den sie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten sich, um dem Schmerze und der Verzweiflung des Hungertodes zu entfliehen.

Solche Schilderungen zeigen die Kriegsweise dieser geworbenen Schaaren und führen uns das unsägliche Elend jener Zeiten vor Augen. Sie waren wohl nicht übertrieben. Ernst von Mansfeld, der Erfinder dieser Kriegsführung, legt selbst Zeugniß davon ab in einer Vertheidigung gegen ähnliche Beschuldigungen über die Ausschweifungen seines Heeres. „Wenn den Kriegern ihr Sold nicht wird,“ sagt er, „so sind sie in keiner Kriegsdisciplin zu halten. Sie können ja wie auch ihre Pferde nicht von der Luft leben, und was sie antragen, seien es Waffen oder Kleidung, zerreißt und zerbricht. Da nehmen sie es denn, wo sie es finden, und zwar nicht nach dem Maaße dessen, was man ihnen schuldig ist; denn sie zählen's nicht, so wiegen sie es auch nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor öffnet, so rennen sie auf dem Plane ihrer Unbändigkeit immer fort; da hilft kein Zaum mehr und keine Schranke. Sie nehmen alles, sie zwingen alles, schlagen und zerschlagen alles, was ihnen Widerstand leisten will. In Summa, da ist keine Unordnung noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften; denn durch die unterschiedlichen Nationen, die zusammen sind, kommen sie in allen Bubenstücken aufs Höchste. Der Deutsche, der Niederländer, der Franzos, der Italiener, der Ungar, giebt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verschlagenheit noch arge List erfunden werden

mag, die ihnen verborgen bliebe. Das Alles wissen wir, haben dessen auch mit unserm großen Herzeleid viel Exempel sehen müssen. Wie aber dann zu thun? Es ist damit nicht ausgerichtet, daß man's wisse und beklage. Man muß, wenn man's los werden will, durch rechte Mittel dazu thun und kein ander Mittel als gute Kriegsdisciplin, welche, wo es an Zahlung und Sold mangelt, nicht kann gehandhabt werden."

Den einstimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerstehen; und als die Fürsten darauf drangen, daß Wallenstein, den ihr gesammter grenzenloser Haß traf, vom Oberbefehl entfernt werde, und besonders Maximilian von Baiern sehr entschlossen redete, willigte der Kaiser nach einigem Zaudern ein. Zweifelhaft war es jedoch, ob der stolze, mächtige Mann auch gutwillig gehorchen werde; aber wider alles Erwarten folgte er sogleich. Seine astrologischen Berechnungen schienen ihn zu besänftigen. „Er messe dem Kaiser keine Schuld bei," sagte er ruhig zu den kaiserlichen Abgeordneten, Grafen Werdenberg und Freiherrn von Questenberg, „denn die Sterne zeigten, daß des Churfürsten von Baiern Spiritus den des Kaisers beherrsche. Uebrigens werfe dieser mit dem Abdanken seiner Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone weg." — Er zog sich in sein Herzogthum Friedland zurück, zu dessen Hauptstadt er Gitschin erhoben hatte, die er sehr vergrößerte und verschönerte. Diese Abdankung Wallensteins geschah im Sept. 1630.

Die kaiserlichen Kriegsschaaren, die nicht entlassen wurden, vereinigten sich mit denen der Liga und das gesammte Heer kam unter den Oberbefehl Tilly's.

111. Gustav Adolph in Deutschland. 1630—32.

Die Kraft der protestantischen Fürsten war gelähmt und das Restitutionsedict wurde an vielen Orten bereits in Vollzug gesetzt. Wer Ferdinands Gemüthsart kannte, konnte wohl vorhersehen, was er der neuen Kirche bereite, und daß wohl überhaupt die Frage die sei, ob in Zukunft eine protestantische Kirche in Deutschland sein werde? In dieser Gefahr kam derselben die Hülfe von einem Volke, welches bis dahin fast unbekannt in seinen nördlichen Wohnsitzen gelebt hatte; es waren die Schweden, ein Volk, tapfer und gottesfürchtig, vom gothisch-deutschen Stamme, eines der edelsten, welche sich germanischen Ursprungs rühmen. Bisher hatte es in seinem mit mancherlei Schönheit geschmückten, aber rauhen Lande, an Seen und Küsten, auf Hügeln und in Wäldern, auf altgermanische Weise gelebt und seit den ältesten Zeiten, da es unter dem gemeinschaftlichen Namen der Normannen an den großen Seezügen Theil genommen, sich nicht nach außen gewendet. Aber in vielen innern Kämpfen hatte es die Kräfte für die größere Rolle geübt. — Im J. 1611 folgte Gustav Adolph seinem Vater Karl IX. auf dem Throne und er war es, den das Schicksal bestimmt hatte, sein Volk auf den großen Schauplatz der Weltgeschichte zu führen. In dem Gefühle solcher Bestimmung hat Gustav Adolph den Kampf gegen die überlegene Macht Oestreichs unternommen.

Dieser große König ist sehr verschieden beurtheilt worden, weil er in einem Zeitalter lebte, da der Geist heftiger Parteiung die einfache Ansicht der Begebenheiten und Menschen nicht gestattete. Ein Theil hat ihn nur als Eroberer betrachtet, welchen die Unruhe eines brennenden Ehrgeizes über das Meer getrieben, um fremde Länder zu bezwingen, und dem die Religion

als Deckmantel der Kriegslust gedient habe; — andere haben in ihm nur den begeisterten Kämpfer für seinen Glauben gesehen und alle die andern ehrgeizigen Regungen in seiner Seele geleugnet, welche die Gegner ihm zuschreiben. In beider Urtheile mischt sich das Wahre mit dem Falschen. Weder trieb den König der Ehrgeiz im gewöhnlichen Sinne, welcher nur die Ehre der Person sucht; — obwohl die Liebe des Ruhmes, der ein unsterbliches Leben im Munde der Völker verleiht, nicht geringen Raum in seiner Seele einnahm; — noch auch hat er die Waffen allein für die Rettung seiner Glaubensgenossen in Deutschland ergriffen; — wenn gleich Glaube und Frömmigkeit unauslöschlich in seiner Brust lebten; — sondern beide Triebfedern seines Gemüths wirkten vereint und standen zusammen unter einem andern Gesetze, welches sie verband. Dieses war das Gefühl seiner weltgeschichtlichen Bestimmung: daß er berufen sei, sein edles Volk, obwohl klein an Zahl, doch keinem an Tapferkeit und jeglicher Tugend nachstehend, aus der Dunkelheit hervor in seinen Rang unter die andern Völker Europa's einzusetzen. Bis dahin gehörte Schweden eben so wenig in die Reihe der bedeutenden Staaten, als im Alterthume die Macedonier vor Philipp und Alexander, und in der neueren Zeit Rußland vor Peter dem Großen; und wie das Leben der zuletzt genannten Männer erst recht verstanden wird, wenn wir es aus dem eben gezeigten Gesichtspunkte erfassen, so auch das Leben Gustav Adolphs von Schweden. Hat der König eine weniger große Schöpfung hinterlassen, als jene Herrscher, mit welchen wir ihn vergleichen, so mögen wir bedenken, daß er im 38. Jahre seines Lebens, als er eben sein Werk zu gründen anfing, durch den Tod fortgerafft wurde.

Sein großer Plan zeigte sich sogleich bei seinem ersten Auftreten. Schon vor dem Kriege in Deutschland hatte er in einigen Feldzügen gegen die Russen und Polen die Küstenländer Ingermannland, Karelen, Livland und einen Theil Preußens gewonnen; denn wenn sein Volk in Europa eine größere Bedeutung erlangen sollte, so mußte es an den Ufern der Ostsee, Schweden gegenüber, festen Fuß gefaßt haben. Nun forderten ihn viele Veranlassungen zur Theilnahme an den deutschen Angelegenheiten auf. Er war vom Kaiser Ferdinand gereizt und beleidigt; seine Fürsprache für die Protestanten in Deutschland und für seine Vettern, die Herzöge von Mecklenburg, so wie seine Vermittelung bei dem dänischen Frieden, waren schnöde zurückgewiesen worden; Wallenstein hatte sogar den Polen 10,000 Mann Kaiserliche gegen ihn zur Hülfe geschickt. Noch mehr als alles dieses, welches leicht durch Worte vermittelt werden mochte, rief ihn aber die große Gefahr der protestantischen Kirche und die Furcht, daß sich an den Gestaden der Ostsee durch Wallenstein eine neue, gefährliche Macht zu Gunsten des Hauses Oestreich und der Katholiken bilden werde, zur That auf.

Schon die Gefahr der Stadt Stralsund hatte ihn, wie wir gesehen haben, zur Theilnahme an dem Kampfe aufgefordert. Die Stadt bat um seine Hülfe, er gewährte sie und schloß sogar ein förmliches Bündniß mit ihr, wodurch sie sich in seinen Schutz begab. Ihre Rettung in der Wallensteinschen Belagerung verdankte sie recht wesentlich mit seinem Beistande. Jetzt nun, da die Gefahr des ganzen protestantischen Deutschlands dringender wurde, that er den größeren Schritt: er erklärte dem Kaiser Ferdinand förmlich den Krieg und landete am 24. Juni 1630 mit 15,000 Schweden an der Küste von Pommern. Als er an's Land gestiegen war, knieete er

vor seinem Heere nieder und betete; das Heer mit ihm; er war mit kleiner Schaar zu einem großen Werke ausgezogen.

Als die Nachricht von seiner Landung zum Kaiser Ferdinand kam, achtete er des neuen Feindes, im Vertrauen auf sein bisheriges Glück, so wenig, daß diese Nachricht nicht einmal Einfluß auf die Sache Wallensteins hatte, dessen Absetzung gerade in diesem Augenblicke auf dem Reichstage zu Regensburg betrieben wurde. Man spottete im Reiche des kleinen Königs aus Norden und nannte ihn den Schneekönig, der vor der kaiserlichen Sonne schon schmelzen würde. Allein seine 15,000 Mann waren eine Heldenschaar, Krieger gleichsam aus einer andern Welt; es war strenge Zucht und Frömmigkeit unter ihnen, und die ihnen gegenüberstanden, kannten dagegen nur die Wildheit des Krieges, welche allen Lüsten und Begierden den Zügel läßt. Sie waren aus allen Völkern und Glaubensgenossen gemischt und es verband sie kein höherer Gedanke, sondern nur die Waffenlust und die Begierde der Beute. Jene aber hatten das Vertrauen, daß Gott mit ihnen sei; zweimal des Tages war bei ihnen andächtiges Gebet und jede Schaar hatte ihren Geistlichen. Dazu hatte der große Sinn des Königs eine neue Kriegskunst geschaffen; und er ist auch darin den berühmten Männern des Alterthums gleich, daß er seine Gegner durch die Neuheit und Kühnheit seiner Stellungen, seiner Ordnung, seiner Angriffe überraschte und sie, die an dem Hergebrachten hielten, in Verwirrung brachte. Bis dahin hatte man immer in der Schlachtordnung wohl zehn Reihen hinter einander gestellt, Gustav ordnete bei dem Fußvolk nur sechs, und bei der Reiterei vier hintereinander; dadurch gewann sein kleines Heer an Ausdehnung in der Weite und war beweglicher in der Schlacht; und zugleich richteten die Kugeln des schweren Geschützes nicht solche Verwüstungen unter ihnen an, als in den dichten Haufen der Gegner. Auch waren die schwedischen Krieger, besonders das Fußvolk, nicht so schwer mit Harnisch und Schienen beladen und schossen schneller mit ihren leichteren Musketen, welche nicht, wie bei den Kaiserlichen, auf eine Gabel gestützt zu werden brauchten.

Zu den ersten Unternehmungen bedurfte es noch keiner großen Anstrengungen. Die Kaiserlichen, die in den Gegenden der Ostsee nicht stark waren, wurden schnell aus Rügen und den kleineren Inseln an den Odermündungen vertrieben und Gustav rückte auf die Hauptstadt des Herzogs von Pommern, Stettin, los. Dieser, alt und furchtsam, wagte es nicht, sich entschieden dem fremden Könige anzuschließen, und doch konnte er ihm auch nicht widerstehen. Nach langem Zaudern, und indem Gustav sowohl mild und tröstend, als ernst zu ihm redete, übergab er ihm seine Stadt, welche für diesen Krieg ein Hauptwaffenplatz werden sollte.

Wie der Herzog von Pommern, waren die meisten protestantischen Fürsten des Reiches ganz unentschlossen, wie sie sich gegen den neuen Bundesgenossen benehmen sollten. Der König hatte sie alle zu einem großen Bündnisse aufgerufen; allein viele waren zaghaft und fürchteten die Rache des Kaisers; andere fürchteten die Herrschaft eines Fremden, wenn er glücklich sei; die Besten mögen aus alter Ehrfurcht an dem Namen des Kaisers und Reiches festgehalten haben. Gustav war unzufrieden mit dieser Stimmung der Fürsten. „Es hat mit allen Evangelischen jetzt die Beschaffenheit," sagte er in einer Rede an die Erfurter, „wie mit einem Schiffe zur Zeit eines großen Sturmes. Da will es sich nicht schicken, daß etliche fleißig arbeiten, die andern dem Sturme zusehen und die Hände in den

Schooß legen und ruhen wollen; sondern jeder muß das Werk mit Freuden angreifen und an seinem Orte nach bestem Vermögen befördern helfen." — Allein solcher Gemeingeist und solch klares Bewußtsein ihres Zweckes war nicht in den Protestanten. Sie waren nach Eigensucht und Vorurtheil unter sich getheilt. Churpfalz lag ganz darnieder. Sachsen schon seit langer Zeit sich absondernd, oft sogar östreichisch, so lange Pfalz an der Spitze gestanden hatte, schwankte jetzt noch in seinem Wollen, weil es sowohl Oestreich, als den fremden König fürchtete. Der Churfürst von Brandenburg, Georg Wilhelm, ein schwacher Fürst, wurde von seinem Minister Schwarzenberg geleitet, welcher gegen das schwedische Bündniß war. Von den kleineren Fürsten, von denen viele entschiedener, aber in Oestreichs Gewalt waren, schlossen sich nur zwei, der Landgraf von Hessen-Kassel und das Haus Sachsen-Weimar eng an den König an. Die übrigen, mit Sachsen und Brandenburg, hielten im April 1631 einen Konvent zu Leipzig und beschlossen sich zu waffnen, um ihre Länder gegen jeden Angriff, von welcher Seite er komme, gemeinschaftlich zu vertheidigen. Der Kaiser indeß, welcher sah, daß die Waffen doch den großen Kampf würden entscheiden müssen, und nicht gedachte, einem Reichsstande seinen eigenen Willen zu lassen, gebot die Auflösung des Leipziger Bundes und fing damit an, die Städte und Fürsten in Süddeutschland, welche dazu gehörten, mit Gewalt zu entwaffnen.

Der König von Schweden, durch viele geworbene Leute verstärkt, rückte rasch in Pommern vorwärts und vertrieb oder überwältigte die kaiserlichen Besatzungen. Sie verwüsteten das Land, ehe sie abzogen, plünderten die Städte, zündeten mehrere an, mißhandelten und mordeten die Einwohner. Dieser furchtbare Krieg begann wieder in all seiner Schrecklichkeit. Wie Retter erschienen die genügsamen Schweden in ihrer Zucht und Ordnung, und der Glaube ging in diesen Ländern vor dem Könige her, er sei als Retter von Gott gesendet.

Er wollte seinen Weg nur Schritt vor Schritt mit Sicherheit gehen und keinen festen Ort in seinem Rücken lassen; daher forderte er von dem Churfürsten von Brandenburg die Festungen Küstrin und Spandau, nachdem er Frankfurt an der Oder, worin 8000 Kaiserliche lagen, am 3. April 1631 mit stürmender Hand erobert hatte. Der Churfürst, obwohl mit Gustav verschwägert, der seine Schwester Eleonore zur Gemahlin hatte, zagte, aber der König rückte gegen Berlin vor und hielt eine Unterredung mit ihm in der Haide zwischen Berlin und Köpenik. Noch immer zauderte der Churfürst. Da rief der König im Zorne: „Mein Weg geht nach Magdeburg, um die Stadt zu entsetzen, (sie wurde hart von Tilly belagert), jedoch nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will mir Niemand beistehen, so mache ich mich meinerseits von Vorwürfen frei und ziehe wieder nach Stockholm. Aber am jüngsten Gericht werdet ihr angeklagt werden, daß ihr um des Evangelii willen nichts habt thun wollen, und es wird euch auch wohl hier schon vergolten werden. Denn wenn Magdeburg verloren ist und ich zurückgehe, so sehet zu, wie es euch ergehen wird!" — Dieses wirkte; der Churfürst übergab Spandau am 5. Mai. Der Weg von dort nach Magdeburg war nur klein, die hart bedrängte Stadt flehte um schleunige Hülfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege, im Angesicht des Feindes, über die Elbe zu gehen; er bat den Churfürsten von Sachsen um die Erlaubniß, durch sein Land zu ziehen, denn Dessau oder Wittenberg mußte der Platz des Ueberganges sein; allein der Churfürst schlug sein Gesuch ab. Man unterhandelte und redete noch,

— da war der schreckliche Tag der Eroberung schon gekommen und die unglückliche Stadt war verloren.

112. Magdeburgs Zerstörung. 10. (20.) Mai 1631.

Die Stadt Magdeburg, die sich von jeher durch ihren Eifer für die protestantische Lehre bemerklich gemacht hatte, war auch jetzt die erste gewesen, welche sich dem Retter ihrer Glaubensfreiheit in die Arme warf. Sie lud ihn dringend ein, an die Elbe zu kommen, versprach, ihm die Thore zu öffnen, stellte sogar Werbungen für ihn an, und Gustav, welcher die Wichtigkeit eines solchen Waffenplatzes einsah, freute sich ihrer Anerbietungen. Allein Tilly erkannte gleichfalls, wie viel auf ihren Besitz ankomme, und eilte, sie vor dem Könige zu gewinnen. Im März dieses Jahres fing er ihre Belagerung an und der tapfere Oberst Pappenheim half ihm. In der Stadt waren nur ein Paar hundert Schweden unter Melcher von Falkenberg, welchen Gustav der Stadt zum Befehlshaber geschickt hatte; allein die Einwohner, kühn und entschlossen, gingen einmüthig an ihre Vertheidigung. Sie hatten sogar Verschanzungswerke noch außerhalb der Stadt angelegt und nannten ihrer eines, zum Zeugniß ihres Muthes, Trutz-Tilly und ein anderes Trutz-Pappenheim.

Aber die Noth in der Stadt wurde dennoch je länger je größer; denn der alte Feldherr wandte alle seine Kunst an, sie zu bezwingen. Ihre einzige Hoffnung war die Hülfe des Königs, den sie schon nahe wußte; und als am 9. Mai, (nach dem alten Kalender, am 19. nach dem jetzigen), der Donner des feindlichen Geschützes schwieg und die furchtbaren Stücke sogar aus den Schanzen abgeführt wurden, — man verhandelte schon seit zwei Tagen mit Tilly wegen Uebergabe der Stadt, — da glaubten sie sicher, ihr Retter sei da. Allein es war das Zeichen ihres Untergangs; die Vorbereitung zum nahen Sturme, den der eiserne Feldherr beschlossen hatte. In der Nacht auf den zehnten wurden die Leitern in aller Stille herbeigeschafft und auf den Morgen um 5 Uhr der Angriff bestellt. Die Wächter auf den Mauern harrten bis gegen Morgen; als alles still war, begaben sie sich in ihre Wohnungen, um einige Augenblicke zu ruhen.

Indeß schlug die schreckliche Stunde. Das Zeichen zum Sturm wird gegeben, von der Seite der Neustadt stürzen die Krieger unter Pappenheims Anführung zu den Mauern und der Geschützesdonner erschallt wieder, indem an einigen Stellen die Mauer eingeschossen wird. Schon ist sie hier und dort erstiegen; Falkenberg eilt auf den gefährlichsten Platz, eine Kugel streckt ihn todt zur Erde. Die erschrockenen, ihres Anführers beraubten Bürger, betäubt von dem schrecklichen Mordgetöse, verlassen bald die Mauern und eilen in ihre Häuser. Viele fassen den thörichten Gedanken, sich hier besser vertheidigen zu können, und schießen auf die eindringenden Krieger aus den Fenstern, selbst Weiber schleudern Steine von den Dächern auf sie herab. Aber dies vermehrt nur die Wuth der Feinde; an Schonung und Barmherzigkeit ist nicht mehr zu denken; Männer, Weiber, Kinder, Greise werden gemordet, Säuglinge werden gespießt und in die Flammen geschleudert; denn seit 10 Uhr Morgens wüthete auch schon das Feuer und um 12 Uhr zog Tilly die Truppen zurück, weil sie bei dem ungeheuren Brande nicht in der Stadt bleiben konnten. Am andern Tage, den 21., rückte er wieder ein und erlaubte den Soldaten eine zweite, anderthalbstündige Plünderung, weil sie am vorhergehenden Tage nur anderthalb Stunden hatten plündern

können und der Kriegsgebrauch drei Stunden Plünderung erlaubte.*) Abends 10 Uhr war die alte, große Stadt bis auf 139 Fischerhütten an der Elbe, den Dom und das Liebfrauenkloster, in Asche verwandelt; mehr als 20,000 Menschen hatten einen schnelleren oder langsameren Tod durch Schwert, Flammen und durch Schrecken gefunden; und als man nach zwei Tagen den Dom öffnete, fand man etwa noch tausend Unglückliche, die fast schon entseelt vor Hunger und Durst hervorgezogen und auf Tilly's Befehl mit Speise und Trank versehen wurden. Sein Zorn war gestillt, aber das Glück, welches ihm immer treu gewesen, wich von diesem Tage an von ihm.

113. Gustav Adolph und Tilly. Die Schlacht bei Leipzig oder Breitenfeld. (7. [17.] Sept. 1631.)

Nach der Eroberung Magdeburgs hätte Tilly den schwedischen König gern zu einer Schlacht gebracht, denn er litt in der ausgezehrten Gegend bald Mangel an allem Nöthigen; allein Gustav hielt sich noch nicht für stark genug und blieb fest in seinem verschanzten Lager bei Werben in der Altmark. Auch lag es ihm am Herzen, die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg wieder in ihr Erbe einzusetzen. Er gab ihnen Truppen, und mit diesen eroberten sie auch wirklich ihr Land wieder und zogen feierlich in die Residenz Güstrow ein, in welcher Wallenstein sein Hoflager gehalten hatte. Der König erhöhte das Fest durch seine Gegenwart und befahl, daß jede Mutter, die ein säugendes Kind hätte, demselben aus den auf dem Marktplatze für das Volk gespendeten Fässern Wein zu trinken geben sollte, damit Kindeskinder dieses Einzuges der wiedergekehrten angestammten Fürsten gedenken möchten. Tilly wandte indeß seine Augen auf das reiche sächsische Land, welches noch unberührt von dem verheerenden Kriege ihm zur Seite lag. Freilich war es ungerecht und undankbar, den Churfürsten von Sachsen, welcher sich so treu gegen das östreichische Haus gezeigt hatte, mit der Last des Krieges heimzusuchen, allein Tilly wußte bald einen Grund aufzufinden; er berief sich auf den kaiserlichen Befehl, die Glieder des Leipziger Bundes zu entwaffnen, und weil der Churfürst noch immer gerüstet war, so rückte er, statt aller Kriegserklärung, in Sachsen ein, ließ die Städte Merseburg, Zeitz, Naumburg und Weißenfels plündern und zog auf Leipzig. Solche Gewaltthätigkeit bewirkte, was alle Ueberredung nicht vermocht hatte: der Churfürst warf sich nun unbedingt in die Arme des schwedischen Königs, schloß mit ihm ein festes Bündniß zu Schutz und Trutz und stieß mit seinem Heere bei Düben am 3. Sept. zu ihm.

An diesem Tage beschoß der kaiserliche Feldherr die Stadt Leipzig, welche ihm den Einzug verwehrt hatte, und nahm sie am folgenden ein; aber der König rückte näher mit dem vereinigten Heere und nun sollte ein Tag zwischen dem alten, noch nie besiegten, Feldherrn und dem königlichen Helden entscheiden. Dieser, erkennend, daß er durch eine große That erst das Vertrauen zu seinem Geiste und Glücke in Deutschland erwecken müsse, fühlte die Wichtigkeit dieses Tages und zauderte; es schien ihm noch immer zu gewagt, das ganze Schicksal des Krieges auf eine einzige Schlacht ankommen zu lassen; denn verlor er sie, so war seines Bleibens diesseits des Meeres nicht

*) Dieses mag Veranlassung zu der damals verbreiteten Erzählung gegeben haben, Tilly habe die für die Stadt Bittenden mit den Worten abgewiesen: „Lasset ihnen immer noch eine Stunde Zeit, der Krieger muß für seine Mühe und Gefahr auch eine Belohnung haben.“ Tilly war streng, aber nicht grausam.

mehr, und das Verderben der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, ja, der ganzen protestantischen Kirche in Deutschland, schien gewiß zu sein. Allein der Churfürst von Sachsen, der seine Länder nicht länger von dem harten Feinde zertreten sehen konnte, verlangte dringend die Schlacht, und der König, nachgebend, zog gegen Leipzig. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 7. Sept. zum entscheidenden Kampf zusammen. Gustav Adolph stellte die Sachsen getrennt auf seinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der neugeworbenen Truppen ihn bedenklich machte. Um Mittag fing das Feuer des Geschützes an und wüthete schrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiserlichen, als den dünneren der Schweden. Um diesem verderblichen Vorspiele ein Ende zu machen, warf sich der kaiserliche rechte Flügel auf die Sachsen mit solcher Gewalt, daß sie bald in Verwirrung und Flucht geriethen und erst weit vom Schlachtfelde sich wieder einigermaßen um ihren Churfürsten sammelten, der sich nach Eilenburg zurückgezogen hatte und dort, wie es in Chemnitz's Berichte heißt, ziemlich melancholirte. Zu gleicher Zeit hatte sich Pappenheim mit dem Kern der Reiterei auf den rechten Flügel der Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturme zu brechen. Er war der tapferste Reiterführer seines Jahrhunderts. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; sieben seiner heftigsten Angriffe wurden von dem tapfern Banner zurückgeschlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachsen ablassend, in die entblößte Flanke der Schweden ein; aber auch hier wendete der schnelle königliche Held zu rechter Zeit seine Nachhut gegen den Feind, dessen Wuth sich an der eisernen Standhaftigkeit brechen mußte. Tilly wußte sich in diese Weise der Schlachtordnung nicht zu finden, alles war verändert, neu, gegen seine Erwartung, die Zuversicht seiner Berechnung verließ ihn, er fühlte zum erstenmale, daß er einem höhern Geiste gegenüber stand; und den Augenblick benutzend, that der König einen raschen Angriff auf das feindliche Geschütz, welches auf einem Hügel stand, nahm es weg und richtete es gegen Tilly's Reihen. Dieser Augenblick entschied. Flucht und Bestürzung kam über die Kaiserlichen; 7000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, die übrigen flohen in der größten Unordnung; Tilly selbst war in Lebensgefahr, indem ein schwedischer Rittmeister vom Regiment Rheingraf, (der lange Fritze genannt), ihn verfolgte und mehrmals mit der umgekehrten Pistole ihn auf den Kopf schlug, bis er selbst von einem herbeisprengenden Reiter erschossen wurde. Mit mehreren Wunden entkam der zweiundsiebzigjährige Feldherr, finster, in sich gekehrt, an seinem Glücke irre geworden; — er rühmte sich noch an dem Tage vor der Schlacht, noch nie ein Treffen verloren zu haben. Erst in Halle traf er mit Pappenheim, welcher der letzte auf dem Schlachtfelde gewesen war und mit eigener Hand, wie Tilly in seinem Berichte sagt, vierzehn Feinde erlegt hatte, zusammen. Es war nur ein kleiner Haufen seines vorhin so gefürchteten Heeres übrig geblieben.

Für Gustav Adolph war dieser Sieg der große Wendepunkt, von welchem sein Ruhm in dem protestantischen Deutschland und die ihm gewidmete, an Anbetung grenzende, Verehrung anfängt. Es war diese bewegte Zeit, wie alle außerordentlichen Augenblicke in der Geschichte, eine Zeit der öffentlichen Meinung, da der Glaube, das Vertrauen, die Ehrfurcht, die Begeisterung der Völker, für einen Mann oder für einen Gedanken, alles entschied. Wer sich jener geistigen Kräfte zu bemächtigen wußte, war des Gelingens gewiß; jetzt wendeten sie sich dem neuen Sterne zu, welcher

aus Norden aufgegangen war. Der Glaube und der Aberglaube waren ihm dienstbar. Weissagungen, Erscheinungen, bedeutsame Träume, wurden auf ihn gedeutet; wohin er kam, wurde er von den Protestanten als der Retter mit unbeschreiblichem Jubel empfangen, und wohl nie, so lange die Welt steht, ist das Bild eines Königs so verehrt, getragen, auf alle Weise vervielfältigt worden, als das seinige.

Gustav Adolph erkannte mit großartigem Blick die Kräfte, die für ihn stritten. So vorsichtig, beinahe ängstlich, er früher vorgeschritten war und keinen Ort hinter sich gelassen hatte, so kühn, rasch, fast gegen die Kriegsregeln, drang er jetzt in Deutschland ein; sein Zug glich einem Triumphzuge. Durch Thüringen, über den thüringer Wald ging derselbe nach Franken, von da an den Rhein; und nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gerade auf Baiern los. Die wichtigsten Städte kamen nach kurzem Widerstande oder freiwillig in seine Hände: Halle, Erfurt, Würzburg, Frankfurt, Mainz, Nürnberg und andere. Tilly, obgleich wiederum so verstärkt, daß er ein größeres Heer als der König hatte, wagte nicht, sich ihm ernsthaft in den Weg zu stellen, er konnte seit der Leipziger Schlacht nie wieder das alte Vertrauen zu sich selbst gewinnen.

Der Churfürst Maximilian von Baiern hatte ihn, zur Beschützung seiner eigenen Erbländer, nach Baiern berufen. Er sollte dem Könige den Uebergang über den Lech verwehren, und Maximilian begab sich selbst in das Tilly'sche Lager bei Rain. Allein dem unwiderstehlichen Könige mußte auch dieses Hinderniß weichen. Nach einem heftigen Geschützfeuer, bei welchem auch Tilly, als er sich beim Auskunden des Feindes zu weit gegen den Fluß wagte, durch eine dreipfündige Stückkugel über dem rechten Knie getroffen und vom Pferde gerissen wurde, wichen die Liguistischen vom Flusse zurück und der König ging hinüber. Schwer verwundet wurde Tilly nach Ingolstadt getragen. Dorthin zog sich auch der Churfürst zurück, und Gustav, nachdem er Augsburg besetzt hatte, rückte ihnen nach. Er ließ sogleich einige Stürme auf die Stadt wagen; die Besatzung schlug sie tapfer zurück und der König selbst kam in Gefahr, da eine Kugel sein Pferd tödtete und ihn zu Boden warf. In der Stadt lag der sterbende Tilly und munterte noch im Tode die Seinigen zur Gegenwehr auf. Er starb 25 Tage nach seiner Verwundung am 30. April in seinem 73. Lebensjahre. Ein strenger, eiserner Mann, der es sich selbst zum Ruhme rechnete, niemals die Liebe gekannt zu haben, übrigens entschlossen, wahrhaft und unbestechlich; so weit die Berechnung eines scharfen Verstandes reicht, ein trefflicher Feldherr. Sein Körper entsprach dem Geiste und erinnerte an den Herzog Alba, unter welchem er auch in den Niederlanden den Krieg gelernt hatte. Er war von mittlerer Größe und hager; die Augen waren groß, aber blickten finster unter den grauen Wimpern und der stark gewölbten Stirn hervor, und das Gesicht, mit scharfen eckigen Zügen und großer Nase, drückte die Schärfe seines Gemüthes aus. Ein Zeitgenosse schilderte ihn, wie er ihn gesehen, auf einem kleinen Grauschimmel reitend, im grünen atlassenen Kleide, nach spanischem Schnitt, und eine rothe Straußfeder auf dem hochaufgestutzten Hute, die ihm über den Rücken herabhing; und nach dieser Beschreibung ist er vielfältig abgebildet. Er stammte aus einer adeligen Familie in Lüttich.

Der schwedische König gab die Belagerung von Ingolstadt auf und zog nach der Hauptstadt München. Die Stadt zitterte vor seiner Ankunft. Das baierische Volk hatte, im Haß gegen die Schweden, einzelne

von ihnen auf grausame Weise gemordet, ihre Leichname noch verstümmelt und des Königs Zorn auf's Heftigste gereizt. Dennoch empfing er die Abgeordneten der Stadt gnädig, als sie ihm die Schlüssel überbrachten. „Ihr habt es gut gemacht," sagte er, „und eure Unterwerfung entwaffnet mich. Mit Recht hätte ich an eurer Stadt das Unglück Magdeburgs rächen können; allein fürchtet nichts, geht in Frieden und seid eurer Güter und eurer Religion wegen unbesorgt. Mein Wort gilt mehr als alle Kapitulationen von der Welt."

Das baierische Land war größtentheils in des Königs Händen und der Churfürst hatte nach Regensburg fliehen müssen.

114. Gustav Adolph und Wallenstein. Gustavs Tod, 16. November 1632.

Die Sachsen waren indeß, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarschall von Arnim, welcher aus kaiserlichen Diensten in die sächsischen übergetreten war, in Böhmen eingedrungen und hatte das schlecht vertheidigte Prag leicht erobert. Am 11. Nov. 1631 hielt der Churfürst selbst seinen feierlichen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig dem Kaiser die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt, er sah sich in seinen eigenen Erblanden bedroht, und wie ein Donner aus blauem Himmel herab, so war die Gefahr plötzlich und wider Erwarten gekommen. In solcher Noth schien ihm und seinen Räthen nur ein Rettungsmittel übrig zu sein, nämlich den zurückgesetzten, beleidigten, in stolzer Zurückgezogenheit lebenden Wallenstein wieder hervorzurufen. Kein Gegner konnte gegen den großen König in die Schranken treten, außer ihm, keiner dem Kaiser wieder ein Heer schaffen.

Allein ihn zu gewinnen, schien eine schwere Aufgabe zu sein. Kaiser und Königen zum Trotz lebte er auf seinen Gütern in Böhmen mit mehr als königlicher Pracht. Die im Kriege erworbenen Millionen setzten ihn dazu in den Stand. Sein Palast in Prag war auf das prachtvollste eingerichtet, wie noch an den Ueberbleibseln zu sehen ist. Während seine Feinde frohlockten, ihn in den Privatstand zurückgedrängt zu haben, ließ er sich in dem Festsaale seiner Burg von Künstlern, die er aus Italien und Deutschland kommen ließ, als Triumphator malen, auf einem Wagen von vier Sonnenpferden gezogen, und einen Stern über seinem mit Lorbeer bekränzten Haupte. Sechzig Edelknaben aus den vornehmsten Häusern, in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn; einige seiner vierundzwanzig Kammerherrn hatten schon in gleichem Range dem Kaiser gedient. Dreihundert auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen, und seine Wohnung glich einem Hoflager, denn zu seiner Nähe drängten sich die angesehensten Männer. Aeußerlich schien er ruhig, aber sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit innerer Freude hatte er den Fortschritten des schwedischen Königs zugesehen, weil sie ihn an dem Kaiser und dem verhaßten Churfürsten von Baiern rächten und Aller Augen wiederum auf ihn, als den einzigen Retter in der Noth, richteten; und wirklich trafen auch bald die kaiserlichen Unterhändler ein, welche ihm wiederum die Oberfeldherrnwürde antrugen.

Wallenstein empfing sie kalt und gab erst nach vielen Bitten das Versprechen, dem Kaiser ein Heer von 30,000 Mann in drei Monaten zu werben; es anzuführen versprach er aber nicht. Und nun sandte der Ge=

waltige seine Anhänger in alle Gegenden aus, seine Werbefahne aufzupflanzen. Tausende strömten ihr zu, denn sie hatte immer zu Glück und Beute geführt; und es war in dieser stürmischen Zeit leichter, im Kriege sein Bestehen zu finden, als in der Werkstatt oder hinter dem Pfluge. Ein wallensteinischer schwerer Reiter erhielt neun Gulden monatlichen Sold, der leichte sechs, der zu Fuß dienende Krieger vier, außer der täglichen Kost an Fleisch, Brod und Wein. — Schon im März 1632 waren die 30,000 Mann zusammen; aber auch nur der, der sie geworben, vermochte sie zu führen. Das fühlte der Kaiser wohl und ließ sich zu der unglaublichen Demüthigung herab, sich von Wallenstein folgende Bedingungen vorschreiben zu lassen: „Der Herzog von Friedland, Generalissimus des Kaisers, des ganzen Erzhauses und der Krone von Spanien, erhält den Oberbefehl ohne alle Einschränkung (in absolutissima forma); der König Ferdinand, (Sohn des Kaisers, den die Gegenpartei gern zum Oberfeldherrn gemacht hätte), darf nie bei dem Heere selbst erscheinen; zur Gewißheit seiner verdienten Belohnung erhält der Herzog ein östreichisches Erbland als Unterpfand und dazu das Recht, allein über die Eroberungen im Reiche frei zu schalten und allein Begnadigungen zu ertheilen. Beim Frieden soll ihm Mecklenburg oder eine andere Entschädigung zugesichert werden und während des Krieges sollen ihm im Nothfalle alle kaiserlichen Erbländer zum Rückzuge offen stehen."

Mit solcher, fast kaiserlichen, Gewalt ausgerüstet, trat Wallenstein von Neuem auf den Schauplatz, vermehrte sein Heer bis auf 40,000 Mann, eroberte Prag schon am 4. Mai wieder und trieb die Sachsen mit leichter Mühe aus Böhmen.

Das Lager bei Nürnberg. — Der unterdeß in seinem Lande hart bedrängte Churfürst von Baiern wandte sich mit den dringendsten Bitten um Hülfe an Wallenstein; dieser, der sich an seiner Noth und Demüthigung zu weiden schien, zögerte lange; endlich, da der Churfürst sich unbedingt allen seinen Befehlen in Führung des Krieges zu unterwerfen versprach, lud er ihn zur Vereinigung nach Eger ein, um von da aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Aber Gustav, der die Absicht merkte, kam ihm zuvor und erschien unvermuthet am 19. Juni mit seinem Heere bei der Stadt, verschanzte sie mit Hülfe der für ihn begeisterten Einwohner, deren Jünglinge sein Heer vermehrten, und erwartete den Feind. Dieser zog heran und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen von Zirndorf und Altenberg, im Angesichte des schwedischen Lagers. Beide Gegner hatten den Plan, einander durch Mangel und Noth aus der festen Stellung zu vertreiben; elf Wochen lagen sie einander gegenüber und keiner wollte weichen. Aber die Noth des ganzen umliegenden Landes war sehr groß, es war alles weit und breit ausgezehrt und verödet. In Wallensteins Lager waren, außer dem großen Heere, an 15,000 Troßbuben und Bediente und eben so viele Weiber, weil er ihnen erlaubte, ihren Männern nachzuziehen, und 30,000 Pferde, welche größtentheils zum Fortbringen des unendlichen Gepäcks gebraucht wurden. Dieses war nicht zu verwundern, brauchte doch Wallenstein für sein unmittelbares Gefolge 50 Sechsspänner, für seine Küche 50 Vierspänner u. s. w. Die Verwilderung dieser Menschenmenge stieg mit jedem Tage, denn sie lebte nur von Raub und Plünderung. Auch in Gustavs Heer war nicht mehr die strenge Ordnung wie Anfangs, es bestand nun zum großen Theil aus Geworbenen und aus deutschen Hülfsvölkern. Mit aller Strenge konnte er diese nicht

ganz nach seinem Willen zügeln, denn ihren eigenen Anführern war es nicht Ernst mit der Zucht. Des Königs frommer Sinn wurde empört durch die Nachricht von der Wildheit der Seinigen gegen die armen Landbewohner; er berief die Anführer zusammen, schalt sie hart und brach in die Worte aus: „Es sei ihm so wehe bei ihnen, daß es ihn verdrieße, mit einem so verkehrten Volke umzugehen;" — allein sein Auge konnte nicht allenthalben sein, und das Verderben hatte schon zu tiefe Wurzel geschlagen. Da beschloß er endlich, dem unentschiedenen und verderblichen Zustande durch ein kühnes Wagestück ein Ende zu machen. Am 24. Aug. stürmte er die wallensteinischen Berge; allein das Unternehmen war zu groß; die entschlossenste Tapferkeit vermochte nichts gegen die festen Werke mit ihren Feuerschlünden und der König mußte, nach großem Verluste, am Abende den Angriff aufgeben. Noch vierzehn Tage wartete er darauf in seinem Lager, und als Wallenstein dennoch unbeweglich blieb, zog er am 8. Sept. unter Trompetenschall vor dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich wieder nach Baiern.

Nun verließ Wallenstein gleichfalls sein Lager, zündete es an und faßte den unerwarteten Entschluß, den Krieg mit Gewalt wieder in das nördliche protestantische Deutschland zu versetzen: er wendete sich plötzlich nach Sachsen und sein Eintritt wurde durch Mord und Flammen bezeichnet. Schnell eilte auch der König zur Hülfe herbei und traf am 11. Nov. in **Naumburg** an der Saale ein. Das Volk empfing ihn wie seinen schützenden Engel, es umringte ihn bei seinem Einzuge und küßte ihm die Füße. Eine trübe Ahnung durchflog seine Seele bei diesem Uebermaße der Verehrung: „Unsere Sachen stehen auf einem guten Fuße, sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius; allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieses Volkes strafen werde. Hat es nicht das Ansehen, daß diese Leute mich recht zu ihrem Abgotte machen? Wie leicht könnte der Gott, welcher den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher und sterblicher Mensch sei?"

Die Schlacht bei Lützen, 16. November 1632. — Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingefallen war und der König sich bei Naumburg verschanzt hatte, so glaubte Wallenstein, daß derselbe vor dem Frühjahr im Felde nichts vornehmen werde, und schickte den Grafen **Pappenheim** nach dem Rheine ab, jedoch mit dem Auftrage, zuvor die Schweden aus Halle und der dabeiliegenden Moritzburg zu vertreiben. Sogleich brach Gustav auf, rückte nach Weißenfels und stand am 15. Nov. Abends dem Heere Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht und der kaiserliche Feldherr rief den Pappenheim, der noch mit der Belagerung der Moritzburg beschäftigt war, eilig zurück; er konnte im Laufe des folgenden Tages eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde, erwartungsvoll standen die Heere und die Schweden sangen zu dem Schalle der Trompeten und Pauken Luthers Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott," und das vom König selbst gedichtete Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein!" Nach elf Uhr, als die Sonne durchblickte, schwang sich der König nach kurzem Gebet auf sein Pferd, stellte sich an die Spitze des rechten Flügels, (den linken führte Bernhard von Weimar), und rief: „Nun wollen wir dran! Das walt der liebe Gott! Jesu! Jesu!

Hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!" Den Brustharnisch wies er mit den Worten zurück: „Gott ist mein Harnisch!" — Er führte die Seinigen gegen die Fronte der Kaiserlichen, welche wohl verschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten desselben aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden; viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben, und die Wallensteinischen wichen zurück. Indeß war Pappenheim mit seinen Reitern von Halle herbeigekommen und die Schlacht erneuerte sich mit größter Wuth. Das schwedische Fußvolk wankte und wich über die Gräben zurück. Ihm zu Hülfe eilte der König mit einem Reiterhaufen nach jener Seite hin und sprengte weit voran, um des Feindes Blöße auszuspähen; nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg folgten ihm. Sein kurzes Gesicht führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reiter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig herabsank; und indem er sich wendete, um sich aus dem Getümmel wegführen zu lassen, bekam er einen zweiten Schuß in den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! mein Gott!" sank er vom Pferde, welches ebenfalls durch den Hals geschossen ihn eine Strecke im Steigbügel fortschleppte. Der Herzog von Lauenburg verließ ihn, nur ein treuer Page, Leubelfing, bemühte sich, ihm aufzuhelfen; aber die kaiserlichen Reiter schossen auch ihn nieder, tödteten den König mit noch mehreren Wunden und plünderten ihn aus; der Page starb fünf Tage nachher an seinen Wunden in Naumburg. Ueber den Leichnam des Königs hin stürzten die schnaubenden Rosse und zertraten mit ihren Hufen den edlen Leib, so daß er ganz entstellt war. Sein zurückkommendes, blutiges Pferd verkündigte den Seinigen die traurige Botschaft; sie entflammte in ihrer Brust einen rachedürstigen Zorn, und unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmüthiger Entschlossenheit die Schaaren von Neuem ordnete, drangen sie wieder über die Gräben vor und stürzten die Reihen der Feinde über den Haufen. Diese konnten nicht mehr widerstehen; der Generallieutenant Piccolomini bestieg schon blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft, war von einer Kugel tödtlich verwundet gefallen. Flucht und Verwirrung nahmen zu. „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" erscholl es; Wallenstein, der sich wegen schmerzhafter Fußgicht in einer Sänfte tragen lassen mußte, ließ zum Rückzuge blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhinderten die Schweden eben so sehr, als ihre eigene Ermüdung, am Nachsetzen; sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfelde zu und das kaiserliche Geschütz blieb in ihren Händen. Wallenstein zog mit den Ueberbleibseln des Heeres nach Böhmen, obwohl er früher sein Winterlager in Sachsen zu nehmen beschlossen hatte. So redete der Erfolg unzweideutig genug für den Sieg der Schweden, obgleich Wallenstein die Schlacht für unentschieden ausgab und der Kaiser in allen seinen Städten das Tedeum singen ließ.

Am folgenden Tage suchten die Schweden den Körper ihres theuern Königs unter den Tausenden, die das weite Schlachtfeld deckten; sie fanden ihn nackt, unter vielen andern, von Blut und Hufschlägen fast unkenntlich und mit elf Wunden bedeckt. Er wurde nach Weißenfels gebracht und von da durch die Königin Maria Eleonore, welche ihrem Gemahle nach Deutschland gefolgt war, unter tausend Thränen nach Stockholm begleitet, wo er beigesetzt wurde.

Das blutige Koller, welches der König in der Schlacht getragen, ward dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht; er soll bei dessen Anblick Thränen vergossen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte. Ferdinands Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu bewundern.

Im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens, mitten auf seiner Siegesbahn, wurde Gustav Adolph abgerufen; das Uebergewicht seines Geistes möchte vielleicht die Verfassung Deutschlands und den Gang unserer Entwickelung umgewendet haben. Schon hatte er den Gedanken gefaßt, sich zum römischen König ernennen zu lassen, und sein Blick, dessen Weite Niemand erforscht hat, mochte auch schon andere Länder Europa's umfassen. Er verwunderte sich oft, daß das jetzige Zeitalter keine solche Feldherren, wie das Alterthum, aufzuweisen habe; und wenn man ihm antwortete, die veränderte Art der Waffen und des Krieges und die starken Festungen seien Schuld daran, so erwiederte er: „Der Unterschied befinde sich nicht in den Waffen, sondern in den Gemüthern; wenn man das Herz Alexanders, den Muth Hannibals und den Unternehmungsgeist Cäsars wiederfände, so würde man auch die Thaten Alexanders, die Siege Hannibals und die Erfolge Cäsars erneuert sehen." — Eine so großartige Anschauung des Lebens, der wirksamen Weltkräfte und der Geschichte war in ihm, und wer wagt es zu bestimmen, wo ein solcher Geist sein Ziel sich gesetzt hätte? Ein Genosse seiner Zeit, dessen Urtheil als unbestochen gelten kann, der Graf Galeazzo Gualdo, ein Venetianer und Katholik, der sich verschiedene Jahre sowohl bei den kaiserlichen als schwedischen Heeren aufgehalten, schildert des Königs große Eigenschaften auf folgende Weise: „Gustav war groß gebaut, stark, von königlichem Ansehen, welches die Herzen mit Ehrerbietung, Bewunderung, Liebe und Furcht erfüllte. Sein Haar und Bart waren blond, das Auge groß, aber nicht in die Ferne sehend. Von seiner ersten Jugend an hatte der Krieg für ihn großen Reiz und Ehre und Ruhm waren seine Leidenschaft. Auf seiner Zunge wohnte Beredtsamkeit (er sprach außer dem Deutschen, der Sprache seiner Mutter, und dem Schwedischen, auch das Lateinische, Französische und Italienische geläufig); Anmuth und Leutseligkeit waren in seiner Unterhaltung. Es ist kein Feldherr, dem man mit solcher Neigung und Ergebenheit gedient, als ihm. Er war freundlich, lobte gern, und tapfere Handlungen blieben unauslöschlich in seinem Gedächtniß; aber höfisches Wesen und Schmeichelei haßte er, und wenn einer sich ihm auf solche Weise nahte, so konnte er sein Vertrauen nicht gewinnen. Gegen die Ausschweifungen der Soldaten war er streng und sehr besorgt für die Sicherheit des Bürgers und Landmanns. Als ihm, nach der Eroberung einer katholischen Stadt, einige riethen, die Bürger streng zu behandeln und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: „Die Stadt ist nun mein und nicht mehr des Feindes. Ich bin gekommen, der Freiheit die Fesseln abzunehmen, nicht sie in neue zu schlagen. Lasse man sie leben, wie sie bisher gelebt; ich gebe denen keine neue Gesetze, die so zu leben wissen, wie sie ihre Religion gelehrt hat."

Bei der Behandlung der Protestanten und Katholiken machte er keinen Unterschied. Sein Grundsatz war, daß jeder ein Rechtgläubiger sei, der sich den Gesetzen gemäß verhalte. Die Menschen vor der Hölle zu bewahren, sei nicht Beruf der Fürsten, sondern der Geistlichen.

Eine Bestätigung dieses Urtheils gab unter andern sein Aufenthalt

zu München. Am Himmelfahrtstage 1632 ging er dort in die Liebfrauenkirche, um einer Messe mit aller Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes beizuwohnen; dann besuchte er das Jesuitenkollegium, beantwortete des P. Rektors lateinische Anrede in derselben Sprache und unterhielt sich fast eine Stunde lang mit ihm über die Lehre vom Abendmahl. So spiegelt sich sein großer weltgeschichtlicher Geist, der weit über sein Zeitalter hinausragte, auch darin, daß er bei der wärmsten Frömmigkeit in seiner Brust doch auch die Gestalt zu ehren wußte, in welcher sich der Glaube in dem Gemüthe eines andern darstellte; wie überhaupt darin, daß er Größe und Wahrheit neben sich duldete und ein Freund der Freiheit war. Wie mußte ein solcher Geist die Herzen der Menschen gewinnen neben den beschränkten und in Vorurtheilen befangenen Herrschern der Zeit, wie Ferdinand II., Maximilian von Baiern, oder auch der gutmüthige aber schwache Johann Georg von Sachsen waren! Auch andere katholische Schriftsteller, außer Gualdo, wie Khevenhüller, Riccius, Burgus, verbergen ihre Achtung vor Gustav Adolph nicht.

Das Denkmal Gustav Adolphs in Deutschland war lange Zeit ein aufgerichteter Feldstein auf dem Lützener Schlachtfelde, an der Stelle, wo er gefallen war; in unsern Tagen haben Verehrer seines Namens ein anderes einfaches Mal daselbst aufgerichtet.

115. Fortsetzung des Krieges. 1632—35.

Es war die Frage, ob die Schweden nach dem Tode ihres Königs den Krieg fortsetzen würden. Thaten sie es nicht, so drohte ihren protestantischen Bundesgenossen durch Wallenstein ein hartes Gericht. Der schwedische Reichsrath, welcher für Gustavs Tochter Christina die Vormundschaft führte, beschloß, den Krieg, welcher Schweden Ansprüche auf deutsche Länder verschaffen konnte, fortzuführen, und an des Königs Freunde, dem Reichskanzler Axel Oxenstierna, stellte das Schicksal einen Mann in seine Stelle, welcher mit großer, kluger Gesinnung die Kräfte seiner Partei zusammenzuhalten wußte. Doch besaß er nicht die Milde und freundliche Größe seines Königs; die Reichsfürsten, besonders Sachsen, ertrugen es schwer, den Geboten eines schwedischen Edelmannes Folge zu leisten, und obwohl es ihm gelang, die protestantischen Stände der vier oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühjahr 1633 zum Heilbronner Bunde zu vereinigen, so war doch bald an der Unentschlossenheit einiger, dem Widerwillen anderer, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern, zu erkennen, daß des Königs Geist nicht mehr in dem Ganzen waltete.

Diesen Augenblick des Wankens hätte Wallenstein, welcher Allen an Geist überlegen war, benutzen können, den Krieg zur Entscheidung zu bringen und den Kaiser zum Sieger zu machen; — allein auf eine unbegreifliche Weise blieb er unthätig. Nach der Lützener Schlacht hielt er zuerst ein Strafgericht über sein Heer, damit die Schuld des Verlustes von ihm abgewälzt würde, und da er das Recht über Leben und Tod der Seinigen hatte, ließ er zu Prag mehrere Obersten und Führer öffentlich enthaupten, gemeine Krieger henken und mehr als fünfzig Namen abwesender Offiziere als ehrlos an den Galgen schlagen. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte sein Geschütz durch eingeschmolzene Glocken und bald stand er so furchtbar da als zuvor. Anstatt aber sich in das Reich zu wenden und die

Schweden unter Gustav Horn und dem Herzog Bernhard von Weimar anzugreifen, welche in den deutschen Grenzen Meister waren, zog er nach Schlesien, wo die Gegenwart eines solchen Heeres nicht nöthig war, und unterhandelte lange mit den Sachsen wegen eines Separatfriedens, nachdem er mit dem Feldmarschall Arnim, der die Sachsen befehligte, einen Waffenstillstand geschlossen hatte. Zugleich soll er, so lautet seine nachherige Anklage, obgleich ihm der Kaiser im J. 1632 als Ersatz für das verlorene Mecklenburg das Fürstenthum Glogau in Schlesien verliehen hatte, versucht haben, was die Feinde ihm wohl zur Vergeltung anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich zu erringen bestimmt sei, glaubte er schon längst in den Sternen gesehen zu haben. Um indeß doch etwas auszurichten, trieb er endlich die Sachsen und Schweden mit Gewalt aus Schlesien und nahm auch den alten Grafen Thurn, den ersten Urheber des Krieges, gefangen. Ganz Wien war schon voller Erwartung, diesen verhaßten Mann als einen Hauptverbrecher durch die Straßen der Stadt führen zu sehen, da schenkte ihm Wallenstein die Freiheit, und auf die Vorwürfe des Kaisers erwiederte er: „Was er wohl mit diesem unsinnigen Manne habe machen sollen? Er wünsche nur, daß die Schweden keinen bessern Anführer hätten, als ihn. Thurn werde dem Kaiser an der Spitze schwedischer Truppen bessere Dienste leisten, als im Kerker.“

Wallensteins Fall, 25. Febr. 1634. — Unterdeß war Baiern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Churfürsten dringende Bitten hatte der Kaiser seinen Feldherrn schon oft aufgefordert, dem Lande zu Hülfe zu eilen. Wallenstein zögerte, dann zog er langsam durch Böhmen heran in die Oberpfalz, aber von da sogleich in Böhmen zurück und bezog das Winterlager. Den bestimmten Befehlen des Kaisers, gegen die Donau vorzurücken und den Herzog von Weimar anzugreifen, setzte er das Gutachten seiner Generale und Obersten entgegen, daß es unmöglich sei, in der jetzigen Jahreszeit (Dec. 1633), die Armada in Bewegung zu setzen. Seinen Unterfeldherren, die einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs strengste, den Geboten des Kaisers zu gehorchen; und als dieser ein spanisches Heer aus Italien nach Deutschland kommen ließ, welches nicht unter Wallensteins Oberbefehl stehen sollte, ja einen Theil des seinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenstein laut über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrages.

Ueberdrüssig der Kränkungen und von seinem Gichtleiden so geplagt, daß ihm Stücke rohen Fleisches aus den aufgebrochenen Füßen geschnitten werden mußten, beschloß er, den Oberbefehl niederzulegen, aber doch in solcher Stellung, daß er auf die Vollziehung der ihm ursprünglich gemachten Zusagen dringen könnte. Er suchte daher die Führer seines Heeres noch enger an sich anzuschließen und versammelte eine Anzahl derselben im Anfange des J. 1634 zu dem Ende in Pilsen. Es war leicht, dieselben zu gewinnen, denn sie alle hatten, auf Wallensteins Wort und in der Hoffnung, durch seine Verwendung vollständig entschädigt zu werden, auf eigne Kosten Regimenter geworben und ausgerüstet, und zum Theil ihr ganzes Vermögen zugesetzt. Wenn er fiel, so waren sie in Gefahr, alle Entschädigung zu verlieren. Es schlossen daher am 12. Jan. 1634, von dem Feldmarschall Illo und dem Grafen Terzka geleitet, bei einem Trinkgelage, an welchem übrigens der kranke Wallenstein nicht Theil nahm, vierzig höhere Offiziere ein Verbündniß mit einander, treulich, auf Leben und Tod, bei

dem Herzoge auszuhalten, „so lange er in des Kaisers Diensten verbleiben, oder dieser ihn zu seiner Dienste Beförderung gebrauchen würde," und bewogen ihn dadurch zu dem Versprechen, „noch eine Zeitlang bei ihnen zu verbleiben und ohne ihr Vorwissen und Willen sich nicht von der Armada zu begeben." Auch der Feldmarschall Piccolomini, der nachherige Verräther Wallensteins, unterschrieb die Schrift.

Wallensteins Feinde benutzten diesen, allerdings wichtigen, Umstand, um den Feldherrn immer mehr bei dem Kaiser zu verdächtigen, und brachten es auch endlich so weit, daß dieser beschloß, Wallenstein den Oberbefehl zu nehmen und denselben an Gallas zu übertragen. Daß es eine solche spanisch-italienische, feindliche Partei gegen Wallenstein am kaiserlichen Hofe gab, ist nicht zu bezweifeln. Auch der Churfürst von Baiern gesellte sich wieder zu ihnen, der durch seinen Gesandten unermüdet gegen Wallenstein klagte; und als Werkzeug des heimlichen Forschens und Deutens diente vorzüglich der Italiener, Oberst Caretta, Marchese di Grana, nebst mehreren Mönchen in der Nähe des Feldherrn.

So geheim waren alle Schritte gegen Wallenstein betrieben, — Kaiser Ferdinand selbst correspondirte noch zwanzig Tage, nachdem er das Absetzungspatent gegen Wallenstein am 24. Jan. erlassen hatte, in amtlichen Sachen mit ihm, — daß derselbe erst Kunde davon erhielt, als schon Gallas, Piccolomini und Aldringen Ordonnanzen erließen, worin sie in des Kaisers Namen allen Anführern des Heeres untersagten, von Wallenstein, Illo und Terzka fernere Befehle anzunehmen. Sofort ließ Wallenstein noch in Pilsen am 20. Febr. eine feierliche Erklärung ausstellen, die er selbst und neunundzwanzig Generale und Obersten unterzeichneten, daß die am 12. Jan. geschlossene Verbindung der Offiziere durchaus nichts gegen den Kaiser oder die Religion bedeuten solle. Ebenfalls schickte er noch am 21. und 22. Febr. zwei Offiziere an den Kaiser ab mit der Erklärung, daß er sein Kommando niederlegen und sich zur Verantwortung stellen wolle, wo es der Kaiser verlangen würde. Allein diese Offiziere wurden unterwegs von Piccolomini aufgehalten und ihre Botschaft gelangte erst nach Wallensteins Ermordung an den Kaiser.

Piccolomini selbst rückte mit Truppen gegen Pilsen; da beschloß Wallenstein, zu seiner Sicherheit nach der Festung Eger zu ziehen, deren Kommandant, Oberst Gordon, ihm besonders verpflichtet war. Und nun erst, drei Tage vor seinem Tode, da er der gewaltsamen Absichten seiner Feinde völlig gewiß war, beschloß er, von der Noth getrieben, sich dem Herzog Bernhard von Weimar, der in Regensburg stand, in die Arme zu werfen; er ließ ihn ersuchen, schnell mit Truppen gegen die böhmische Grenze vorzurücken. Zwar ist es durch viele geschichtliche Documente erwiesen, daß Wallensteins Schwager, Graf Kinsky, ein vertriebener böhmischer Protestant, schon längere Zeit mit dem französischen Gesandten Feuquieres wegen des Uebertritts Wallensteins zu der Gegenpartei des Kaisers unterhandelt und daß der Kardinal Richelieu ihm die Krone von Böhmen als Preis gezeigt hat; auch mit der schwedischen Partei sollen, nach schwedischen Schriftstellern, ähnliche Verhandlungen stattgefunden haben; allein kein geschriebenes Wort und keine That Wallensteins sprechen dafür, daß er dem Grafen Kinsky zu diesen Unterhandlungen Auftrag gegeben habe, und die Franzosen, wie die Schweden, blieben bis auf den letzten Augenblick zweifelhaft, ob Wallenstein nicht mit ihnen gespielt habe, um sie sicher

zu machen. Gleichwohl ist es nicht undenkbar, bei seinem geheimnißvollen und auf das Außerordentlichste gerichteten Sinne, daß er, wenn es ihm auch mit einem feindlichen Verlassen des Kaisers niemals Ernst gewesen, doch auch die Anträge der Feinde nicht ganz habe von der Hand weisen und sich auf alle Fälle einen Ausweg offen halten wollen, wenn es seinen Feinden gelingen möchte, ihn, wie einst auf dem Regensburger Reichstage, von seinem hohen Standpunkte herabzustürzen.

Am 22. Febr. Morgens verließ Wallenstein Pilsen und gelangte am zweiten Tage, seiner Gichtschmerzen wegen in einer Sänfte getragen, nur von zehn Kompagnien begleitet, nach Eger. Mit ihm war der nachherige Anstifter seines Mordes, Oberst Buttler. Am 24., 4 Uhr Abends traf er in Eger ein und stieg im Hause des Bürgermeisters Pechhelbel am Marktplatze ab. Am folgenden Abend fuhren die Grafen Terzka, Illo und Kinsky nach der Citadelle zu Gordon zu einem Faschingsschmause. Als sie an der Tafel saßen, traten dreißig Dragoner unter den Hauptleuten Deveroux und Geraldin aus dem Seitenzimmer, fielen über ihre Schlachtopfer her und stießen sie nieder, Terzka erst nach tapferer Gegenwehr, nachdem er zwei Dragoner niedergehauen hatte. Sobald die That vollbracht war, übernahm der Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern die Ermordung Wallensteins. Es war gegen Mitternacht; der Herzog war schon im Bette. Als er im Hinterhause die Gräfinnen Terzka und Kinsky laut aufschreien hörte, die eben die Ermordung ihrer Männer erfahren hatten, stand er vom Lager auf, trat an's Fenster und fragte die Schildwache, was es gäbe. In diesem Augenblicke schlug der Hauptmann Deveroux die Thür mit Gewalt ein und stürzte auf ihn zu mit dem Rufe: „Du mußt sterben!" Schweigend entblößte Wallenstein selbst seine Brust und empfing den Todesstoß.

Schweigend ist er aus der Welt geschieden, und daß er auch in seinem Leben die Gedanken seiner Seele in tiefer Brust, finster und geheimnißvoll, verschlossen, hat einen Schleier über sein Leben und seine großen Absichten geworfen. Er war einer von den unergründlichen Menschen, welche die Gewalt der menschlichen Rede nicht überwältigt, denen sich die verschlossene Brust nicht öffnet, und die still mit sich selbst die Schicksale vieler Tausende abwägen. Es gewährt ihnen ein Gefühl unwiderstehlicher Kraft, daß ihr Wille, gleich dem des verborgenen Schicksals, unerwartet, aus unsichtbaren Tiefen, seine Blitze hervorsendet.

Die Güter des Ermordeten wurden sämmtlich eingezogen, mehrere der kaiserlichen Generale, wie Gallas, der die Herrschaft Friedland, und Piccolomini, der die Herrschaft Nachod erhielt, ferner Buttler und die eigentlichen Mörder mit Gütern und Geld belohnt, das meiste aber vom Kaiser selbst behalten. Es fand sich ein großer Schatz von Silberzeug und Kostbarkeiten, an Pferden und Wagen u. s. w. Der Werth der liegenden Güter Wallensteins wurde auf funfzig Millionen Gulden geschätzt. Seine Witwe erhielt als Witwensitz die Herrschaft Neuschloß; sein einziges Kind, Maria Elisabeth, vermählte sich später mit einem Grafen Kaunitz.

Auf des Kaisers besondern Befehl wurde, zur Rechtfertigung der That, eine lange Klagschrift verfaßt, welche lange Zeit die Geschichte des großen Feldherrn durch Entstellungen und Unwahrheiten in ein falsches Licht gestellt hat.

Die Schlacht bei Nördlingen und der Prager Friede. 1634 und 35. — Nach Wallensteins Tode erhielt der römische König

Ferdinand, des Kaisers Sohn, den Oberbefehl des Heeres und das Glück krönte den Anfang seiner Laufbahn mit glänzendem Erfolge. Nachdem er die Schweden aus Baiern vertrieben, traf er auf sie bei Nördlingen in Franken. Sein Heer war ausgesucht und durch 15,000 Spanier vermehrt; die schwedischen und deutschen Völker dagegen standen unter getheiltem Oberbefehl. Der besonnene Feldmarschall Gustav Horn widerrieth die Schlacht, den unglücklichen Ausgang voraussehend, allein Bernhard von Weimar, jugendlich ungestüm, verlangte sie. Sie erfolgte am 6. Sept. 1634; aber die geringere Zahl, die schlechtere Stellung, Fehler und Mißverständnisse in der Anführung, alles half die Schweden bekämpfen, welche nach achtstündigem Gefecht, trotz ihrer Tapferkeit, gänzlich geschlagen wurden. Gegen 20,000 Mann wurden getödtet oder gefangen; unter den letztern war auch der Feldmarschall Horn. Der Herzog Bernhard zog sich mit wenigen Ueberbleibseln des Heeres gegen den Rhein hin.

Die Schlacht konnte für die katholische Partei eben so entscheidend werden, als die bei Leipzig für die Protestanten gewesen war. Die schwedische Macht in Deutschland schien vernichtet und dies hatte die wichtige Folge, daß Sachsen das schwedische Bündniß verließ. Der Churfürst Johann Georg sah schon lange mit Schmerzen die Lausitz in den Händen der Kaiserlichen; er fürchtete sie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr dazu zu verlieren; daher schloß er im Frühling 1635 zu Prag Frieden mit dem Kaiser. Er erhielt die Lausitz zurück, bekam sogar einen Theil des Magdeburgischen und völlige Kirchenfreiheit auf vierzig Jahre. — Das evangelische Deutschland zürnte sehr auf den Churfürsten; allein bald folgten mehrere Stände seinem Beispiele und verglichen sich mit dem Kaiser: Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Lüneburg und Andere; und es schien fast, als werde dieser blutige Krieg sein Ende in der Entkräftung der Parteien finden. Denn fürchterlich lag das arme deutsche Land, auf welchem sich Krieger fast aus allen europäischen Völkern herumtummelten, verwüstet da, von Menschen entblößt, die Saatfelder zertreten oder ungebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandstätten, wo blühende Orte gestanden. Unsicherheit des Lebens und Wirkens überall, daher Verwilderung der Gemüther und der Sitten, aus Verzweiflung. Zu welchen Greueln der Verwilderung dieser Krieg die Menschen gebracht hat, scheut sich die Feder auch nur mit wenigem nachzuerzählen. War es doch durch die fortwährende Hungersnoth dahin gekommen, daß sich ganze Banden zusammenthaten, um Jagd auf Menschen zu machen und mit ihrem Fleische den schrecklichen Hunger zu stillen. Was das Schwert nicht gefressen, wurde durch Hunger, Elend und Seuchen verzehrt, jeder frische Lebenskeim schon im Entstehen zerknickt; und so unselig wüthete dieser Krieg, daß, wo auch ein abgelegener Landstrich eine Zeitlang verschont geblieben, das spähende Auge der Noth oder Raubsucht ihn bald entdeckte und verwüstend heimsuchte; denn viele Gegenden waren schon so öde, daß ein Heereshaufen nicht einmal wagte, seinen Zug dadurch zu nehmen, wie es namentlich der schwedische Heerführer Banér von der Gegend zwischen der Oder und der Elbe selber schreibt [1]).

---

1) „Im J. 1639“ (so erzählt der Magister Peter Drumling, Baireuthischer Pfarrer in Burgbernheim), „als ich meine Pfarre bezog und dem Vizedekan Artzberger im Amte nachfolgte, habe ich und dessen Sohn selbigen ganzen

In solch allgemeiner Noth, bei der Neigung der deutschen Reichsstände zum Frieden, der Bereitwilligkeit des Kaisers, das Restitutions=Edict wenigstens zum Theil zurückzunehmen, wie er bei dem Frieden mit Sachsen gezeigt hatte, bei der Erschöpfung, fast Vernichtung des schwedischen Heeres, durfte das geängstete Vaterland das Ziel seiner Leiden nahe hoffen.

116. Frankreichs Einfluß. Tod Ferdinands II. (15. Febr. 1637.)

Da griff die unselige Hand wiederum in unser Schicksal ein, welche früher und noch mehr nachher so viele Unglückswolken über uns zusammengeführt hat. Der französische Minister Richelieu hatte schon lange mit Freude der Noth des östreichischen Hauses und ganz Deutschlands zugesehen. Das schien der französischen Regierung die höchste und feinste Staatsklugheit zu sein, die Protestanten in Frankreich selbst foltern und hinrichten zu lassen, in Deutschland aber sie zu unterstützen und so den Glauben als ein Werkzeug für Hinterlist und Eroberungssucht zu mißbrauchen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Kardinal die Dienste Frankreichs um einen theuren Preis glaubte verkaufen zu können. Er bot sie dem Kanzler Oxenstierna an, bedang sich dafür die Festung Philippsburg am Rhein aus und ließ auch die Absicht auf das noch wichtigere Elsaß durchblicken. Es war das erstemal, daß die Fremden über die Grenzen unseres Vaterlandes handelten. Die Zeit der Schmach hebt mit diesem Vertrage zwischen Richelieu und Oxenstierna an; denn auch dieser strebte darnach, Theile des deutschen Landes an sein Volk zu bringen. An einem, sonst tapfern und edeln Fürsten, dem Herzog Bernhard von Weimar, fanden sie einen erwünschten Helfer, welcher sich selbst ein Land am Rhein zu erkämpfen strebte. Mit französischem Gelde warb er bald ein ansehnliches Heer und ward den Kaiserlichen und Baiern ein furchtbarer Feind; die Rheingegenden wurden von nun an eben so von dem Fußtritte des Krieges zerstampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weser. — Auch die Schweden hatten an dem Feldmarschall Banér einen tapfern und schnellen Führer. Durch Schaaren aus Schweden verstärkt drang er rasch aus Pommern, wohin sich die Ueberbleibsel des Heeres nach der Nördlinger Schlacht geflüchtet hatten, gegen die Sachsen, jetzt des Kaisers Bundesgenossen, vor und schlug den Churfürsten selbst in einer sehr blutigen Schlacht am 4. Oct. 1636 bei der märkischen Stadt Wittstock nahe an der mecklenburgischen Grenze.

Aber dieser Krieg bietet von nun an ein immer niederschlagenderes Bild dar, welchem die Erhabenheit großer Geister und eines würdigen Zweckes fehlt. Der Held, welcher alle durch die Hoheit seiner Seele überstrahlte, der von der Begeisterung für seinen Glauben und für den Ruhm und die Größe seines Volkes getragen wurde, ist abgeschieden; der dunkle, geheimnißvolle, allgewaltige Mann, welcher einzig wagen konnte, dem Könige entgegen zu treten, ist gleichfalls von seinem Verhängnisse fortgerissen; die nun als die Führer der Heere auftreten, zum Theil tapfere, ungewöhnliche Männer, sind gleichwohl Geister des zweiten Ranges und nicht erfüllt von den höhern Ideen. Der Eigennutz treibt fortan in diesem Kriege; ihm sind die wir=

Sommer allhier Getreide eingeführt auf einem Karren, an welchen er statt des Pferdes gezogen, ich aber habe nachgeschoben. So trübselig waren dieselben Zeiten, da ein Mann theurer war als sein Geld."

kenden Kräfte dienstbar geworden und werden dadurch, wenn auch an sich bewundernswerth, in den Kreis des Gemeinen hinabgezogen.

Auch Kaiser Ferdinand II., welcher in die Reihe der bessern Geister der Zeit gehörte, schied aus dem großen Kampfe, ohne sein Ende gesehen zu haben; er starb, nachdem er noch die Befriedigung gehabt, seinen Sohn Ferdinand auf dem Churfürstentage zu Regensburg allgemein anerkannt zu sehen, am 15. Febr. 1637, im 59. Jahre seines Alters.

117. Ferdinand III. 1637—57. Fortsetzung des Krieges. Bernhard von Weimar. Banér. Torstenson. Wrangel.

In den Jahren 1637 und 38 verfolgte der Herzog Bernhard von Weimar seine Siegesbahn am Rhein. Er überfiel das liguistische Heer bei Rheinfelden, schlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen, unter welchen auch der tapfere Johann de Werth war. Rheinfelden, Röteln und Freiburg mußten sich ergeben. Aber sein Ziel war die wichtige Festung Breisach, welche er zum Grundsteine seiner Herrschaft am Rheine machen wollte. Er belagerte sie, schlug die zum Entsatz heranrückenden Heere nochmals in die Flucht und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Noth in derselben aufs Höchste gestiegen waren; dann ließ er sich von den Einwohnern feierlich huldigen. Aber indem er sich zu neuen Kriegsthaten rüstete, erkrankte er plötzlich und starb den 18. Juli 1639 im 36. Jahre seines Lebens; er war der jüngste von acht meistens kriegerischen Brüdern. Er selber hielt sich für vergiftet und sein Hofprediger sprach den Verdacht in der Leichenrede geradezu aus. Wenn derselbe gegründet sein sollte, so kann er kaum auf einen andern als Frankreich fallen; denn sogleich nach des Herzogs Tode waren französische Unterhändler bei dem Heere und kauften es, sammt den besetzten Festungen, durch Geld an sich; nur drei schwedische Regimenter wollten von keinem französischen Solde wissen und schlugen sich mit klingendem Spiel zu den Ihrigen durch; Breisach aber war auf solche Weise durch den deutschen Helden für Frankreich erstritten worden.

Schon seit dem J. 1636 hatten die tausend, nach Frieden verlangenden, Stimmen der Unglücklichen bewirkt, daß einige Versuche der Aussöhnung gemacht waren; allein der französische Minister Richelieu wollte keinen Frieden, weil der Krieg ihn unentbehrlich machte und weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Deutschland durch seine eigenen Söhne, so wie durch Fremde, zerfleischt wurde. Vom J. 1640 an wurden die Versuche ernstlicher, und im J. 1643 versammelten sich die Gesandten der Parteien in Münster und Osnabrück; aber die Unterhandlungen dauerten fast fünf Jahre lang und während dieser Zeit wüthete der Krieg mit allen seinen Gräueln fort.

Banér, der gewaltige Krieger, war im J. 1641 zu Halberstadt gestorben, nachdem er Böhmen und andere Länder vielfach verheert hatte. Er schickte von seinen Feldzügen sechshundert erbeutete Fahnen und Standarten nach Stockholm; allein sein Gemüth war wild, seine Züge die grausamsten des Krieges. Als er in Böhmen einfiel, standen in mancher Nacht über hundert Flecken, Dörfer und Schlösser zugleich in Flammen; und einer seiner Befehlshaber, Adam Pfuhl, rühmte sich, daß er allein gegen achthundert böhmische Ortschaften verbrannt habe. So verödet waren

die Länder, daß, als dieser Pfuhl auf seinem Zuge durch Thüringen sein Ende nahe fühlte und nach dem Troste eines Geistlichen verlangte, auf viele Meilen umher keiner in dem menschenleeren Lande gefunden wurde.

Nach Banér führte den Oberbefehl über die Schweden Leonhard Torstenson, der geschwindeste und gewandteste Held dieses Krieges, obgleich so schwach an Körper, daß er sich in einer Sänfte mit dem Heere tragen lassen mußte. Zuerst brach er im J. 1642 in Schlesien ein. schlug den Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg, denselben, an dessen Seite Gustav Adolph bei Lützen fiel, — er war in kaiserliche Dienste übergetreten, — und eroberte Schweidnitz. Von da rückte er in Mähren ein, eroberte Olmütz, und die Hauptstadt Wien zitterte schon. Krankheiten in seinem Heere nöthigten ihn zum Rückzuge; aber noch im Herbste dieses Jahres, den 2. Nov., schlug er den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leipzig aufs Haupt; es war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges, Piccolomini verlor 20,000 Mann, sechsundvierzig Kanonen, fast zweihundert Feldzeichen, und konnte erst in Böhmen die Flüchtigen wieder sammeln.

Torstenson brach gleich im Anfange des folgenden Jahres wieder nach Mähren auf, drang von Neuem bis Olmütz vor, so daß seine leichten Krieger bis nahe bei Wien streiften; dann, als man ihn dort beschäftigt glaubte, stand er plötzlich, wie durch ein Wunder, hundert Meilen davon an den Küsten der Ostsee, in den Ländern des Königs von Dänemark, Holstein und Schleswig. Diese Länder waren lange unberührt geblieben und boten den Schweden ein reiches Winterlager dar. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, mit welcher dasselbe die schwedischen Siege immer betrachtet hatte. Neu gestärkt brachen die Schweden im nächsten Frühjahr 1644 wieder ins deutsche Reich ein, vernichteten das kaiserliche Herr unter Gallas, und im nächsten Frühjahr 1645 schlug Torstenson die kaiserlichen Feldherren Götz und Hatzfeld bei Jankau in Böhmen so aufs Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde, Götz selbst fiel, Hatzfeld aber gefangen und alles Heergeräth in den Händen der Schweden war. Nun ging der Zug wieder nach Mähren und gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmüthigen Widerstand den schwedischen Feldherrn aufgehalten, so mußte die kaiserliche Hauptstadt vielleicht in seine Hände fallen. Allein bei der Belagerung von Brünn schmolz sein Heer durch Krankheiten so zusammen, daß er den Rückzug nehmen mußte; und von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Gustav Wrangel folgte ihm und führte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die französischen Heere unter berühmten Feldherren, Türenne und Condé, gegen die Oestreicher und Baiern; in Verbindung mit ihnen überzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die baierischen Lande, so daß der Churfürst gezwungen war, vom Kriege abzustehen und im J. 1647 einen Waffenstillstand zu schließen. Auch Brandenburg hatte dieses schon im J. 1641 gethan, und Dänemark und Sachsen waren dem Beispiele im Jahre 1645 und 46 gefolgt; so stand der Kaiser gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück seiner Waffen rührte in diesen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel tüchtiger Heerführer her. Die Bessern, ein Johann de Werth und Mercy, waren gefallen; der Kaiser sah sich gezwungen, sein letztes Heer dem von den

Hessen zu ihm übergetretenen General Melander von Holzapfel, einem Protestanten, anzuvertrauen.

Die Feinde griffen von Neuem die kaiserlichen Erbstaaten an, der schwedische Feldherr Königsmark belagerte Prag, und schon hatte er die sogenannte kleine Seite der Stadt eingenommen und Wrangel bereitete sich, ihn mit seinem Heere zu verstärken, — da erscholl das Friedenswort aus Westphalen.

118. Der westphälische Friede. (24. Oct. 1648.)

In der Mitte des Sommers 1643 sollten die Friedensunterhandlungen eröffnet werden: zu Osnabrück mit den Schweden und zu Münster mit den Franzosen. Die kaiserlichen Gesandten fanden sich schon vor der festgesetzten Zeit ein, allein erst am Ende des J. 1644 kamen die französischen; eine üble Vorbedeutung für den Gang des Friedensgeschäftes, auf welches die geängsteten Völker mit schmerzlicher Sehnsucht hinblickten. Und in der That fing auch die Unterhandlung gleich mit so kleinlichen Dingen an, daß an einen schnellen Fortgang nicht zu denken war. Viele Monate wurden mit den elendesten Rangstreitigkeiten verloren, indem die französischen Gesandten, stolz und anmaßend, als die ersten erscheinen wollten und sich in dem Gepränge einer königlichen Hofhaltung wohlgefielen. Ferner ging viel Zeit damit verloren, daß alle Gesandten der einzelnen Reichsstände aus Deutschland zusammengerufen wurden; denn darauf bestanden die Franzosen, damit sie recht viel Gelegenheit hatten, den Samen der Zwietracht unter uns auszustreuen. In älterer Zeit hatte, wie billig, der Kaiser, im Namen des Reiches, die Frieden geschlossen.

Der Hauptgegenstand der Verhandlungen hätte nun die Feststellung der innern Ordnung des deutschen Reiches, besonders der beiden Religionsparteien, sein müssen, denn darüber war der Krieg angefangen. Allein die beiden fremden Mächte fragten vor allen Dingen nach ihrer Entschädigung an Land und Leuten für die Kriegskosten, und in schimpflicher Nothwendigkeit, auf Anrathen und Verwenden des Churfürsten von Baiern, wurden die Fremden zuerst befriedigt. Frankreich, welches so wenig mit eigenen Kräften gethan, welches nur aus Eigennutz und Schadenfreude sich in den Streit gemischt, forderte ungeheure Opfer, und seine Gesandten, d'Avaux und Servien, in allen Künsten der Worte, der List, ja des Truges geübt, mit der Miene der Befehlenden auftretend, setzten ihre Forderungen durch. Die Schweden, etwas bescheidener, rissen indeß gleichfalls Stücke des Reiches an sich. Mit blutendem Herzen sahen die Freunde des Vaterlandes die schimpfliche Begegnung des Reiches. „In den Gegenden," so ruft ein gleichzeitiger deutscher Mann, Waffenberg, aus, „wo unsere Väter den stolzen Varus besiegten, bieten jetzt, uns zum Hohne, waffenlose Ausländer allen Deutschen Trotz und triumphiren über Germanien. Sie rufen, wir erscheinen; sie reden, wir horchen als auf Orakel; sie verheißen, wir vertrauen ihnen gläubig wie Göttern; sie drohen, und wir zittern als Sklaven. Wie uns ein Blatt von einem Weibe, hier aus Stockholm, dort aus Paris [1]), zugeworfen wird, freuen oder ängstigen wir uns. Schon rathschlagen

---

1) In Stockholm regierte Gustav Adolphs Tochter Christina, und in Frankreich führte die Königin Anna, als Vormünderin des noch unmündigen Ludwig XIV., die Regierung.

sie in Deutschland über Deutschland, was sie uns nehmen, was lassen, welche Federn sie dem römischen Adler entreißen und dem Hahne (Gallo) einsetzen wollen. Und wir, bis auf den letzten Athemzug uneinig mit uns selbst, verlassen über den Götzen fremder Völker unsere eigene schützende Gottheit und opfern jenen Leben, Freiheit und Ehre auf."

Würdig benahmen sich die kaiserlichen Gesandten, der Graf von Trautmannsdorf, der vom November 1645 an die Verhandlungen leitete, und der Doktor Volmar, welche mit Kraft und Gründlichkeit die Anmaßung der Fremden, und mit Milde und Geduld die Uneinigkeit der deutschen Stände zu bekämpfen suchten, allein sie fanden nicht den rechten Beistand bei den übrigen Gliedern des Reiches, besonders als Baiern in den letzten Jahren des Krieges wankend wurde; und ferner vereitelte jede Botschaft von dem Kriegsglück der Feinde die Vortheile wieder, die sie vielleicht durch Unterhandlung gewonnen hatten. So mußten sie es geschehen lassen, daß:

1) Frankreich im Frieden die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ganz Elsaß, so weit es Oestreichs gewesen, den Sundgau und die wichtigen Festungen Breisach und Philippsburg erhielt und außerdem die Deutschen zwang, mehrere Festungen am Oberrhein niederzureißen und zu versprechen, daß zwischen Basel und Philippsburg keine neuen Festungen angelegt werden sollten, damit die französischen Heere immer den freien Weg in das deutsche Land fänden. Durch diesen Frieden fielen die Vormauern des südlichen Deutschland größtentheils in des Erbfeindes Hand. Die französischen Gesandten jubelten laut, daß Frankreich noch nie einen so vortheilhaften Frieden geschlossen habe.

2) Schweden, welches auch große Forderungen gemacht hatte, aber an dem stolzen und wenig gewandten Johann Oxenstierna, des großen Reichskanzlers Sohne, und dem bestechlichen Rathe Adler Salvius nicht die besten Vertreter fand, begnügte sich mit Vorpommern und Stettin, nebst der Insel Rügen, der Stadt Wismar in Mecklenburg und den Bisthümern Bremen und Verden an der Weser; Ländern, die zum Theil arm waren und zerstreut lagen. Auch hat Schweden von ihrem Besitze keinen Mißbrauch gegen unser Vaterland gemacht. Zum Ersatz der Kriegskosten wurde den Schweden noch fünf Millionen Thaler zugesagt, die das ausgesogene Reich aufbringen sollte.

3) Der Churfürst von Brandenburg, welcher auf das ganze pommersche Land gegründete Ansprüche hatte, erhielt Hinterpommern und zur Entschädigung für Vorpommern das Erzbisthum Magdeburg, die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin, als weltliche Fürstenthümer.

4) Mecklenburg erhielt für Wismar die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

5) Hessen-Kassel, welches von Anfang an unveränderlich an Schweden gehalten hatte und dessen kluge und schöne Landgräfin Amalie aller Herzen zu gewinnen wußte, erhielt durch schwedische und französische Vermittelung, obgleich es nichts verloren hatte, die Abtei Hersfeld und einen Theil der Grafschaft Schaumburg und 600,000 Reichsthaler.

6) Braunschweig-Lüneburg, welches Ansprüche auf Magdeburg und Minden, und nachher auf das Bisthum Osnabrück machte,

erhielt das Recht, daß abwechselnd mit einem katholischen Bischofe einer seiner Prinzen dieses letzte Land besitzen solle.

7) Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrichs V. von der Pfalz, Karl Ludwig (Friedrich selbst war dreizehn Tage nach dem Könige Gustav Adolph gestorben), erhielt seine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die der Churfürst von Baiern behielt; und da dieser auch die alte pfälzische Churwürde, die fünfte, mit ihren Rechten, nicht wieder abgeben wollte, so wurde für Pfalz eine achte Chur errichtet.

8) Sehr schwierig und lang waren die Verhandlungen wegen der Religionssachen in Deutschland. Die Protestanten verlangten, außer ihrer eigenen Religionsfreiheit, auch die für die protestantischen Unterthanen des Kaisers; und hierzu war derselbe auf keine Weise zu bewegen. Man mußte sich also auf das Reich beschränken und für dieses wurde endlich, nach halbjährigem Streite, der Passauer Religionsfriede als Grundlage von neuem festgesetzt und ausgemacht, daß die Protestanten alle die Güter und Kirchen behalten sollten, die sie im J. 1624 besaßen. Man nennt dieses Jahr das Normaljahr, und es war also von dem, die Gemüther erbitternden, Restitutionsedicte nicht ferner die Rede. Die Protestanten behielten demnach die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen; die Bisthümer Lübeck, Osnabrück (abwechselnd), Halberstadt, Verden, Meißen, Naumburg, Merseburg, Lebus, Brandenburg, Havelberg, Minden, Kamin, Schwerin und Ratzeburg; die Abteien Hersfeld, Walkenried, Gandersheim, Quedlinburg, Hervorden und Gernrode. Es wurde außerdem als gerecht und billig angenommen, daß kein Landesherr seine Unterthanen, welche sich zu einer andern Kirche, als er selbst, bekennen, drücken solle. Und in Absicht des Reichskammergerichts wurde bestimmt, daß die Zahl der Räthe und Beisitzer von beiden Religionsparteien gleich sein sollten. — Durch diese Bestimmungen ist der westphälische Friede Grundgesetz für das deutsche Reich geworden, und obgleich nicht aller Streit und alle Unzufriedenheit auf einmal ein Ende nahmen, so wurden doch die Gemüther von nun an beruhigter. Der Haß schwand, die Duldung pflanzte sich mit milder Gewalt immer tiefer in die Herzen ein und man gewöhnte sich allmälig wieder, in dem anders Glaubenden den Menschen, den Deutschen, den Stammesbruder, ja auch den Christen zu erblicken. Es ward immer mehr in den Besseren aller Parteien die Einsicht lebendig, daß das Geheimniß des Glaubens unsichtbar in eines jeglichen Brust ruhe, unzugänglich jedem fremden Blicke, und daher ein Heiligthum, welches dieser mit vorschnellem Urtheile nicht entweihen dürfe. Und wenn ein jeder auch mit ganzer Seele an der Kirche hing, in welcher er geboren und aufgewachsen war und welche, einer theuern Heimath gleich, durch alle Gewalt des frühesten Eindrucks, durch allen Zauber unbegreiflicher Ahnungen, durch die Kraft der Gemeinschaftlichkeit und Gewohnheit, des jugendlichen Gemüths sich bemeistert hatte, so hielt er es doch für ein strafwürdiges Unrecht, dem Glauben der Andersdenkenden Gewalt anzuthun. Die Religionsverschiedenheit stand bald nicht mehr als eine schroffe Scheidewand zwischen den deutschen Stämmen; und in dieser Hinsicht möchte der westphälische Friede, welcher die äußere Ordnung der Kirchensachen gesetzlich bestimmt hat, leicht das meiste Lob verdienen.

9) Ueber die Hoheitsrechte der Fürsten und das Verhältniß der Stände des Reiches zum Kaiser enthielt der westphälische Friede solche Bestimmungen, welche das, im Laufe der Zeiten

immer schwächer gewordene, Band des Ganzen noch lockerer machen mußten. Auch in früheren Zeiten hatte die Verfassung des Reiches viele Mängel: Unordnung, Mißbrauch der Gewalt gegen das Gesetz, ja ein ganzes Zeitalter, in welchem die Gewalt mehr vermochte, als das Recht, zeugten von denselben. Dabei schien der Mangel fester, geschriebener Gesetze eine Hauptursache jener Unordnungen zu sein; und schon seit der goldenen Bulle strebte man immer mehr, der deutschen Verfassung durch Reichsgesetze eine bestimmtere Gestalt zu geben. Allein dafür war in den früheren Zeiten ein Band, welches selbst in der Unordnung fester zusammenhielt, als das geschriebene Wort: das war die uralte deutsche Sinnesart, die Treue des Gemüths, der Widerwille gegen das Fremde, die heilige Ehrfurcht vor der kaiserlichen Majestät, welche durch den Glauben, daß die Würde des deutschen Kaisers von Gott selbst, als göttliche Wohlthat, abstamme, — wie sich die Fürsten in mehreren Urkunden selber ausdrücken, — die Geister beherrschte; es war ferner die, auf die alten Sitten und Gewohnheiten sich stützende, aus dem Grundwesen des Volks hervorgewachsene Lehnsverfassung, die bei allen Mängeln doch ein festes Gewebe um die Theile des Reiches schlang. Wenn in älterer Zeit der Fürst, die Großen und das Volk sich versammelten, später wenigstens der Kaiser mit den Reichsfürsten auf den Reichstagen zusammenkam, da wurde die Noth des Augenblicks durch schnellen Rathschluß, durch die Kraft des lebendigen Wortes und Blickes, gehoben, und wenn auch Mißhelligkeiten Statt gefunden hatten, so versöhnte die tägliche Nähe, die Verständigung durch Blick und Rede, das persönliche Zutrauen, welches sich zwischen Einzelnen frisch erzeugte, die Gemüther wieder Zugleich wirkte die Nähe kaiserlicher Hoheit und die Ehrfurcht, welche ihr die Gutgesinnten bewiesen, wohlthätig für die Erhaltung des Gefühles in Allen: das Reich der Deutschen sei, wenn auch in viele Theile getheilt, doch ein Einiges und Ganzes durch seinen Kaiser; er stelle dasselbe dar und schütze dessen Ehre durch sein hohes Ansehen in der ganzen Christenheit.

Nun war aber, wie wir wissen, schon längst die Zeit gekommen, da die Fürsten selten persönlich zusammentraten; sie schickten zu den Reichstagen nur Gesandte oder ihr schriftliches Wort. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, oft über Kleinigkeiten; der kräftige, gemeinsame Entschluß wurde höchstens durch eine große Noth herbeigeführt, und die Einzelnen verfolgten ihre eigenen Wege. Doch war dieser Zustand noch nicht durch die Gesetze des Reichs gebilligt; durch den westphälischen Frieden aber wurde die Unabhängigkeit der Fürsten gesetzlich gemacht. Sie erhielten die volle Landeshoheit und das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen und Bündnisse, sowohl untereinander, als mit Fremden, zu machen, wenn sie nur nicht zum Schaden des Reiches seien. Aber wie wenig mochte dieses Wort verhindern? Denn wenn von nun an auch ein Reichsglied, mit Fremden in Bündniß tretend, des Kaisers Feind wurde, so diente als Vorwand*, es sei zu des Reiches Besten gemeint, um sein Recht und die deutsche Freiheit nicht untergehen zu lassen. Und damit solcher Vorwand bei jedem Anlaß mit dem Scheine Rechtens genommen werden könne, setzten sich die Fremden selbst zu deutschen Reichshütern; Frankreich und Schweden warfen sich zu Bürgen der deutschen Verfassung und alles dessen, was in dem Frieden zu Münster und Osnabrück beschlossen wurde, auf.

Uebrigens wurde das, bis dahin noch schwankende, Verhältniß der Reichsstädte dahin festgestellt, daß auch sie eine entscheidende Stimme auf

den Reichstagen haben sollten, so daß es nun drei Kollegien, das der Churfürsten, der Fürsten und der Städte, mit gleichem Stimmrechte, gab.

10) Die französische List trennte durch einen Artikel des westphälischen Friedens auch die schweizerische Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche, indem sie als ein unabhängiger Staat anerkannt wurde. Zwar hatte sie schon lange nicht mehr die alte Reichspflicht geleistet, allein die Trennung war niemals gesetzlich ausgesprochen und daher die Rückkehr leichter, wenn in den Stammesgenossen das Gefühl erwachte, daß sie auch natürliche Genossen unseres Bundes seien.

11) Und wie mit der Schweiz eine feste Grenzmauer des Reiches im Südwesten weggerissen war, so fiel eine andere im Nordwesten ab, indem Spanien in diesem Frieden die Unabhängigkeit der Niederländer anerkannte und Deutschland sie der Reichspflicht entließ. Sie gehörten gleichfalls ursprünglich zu unserm Stamme und seit Kaiser Karl V. zu unserem Bunde und beherrschten die Mündungen des vaterländischen Rheines. Von ihrem Lande aus mochte ein Feind eben so leicht in das nördliche Deutschland einbrechen, wie von der Schweiz aus in das südliche.

Mit Sorge und großer Anstrengung war das verflochtene Friedenswerk zu Stande gebracht; langsam und durch neue Opfer nur konnte es ausgeführt werden. Die Franzosen wollten aus den eroberten Festungen nicht weichen, bis jede kleinste Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Deutschland, in sieben Kreisen des Reichs vertheilt, bis sie die fünf Millionen als Kostenersatz, die nur mit Mühe aus den verarmten Ländern zusammengepreßt werden konnten, erhalten hatten. Im Bisthum Münster brandschatzten einige schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch lange mehrere deutsche Festungen am Rheine besetzt.

Der große schwere Krampf konnte nur in langsamen Zuckungen endigen.

Siebenter Zeitraum.

Von dem westphälischen Frieden bis auf die neuesten Zeiten.

In dem ersten Abschnitte dieses Zeitraumes:

von 1648—1740

erhebt sich die Geschichtschreibung in Deutschland keineswegs zur Kunst; sie begnügt sich mit der Sammlung öffentlicher Aktenstücke, welche in ungeheuren Massen zusammengehäuft werden, und mit der Lebensbeschreibung der Kaiser, welche meistentheils schwülstige Lobpreisungen sind. Eine kritische Sichtung des Materials und Verarbeitung desselben von einem höhern Standpunkte aus ist nicht zu finden. Bei den Franzosen ist wenigstens in den vielen Memoiren aus Ludwigs XIV. Zeit ein Eingehen in den feineren Zusammenhang des politischen Gewebes und ein Erforschen des Individuellen sichtbar.

Zu den Sammlungen öffentlicher Verhandlungen und politischer Nachrichten gehören:

1. Deutsche Reichskanzlei von 1657—1714.
2. Diarium Europaeum von 1659—81. 45 Tom.
3. Sylloge publicorum negotiorum von Lünig (st. 1740) von 1674—97.
4. Europäische Staatskanzlei, angef. von Ch. Leucht, fortges. von Ant. Faber und Joh. Konr. König; von 1697—1760. 115 Bde. Weiter fortges. von Faber als neue Europ. Stskzl. von 1761—84. 17 Bde.
5. Europäische Fama, von 1703—34, 360 Hefte in 30 Bdn.; und Neue europ. Fama von 1735—56, 192 Hefte in 17 Bdn.
6. Mercure historique et politique, angef. von Gotien Sandras, T. 1. Parma 1686; seit 1688 im Haag, bis 1782; über 200 Bde.
7. Kaiser Leopolds I. Geschichte haben im guten historischen Stile italienisch geschrieben: Galeazzo Gualdi, Bapt. Comazzi und Jos. Maria Reina; unter den Deutschen: Joh. Jak. Schmauß, Karl Burch. Menken, Euchar. Gottl. Rink, und am besten Franz Wagner, aber nur bis 1689, letzterer lateinisch.
8. Wichtig sind Samuel v. Puffendorfs: Res gestae Fried. Guil. Magni, Elect. Brand. Berlin 1695. Dann Lips. et Berol. 1733.
9. Camill. Contarinus Gesch. des Türkenkrieges von 1683. Venedig 1710; ital. geschrieben.
10. Für Ludwigs XIV. Zeit, welche so einflußreich für Deutschland, sind klassisch: Oeuvres de Louis Duc de St. Simon. 40 Tom. Paris 1840—42.
11. Kaiser Josephs I. Leben haben beschrieben: Fr. Wagner, Zschackwitz, Rink und Herchenhahn.
12. Kaiser Karls VI. Leben: Zschackwitz, Schwarz, Schmauß und Schirach.

Für die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges ist Hauptwerk:

13. De Lamberty Mémoires pour servir à l'histoire du 18 siècle; von 1700—18, Haag, 14 Voll.; auch:

14. Geschichte des span. Erbf.-Kr. von zwei anonymen Verf., eine französische zu Köln 1708, die andere englisch, London 1707.

15. Mémoires du Prince Eugène de Savoye, écrits par lui-même. Weimar 1810.

16. Memoirs of J. Duke of Marlborough, by W. Coxe. 1820. 6 Voll.

17. Die großartigen Begebenheiten des Zeitraumes von 1740—89, besonders des siebenjährigen Krieges, und die Begeisterung, welche Friedrich der Große seinen Zeitgenossen einflößt, wecken auch den Geist der Geschichtschreibung, welcher, wenn auch nicht Erzeugnisse des ersten Ranges, doch sicher des zweiten, hervorbringt. Der große König selbst widmet der Beschreibung seiner Zeit und seiner eigenen Thaten seine Feder.

Friedrich II. Histoire de mon tems und Hist. de la guerre de sept ans, so wie die übrigen, die Geschichte und die Politik betreffenden, Schriften unter seinen Werken; endlich auch sein Briefwechsel mit vielen ausgezeichneten Personen, — sind wichtige Dokumente für die Geschichte.

18. Die Zeit des östreichischen Erbfolgekrieges hat besonders behandelt: Adelung in der Staatsgeschichte von Europa von 1740—48. Gotha. 6 Bde.

Die Geschichte des siebenjährigen Krieges behandeln folgende Werke:

19. Deutsche Kriegskanzlei von 1757—63. 18 Bde.

20. Beiträge zur neuern Staats- und Kriegsgeschichte von 1756—62. 13 Bde.

21. Lloyd's Gesch. des letzten Krieges in Deutschland, aus dem Engl. von Tempelhof, 5 Bde.

22. Archenholz Geschichte des siebenjährigen Kriegs. 2 Bde.

23. v. Retzow Charakteristik der wicht. Ereignisse des siebenjähr. Kriegs 2 Bde.

24. v. Mauvillon Gesch. des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. 1790.

25. Die Briefe des Herzogs Ferdinand v. Braunschweig, herausgegeben von v. d. Knesebeck 1857.

26. Feldzüge der alliirten Armee von 1757—62, aus dem Tagebuche des Generalmaj. v. Rheden. 1805.

27. Ausführl. Beschreib. der Schlacht bei Kunersdorf von Kriele, Prediger zu Kunersdorf. Berlin 1801.

28. Friedrich II. Lebensgeschichte ist von sehr vielen Schriftstellern behandelt, z. B. Köster, Seiffart, Zimmermann, Funke, Garve, Stein, Thiebault, Förster, Preuß u. a., Anekdoten aus Friedr. Leben sind gesammelt von Nikolai.

Die Staatsschriften dieser Zeit hat gesammelt:

29. Der Graf von Herzberg in seinem: Recueil des déductions, manifestes, déclarations, traités etc. publiés par la Cour de Prusse depuis l'année 1756—90. 3 Tom.

Die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege behandelt:

30. Manso in seiner: Gesch. des preuß. Staates vom Hubertusburger Frieden bis zur zweiten Pariser Abkunft, 3 Bde., auf pragmatische Weise.

Sehr wichtig für die letzte Zeit Friedrichs des Großen und die Geschichte Deutschlands zur Zeit der franz. Revolutionskriege ist das treffliche, mit strenger Wahrheitsliebe geschriebene Werk:

31. Dohm Denkwürdigkeiten meiner Zeit, 1778—1806. 5 Bde.

Zu bemerken für das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sind noch mehrere politische Zeitschriften, welche den Gang der Begebenheiten erzählend und beurtheilend verfolgen und zum Theil bis jetzt fortdauern, z. B.

32. Büsching — Magazin für Geschichte und Geographie, 1767—81 Hamb. 15 Bde. und Halle 1781—93, bis Bd. 23.

33. Schlözers historischer Briefwechsel von 1775—82, 10 Bde.; und Staatsanzeigen 1782—93. 18 Bde.

34. Schirachs polit. Journal seit 1781—1804, fortgesetzt von dessen Sohne.

35. Archenholz — Minerva von 1792—1809, von da fortgesetzt von Alex. Bran.

36. Girtanners polit. Annalen 1793 und 94.

37. Posselt — Europ. Annalen, 1795—1804, dann von versch. Verf.

38. Jahrbücher der preuß. Monarchie unter Friedr. Wilh. III. 1798—1801.
Im 19. Jahrh. sind erst angefangen:
39. Die Zeiten von Chr. Dan. Voß, 1805—20.
40. Bredow — Chronik des 19. Jahrh., 1801—8, fortges. von Venturini als Geschichte unserer Zeit.
Die Geschichte der franz. Revolution haben, außer den franz. Schriftstellern: Bertrand de Molleville, Necker, Desodoards, Bouillé, Pages, Toulongeon, Bailly, Papon, Mignet, Prudhomme, Thiers und vielen andern, unter den Deutschen behandelt:
41. Girtanner — Histor. Nachrichten über die franz. Revol., fortges. von Buchholz. 17. Bde.
42. v. Eggers — Denkwürd. d. franz. Revol. 6 Bde.
43. J. G. Eichhorn — Die franz. Revol. in einer Uebersicht. 2 Bde.
44. Rehberg — Unters. üb. die franz. Revol. nebst kritischen Nachrichten über deren merkwürd. Schriften.
45. Dahlmann, Gesch. der franz. Revol. bis auf die Republik. 1845.
46. Leo, Gesch. der franz. Revol. 1842.
47. Niebuhr, Vorles. über das Zeitalter der Revol. im Sommer 1829.
Ueber die franz. Revolutionskriege handeln viele Schriften, unter andern:
48. Scharnhorst — Militärische Denkwürdigkeiten unserer Zeit während der franz. Rev.-Kriege. 6 Bde.
49. (Erzherz. Karl v. Oestreich) Gesch. des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz. 2 Bde.
Ueber die Friedensunterhandlungen in Rastadt:
50. (C. L. v. Haller) Geh. Gesch. der Rastadter Friedensunterhandlungen in Verbindung mit den Staatshändeln dieser Zeit. 6 Bde.
51. Münch v. Bellinghausen — Protokoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastadt mit den Originalien genau verglichen, mit Anmerk. 6 Bde.
Die Kriege im 19. Jahrh.:
52. H. v. Bülow — Der Feldzug von 1805, militärisch und politisch betrachtet. 2 Bde.
53. Die Schlacht bei Austerlitz von einem Offizier als Augenzeugen.
54. K. v. Plotho — Tagebuch während der Kriegsoperationen in den J. 1806 u. 7.
55. v. Valentini — Versuch einer Gesch. des Feldzuges von 1809.
56. v. Hormayr — Das Heer von Inneröstreich im Kriege von 1809. in Italien, Tyrol und Ungarn, aus offiziellen Quellen.
57. Bertholdy — Der Krieg der Tyroler Landleute im Jahr 1809.
58. Gesch. Andr. Hofers aus Orig.-Quellen. 1817.
59. L. Lüders — Frankreich und Rußland im Kampfe von 1812. — Außerdem haben diesen Krieg beschrieben v. Liebenstein, Röder von Bomsdorf und v. Odeleben; unter den Franzosen Labaume, Chambray, Ségur u. A.; unter den Russen Danilevsky u. A.
60. v. Plotho — Der Krieg in Deutschland und Frankreich 1813—15. — Bis zum Waffenstillstande im Juni 1813 haben diesen Krieg auch beschrieben: L. v. W. (General von Müffling), und Gen. v. Gneisenau.
61. Pfuel, Uebersicht der Kriegsjahre 1813, 14 u. 15.
62. v. Odeleben — Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. (Augenzeuge in Napoleons Hauptquartier.)
63. F. Aster — Die Schlacht bei Leipzig, mit Plänen. (Außerdem viele andere Schriften.)
64. Die Centralverwaltung der Verbündeten unter dem Frhrn. v. Stein. 1814.
65. L. v. W. (Gen. v. Müffling) Gesch. des Feldzuges der Armeen unter Wellington und Blücher 1815.
66. Grolmann, Gesch. des Feldzugs von 1815.
67. Beamisch, Gesch. der engl. deutschen Legion.
68. F. Saalfeld — Geschichte Napoleon Bonaparte's, 2 Thle. — Außerdem schrieben über Napoleons Leben: Schütz, Aretin, die Franzosen: Thibaudeau, Gourgaud, Montholon, Las Cases, Fain, Fleury de Chabulon, Bourienne, Thiers u. A.

Wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der Zeit geben die vielfach erschienenen Lebensbeschreibungen wichtiger mithandelnder Personen: wir heben aus diesen nur hervor:

69. Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Königs Friedr. Wilh. III.

70. Droysen, der Feldmarschall Graf York von Wartenburg und der General Bülow von Dennewitz;

vor Allen aber:

71. Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn von Stein. 7 Bde., und des Feldmarschalls Neithardt von Gneisenau 1. Bd.

72. Klüber — Akten des Wiener Kongresses. 7 Bde.

73. Protokolle der deutschen Bundesverfassung 1816 ff.

74. G. v. Meyer — Repertorium zu den Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung 1822.

In der Zeit nach der Wiederherstellung des Vaterlandes wurde der Sinn für Geschichtsforschung sehr geweckt und es ist viel Fleiß auf die Bearbeitung der Quellenschriftsteller des Mittelalters verwendet; mehrere derselben sind einzeln herausgegeben. Das großartigste Unternehmen aber, welches jemals für unsere Geschichte begonnen, ist und dessen Durchführung uns eine vollständige Quellenliteratur des Mittelalters verschaffen wird, ist die Sammlung, welche die von dem Freiherrn v. Stein gestiftete Frankfurter Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde herausgiebt, unter dem Titel: Monumenta Germaniae historica ed. G. H. Pertz.

Unter den größeren Bearbeitungen der gesammten deutschen Geschichte sind die älteren von:

1. Ing. Schmidt, fortges. von Milbiller und Dresch, 24 Bde.; und
2. Heinrich, 3 Bde.;

und unter den neueren die von:

3. Adolph Menzel, in 8 Bdn. bis auf die Reformation, und von da an Neuere Gesch. der Deutschen; und
4. Luden, Gesch. des deutschen Volks, — die umfassendsten.

Die vortrefflichen Bearbeitungen einzelner Kaiserhäuser, wie die der sächsischen Kaiser von Giesebrecht, der salischen von Mentzel, der Hohenstaufen von v. Raumer, die Gesch. Deutschlands zur Zeit der Reformation von Ranke, können, wie viele andere neuere Werke über einzelne Perioden, nicht ausführlicher behandelt werden.

Die neueste Geschichte seit dem J. 1848 ist durch die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen und die Einführung der Preßfreiheit so überreich an Quellen, daß die Geschichtsforschung eben durch die Masse erschwert wird und ihr Hauptaugenmerk darauf richten muß, die Spreu von dem Weizen und die Wahrheit von der Lüge und Entstellung zu sondern.

---

119. Allgemeine Bemerkungen.

Es bedarf nicht vieler Worte, um den zerschlagenen Zustand des Vaterlandes nach so verheerendem Kriege, welcher mehr als ein halbes Menschenalter gedauert hatte, zu schildern. Zwei Drittheile der Einwohner waren zu Grunde gegangen, weniger durch das Schwert, als durch die langsamer und qualvoller zehrenden Uebel, welche in des Krieges Gefolge ziehen: Seuchen, Pest, Hungersnoth, Schrecken und Verzweiflung. Der Tod in der Schlacht ist des Krieges Unglück nicht; solcher Tod ist oft der schönste, weil er den Mann, im Augenblicke der Begeisterung und herrlichsten Lebensgefühles, ohne die kalten Schauer langsamer Annäherung, fortrafft; aber das ist der Fluch des Krieges, daß seine Gräuel die Gemüther der Nichtkämpfenden, der Greise und Weiber und Kinder, sowohl durch wirkliche Noth, als durch die lähmende Angst vor der noch kommenden, verfinstern, und alle

Freudigkeit und Zuversicht des Lebens hinwegnehmen. Der junge Keim der neuen Geschlechter wird im Entstehen vergiftet und kann nur ein kränkelndes Zeitalter, ohne Kraft und Muth, hervorbringen.

Dennoch bewährte sich die deutsche Tüchtigkeit auch in dieser Zeit durch ein verhältnißmäßig schnelles Ermannen. Dieses zeigte sich in sittlicher Hinsicht in einem tiefen Ernste, der auf das gänzlich losgebundene Leben folgte, wie denn gerade die Endpunkte sich oftmals berühren. Die Sittenverwilderung, theils in den Kriegern, welche aus dem Feldlager nach Hause kehrten, theils in der wüst aufgewachsenen Jugend, nöthigte die Fürsten, viele Sorge auf Kirchen- und Schulanstalten zu wenden, und solche Sorge trägt immer hundertfältige Zinsen. — So wie die Thätigkeit der Menschen wieder erwachte, so lebte vor allem der Landbau so schnell wieder auf, daß kaum ein größeres Beispiel des deutschen Fleißes zu finden ist. Grundstücke waren sehr wohlfeil, denn so viele Tausende von Besitzern waren ausgestorben; die Volkskraft wendete sich ganz vorzüglich auf den Ackerbau; bald blüheten die Felder wieder und viele Dörfer erhoben sich aus der Asche. Schon zwölf Jahre nach dem Kriege fand unter andern der französische Marschall Grammont die Pfalz, die er im Kriege verwüstet gesehen, wiederum blühend. Es kam auch bald die Zeit, da die Menschenrechte in dem Bauernstande besser erkannt und die härteren Formen der Leibeigenschaft nach und nach in gelindere umgewandelt, bis sie endlich überall ganz gelöst wurden. Und da die gesunde Lebenskraft für ein Volk am meisten aus der mütterlichen Erde aufgeht, wenn es ihr seine Sorge widmet, so hätte auch aus dem, zu einfacher Lebensweise zurückgekehrten, dünnwohnenden Geschlechte von Ackerbauern dauernd ein neues, herrliches Deutschland aufblühen können. Allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, durch viele tiefliegende, allgemeine Ursachen.

Zuerst stand der Verfall der Städte doch in zu großem Widerspruch mit dem Wiederaufleben des Landbaues. Das städtische Leben war in seinen besten Nerven gelähmt und zerrüttet; vorzüglich, wie schon früher entwickelt ist, durch den veränderten Welthandel; doch ging die Abnahme nur allmälig bis zum dreißigjährigen Kriege. Noch kurz vor demselben giebt ein auswärtiger Schriftsteller der deutschen Nation den Rang vor allen übrigen in der Größe und Menge der Städte, in ihrem Kunstfleiße und in der Geschicklichkeit ihrer Künstler und Handwerker. Diese wurden nach allen Ländern Europa's berufen. Die geschicktesten Goldschmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja selbst Maler, Bildhauer und Kupferstecher waren unter andern zu Venedig noch am Ende des 16. Jahrh. meistens Deutsche oder Niederländer. Aus dem Anfange jenes Jahrhunderts aber dürfen nur die berühmten Maler: Albrecht Dürer, Hans Holbein und Lukas Kranach genannt werden, um eine hohe Blüthe der Kunst in den deutschen Städten zu bezeichnen. Der dreißigjährige Krieg aber hatte die Kraft der Städte völlig gebrochen. Viele, die sonst blühend und frei waren, lagen in der Asche, die übrigen waren größtentheils von Menschen entblößt, und die großen Gewerke, durch welche Deutschland alle anderen Länder übertraf, lagen durch den Verlust der Arbeiter darnieder. Auf einem Hansetage zu Lübeck im Jahre 1630 erklärten fast alle übriggebliebenen Hansestädte, daß sie die Kosten des Bundes nicht mehr aufzubringen vermöchten. — Die neue arme Zeit konnte durch Mäßigung und Arbeit wohl Vieles ersetzen, aber der alte Glanz und die alte Freudigkeit waren dahin.

Das Arbeitselige und Mühselige stand, wie ein Schriftsteller sagt, den folgenden Zeiten auf der Stirne geschrieben. Viele der Städte mußten sich nun, halb frei, halb durch die Noth der Zeit gezwungen, den Fürsten unterwerfen, wie denn z. B. im J. 1661 der Bischof Christoph von Gahlen sich der Stadt Münster, im J. 1664 der Churfürst von Mainz der Stadt Erfurt, im J. 1666 der Churfürst von Brandenburg der Stadt Magdeburg und im J. 1671 die Herzöge von Braunschweig der Stadt Braunschweig bemächtigten; und die noch den Namen der freien Reichsstädte behielten, wie dürftig und armselig haben die meisten von ihnen sich hingeschleppt, bis sie in der neuesten Zeit gleichfalls ihre Unmittelbarkeit verloren haben?

Auch die Herrlichkeit des Adels war verschwunden. Seit er nicht mehr den eigentlichen Kriegerstand bildete und durch ritterliche Waffentüchtigkeit der Nation voranleuchtete; seit seine Selbstständigkeit aufgehört und das abhängige Leben an Höfen, oder das unthätige in bestimmungsloser Zurückgezogenheit auf seinen Gütern, seine Kräfte gelähmt hatte; seit die Nachahmung fremder Sitten und Sprache, seit Weichlichkeit und Zierlichkeit an die Stelle der alten Mannhaftigkeit traten, da ging die alte Bedeutung des Adels verloren; und so fehlten von nun an zwei wesentliche Glieder in der Reihe der Erscheinungen, welche dem Mittelalter, bei allen seinen Mängeln, doch den eigenthümlichen Glanz der Kraft, der Hoheit, des Außerordentlichen in der Geschichte gegeben hatten.

Auch in den andern Ländern Europa's sind in den letzten Jahrhunderten ähnliche Veränderungen vorgegangen, und das, was das Mittelalter auszeichnete, hat einer neuen Ordnung der Dinge Platz machen müssen. Allein bei den meisten übrigen bot dagegen ein reich aufblühender Handel den Ersatz dar, indem er die Mittel gewährte, die einem Volke ein freudiges Gefühl des Wohlstandes und der Entwickelung aller Kräfte geben können. Deutschland aber war in dieser Hinsicht gelähmt; der Antheil, den einzelne wenige Städte noch an dem Welthandel behielten, konnte dem Ganzen keinen Ersatz geben; und anstatt durch besonnene Rückkehr zu derjenigen Einfachheit des Lebens, welche den Ackerbau treibenden Völkern eigenthümlich sein muß, der allmäligen Verarmung entgegen zu arbeiten, überließ man sich in steigendem Fortschritt dem Luxus und lieferte das durch den Ackerbau und Kunstfleiß mühsam erworbene Gut für ausländische, aus allen Welttheilen zusammengesuchte, Waaren den seehandelnden Nation in die Hände. So reich ist unser Vaterland nicht an Fruchtbarkeit des Bodens und Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse, daß es dem Kostbarsten, was alle Welttheile hervorbringen, das Gleichgewicht halten könnte. Der Luxus aber, die Begierde nach sinnlichen Genüssen aller Art, kennt kein Maaß und kein Ziel, wenn er einmal die Herrschaft gewonnen hat. Er kam nicht aus unserer Natur hervor, sondern ist uns von den Fremden eingeimpft worden, welche wir nur zu sehr, selbst in ihren Entartungen, nachgeahmt haben. Die Reisen in das Ausland, besonders nach Frankreich und seiner Hauptstadt; die Nachahmung französischer Moden und Sitten, ja Unsittlichkeit; das Verpflanzen französischer Lehrmeister und Erzieherinnen in die Mitte deutscher Familien; die Verachtung der eigenen guten, treuen Sprache; die Verehrung der fremden, oberflächlichen Philosophie, welche der ernsten Ansicht des Lebens mit seinen Pflichten, der Religion, der Kunst und Wissenschaft, so sehr entgegen war, — alle diese Uebel, welche zuerst die höheren Stände der Ge-

sellschaft und bald auch die mittleren ergriffen, sie haben den größeren Theil des Zeitraumes hindurch, den wir jetzt anfangen, den nachtheiligsten Einfluß auf den äußern wie innern Zustand des deutschen Volkes gehabt.

Doch wollen wir nicht verkennen, daß aus unserer Verbindung mit den Fremden auch viel Gutes für unsere allgemeine Bildung gewonnen ist und daß überhaupt der Gang der neueren Geschichte unverkennbar die Bestimmung gehabt hat, alle christlichen Völker zu immer engerer und lebendigerer Wechselwirkung zu führen. Besonders ist uns Deutschen, die wir in die Mitte zwischen die Hauptvölker Europa's gestellt sind, die größte Empfänglichkeit des Sinnes von der Natur eingepflanzt. Wir möchten alles Vorzügliche im ganzen Kreise menschlicher Thätigkeit und Bildung kennen lernen und das Kennengelernte uns zu eigen machen. Universalität der Bildung, wie man es kunstgerecht nennt, ist immer mehr der Deutschen Ziel und Streben geworden, und die Eigenthümlichkeit unsrer Verfassung hat dieses Streben wesentlich unterstützt. Bei andern Völkern, die ein geschlossenes Reich bildeten, hat die allgemeine Hauptstadt meistentheils für das, was als wahr, als schön und anmuthig gelten sollte, ihre Gesetze gegeben; die Bildung erhielt nach und nach feststehende Formen und konnte nicht ohne Einseitigkeit bleiben. In Deutschland hingegen erhielt sich in Wissenschaft und Kunst das rege Leben eines Freistaates; die größeren und kleineren Regierungen wetteiferten, sie zu befördern; keine Stadt und kein Einzelner konnten Gesetze geben; es galt kein Ansehen der Person, sondern das in sich Gediegene konnte, wenn auch nicht immer sogleich und in der Nähe, doch sicher im Laufe der Zeit auf Anerkennung rechnen. So ist es dahin gekommen, daß an umfassender Bildung wohl kein Volk der Erde sich mit dem deutschen vergleichen kann. — Doch liegt gerade auch hier die größte Gefahr der Verirrung. Es ist dem Menschengeschlechte nichts schwerer, als zwischen den mannigfaltigen Abwegen die rechte Mitte zu halten, Aufklärung und Verfeinerung mit religiöser und sittlicher Strenge, den offenen Sinn für alles Gediegene, wo es sich auch findet, mit der Festigkeit einer eigenthümlichen, sich stets treu bleibenden Weltansicht, und die Selbstständigkeit des freien Geistes mit Selbstverleugnung und Hingebung des Gemüths, zu vereinigen. Nichts desto weniger ist das Hinstreben zu solchem gediegenen Gleichgewichte die wahre Lebensaufgabe für den Einzelnen, wie für ganze Völker, und namentlich ist sie die des deutschen Volkes. Die vorliegende Periode wird uns zeigen, wie es sich von diesem Ziele bald weiter entfernt, bald demselben wieder genähert hat; sie wird uns überhaupt den Wechsel des Auf- und Absteigens, welcher das Loos des Erdenlebens ist, in großen Zügen vor Augen stellen.

Auch in der äußeren Geschichte unseres Vaterlandes zeigt sich dieser Wechsel: glückliche und ruhige Zeiten wechseln mit bedrängten, der Krieg zerstört häufig die Früchte des Friedens. Keine Zeit unserer Geschichte ist trüber, als die während der langen Regierung Ludwigs XIV. von Frankreich, und niemals hat sich unsere politische Schwäche trauriger gezeigt, als gegen seine ehrgeizigen Anstrengungen. — Die Zeit der Ruhe von seinem Tode bis zum östreichischen Erbfolgestreite fing an die Künste des Friedens aufzuwecken, aber ihr Keim wurde wieder gehemmt durch die Stürme jenes Streites und besonders des siebenjährigen Krieges. Der fünf und zwanzigjährige Zwischenraum zwischen letzterem und der französischen Revolution ist der längste Friedensstand des vorigen Jahrhunderts gewesen und hat ein

solches Leben und Regen aller Kräfte entwickelt, daß die gleich lange Zeit der neuen Kriegsstürme und Drangsale, die der Revolution folgten, dasselbe wohl hemmen, aber nicht unterdrücken konnte. Die 33jährige Friedenszeit, welche auf die Vernichtung der Napoleonischen Weltherrschaft bis zu dem sturmbewegten Jahre 1848 in Deutschland folgte, hat wiederum so erstaunenswerthe Fortschritte, besonders in den mechanischen Künsten, in der gewerblichen Betriebsamkeit der Menschen und in dem Verkehre der Völker unter einander mit sich geführt, daß die Vergleichung mit früheren Zeitaltern dem unsrigen in jener Beziehung einen sehr hohen Platz anweisen muß. Allein die Pflege der innern Tüchtigkeit der Gesinnung, des sittlichen Ernstes und der religiösen Demuth und Entsagung hat mit den Bestrebungen für äußeres Wohlbefinden nicht gleichen Schritt gehalten; es ist wieder die traurige Erfahrung an das Licht getreten, daß es dem Menschengeschlechte fast schwerer ist, Glück als Unglück würdig zu tragen. Zugleich haben sich die Uebel, die aus der Ueberbevölkerung entspringen, immer drohender kund gegeben. Das Umsturzjahr 1848 hat die Gefahren, welche dem Gemeinwesen fast in allen Ländern Europa's drohen, in so erschreckender Weise an den Tag gebracht, daß viel Muth und Gottvertrauen dazu gehört, an einen glücklichen Wiederaufbau unserer Zukunft zu glauben. Und nur dann wird ein solcher Wiederaufbau gelingen, wenn die große Wahrheit immer tiefer und allgemeiner in dem Bewußtsein der Menschen sich geltend machen wird, welche die Geschichte auf jedem ihrer Blätter predigt: daß alle Staatsform, alle Verfassung, alle Gesetze, aller Besitz erst dadurch ihren Werth für das Leben erhalten, wenn die Menschen durch Ernst, Treue und Wahrheit, durch Ehrfurcht vor göttlichem und menschlichem Rechte, durch Selbstüberwindung, Genügsamkeit und Fleiß, sich eines glücklichen Zustandes würdig machen!

Der Kaiser Ferdinand III. hat noch neun Jahre nach dem westphälischen Frieden gelebt und mit billiger, kluger Gesinnung regiert. Die Ruhe Deutschlands wurde unter ihm nicht weiter gestört. Er bewirkte bei den deutschen Fürsten, daß sie seinen Sohn Ferdinand zum römischen Könige erwählten; leider aber starb der junge, hoffnungsvolle Mann, auf den alle Augen mit freudiger Zuversicht gerichtet waren, schon im J. 1654 an den Blattern und der Vater mußte seine Bewerbungen für seinen zweiten Sohn Leopold, welcher von weniger vorzüglichen Anlagen war, wiederum anfangen. Aber ehe sie den erwünschten Erfolg hervorgebracht hatten, starb der Kaiser am 2. April 1657.

120. Leopold I. 1658—1705.

Die Wahl des neuen Kaisers fand Schwierigkeiten, weil Frankreich den Augenblick benutzen wollte, die Kaiserwürde, nach der es lange gestrebt, an sich zu bringen. Wirklich gelang es ihm auch, die geistlichen Churfürsten am Rheine zu gewinnen, allein die weltlichen fühlten den Schimpf und den Schaden, den das Vaterland dadurch erleiden würde, und bestanden auf der Wahl des östreichischen Erzherzogs Leopold, obwohl dieser erst 18 Jahr alt war. Sie kam am 18. Juli 1658 zu Frankfurt zu Stande. Dennoch wußte der französische Minister, Kardinal Mazarin, schon damals einen Bund zu Stande zu bringen, den man den Rheinischen Bund nannte und der, wie es lautete, zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens,

im Grunde aber gegen das Haus Oestreich, errichtet wurde. Die Theilnehmer des Bundes waren: Frankreich, Schweden, Mainz, Köln und Trier, der Bischof von Münster, Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel und die drei Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; eine sonderbare Mischung solcher, die noch eben als Feinde gegen einander gestanden hatten, der geistlichen Churfürsten mit protestantischen Fürsten und den Schweden. Was aber Frankreich bei diesem Bunde und seinem ganzen Verfahren gegen Deutschland im Sinne gehabt, schildert ein einsichtsvoller Mann damaliger Zeit sehr treffend: „Anstatt offenbare Gewalt zu gebrauchen, wie während des dreißigjährigen Krieges, schien es dem Franzosen ein kürzerer Weg zu sein, einige deutsche Fürsten, besonders die am Rheinstrom, durch einen Bund und, wie man sagt, auch durch einen jährlichen Sold, an sich zu ketten, überhaupt den Schein anzunehmen, als sei er für Deutschland sehr besorgt, damit die Fürsten glauben möchten, Frankreichs Freundschaft gewähre ihnen einen bessern Schutz, als der Kaiser und die Gesetze des Reichs. Daß auf diese Weise der gerade Weg zum Umsturz der deutschen Freiheit gebahnt werde, muß Jedermann einsehen, der nicht gar einfältig ist."

Dieses Frankreich zeigte auch bald darauf, daß es nur auf Gelegenheit wartete, die Hand, welche es eben zur Freundschaft dargeboten hatte, von neuem zum Ergreifen seiner Beute auszustrecken. Die lange Regierung Kaiser Leopolds ist fast ganz mit Kriegen gegen Frankreich und seinen übermüthigen König Ludwig XIV. ausgefüllt, und unser armes Vaterland hat schrecklich darunter bluten müssen. Leopold, gutmüthig und fromm, auch sehr wohlunterrichtet, aber unthätig und wenig scharfsichtig, war einem Gegner wie Ludwig, der mit Schlauheit den größten Uebermuth des Stolzes und der Eroberungssucht verband, nicht gewachsen. Frankreich verfolgte schon damals mit fester Entschlossenheit das Ziel, den Rhein zu seiner Grenze zu machen und die spanischen Niederlande, welche unter dem Namen des burgundischen Kreises zum deutschen Reiche gehörten, Lothringen, die übrigen Stücke des Elsaß, und wo möglich auch die Länder deutscher Fürsten am linken Rheinufer in seine Gewalt zu bringen. Solcher Geist der Vergrößerungssucht lebte in dem Könige, wie in dem Volke, und diejenigen irren sehr, welche meinen, er sei erst in unsern Tagen durch die Revolution und die Wildheit einzelner Menschen an das Licht geboren. Schon unter Ludwig XIV. redeten die französischen Schriftsteller der Eroberungssucht laut das Wort, und einer derselben, ein gewisser Aubry, stellte sogar in einer Schrift den, in jetziger Zeit erneuerten und seiner Vollendung schon so nahe gebrachten, Gedanken auf: „Das ganze römisch-germanische Reich, wie es einst unter Karl dem Großen bestanden, gebühre seinem Könige als dessen Nachfolger." Und in einer Rede, welcher der Abbé Colbert, im Namen der gesammten französischen Geistlichkeit, an Ludwig XIV. hielt, heißt es unter andern: „König, der du so gut auf dem Meere, als dem festen Lande, deine Gesetze giebst; deinen Blitz, wenn es dir gefällt, auf Afrika's Küste schleuderst; der du, wenn du willst, die stolzen Völker demüthigst und ihre Herrscher zwingst zu den Füßen deines Thrones deine Macht anzuerkennen und deine Gnade anzuflehen," u. s. w. So redete schon im J. 1668, im Angesichte von ganz Europa, ein Stand, der sich durch Mäßigung und Wahrheit vor allen andern auszeichnen sollte.

Der König Ludwig fing seine Eroberungen mit den spanischen Niederlanden an, auf welche er alte Rechte vorgab. Die Spanier

riefen für den burgundischen Kreis die Hülfe des deutschen Reiches an, allein keiner der Fürsten rührte sich, einige aus Gleichgültigkeit, andere aus Furcht, andere endlich, — der Schande! — durch französisches Geld bestochen. Solche Wirkungen hatte der rheinische Bund hervorgebracht! — So, von aller Hülfe verlassen, fielen die Niederlande bald in Ludwigs Hände, und in dem Frieden zu Aachen im J. 1669 mußten die Spanier eine Reihe von Grenzstädten an Frankreich abtreten, um nur einen Theil des Landes zu retten.

Darauf überzog Frankreich im J. 1672 mit höchst ungerechtem Kriege die Holländer; denn wenn es gar gelang, diese zu unterdrücken, so konnte Frankreich auch zur See Europa Gesetze vorschreiben. Die neue Gefahr wirkte eben so wenig auf die deutschen Fürsten, als die erste; sie sahen ruhig zu; ja der Churfürst von Köln und der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Gahlen, ein merkwürdiger Mann seiner Zeit, schlossen ein Bündniß mit Frankreich. Nur der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, auch unter dem Namen des großen Churfürsten bekannt, durchschaute die Verhältnisse der Völker am klarsten und sah die Nothwendigkeit ein, das europäische Gleichgewicht nicht untergehen zu lassen. Er rüstete sich zur Vertheidigung seiner westphälischen Länder, welche an den Kriegsschauplatz grenzten; — durch die endliche Entscheidung der Jülichschen Erbstreitigkeiten hatte er im J. 1666 das Herzogthum Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg erhalten, Pfalz-Neuburg aber die Herzogthümer Jülich und Berg. — Friedrich Wilhelm brachte auch den Kaiser Leopold zu kriegerischen Maßregeln gegen die französischen Eroberungsversuche; beide zusammen ließen im J. 1672 ein verbündetes Heer unter dem kaiserlichen Feldherrn Montecuculi in's Feld rücken. Allein es war den Oestreichern mit dem Kriege nicht Ernst, weil der alles vermögende Rathgeber des Kaisers, der Fürst von Lobkowitz, durch Frankreich gewonnen war und den Feldherrn von ernsthaften Unternehmungen zurückhielt. Der Churfürst sah sein schönes Heer durch Hin- und Herziehen, durch Hunger und Krankheiten verderben und schloß im J. 1673 mit den Franzosen in ihrem Lager bei Vossem, in der Nähe von Löwen, einen Frieden, damit nur seine westphälischen Länder nicht ganz von ihnen zu Grunde gerichtet würden. Er erhielt sie zurück, bis auf die Festungen Wesel und Rees, welche die Feinde bis zum allgemeinen Frieden besetzt halten wollten.

Jetzt erst fing der Kaiser an, selbst Ernst zu zeigen, nachdem er den besten Bundesgenossen verloren hatte; die Ursache war, daß nun der Fürst Lobkowitz entfernt war. Montecuculi gewann am Niederrhein einige Vortheile und eroberte unter andern Bonn. Aber am Oberrhein und in Franken hauseten dafür die Franzosen desto härter, und vor Allem in der Pfalz, welche in dieser und der folgenden Zeit recht der Schauplatz und ein ewiges Denkmal französischer Grausamkeit geworden ist. Da sie so das Reich selbst angegriffen hatten, standen auch die Reichsfürsten gegen sie auf, und der Churfürst von Brandenburg schloß ein neues Bündniß mit dem Kaiser. Oestreich zeigte sich in allem thätiger und kräftiger. Auf dem Reichstage zu Regensburg war lange über den Krieg verhandelt, und nie kam es zum Schlusse. Oestreich merkte wohl, woran die Schuld lag; der französische Gesandte beim Reichstage wußte bald den einen bald den andern irre zu machen; da wurde ihm ohne weiteres Bedenken befohlen, in dreimal 24

Stunden Regensburg zu verlassen; und kaum war er abgereist, so erfolgte die Kriegserklärung des Reiches in wenigen Tagen.

Der Krieg selbst wurde mit abwechselndem Glücke, doch im Ganzen zum Vortheil Frankreichs geführt, dessen Feldherren die Kunst verstanden, ihn größtentheils auf deutschen Grund und Boden zu spielen. Bei den Anführern der Verbündeten war nicht Schnelligkeit und Einheit. Um dem kräftigsten der deutschen Fürsten, dem Churfürsten von Brandenburg, in seinem eigenen Lande zu thun zu machen, hatte Ludwig XIV. im J. 1674 mit den Schweden ein Bündniß geschlossen und ihnen große Vortheile gezeigt, wenn sie von Pommern aus in die Mark einfielen. Das traf dieses Land hart, aber dennoch ließ sich der Churfürst von dem Kriege am Rheine nicht abziehen, half hier, so lange es nöthig war, und brach dann im Juni 1675 in Eilmärschen nach seinen Ländern auf.

Schlacht bei Fehrbellin, 28. Juni 1675. — Freunden und Feinden unerwartet stand er plötzlich bei Magdeburg an der Elbe, ging in der Nacht durch die Stadt hinüber und traf auf die überraschten Schweden, die ihn noch tief in Franken glaubten. Sie wichen zurück und suchten sich zu vereinigen, er aber, rasch ihnen nach, erreichte sie am 28. Juni bei Fehrbellin. Er hatte nur seine Reiterei bei sich, das Fußvolk hatte so schnell nicht folgen können; dennoch beschloß er, den Feind auf der Stelle anzugreifen; seine Feldherren widerriethen es und wollten erst das Fußvolk erwarten, aber ihm schien jede Stunde verloren, die noch mit Warten vergehen sollte; der Angriff ward gemacht und durch den glücklichsten Erfolg gekrönt. Die Schweden, die seit dem dreißigjährigen Kriege in dem Rufe unüberwindlicher Tapferkeit standen, wurden gänzlich geschlagen und flohen in Unordnung in ihr Pommern. Auch dahin folgte ihnen Friedrich Wilhelm und eroberte den größten Theil von Vorpommern.

Dieser Churfürst kann als Gründer der preußischen Größe angesehen werden; seine Nachfolger bauten auf seiner Grundlage weiter. Außer der Erwerbung der westphälischen Länder aus der clevischen Erbschaft, machte er auch das Herzogthum Preußen unabhängig, indem er durch kluge Benutzung der Zeitumstände den Vertrag zu Welau im J. 1657 zu erlangen wußte, wodurch Preußen aus der Lehnsabhängigkeit von Polen entlassen wurde. Die Hauptstadt Berlin vergrößerte er durch den Werder und die Neustadt; in Frankfurt und Königsberg beförderte er die Universitäten und faßte schon den Plan zur Errichtung einer neuen in Halle. Den Kunstfleiß in seinen Ländern beförderte er sehr und nahm unter anderm auch viele fleißige Refügiés aus Frankreich auf. — Friedrich Wilhelm nahm immer seinen eigenen Gang, und wir werden ihn noch einigemal finden, wie er nicht nur als deutscher Reichsfürst, sondern als ein Glied der großen europäischen Staatenkette die Macht seines kleinen Landes geltend zu machen weiß. Dieses ist das Zeichen eines geborenen Herrschers, der sein Volk keinem im Range nachstehen lassen, sondern zu selbstständiger Würde unter den übrigen emporheben will. Wer mag es ihm verargen, daß er nach solcher Selbstständigkeit strebte, in einer Zeit, da der deutsche Bund seine Kraft verloren hatte, da der Kaiser fast zum Schattenbilde geworden war und schon viele der Reichsfürsten mit dem Auslande Verbindungen schlossen? Nur dann wäre er zu tadeln, wenn er selbst solche Verbindungen, zum Schaden des Reiches, geschlossen und dem Wohle des Ganzen Wunden geschlagen hätte; aber das Streben seines Lebens ging vielmehr dahin, der französischen Ueber-

macht einen Damm entgegenzuwerfen und die Freiheit der deutschen wie der europäischen Völker möglichst zu schützen. Das gemeinsame Vaterland war ihm kein leerer Name.

Am Rheine führte in diesem Jahre 1675 wieder der alte, erfahrene kaiserliche Feldherr Montecuculi den Befehl und sogleich war das Waffenglück günstiger. Ihm gegenüber stand der berühmte französische Heerführer Türenne, einer der größten seiner Zeit. Vorsichtig näherten sie sich einander, denn sie kannten einander schon; endlich hatte Türenne den rechten Fleck zu einer Schlacht gefunden, wo alles ihn zu begünstigen schien; es war bei dem Dorfe Sasbach, unweit Oppenheim. Aber wie er gegen den Feind vorritt, um die Gegend genau zu erkunden und das Treffen zu ordnen, riß ihn eine Kanonenkugel vom Pferde. Sein Fall erschreckte das Heer so sehr, daß es in Eile zurückwich und auf der Flucht noch beträchtlichen Verlust erlitt.

Dennoch wurde nicht viel gewonnen. Die Franzosen, um die Kaiserlichen von ihrem Lande abzuhalten, erfanden das grausamste Mittel. Weil sie ihre Grenze nicht mit Heeren vertheidigen konnten, so wollten sie es durch eine Einöde thun; sie verwüsteten daher im folgenden Jahre den ganzen deutschen Landstrich an der Saar dergestalt, daß man in einer Weite von vierzehn Meilen nichts als Brandstätten und verödete Felder erblickte. Da konnten die deutschen Heere in dem ausgehungerten Lande nicht bestehen und mußten sich zurückziehen. Die unglücklichen Einwohner flohen in die Wälder und viele kamen vor Hunger und Elend um.

Der Friede zu Nimwegen, 1678 und 79. — Mit ängstlicher Erwartung richteten alle die Augen auf die Friedensversammlung, die schon in Nimwegen vereinigt war. Die Franzosen, so schien es, mußten eilen, jeden, selbst einen nachtheiligen, Frieden zu schließen, weil viele Feinde gegen sie waren. Aber sie haben es immer sehr gut verstanden, ihre Gegner zu trennen. Es gelang ihnen, die Holländer, für welche doch der Krieg angefangen und die dadurch gerettet waren, durch dargebotene Vortheile zuerst abwendig zu machen, Sie schlossen den Frieden allein und erhielten die Festung Mastricht. Dann folgten die Spanier und mußten nun schon mehrfach ersetzen, was den Holländern eingeräumt war; sie traten von neuem einen schönen Landstrich von ihren Niederlanden und die ganze Franche-Comté ab. Darauf verglich sich der Kaiser, der den Krieg nicht allein fortsetzen wollte; er mußte die wichtige Festung Freiburg im Breisgau übergeben. Ganz verlassen stand endlich der Churfürst von Brandenburg da; er hatte den Schweden ganz Pommern abgenommen und hoffte einen vortheilhaften Frieden zu schließen; allein selbst die Niederländer, für die er gekämpft, versagten ihm ihre Hülfe. So mußte er fast alles eroberte Land wieder zurückgeben. Bei diesen Verhandlungen zu Nimwegen wurde der große Einfluß, den Frankreich über Europa übte, auch in der Sprache schon sichtbar. Unter den dreißig Jahre früher zu Münster und Osnabrück versammelten Gesandten waren sehr wenige, welche Französisch verstanden; zu Nimwegen aber redeten alle schon diese Sprache. Doch wurden die Verhandlungen selbst noch lateinisch geführt.

121. Die französischen Reunionen.

Die geängsteten Länder fingen wiederum an frei aufzuathmen, nachdem der Friede mit seinen Segnungen zurückgekehrt war und die französische Habsucht befriedigt schien. Aber auch im Frieden verstand sie es, ihren Raub

zu verfolgen. Ein Parlamentsrath von Metz, Roland de Revaulx, legte dem Könige einen Plan vor, wie er am Oberrhein seine Herrschaft noch viel weiter ausdehnen könne, wenn er die in dem westphälischen Friedensschlusse gebrauchten Worte nur recht auszulegen verstehe: „Das Elsaß und die andern Landschaften seien ihm mit allen ihren Dependenzen abgetreten.“ Es dürfe nur nachgesucht werden, welche Landstriche und Oerter jemals, sei es auch vor langer Zeit, dazu gehört haben, und es werde sich noch gar vieles finden, was unter diesem Namen besetzt werden könne. — Der Vorschlag gefiel, man dachte ihm weiter nach; um der Sache den Anschein Rechtens zu geben, wurden im J. 1680 vier Gerichtshöfe unter dem Namen der Reunions- oder Vereinigungskammern, zu Metz, Dornick, Breisach und Besançon eingesetzt; sie sollten untersuchen, was dem Könige, vermöge des oben erwähnten Ausdrucks, noch an Land und Leuten gebühre. Es ist leicht vorauszusehen, daß diese Richter nicht Weniges auffanden. Die nichtigsten Gründe wurden hervorgesucht, um etwas zu erhaschen, wozu man Lust hegte. Das Kloster Weißenburg z. B., obgleich es außer dem Elsaß lag, wurde doch, als dazu gehörig, dem Könige zugesprochen, weil es von dem Könige Dagobert, (vor mehr als 1000 Jahren), gestiftet sei; und das so erworbene Weißenburg mußte wieder den Namen dazu hergeben, um Germersheim zu erhalten, denn das habe ehemals zu Weißenburg gehört. — Auf solchem Wege gelangten die vier Gerichte zu ihren Rechtsansprüchen auf ganz Zweibrücken, Saarbrück, Veldenz, Sponnheim, Mümpelgard, Lautenburg und viele einzelne Oerter, vorzüglich aber auf die freien Reichsstädte im Elsaß, unter denen Straßburg die vorzüglichste war. Sie waren im westphälischen Frieden nicht abgetreten, denn Oestreich hatte damals nur seine Erbgüter im Elsaß hingegeben.

Die Fürsten und Herren, die so mit ihrem Eigenthum auf einmal von Deutschland ab zu Frankreich gezogen werden sollten, erhoben laute Klagen; der Kaiser machte Gegenvorstellungen, und Ludwig, um wenigstens den Schein zu beobachten, — das war die Kunst seines Lebens, — und zugleich die Gegner sorglos zu machen, versprach, die Gegengründe zu prüfen, und verabredete einen Kongreß nach Frankfurt. Vorher jedoch wollte er sich in den Besitz der Hauptfestung Straßburg setzen, welche ihm mehr als alles andere werth war und als der Schlüssel des Oberrheins anzusehen ist. Karl V. hatte schon ihre Wichtigkeit in solchem Maaße erkannt, daß er sagte: wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er Straßburg zuerst zu retten eilen. Jetzt, im September 1681, als gerade die angesehensten Bürger auf der Frankfurter Messe und also abwesend waren, versammelten sich heimlich und unerwartet einige Regimenter in der Nähe der Stadt und umzingelten sie plötzlich. In den nächsten Tagen erschien auch der Kriegsminister Louvois, des Königs treuer Helfer, mit einem Belagerungsheer und Geschütz und forderte die Bürger unter harten Drohungen zur Uebergabe auf. Auf keinen Widerstand gefaßt und zugleich von einer durch die Franzosen bestochenen Partei in der Stadt gedrängt, öffneten sie am 30. Sept. 1681 die Thore; die Franzosen nahmen das Zeughaus und den Bürgern die Waffen weg, die Protestanten mußten den Münster, den sie anderthalbhundert Jahre im Besitz gehabt hatten, räumen, und bald darauf hielt Ludwig selbst, wie im Triumphe, seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Keine Regung der Scham zeigte sich bei dem Könige, der laut auszusprechen gewagt hatte, er habe die Ehre zum Gesetz seines Lebens gemacht.

Die Unterhandlungen zu Frankfurt führten zu gar keiner Aenderung in dem ganzen Plane. Die französischen Gesandten wußten allem Ernste der Untersuchung auszuweichen und blieben bei ihren Gründen; ja, sie machten sogar hier zum erstenmale den Gebrauch ihrer Sprache in den politischen Verhandlungen zum Gesetz. Bis dahin hatten sie, wie alle, ihre Schriften in der lateinischen Sprache abgefaßt; in Frankfurt überreichten sie dieselben französisch, und keine Gegenvorstellung der kaiserlichen Gesandten half; sie beriefen sich kurz und einsilbig auf einen Befehl ihres Königs. Man mußte nachgeben, und so ist es von dieser Zeit an immer mehr Gebrauch geworden, daß alle andern Völker mit den Franzosen in ihrer Sprache redeten. Einsichtsvolle Menschen sahen schon damals die Gefahr voraus, die daraus entsprang, und wie durch Nachahmung in Sprache und Sitten dem fremden Volke die Herrschaft vorbereitet werde.

Wie unwürdig, wie schwach, der Anmaßung der Fremden gegenüber, die Abgeordneten Deutschlands dastanden, zeigte ihr Betragen unter einander selbst. Auch zu Frankfurt erhoben sie die alten, elenden Rangstreitigkeiten wieder, deren Thorheit allen Glauben übersteigt, und indem mit solchen Dingen die kostbare Zeit verfloß, setzten sich die Franzosen in den angemaßten Ländern immer fester. Endlich brachte Oestreich ein Bündniß mit mehreren deutschen Fürsten zu Stande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben; aber Unruhen in Ungarn und ein neuer Türkenkrieg, den Ludwig selbst hatte anschüren helfen, verhinderten die Ausführung.

122. Die Türken vor Wien. 1683.

In Ungarn waren schon seit dem Jahre 1670 Unruhen gewesen. Das Land war unzufrieden über Verletzung seiner Verfassung, über die Besatzungen deutscher Soldaten, überhaupt aus Haß gegen die Deutschen; die Protestanten in Ungarn beklagten sich noch überdieß über Verfolgungen, deren Ursache sie den Jesuiten zuschrieben. Im J. 1678 war ein offenbarer Aufruhr ausgebrochen, als die Unzufriedenen an dem Grafen Emmerich von Tökely einen entschlossenen Anführer fanden. Er brachte fast ganz Ungarn unter die Waffen und schloß sogar ein Bündniß mit den Türken. Der kriegerische und ehrgeizige Großvezier Kara Mustapha bereitete sich, mit einem Heere ins Feld zu rücken, wie es seit der Eroberung Konstantinopels nicht gesehen war. Zum Glück fand der Kaiser an dem polnischen Könige Johann Sobiesky einen tapfern Bundesgenossen, an den deutschen Fürsten treue und wider Gewohnheit rasche Helfer, und an dem Herzog Karl von Lothringen einen trefflichen Feldherrn für sein Heer. Dieser heldenmüthige Fürst, der Besieger der Türken, der Lehrmeister des nachher so berühmten Prinzen Eugen, war eben so groß und ehrenwerth als Mensch, wie als Krieger, und eine Stütze des östreichischen Hauses.

Doch brach das Frühjahr 1683 herein, ohne daß die Rüstungen vollendet waren, und die Türken, die sonst erst gegen den Sommer ins Feld zu rücken pflegten, waren schon im Winter aufgebrochen und gingen am 12. Juni über die Essecker Brücke. Das deutsche und kaiserliche Heer wurde in Eile bei Preßburg gemustert; es fanden sich nur 22,000 Mann zu Fuß und der Türken waren mehr denn 200,000. Diese hielten sich mit keiner Belagerung in Ungarn auf, worauf man gerechnet hatte, sondern zogen gerades Weges auf Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten;

die andern aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der Oerter und Landschlösser umher aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen, 12,000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heeres durfte er sich mit seiner kleinen Schaar nicht in den Weg stellen, er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Starhenberg war vom Kriegsrathe zum Befehlshaber der Stadt ernannt; er zeigte sich wacker und rüstig und that alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Vertheidigungsstand zu setzen; wer nur arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Am 14. Juli erschien der Vezier mit seinem unermeßlichen Heere vor der Stadt, es breitete sich in einem Umfange von sechs Stunden um dieselbe aus. Nach zwei Tagen schon eröffnete er die Laufgräben, bald ertönte der furchtbare Donner des Geschützes, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauern in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die große Stadt zu dringen, in der sie eine unendliche Beute zu finden hofften. Allein die Vertheidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert, jeder Schritt wurde auf das hartnäckigste verfochten, und so vereinigte sich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Vertheidigung. Der Hauptkampfplatz war die Löbelbastei, an welcher wenige Erdschollen sein mochten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum; Ende August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und am 4. Sept. ließen sie eine Mine unter der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von fünf Klaftern von einander gerissen. Die Lücke war so groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten; sie wurden zurückgeschlagen; sie stürmten an den folgenden Tagen mit neuer Wuth; noch hielt die Tapferkeit der Besatzung stand. Am 10. sprang die letzte Mine unter der Burgbastei und der Riß wurde so groß, daß eine Reihe von Feinden neben einander hindurch dringen konnte. Die Gefahr war aufs Höchste gestiegen, die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen; der Graf Starhenberg hatte schon Boten auf Boten an den Herzog von Lothringen gesendet. Endlich, am 11., da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hülfe nahe sei; Abends 5 Uhr erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse zu erkennen. Der König Johann Sobiesky war an der Spitze tapferer Schaaren angekommen; die Churfürsten von Sachsen und Baiern, die Haufen des fränkischen Kreises unter dem Fürsten von Waldeck, der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Baireuth, der Landgraf von Hessen und die Fürsten von Anhalt, und viele andere edle Fürsten aus Deutschland erschienen mit frischer Hülfe. Mit solchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen, doch war sein Heer nur 46,000 Mann stark.

Am 12. September Morgens senkte sich die christliche Schlachtordnung vom Kalenberge herab. Der an der Donau gelegene Flecken Nußdorf wurde zuerst von den Kaiserlichen und Sachsen, die den linken Flügel hatten,

angegriffen und nach hartnäckiger Gegenwehr der Feinde erobert. Unterdeß war am Nachmittage auch der König auf den rechten Flügel in die Ebene hinabgekommen und traf hier auf die zahllosen Schwärme der türkischen Reiterei. Wie ein Sturmwind stürzte er sich mit seiner polnischen Reiterei mitten in den Feind und durchbrach seine Reihen; aber die Tapferkeit riß ihn zu weit fort, er wurde mit den Seinigen umringt und war in Gefahr, der Menge zu unterliegen. Da rief er mit lauter Stimme die deutschen Reiter zu Hülfe, welche ihm gefolgt waren; sie eilten herbei, stürzten auf den Feind, befreiten den König, und bald flohen die Türken auf allen Seiten zurück.

Aber alle diese Gefechte schienen nur ein Vorspiel zu der großen Schlacht zu sein, welche das Schicksal des Krieges entscheiden mußte; man sah noch das unermeßliche Lager der Türken mit vielen tausend Gezelten und ihr Geschütz feuerte noch gegen die Stadt. Der Oberfeldherr hielt einen Rath, ob noch diesen Abend die Schlacht fortgesetzt werden oder die Krieger bis zum andern Morgen ruhen sollten; da ward ihm berichtet, daß die Feinde schon allenthalben auf der Flucht zu sein schienen. Und so war es. Ein unwiderstehlicher Schrecken war über sie gekommen; sie flohen mit Zurücklassung des Lagers und alles Gepäckes, und bald flohen auch die, welche noch auf die Stadt geschossen hatten.

Die Beute im Lager war unermeßlich; man schätzte sie auf funfzehn Millionen und das Zelt des Großveziers allein auf 400,000 Thaler; in der Kriegskasse wurden zwei Millionen gefunden. Der König von Polen, der allein vier Millionen Gulden als seinen Antheil erhielt, schreibt darüber und über die große Freude der geretteten Einwohner Wiens, in einem Briefe an seine Gemahlin, folgendermaßen: „Das ganze feindliche Lager, sammt dem Geschütz und einem unschätzbaren Reichthum, ist in unsere Hände gefallen. Kameele und Maulthiere, sammt den gefangenen Türken, werden heerdenweise fortgetrieben. Des Großveziers Erbe bin ich geworden. Das Feldzeichen, welches ihm pflegt vorgetragen zu werden, nebst dem mahomedanischen Panier, womit ihn der Sultan für diesen Feldzug beehrt hatte, die Gezelte, Wagen und Gepäck sind mir zu theil geworden und sind allein einige von den erbeuteten Köchern mehrere tausend Thaler werth. Was er sonst von verschiedenen Ergötzlichkeiten in seinen Gezelten gehabt, als insonderheit seine Badestuben und Gärten, den Springbrunnen und mancherlei seltene Thiere, wäre zu weitläufig zu beschreiben. Heute Morgen war ich in der Stadt und fand, daß sie sich kaum über fünf Tage hätte halten können. Niemals ist so große, in kurzer Zeit gefertigte Arbeit mit Menschenaugen gesehen worden, wie durch Minen gewaltige Steine und Felsen zerbrochen worden sind. Ich mußte lange mit dem Vezier fechten, bis der linke Flügel mir zu Hülfe kam. Da waren um mich her der Churfürst von Baiern, der Fürst von Waldeck und viele andere Reichsfürsten, die mich umhalseten und küßten. Die Heerführer faßten mich bei den Händen und Füßen, die Obersten mit ihren Regimentern zu Roß und Fuß riefen mir zu: „Unser braver König!" — Heute Morgen kam der Churfürst von Sachsen, nebst dem Herzog von Lothringen zu mir; endlich kam der wienische Statthalter, der Graf von Starhenberg, mit vielem Volke hohen und niederen Standes mir entgegen; Jedermann hat mich geherzet, geküsset und seinen Erretter genannt. Auf der Straße erhob sich ein Jubelgeschrei: „Es lebe der König!" Als ich nach der Tafel wieder hinaus ins Lager

ritt, begleitete mich das gemeine Volk mit aufgehobenen Händen bis zum Thore hinaus! — Für diesen uns gesandten vortrefflichen Sieg sei dem Höchsten Lob, Preis und Dank gesagt in Ewigkeit!"

Die Oestreicher mochten wohl dankbar sein für diese Befreiung. Der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweise, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sclaven mit sich fort. Man hat berechnet, daß Oestreich in dieser Zeit 87,000 Menschen durch die Türken verloren habe, unter denen 50,000 Kinder und 26,000 Frauen und Mädchen waren, und unter letzteren allein 204 aus gräflichem und adeligem Geschlecht.

Ganz Europa nahm Antheil an der Rettung Wiens; nur Ludwig XIV. war sehr bestürzt, und keiner seiner Minister hatte es wagen wollen, ihm die Nachricht zu überbringen; ja glaubwürdige Schriftsteller versichern, man habe im Zelte des Großvezier's Briefe vom Könige gefunden, worin der ganze Plan zur Belagerung Wiens enthalten gewesen sei.

Der Krieg mit den Türken dauerte, mit einigen Unterbrechungen, noch funfzehn Jahre und ging fortan glücklich für die kaiserlichen Waffen. Der Schrecken vor ihrem Namen verlor sich und ihr kriegerischer Ruhm nahm ab. Im J. 1687 schlug sie der Herzog von Lothringen und der nachher so berühmte Prinz Eugen von Savoyen bei Mohacz aufs Haupt und in Folge dieses Sieges unterwarf sich ganz Ungarn von neuem dem Kaiserhause und machte sogar seine Königswürde in demselben erblich, statt daß es vorher ein Wahlreich gewesen war. Nach dem großen Siege des Prinzen Eugen bei Zentha, im J. 1697, wurde im J. 1699 zu Carlowitz ein Waffenstillstand auf fünfundzwanzig Jahre mit den Türken geschlossen.

123. Neuer Krieg mit Frankreich.

Ludwig XIV. hatte die Zwischenzeit, da Oestreich und Deutschland den argen Feind im Süd-Osten zu bekämpfen hatten, dazu angewandt, neue Kräfte zu sammeln, denn der bisherige Raub schien ihm noch nicht hinreichend. Und als es ihm nun Zeit dünkte, benutzte er unbedeutende Streitigkeiten über die Erbschaft des Churfürsten Karl von der Pfalz und die Nachfolge im Churfürstenthume Köln, nach Maximilian Heinrichs Tode; und, indem er ein Wächter der Verfassung Deutschlands sein zu müssen vorgab, erließ er eine neue Kriegserklärung gegen den Kaiser im J. 1688. Ehe sie noch bekannt wurde, brachen seine Heere schon in die Niederlande ein und fingen die alte Verwüstung von neuem an. Auf den Ruf dieser Gefahr brachen sogleich mit rühmlichem Eifer zahlreiche Schaaren aus Norddeutschland, Sachsen, Hannover und Hessen, zur Vertheidigung an den Rhein auf. Dieß war um so rühmlicher, weil man indeß noch zu Regensburg rathschlagte, ob auch ein Krieg sein solle. Doch ging es auch hier ernstlicher, als sonst; der Reichskrieg wurde erklärt, ohne daß einem Reichsstande die Neutralität erlaubt sein sollte, und der Kaiser setzte der Erklärung noch hinzu: „Die Krone Frankreich sei nicht nur als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, gleich den Türken, zu betrachten."

Frankreichs Uebermuth und die Verletzung des Nimweger Friedens regte auch den Unwillen des übrigen Europa auf; bald nahmen England, Holland, Spanien und später auch Savoyen Theil am Kriege, und der neue König von England, Wilhelm III., zugleich Statthalter der Niederlande,

nennt den König Ludwig in seiner Kriegserklärung gleichfalls: „einen Störer des Friedens und einen allgemeinen Feind der Christenheit.“

Damit Frankreich so viele Gegner mit Glück bekämpfen könnte, mußte das unglückliche Deutschland wieder das unmenschliche Verfahren erdulden, welches der Minister Louvois erfunden hatte; die blühenden Ufer des Rheines wurden in Einöden verwandelt. Es ist schrecklich zu vernehmen, wie es den einzelnen Orten erging. Schon im Januar 1689 zogen unter anderm die Reiter des Generals Melac von Heidelberg umher und steckten die Städte Rohrbach, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhausen und viele andere in Brand, und das wehrlose Volk, das auf seinen Knieen um Gnade flehte, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder gejagt, wo viele vor Kälte umkamen. Heidelberg selbst wurde an mehreren Enden in Brand gesteckt. — Dasselbe Schicksal hatten die Städte Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Oppenheim, Bruchsal, Frankenthal, Baden, Rastadt und viele andere kleine Städte und Dörfer. — Den Einwohnern wurde nicht einmal erlaubt, nachdem sie ausgeplündert und mißhandelt waren, nach den deutschen Oertern, wo sie Hülfe zu finden glaubten, zu flüchten, sondern sie mußten sich in das französische Gebiet begeben. Die alten Reichsstädte Speier und Worms wurden recht langsam und kaltblütig gemartert. Nach unzähligen Drangsalen, nachdem die Einwohner sieben Monate alles ertragen und alles geopfert hatten und nun wenigstens ihre Städte gerettet glaubten, wurde ihnen angekündigt, des Königs Vortheil fordere es, daß die Städte Worms und Speier von der Erde vertilgt würden. Als Bettler, von aller Nothdurft entblößt, mußten die Unglücklichen aus ihren Thoren in die nächsten französischen Städte wandern, und Speier und Worms wurden angezündet und in Schutthaufen verwandelt. Die Habsucht erbrach bei dieser Gelegenheit selbst die Begräbnisse der alten salischen Kaiser im Dom zu Speier; man nahm einige silberne Särge, die sich darin befanden, heraus und streute diese ehrwürdigen Gebeine hohnlachend auf den Boden. In Worms wurden funfzehn katholische Kirchen und Klöster, auch die der Jesuiten und Dominikaner, in Asche gelegt. Als der junge Herzog von Crequi, der bei diesen Thaten den Oberbefehl führte, nach der Ursache solcher Härte an diesen Städten befragt wurde, erwiderte er nur: „Der König wills,“ — und zog ein Verzeichniß von zwölfhundert Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. Diese Gräuel wurden verübt von dem Volke, welches sich das gebildetste der Welt und gerade seine damalige Zeit das goldene Zeitalter seiner Bildung nannte; sie waren befohlen von einem Könige, der sich das Ansehen geben wollte, als schütze er Künste und Wissenschaften, wo er sie finde. Ehe er seine eroberungssüchtigen Absichten entfaltete, hatte er an sechzig ausländische Gelehrte Geschenke gesandt, mit folgendem Briefe seines Ministers Colbert: „Obschon der König nicht Ihr Landesherr ist, so will er doch Ihr Wohlthäter sein; er schickt Ihnen diesen Wechselbrief als einen Beweis seiner Achtung.“ — So war es ihm wirklich gelungen, sich Anhänger unter den Gebildeten anderer Völker zu erwerben; aber jetzt glaubte keiner mehr an die Redlichkeit seiner Absichten, und die früher seinen Waffen Glück gewünscht hatten, brachen jetzt in Verwünschungen und Flüche gegen Volk und König aus.

Diese Erbitterung gegen Frankreich und die treffliche Heerführung des alten Herzogs von Lothringen machten, daß die ersten Jahre des Krieges

ziemlich glücklich für die deutschen Waffen waren; mehrere feste Städte am Rheine wurden den Franzosen wieder abgenommen. Nach des Herzogs Tode aber, und da der erste Eifer erkaltet war, wendete sich der Vortheil mehr für die immer thätigen Feinde, vorzüglich nachdem der große französische Feldherr, der Marschall von Luxenburg, ein deutsches Heer bei Fleurus im J. 1690 in die Flucht geschlagen hatte. Doch stellte von 1693 an ein neuer deutscher Feldherr, der Prinz Ludwig von Baden, ein Schüler des Herzogs von Lothringen, das Gleichgewicht durch kluge Vertheidigung des Neckarstromes einigermaßen wieder her. Er nahm mit seinem kleineren Heere eine so treffliche Stellung bei Heilbronn, daß die Feinde nicht mehr in Schwaben einzubrechen wagten.

Friede zu Ryswick, 1697. — Bei der Ermüdung aller kriegführenden Theile war endlich ein Friedenskongreß zu Ryswick, einem Dorfe und Schlosse bei Haag in Holland, versammelt. Der König Ludwig wünschte den Frieden diesmal sehnlich, um sich zu einem neuen Kriege, den er als nahe voraussah, zu rüsten. Man erwartete das Absterben des kinderlosen spanischen Königs, Karls II., und alsdann dachte Ludwig Spanien für sich zu erwerben. Er bot daher jetzt mehreres an, was er herausgeben wollte, unter andern auch die wichtige Festung Straßburg. Allein kaum waren die Unterhandlungen angefangen, so wußte er durch die alten Künste die Verbündeten zu trennen, indem er Holland, England und Spanien besondere Vortheile gewährte. Sie schlossen daher den Frieden für sich und ließen Kaiser und Reich allein. Nun sprachen die Gesandten wieder in dem übermüthigsten Tone. Als von Ersatz der ungeheueren Kriegsschäden die Rede war, die sie angerichtet hatten, und die Städte Worms und Speier allein ihren Verlust auf neun Millionen Gulden angaben, das badensche Land auf acht, Würtemberg auf zehn; da antworteten sie höhnisch: „Der Krieg führe manches Unheil mit sich. Wollten die Deutschen hartnäckig auf Genugthuung bestehen, so möchten sie ihre Heere mitten in Frankreich führen und dort plündern und erobern, soviel sie wollten.“ — Endlich versprachen sie, von den eroberten Plätzen Breisach und Philippsburg und die reunirten Gegenden außer dem Elsaß herauszugeben. — Da man nun alles in Ordnung glaubte, am letzten Abend vor der Unterzeichnung des Friedens, kamen die französischen Gesandten noch mit einer Bedingung, deren Annahme sie durchaus forderten: „daß nämlich in allen jetzt zurückgegebenen reunirten Orten die katholische Religion bleibe, wie sie sich finde;“ das heißt, in 1922 deutschen Ortschaften, die vorher protestantisch gewesen waren und in denen die Franzosen während ihrer Besetzung den katholischen Gottesdienst mit Gewalt wieder eingeführt hatten, sollte derselbe bleiben. Die protestantischen Gesandten aus Deutschland sträubten sich zwar sehr gegen diese Klausel, allein ihr Widerspruch wurde nicht gehört und der Friede unterzeichnet. Das Schlimmste bei der Sache, und was Ludwig geradezu dadurch bezweckte, war, daß die Protestanten den Kaiser selbst als die geheime Triebfeder bei dieser sogenannten Ryswickischen Klausel ansahen und daher neues Mißtrauen der Religion wegen in Deutschland entstand. In der That hatten sich die kaiserlichen Gesandten auch nicht thätig gegen die französischen Absichten bewiesen.

124. Erhöhung deutscher Fürsten.

Eine andere Ursache der Uneinigkeit in Deutschland war auch um diese Zeit die Errichtung einer neuen Churwürde für das Haus Hannover oder

Braunschweig-Lüneburg. Dieses Fürstenhaus hatte dem Kaiser sehr wesentliche Dienste in den Kriegen gegen Türken und Franzosen geleistet; Leopold war nicht abgeneigt, es dafür durch die Churwürde zu belohnen, und auch die meisten der übrigen Churfürsten, selbst der katholischen, fanden sich nach und nach willig, obgleich dadurch eine neue protestantische Stimme in das Churfürsten-Collegium kam. Dieses schien nicht unbillig, weil die Protestanten durch den Uebertritt von Churpfalz zur katholischen Religion eine Stimme verloren hatten. Allein die Fürsten, besonders Braunschweig-Wolfenbüttel, stritten auf das eifrigste gegen diese Erhebung Eines aus ihrer Mitte, wodurch ihnen eine der wichtigsten Stimmen entzogen wurde. Und als der Kaiser dennoch im J. 1692 die Belehnung des neuen Churfürsten Ernst August von Hannover vornahm, entstand solche Unzufriedenheit und Gährung im Fürstenrathe, daß es besser schien, Hannover für jetzt noch keinen Sitz im Churfürstenrathe nehmen zu lassen. Das neue Churfürstenthum war nicht unbeträchtlich; der ältere Bruder, Georg Wilhelm von Celle, hatte dem jüngeren, Ernst August, sein Herzogthum schon zugesagt, so daß nun Lüneburg, Kalenberg und Grubenhagen, nebst den Grafschaften Hoya und Diepholz, zusammen eines der größeren deutschen Länder ausmachten. Der neue Churfürst wurde auch Erzpanierherr des Reiches und versprach dem Hause Oestreich immer seine Stimme bei der Kaiserwahl und den Katholiken freie Religionsübung in seinem Lande zu geben, so wie auch zum Kriege eine Beihülfe von 500,000 Thalern zu leisten und 6000 Mann nach Ungarn, so wie 3000 Mann an den Rhein zu stellen. — Als Ernst August im J. 1698 starb, stimmten auch die unter den Churfürsten, welche bis dahin ihre Einwilligung zur neunten Chur noch nicht gegeben hatten, für die Belehnung seines Sohnes Georg Ludwig; das Fürsten-Collegium dagegen protestirte von neuem; und erst später, im J. 1705, erfolgte auch von seiner Seite die Anerkennung. (Das Haus Hannover sollte bald noch höher steigen; im J. 1714 erbte Georg Ludwig auch die englische Königskrone von der Königin Anna, die ihre dreizehn Kinder sämmtlich überlebt hatte.)

Das Jahr 1696 hatte auch ein deutsches Fürstenhaus auf einen königlichen Thron gehoben; der Churfürst Friedrich August von Sachsen war von den Polen, nach dem Tode des tapfern Sobiesky, zum König erwählt worden und nahm den Namen August I. an. Er mußte seinen Glauben verändern und zur katholischen Kirche übertreten; in seinen sächsischen Ländern wurde jedoch keine Veränderung in der kirchlichen Verfassung vorgenommen. Die polnische Krone ist für das sächsische Haus kein Segen gewesen und ist auch bald wieder verloren gegangen.

Es war eine Zeit des Aufstrebens unter den Fürsten und die Beispiele reizten mehrere. Ein Prinz von Oranien war eben König von England geworden, nun auch ein sächsischer Churfürst König von Polen; dies trieb den Churfürsten Friedrich III. von Brandenburg, der zugleich Herzog in Preußen war, gleichfalls den Königstitel anzunehmen. Seine Länder waren zwar klein, aber Friedrich liebte Glanz und äußeres Ansehen über alles und ließ sich wirklich am 17. Jan. 1701 zu Königsberg zum Könige ausrufen und am folgenden Tage setzte er sich und seiner Gemahlin feierlich die Krone auf; er hieß von nun an König Friedrich I.

Die Zeitumstände waren dieser Selbsterhöhung sehr günstig; zu anderer Zeit möchte sie viel Widerspruch erfahren haben. Der spanische Erbfolgekrieg war gerade im Ausbruche und die darin verflochtenen Mächte

eilten, sich Bundesgenossen zu verschaffen. Der Kaiser Leopold erkannte den neuen preußischen Königsnamen zuerst an und erhielt dafür Hülfe im Kriege und die Zusage für die Dauer der Kaiserwürde im Hause Oestreich. Bald folgten auch Schweden, England, Holland, Polen, Dänemark und Rußland, alle aus Rücksichten der Staatsklugheit; Frankreich dagegen und Spanien, weil ihre Gegner den König schon gewonnen hatten, so wie der Papst, zögerten noch mit der Anerkennung bis zum Utrechter Frieden.

125. Der spanische Erbfolgekrieg. 1701—14.

Das ist der Unsegen in unserer Geschichte seit dem dreißigjährigen Kriege, daß unser Vaterland in alle Händel der europäischen Völker hineingezogen wurde, wenn sie ihm auch fremd waren, und daß es meistentheils der Schauplatz geworden ist, auf welchem die andern ihre Kriegswuth ausgetobt haben. Darum sind die Ebenen in Sachsen, in Schwaben und Baiern mit den Namen so vieler Schlachten bezeichnet und die Ufer der Elbe, der Saale, der Elster, so wie die der Donau, des Lech, des Inn und des Neckar, haben den heißen Fußtritt des Krieges so schwer gefühlt.

Auch im Anfange des 18. Jahrh. mußte die Erschütterung, welche die südliche Hälfte von Europa traf, zum großen Theile auf deutschen Fluren ausgekämpft werden. Die Veranlassung dazu war der Tod des Königs Karls II. von Spanien.

Zwei Herrschergeschlechter hatten damals den größern Theil Europa's inne: die Häuser Oestreich und Bourbon; jenes theilte sich wieder in das eigentlich östreichische und das östreichisch-spanische Haus; jetzt war der Augenblick gekommen, wo beide wieder in Eins zusammenschmelzen konnten. Zwar hatte Ludwig XIV. die älteste Schwester des verstorbenen Königs von Spanien geheirathet, allein sie hatte bei dieser Verbindung feierlich auf die spanischen Länder Verzicht geleistet. Die zweite war an den Kaiser Leopold vermählt; sie hatte keine solche Verzichtleistung ausgestellt (jedoch hatte sie auch keine männliche Erben); aber ihre Tochter, welche an den Churfürsten von Baiern, Maximilian Emanuel, vermählt war, mußte vor der Vermählung ebenfalls aller Erbfolge in Spanien entsagen. Nun hatte Kaiser Leopold aus einer zweiten Ehe mit einer pfalzneuburgischen Prinzessin zwei Söhne, Joseph und Karl, und für den letzteren nahm Leopold die Krone Spaniens in Anspruch, weil Leopolds Mutter eine Tante Karls II. gewesen war. Allein Frankreich sowohl, als Baiern, wollten die Verzichtleistungen für ihre Häuser nicht gelten lassen, weil jene Prinzessinnen wohl für sich, aber nicht für ihre Nachkommen hätten entsagen können. Alle diese Mächte arbeiten nun, noch bei Karls II. Lebzeiten, eine jede durch ihre Gesandten, dahin, daß der König ein Testament zu ihren Gunsten machen möchte; und Karl, um Spanien am selbstständigsten zu erhalten, ernannte den baierischen Churprinzen, Joseph Ferdinand, zu seinem Nachfolger. Aber der Jüngling starb früher als der König, im J. 1699, an den Blattern, und der Streit zwischen den Häusern Bourbon und Oestreich erhob sich von neuem. Leopold hätte leicht den Sieg gewinnen können, wenn er einen klügeren Gesandten in Madrid und selbst mehr Entschlossenheit gehabt hätte; denn die spanische Königin und der wichtigste Mann am Hofe, der Kardinal Portocarero, Erzbischof von Toledo, waren östreichisch gesinnt. Aber Leopolds Gesandter, der Graf von Harrach, ein stolzer, geiziger und unbeholfener Mann, mußte der gewandten Kunst des französischen

des Marquis von Harcourt, das Feld räumen; dieser gewann einen der spanischen Großen nach dem andern, endlich auch den Kardinal und durch diesen den König; Karl machte ein geheimes Testament, und als er nun starb, am 1. Nov. 1700, fand man darin den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, zum Erben der ganzen spanischen Monarchie ernannt. — Der Kaiser war durch den unerwarteten Schlag aus aller Fassung gebracht; er hatte das Mißgeschick sich selbst zuzuschreiben, denn früher, als der spanische Hof mehrmals dringend gefordert hatte, daß sein Sohn, der Erzherzog Karl, mit einem kleinen Heere selbst nach Spanien komme, — als noch der vorige Krieg gegen Frankreich dauerte, — hatte der Kaiser aus Unentschlossenheit nicht darein willigen wollen.

Ludwig XIV. wußte wohl, daß, ungeachtet des Testamentes, die Besitznahme von Spanien für seinen Enkel nicht ohne Krieg möglich sein werde; denn Oestreich war zu hart verletzt und die übrigen Staaten Europa's sahen die Uebermacht des Hauses Bourbon gleichfalls sehr ungern. Wilhelm III., König von England und Statthalter der Niederlande, der sich als den Wächter des Gleichgewichts in Europa ansah und deshalb von jeher schon Ludwigs Feind war, ein kluger und sehr thätiger Mann, bereitete für seine beiden Länder ein Bündniß mit Oestreich vor, es war um so wichtiger, da England und Holland die reichsten und die mächtigsten Staaten zur See waren. Daher bedachte sich Ludwig einige Augenblicke, ob er das Testament des spanischen Königs annehmen sollte; dann versammelte er seinen Staatsrath, und als dieser einstimmte, entschloß er sich dazu. In einer großen Versammlung des Hofes erklärte er seinen Enkel zum König von Spanien und beiden Indien. Als er, den 17jährigen Prinzen an der Hand, aus seinem Kabinette trat, so sprach er, wie ein französischer Schriftsteller sich ausdrückt, mit der Miene eines Herrn des Weltalls: „Meine Herren, sie sehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verstorbene König hat ihn ernannt, das Volk wünscht ihn, und Ich willige ein. Spanien und Frankreich sollen eins werden. Es giebt keine Pyrenäen mehr."

Dieses war das Losungswort zu dem neuen furchtbaren Kampfe in Europa. — Deutschland war leider in sich selbst getheilt; Preußen, Hannover, Pfalz, und einige andere waren von Anfang für den Kaiser; der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern, zugleich Statthalter der spanischen Niederlande, war auf französischer Seite, und Ludwig hatte ihm, seiner Ansprüche auf die spanische Erbschaft wegen, schon insgeheim die Niederlande versprochen; ob im Ernst, mag schwer zu entscheiden sein. Der Bruder des Churfürsten, der Churfürst von Köln, folgte seinem Bruder und nahm französische Truppen in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des deutschen Reiches (!)" wie es in den öffentlichen Erklärungen lautete. Dagegen konnte der Kaiser desto fester auf den neuen König von Preußen, Friedrich I. und auf das Haus Hannover bauen.

Anfang des Krieges 1701. Prinz Eugen. — Der Kaiser Leopold beschloß, ohne Verzug ein Heer nach Italien zu senden, die dortigen spanischen Länder Mailand und Neapel in Besitz zu nehmen. Zum Anführer derselben bestimmte er den Prinzen Franz Eugen von Savoyen, einen der ersten Feldherren und Staatsmänner seiner Zeit, den Napoleon unter die 8 ersten Feldherren der Weltgeschichte gerechnet hat. Er stammte aus einer Seitenlinie des savoyschen Hauses her und war in seiner Jugend zum geistlichen Stande

aber sein Geist zog ihn zu der Betrachtung der Geschichte und ihrer großen Muster, und sie wieder trieben ihn in den raschen Strom des thätigen Lebens, wo die Kraft sich erprobt und dem nach Ruhme begierigen Manne der Lorbeer winkt. Als zwanzigjähriger Jüngling bot er seine Dienste dem König Ludwig an; dieser, der ihn wegen seiner Kleinheit nicht der Beachtung werth fand, wies ihn ab und rieth ihm, im geistlichen Stande zu bleiben. Eugen wandte sich nach Oestreich, wo der Türkenkrieg ihm eine Bahn zu öffnen schien, und zeichnete sich bald so sehr aus, daß der Kaiser ihm nach der Befreiung von Wien im J. 1683, wobei er tapfer mitgefochten hatte, ein Reiterregiment verlieh. Der Herzog Karl von Lothringen erkannte den Helden schon damals in ihm und sagte es voraus, was er dem Kaiserhause einst sein werde. Leopold ernannte ihn im J. 1693 zum Feldmarschall und Eugen rechtfertigte diese Ernennung bald nachher durch den großen Sieg über die Türken bei **Zentha** im J. 1697. Nun hätte ihn der König Ludwig gern wieder für sich gewonnen; er ließ ihm die Statthalterschaft von Champagne und die Würde eines Marschalls von Frankreich anbieten; aber Eugen antwortete dem Abgeordneten: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches eben so viel werth ist, als der französische Marschallstab.“ — Eugen war **darin** als Feldherr so groß, daß er mit seinem Geiste sowohl das Große als das Kleine umfaßte, für den Plan der Schlacht so gut als für die kleinsten Bedürfnisse seines Heeres sorgte, und daß sein Falkenauge mit der größten Schnelligkeit die Gunst des Augenblicks und die Fehler des Gegners zu ergreifen wußte. Als Mensch war er groß, weil sein Geist über den kirchlichen und politischen Vorurtheilen seiner Zeit stand, weil er die Künste des Friedens höher achtete, als den blendenden Ruhm, welchen der Krieg giebt, und weil dabei solche Bescheidenheit in seiner Seele war, daß er einen jeden neben sich duldete, sogar andern sich gern unterordnete, wenn nur die Sache selbst dadurch gefördert wurde. Solche ächt deutsche Sinnesart macht, daß wir den Mann, welcher sein ganzes Leben für unser Vaterland verwendet hat, sehr gern zu den Unsrigen zählen. Von Körper war Eugen klein, und wenn er in seinen grauen Mantel gehüllt durch die Gassen des Feldlagers ging, so erkannte wohl keiner leicht den weltberühmten Heerführer in ihm, als wer das Feuer in seinem dunklen Auge zu deuten wußte.

Im März des J. 1701 brach Eugen mit einem kaiserlichen Heere, bei welchem auch 10,000 Mann Preußen und gleichfalls hannoversche Hülfsvölker waren, nach Italien auf. Bei **Roveredo** sammelte sich das Heer und erstieg die Gebirge; aber jenseits waren schon alle Päße von den Franzosen besetzt, es schien unmöglich, hinabzukommen. Im französischen Heere hieß es: „wenn die Kaiserlichen nicht Adlerflügel ansetzten, würden sie Italien nicht sehen.“ Doch der Feldherr ließ durch seine Krieger, die ihm mit Begeisterung gehorchten, einen Weg von 6 Meilen durch Felsen und über Abgründe bahnen und ehe der Feind es ahnete, brach das Heer aus den furchtbaren Bergen hervor und stand in den Ebenen der Etsch bei Verona. Durch zwei Siege bei **Carpi** und **Chiari** vertrieb Eugen die Franzosen aus einem Theile von Ober-Italien und schlug dort sein Winterlager auf.

England, Holland und das deutsche Reich nehmen Theil. — 1702. — Marlborough. — Noch im Herbste 1701 wurde das Bündniß zwischen England, den General-Staaten und dem Kaiser geschlossen. Die Seemächte machten die Bedingung, daß sie alle Eroberungen,

die sie in dem spanischen Indien machen würden, als Eigenthum behielten; dafür versprachen sie dem Kaiser die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien erobern zu helfen. Das englische Volk würde nicht so thätigen Antheil am Kriege genommen haben, wenn nicht Ludwig thörichter Weise es selbst erbittert hätte. England hatte das Haus Stuart, seines Eifers für den katholischen Glauben wegen, vom Throne vertrieben und Wilhelm von Oranien, den Gemahl der ältesten Tochter Jacobs II. Maria, darauf gesetzt; Ludwig dagegen nahm die vertriebenen Stuarts auf, beschützte sie und erkannte jetzt, im J. 1701, da der Prätendent Jakob II. in Frankreich starb, dessen Sohn Jakob III. als König von Britannien an; und es verbreitete sich das Gerücht, er werde ihn mit einem französischen Heere nach den Küsten Englands hinübersetzen. Solche Anmaßung eines Fremden, über Englands Thron gebieten zu wollen, erbitterte das englische Volk so sehr, daß der König Wilhelm statt 10,000, jetzt 40,000 Mann zu diesem Kriege vom Parlamente bewilligt erhielt. Er wählte den Grafen, nachherigen Herzog, von Marlborough zum Feldherrn über sein Heer. Sein Auge hatte gut gewählt; Marlborough, der unter dem großen Türenne den Krieg gelernt hatte, stand an Feldherrngröße keinem seiner Zeit nach. Er war ein geborner Heerführer; groß, schön, kraftvoll, von solchem Anstande und solcher geistigen Ueberlegenheit, daß sich die Gemüther unwillkürlich vor ihm beugten. An menschlicher Würde stand er unter Eugen; es fehlte ihm die treue, edle Sinnesart, welche große Gedanken und Zwecke höher achtet, als das eigene Selbst, auch wird er beschuldigt, mehr als billig dem äußern Gewinne nachgetrachtet zu haben.

Marlborough ging im März 1702 nach den Niederlanden hinüber und stellte sich an die Spitze des englisch-holländischen Heeres; sein nächstes Ziel war, die Franzosen aus dem Churfürstenthum Köln zu vertreiben. Der König Wilhelm starb zwar in diesem selben Monate an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde auf der Jagd, aber seine Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb ganz seinen Entwürfen getreu und der Krieg nahm seinen Fortgang.

Bei diesem Ernste der Fremden entschloß sich auch das deutsche Reich zur Theilnahme an dem Rachekriege gegen seinen Erbfeind. Die Kriegserklärung erfolgte am 6. Oct. 1702. Am Ende derselben heißt es: „Frankreich habe nichts unterlassen, was zur Beschimpfung und gänzlichen Unterdrückung deutscher Nation gereichen könne, um dadurch endlich die vorlängst so eifrig gesuchte Universalmonarchie desto eher zu errichten." Das Betragen des Churfürsten von Baiern hatte gleichfalls den Entschluß der übrigen Reichsglieder befördert; er, der hartnäckig an Frankreich festhielt, hatte eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt und am 3. September plötzlich die freie Reichsstadt Ulm überfallen und in Besitz genommen. Das mußte die übrigen Stände erbittern.

Auch die Herzöge von Braunschweig, aus noch immer fortwährendem Unwillen über die hannoversche Churwürde, vergaßen sich so sehr, daß sie für Frankreich Werbungen anstellten. Da sie vielfältige Warnungen nicht achteten, wurden sie durch den Churfürsten von Hannover in diesem Jahre 1702 mit Gewalt entwaffnet und mußten nun dem Willen des Kaisers und Reichs folgen.

Uebrigens wurde in dem Jahre am Rhein durch den Reichs-Feldherrn Ludwig von Baden nur die Festung Landau belagert und eingenommen. Der römische König Joseph kam selbst in's Lager und zeigte Muth

und Entschlossenheit.[1]) In Italien war Eugen noch zu schwach, um etwas Großes zu unternehmen; es schien, als wollten die Gegner überhaupt erst die Kräfte im Kleinen aneinander versuchen.

Die Baiern in Tyrol 1703. — Das nächste Jahr war schon thatenreicher. Marlborough wandte dasselbe zur Eroberung fester Plätze an den Grenzen der Niederlande an; er nahm Bonn, Tongern, Huy, Limburg und Geldern weg.

Im südlichen Deutschland ging es nicht so glücklich, denn der Kaiser hatte einen beträchtlichen Theil seines Heeres vom Rheine zurückziehen und seinen besten Feldherrn, den Prinzen Eugen, an dessen Spitze stellen müssen, um einen gefährlichen Aufstand unter dem Grafen Ragoczi in Ungarn zu bekämpfen, der ebenfalls durch französischen Einfluß entstanden war. Der fortdauernde Kampf in Ungarn hat überhaupt der Entwicklung der östreichischen Kräfte gegen Frankreich sehr viel Abbruch gethan. Es gelang im J. 1703 dem französischen Marschall Villars über den Rhein zu dringen und sich mit dem Churfürsten von Baiern zu vereinigen. Nun entwarf letzterer den Plan, einen Einfall in Tyrol zu machen und dieses ihm so wohl gelegene Gebirgsland zu erobern. Er brach mit etwa 16,000 Mann der besten Krieger dahin auf und der französische Marschall blieb zur Deckung Baierns zurück. Durch einen unglücklich entstandenen Brand in Kufstein fiel diese wichtige Bergfestung sogleich in des Churfürsten Hände und im ersten Schrecken ergaben sich mehrere andere Plätze, sogar Insbruck. Von da zogen die Baiern den Brenner hinan, um sich den Weg nach Italien zu öffnen. Hier aber warteten ihrer, durch einen Haufen östreichischer Krieger verstärkt, die tapfern Tyroler, die zu allen Zeiten für ihr geliebtes Land Leib und Leben gewagt haben, unter der Anführung des muthigen Amtmanns Martin Sterzing. Sie hatten die schroffen Höhen zu den Seiten der Pässe erklommen und stürzten Felsen und Bäume auf die gedrängt ziehenden Feinde herab. Da war keines Bleibens für diese; sie mußten zurückweichen. Auf den Churfürsten selbst lauerte ein Tyroler Scharfschütze in einer Schlucht; aber durch die reiche Kleidung getäuscht erschoß er statt seiner den Grafen von Arco. Auf dem Rückzuge litt das baiersche Heer noch größern Verlust, und nur mit der Hälfte derer, die ausgezogen waren, kam der Churfürst nach zwei Monaten zurück.

Zu einigem Ersatze gelang es ihm noch im Winter dieses Jahres, die reiche Stadt Augsburg, so wie Passau, die Grenzfestung von Oestreich, einzunehmen, und am Rhein hatten die Franzosen die wichtigen Festungen Breisach und Landau erobert.

Die Schlacht bei Höchstädt 1704. — Gegen solche Verluste mußte von den Verbündeten im nächsten Jahre mit gesammelter Kraft größerer Gewinn erkämpft werden, und nach dem Kriegsplane sollten die drei Feldherren, Marlborough, Eugen und Ludwig von Baden vereint im südlichen Deutschland fechten; in Italien blieb der General Starhenberg, um den Krieg vertheidigungsweise zu führen. Die drei Heerführer kamen zu Heilbronn am Neckar zusammen und Marlborough mit dem Markgrafen von

1) Ein merkwürdiges Zeugniß für das damalige Hofleben giebt die Begleitung des Königs und der Königin zu der Reise in's Kriegslager. Dieselbe bestand aus mehr als 400 Personen höheren und niederen Ranges, zwanzig Kammerherren, einer Menge Köche und Küchendiener, zahllosen Wagen für Speisen und Wein, und unter diesen allein 21 mit je 6 Ochsen bespannten Gepäckwagen.

Baden wandte sich gegen die Donau, während Eugen an den Rhein zog. Die Baiern hatten seinen Theil ihres Heeres auf dem Schellenberge bei Donauwerth in ein festes Lager gelegt, um den Uebergang über die Donau zu erschweren; sie wurden aber dort angegriffen und nach tapferer Gegenwehr in die Flucht getrieben; ihr Lager fiel in Feindes Hand.

Nach diesem Treffen ließen die Verbündeten dem Churfürsten Friedensanträge machen und boten ihm ansehnliche Vortheile an, wenn er von dem französischen Bündniß ablassen wollte. Er wankte schon und war im Begriff, den Vertrag der Aussöhnung zu unterschreiben, als ein Bote verkündete, der französische Marschall Tallard sei mit einem frischen Heere zu seiner Hülfe im Anzuge. Da warf der Churfürst die Feder aus der Hand und unterzeichnete nicht. Der Marschall kam, aber zugleich mit ihm Eugen, der ihm gefolgt war und nun zu Marlborough stieß. Den alten unbiegsamen Prinzen von Baden sendeten sie zur Belagerung von Ingolstadt ab, damit er ihnen den Schlachttag nicht verderbe; mit dem bescheidenen Eugen dagegen focht der englische Heerführer gern zusammen, weil dieser für das Gelingen der Sache dem eigenen Ruhme willig entsagte.

Am 12. Aug. standen beide Feldherren den Franzosen und Baiern bei dem Flecken Höchstädt gegenüber und am 13. begannen sie die Schlacht. Die Feinde waren zwar nur um 4000 Mann stärker, — es standen 56000 gegen 52000, — allein sie hatten eine durch Moräste sehr gut gedeckte Stellung und außerdem den großen Vortheil der einheitlichen Masse, nur Franzosen und Baiern, während in dem verbündeten Heere Oestreicher, Preußen, Hannoveraner, Hessen, Pfälzer, Würtemberger, Dänen, Holländer und Engländer bunt gemischt zusammenfochten. Allein der Geist der Feldherrn wußte auch die gemischte Masse mit einem Geiste zu beseelen. Marlborough führte den linken Flügel, der aus Engländern, Holländern und Hessen bestand, gegen die Franzosen unter Tallard, Eugen den rechten gegen den Churfürsten und Marsin. Am schwersten war hier der Kampf, wo Maximilian mit der größten Tapferkeit und kluger Benutzung der seine Stellung deckenden Sümpfe focht. Mehrmals wurden die Angreifenden durch das furchtbare Feuer des Geschützes zurückgeworfen und die Reiterei wendete sich, trotz Eugens Zuruf und Drohung, zur Flucht. Da erkannte er, daß etwas Außerordentliches gewagt werden müsse. Obwohl sein Fußvolk bedeutend schwächer war, als das feindliche, so stürzte er doch, an der Spitze desselben, seines eignen Lebens nicht achtend, vorwärts; schon legte ein baierscher Dragoner das Gewehr in der Nähe auf ihn an, aber eine der Ordonnanzen des Prinzen hieb ihn nieder. In diesem Augenblicke drang auch der Fürst Leopold von Dessau mit preußischem Fußvolk unaufhaltsam vor, und Eugen selbst schreibt ihm die Entscheidung der Schlacht auf diesem Flügel zu. — Unterdeß hatte Marlborough, nachdem er vergeblich mörderische Angriffe auf das an der Donau gelegene, von Tallard stark besetzte, Dorf Blindheim gemacht hatte, mit seinem Feldherrnblick den schwachen Fleck der feindlichen Stellung erkannt, denn Tallard hatte, um Blindheim zu decken, seine Mitte entblößt. Auf diese richtete Marlborough mit seiner gesammten Reiterei einen ungeheuren Stoß und durchbrach sie; und obgleich Tallard noch mehrmals Widerstand versuchte, so war die Schlacht doch nicht mehr zu halten. Tallard selbst wurde gefangen, als er sich nach Blindheim durchschlagen wollte. Das ganze feindliche Heer wich in Unordnung zurück, nur der Churfürst von Baiern machte einen ziemlich ge-

ordneten Rückzug. Achtundzwanzig Bataillone und zwölf Geschwader Franzosen versuchten noch, sich in Blindheim zu behaupten; sie wurden aber eingeschlossen und gezwungen, sich zu Gefangenen zu ergeben. Es war ein großer Sieg; 16,000 Franzosen und Baiern lagen auf dem Schlachtfelde, 12,500 waren gefangen, und unter diesen nebst dem Marschall Tallard und seinem Sohne 818 Offiziere. An Beute hatten die Sieger eine reiche Kriegskasse gewonnen, 117 Kanonen, 24 Mörser und 300 Feldzeichen; überdies 5000 Wagen,[1]) 3600 Gezelte und zwei Schiffbrücken. — Von diesem Tage an tönte Marlboroughs Name in Liedern durch ganz Deutschland; der Kaiser schenkte ihm das Fürstenthum Mindelheim in Schwaben, welches früher ein Lehen des berühmten Ritters Georg von Frondsberg gewesen war, und ernannte ihn zum Reichsfürsten.

Der Churfürst von Baiern sah sich gezwungen, über den Rhein zu gehen und seinen Sitz in Brüssel zu nehmen; sein Land wurde von den Kaiserlichen besetzt und seine Gemahlin behielt zu ihrem Unterhalte nur die Stadt und das Rentamt München. So unglücklich endigte für ihn dieser Feldzug von 1704.

Im folgenden Jahre 1705 starb der Kaiser Leopold I. in seinem 65. Lebensjahre an der Brustwassersucht, wenig betrauert von den Seinigen; denn die Leutseligkeit, womit die Fürsten so leicht die Herzen derer gewinnen, welche um sie sind, besaß er nicht. Er verbarg sich gern hinter dem Bollwerke der strengsten spanischen Hofetiquette, die ihn stets umgab. Seine Kleidung war schwarz, die Strümpfe und die Hutfeder scharlachroth, auf dem Kopfe eine Perrüque mit lang herabhängenden Locken. Sein Wuchs war unansehnlich, die Miene ernst, ja oft düster, das Gesicht durch eine große herunterhangende Unterlippe entstellt. Das Hervorstechendste in seinem Wesen war eine strenge Gottesfurcht, aber eine solche, welche ihn von dem Willen seiner Geistlichen abhängig machte. Sonst war er gewissenhaft, gutmüthig und sehr mildthätig gegen Arme, letzteres doch mit Schwäche, so daß der gröbste Mißbrauch damit getrieben wurde. So schweren Zeiten, wie er erlebte, und einem Gegner, wie Ludwig XIV., war Leopold nicht gewachsen.

Ihm folgte sein sieben und zwanzigjähriger, kräftiger und mit einem hochstrebenden Geiste begabter ältester Sohn:

Joseph I. 1705—11.

Einen Augenblick zweifelte man, ob Joseph für seinen Bruder Karl auch den Krieg mit gleichem Eifer fortsetzen werde; dieser war im J. 1704 selbst nach Spanien abgegangen und in Aragonien, Katalonien und Valencia wirklich als König anerkannt. Joseph indeß erklärte sich entschieden für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges und hielt Wort.

Doch wurde in diesem Jahre 1705 allenthalben im Felde nichts Großes ausgeführt. Eugen war nach Italien geschickt, um das dortige ganz niedergeschlagene Heer wieder aufzurichten; mehr konnte er aber auch in diesem Jahre nicht bewerkstelligen. Marlborough war in die Niederlande zurückgekehrt; und auch er mußte wieder frische Kräfte sammeln. In Baiern aber brach, der Bedrückungen der östreichischen Beamten und Besatzungen wegen, ein heftiger Aufruhr aus. Man zwang die Jugend des Landes zum östreichischen Dienste, und solche Gewaltsamkeit empörte das kräftige und selbstständige baierische Volk. Es ergriff die Waffen, befreite die ausgehobene junge Mannschaft, überfiel einzelne östreichische Haufen, und durch das erste Gelingen angefeuert, sammelten

1) Unter diesen 34 mit Damen und Tänzerinnen gefüllte Kaleschen.

sich an 20,000 Landleute, unter Anführung eines Studenten Maindl. Sie konnten es wagen, sogar die Festungen Braunau und Schärding anzugreifen, und zwangen die kleinen Besatzungen zur Uebergabe. Die Oestreicher mußten mit ihnen unterhandeln und schlossen nicht wie mit Aufrührern, sondern wie mit einem selbstständigen Feinde, einen Waffenstillstand; diesen aber benutzten sie, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen zusammenzurufen; mit dessen Hülfe trieben sie die Bauern in die Flucht, nahmen ihnen eine Stadt nach der andern wieder ab und stellten die Ruhe einigermaßen her.

Dabei geschahen viele harte Dinge und die Erbitterung zwischen den beiden deutschen Nachbarvölkern wurde immer größer. Der Churfürst selbst wurde nun, als ein Reichsfeind, und weil er für den Urheber des Aufruhrs angesehen wurde, nebst seinem Bruder, dem Churfürsten von Köln, förmlich in die Acht erklärt und sein Land als ein verfallenes Reichslehen betrachtet. Dem Churfürsten von der Pfalz gab der Kaiser, auf dessen dringliches Ersuchen, die Oberpfalz, die sein Haus im dreißigjährigen Kriege an Baiern verloren hatte, nebst dem alten Platze im Churfürstenrathe, wieder. Endlich gaben auch um diese Zeit die Fürsten, welche noch immer der hannoverschen Churwürde widersprochen hatten, nach; sie wurde allgemein anerkannt und Churpfalz trat das Erzschatzmeisteramt an Hannover ab.

Die Schlachten bei Ramillies und Turin. 1706. Frankreich hatte beschlossen, in dem folgenden Feldzuge seine Hauptkraft gegen die Niederlande zu kehren, um wo möglich in dem reichen Holland die Mittel zum ferneren Kriege zu gewinnen. Es wurde auch das schönste französische Heer ins Feld gestellt, welches noch in diesem Kriege erschienen war, aber sein Führer, Marschall Villeroi, war dem kühnen Marlborough nicht gewachsen. Von eitler Zuversicht getrieben verließ er seine feste Stellung bei Löwen, um den Gegner am 22. Mai in der Ebene von Ramillies anzugreifen[1]). Das wünschte Marlborough; er hatte seine Stellung durch Morast und Wassergräben trefflich gedeckt, und als die Feinde nun anstürmten, konnten sie den schwachen Stellen seiner Schlachtordnung nicht ankommen, weil die Natur sie schützte, er dagegen wendete seine ganze Kraft gegen einzelne Punkte der ihrigen und durchbrach sie. Vor der Schlacht hatte ein französischer Oberster gesagt, das Heer sei so vortrefflich, daß, wenn sie heute nicht siegten, sie nie wieder vor dem Angesichte der Feinde erscheinen dürften. Und dennoch wurden sie geschlagen; keine Tapferkeit konnte die begangenen Fehler gut machen. Ueber 20,000 Mann wurden verloren, dazu achtzig Fahnen, selbst die Pauken und Standarten der königlichen Garden; und zwei Monate vergingen, ehe sich das französische Heer wieder recht sammeln konnte. Der Sieger dagegen durchzog Brabant und Flandern, nahm alle Städte des Landes ein und ließ dasselbe Karl III., (so hieß er als König von Spanien), als seinem rechtmäßigen Herrn, schwören. Zu Brüssel wurde in des neuen Königs Namen ein Staatsrath errichtet.

Der Prinz Eugen wollte dieses Jahr auch nicht ohne eine große That in Italien vorübergehen lassen. Er wagte einen Zug, der zu den kühnsten der Kriegsgeschichte gehört. Mit nicht mehr als 24,000 Mann deutscher Krieger zog er, von der Grenze Tyrols aus, einen Weg von funfzig Meilen, über Berge und Ströme, durch eine Reihe von Plätzen, die

1) Es ist dieses fast das Feld der großen Schlacht bei Belle-Alliance und Waterloo, und dieser letzte Name wird auch bei jener Schlacht vor 136 Jahren genannt.

vom Feinde besetzt waren und hart gedrängt von dem nachfolgenden französischen Heere, bei glühender Sommerhitze, dem hartbedrängten Herzog von Savoyen zu Hülfe, dessen Hauptstadt Turin vom Feind belagert wurde. Der Zug gelang, zu aller Welt Erstaunen; Eugen vereinigte sich mit dem Herzoge und eilte zur Befreiung Turins herbei. Obgleich viel geringer an Macht und mit einem aus sehr verschiedenen Haufen zusammengesetzten Heere, wagte er am 7. Sept. früh 4 Uhr den Angriff auf die französischen Linien. Ein schrecklicher Geschützesdonner empfing ihn, aber dennoch drangen die Seinigen tapfer vor. Der Fürst Leopold von Dessau (später unter dem Namen des alten Dessauers bekannt), führte auf dem linken Flügel die Preußen gegen die Verschanzungen, dann folgten die Würtemberger und Pfälzer in der Mitte und die Gothaer auf dem rechten Flügel; die Kaiserlichen waren auf die ganze Linie vertheilt. Zwei deutsche Prinzen führten die beiden Flügel: Alexander von Würtemberg den linken, der Prinz von Sachsen-Gotha den rechten; die Mitte befehligte der Herzog von Savoyen. Der Kampf wurde sehr hartnäckig. Zwei Angriffe der Deutschen wurden zurückgeschlagen; endlich, nach zweistündiger Arbeit, erstiegen zuerst die Preußen[1]), unter Eugens unmittelbarer Anführung, und bald auch die übrigen die Schanzen. Die Verwirrung der Feinde wurde um so größer, da ihnen die Besatzung von Turin unter dem Grafen von Daun in den Rücken fiel und da ihre beiden obersten Feldherren, der Herzog von Orleans und der Graf Marsin, verwundet das Schlachtfeld verlassen mußten. Marsin wurde gefangen und starb am folgenden Tage zu Turin; 5000 Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, über 6000 wurden gefangen, und die übrigen flohen in solcher Verwirrung über die Gebirge nach Frankreich, daß von dem ganzen 80,000 Mann starken Heere kaum 16,000 zusammen blieben. Die großen Vorräthe, die zu der Belagerung zusammengebracht waren, 213 Stück Geschütz, 80,000 Fässer Pulver und eine Menge von Kugeln, fielen in die Hände der Sieger. Die Folgen der Schlacht waren noch größer, als dieser erste Gewinn; die Franzosen verloren schnell einen Platz in Italien nach dem andern und mußten eine sogenannte Generalkapitulation abschließen, nach welcher sie Italien räumten und versprachen, während des ganzen Krieges kein Heer wieder dorthin zu schicken. So herrlich hatte Eugen seine Sachen hier ausgeführt und sein Name erscholl nun noch lauter durch Europa, als vorher; der Kaiser schenkte ihm einen kostbaren Degen und ernannte ihn zum Generalstatthalter in Mailand.

Das Jahr 1707 brachte auch das dritte Land von der spanischen Erbschaft, Neapel, in des Kaisers Besitz; die Lombardei und die Niederlande waren ihm durch die beiden großen Schlachten des vorigen Jahres gewonnen. Neapel, wo nur ein geringer spanischer Heerhaufe war, wurde ohne Mühe eingenommen und Frankreich hatte nun die letzte Stütze in Italien verloren. Auch in den Niederlanden konnte dem Herzog von Marlborough nichts wieder abgenommen werden. Nur am Oberrhein fand der König Ludwig einigen Ersatz durch die Langsamkeit des Reichsheeres; der

1) In einem Schreiben an den Grafen Sinzendorf sagt Eugen selbst: „Der Prinz Anhalt hat mit seinen Truppen bei Turin abermal Wunder bewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und vorzüglich an Ordnung die Meinigen weit übertroffen.“ Der Kaiser Joseph schrieb dem Fürsten Leopold, so wie dem Prinzen Wilhelm von Sachsen-Gotha, sehr belobende Danksagungsbriefe.

alte Reichsfeldmarschall, Ludwig von Baden, starb im J. 1707; ihm folgte der wenig unternehmende Markgraf von Baireuth und durch dessen Unentschlossenheit gelang es den Franzosen wieder, bei Straßburg über den Rhein zu gehen und in Franken und Schwaben das alte grausame Raubspiel zu üben. Es ist berechnet worden, daß sie in Zeit von zwei Monaten an neun Millionen Gulden durch Brandschatzungen zusammengetrieben haben. Der neue Reichsfeldherr legte zwar, zu aller Freude, den Oberbefehl bald nieder und an seine Stelle kam der fähigere Churfürst Georg Ludwig von Hannover; aber auch ihn verhinderte die schlechte Verfassung des Reichsheeres, etwas Bedeutendes vorzunehmen; er mußte zufrieden sein, daß die Franzosen aus Mangel an Unterhalt wieder über den Rhein zurückgingen und daß er sie in den nächsten Jahren jenseits halten konnte.

Ein Zug, den der Prinz Eugen noch im J. 1707, auf Verlangen der Seemächte, von Italien aus ins südliche Frankreich machen mußte, um Toulon zu erobern, mißlang wie die ähnlichen Züge, die schon Kaiser Karl V. versucht hatte, und eben so hatte der König Ludwig die Freude, in demselben Jahre fast ganz Spanien wieder seinem Enkel Philipp V. unterworfen zu sehen. Der Erzherzog Karl hatte in den vorigen Jahren glückliche Augenblicke in Spanien gehabt; sein Heer, welches besonders aus portugiesischen Hülfsvölkern bestand, hatte selbst die Hauptstadt Madrid erobert und ihn daselbst zum Könige von ganz Spanien ausgerufen; allein seine eigene Unthätigkeit, so wie die Uneinigkeit seiner Heerführer, der Haß der Kastilier gegen die Aragonier sowohl, als gegen die Engländer und Portugiesen; diese und andere Ursachen entrissen dem östreichischen Prinzen nach und nach das Eroberte wieder, so daß er im J. 1707 nur noch Catalonien übrig hatte.

Dennoch hatte der König Ludwig in diesem Kriege schon so viel verloren und sein Land war so erschöpft, daß er sehnlichst den Frieden wünschte und mit Bezwingung seines alten Stolzes Versuche machte, ihn selbst mit großen Opfern zu erkaufen. Allein die Gegner gedachten ihn diesesmal für allen früheren Uebermuth recht empfindlich zu züchtigen; besonders waren Eugen und Marlborough, die wiederum Oestreich und England lenkten, dem eitlen König von Grund ihres Herzens feindlich gesinnt und sannen nur darauf, ihm noch härtere Demüthigung zu bereiten. Es gelang ihnen auch trefflich durch:

Die Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet 1708 und 9. — Sie fochten wieder vereint in den Niederlanden, da Eugens Tagewerk in Italien vollendet war; und vereint brachten sie zuerst den Herzögen von Bourgogne und Vendome, deren Uneinigkeit alles verdarb, eine große Niederlage bei Oudenarde am 11. Juli 1708 bei; und in Folge der Schlacht eroberte Eugen, durch eine sehr kühne Belagerung, die Festung Ryssel, die man für unüberwindlich gehalten hatte.

Das Unglück Frankreichs in diesem Feldzuge wurde in dem darauf folgenden Winter von 1708 auf 9 durch eine unerhörte Kälte und den dadurch verursachten Schaden noch drückender gemacht. Die Kälte war so groß, daß das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten, daß die Weinstöcke und Obstbäume erfroren und das durch den Krieg ausgesogene Volk durch solche Naturschrecken vollends zur Verzweiflung gebracht wurde. Die Klagen waren herzzerreißend; die Mittel zum nächsten Feldzuge schienen unerschwinglich zu sein. Da mußte sich der gedemüthigte König zu neuen Friedensversuchen bequemen; er erklärte sich willig, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande zu verlieren, wenn man

Philipp V. nur Neapel und Sizilien lassen wollte. Allein die beiden Feldherren, welche mitten in diesen Friedensverhandlungen im Haag erschienen, erklärten kurz, daß von der ganzen spanischen Monarchie auch nicht ein Dorf dem Hause Oestreich entzogen werden dürfe. Und als endlich auch diese harte Forderung zugestanden war, wurden Abtretungen von dem französischen Gebiete selbst verlangt; das Elsaß sollte wieder zurückgegeben und, sowohl nach den Niederlanden als Savoyen zu, eine Reihe von Festungen, zur künftigen Sicherheit gegen französische Arglist, abgetreten werden. Dieses Alles gestanden die französischen Gesandten nach einander zu; — nur die eine, in der That entehrende, Zumuthung konnten sie nicht bewilligen, daß nämlich Ludwig, wenn sein Enkel Philipp Spanien nicht gutwillig räumen wolle, selbst helfen solle, ihn mit Gewalt der Waffen daraus zu vertreiben.

Solche Schande wollte Ludwig nicht auf sich laden, und der Krieg fing wieder an.

Mit den Verhandlungen war schon ein Theil des Sommers 1709 vergangen; Eugen und Marlborough eilten die noch übrige Zeit zu benutzen. Sie eroberten Tournay und gingen auf Mons los. Dieses wollte der französische Marschall Villars decken und hatte eine feste Stellung bei Malplaquet, vor Mons, genommen. Aber die beiden siegreichen Feldherrn griffen ihn hier am 11. Sept. ohne Zaudern an und schlugen ihn nach sehr blutiger Schlacht, der blutigsten des ganzen Krieges. Eugen selbst erhielt gleich Anfangs einen Streifschuß am Kopfe; aber ruhig steckte er sein Schnupftuch unter seinen Hut und führte seinen Flügel weiter ins Feuer. — Nach dieser Schlacht wurde Mons erobert.

Ein neuer Feldzug war verloren; Ludwig XIV. mußte von Neuem den Frieden anbieten; er bewilligte Alles, was verlangt war, sogar wollte er, um nur nicht die eigenen Heere zur Vertreibung seines Enkels aus Spanien leihen zu müssen, den Verbündeten Hülfsgelder zu diesem Zwecke entrichten. Aber jetzt mußte Ludwig an sich selbst erfahren, was andere so oft durch ihn gefühlt hatten, wie hart nämlich den, der im Unglück ist, der Uebermuth des Siegers drückt. Auch zeigte sich jetzt offenbar, wie er durch die Zweideutigkeit seiner politischen Künste in früheren Verhandlungen das Vertrauen der europäischen Völker verscherzt hatte. Man erwiederte ihm jetzt: so lange Philipp V. in Spanien sei, könne man den Versprechungen seines Kabinets nicht trauen und überhaupt müßten alle Forderungen der Verbündeten binnen zwei Monaten erfüllt sein, ehe an einen eigentlichen Friedensschluß gedacht werden könne. Nach so harter Antwort fing der Krieg wiederum an und Eugen und Marlborough nahmen eine Stadt nach der andern an der französischen Grenze ein. Aus Spanien aber kam die Nachricht, auch dort habe sich das Glück gewendet, Karls General Starhenberg habe Philipps Heer in die Flucht geschlagen und Karl habe am 28. Sept. 1710 seinen feierlichen Einzug in Madrid gehalten.

Die Noth des alten, kranken Königs Ludwig war auf das Höchste gestiegen und alle Hülfe schien verloren. Nach so vielen für die Größe seines Namens und Reiches geführten Kriegen, nach der Aufopferung von so viel tausend und aber tausend Menschenleben, sollte nun das ganze Gebäude in nichts zusammenfallen, er sollte sogar von seinem alten Reiche Opfer bringen. Härter schien noch nie das Schicksal den, der sich auf dem Gipfel der Größe wähnte, getroffen zu haben. — Aber die Gegner hatten den rechten Augenblick der Mäßigung gleichfalls versäumt; auch sie waren durch

das Glück übermüthig geworden und darum verloren sie einen großen Theil der Frucht ihrer Siege. Drei günstige Ereignisse rissen Frankreich auf einmal aus der großen Noth, unter welcher es darnieder lag, und führten es zu einem erträglichen Frieden; sie waren: Der Sturz des Herzogs von Marlborough, die Siege der französischen Partei in Spanien, und der Tod des Kaisers Joseph.

In England, wo Marlborough's Freunde bisher den Staat gelenkt hatten, bildete sich in seiner Abwesenheit in der Stille eine Gegenpartei und nannte sich, um die seinige auch durch die Gewalt der Meinung zu besiegen, Tories, Königlichgesinnte, jene aber Whigs, Volksfreunde. Marlboroughs Streben wurde der Königin Anna verdächtig gemacht, seine Gemahlin, die bisher die Königin ganz beherrscht hatte, wurde durch eine andere, die Lady Masham, glücklich verdrängt; ein neues Parlament von Tories wurde im J. 1710 gewählt, und nun trat in England die Neigung zum Frieden an die Stelle der Kriegslust. Marlborough behielt zwar den Oberbefehl noch einige Zeit, aber mit großen Einschränkungen, und am Neujahrstage 1812 entließ ihn die Königin aller seiner Aemter.

Zu der Friedensneigung trug auch der Tod des Kaisers Joseph, am 17. April 1711, nicht wenig bei. Er starb an den Pocken, im 33. Jahre seines Lebens, und wird als ein selbstthätiger rascher Fürst, der seinem Vater wie seinem Bruder weit überlegen war, von der Geschichte gerühmt. Sein Geist war fähig, die größten Gedanken zu fassen, und darum fand auch Eugen, mit seinen großartigen Ansichten, bei ihm den meisten Eingang. — Da der Kaiser ohne Erben starb, so war sein Bruder Karl der Erbe seiner Länder. Da stand nun die Frage über das Verhältniß der Mächte in Europa, so wie zu Kaiser Karls V. Zeit: ob es nämlich rathsam sei, daß dieser Karl, als Kaiser der Sechste, wenn die Deutschen ihn wählten, wie jener Fünfte, halb Europa beherrsche und das Haus Oestreich so übermächtig sei? Karl VI. besaß alle Länder Karl's V., wenn er die ganze östreichische und spanische Monarchie vereinte. Den übrigen, besonders den Seemächten, schien solche Uebermacht gefährlich und sie beförderten nun lieber die Kaiserwahl Karl's VI., um ihm nachher einen Theil der spanischen Länder abzusprechen. Er wurde am 22. Dec. 1711 zu Frankfurt gekrönt.

126. Karl VI. 1711—40.

In Spanien hatte Karl überdies nicht festen Fuß mehr; er hatte es nach kurzem Besitze durch den geschickten französischen Feldherrn, den Herzog von Vendome, wieder verloren, der seine Heere schlug und einen Landstrich nach dem andern für Philipp V. eroberte.

Der Utrechter Friede. 1713. — England hatte sich indeß mit Frankreich in besondere Unterhandlungen eingelassen und bereits die vorläufigen Friedensbedingungen unterzeichnet; so wenig edel handelte die neue Partei in England an den bisherigen Bundesgenossen, die sich nun auch wohl zu Unterhandlungen, und zwar nicht auf sehr günstige Bedingungen, bequemen mußten. Zum Versammlungsorte wurde Utrecht gewählt.

Ueber den Hauptpunkt, die spanische Erbschaft, war man, trotz des Widerspruchs von Seiten des Kaisers, bald einig; Philipp V. sollte Spanien und Indien, Karl das übrige haben; zugleich aber mußte Philipp allen seinen Ansprüchen auf Frankreich entsagen, damit die Kronen von Frankreich und Spanien niemals auf einem Haupte vereinigt würden.

An England trat Frankreich die Hudsonsbay und Neufoundland ab und schleifte ferner, auf Englands Verlangen, die Festungswerke von Dünkirchen. An Portugal wurden Besitzungen in Südamerika abgetreten; an Preußen das Oberquartier von Geldern und die Landeshoheit über Neufchatel und Valangin, auch erkannte Frankreich seine neue Königswürde an. Savoyen erhielt treffliche Festungen an der französischen Grenze, und, weil es auch Ansprüche an die spanische Krone machen konnte, als Ersatz die Insel Sicilien. Holland, welches am treuesten an dem Bündnisse gehalten und früher alle vortheilhaften Anträge zu einem besondern Frieden mit Frankreich abgewiesen hatte, erhielt jetzt geringen Ersatz; es mußte die stärksten der eroberten Festungen herausgeben und behielt eine Reihe der schwächeren, die ihm wenig genützt haben. — Spanien trat endlich an England noch die Festung Gibraltar und die Insel Minorka ab, und so hat England den größten Vortheil von diesem Frieden gezogen.

Friede zu Rastadt und Baden. 1714. — Der Kaiser und das Reich, von ihren Bundesgenossen verlassen, sollten nun allein unterhandeln oder den Krieg allein fortsetzen. Die Bedingungen, welche die Franzosen ihnen machten, waren die schimpflichsten; Ludwig verlangte nämlich, um sich gegen seinen Bundesgenossen, den Churfürsten von Baiern, recht großmüthig zu beweisen, völlige Wiedereinsetzung desselben in alle seine Länder und noch überdies die Verleihung der Grafschaften Burgau und Nollenburg und der Insel Sardinien, als eines Königreichs; eine königliche Belohnung für den, der der treue Freund eines Reichsfeindes gewesen war! — Auf solche Bedingungen einzugehen, wäre ehrlos gewesen, und der Krieg fing wieder an. Aber mit welchem Glücke! der betrübte Eugen konnte mit dem kleinen Reichsheere gegen die ganze französische Macht unter Villars nicht einmal die Ufer des Rheines vertheidigen; die angrenzenden Kreise wurden von neuem von den Franzosen ausgeplündert und die wichtigen Festungen Landau und Freiburg erobert. Vergeblich forderte Eugen in einer Versammlung zu Mainz die Fürsten auf, den deutschen Heerbann aufzurufen. Mit 300,000 deutschen Bauern und einem geordneten Heere von 80,000 Mann getraue er sich, die Franzosen über den Rhein zu werfen. Der große Mann erkannte die Bedeutung der Landwehr, die hundert Jahre später Napoleon hat besiegen helfen.

Darauf kamen Eugen und Villars im November 1713 in dem Schlosse zu Rastadt zusammen und fingen die Unterhandlungen wieder an. Die beiden großen Feldherren, die zuletzt auf dem Kampfplatze gegen einander standen, wollten auch die Ehre haben, Friedensstifter zu sein. Nach mühsamer Arbeit und manchen nicht edlen Unterbrechungen durch Ludwigs wieder erwachten Stolz, unterzeichneten sie endlich den Frieden am 7. März 1714. Der Kaiser erhielt die spanischen Niederlande, Mailand, Sardinien, Mantua und die toskanischen Seehäfen. — Frankreich gab alle Eroberungen am Rhein bis auf Landau heraus; Baiern und Köln wurden der Reichsacht erledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt.

Das waren die Hauptbedingungen, und nachdem noch einige Punkte in Beziehung auf das deutsche Reich näher bestimmt waren, wurde auch durch dessen Abgeordnete der Friede in der Stadt Baden im Aargau am 7. Sept. 1714 unterzeichnet.

Ein heftiger Sturm war wieder vorübergegangen; der große nordische Krieg, der zu eben dieser Zeit die nördliche und östliche Hälfte

von Europa erschütterte, aber auf Deutschland weniger Einfluß hatte, dauerte noch in einigen Nachwehen fort bis zum Tode des schwedischen Königs Karl XII. im December 1718. Während des Unglücks Schwedens bemächtigte sich Brandenburg eines Theiles von Schwedisch=Pommern, und Hannover brachte durch Kauf die Bisthümer Bremen und Verden an sich, und beide behielten im Frieden ihre Erwerbungen. — Nach diesen beiden großen Kriegen hat das ermattete Europa einige Ruhe gehabt. Sein Dränger Ludwig XIV. war auch im J. 1715 gestorben.

Karls VI. fernere Regierung. — Wir haben den eben geendigten, wichtigen Krieg ausführlicher erzählt, weil er Frankreichs bisherige Uebermacht brach und für Oestreich und Deutschland einen glücklichen Augenblick herbeiführte, den alten ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte wiederum einzunehmen. Seit Ludwigs XIV. eroberungssüchtiges Streben sich offenbar gezeigt hatte und zu fürchten war, daß ein einzelner Staat gegen Frankreichs Uebermacht schwerlich bestehen werde, hatte der König Wilhelm von England einzig daran gearbeitet, durch eine Verbindung mehrerer jenem Ehrgeize einen Damm entgegenzusetzen, damit in Zukunft nur die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit zwischen den Völkern walteten. Er wurde der Stifter des neuen Systems des politischen Gleichgewichts und muß ein großer Mann genannt werden, weil er mit kleinen Mitteln Großes ausrichtete und in Wahrheit Europa's Schirmherr wurde. Vor allen Dingen gründete er seine Hoffnung dauernder Ruhe und Sicherheit auf die Verbindung Englands mit Oestreich, der freiesten protestantischen mit der rechtlichsten katholischen Macht, wie man es ausgedrückt hat. Diese Verbindung bezeichnet in der That einen neuen Abschnitt in der Entwickelung der Staatenverhältnisse Europa's und hat unter anderm am meisten dazu beigetragen, die Grundsätze der Duldung, der gegenseitigen Achtung und sittlichen Würdigung zwischen den Völkern herrschend zu machen; und eben hierdurch zeichnet sich die größere Hälfte des 18. Jahrh., bei allen übrigen Schwächen, aus. Oestreich aber wurde auf diese Weise wieder in die Mitte Europa's gestellt, als die Macht, welche am meisten mit den übrigen in Beziehung und am meisten berufen sei, gutes Verständniß und Ordnung unter allen zu bewahren, in Beziehung auf Deutschland aber desto kräftiger die alte Würde und Verfassung des Reichs zu schützen. Durch den Ruhm und die Erwerbungen des nun geendigten Krieges war diese Bestimmung Oestreichs wie durch einen Schicksalsspruch bestätigt; es war mächtiger, als wenn es ihm gelungen wäre, die spanische Krone mit der östreichischen zu vereinigen; denn daß solche Ausdehnung die Macht nicht wahrhaft vermehrte, hatten die Zeiten Karls V. gelehrt. So rühmlichen Aufschwung verdankte Oestreich vorzüglich dem großen Geiste Eugens, und dem, nur zu früh verstorbenen, Kaiser Joseph I., welcher in des erstern hohe Gedanken ganz einging. Eugen krönte sein Heldenleben noch durch die, viel in Liedern besungene Eroberung von Belgrad im J. 1716 und den für Oestreich so günstigen Frieden mit den Türken zu Passarowitz 1718.

Hätte Kaiser Karl VI. Geistesgröße genug gehabt, die weltgeschichtliche Bestimmung Oestreichs und Deutschlands in dem europäischen Völkerstaate, wozu eben der Standpunkt wieder gewonnen war, zu erkennen, er hätte nicht nur seines Reiches, sondern des ganzen deutschen Vaterlandes, Ruhm und Größe und für Europa eine ehrenvolle Ruhe auf lange Dauer gründen können. Die ehrwürdige Bedeutung des alten Kaiserthums, welche

im Laufe der Zeiten untergegangen war, mochte jetzt in erneuter Gestalt wiederum aufstehen, wenn der Gedanke eines wahrhaften europäischen Völkerbundes, auf die ewigen Gesetze der Religion und Sittlichkeit gegründet und also auf inneren, unsichtbaren Stützen im Gleichgewicht ruhend, aufgefaßt und Oestreich mit Deutschland vereinigt als Wächter desselben aufgestellt wurden. Sie zusammen konnte kein eroberungssüchtiger Gedanke treiben und sie waren nur stark im gerechten Schutzkriege für die ruhige Haltung des Ganzen. Dann konnte das System des Gleichgewichts als eine unsichtbare Macht für die neueren Zeiten die Stelle einnehmen, welche Kaiserthum und Papstthum im Mittelalter ausgefüllt hatten.

Allein Karls Geist, so wie sein ganzes Zeitalter, konnte ein so hohes Bild nicht fassen noch halten. Der Gedanke des Gleichgewichts der Staaten wurde immer mehr ein äußerlicher, ein sorgfältiges Abwägen der physischen Kräfte, ein Messen des Umfanges der Länder und ein Zählen der Unterthanen und der Soldaten. Denn das war auch eines der großen Uebel, die von Frankreich aus, und am meisten durch Ludwig XIV., über Europa kamen, daß die Herrscher die Gewährleistung ihrer Selbstständigkeit und Sicherheit nicht, wo sie allein ruht, in der Liebe ihrer Völker, sondern in der großen Zahl immer schlagfertiger Krieger suchten. Diese mußte vermehrt werden, wenn der Nachbarstaat sie vermehrte, und sie war fast allein der Maaßstab für das Verhältniß unter den Völkern. Die geistigen und sittlichen Kräfte, weil sie nicht gemessen werden können, wurden gar wenig beachtet. Solche Vernachlässigung mußte sich schwer rächen; der nicht geachtete Geist floh aus dem ganzen mühseligen Gebäude, welches er allein hätte aufrecht halten können, und nach einem kurzen Glanze zu Wilhelms und Eugen Zeit, und längerem, traurigen Wanken, bald von dieser bald von jener Stütze kümmerlich gehalten, ist das System des Gleichgewichts, nicht einmal hundert Jahre nach seinem ersten Entstehen, in sich zusammengestürzt.

Für Deutschland hatte dieses System, und Oestreichs Stellung darin, die Folge, daß Deutschland in die Kriege des Kaiserhauses mit verwickelt, daß es überhaupt in alle Bewegungen Europa's hineingerissen wurde, ohne einen Gewinn davon zu haben; vielmehr wurde auch das alte, wankende Reichsgebäude durch die steten Erschütterungen nun völlig aus seinen Fugen getrieben. Denn weder in dem Leben des Einzelnen noch der Völker, gibt es einen Stillstand, sie schreiten unaufhaltsam rückwärts, wenn sie nicht vorwärts dringen; und Deutschland hatte eben eine große Gelegenheit der Erhebung gleichgültig von sich gewiesen. — Uebrigens waren die letzten zwanzig Jahre bis zu Karls VI. Tode, mit geringen Ausnahmen, eine Zeit der Ruhe. Der Kaiser widmete sich vorzüglich der innern Verwaltung seiner großen und schönen Länder und dieses war für sie, nach so stürmischen Zeiten, eine Wohlthat. Auch hatte er, weil er keine männliche Erben besaß, einen Erbvertrag, oder p r a g m a t i s c h e S a n c t i o n, verfaßt, nach welcher alle seine Länder seiner Tochter Maria Theresia anheim fallen sollten. Diese wünschte er von den bedeutenden Staaten Europa's feierlich beschworen zu sehen, um vor der Zersplitterung der großen Monarchie gesichert zu sein. Es ist dieses eine Hauptsorge seines Lebens gewesen und er hat seine Absicht, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, äußerlich durchgesetzt; seine pragmatische Sanction wurde bestätigt, allein auch an ihr ist die Bodenlosigkeit der neueren Politik offenbar geworden. Diese Sanction sicherte nach seinem

Tode seine Tochter dennoch nicht vor den Angriffen derer, welche ihre Ansprüche mit den Waffen durchzuführen hofften.

Der Kaiser selbst führte noch in den Jahren 1733—35 einen Krieg für August III. von Sachsen, welcher zum polnischen Könige gewählt war, gegen Frankreich, welches den Stanislaus Lesczinsky, den Schwiegervater Ludwigs XV., wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Oestreich und Deutschland nicht glücklich; durch den Frieden blieb August III. zwar König von Polen, aber Deutschland verlor dafür eine neue Provinz an das habsüchtige Nachbarvolk; Lothringen mußte an Stanislaus abgetreten werden, durch den es an Frankreich kam, und der lothringische Herzog Franz Stephan, wurde Großherzog von Toskana, der spanische Infant Don Carlos ward durch Neapel und Sicilien für Toskana entschädigt. — In einem Türkenkriege war das östreichische Heer gleichfalls nicht siegreich und im Belgrader Frieden im J. 1739 mußte die Schutzwehr, welche Eugen gewonnen hatte, die Festung Belgrad, zurückgegeben werden.

127. Maria Theresia und Friedrich II. von Preußen.

Der Kaiser Karl VI. starb am 20. Oct. 1740. Seine Tochter Maria Theresia ergriff, der pragmatischen Sanction zufolge, in allen seinen Ländern die Regierung. Sie zählte bei dem Antritte der Regierung 23 J. und 6 Monate. Aber es lebte in ihr ein hoher, fast männlich zu nennender Geist. Von Anfang an beschloß sie, selbst zu regieren, und auch ihr Gemahl, Franz Stephan von Toskana, den sie zärtlich liebte, hatte keinen Einfluß auf ihre Regierungshandlungen, obgleich der Anfang ihrer Herrschaft voll der ernstesten Schwierigkeiten war.

Sogleich nach des Kaisers Tode trat der Gesandte des Churfürsten Karl Albrecht von Baiern in Wien mit einer Erklärung seines Herrn hervor: „Er könne die junge Königin nicht als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkennen, weil das Haus Baiern gerechte Ansprüche an die östreichischen Erbländer habe.“ Diese Ansprüche gründete der Churfürst auf seine Abstammung von der zweiten Tochter des Kaisers Ferdinands I., deren Nachkommen, nach dem Aussterben des östreichischen Mannesstammes, jetzt eintreten müßten. Allem Rechte nach konnte dieses nur geschehen, wenn der letzte Kaiser auch keine Tochter hinterlassen hätte; da eine solche da war, mußte sie allen weiblichen Seitenverwandten vorgehen. Nun wollten zwar die bairischen Rechtsgelehrten noch aus manchen anderen Gründen die Ansprüche ihres Herrn rechtfertigen, was den Churfürsten indeß wohl am meisten trieb, war das heimliche Zureden Frankreichs, welches ihm seinem Beistand zur Zerstückelung des östreichischen Erbes versprach.

Ehe es jedoch auf dieser Seite bis zur Entscheidung durch die Waffen kam, trat ein noch viel unerwarteterer Feind gegen Maria Theresia auf. Der junge König Friedrich II. von Preußen, der erst in diesem Jahre 1740 zur Regierung gekommen war, rückte plötzlich mit einem Heere in Schlesien ein und besetzte das Land. In der Erklärung, die er zugleich erließ, setzte er seine Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau auseinander; sie schrieben sich, auf das erstere Land, noch aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, da der Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf durch Kaiser Ferdinand II. wegen seiner Verbindung mit Friedrich V. von der Pfalz in die Acht erklärt und sein Fürstenthum ihm genommen war. Der König von Preußen

behauptete, wenn die Achtserklärung gegen jenen Fürsten auch gerecht gewesen sei, so hätte das Land dennoch als ein Stammlehen den Seitenverwandten nicht entrissen werden dürfen, die an dem Verbrechen keinen Theil gehabt. Die Ansprüche auf die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau aber nahm Friedrich II. aus noch früherer Zeit her, nämlich aus einem Erbvertrage des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit Joachim II. von Brandenburg aus dem J. 1537. — Was in des jungen Königs Seele arbeitete und trieb, was ihm im ersten Jahre seiner Regierung die Waffen in die Hand gab und ihn begierig die Gelegenheit ergreifen ließ, alte Rechte zu erneuern, die, wenn er nicht geboren wurde, vielleicht auf ewig vergessen blieben, — dieses Treibende offenbart er uns selbst in wenigen Worten. Nachdem er in seiner Geschichte des Hauses Brandenburg die Erhebung Preußen zum Königreiche durch Friedrich I. erzählt hat, äußert er sich so darüber: „Es war eine Lockspeise, welche König Friedrich I. allen seinen Nachfolgern hinwarf und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müßt das Werk vollenden." Diese Worte sind der Schlüssel zu Friedrichs II. Leben. Was in Karl dem Großen gewirkt und ihn zum Eroberer gemacht hat, was Gustav Adolph in den Schlachtentod getrieben, dasselbe lebte in Friedrich. Der Lebenstrieb, der seit dem großen Churfürsten im preußischen Staate war, eine durchaus selbstständige Macht zu werden und in der Reihe der ersten in Europa zu stehen, wurde in Friedrich dem Großen gleichsam in einem Brennpunkte vereinigt. Das sah er als seine unausweichbare Bestimmung an, sein Volk in den Rang zu heben, den seines Geistes Kraft ihm als erreichbar vorhielt, den königlichen Namen in königliche Macht zu verwandeln. Friedrich hatte eine kühn aufstrebende Seele von der Natur empfangen, sie hatte im kleinen Felde nicht Raum und mußte sich ein größeres erschaffen; an dieser schaffenden und bildenden Kraft steht Friedrich den größten Geistern in der Geschichte nicht nach. Es ist keiner, der stärker auf sein Zeitalter gewirkt und mehr, wie er, als ein großes Vorbild gegolten hätte. Aber wiederum ist auch der größte Mann ein Erzeugniß seiner Zeit, von ihren Schranken umfaßt und ihre Tugenden wie ihre Mängel in einem klaren Spiegel wiederstrahlend. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Friedrich II., trotz aller ihm inwohnenden Kraft und Größe, in manchen Dingen den Männern, welche wir mit ihm zusammengestellt haben, nicht gleichkömmt, wenn manches an ihm kleinlich erscheint, was in außerordentlichen Zeitaltern auch eine großartige Gestalt angenommen hätte; ja, wenn sogar die Stimme des Vaterlandes über den großen Mann manche Klage führen muß. Ein kleinlich eigensüchtiges, dem Fremden nachjagendes, nüchternen Verstand und frechen Witz vergötterndes Zeitalter, welches viele der heiligsten Dinge mit Füßen trat, konnte die höchste menschliche Vollkommenheit, in durchaus edler Haltung, nicht hervorbringen. Und wenn wir dieses erwägen, so werden wir vielmehr trauern, daß ein so ungewöhnlicher Geist nicht in einer großartigeren Zeit geboren wurde.

Als der Vater Friedrich Wilhelm I. am 31. Mai 1740 starb, war Friedrich 28 Jahre alt; sein Geist war durch rastlose innere Thätigkeit, durch ernste Beschäftigung mit den Wissenschaften, durch den Umgang mit geistreichen Männern, zu aller Schärfe der Denkkraft ausgebildet; das Studium der Geschichte hatte seinen Blick über die engen Schranken der Gegenwart weit hinausgeführt; sie hatten ihm ein hohes Bild von der Würde

eines Königs gegeben und sein erstes Auftreten zeigte, daß er ihm nachstrebe. Es wurde sogleich offenbar, daß er selbst zu herrschen entschlossen sei; seine Thätigkeit in Leitung der Geschäfte, seine Aufmerksamkeit auf Kleines und Großes, seine Entsagung des Schlafes und der Vergnügungen, seine strenge Eintheilung der Stunden, daß keine ihm ungenutzt verloren gehe; — dieses alles war ein Wunder für die, welche solche Aufopferung aller Lebenskraft für den Regentenberuf bei andern Herrschern nicht kannten. Recht eigenthümlich spricht sich der außerordentliche Eindruck in dem Berichte des dänischen Gesandten an des Königs Hofe aus. „Um einen richtigen Begriff von der neuen Regierung zu geben," heißt es darin, „darf man nur sagen, daß der König schlechterdings alles selbst thut und daß der erste Minister nichts zu thun hat, als die ihm direct aus dem Kabinet zukommenden Befehle auszufertigen, ohne daß er über etwas befragt wird. Unglücklicher Weise ist nicht einer um den König, der sein ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Gesandter sich hier weniger zurecht finden kann, als an jedem andern Hofe." — Freilich, die, von den Franzosen in Europa aufgebrachte, das sittliche Verhältniß der Herrscher unter einander vergiftende Kunst, durch Lauern und Horchen und Bestechen, vom Staatsminister bis zum Kammerdiener, die Entschlüsse des fremden Hofes schneller zu entdecken, als sie bei ihm selbst reif geworden waren, diese konnte bei Friedrich II. nicht geübt werden; denn er erwog Alles still in seiner eigenen Brust und der Augenblick der That machte den Entschluß erst offenbar.

So ging es auch jetzt mit dem Angriffe auf eines der östreichischen Länder nach Karls VI. Tode. Man bemerkte wohl Rüstungen, aber vieler bedurfte es nicht, denn der ordnungsliebende, sparsame König Friedrich Wilhelm I. hatte dem Sohne ein treffliches Heer von 80,000 Mann und einen Schatz von acht Millionen Thaler hinterlassen; und überdies ging alles so still, so sprachlos vor sich, daß Niemand des jungen Königs wahre Absicht durchschauen konnte. Sonst pflegten doch einem Kriege Bündnisse mit andern Mächten voranzugehen; allein Friedrich redete mit keinem Gesandten und knüpfte mit Niemanden eine Verbindung an. Er wußte, daß die beste Hülfe in uns selbst liegt. Dabei verließ er sich auf die rasche Beweglichkeit seines Heeres, wie seiner selbst; sie lag in seinem ganzen Leben. „Will der König verreisen," erzählt von ihm der fremde Gesandte, „so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat." — Durch Schnelligkeit mußte die Kraft seines Staates sich vervielfältigen und den Mangel der Masse ersetzen.

128. Der östreichische Erbfolgekrieg. 1741—48.

Erster schlesischer Krieg. 1740—42. — Am 20. Oct. des Jahres 1740 war Kaiser Karl VI. gestorben; am 17. Dec. rückte Friedrich II. schon in Schlesien ein. Zugleich mit dem Heere in Schlesien erschien auch des Königs Gesandter in Wien mit Anerbietungen zum Vergleiche; für die gütliche Abtretung der schlesischen Fürstenthümer bot Friedrich der Königin von Ungarn seinen Beistand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und seine Stimme für ihren Gemahl, Franz Stephan von Toskana, bei der deutschen Kaiserwahl an; allein seine Vorschläge wurden in Wien verworfen.

— Die wenigen östreichischen Truppen, die in Schlesien standen, wurden noch in diesem Herbste vertrieben; nur die Festungen leisteten Widerstand und wurden eingeschlossen; das nächste Frühjahr sollte nun entscheiden, ob das leicht eroberte Land auch gegen ein östreichisches Heer behauptet werden könnte. Der Feldmarschall von Neipperg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte dasselbe zur Wiedergewinnung Schlesiens herbei, und die jungen preußischen Krieger, welche nur die Uebungen, aber nicht den Ernst des Krieges kannten, standen nun solchen gegenüber, die ohne Bedenken zu den besten Kriegern in Europa gehörten. Aber die ersten Waffenproben des preußischen Heeres fielen zu seinem Ruhme aus. In der Nacht des 9. März stürmte der Erbprinz von Dessau die Festung Glogau und gewann sie; und am 10. April stieß der König mit dem Hauptheere bei Molwitz auf die Oestreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit gewannen, sich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr Nachmittags. Sie blieb lange unentschieden, denn die östreichische Reiterei focht mit der größten Tapferkeit, warf den rechten preußischen Flügel über den Haufen, hieb die Kanoniere bei dem Geschütze nieder und richtete es auf die Preußen selbst. Der König, der hier zuerst den Krieg in seinem furchtbaren Ernste sah, verlor schon die Fassung; der erfahrene Feldmarschall Schwerin, der das Ganze mit freierem Blicke überschaute und mit dem Wechsel des Waffenglücks vertraut war, beredete ihn, sich zu dem rückwärts stehenden Heerestheile des Herzogs von Holstein-Beck zu begeben und mit demselben den Rückzug, wenn es nöthig sein sollte, zu decken. Nach unruhigen Zweifeln entschloß sich der König endlich dazu, als es eben anfing dunkel zu werden, und ritt mit kleinem Gefolge nach dem Städtchen Oppeln. Er glaubte es von Preußen besetzt, aber am Tage vorher waren Oestreicher eingerückt, und als auf ihren Anruf die Antwort: „Preußen!“ erfolgte, begrüßten sie die Ankommenden durch das Gatterthor mit Flintenschüssen; der König eilte schnell nach dem Städtchen Löwen zurück. Die Dunkelheit hatte ihn vor der Gefangenschaft bewahrt. Indeß war auf dem Schlachtfelde schon das Loos für die Preußen glücklich gefallen; der Feldmarschall Schwerin wendete das Glück des Tages durch einen geschickten Angriff auf die Flanke des Feindes für seinen König, und zugleich entschied zuletzt das schnellere Gewehrfeuer der Preußen, welches den Oestreichern noch ungewohnt war. Der König erhielt die frohe Nachricht am Morgen in Löwen und eilte, seinem Feldherrn und seinen Kriegern das gebührende Lob zu ertheilen. Beide Heere, die hier gegen einander kämpften, waren sich ungefähr gleich, sie zählten jedes etwa 29,000 Mann. Aber die Preußen hatten 3900 an Todten und Verwundeten verloren, die Oestreicher nur 2800.

Der blutige, theuer erkaufte Sieg wendete die Augen der Zeitgenossen auf den jungen König; ein Unternehmen, welches die Menge nicht fassen noch beurtheilen kann, wofür sie keinen Maaßstab hat, wird in ihren Augen durch das Gelingen, wie durch einen Spruch des Schicksals, gebilligt. Wäre Friedrich unglücklich gewesen, tausend Stimmen würden ihn wie einen Thoren, der sich ungeziemender, über seinen Kräften liegender, Dinge angemaßt, verurtheilt und verspottet haben; wie denn Karl Albrecht von Baiern, der zugleich mit Friedrich emporstrebte und seine Hand nach Königs- und Kaiserkronen ausstreckte, ein solches Urtheil über sich hat ergehen lassen müssen. Und in der That bewährt sich die Kraft, die in den großen Welthändeln das Außerordentliche wagen darf, für das Urtheil der Zeit und Nachwelt erst in der **Durchführung** des Gewollten.

Frankreich, Spanien, Baiern, Sachsen im Bunde gegen Oestreich. — Das Kriegsunglück des östreichischen Heeres in Schlesien bestärkte die französische Regierung in ihrem Vorsatze, diesen Augenblick zur Zerstückelung Oestreichs zu benutzen. Der Kardinal Fleury, der Frankreich regierte und an dem Marschall von Belleisle einen sehr geschickten Unterhändler fand, brachte zu dem Ende eine Verbindung zwischen Frankreich, Preußen, Spanien, Baiern und Sachsen zu Stande; denn auch der Churfürst August II., der zugleich König in Polen war, leitete Ansprüche auf die östreichische Erbschaft von einer früheren Heirath des sächsischen Hauses her, und Spanien streckte seine Hände nach Parma und Piacenza aus. Ueberdies war der Plan entworfen, den baierischen Churfürsten Karl Albrecht zum deutschen Kaiser zu erheben, und dieser, obwohl er eine so wichtige Stelle einzunehmen doch anfangs Bedenken trug, erklärte sich endlich bereit dazu. Die Wahl sollte in Frankfurt gehalten werden.

Nun rückten noch im Sommer 1741 zwei französische Heere über den Rhein; das eine wendete sich gegen die hannoversche Grenze, und dadurch verlor Maria Theresia den letzten Bundesgenossen; Georg II. von England schloß, aus Besorgniß für sein Churfürstenthum Hannover, einen Vergleich, worin er am Kriege nicht Theil zu nehmen versprach. Das andere französische Heer zog gerade auf Oestreich und vereinigte sich im September mit dem Churfürsten von Baiern. Im Sommer 1741 stand halb Europa gegen Maria Theresia in den Waffen. Der Churfürst Karl Albert hatte sich schon im Juli durch Ueberrumpelung der wichtigen Grenzstadt Braunau bemächtigt, jetzt trug er kein Bedenken, in Linz seinen Einzug zu halten und sich als Erbherzog von Oestreich huldigen zu lassen. Die Hauptstadt Wien zitterte und was von Kostbarkeiten dort war, wurde nach Preßburg in Ungarn gebracht, denn schon stand der Churfürst nur drei Tagemärsche entfernt. Allein unerwartet kehrte er um und zog nach Böhmen. Alle Welt erstaunte, denn mit dem Verluste von Wien schien für Maria Theresia Alles verloren! und sie hatte dem Feinde kein Heer entgegen zu werfen. Aber die Eifersucht gegen Sachsen war es, die den Churfürsten von seinem Wege in das Herz Oestreichs abbrachte. Ein sächsisches Heer war in Böhmen eingerückt und Karl Albrecht, der auch dieses Land zu besitzen trachtete und fürchtete, Sachsen greife darnach, wollte lieber für den Augenblick Wien fahren lassen, um Böhmen zu gewinnen. Er zog auf Prag und das Glück begünstigte ihn so sehr, daß er die wichtige Stadt am 26. Nov. durch Ueberrumpelung, fast ohne Widerstand, einnahm. Bald darauf ließ er sich zum Könige von Böhmen ausrufen und von den Städten huldigen und zog dann nach Mannheim, um dem Orte der Kaiserwahl nahe zu sein. Das Glück des Hauses Baiern schien einen glänzenden Aufschwung zu nehmen.

129. Karl VII. deutscher Kaiser. 1742—45.

Auch die Absicht auf die deutsche Kaiserkrone gelang; Karl Albrecht wurde am 24. Jan. 1742 zu Frankfurt erwählt, indem Frankreich und der König von Preußen seine Sache unterstützten. Doch ist sein Kaiserthum kurz und kummervoll gewesen, und gleich der Anfang war der unglücklichen Zeichen voll. An dem Tage, an welchem Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gekrönt wurde, am 12. Febr., nahm der östreichische General Bärenklau seine Hauptstadt München ein.

Maria Theresia hatte diese günstige Wendung ihres Geschicks ihrer

eigenen Seelenstärke zu verdanken, und daß sie es richtig erkannte, worin die Macht der Herrscher ihre Sicherheit hat. Sie wußte die Liebe und die Begeisterung desjenigen von ihren Völkern, welches ihr übrig geblieben war, in hohem Maaße zu erregen, und das begeisterte Volk rettete sie. Im Herbste des J. 1741 berief sie einen großen Reichstag der Ungarn nach Preßburg und hier trat sie, die bedrängte, von harten Feinden geängstete, Frau mit ihrem Säuglinge, dem nachmaligen Kaiser Joseph II., auf dem Arme seiner Amme in die Mitte der Männer, und mit thränenerfüllten Augen, welche den Eindruck ihrer Anmuth und Hoheit unwiderstehlich machten, rief sie den Beistand des ungarischen Volkes an. „Eurer Tapferkeit und Heldentreue übergeben Wir uns und Unsere Kinder, auf Euch setzen wir Unser ganzes Vertrauen," — sprach sie, und begeistert riefen die Männer: „Laßt uns sterben für unsere Königin Maria Theresia; Blut und Leben wollen wir für sie opfern!" — In kurzer Zeit waren 15,000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen, und aus Kroatien, Slavonien, der Wallachei, so wie aus Oestreich und Tyrol, sammelten sich Schaaren zu ihnen. Was der Befehl in langen Fristen nur halb zu Stande gebracht hätte, vollbrachten Liebe und freudiger Muth in wenigen Wochen. Oberöstreich war schon in sechs Tagen vom Feinde befreit, dann drang das Heer in Baiern selbst ein und die Hauptstadt fiel in östreichische Gewalt. Der neue Kaiser mußte seine Wohnung, fern von seinem eigenen Lande, zu Frankfurt nehmen.

Schlacht bei Czaslau. 17. Mai 1742. — Auf einer andern Seite war jedoch das Glück nicht so günstig für Oestreich. Um auch den Feind, der noch immer das wichtige schlesische Land inne hielt und schon in Mähren eingedrungen war, den König Friedrich II., vielleicht durch eine glückliche Schlacht um seine bisherigen Vortheile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen vom Hofkriegsrathe zu Wien den Befehl, ein Treffen mit dem preußischen Heere zu suchen. Er folgte demselben nach Böhmen und beide trafen bei Czaslau auf einander. Ihre Stärke war ungefähr gleich, die Stellung beider hatte ihre Vortheile und Mängel, von beiden Seiten fochten die Schaaren bald muthiger und in heftigen Angriffen, bald unentschlossener und nur abwehrend; das Kriegsglück schwankte hin und her, bis der König, der hier schon seinen kriegerischen Scharfblick entwickelte, eine sehr gelegene Anhöhe rasch besetzen ließ, von welcher die Flanke der Oestreicher bedroht wurde. Dieses, und daß ein Theil der östreichischen Reiterei zu früh das preußische Lager zu plündern anfing, entschied den Tag; Karl von Lothringen befahl den Rückzug; doch war der Verlust von beiden Seiten fast gleich und die Siegeszeichen der Preußen bestanden nur in 18 Kanonen.

Wichtiger, als die Schlacht selbst, waren ihre Folgen; sie hatte in der Königin Maria Theresia den herben Entschluß zur Reife gebracht, dem jungen von Glück begünstigten Könige seine Eroberungen zu lassen, und mehr verlangte er nicht. Die Friedensunterhandlungen gingen daher rasch von Statten; schon am 11. Juni wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und am 28. Juli der völlige Friede zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glaz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf und das schlesische Gebirge jenseits der Oppa; es war ein Gewinn von 700 Quadratmeilen. Dagegen bezahlte er den Engländern 1,700,000 Thaler, die pfandweise auf Schlesien geliehen waren. Friedrich gewann durch diesen Frieden ein schönes Land von 700 Quadratmeilen mit $1^1/_2$ Million Menschen, wodurch

der preußische Staat fast um ein Drittheil vergrößert wurde. (Gegenwärtig zählt Schlesien beinahe 5 Mill. Einwohner.)

Fortsetzung des östreichischen Erbfolgekriegs von 1742 bis 44. Von einem so mächtigen Feinde befreit konnten die Oestreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzosen und Baiern wenden, denn auch Sachsen hatte sich, Preußens Beispiele folgend, vom Kriege zurückgezogen. Das französische Heer stand noch in Böhmen und hatte Prag besetzt; gegen dieses rückte der Prinz von Lothringen heran und schloß die Stadt ein. Die Noth in derselben stieg bald aufs höchste, sie drückte, wie immer in solchen Fällen, am meisten die Einwohner, denn der Krieger bemächtigt sich mit Gewalt der Vorräthe. Nachdem alles aufgezehrt war, nachdem Tausende von Unglücklichen das Leben verloren hatten und die Stadt einem großen Krankenhause glich, entschloß sich der Marschall von Belleisle zu dem Aeußersten. Er nahm den Kern der noch übrigen Besatzung, etwa 14,000 Mann, zusammen, verließ in der Nacht vom 17. Dec. 1742 die Stadt und zog sich in bitterster Winterkälte, durch Gebirge und unwegsame, vom Schnee verschüttete, Schluchten nach Eger, wo er nach elf Tagen ankam; aber in den elf Tagen waren 4000 Mann umgekommen, außer denen, die in Prag zurückblieben und starben. Solches Ende nahm die französische Macht in Böhmen, und den Kaiser Karl VII. traf kein günstigeres Schicksal. Er hatte, als die Oestreicher sich mit vereinter Kraft gegen Böhmen wendeten, auf einen Augenblick das baierische Land wieder gewonnen und im Herbste in seiner Hauptstadt den Einzug gehalten; allein schon im nächsten Frühjahr mußte er sie wieder als Flüchtling verlassen und von neuem seinen Sitz in Frankfurt nehmen. In Baiern aber wurde eine östreichische Landesregierung eingerichtet.

In diesem Jahre 1743 nahm auch England thätigen Antheil am Kriege gegen Frankreich. Zur See wurden die französischen Schiffe genommen, die Kolonien erobert, und zugleich erschien der König Georg II. mit einem Heere von Engländern, Hannoveranern und Hessen im Reiche, schlug die Franzosen am 27. Juni bei Dettingen und trieb sie über den Rhein zurück. Ferner gelang es dem Wiener Hofe, den sächsischen Minister Brühl zu gewinnen, welcher bei seinem Herrn alles galt, und durch ihn wurde der Churfürst in das Bündniß mit Maria Theresia gezogen. Das Glück hatte ihre Standhaftigkeit gekrönt, der Sieg war auf ihre Seite gewendet, und der einzige Verlust, das schlesische Land, mochte entweder wiedergenommen oder durch einen andern Gewinn ersetzt werden.

Zweiter schlesischer Krieg. 1744—45. — Aber der König Friedrich II. sah diese Fortschritte, und besonders das Bündniß mit Sachsen, nicht ohne Besorgniß; wie leicht konnten die Waffen, wenn sie mit Baiern und Frankreich nicht mehr ernstlich beschäftigt waren, gegen ihn gekehrt werden? Auch glaubte er es seiner Würde schuldig zu sein, den Kaiser, den er mit gewählt hatte, nicht ganz untergehen zu lassen. Daher fanden Karls VII. dringende Aufforderungen bei Friedrich Gehör; er rüstete sich schnell zum erneuten Kampfe und erschien im J. 1744 mit 100,000 Mann „kaiserlicher Hülfstruppen," wie er sie nannte, im Felde, rückte in Böhmen ein und eroberte Prag. Alsdann wendete sich aber auch der Prinz von Lothringen mit seinem zahlreichen Heere gegen ihn und zwang ihn, Böhmen wieder zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Es war ein unglücklicher Feldzug für den König, viele Menschen und viel Heergeräth waren verloren gegangen, der Schatz erschöpft, die Franzosen als schlechte

Bundesgenossen erprobt worden, — und dazu starb am 20. Jan. 1745 plötzlich der unglückliche Schattenkaiser Karl VII. in seinem 50. Jahre. Die Hülfe König Friedrichs sollte ihm nur den Trost verschaffen, in seinem Schlosse zu München zu sterben; denn er war eben zum drittenmal in diese Stadt wieder eingezogen; und nach seinem Tode fiel sie auch bald wieder in Feindes Hand. Mit ihm war für Frankreich ein Hauptanlaß zur Theilnahme am Kriege verschwunden; Friedrich II. konnte auf keinen Bundesgenossen zählen, und Maria Theresia erklärte schon öffentlich Schlesien als dem östreichischen Hause heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberschlesien ward mit Oestreichern überschwemmt, mehrere Festungen fielen in ihre Hände; es gehörte Friedrichs Muth dazu, jetzt nicht zaghaft zu werden. Aber im Vertrauen auf sein Heer und sein Glück griff er am 4. Juni den Prinzen von Lothringen bei Hohenfriedberg an. Dieser hatte ihn so schnell nicht erwartet, er war auf den Angriff schlecht gefaßt, und schon um 9 Uhr Morgens war die Schlacht für den König entschieden. Wie in den ersten Schlachten das Fußvolk, so zeichnete sich in dieser zuerst die preußische Reiterei vorzüglich aus; das baireuthische Dragonerregiment jagte unter der Anführung des Generallieutenants von Geßler allein zwanzig feindliche Bataillone in die Flucht, machte 2500 Gefangene und eroberte 66 Fahnen. — Schlesien war durch diesen Sieg gerettet; die Oestreicher eilten nach Böhmen zurück.

Aber schon nach wenigen Monaten kehrten sie wieder; der Prinz von Lothringen sollte noch eine Schlacht versuchen und überraschte auch in der That am 30. Sept. mit 30,000 Mann den König, der mit nicht mehr als 18,000 Mann bei Sorr gelagert war. Es war für die kleine Zahl ein schwerer Kampf; er dauerte fünf Stunden; und dennoch wurde er gewonnen. Der östreichische Heerführer machte bedeutende Fehler, und unter Friedrich dagegen dienten schon die trefflichsten Feldherren. Der nachmals so berühmte Prinz Ferdinand von Braunschweig eroberte unter anderm eine wichtige Anhöhe, welche er, durch seltsamen Zufall, seinem Bruder Ludwig abgewann, der in östreichischen Diensten war.

Auch diese Schlacht hatte noch nicht alle Gefahr abgewendet; es war der Plan entworfen worden, ein östreichisches Heer, vereint mit den Sachsen, noch in diesem Winter rasch gegen Berlin zu senden, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Wiederherausgabe von Schlesien zu zwingen; ja Sachsen hoffte noch überdies von ihm Magdeburg und Halberstadt zu gewinnen. Friedrich aber, so wie er die Bewegungen merkte, raffte schnell sein Heer in Schlesien zusammen und rückte in die Lausitz ein. Der alte Fürst von Dessau mußte zu gleicher Zeit mit einem bei Halle versammelten Heere in das Churfürstenthum fallen und gerade auf Dresden ziehen. Dieser fand die Sachsen und eine Heeresabtheilung der Oestreicher auf den Höhen bei dem Dorfe Kesselsdorf, griff sie dort am 15. Dec. an, und gewann, ungeachtet ihrer vortheilhaften Stellung, einen Sieg über sie. Es war die letzte Heldenthat des „alten Dessauers", denn bald darauf starb er. Dieser Sieg verschaffte dem Könige die Hauptstadt Dresden, in welche er am 18. Dec. seinen Einzug hielt, und dazu am 25. den Dresdener Frieden, welcher den zweiten schlesischen Krieg beschloß und Preußen von neuem im Besitze Schlesiens bestätigte.

130. Franz I. deutscher Kaiser. 1745—65.

Mit dem Sohne des verstorbenen Kaisers Karls VII. hatte Maria Theresia schon im Anfange dieses Jahres 1745 einen friedlichen Vertrag

zu Füssen abgeschlossen, durch welchen Maximilian Joseph sein Churfürstenthum wieder erhielt und dagegen für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die östreichischen Erblande entsagte; auch versprach er, dem Großherzog Franz von Toskana, Maria Theresiens Gemahle, seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben. Indem auch die übrigen Churfürsten, außer dem von der Pfalz und Friedrich II., ihre Stimmen dazu gaben, wurde Franz I. am 13. Sept. 1745 zu Frankfurt gewählt und am 4. Oct. gekrönt. In dem Frieden zu Dresden erkannte ihn auch der König von Preußen förmlich an.

Der Friede zu Aachen. 1748. — Mit Frankreich dauerte der Krieg noch einige Jahre fort, ohne Glück für Oestreich; denn seit der berühmte Marschall von Sachsen das französische Heer befehligte, gewann dasselbe immer mehr Raum in den Niederlanden. Dieser Feldherr schlug die Oestreicher und Engländer im J. 1745 bei Fontenoi und 1746 bei Raucoux und nahm außer den östreichischen Niederlanden auch 1747 das holländische Flandern ein. Dadurch wurde die Neigung zum Frieden immer mehr vorherrschend, und im April 1748 versammelten sich die Gesandten zu Aachen. Der Friede kam im Laufe des Sommers seinem Schlusse immer näher und erfolgte am 18. Oct. Oestreich gab in Italien Parma und Piacenza an Don Philipp, den jüngsten Sohn des Königs von Spanien, ab; Frankreich aber gewann für die großen Opfer an Menschen und Geld, die es in diesem Kriege aufgewendet, nichts und mußte das Haus Oestreich, das es zu Grunde richten wollte, von neuem gesichert und im Besitze der Kaiserwürde sehen. Frankreichs Nationalschuld stieg während dieser Kämpfe um 1200 Millionen Livres und von der Höhe, die es im J. 1699 im Ryswiker Frieden erreicht hatte, sank es allmälig immer mehr herab, verlor den besten Theil seines alten Kriegsruhmes und nicht lange nach dem Aachener Frieden wurde es durch den Bund mit Oestreich in dessen politischen Kreis mit hineingezogen.

Kurze Ruhe von 1748—56. Der achtjährige Zeitraum, der nach dem Aachener Frieden bis zu einem neuen Kriegsungewitter den Ländern Europa's gestattet war, erweckte in ihnen doch nicht das Gefühl eines festen, sicheren Wohlseins; vielmehr blieb alles gespannt, neuer Erschütterungen gewärtig, unruhig und furchtsam. Denn es war nur zu deutlich, daß die feindlich aufgeregten Kräfte noch nicht wieder ihr Gleichgewicht gefunden, sondern nur einen Stillstand gemacht hatten, um bald wieder gegen einander aufzustehen. Die Kaiserin Königin konnte das verlorne Schlesien nicht verschmerzen und fühlte ihren Verlust um so härter, als sie erfahren mußte, daß der König von Preußen durch eine zweckmäßige Behandlung die Einkünfte dieses schönen Landes zu verdoppeln gewußt hatte; Friedrichs Auge dagegen war scharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszusehen. Auch zwischen den übrigen Mächten Europa's herrschte eine unruhige Bewegung; sie schlossen Bündnisse, sahen sich bald hier bald da nach Freunden um und vermehrten ihre Macht zu Lande und zu Wasser. Es gab zwei Hauptparteien unter ihnen: Frankreich, Preußen und Schweden standen auf einer, Oestreich, England und Sachsen auf der andern Seite; die übrigen hatten sich noch nicht entschieden, aber ihr Beistand wurde von beiden Theilen gesucht. Maria Theresia richtete zuerst ihr Auge auf das mächtige Rußland, dessen Kaiserin Elisabeth nicht abgeneigt schien, den kühnen nordischen Nachbar wieder in

seine frühere Unbedeutenheit zurückzuwerfen; und beide schlossen ein Bündniß durch Vermittelung des mächtigen Staatskanzlers Bestuschef, welcher dem Könige von Preußen persönlich abgeneigt war, weil dieser seiner Geldgier nicht fröhnte. Um Rußland zu thätigen Bewegungen gegen Preußen zu bringen, mußte auch England mit seinem Gelde auf den Großkanzler wirken und dadurch ward ein Krieg zwischen Rußland und Preußen ganz nahe herbeigeführt. Georg II. von England wünschte gleichfalls, daß es dazu kommen möchte, um wegen seines Churfürstenthums Hannover außer Sorgen sein zu können. Denn da er schon den Seekrieg mit Frankreich angefangen hatte, um neue Besitzungen in andern Welttheilen zu erobern, so war zu erwarten, Frankreich, mit Preußen im Bunde, werde sein Churfürstenthum ohne Verzug angreifen. Maria Theresia aber sah diesen Sturm im nördlichen Europa mit der sichern Hoffnung sich vorbereiten, daß er ihr Gelegenheit geben werde, das schlesische Land wieder zu erobern. — Es war die Zeit künstlicher und ängstlicher Berechnungen der sogenannten Staatsklugheit, welche in sich gemüthlos, den höheren Ideen entfremdet, Schlauheit und List zur Herrschaft erhoben hatte. Friedrich der Große, obwohl er auch nach der Weise seiner Zeitgenossen zu rechnen verstand, war doch darin weit über ihnen, daß er, im Gefühle der eigenen, inwohnenden Kraft, sich nur auf sich und sein Volk ganz verließ. Die andern suchten meist die Hülfe außer sich und bestanden darum schlecht; Friedrich, weil seine Rechnung viel einfacher war, erreichte sein Ziel gewisser. Auch jetzt ergriff er den unerwartetsten Entschluß. Die laue Hülfe Frankreichs, welches in einem politischen Schlafe dalag und ihn in den beiden schlesischen Kriegen gar wenig unterstützt hatte, nach ihrem rechten Werthe durchschauend, wendete er sich plötzlich dem kühn und kräftig aufstrebenden England zu und bot ihm sein Bündniß an. Und das englische Volk, welches immer Freude an allem gehabt hat, worin sich Jugend und Kraft verkündigte, nahm sein Anerbieten gern an; vielleicht ist nie in England ein Bündniß mit mehr Begeisterung aufgenommen worden, als dieses. Beide Völker, die sich in ihren wesentlichen Strebungen nicht gefährlich werden konnten, bedurften der gegenseitigen Hülfe gegen andere Widersacher und zugleich des Zutrauens untereinander, damit England wegen Hannover außer Sorge sein konnte. Daher ist das Bündniß zwischen England und Preußen, welches seine Sicherheit in dem Gefühle beider Völker hat, ein natürliches zu nennen und ruht auf festern Grundlagen, als denen der Staatsklugheit.

Durch diese Eine Wendung waren die bisherigen Verhältnisse Europa's umgekehrt. Preußen hatte sich von Frankreich, England von Oestreich losgesagt, und wie durch ein wunderbares, launiges Spiel des Schicksals fanden sich nun Frankreich und Oestreich, die dreihundertjährigen Feinde, zu ihrem eigenen Erstaunen einander nahe gestellt und aufgefordert, sich die Hände zu reichen. Es war wie eine Verspottung der bisherigen, für unumstößlich gehaltenen, Regeln der politischen Berechnung. Zum Glück für Oestreich fand sich in seinem ersten Staatsmanne, dem Fürsten Kaunitz, und in der Kaiserin Maria Theresia selbst, die Geisteshelligkeit, welche die veränderte Lage der Dinge schnell erkannte und sich durch das Herkömmliche nicht zurückhalten ließ. Sie bewarben sich um das Bündniß mit Frankreich und brachten es zu Stande; der schwache Ludwig XV. und die Marquise von Pompadour, die ihn völlig regierte, und durch Kaunitz gewonnen war, gingen auf diese, dem Geiste der Nation zuwiderlaufende, Richtung ein. Am

1. Mai 1756 wurde der Versailler Traktat errichtet, nachdem schon am 16. Januar dieses Jahres das Bündniß zwischen England und Preußen zu Westminster abgeschlossen war.

Der Churfürst von Sachsen und König von Polen, August III., wurde von seinem Minister, dem Grafen Brühl, in allem geleitet; er selbst liebte ein gemächliches, dem Sinnengenuß hingegebenes, Leben; sein Minister aber, der sich ohne wahres Verdienst von der Stelle eines Edelknaben bis zum Staatsminister emporgeschwungen hatte, war voller heimlicher Anschläge. Er haßte den König Friedrich, weil dieser ihn gering achtete, und verband sich mit dem Fürsten Kaunitz, um Preußen zu verderben. Beide fanden an dem russischen Kanzler Bestuschef den dritten zu ihrem Bündniß. Auch dessen Kaiserin Elisabeth war dem König Friedrich feind, weil sein Spott ihrer wenig lobenswerthen Lebensweise nicht schonte und übelwollende Menschen ihr Worte und Gedichte des Königs überbracht hatten, die solchen Spott enthielten. So hatten sich denn die drei Frauen, welche damals mehr als die Hälfte Europa's regierten, zum Verderben des Königs Friedrich vereinigt.

Schweden endlich war um diese Zeit so sehr mit Frankreich verbunden und folgte dessen Fußtapfen so pünktlich, daß der König von Preußen an diesem, sonst so ehrenwerthen, Volke gewiß einen Feind erwarten konnte, wenn es zum allgemeinen Kriege kam.

Das Glück im Schließen der Bündnisse und die Zuversicht auf die vereinigten Kräfte Oestreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens und Sachsens gegen den einzigen König von Preußen, mit seinem Staate von nicht fünf Millionen Menschen und keiner fremden Hülfe, außer Englands, die für den Landkrieg nicht viel zu bedeuten schien; das alles machte die drei Minister gewiß, und sie hatten in ihren Gedanken den kühn aufstrebenden König schon wieder zum Churfürsten von Brandenburg herabgesetzt. Nur hatten sie in ihrer Rechnung die Geisteskraft vergessen, die in ihm selbst lag, und die Wunder, die ein, von seinem Herrscher mit Stolz und Vertrauen beseeltes, Volk zu thun vermag. König Friedrich wußte schon um ihre Anschläge; durch einen bestochenen Schreiber in Dresden hatte er die Abschriften aller Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden erhalten und sah daraus das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. Zwar war der Angriff noch nicht im Jahre 1756 beabsichtigt, aber der Fürst Kaunitz ließ schon im Mai 1756 in Petersburg die Erklärung abgeben, daß Oestreich bis zum Frühjahr 1757 dazu gerüstet sein werde. In solchen Augenblicken zeigt sich die außerordentliche Weise einer kühnen Seele; sie rüstet sich nicht, um die Gefahr zu erwarten, sondern sie geht ihr rasch entgegen. Und jedes Uebel, nah und entschlossen angeschaut, wird kleiner, als es in der Ferne erschien.

131. Der siebenjährige Krieg. 1756—63.

Friedrich machte seine Vorbereitungen zum Aufbruch des Heeres so geheim und unbemerkt, daß keiner seine Absicht errathen konnte; und plötzlich, als seien sie aus der Erde hervorgewachsen, standen im August 1756 70,000 Preußen in Sachsen und verlangten den freien Durchzug nach Böhmen. Des Königs Absicht war nicht, sogleich gegen Sachsen feindlich zu verfahren; er wollte versuchen, wie einst Gustav Adolph, es durch den Anblick entschlossenen Ernstes zum Bundesgenossen zu gewinnen. Denn wollte

er hoffen, den Krieg angriffsweise und glücklich gegen Böhmen zu richten, so mußte das sächsische Land ihm als sicherer Stützpunkt dienen. Er versuchte daher durch alle Mittel der Ueberredung, durch Gesandtschaften und Briefe, August III. zu einem Bündnisse zu bewegen; da dieses aber nicht gelang, sondern der Graf von Brühl nichts als Neutralität versprach, so glaubte Friedrich, einer zweideutigen Macht in seinem Rücken die Waffen nicht in den Händen lassen zu dürfen, und griff zur Gewalt. Die sächsischen Krieger, 17,000 an der Zahl, hatten sich, unerwartet überrascht, in Eile, ohne Gepäck und Vorräthe, in das enge Thal der Elbe zwischen Pirna und der Festung Königsstein gezogen und ein verschanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu erobern war. Dieser Entschluß war der tüchtigste und für Friedrich nachtheiliger, als wenn sie, über die Gebirge nach Böhmen ziehend, sich mit dem östreichischen Heer vereinigt hätten. Denn dieses Heer, noch ungeordnet und schwach, hätte des Königs erstem Angriffe auf Böhmen auch mit den Sachsen wohl nicht widerstanden. Nun aber mußte derselbe eine lange, kostbare Zeit mit der Einschließung und Bewachung der Sachsen verlieren; das kaiserliche Heer fand Raum sich zu sammeln; und war es geordnet, so mochte es auch die Sachsen durch eine glückliche Schlacht befreien.

Das Treffen bei Lowositz. 1. Oct. 1756. — Dieses versuchte in der That der kaiserliche Feldmarschall Brown, nachdem der König vier Wochen in Sachsen aufgehalten war. Er ging am 30. Sept. bei Budin über die Eger und zog gegen die von den Preußen besetzte Stellung an den Gebirgen, die Böhmen von Sachsen trennen. Der König indeß rückte ihm mit einem Theile seines Heeres entgegen. Aber es war nur ein kleiner Haufe, 24,000 Mann gegen 70,000; die übrigen hatte er zur Bewachung der Sachsen zurücklassen müssen; und die Oestreicher waren von dem besten Feldherrn angeführt, welchen sie besaßen. Dennoch mußte das kühne Wagestück unternommen werden; und es gelang. Am 1. Oct. trafen die beiden Heere bei dem Städtchen Lowositz zusammen. Die Gegend war hier noch gebirgig, der östreichische Feldherr konnte sein Heer nicht ganz entwickeln, besonders konnte die Reiterei nicht viel Theil an der Schlacht nehmen; aber desto heftiger war das Feuer aus dem groben Geschütz und dem Gewehr, worin die Preußen schneller waren. Ihnen gegenüber standen jedoch nicht mehr die Oestreicher der schlesischen Kriege, sondern ein Heer, zehn Jahre hindurch auf das Beste geübt, rascher und gewandter als je und mit trefflichem Geschütz versehen. Schon war es hoch am Mittage, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oestreicher nichts abgewinnen; durch das sechsstündige, heftige Feuer hatte sich der linke preußische Flügel verschossen, die Soldaten forderten Patronen und waren unmuthig, daß sie fehlten. Da rief der Herzog von Bevern, der diesen Flügel befehligte: „Laßt euch das nicht irre machen! habt ihr nicht gelernt, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?" Und auf dieses Wort schließen sich ihre Reihen und dringen unaufhaltsam in die Oestreicher; kein Widerstand hilft; wie ein reißender Strom werfen sie Alles vor sich nieder und das Städtchen Lowositz wird im Sturme genommen. — Dieser Augenblick entschied; der Feldmarschall Brown, obgleich nur ein geringer Theil seiner Schaaren in Gefechte gewesen war, trat den Rückzug an und führte sein Heer wieder über die Eger nach Budin.

Der König Friedrich hatte in dieser Schlacht die neue bessere Kriegsweise der Oestreicher kennen gelernt und fühlte im voraus, welch harter

Kampf ihm bevorstehe. Auf der andern Seite hatte ihm auch die unübertreffliche Tapferkeit seines eigenen Heeres wahre Bewunderung eingeflößt, und er schrieb darüber: „Jetzt habe ich gesehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben sie solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe sie anzuführen."

Gefangennehmung der Sachsen. 14. Oct. 1756. — Die dringendste Nothwendigkeit war es jetzt für ihn, dem Aufenthalte, den ihm das sächsische Heer verursachte, ein Ende zu machen. Dieses Heer war zwar in der bedrängtesten Lage, aber mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hielt es alle Entbehrungen aus. Schon lange fehlte Menschen und Thieren der nöthigste Unterhalt; wenn nicht alle zu Grunde gehen sollten, so mußte bald Errettung kommen. Man wußte im Lager bei Pirna, daß der Feldmarschall Brown im Anzuge war, und hoffte in gespannter Erwartung bald seine Feldzeichen statt der preußischen auf den Höhen zu erblicken; da drang plötzlich das Viktoriaschießen der Preußen, wegen der Lowositzer Schlacht, aus allen Schluchten und Thälern hundertfach wiederhallend und von jedem der, in Schlachtordnung aufgestellten, Haufen in stetem Lauffeuer durch Berge, Wälder und Dörfer wiederholt, in das sächsische Lager. Es machte einen furchtbaren Eindruck auf die schon aufs Aeußerste gebrachten Krieger. Und als auch der letzte Versuch zur Rettung, nach Böhmen sich durchzuschlagen, sowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachsamkeit der Preußen, mißlang und die Krieger nun drei Tage lang nichts gegessen und nicht geschlafen hatten und vor Mattigkeit niedersanken, legten die 14,000 Mann, die übrig geblieben waren, mit ihrem Anführer, dem Grafen Rutowsky, am 14. Oct. die Waffen nieder. Sie hatten als tapfere Männer das Aeußerste ertragen und ein besseres Loos verdient. — Die Offiziere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber gezwungen, preußische Dienste zu nehmen. Friedrich II. berechnete, daß diese 14,000, wenn er sie frei ließe, um eine so beträchtliche Zahl die Schaaren der Feinde vermehrten, wenn er sie aber in seinen Festungen kriegsgefangen halten wollte, ihm jährlich Millionen an Unterhalt kosten würden. Darum wollte er von ihrem Unterhalte Nutzen ziehen. Es war noch die Zeit, da der Soldat nicht als Bürger des Staates betrachtet wurde, sondern als einer, der gleichsam Leib und Seele auf eine gewisse Zeit dem Kriegsdienste verkauft habe und sich gewöhnen könne, auch dem zu dienen, gegen den er eben als Feind gestanden. Aber Friedrich hat dennoch geringen Dienst von den Sachsen gehabt; sie verließen bei der ersten günstigen Gelegenheit in ganzen Haufen seine Fahne und zogen zu ihrem Könige nach Polen, wohin er sich nach der Gefangennehmung seines Heeres begeben hatte, oder zu den Oestreichern.

Der erste Feldzug war nun geendigt und das sächsische Land in Friedrichs II. Gewalt.

132. Das Kriegsjahr 1757. Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.

Vor König Friedrichs Auge mußte sich bei den Vorbereitungen zum nächsten Feldzuge ein Sorge erregendes Bild ausbreiten. Die mächtigsten Reiche Europa's rüsteten sich im Zorne gegen ihn; Oestreich bot alle Kräfte seiner reichen, schönen Länder auf, Rußland setzte 100,000 Mann in Bewegung, Frankreich noch mehr, Schweden konnte mit mehr als 20,000 auftreten, und das deutsche Reich, Friedrichs Einfall in Sachsen als einen Land=

friedensbruch betrachtend, bot dem Kaiserhofe 60,000 Mann. Es mußte wenigstens eine halbe Million gegen ihn unter die Waffen treten; ihnen konnte Preußen mit der äußersten Kraftanstrengung nicht 200,000 entgegenstellen und hatte zu seinem Beistande nur England, die Landgrafen von Hessen, die Herzöge von Braunschweig und von Gotha. Diesen Verbündeten mußte Friedrich den Krieg gegen die Franzosen allein überlassen, und gegen die Andern vertraute er der Kunst aller großen Feldherren, durch Schnelligkeit die Zahl zu verdoppeln und mit demselben Heere, bald hier bald dort gegenwärtig, die Gegner nach einander zu schlagen. Daher beschloß er zunächst alle Kraft gegen Oestreich, als den Hauptfeind, zu sammeln und das Königreich Preußen nur durch 24,000 Mann, unter dem alten Feldmarschall Lehwald, gegen die Russen vertheidigen zu lassen. Gegen die Schweden blieben ihm gar nur 4000 Mann zum Schutze Berlins übrig; aber den Schweden war es, zu Preußens Glücke, nicht recht Ernst mit dem Kriege.

Die Schlacht bei Prag. 6. Mai 1757. — Maria Theresia hatte, aus besonderer Vorliebe, den Bruder ihres Gemahls, den von Friedrich schon dreimal geschlagenen Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn der kaiserlichen Heere gemacht, und der erfahrene, großsinnigere Brown sollte unter ihm dienen. Das war dem Könige ein großer Gewinn. Brown hatte den rechten Rath gegeben, den Preußen rasch im Angriffe zuvorzukommen, in Sachsen und Schlesien einzudringen und so den Krieg von den kaiserlichen Erbländern abzuwenden. Aber Karl von Lothringen, obwohl sonst oft so vorschnell, zögerte diesesmal, zog den Vertheidigungskrieg vor und wollte noch erst viel Macht an sich ziehen. So wünschte es Friedrich, er wußte den Prinzen in dem Glauben zu bestärken, daß er, in Betracht so vieler mächtiger Feinde, selbst nur auf Vertheidigung denke; und plötzlich, als jener sicher war, brachen die preußischen Heere in vier Zügen, gleich vier reißenden Bergströmen, über die Gebirge nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräthe der Kaiserlichen, die nun ihnen selbst auf mehrere Monate Unterhalt gaben, und vereinigten sich zur festgesetzten Stunde, am Morgen des 6. Mai, in der Nähe von Prag. Das war die Rettung Friedrichs und der Ruhm seiner Heere, daß, was sein Verstand entworfen, mit bewundernswerther Genauigkeit und Ordnung ausgeführt wurde, und daß sein Geist auf solche Weise einen trefflich gebildeten Körper, mit kräftigen Gliedmaßen, zu seinem Dienste fand.

Der Prinz von Lothringen, eilig seine Haufen zusammenraffend, hatte eine sehr feste, verschanzte Stellung auf den Bergen bei Prag genommen; er hielt sich dort vor jedem Angriffe sicher. Aber Friedrich, dem jede Stunde verloren schien, welche die Entscheidung noch verzögerte, wollte sogleich, als man den Gegner zu Gesicht bekam, die Schlacht, und sein Liebling, der kühne, alle überfliegende General Winterfeldt, bestärkte ihn in dem Vorsatze. Dieser ritt aus, die Stellung des Feindes zu erkunden, und glaubte dessen rechten Flügel als leicht angreifbar gefunden zu haben, denn er sah vor demselben ebene grüne Wiesen. Allein es waren abgelassene Teiche, mit schlammigem Grunde, welche mit Hafer besäet waren und nach der Ernte wieder zu Fischteichen dienen sollten. Dieser Irrthum erschwerte den Angriff der Preußen späterhin sehr. Der alte Feldmarschall Schwerin, welcher am Morgen erst mit ermüdeten Kriegern angekommen war und das Schlachtfeld gar nicht kannte, rieth, den folgenden Tag abzuwarten; allein der König, eifrig und einen trefflichen Schlachtenentwurf im Kopfe tragend, verwarf

jeden Aufschub. Da rief der alte Krieger, der in seinem 73. Jahre noch das ganze Feuer des Jünglings in sich trug, indem er den Hut in die Augen drückte: „Soll und muß denn gerade heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!"

Die Schlacht begann auf dem linken preußischen Flügel nach 10 Uhr Morgens. Ein Kavalleriegefecht wogte längere Zeit hin und her und der aufwirbelnde Staub verdeckte die kämpfenden Haufen so sehr, daß sich Freunde und Feinde oft nicht unterscheiden konnten. Endlich kam Zieten mit 45 Schwadronen Reserve an und nun wurde die östreichische Reiterei völlig in die Flucht geschlagen und eilte dem Südende von Prag zu. Der Prinz von Lothringen eilte herbei, die Fliehenden zum Stehen zu bringen, wurde aber von dem Strome mit fortgerissen. Da auf einmal stürzte er, von Anstrengung und Gemüthsbewegung erschöpft, in heftigem Brustkrampfe zusammen und wurde bewußtlos nach Prag zurückgetragen. Er hat an der Schlacht nicht weiter theilgenommen.

Zu gleicher Zeit mit dem Kavalleriegefechte war die preußische Infanterie unter dem General Winterfeldt zum Angriff auf die mit kaltblütiger Entschlossenheit sie erwartenden Oestreicher vorgegangen. Allein nun zeigten sich die ungekannten Gefahren des Bodens; die Grenadiere versanken in den mit Hafer besäeten Teichäckern oder konnten auf den schmalen Dämmen nur einzeln und ungeordnet vorrücken. Die Artillerie konnte gar nicht folgen. Die Oestreicher dagegen hatten ihre Batterieen vortrefflich aufgestellt und empfingen die Preußen mit einem furchtbaren Kartätschenfeuer. Ganze Reihen wurden niedergestreckt. Der General Winterfeldt sank, von einer Kugel am Halse getroffen, wie todt vom Pferde. Die Schlachtordnung fing an zu wanken. Dieses sehend, setzte sich der Feldmarschall Brown an die Spitze seiner Grenadiere, den Feind zu verfolgen. Allein kaum an seinem Platze zerschmetterte ihm eine Kugel das rechte Bein; bewußtlos wurde er hinter die Linie und von da nach Prag getragen. Die östreichische Armee hatte ihre beiden ersten Anführer verloren und verlor die Einheit des Zusammenwirkens.

Auf preußischer Seite ergriff der alte Feldmarschall Schwerin eine Fahne, rief seinen Kriegern zu, ihm zu folgen, und trug sie selbst gegen die Feuerschlünde; aber im nächsten Augenblick sank er, von 5 Kartätschenkugeln durchbohrt, vom Pferde; das Gesicht von der Flagge der Fahne bedeckt, starb er den Heldentod. Der General Manteuffel nahm die Fahne aus seiner blutigen Hand und führte die Krieger weiter, den alten Helden zu rächen. Und nun kam auch weitere Hülfe. Die Artillerie hatte sich durchgearbeitet und beschoß die Oestreicher, und 14 frische Bataillone Infanterie rückten in die Reihe. Da konnten die Oestreicher nicht mehr standhalten, die Infanterie ihres rechten Flügels floh in derselben Richtung, nach welcher ihre Reiterei geflohen war.

Auf dem rechten preußischen Flügel focht der Herzog Ferdinand von Braunschweig mit der größten Tapferkeit gegen die stark verschanzten Oestreicher und eroberte nach und nach 7 Schanzen. Auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, sprang vom Pferde, führte seine Haufen zu Fuß gegen eine Batterie und eroberte sie. Weiter nach der Mitte zu drang der Herzog von Bevern unaufhaltsam vorwärts. Es half den Oestreichern nicht, daß sie sich immer wieder zu setzen suchten und dreimal eine neue Aufstellung nahmen; der König Friedrich, der nun die Leitung des

Ganzen übernehmen konnte, trieb sie von einer Stellung in die andere und um 4 Uhr Nachmittags strömten die Flüchtigen in gedrängten Haufen in die Thore Prags; ein anderer Theil zog sich zu dem Feldmarschall Daun der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg stand.

Der Sieg war theuer erkauft; 12,500 Preußen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde und eine theure Leiche unter ihnen, die des Feldmarschalls Schwerin. Der König Friedrich weinte Thränen bei der Nachricht von Schwerins Tode; aber das Andenken seines Heldentodes und die blutige Fahne, die er getragen, waren wie ein heiliges Vermächtniß im preußischen Heere, eine stete Mahnung zur Tapferkeit. Die Oestreicher litten gleichfalls, außer einem fast gleichen Verluste an Menschen, einen unersetzlichen Verlust an ihrem Feldmarschall Brown, der sieben Wochen nachher an seiner Wunde starb; er war unter den Waffen grau geworden und einer der besten Feldherren seiner Zeit.

Schlacht bei Kollin. 18. Juni. — Der Kampf in Böhmen war durch diese Schlacht noch keinesweges entschieden, aber die Lage der Sachen war so, daß er auf das Glänzendste für den König Friedrich sich endigen konnte. In Prag lag der Prinz von Lothringen mit 46,000 Mann, vom preußischen Heere eingeschlossen, ohne Mittel sich lange zu halten. Er hoffte auf Rettung durch den Feldmarschall Daun, der mit einem beträchtlichen Heere in der Nähe stand. Aber wenn es dem König gelang, auch diesen zu schlagen, so war das Heer in Prag verloren, der Feldzug auf das glänzendste für Preußen gewonnen und vielleicht der Friede schon in dem zweiten Jahres des Krieges erobert; denn mehr wollte Friedrich nicht, als was er am Ende des Krieges erreichte, daß Schlesien ihm bliebe. Allein so leicht hatte es das Schicksal ihm nicht geordnet; so, in stetem, unaufhaltsamem Gelingen sollte er sein Ziel nicht erreichen und sein Muth sollte noch im hartem Unglück geprüft werden.

Er hatte beschlossen, Dauns Angriff nicht abzuwarten, sondern ihm zuvorzukommen; nachdem er fünf Wochen vor Prag gelegen hatte, zog er mit einem Theile der Belagerungstruppen zu dem Herzog von Braunschweig-Bevern, der Dauns Heer beobachtete, und griff dieses, obgleich dasselbe an Zahl weit überlegen war, am 18. Juni bei Kollin (etwa $6^1/_2$ Meile von Prag) an. Der Entwurf des Schlachtplans war der trefflichste; er hätte dem, welcher so die Meisterschaft des Gedankens über alle seine Gegner übte, den Sieg gebracht, wäre er bis ans Ende festgehalten worden. Mit derselben Schlachtordnung, mit welcher einst Epaminondas die nie besiegten Spartaner überwand, wollte jetzt Friedrich siegen. Man nennt sie die schräge Schlachtordnung, und sie ist die Kunst des kleinern, aber in allen raschen Bewegungen wohlgeübten Haufens gegen die Uebermacht. Wenn sich die kleinere Zahl der größeren in gleicher Linie gegenüberstellt, so wird sie von dieser an beiden Enden überragt und umschlossen; stellt sie sich aber in schräger Schlachtreihe entgegen, so kann sie die ganze Kraft des Stoßes auf des Feindes einen Flügel richten, während der entferntere Flügel der eigenen Reihe weit rückwärts gehalten wird. Aber er rückt und schiebt gleichsam dem angreifenden Flügel nach, so daß dessen Stoß unwiderstehlich werden muß. Und ist durch ihn ein Flügel des Feindes geschlagen, so muß der andere den Rückzug nehmen, weil der Angreifer in seiner Flanke steht. Daher kann dem kühnen Feldherrn, der solchen Angriff wagt und ausführt, der Sieg selten fehlen. Allein er muß seines Heeres gewiß sein, daß es

mit der äußersten Genauigkeit jede Bewegung rasch ausführt, den Feind täuscht und ihn besiegt hat, ehe er die wahre Absicht des Angriffes merkt. Solche Uebung war in dem preußischen Heere, und sein erster Angriff, unter den Generalen Ziethen und Hülsen, auf den rechten Flügel der Oestreicher warf Alles über den Haufen. Hülsen erstürmte mit seinen Grenadieren ein wichtiges Dorf mit seinem hoch gelegenen Kirchhofe und nahm zwei schwere feindliche Batterieen, und Ziethen warf daneben die zahlreiche feindliche Reiterei weit zurück. Die Mitte und der andere Flügel des preußischen Heeres durften nur folgen, um einen Theil der östreichischen Schlachtreihe nach dem andern in seiner Flanke anzugreifen und gleichsam aufzurollen. Da, als alles im rechten Fortgange war, befahl der König selbst, wie wenn ihm auf einmal die Klarheit seines eigenen Gedankens verdunkelt worden wäre, dem übrigen Heere, Halt zu machen. Es war in diesen Tagen etwas Düsteres, Feindliches in des Königs Seele, welches ihn dem rechten Worte der Seinigen unzugänglich machte; er verwarf ihren Rath, sein finsterer Blick, sein hartes Wort scheuchte sie zurück. Aber der einzelne Mensch, auch der größte, wenn er sich von den übrigen sondert, wird schwach und giebt sich selbst der Gewalt eines feindlichen Geschickes hin, welches nur gleichsam durch den Zauberkreis, den die Liebe und Sorge der Seinigen um ihn zieht, abgewehrt werden mag. — Als, im entscheidenden Augenblicke, der Fürst Moritz von Dessau es wagte, dem Könige Vorstellungen über die schlimmen Folgen seines veränderten Schlachtplanes zu machen, und immer dringender und dreister redete, ritt Friedrich mit gezogenem Degen [1]) an ihn hinan und fragte mit drohender Stimme, ob er gehorchen wolle? Der Fürst schwieg und gehorchte; aber das Unglück des Tages war von diesem Augenblicke an entschieden. Durch das unzeitige Halten war die preußische Linie noch immer der stark verschanzten, fast unangreifbaren Stellung der Oestreicher von vorn gegenüber. Zwar schickte der König, im Sinne seines ersten Schlachtplanes, dem Fürsten Moritz den Befehl nach, sich halb links zu halten, um der Hülsenschen Stellung näher zu kommen, allein entweder war es zu spät, oder der Befehl wurde nicht recht verstanden; die Regimenter mußten gegen die verschanzten Höhen in der Hitze eines schwülen Sommertages, durch hohe Kornfelder sich durcharbeitend, anstürmen. Sie wurden von dem östreichschen Geschütz- und Gewehrfeuer in Haufen niedergeschmettert. Der General Hanstein auf dem linken Flügel, der nach des Königs Willen stehen bleiben und eine Reserve bilden sollte, ließ sich, da er die Regimenter des Fürsten Moritz im gefährlichen Kampfe sah', von seinem Eifer fortreißen und stürmte mit seinen Regimentern ebenfalls gegen die Höhen und Schanzen des Feindes ihm gegenüber, zwar mit größter Tapferkeit, aber gleich übelm Erfolge. Keine Anstrengung vermochte nun noch den Sieg zu erringen, den es war kein Regiment mehr im Rückhalt. Die Schwäche des preußischen Heeres bestand in der geringen Anzahl des Fußvolks, 18,000 Mann neben 16,000 Reitern; die preußische Artillerie war auch zu schwach gegen das an diesem Tage trefflich bediente östreichische Geschütz; und die 16,000 Reiter, — es muß leider bekannt werden, — thaten bei Kollin nicht, wie sie gesollt, ihre Schuldigkeit; selbst der tapfere Ziethen blieb auf dem äußersten linken

---

1) Es war bei Kollin das erste und letzte Mal, daß Friedrich in einer Schlacht mit gezogenem Degen erschien.

Flügel im entscheidenden Augenblicke unthätig. Nur der kühne Seidlitz machte mit einer kleinen Schaar einige glückliche Angriffe, die aber nichts mehr entscheiden konnten. Das Glück wendete sich. Schon hatte einer der östreichschen höheren Generale, — nicht Daun, wie man lange geglaubt hat, — für den Ausgang der Schlacht besorgt, den Befehl zum Rückzuge des rechten Flügels gegeben, allein der Generaladjutant von Hennebrith, der die Reihen der Preußen dünn werden sah, führte den Auftrag an die Befehlshaber nicht aus; vielmehr gingen die Oestreicher zum Angriff über, die Reiterei hieb auf das ermattete preußische Fußvolk ein, vor allen zeigten die sächsischen Reiterschaaren unter dem Oberstlieutenant von Benkendorf durch ihr wüthendes Eindringen, wie bitter sich verletztes Volksgefühl zu rächen pflegt. Vierzehn Bataillone der besten preußischen Truppen erlagen hier den immer erneuerten Angriffen. Fehler einzelner preußischer Anführer vermehrten die Unordnung; unter großen Verlusten sammelten sich die gelichteten Schaaren am Abende bei Planian wieder um den König. 14,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst fünfundvierzig Kanonen, waren verloren. Es war fast die Hälfte des preußischen Heeres, denn bei Kollin hatten 34,000 gegen 54,000 Oestreicher gefochten. Der Feldmarschall Daun, — der sich übrigens auf dem Schlachtfelde dem stärksten Feuer ausgesetzt hatte, denn es wurden zwei Pferde unter ihm erschossen und er erhielt zwei, jedoch leichte, Wunden, — sehr zufrieden, den ersten Sieg über Friedrich II. erfochten zu haben, benutzte denselben nicht; der König konnte sich ungehindert zurückziehen. Die Kaiserin Maria Theresia stiftete zur Ehre des 18. Juni 1757 den militärischen Maria-Theresia-Orden und ernannte den Feldmarschall Daun zu ersten Großkreuz desselben.

Welch ein Wechsel des Glücks für den König Friedrich! So nahe daran, ein ganzes Heer in der Hauptstadt des Landes gefangen zu nehmen und in Zeit von acht Monaten vielleicht den furchtbarsten Krieg in der Geburt zu ersticken, mußte Friedrich nun vielmehr die Belagerung von Prag aufgeben und Böhmen verlassen, nachdem er auch noch den Tod seiner vielgeliebten Mutter, welche zehn Tage nach der Kolliner Schlacht gestorben war, mit tiefem Schmerze der Seele betrauert hatte. — Diese unglückliche Kolliner Schlacht weckte die Bundesgenossen Oestreichs aus ihrer bisherigen Unthätigkeit. Die Russen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüstungen ernstlicher, und über den Rhein setzten zwei französische Heere, um Hessen und Hannover und demnächst die preußischen Erbländer anzugreifen. Das eine von ihnen, unter dem Prinzen Soubise wendete sich nach Thüringen, um sich mit der deutschen Reichsarmee, unter dem Prinzen von Hildburghausen, zu vereinigen. Der Feldmarschall d'Estrées aber, der das französische Hauptheer anführte, schlug beim Eintritt in das hannoversche Land den Herzog von Cumberland, mit seinem englisch-deutschen Heere, am 26. Juli unweit Hameln bei Hastenbeck an der Weser. Es war die Ungeschicklichkeit des englischen Feldherrn, der dieses Treffen verlor, denn sein, wiewohl kleineres, Heer hatte durch die Tapferkeit des Erbprinzen von Braunschweig schon Vortheile erlangt, und schon hatte der französische Marschall den Befehl zum Rückzuge gegeben, als der Herzog, zu aller Erstaunen, das Schlachtfeld verließ und in seinem Rückzuge auch nicht stillstand, bis er die Elbe bei Stade erreicht hatte. Ja, zur Vollendung der Schmach, schloß er am 9. September eine Convention zu Kloster Zeven, vermöge welcher er sein Heer aufzulösen ver-

sprach und den Franzosen Hannover, Hessen, Braunschweig und das ganze Land zwischen Weser und Rhein einräumte. Der Herzog von Richelieu, der dem Marschall d'Etrées im Oberbefehl folgte, ein übermüthiger, verschwenderischer und gewissenloser Mann, sog diese Länder durch unerhörte Erpressungen aus; und wie in der Nähe des Heerführers alles sich nur der Geldgier und den Wollüsten überließ, so verbreitete sich bald der ruchlose Sinn durch das ganze Heer; er machte es zu einer verderblichen Horde, schlimmer als die Schaaren der Kosaken und Kalmucken, die zu gleicher Zeit in dem Königreiche Preußen hauseten. Das Verderbniß der Sitten ist in einem äußerlich gebildeten Volke gefährlicher, als in dem rohen, weil es durch den Reiz der Verführung ein fressendes Gift in den Städten und Dörfern und mitten im Schooße des häuslichen Lebens zurückläßt. Der böse Ruf des französischen Heeres und der Haß der bessern deutschen Natur gegen das glatte, geschminkte Laster hat indeß nicht wenig dazu beigetragen, fast überall in den deutschen Landen die Gemüther für König Friedrichs Sache zu gewinnen. Wunderbar war es, wie ein Sieg von ihm von dem Volke jubelnd vernommen wurde, während vielleicht der eigene Fürst als Reichsstand gegen ihn im Kriege war. Viel war es die Gewalt, die überall der außerordentliche Geist über sein Zeitalter übt; viel die Theilnahme welche das Gemüth demjenigen schwerlich versagen kann, der allein durch seinen Muth und seine Kraft gegen ein übermächtiges Geschick kämpft; viel indeß auch, daß Friedrich allein mit Deutschen gegen barbarische Horden aus Osten und gegen die verhaßten Feinde aus Westen dastand, und daß selbst in dem östreichischen Heere Haufen von fremder Sprache, Gestalt und Sitten und mit verderblicher Raubsucht, Kroaten und Panduren, fochten. Hätte Friedrich allein gegen Oestreich und andere Deutsche den Krieg geführt, das vaterländische Gemüth hätte nur Raum gehabt für das Gefühl der Klage und des Unmuthes über die Verirrung derer, die sich brüderlich die Hand reichen sollten. Am meisten war es das nördliche Deutschland, größtentheils dem König verbündet, welches sich zu den Seinigen rechnete und Freud und Leid mit ihm theilte; weil hier der Kampfplatz gegen die Franzosen war, so galt hier Friedrichs Sache als die deutsche Sache.

Die Convention zu Kloster Zeven öffnete den Franzosen den Weg bis an die Elbufer und bis nach Magdeburg; ihr anderes Heer, mit den deutschen Reichstruppen vereinigt, stand schon in Thüringen und bereitete sich, das sächsische Land, der Preußen Stütze und Vorrathskammer, ihnen zu entreißen.

Dieses war nicht die einzige Seite, von welcher Friedrich bedrängt wurde. In Pommern und der Ukermark breiteten sich die Schweden aus und trieben harte Brandschatzungen ein; und wenn sie ihre Macht recht gebrauchen wollten, so stand ihnen der Weg zu der Hauptstadt Berlin offen. Ja, diese selbst wurde von dem östreichschen General Haddick mit 4000 Kroaten überfallen und um 200,000 Thalern gebrandschatzt — In Preußen war der russische General Apraxin mit 100,000 Mann eingerückt, und ihm stand der Feldmarschall Lehwald mit nicht mehr als 24,000 entgegen. Auf Befehl des Königs sollte er jedoch auf jede Gefahr eine Schlacht wagen, um den Verwüstungen des rohen Heeres ein Ziel zu setzen. Er lieferte sie am 30. August bei Großjägerndorf, unweit Welau; allein die ausgezeichnetste Tapferkeit vermochte nicht eine so große Ueberzahl zu besiegen; Lehwald mußte sich nach einem Verluste von einigen tausend Mann

zurückziehen und Preußen schien dem feindlichen Heere ohne Rettung anheimzufallen. Aber unerwartet, zehn Tage nach der gewonnenen Schlacht, zog sich Apraxin über die russische Grenze zurück. So erschien hin und wieder ein heiterer Sonnenblick, der Friedrichs Bahn erhellte. Diesesmal kam er durch eine bedenkliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth; ihr Ende nahe glaubend und das Auge schon auf ihren Nachfolger, den Großfürsten Peter, wendend, der ein Verehrer und Freund des preußischen Helden war, hatte der Kanzler Bestuchef plötzlich dem General Apraxin den Rückzug aus Preußen befohlen. Nun konnte sich das Lehwaldsche Heer gegen die Schweden wenden und bei seiner Annäherung zogen sie sich schnell aus allen Gegenden bis nach Stralsund und Rügen zurück.

Die Schlacht bei Roßbach. 5. Nov. 1757. — Der König selbst, nachdem er lange in der Lausitz vergeblich auf die Gelegenheit einer Schlacht mit den Oestreichern gewartet hatte, brach im August nach der Saale auf, um die Franzosen von Sachsen zurückzutreiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er sie und das Reichsheer am 5. Nov. bei dem Dorfe Roßbach, in der Gegend von Weißenfels, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22,000 Mann, der Feinde waren zwischen 50 und 60,000, und sie frohlockten schon laut, daß ihnen der König mit seinem kleinen Haufen diesesmal nicht entgehen solle. Er war auf einer Höhe gelagert und die Franzosen zogen in eiligen Schritten mit klingendem Spiele an seinem Lager vorbei, einzig besorgt, ob er ihnen auch wohl stehen werde; denn sie gedachten ihn nun von allen Seiten einzuschließen und dem Kriege mit einem Male durch die Gefangennehmung des Königs ein Ende zu machen. Von den Preußen geschah kein Schuß auf sie, es war, als wenn sie von allen den Anstalten nichts merkten; ruhig stieg der Rauch von den Kochfeuern des Lagers auf, und Friedrich selbst saß mit gelassener gleichgültiger Miene mit seinen Feldherren an der Tafel. Aber als es ihm nun Zeit dünkte, halb drei Uhr Nachmittags, erging sein Befehl, und schnell, als hätte ein Sturmwind sie weggeweht, waren die Zelte verschwunden, das Heer zur Schlacht geordnet, die verdeckten Batterien des Geschützes begannen ihr schreckliches Spiel und vor allen voran brach Seidlitz an der Spitze seiner trefflichen Reiterschaaren in die Haufen der dahinziehenden Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen noch nie an Deutschen gekannt, es war ihnen unmöglich nur irgendwo eine Schlachtreihe zu bilden; ehe sie es versuchten, waren sie über den Haufen geworfen, und ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entschieden und das ganze französische Heer auf der Flucht. Es war ein Schrecken über sie gekommen; sie hielten nicht eher still, als mitten im Reiche, und viele von ihnen glaubten sich nicht sicher, als bis sie jenseits des Rheines waren. In den Händen des Königs ließen sie über 5000 Gefangene, unter denen 9 Generale und 320 Offiziere waren, 63 Kanonen und 22 Fahnen; und den Preußen kostete der fröhliche Sieg nur 165 Todte und 370 Verwundete. Der König verdankte ihn der trefflichen Ordnung seines Heeres, welchem er die Ausführung eines augenblicklich entstandenen, kühnen Gedankens zumuthen durfte, vor allem aber der sturmschnellen Tapferkeit des General Seidlitz mit seinen Reitern.

Sachsen war von dieser Seite gerettet und überdies der moralische Eindruck der Roßbacher-Schlacht von großem Werthe für den König; gleichwohl war seine Kriegsarbeit in diesem Jahre noch nicht vollendet. Eines

seiner eigenen Länder, Schlesien, bedurfte dringend seiner Hülfe; denn in seiner Abwesenheit war sein Liebling und vertrauter Freund, der General Winterfeldt, in einem Gefechte bei Moys gefallen; der Herzog von Bevern hatte sich mit dem Heere nach Schlesien unter die Mauern von Breslau zurückgezogen, und weil er gegen die vereinigten Heere des Prinzen von Lothringen und des Feldmarschalls Daun nichts unternehmen konnte, war die wichtige Festung Schweidnitz am 11. Nov. an den General Nadasty übergegangen. Am 22. griff das ganze östreichische Heer die Preußen bei Breslau an und besiegte sie nach muthiger Gegenwehr; der Herzog von Bevern war bei einer nächtlichen Besichtigung der Vorposten von den Oestreichern gefangen genommen; zuletzt war auch noch die Hauptstadt Breslau, mit großen Vorräthen und trefflichen Zeughäusern, von dem zaghaften General Lestwitz dem kaiserlichen Heere übergeben worden. Schlesien schien für den König verloren; denn blieb es einen Winter in der Oestreicher Hand, daß sie sich darin festsetzten, so mochte er es wohl nie wieder erobern. Und es ihnen jetzt noch zu entreißen, mit den 14,000 Mann, die er aus Sachsen mitbrachte, und den 18,000, die von dem geschlagenen Heere des Herzogs von Bevern übrig waren, schien ohne ein Wunder gleichfalls unmöglich.

Die Schlacht bei Leuthen, 5. Decbr. 1757. — In solchen, fast verzweiflungsvollen, Augenblicken hatte König Friedrich am glänzendsten die Größe seines Geistes, den Reichthum seiner Entwürfe und die unwiderstehliche Gewalt dargethan, womit er die Gemüther der Seinigen lenkte. Er berief seine Heerführer und Befehlshaber zusammen und hielt ihnen mit seelenvoller Beredtsamkeit eine Rede, welche sie zu der größten Begeisterung entflammte. Er zeigte ihnen die gefährliche Lage des Vaterlandes, ja die ganz verzweifelte, wenn er nicht von ihrem Muthe noch Rettung erwarte. — „Ich weiß, Sie alle fühlen, daß Sie Preußen sind," so schloß er: „Ist aber einer unter Ihnen, der sich fürchtet, solche Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden." — Auf diese Frage leuchtete ihm nur Rührung und der höchste Kriegsmuth entgegen, und mit freudiger Miene fuhr er fort: „Im voraus war ich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; so hoffe ich denn auf einen gewissen Sieg. Sollte ich fallen und Sie für Ihre Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. — Nun leben Sie wohl; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Die begeisternde Kraft dieser Rede ergoß sich bald über das ganze Heer und es erwartete mit Ungeduld, unter die Augen der Gegner geführt zu werden. Diese hatten eine treffliche, feste Stellung hinter der Lohe, wo es dem Könige sehr schwer geworden sein würde sie anzugreifen. Der vorsichtige Feldmarschall Daun rieth, hier zu bleiben; er hatte bei Kollin erfahren, welche herrliche Schutzwehr gegen des Königs Ungestüm eine gute Stellung sei. Der General Luchesi aber und andere, die es für schimpflich hielten, mit einem großen siegreichen Heere gegen einen so kleinen Haufen sich durch feste Stellungen zu schützen, redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegen zu gehen. „Die Berlinische Wachtparade," so nannten sie die kleine Preußenschaar, „werde nicht gegen sie Stand halten können." Dieser Rath gefiel dem von Natur feurigen Prinzen mehr, als der bedächtigere, und er verließ sein Lager. Auf offenem Felde, in der Gegend

von Leuthen, trafen beide Heere am 5. Decbr., gerade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht, auf einander. Das kaiserliche nahm mit seiner Schlachtreihe fast eine deutsche Meile ein; Friedrich dagegen mußte sich wieder auf die Kunst verlassen, die eine geringe Zahl durch schnellen Gebrauch zu verdoppeln weiß. Er ordnete hier bei Leuthen sein Heer wiederum in die schräge Schlachtreihe, ließ einen verstellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der eigentliche Stoß auf den linken Flügel gerichtet wurde, und da dieser nun durch den tapfern Fürsten Moritz mit voller Kraft über den Haufen geworfen war, kam Unordnung in das ganze östreichsche Heer. Zwar sammelten sich frische Haufen der Infanterie in dem Dorfe Leuthen und auf seinem mit starken Mauern umgebenen Kirchhofe, so wie bei den beiden Windmühlen jenseit des Dorfes, allein so dicht auf einander gedrängt, daß die Schüsse des an diesem Tage sehr wirksamen preußischen Geschützes und des begeistert vortringenden Fußvolks nur um so größere Verwüstung unter ihnen anrichteten. Und als die östreichsche Reiterei unter Luchesi zu Hülfe kommen wollte, warf sich der preußische Reitergeneral Briesen im entscheidenden Augenblicke mit solcher Gewalt in ihrer Flanke, daß sie gänzlich auseinander gesprengt wurde und ihr Führer, der die „Berliner Wachtparade“ so gering geachtet hatte, mit auf dem Platze blieb. Kein Widerstand half mehr; in drei Stunden war der vollkommenste Sieg erfochten. Das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt und ganze Haufen ergaben sich den Preußen zu Gefangenen, so daß ihre Zahl auf 21,000 geschätzt wurde. Außerdem gingen 130 Kanonen und 3000 Wagen verloren. Einer der außerordentlichsten Siege in der Geschichte, von 30,000 gegen 80,000 erfochten; ein redendes Zeugniß für die Herrschaft des Geistes über die Masse, wenn der Gedanke gut und tüchtig ausgeführt wird. Und welcher Geist war damals in dem preußischen Heere! Als dasselbe nach der Schlacht dem Könige nach Lissa, zwei Stunden vom Schlachtfelde, folgte und in der Dunkelheit der Nacht, ermüdet von der schweren Tagesarbeit, schweigend daherzog, unterbrach plötzlich ein Grenadier die Stille, indem er das „Nun danket alle Gott“ mit lautem Gesange anstimmte. „Wie aus einem tiefen Schlafe erwacht“, so erzählt der nachherige General v. Retzow, der damals als Lieutenant mitzog, „fühlte sich jetzt jeder zum Danke gegen die Vorsehung hingerissen und mehr als 20,000 Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende.“

Auch darin war Friedrich und sein Heer groß, daß sie nach gewaltiger Anstrengung dennoch nicht in Schlaffheit zurücksanken; rastlos wurde der Sieg verfolgt, bis die Oestreicher von dem schlesischen Boden bis über die Gebirge Böhmens vertrieben waren. Es war der schnelle und glückliche General Ziethen, der diese Verfolgung ausführte und noch viele Gefangene und Beute zusammenraffte, während der König Breslau angriff und darin wieder ein kleines Heer von 17,000 Mann gefangen nahm. Im Monat December ergab sich noch die Festung Liegnitz. So hatte das eine kühne Wagestück, da der König Alles gegen Alles setzte, ihm Schlesien bis auf Schweidnitz, ein ruhiges Winterlager in diesem Lande so wie in Sachsen, und was mehr als dieses, einen unsterblichen Ruhm im Munde der Mit- und Nachwelt gewonnen, den Oestreichern aber ein schönes Heer von nahe an 90,000 Mann, (mit der Besatzung von Breslau), so vernichtet, daß nicht mehr als 17,000 streitbare Krieger neben mehr als 20,000

Kranken Böhmen erreichten. Die preußischen Länder waren alle, bis auf die in Westphalen, von Feinden befreit.

133. Das Jahr 1758. Die Schlachten bei Zorndorf und Hochkirch.

Das vorige Jahr war durch vier große Schlachten und viele größere und kleinere Gefechte eines der blutigsten gewesen, welche die Geschichte zu nennen hat; die Gegner hatten die Kräfte genugsam an einander versucht; Friedrich ließ in Wien Friedensvorschläge machen und bot ihn selbst in einem eigenhändigen Briefe an Maria Theresia an. Er befolgte den Grundsatz der Römer, nur nach einer gewonnenen Schlacht den Frieden anzubieten. Allein die Kaiserin war noch immer zu erbittert gegen den Eroberer Schlesiens, auch hatte man ihr sorgfältig den großen Verlust ihres Heeres nach der Leuthener Schlacht und die Kriegsnoth der Länder verborgen; und der französische Hof redete eifrig für die Fortsetzung des Krieges in Deutschland, weil er sonst allein den Krieg gegen England hätte führen müssen. Friedrichs Anträge wurden demnach zurückgewiesen und die Rüstungen zum nächsten Feldzuge verdoppelt. Der Prinz Karl legte den Oberbefehl nieder, er hatte das Zutrauen des Volkes und des Heeres verloren; es war schwer einen andern an seine Stelle zu finden; der tapfere Feldmarschall Nadasty war durch Eifersucht und Ränke verdrängt; endlich blieb die Wahl bei dem Feldmarschall Daun stehen, dem die Schlacht bei Kollin den Ruhm des ersten Sieges über Friedrich II. verschafft hatte.

Von französischer Seite wurden die Heere auch verstärkt, und statt des Herzogs von Richelieu ein anderer Heerführer, der Graf Clermont, gesendet. Richelieu aber zog mit seinen erpreßten Millionen nach Frankreich zurück und verzehrte sie vor aller Welt Augen, ohne Scham und Scheu, in königlicher Verschwendung. — Rußland zeigte gleichfalls den Willen zu eifriger Fortsetzung des Krieges; der Kanzler Bestuschef, der das Heer im vorigen Jahre aus Preußen zurückberufen hatte, wurde abgesetzt und auch ein anderer Feldherr, der General Fermor, an die Spitze des Heeres gestellt. Dieser brach schon im Januar des neuen Jahres in Preußen ein und eroberte das Königreich ohne Widerstand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war.

Gegen so ernstes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußersten Kräfte seiner Länder, so wie des sächsischen Landes, aufbieten. Mannschaft und Geld mußten mit angestrengter Thätigkeit herbeigeschafft werden; ja der König sah sich schon jetzt durch die Noth gezwungen, schlechteres Geld prägen und damit die Krieger besolden zu lassen; ein Mittel, welches nur die äußerste Noth entschuldigen konnte. Aber er erkannte wohl, was seit dem Untergange der Lehnsverfassung bei der neuen Kriegsweise das Treibende im Kriege sei und das Uebergewicht gebe. — An Bundesgenossen hatte er nur England und die kleinen norddeutschen Fürsten, und sie alle waren durch die unglückliche Convention von Kloster Zeven gelähmt. Da wendete sich aber in England das Glück sehr günstig für Friedrich; das englische Volk, jede ausgezeichnete Kraft gern anerkennend, war durch die Roßbacher Schlacht für Friedrich begeistert; der schimpfliche Vertrag von Kloster Zeven erregte dagegen den allgemeinen Unwillen, und der berühmte William Pitt, der eben Minister in England geworden war, ließ die Ehre und Stimme des Volkes entscheiden, verwarf jene Convention, die noch nicht

bestätigt war, und beschloß den Krieg mit neuem Ernste fortzusetzen. Das Heer wurde verstärkt und König Friedrich selbst aufgefordert, ihm einen Anführer zu geben. Sein Heldenauge wußte den ungewöhnlichen Geist von der Menge zu unterscheiden, er sendete dem verbündeten Heere den Herzog Ferdinand von Braunschweig, und Ferdinand hat solche Auszeichnung so trefflich gerechtfertigt, daß sein Name mit dem des Königs aus dieser stürmischen Zeit glänzend in der Geschichte leben wird.

Nach einem mit Friedrich verabredeten Plane setzte der Herzog schon im Februar des nächsten Jahres sein kleines Heer in Bewegung, um die Franzosen aus ihren Winterquartieren, in denen sie auf Kosten der Hannoveraner und Hessen im Ueberfluß schwelgten, aufzuschrecken. Mit 30,000 Mann sollte er 100,000 vertreiben; aber seine Maßregeln waren alle trefflich berechnet und die sorglosen Franzosen mit ihrem unfähigen Heerführer so aus der Fassung gebracht, daß sie in wenigen Wochen alles Land zwischen der Aller und Weser, und der Weser und dem Rheine, mit Vorräthen und Besatzungen und 11,000 Mann verlorener Kriegsgefangenen, hinter sich ließen, bei Düsseldorf über den Rhein gingen und sich nicht eher sicher hielten, als bis dieser Strom ihre Schutzwehr war. Dennoch schützte er sie nicht. Herzog Ferdinand verfolgte sie auch über den Rhein, griff sie bei Crefeld an, und obwohl sie an Zahl viel stärker waren, als sein aus vielen Theilen gemischtes Heer, so schlug er sie doch in die Flucht und brachte ihnen einen Verlust von 7000 Mann bei. Nach dieser Schlacht ging die Festung Düsseldorf an ihn über und seine leichten Schaaren streiften sogar in die östreichischen Niederlande, bis vor die Thore von Brüssel.

Der König Friedrich war unterdeß nicht müßig gewesen. Zuerst mußte er den Oestreichern den wichtigen festen Platz, den sie noch in Schlesien besaßen, Schweidnitz, wieder wegnehmen, und das geschah mit Sturm am 18. April. Der Feldmarschall Daun stand indeß in Böhmen und wandte alle Kunst an, dieses Land dem Könige unzugänglich zu machen; denn hier erwartete er einen Angriff von ihm. Aber als er sich recht sicher gestellt glaubte, brach Friedrich auf, ging in Eilmärschen, statt nach Böhmen, nach Mähren und ließ die Festung Olmütz belagern. Es zeigte sich in dieser Unternehmung der eigentliche Geist des Königs, der gern das Kühnste, Gefahrvollste und Unerwartetste wählte und sich freute, den Gegner ganz aus der Fassung zu bringen; und wäre Olmütz erobert, so hätte er einen Platz in einer noch unberührten Provinz des östreichischen Landes und in gefährlicher Nähe bei Wien gehabt. Allein das Glück war diesmal nicht mit der Kühnheit; die Stadt vertheidigte sich aufs tapferste, die Einwohner des Landes, treu und eifrig für ihre Kaiserin, machten den Preußen den Unterhalt schwer, brachten dem kaiserlichen Heere jede Kunde, und als es Daun dadurch gar gelang, dem Könige eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen, auf deren Ankunft das Gelingen der Belagerung beruhte, so mußte diese wieder aufgegeben werden. Und nun war der Rückzug nach Schlesien versperrt; der vorsichtige Daun hatte die Päsše besetzt und glaubte den Gegner in seiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. Allein Friedrich wendet sich plötzlich, dringt über die Gebirgspässe nach Böhmen, wo der östreichische Feldherr ihn keineswegs erwartete, kömmt dort an, ohne einen Wagen verloren zu haben, und würde vielleicht aus diesem Lande noch nicht so bald vertrieben sein, wenn ihn nicht das Eindringen der Russen in Pommern und die Neumark nach jenen Gegenden gerufen hätte. Er zog

daher wieder über die Gebirge von Böhmen nach Schlesien, ließ dort den Feldmarschall Keith zur Deckung des Landes zurück und eilte mit 14,000 Mann wie im Fluge gegen die Russen.

Die Schlacht bei Zorndorf, 25. August 1758. — Mit jedem Schritte stieß er auf Verwüstungen des barbarischen Feindes, der nicht Weiber, nicht Kinder, nicht die zarte Jugend, noch das hülflose Alter verschonte. Küstrin lag bis auf drei Häuser in der Asche, das flache Land glich einer Einöde. Ein glühender Zorn erfüllte den König und sein Heer bei diesem Anblicke, und als man nun am 25. August auf die Feinde traf, entspann sich die blutigste Schlacht des ganzen siebenjährigen Krieges, die von 9 Uhr Vormittags bis 10 Uhr Abends wüthete. 37,000 Preußen fochten gegen 60,000 Russen, und es war ein Kampf nach alter Weise, da ohne viele künstliche Wendungen die Gegner dicht zusammenrückten und, Auge auf Auge geheftet, die mörderischen Waffen gebrauchten. So wird gekämpft, wenn das Gemüth am Kampfe theilnimmt. Der König hatte geboten, den grausamen Feinden keine Schonung zu gewähren, und versperrte ihnen die Wege zur Flucht. Am Abende des blutigen Tages lagen 19,000 Russen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und 2800 Mann nebst 103 Kanonen fielen in die Hände der Sieger; allein auch 11,000 Preußen waren gefallen; denn dieser kräftige Feind, da er keinen Ausweg sah, wollte wenigstens sein Leben theuer verkaufen und focht mit äußerster Verzweiflung. Und hätte nicht der tapfere Reiterführer Seidlitz [1]), der an diesem Tage überall gegenwärtig war, wo die Gefahr am größten, mit fast übermenschlicher Anstrengung alle Schaaren der Feinde über den Haufen geworfen, die oft schon über das preußische Fußvolk Vortheile gewonnen hatten, so wäre der Sieg vielleicht zweifelhaft geblieben. Der König selbst gestand, daß er diesen Sieg Seidlitz verdanke. Dieses war die furchtbare Schlacht bei Zorndorf. Der russische General Fermor, der sich kaum als besiegt ansehen wollte, zog mit seinem Heere nach Polen und Preußen zurück, Friedrich aber nach Sachsen, denn hier war sein Bruder Heinrich von dem großen östreichischen Heere hart bedrängt.

Der Ueberfall bei Hochkirch, 14. Octbr. 1758. — Daun zog sich bei der Annäherung des Königs in ein festes Lager zurück, welches er sich in der Lausitz ausgewählt hatte; in dieser Stellung wollte er den König von Schlesien abschneiden, damit unterdeß der General Harsch die Festung Neiße erobern könnte. Aber Friedrich, der den Plan durchschaute, eilte, die Straße über Bautzen und Görlitz nach Schlesien zu gewinnen, rückte dicht an das östreichische Heer und wollte sich zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager legen. Dieser Gedanke war nicht der Klugheit gemäß, er zeigte Verachtung gegen den Feind. Des Königs Quartiermeister Marwitz, sonst sein Liebling, machte Vorstellungen gegen den gefährlichen Lagerplatz und weigerte sich, das Lager abzustecken; der König befahl; er weigerte sich standhaft. Da ließ ihn der König in Verhaft setzen und einen andern das Lager ordnen. Das Heer lag hier drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes bloß gestellt, und der König achtete alle Warnungen seiner Heerführer nicht. Er, der nie von den Oestreichern zuerst angegriffen war, traute dem Feldmarschall Daun

---

[1]) Noch Wellington hat den General Seidlitz den größten Reiterführer des vorigen Jahrhunderts genannt.

einen kühnen Entschluß nicht zu und wurde zugleich durch einen Kundschafter getäuscht, den die Oestreicher erkauft und mit falschen Nachrichten an ihn zurückgesendet hatten. Am 14. Octbr., frühe, ehe der Tag grauete, wurde das preußische Heer durch den Donner des Geschützes geweckt; die Oestreicher hatten sich während der Nacht still an das Dorf Hochkirch geschlichen und so wie die Uhr des Thurmes fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der großen Schanze am Eingange des Dorfes, richteten das Geschütz rückwärts und schmetterten durch ein furchtbares Feuer alle Preußen nieder, welche sich in demselben sammelten. Das Blutbad war entsetzlich, weil die Krieger gerade in die Hauptgasse des Dorfes, die als Sammelplatz bestimmt war, zu Tausenden zusammenströmten. Die Feldherren suchten die Reihen in der Dunkelheit zu ordnen, aber vergeblich; dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Kugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind auf den Anhöhen bei Hochkirch anzugreifen; der Feldmarschall Keith, ein tapferer, im Kriege grau gewordener Feldherr, wurde von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, der Prinz Moritz von Dessau wurde schwer verwundet. Die Anführer Seidlitz und Ziethen sammelten auf dem freien Felde die Reitergeschwader und hieben tapfer auf die Oestreicher ein, allein kleine Vortheile, die sie erfochten konnten den großen Verlust nicht wieder ersetzen; Hochkirch, das Lager, Gepäck, ein großer Theil des Geschützes, waren schon in der Gegner Gewalt. Der anbrechende Tag gewährte keinen Vortheil, ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König, mit seinem kriegerischen Scharfblick die Lage der Feinde und der Seinigen zu erkennen, um vielleicht durch eine rasche Wendung das Glück dennoch auf seine Seite zu bringen. Doch hatten sich seine Schaaren mit bewunderungswürdiger Ordnung wieder gesammelt, und als nun gegen 9 Uhr die Sonne durchbrach, erkannte er, daß ein Theil des östreichischen Heeres schon seine Seiten umging, und gab den Befehl zum Rückzuge. Er geschah mit solcher Ordnung, das der östreichische Feldherr dadurch außer Fassung gebracht ihn gar nicht störte, sondern in sein altes Lager zurückkehrte. Doch hatte der König treffliche Heerführer, 9000 guter Krieger und über hundert Stück Geschütz verloren, und da auch das Lager eingebüßt war, so fehlte den Uebriggebliebenen alle Schutzwehr gegen das Ungemach der späten herbstlichen Zeit.

Dennoch zeigte sich der König mit unerschütterlicher Ruhe und Fassung und sein Anblick erfüllte das Heer mit gleichem Sinne. Wie Friedrich sich im Unglücke am größten bewiesen hat, so auch nach diesem Verluste. Er, der Geschlagene, alles Heeresgeräthes Beraubte, setzte durch künstliche Märsche und Wendungen seine ursprüngliche Absicht durch, täuschte den Gegner, umging seine Stellung, erschien plötzlich in Schlesien und zwang den General Harsch, die Belagerung von Neiße eiligst aufzuheben. Schlesien wurde ganz vom Feinde befreit. Und Daun, der Sieger, nachdem er den König nach Schlesien ziehen lassen mußte und der Angriff auf Dresden nur dazu führte, daß der preußische Befehlshaber, Graf Schmettau, zu seiner Vertheidigung die schönen Vorstädte der Stadt niederbrannte — kehrte mißmuthig nach Böhmen zurück und nahm dort sein Winterlager. So hatte die Ueberlegenheit des Geistes die Folgen einer Niederlage in die eines Sieges umgewandelt.

Am Ende des Jahres war Friedrich, trotz mancher Unfälle, im Besitze aller Länder, wie am Ende des vorigen; ja, die Festung Schweidnitz,

welche ihm damals fehlte, hatte er jetzt in seiner Gewalt, und dazu waren auch seine westphälischen Länder durch den tapfern Herzog Ferdinand den Franzosen entrissen. Ferdinand hatte sich zwar jenseit des Rheines mit seiner kleinen Schaar nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzuges zwang er doch die Franzosen, ihm das ganze rechte Ufer des Niederrheins zu lassen und ihr Winterlager zwischen dem Rhein und der Maas zu nehmen.

134. Das Jahr 1759. Minden. Kunersdorf. Maxen.

Das folgende Jahr sollte dem, eben aus großen Gefahren erretteten, Könige das herbeste des ganzen Krieges werden. Die Hoffnung, ihn endlich doch zu überwältigen, trieb seine Gegner zu verdoppelten Anstrengungen. Die östreichischen Heere wurden trefflich ergänzt; ja, sie erschienen mit jedem neuen Jahre des Krieges tüchtiger auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigsten Jugend der Erbländer genommen und gut geübt waren, und weil die jungen Krieger in den zahlreichen Schaaren der alten und erfahrenen bald mit dem rauhen Leben des Feldlagers bekannt wurden. Bei der Stärke der östreichischen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Krieger übrig geblieben. In Friedrichs kleinerem Heere dagegen, welches bald mit Oestreichern, bald mit Russen, Franzosen, Schweden und Reichsvölkern kämpfen mußte, war die Zahl derer, die das Schwert und die Krankheiten übrig gelassen hatten, sehr gering; es bestand größtentheils aus Neugeworbenen. Und so schnell auch die Landeskinder, die oft noch im Knabenalter in die Reihen traten, den Geist und die Ehre des Krieges in sich aufnahmen, ja oft die alten in kühner Verachtung der Gefahr übertrafen, so war doch ihre Zahl zu klein gegen die aus Sachsen, Anhalt, Mecklenburg Ausgehobenen und die vielen Geworbenen aller Nationen, die größtentheils aus Ueberläufern bestanden. So wendete sich, wenn auch die Zahl hergestellt wurde, das Verhältniß der innern Tüchtigkeit des Heeres immer mehr zum Nachtheile des Königs Friedrich. Und seinem eigenen, so wie dem sächsischen und mecklenburg-schwerinischen Lande, wurden durch die drückenden Abgaben und das Ausheben der jungen Mannschaft fast unheilbare Wunden geschlagen. Der Herzog von Mecklenburg war so unvorsichtig gewesen, auf dem Regensburger Reichstage sich an die Spitze der Fürsten zu stellen, welche Friedrich am heftigsten anklagten und die Reichsacht über ihn aussprechen wollten, dafür wurde sein Land, wie ein feindliches, mit harter Strenge behandelt. Zu der Acht gegen den König kam es nicht; denn da dieselbe Strenge gegen den Churfürsten von Hannover nöthig gewesen wäre, so widersetzten sich die meisten evangelischen Reichsstände der Verurtheilung zweier ihrer bedeutensten Glieder. Ueberdies war dieses, in alter Zeit mit Schwertesschärfe schneidende, Wort nun leider schon lange ein leeres und unkräftiges geworden, welches ausgesprochen die Auflösnng des deutschen Reichsverbandes nur noch schmählicher an den Tag gebracht hätte.

Viel wesentlicher, als durch das Aussprechen der Reichsacht geschehen wäre, wirkte Maria Theresia gegen den König durch den Ernst, welchen sie bei den Herrschern von Frankreich und Rußland für die Fortsetzung des Krieges zu erhalten wußte. Die russische Kaiserin, um den Flecken der Zorndorfer Schlacht auszutilgen, sendete neue Schaaren und in dem General Soltikow einen neuen tapfern Feldherrn. In Paris aber war der bisherige französische Gesandte in Wien, der Herzog von Choiseul, eine

Haupttriebfeder des Krieges gegen Friedrich, erster Minister geworden und bot noch einmal die Kräfte Frankreichs auf, um den Besitz von Westphalen, Hannover und Hessen mit Uebermacht zu erzwingen. Diesen Ländern war ein hartes Schicksal bereitet, wenn die Absicht gelang; an Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluste, die es auf dem Meere und jenseit der Meere durch England erlitt. Durch glorreiche Siege der britischen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beschädigt und in Ostindien wie in Nordamerika waren beträchtliche Landstriche verloren. Den Racheplanen Frankreichs in Deutschland sollte nun Herzog Ferdinand mit kleiner Macht einen Damm entgegenstellen.

Die Schlachten bei Bergen und bei Minden. 13. April und 1. August. — Ferdinand war von zwei Seiten bedroht. Am Main stand der Herzog von Broglie mit einem Heere und hatte seinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in seine Gewalt gebracht hatte; — daß es freie Reichsstadt war und bisher zu dem Reichskriege gegen Friedrich pflichtmäßig Geld und Mannschaft geliefert hatte, schützte die Stadt vor dieser Grausamkeit nicht. — Vom Niederrhein her sollte der Marschall von Contades mit dem Hauptheere auf das hannoversche Land vordringen. Ferdinand gedachte, wie König Friedrich, durch Schnelligkeit beiden Heeren nach einander zu begegnen, und brach früh im Jahre gegen den Herzog von Broglie auf. Am 13. April traf er auf ihn bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt. Er ließ ihn unverzüglich durch die tapfern hessischen Krieger angreifen, aber die Stellung der Franzosen war zu fest und so daß immer frische Schaaren die ermüdeten ablösen konnten. Nach dreimaligem, tapferm Angriffe mußten die Hessen zurückweichen und der besonnene Feldherr, der sein ganzes Heer, womit er viele Landstriche beschützen sollte, nicht der Gefahr einer unglücklichen Schlacht bloßstellen wollte, gab den Kampf auf. In guter Ordnung zog er sich zurück und mußte bald alle seine Feldherrnkunst aufbieten, um nur Niedersachsen gegen die Angriffe des Marschalls von Contades zu vertheidigen. Dieser war bei Düsseldorf über den Rhein gegangen, zog sich durch den Westerwald nach Gießen, vereinigte sich mit Broglie und nahm Kassel, Paderborn, Münster und Minden an der Weser. Es war ein rasches Gelingen in allen diesen Unternehmungen und Ferdinand sah sich bis an die untere Weser in die Gegend von Stolzenau gedrängt; der französische Feldherr aber glaubte Hannover nun schon als sichere Beute in seiner Hand zu halten, und die Befehle über die Behandlung des Landes, die er von seiner Regierung erhalten hatte, bedrohten dasselbe mit dem traurigsten Schicksale. In Paris war großes Frohlocken über diesen glänzenden Anfang. Allein der deutsche Held verwandelte dasselbe bald in Trauer und Niedergeschlagenheit. Seinen Vortheil ersehend, drang er zu rechter Zeit gegen das gesammte, bei Minden gelagerte, französische Heer vor und stand am 1. August in seinem Angesichte. Contades mußte schlagen, weil ihm seine Zufuhr durch einen raschen Zug des unternehmenden Erbprinzen von Braunschweig mit einem besonderen Corps in seinem Rücken abgeschnitten war; er verließ daher, im Vertrauen auf seine Uebermacht, seine feste Stellung und rückte dem Herzog Ferdinand entgegen. Aber die rechte Einsicht mangelte ihm an diesem Tage, obwohl er sonst kein ungeschickter Feldherr war. Gegen allen Kriegsgebrauch hatte er die Mitte seiner Schlachtreihe mit Reiterei besetzt, und diesen Umstand, den er vielleicht zur glücklichen Stunde erdacht zu haben meinte,

wendete Ferdinand zu seinem Verderben. Er befahl dem englischen und hannoverschen Fußvolk, dessen Standhaftigkeit er erprobt hatte, gerade auf die feindlichen Reiterschaaren loszugehen. Es war ein kühner Gedanke; Ferdinands überlegener Geist wagte es, die gewöhnliche Ordnung des Herkommens umzukehren; und es gelang. Die Reiterei, die beste des französischen Heeres, verwundert über die Keckheit des Fußvolks, stürzte gegen dasselbe im ungestümen Angriffe hervor; er scheiterte, so oft er wiederholt wurde, an der eisernen Festigkeit der Reihen; und das Feuer des Geschützes wie der Gewehre trieb endlich die ganze Schlachtordnung der Reiter in die Flucht; das Handgemenge wurde so groß, daß die hannoverschen Bataillone allein 6 französische Reiterstandarten eroberten, ein in der Kriegsgeschichte fast unerhörter Fall. Es entstand eine gefährliche Lücke in der Mitte der Franzosen; Herzog Ferdinand gab dem englischen General Sackville, der seine Reiterei anführte, den Befehl, sogleich mit ganzer Kraft die fliehenden Feinde zu verfolgen; und that er dieses und trennte das französische Heer von einander, so war es vernichtet. Allein Neid und Feigheit machten den englischen Anführer hier zum Verräther, er befolgte des Herzogs Befehl nicht und die Franzosen gewannen Zeit, sich wieder zu sammeln und einen ziemlich geordneten Rückzug zu machen. Sie hatten 8000 Mann und 30 Kanonen verloren. Wichtiger indeß waren die Verluste nach der Schlacht. Contades zog sich, immer verfolgt von dem unermüdlichen Erbprinzen von Braunschweig, der an demselben Tage der Mindener Schlacht mit einem besonderen Corps den Herzog von Brisson bei Gohfeld geschlagen hatte, an dem rechten Weserufer nach Kassel zurück, dann noch weiter südlich nach Gießen. Ferdinands Krieger aber eroberten nach einander Marburg, Fulda, und in Westphalen Münster, und so sah sich dieser ruhmwürdige Feldherr am Ende des Jahres wieder im Besitz der Länder, die er im Anfange in seiner Gewalt gehabt hatte.

Die Schlachten bei Kay und bei Kunersdorf. 23. Juli und 12. August. — Der König Friedrich hatte den Feldzug in diesem Jahre nicht so früh eröffnet; sein Vortheil war jetzt nicht mehr, wie Anfangs, die rasche Folge der Entscheidungen; vielmehr war sein Plan darauf berechnet, die Vereinigung der Oestreicher und Russen so lange wie möglich zu verhindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landshut und ließ den Oestreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, so wie den Russen in Polen, ansehnliche Magazine zerstören. Dies verzögerte den Anfang größerer Unternehmungen für beide, denn nach der damaligen Kriegsweise, da die Heere oft lange in einer Gegend blieben und doch den Einwohnern nicht alle ihre Habe aufzehren wollten, bedurften sie großer Vorräthe.

Endlich aber rückten die Russen mit 50,000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20,000 Oestreichern bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. In dieser Gefahr glaubte Friedrich durch eine außerordentliche Maaßregel der schwierigen Lage begegnen zu müssen. Er hatte unter seinen Feldherrn einen jüngeren im Range, welcher sich bei manchen Gelegenheiten durch große Kühnheit ausgezeichnet hatte; es war der General Wedel. Diesen hielt er für den tauglichsten, ihn den Russen entgegenzustellen; aber es war zu fürchten, daß die älteren Generale ihm nicht willig gehorchen würden. Da beschloß der König, wie die Römer in dringenden Gefahren einem einzigen Manne alle Gewalt in die Hände legend, ihn zum Dictator ernannt hatten, so den General Wedel als Dictator zu dem

Heere zu senden, welches gegen die Russen stand. Diese, so lautete der königliche Befehl, sollte er angreifen, wo er sie fände. Der Dictator that nach dem Worte, aber ohne die Umsicht, die ein solches Wort voraussetzt. Er griff die Russen am 23. Juli bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau an, aber so daß sein Heer über eine Brücke und durch einen Weg, im langen Zuge, zum Angriff sich durchdrängen mußte. Die Haufen kamen einzeln nach einander auf dem Schlachtfelde an und wurden einzeln von dem Feinde mit mörderischem Feuer empfangen und zurückgeschlagen. Die Preußen verloren 5000 tapfere Krieger und die Russen vereinigten sich nun ungehindert mit Laudon.

Da mußte der König Friedrich selbst mit 43,000 Mann ihnen entgegeneilen. Er fühlte die Gefahr, der er entgegen ging, berief seinen Bruder Heinrich in das Lager bei Schmottseifen, trug ihm die Beobachtung des Feldmarschalls Daun auf und bestellte ihn überdies zum Verwalter des Staates, wenn er auf diesem Zuge sterben oder gefangen werden sollte. Doch forderte er von ihm das feierliche Versprechen, wenn ihm ein solches Unglück begegnen sollte, in keinen, dem preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen. Friedrich wußte, wie ein König leben und sterben müsse; das Unglück der Gefangenschaft hätte er wohl nicht überlebt, denn er wußte recht gut, welche große Opfer die Gegner für seine Freiheit fordern würden.

Er fand am 12. August die vereinigten Russen und Oestreicher, 70,000 Mann stark, auf den Anhöhen von Kunersdorf bei Frankfurt an der Oder verschanzt. Nach der Besichtigung ihrer Stellung beschloß er seinen Schlachtplan solchergestalt, daß der Feind nicht etwa aus dem Feld geschlagen, sondern daß er vernichtet würde. Es haben viele den König über einen so harten Vorsatz getadelt; aber gerade ein solcher Plan ist das Zeichen des großen Feldherrn, welcher lieber den Kampf durch einen Schlag entscheiden, als durch viele unvollendete Gefechte, welche zusammen noch mehr Menschen hinwegraffen, in die Länge ziehen will. Und wer mag gerade den König Friedrich tadeln, daß er diesen Weg vorzog, er, der vielen Feinden zugleich widerstehen sollte und wohl Ursache hatte, sich mit einem jeden, wenn es möglich war, auf einmal abzufinden. In dem Plane der Schlacht von Kunersdorf lag das Unglück dieses Tages nicht, aber darin, daß der König, ungeachtet er der Gegend kundige Männer zu Rathe gezogen hatte, doch keine genaue Kenntniß des Schlachtfeldes erhielt, und zweitens, daß er der menschlichen Kraft zu viel zumuthete. Denn als nun sein Angriff auf den linken Flügel der Russen durch große Anstrengungen der Seinigen gelungen, 90 Kanonen erobert und der ganze Flügel in die Flucht getrieben war, als der König schon einen Siegesboten nach Berlin abgefertigt hatte und der Tag sich neigte, da riethen seine Feldherren, der ermatteten Krieger zu schonen, weil die Oestreicher noch gar nicht zum Kampfe gekommen waren und der rechte russische Flügel unerschüttert stand. In der Nacht, urtheilten sie, würde sich der Feind gewiß von selbst zurückziehen. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war und der auch bedenken mochte, daß das Abbrechen des Gefechtes in solcher Nähe eines noch schlagfertigen Feindes gefährlich sei, befahl den erneuten Angriff; und nun sollten die durch schwere Anstrengung an einem sehr heißen Tage ermüdeten Schaaren Anhöhen erstürmen und feste Stellungen erobern, aus denen die Feuerschlünde Tod und Verderben in die Reihen schleuderten. Da half die größte Tapfer-

keit nicht mehr gegen die Uebermacht; so oft auch die Anführer und der König selbst die Reihen wieder ordneten und gegen die feindliche Stellung führten, sie wurden immer zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung so groß gewesen war, schlug sie plötzlich in die größte Erschlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, Alles floh in Unordnung; die östreichische Reiterei richtete unter den Fliehenden ein schreckliches Blutbad an und an eine Ordnung des Rückzuges war nicht mehr zu denken. Der tapfere Seidlitz war durch einen Kartätschenschuß hart verwundet; der König selbst, den bei dem Anblicke solcher Niederlage, wie er noch nie gesehen, eine starre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung seines Lebens; gleichgültig hielt er zwischen Todten, Verwundeten und Fliehenden, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen und eine Kugel drang durch sein Kleid bis in die Westentasche, wo sie durch ein goldenes Etui in ihrem gefährlichen Laufe aufgehalten wurde. Endlich, als er keine Erinnerungen achtete und östreichische Reiterhaufen heransprengten, ergriffen seine Begleiter die Zügel seines Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeister von Prittwitz, der ihn mit seinen Husaren in Sicherheit brachte. In diesem Augenblicke schrieb der König an seinen Minister Finkenstein mit Bleistift diesen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie." — Und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer!"

So finster und hoffnungslos war es in des Königs Seele; und als er am Abend in dem Dorfe Oetscher in einer halb zerstörten Bauernhütte schlaflos sich auf ein Strohlager hinwarf und sein kleines Gefolge rings umher auf bloßer Erde schlief; als so alles, was irdische Hoheit zu geben vermag, wie eine abgestreifte Hülle fern von ihm lag; da mag ihm wohl mehr als jemals fühlbar geworden sein, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft und Berechnung allein vermag. Und hätte ihn und sein Volk nicht eine höhere Hand gerettet, sie wären verloren gewesen. Dem siegreichen Feinde stand der Weg nach Berlin und in das Herz des Staates offen; von des Königs großem Heere fanden sich am Morgen nach der Schlacht kaum 10,000 Mann bei ihm zusammen; erst nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge gesammelt und alles an sich gezogen hatte, konnte er bis 20,000 Mann zusammenbringen und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er bei Kunersdorf verloren hatte, einiges Geschütz aus Berlin herbeischaffen. Dennoch ward seine Hauptstadt gerettet und er selbst gewann die Spannkraft seines Geistes bald wieder. Der russische Feldherr verfolgte seinen Sieg nicht; vielleicht aus heimlicher Rücksicht für den russischen Thronerben Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Unthätigkeit des östreichischen Hauptheeres. Denn dem Feldmarschall Daun schrieb Soltikow, als dieser ihn zum Vorrücken aufforderte: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte, um weiter vorzurücken, nur auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß das Heer meiner Kaiserin allein alles thue." Solche Eifersucht und Unzufriedenheit zwischen den Anführern beider Völker hat immer fortgedauert und den König Friedrich mehrmals aus harten Bedrängnissen gerettet.

Der Feldmarschall Daun wurde indeß durch des Königs Bruder Heinrich, der jetzt alle Listen der Kriegskunst aufbot, in der Lausitz fest=

gehalten und durch treffliche Wendungen und Märsche, ohne eine Schlacht, sogar gezwungen, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. So groß war dieser Prinz in besonnener Leitung des Krieges, daß er ohne Blutvergießen das bewirkte, was der raschere Bruder durch eine Schlacht ausgerichtet haben würde; und das Schicksal schien sie wohlwollend zusammengeordnet zu haben, damit der Eine das Mangelnde des Andern ersetze. Friedrich selbst hat von seinem Bruder das Urtheil gefällt, er sei der einzige Feldherr des Krieges gewesen, der keinen Fehler gemacht habe.

Doch zwei große Verluste, die der König noch am Ende dieses Feldzuges erlitt, konnte Heinrich nicht abwenden. Der erste war die Räumung von Dresden, des wichtigsten Platzes für Preußen, für den ganzen Krieg. Friedrich hatte seinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau, in der ersten Niedergeschlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht den Befehl zugeschickt, wenn er ernsthaft angegriffen würde, nur die Kriegskasse von sieben Millionen Thaler zu retten. Diesem Befehl zu wörtlich befolgend, übergab Schmettau der Reichsarmee an demselben Tage (4. Sept.) die Stadt, als der später vom König zum Ersatz abgesandte General Wunsch schon in der Nähe war. Die Kriegskasse war gerettet, aber alle Vorräthe und der Platz selbst, der dem Feldmarschall Daun die Möglichkeit darbot, zum erstenmal sein Winterlager in Sachsen zu nehmen, waren verloren. Der König versuchte alles, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Er sandte den General Fink mit 13,000 Mann in den Rücken des östreichischen Heeres, nach Maxen; aber der Eifer für die Ausführung des Einen Gedankens verdeckte dem Könige die Gefahr dieses Unternehmens. Der Anführer, welcher sie sah und seiner Vorstellungen ungeachtet ausharren mußte, verlor, als er angegriffen wurde, die Zuversicht des Gemüthes und dadurch die Besonnenheit und gab sich, nach blutigen Gefechten, mit etwa noch 5000 kampffähigen Kriegern, die ihm übrig waren, gefangen. Es war ein unerhörter Fall im preußischen Heere und gleichsam ein Sühnopfer für die 14,000 Sachsen, die im Anfange des Krieges fast an gleicher Stelle gefangen genommen waren. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein und nichts konnte ihn nun von seinem Entschlusse abbringen, in Sachsen sein Winterlager zu nehmen. Der König, dem dies unerträglich war, wollte ihn durch Standhaftigkeit ermüden und blieb noch sechs Wochen lang in furchtbarer Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf stehen, wodurch Daun dasselbe zu thun und zu leiden gezwungen war; endlich aber im Januar 1760 zwang die Strenge des Winters beide, ihren Heeren Ruhe zu vergönnen; der König blieb in dem ihm noch übrigen Theile von Sachsen und nahm seinen Standpunkt in Freiberg.

135. Das Jahr 1760. Liegnitz und Torgau.

Mit dem Beginn eines jeden neuen Jahres ward König Friedrichs Lage schwieriger. Der Umfang des Raumes, welchen er noch sein nennen und auf welchem er sich frei bewegen konnte, war wohl noch nicht viel verringert worden, allein die inneren Hülfsquellen der Kraft und des Lebens versiegten immer mehr. Seine Heere wurden kleiner und schlechter, die Zahl der Feinde dagegen schien selbst nach den Verlusten, die sie erlitten, zu wachsen. Sein stets vordringender Geist, welcher eigentlich nur im Angriffe seine volle Kraft hatte, mußte sich jetzt zum Vertheidigungskriege entschließen. Und auch dieses brachte ihm anfangs nur bittere Früchte. Er

selbst wollte in diesem Feldzuge Sachsen decken, sein Bruder Heinrich sollte die Mark gegen die Russen, der General Fouqué Schlesien gegen den östreichischen Heerführer Laudon beschützen. Aber dieser, der wohl der beste kaiserliche Feldherr war, hatte ein dreimal überlegenes Heer gegen die Preußen und konnte sie in Unthätigkeit erhalten, während eine seiner Abtheilungen die wichtige Festung Glatz belagerte. Darum verließ Fouqué seine Stellung in dem schlesischen Gebirge, um schneller Hülfe zu leisten, wo sie nöthig sei. Allein nun wurden die Städte und Dörfer im Gebirge, die von einem fleißigen, gewerbsamen Volke bewohnt sind, von den Streifschaaren der Oestreicher auf das härteste mitgenommen und ihr dringendes Flehen bewog den König, seinem Feldherrn den gemessenen Befehl zu geben, daß er seine Stellung in den Bergen, bei Landshut, wieder einnehmen sollte. Fouqué, der ein sehr strenger Mann und deshalb in Schlesien nicht beliebt, aber ein tapferer, entschlossener Krieger war, sah die Gefahr, in welche er ging; weil aber seine Vorstellungen vergeblich waren, so beschloß er wenigstens, nicht, wie Fink bei Maxen, mit gesenkten, sondern mit erhobenen Waffen den Kampf zu bestehen. Und als er nun am 23. Juni früh um 2 Uhr mit seinen 10,000 Preußen durch 35,000 Oestreicher von allen Seiten angegriffen wurde, da hielt er acht Stunden lang den ungleichen Kampf aus, bildete gegen die Anfälle der feindlichen Reiterei Vierecke mit seinen tapfern Streitern, so lange noch einige Kraft in ihnen war, und vertheidigte jeden Fußbreit Landes. Endlich stürzte er selbst unter sein verwundetes Pferd und wäre von den Reitern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getödtet, hätte sich nicht sein treuer Reitknecht Troutschke auf ihn geworfen und mit seinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Oberst erkannte und rettete ihn. Die preußische Reiterei hatte sich durchgeschlagen, aber das Fußvolk wurde, bis auf 4000 Gefangene, niedergehauen.

Es war ein harter Schlag für den König; Fouqué war sein Freund, und Schlesien lag nun dem Feinde offen da. Aber er faßte sich bald; um durch eine kühne That den Eindruck des Unglücks schnell zu verwischen, täuschte er den Feldmarschall Daun durch künstliche Märsche, gewann ihm einen beträchtlichen Vorsprung ab, erschien plötzlich vor Dresden und fing an, die Stadt zu beschießen. Es wäre ihm ein großer Gewinn gewesen, wenn er diese wichtige Stadt durch Ueberraschung wieder erobert hätte; allein sie hatte einen tapfern Befehlshaber in dem General Macquire, der, obwohl der dritte Theil der schönen Stadt mit vielen großen Gebäuden durch das heftige Feuer der Preußen in Asche gelegt wurde, dennoch nicht wankte. Er wußte, daß das große östreichische Heer dem Könige bald folgen und ihn befreien werde; und in der That erschien auch Daun, ehe die Stadt zur Uebergabe gezwungen war. Wäre der langsame Feldherr mehr geeilt, so würde er wahrscheinlich das Unglück der Stadt ganz abgewendet haben. Der König hob die Belagerung auf und eilte nach Schlesien, denn hier war ein neues Unglück geschehen; der General Laudon hatte die Festung Glatz, die wichtigste des preußischen Staates nach Magdeburg, durch einen schnellen Angriff und die Feigheit oder Verrätherei des Befehlshabers D'O, eines Italieners, in einem Tage erobert. Sie war der Schlüssel zum schlesischen Lande. Glücklicherweise fand Laudon an dem Befehlshaber in der Hauptstadt Breslau, dem tapfern und unbiegsamen General Tauentzien, einen entschlossenern Gegner. Dieser ließ sich

nicht schrecken; und schnell kam nun der Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Die Schlacht bei Liegnitz. 15. August. — Auch der König war schon in Schlesien angekommen, verfolgt, oder vielmehr begleitet, von dem östreichischen Heere; denn auf seiner einen Seite zog der Feldmarschall Daun, auf der andern der General Lasci. Unter steten Gefahren bei Tage und Nacht und unaufhörlichen Gefechten der leichten Schaaren ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Weiter konnte der König nicht, denn Daun, der nun auch das Laudonsche Heer an sich gezogen hatte und ihm viel überlegen war, verschloß ihm die Wege nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräthe waren. Der Prinz Heinrich aber wurde durch die Russen an der Oder festgehalten. Der König hatte nur noch auf einige Tage Lebensmittel und die Oestreicher standen ihm so nahe, wie bei Hochkirch, so daß er fast in jeder Nacht seine Stellung verändern mußte, um nicht überfallen zu werden. Endlich glaubten die östreichischen Feldherren den rechten Augenblick zur Schlacht gefunden zu haben; der 15. Aug. war dazu bestimmt, und in der Nacht vorher brach Laudon auf, um im Rücken des preußischen Heeres die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen. Der König sollte von allen Seiten angegriffen und wo möglich vernichtet werden. Aber gerade in dieser Nacht war auch sein Heer aus der alten Stellung, weil die östreichischen Heerführer sie am vorigen Tage auf das sorgsamste ausgekundschaftet hatten, in aller Stille aufgebrochen und hatte sich schon auf eben den Höhen von Pfaffendorf gelagert, nach denen Laudon marschirte. Im alten preußischen Lager brannten die Wachtfeuer, von Bauern unterhalten, und Husarenpatrouillen riefen alle Viertelstunden den Wachtruf, während der König schon auf dem neuen Platze ruhte. Die Krieger lagen mit ihren Waffen im Arm; der König legte sich, in seinen Mantel gehüllt, mit dem treuen Ziethen und einigen andern an ein kleines Feuer und schlief. Eine feierliche Stille ruhte auf dem Heere, jedes Geräusch war untersagt, und schlafend oder leise mit einander redend erwarteten die Krieger den Tag. Um 2 Uhr aber weckte plötzlich der Führer einer Husarenrunde den König mit der unerwarteten Botschaft, der Feind sei da und nur 400 Schritte entfernt. Dieses Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag; in wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Schaaren in den Waffen und geordnet, und die Stimme des Geschützes erscholl. Der erstaunte Laudon merkte bald in der ersten Tagesdämmerung, daß er einen beträchtlichen Theil des preußischen Heeres vor sich habe. Als entschlossener Feldherr verzagte er nicht, sondern machte mehrere tapfere Angriffe; vielleicht mochte der Feldmarschall Daun den Kanonendonner vernehmen und ihm Hülfe leisten. Allein der entgegengesetzte Wind trieb den Schall abwärts, Daun hörte nichts; und nach dreistündigem Gefecht, 5 Uhr Morgens, war die Schlacht schon entschieden. Laudon verlor 4000 Todte, 6000 Verwundete, 82 Kanonen, und mußte eilig über die Katzbach zurückweichen. Daun aber, der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußischen Flügel unter dem General Ziethen; er wurde mit einem nachdrücklichen Geschützfeuer empfangen, und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er sich gleichfalls zurück.

Dieser Sieg, recht durch eine Gunst des Glückes geschenkt, verbesserte des Königs Lage außerordentlich und er selbst benutzte ihn mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit. Drei Stunden nach der Schlacht war sein

Heer schon wieder auf dem Zuge, die Gefangenen in der Mitte, die Verwundeten, Freunde sowohl als Feinde, auf Wagen mitziehend, und die erbeuteten Kanonen im Zuge der Uebrigen. Die Spitze des Heeres legte an dem Tage noch drei Meilen zurück, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräthen nicht mehr versperrt werden.

Schlesien war größtentheils gerettet, aber in der Mark und in Sachsen ereigneten sich traurige Begebenheiten. Die Russen hatten sich von Breslau wieder an der Oder hinuntergezogen und entschlossen sich jetzt, 20,000 Mann in Verbindung mit 15,000 Oestreichern unter Lasci gegen Berlin zu senden. Gegen ein solches Heer konnte sich die Stadt mit einer schwachen Besatzung nicht vertheidigen; sie ergab sich den 4. October dem russischen General Tottleben. Es war das Glück der Stadt, daß er menschlich dachte und eine Plünderung verhütete; doch wurden einige königliche Lustschlösser umher von den Sachsen verwüstet und viele Denkmäler der Kunst zerstört. Acht Tage lang dauerte die Besetzung der Stadt und beträchtliche Geldsummen mußten gezahlt werden; dann verscheuchte der Ruf von dem Anzuge des Königs schnell die Gegner nach Sachsen und über die Oder.

Die Schlacht bei Torgau. 3. Novbr. — Friedrich kam nicht allein seiner Hauptstadt, sondern vorzüglich des sächsischen Landes wegen. Während er in Schlesien beschäftigt war, hatte sich die Reichsarmee in Sachsen eingefunden und, da sie wenig Widerstand fand, sich des ganzen Landes bemächtigt; nun kam Daun mit seinem Heere dazu und legte sich mit 65,000 Mann in ein sehr festes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn so wichtige Land nicht verloren geben und zum erstenmal das Winterlager auf seinem eigenen Boden nehmen, so mußte Sachsen noch vor dem Winter von neuem erobert werden. Es blieb ihm keine Wahl; wie schon am Schlusse mehrerer Jahre mußte er noch einmal einen großen Verlust gegen großen Gewinn setzen. Diesesmal schien sein Verderben unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang; er selbst scheint sich in diesem Falle auf seinen Tod gefaßt gemacht zu haben; — und er war sehr nahe daran, die Schlacht zu verlieren. Der Angriff auf die stark verschanzten Weinberge von Torgau sollte am 3. Novbr. von zwei Seiten, durch zwei verschiedene Heeresabtheilungen, im Ganzen 44,000 Mann, geschehen; der König wollte die eine, Ziethen sollte die andere im Rücken der Oestreicher gegen die Süptitzer Höhen führen. Ein Wald verbarg des Königs Anrücken; aber seine Züge verwickelten sich in demselben und hielten sich auf; als er nun mit den ersten herauskam, hörte er schon ein starkes Feuer von Ziethens Seite und glaubte diesen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpostengefecht, und Daun konnte noch seine ganze Kraft gegen des Königs Angriff wenden. Und als dieser in ungeduldiger Eile, ohne das andere Fußvolk und die Reiterei zu erwarten, seine Grenadiere gegen die Schanzen der Oestreicher führte, da empfing sie ein so mörderisches Feuer aus 200 Stücken Geschütz, daß die Reihen der Seinigen, wie vom Blitze niedergeschmettert und wie im Tode noch zusammengeordnet, da lagen, daß seine Kanoniere nicht einmal zum Laden ihres Geschützes gelangen konnten, sondern gleichfalls zerschmettert sammt den Pferden hinstürzten, und der König seinen Begleitern gestand, solches Krachen der Schlacht nie gehört zu haben. In der That beraubte es auch mehrere Menschen auf der Stelle des Gehörs. Den König traf ein Streifschuß an

der Brust, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen[1]), dennoch sank er bewußtlos zusammen in die Arme seines Adjutanten von Berenhorst, der ihn auch hielt, während der Reitknecht des Königs Pferd in den Wald führte. — Es rückten neue Haufen der Preußen heran und gewannen einigen Raum, dann wurden sie von der östreichischen Reiterei zurückgeschlagen. Diese wurden wieder von der preußischen geworfen, die endlich auch herankam, nachdem sie auf dem Wege aufgehalten war; und so wurde bis in die Nacht mit abwechselndem Glücke gefochten. Aber des Königs Herz war von Kummer niedergedrückt; der Kern seines Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde und die östreichischen Verschanzungen waren nicht erobert; der Feldmarschall Daun hatte sogar schon einen Eilboten mit der Siegesnachricht an seine Kaiserin abgesendet. Der Rath des Schicksals hatte es jedoch anders geordnet. Während auf des Königs Seite noch hin und wieder in der Dunkelheit von einzelnen Haufen, die sich verirrt hatten, gefochten wurde, Freunde oft auf Freunde schossen; während in kalter Herbstnacht unzählige Feuer in der Torgauer Haide brannten und Gesunde und Verwundete von beiden Seiten sich um sie sammelten mit dem Vertrage, am Morgen sich demjenigen zu ergeben, der den Sieg gewonnen haben würde; und während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, Befehle schrieb, focht der alte General Ziethen noch um den Besitz der Siptitzer Höhen bis 10 Uhr Abends und gewann sie endlich in Verbindung mit dem General Saldern. Dadurch wurde die Stellung der Oestreicher gebrochen; sie konnten den Kampf am andern Morgen nicht wieder annehmen, und Daun, der in der Schlacht selbst verwundet war, zog sich in der Nacht, in großer Stille, durch Torgau über die Elbe nach Dresden zurück. Es geschah so unbemerkt, daß die Preußen sich schon auf einen neuen Kampf am nächsten Morgen bereiteten. Als der König aber mit der ersten Dämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer und wurde von seinen eigenen Kriegern als Sieger begrüßt. So war ihm durch diesen blutigen Sieg der Besitz des größern Theiles von Sachsen wieder erobert; er legte sein Heer ins Winterlager und nahm seinen Aufenthalt in Leipzig.

136. Die Jahre 1761 und 62.
Friede mit Rußland und Schweden.

Die letzten Jahre des Krieges sind weniger mit großen und kraftvollen Unternehmungen angefüllt; die Ermattung der Völker wurde immer sichtbarer, und Friedrich, der sonst der Unternehmende gewesen, mußte wiederum nur auf die Vertheidigung dessen, was er noch besaß, bedacht sein. Sie wurde ihm im J. 1761 nicht leicht. Er selbst befehligte in Schlesien und wendete alle Kunst an, die Vereinigung des russischen Heeres unter Butturlin mit Laudon zu verhindern, der allein 72,000 Oestreicher anführte. Es gelang dem Könige eine Zeitlang, und es war schon ein Gewinn für ihn, daß darüber ein Theil des Sommers verstrichen war; endlich am 12. August vereinigten sich die feindlichen Heere dennoch in der Gegend von Strigau; sie waren zusammen 130,000 Mann stark, und

1) Am andern Morgen fand man die Kugel in seinem Hemde; sie wird aufbewahrt in der Kunstkammer zu Berlin.

Friedrich mußte mit seinen 50,000 eine Festung um sich herziehen, um von solcher Ueberzahl nicht erdrückt zu werden. Es war dieses das feste Lager bei Bunzelwitz, nicht weit von Schweidnitz, in welchem er zwanzig Tage lang von den Feinden eingeschlossen gehalten wurde und solche Wachsamkeit nöthig hatte, daß seine Krieger des Nachts in vollen Waffen in Schlachtordnung stehen und bei Tage die Ruhe der Nacht genießen mußten. Dennoch konnten die fast dreimal überlegenen Feinde, mit voller Kraft auf die schwächsten Stellen der Verschanzungen anstürmend, ihn überwältigen, wenn ein Geist die große Masse leitete. Allein die beiden Heerführer waren nicht einig unter einander; der eine wollte nicht für den Ruhm des andern arbeiten und glaubte, ihm werde die schwerste Aufgabe der gemeinschaftlichen Arbeit aufgebürdet; und wie niemals in diesem Kriege die russischen Heere mit den östreichischen in rechte Einstimmung zu bringen waren, so trennten sie sich auch diesesmal, ohne etwas auszurichten. Hauptsächlich nöthigte sie der Mangel an Unterhalt dazu. Friedrich mit den Seinigen war nun befreit; und um in diesem Jahre gar nichts mehr von den Russen befürchten zu müssen, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräthe in Polen zerstören; das Wagestück gelang, das russische Heer war für diesen Feldzug gelähmt.

Allein ohne Unglück für den König sollte auch dieses Jahr nicht vergehen. Indem er seine Stellung bei Bunzelwitz verließ, um die Oestreicher in die ebenen Gegenden Schlesiens zu locken, brach Laudon auf einmal aus den Gebirgen hervor; aber statt dem Könige zu folgen, wendete er sich plötzlich gegen Schweidnitz, überfiel die schlecht besetzte Stadt in der Nacht des 1. Oct. und nahm sie mit Sturm ein. Die schwache, aus unzuverlässigen geworbenen Leuten bestehende, Besatzung wurde mit dem General Zastrow gefangen genommen. — Durch Schweidnitz und Glatz besaßen die Oestreicher nun schon die Hälfte Schlesiens und konnten den Winter über in diesem Lande bleiben. Und damit auch die Russen zum erstenmal in Pommern ihr Winterlager nehmen konnten, mußte ihnen die wichtige Festung Kolberg, nach einer fast viermonatlichen tapfern Gegenwehr, am 13. December in die Hände fallen.

So eingeengt war der König noch nie gewesen. Zwar hatte Prinz Heinrich die übrige Hälfte Sachsens in diesem Sommer mit vieler Klugheit gegen Daun vertheidigt, aber es war nur die Hälfte, und die Russen hatten dafür von der Oder her im nächsten Frühjahr nur wenige Schritte bis nach Berlin. In solcher Noth hätte der Muth des kleinen preußischen Volkes leicht völlig gebrochen werden können. Allein es bewährte sich seines starken Königs würdig, ja es richtete den Sinn desselben durch die Zuversicht, die in Bürgern und Bauern war und die aus dem Munde der Jünglinge, die zu dem Heere kamen, wiedertönte, oft kräftig wieder auf. Es wurde laut im Heere anerkannt, daß König und Krieger so lange muthig bleiben könnten, als das Volk selbst nicht verzage. Darin waren König und Volk und Heer einig, daß, wenn der Untergang unvermeidlich sei, sie wenigstens mit Ehre untergehen wollten.

Aber das neue Jahr brachte unerwartet einen hellen Strahl der Hoffnung mit sich; am 5. Jan. 1762 starb die russische Kaiserin Elisabeth und in ihr eine bittere Feindin Friedrichs. Ihr Neffe Peter III. bestieg den Thron; er war ein begeisterter Verehrer des großen Königs, und, nur dem Zuge seines Gemüthes folgend, ließ er sogleich alle preußische Gefangene

ohne Lösegeld frei und schloß nicht nur am 5. Mai zu Petersburg einen so uneigennützigen Frieden, daß er ganz Preußen, ohne irgend eine Entschädigung, herausgab, sondern errichtete auch sogleich ein Bündniß mit Friedrich und ließ seinen Heerführer Czernitschef mit 20,000 Russen zu dem preußischen Heere in Schlesien stoßen.

Diesem Beispiele folgte auch Schweden, des wenig rühmlichen Krieges müde, in so weit, daß es am 22. Mai zu Hamburg mit Preußen den Frieden abschloß.

So konnte Friedrich seine ganze Kraft gegen die Oestreicher wenden und die sichere Hoffnung schöpfen, ihnen zunächst Schlesien wieder abzugewinnen. Mit Schweidnitz sollte der Anfang gemacht werden, und da es der Feldmarschall Daun in einer festen Stellung bei Burkersdorf deckte, so faßte Friedrich den Entschluß, ihn hier in Vereinigung mit den Russen anzugreifen. Schon war er im Anzuge, als plötzlich die niederschlagende Nachricht kam, der russische Kaiser Peter III. sei ermordet, seine Gemahlin Katharine zur Kaiserin ausgerufen, und Czernitschef mit seinem Heere solle sogleich nach Polen zurückkehren. Der junge Kaiser hatte mit Ungestüm viele Neuerungen in Rußland angefangen, die Geistlichkeit und den Adel gegen sich aufgebracht, seine Gemahlin hart behandelt und seine Deutschen auf kränkende Weise den Eingebornen vorgezogen. Darüber verlor er schon nach sechs Monaten seinen Thron. Für Friedrich aber öffnete sich ein neuer Abgrund von Gefahren, wenn die neue Kaiserin, wie es den Anschein hatte, gleich der Kaiserin Elisabeth gegen ihn gesinnt war. Doch faßte er sich bald und beschloß wenigstens von der Gegenwart der Russen wo möglich noch Vortheil zu ziehen. So groß war die geistige Gewalt, welche Friedrich über die Menschen übte, daß er jetzt den General Czernitschef dahin vermochte, noch drei Tage lang den Befehl zum Abzuge vor seinem Heere geheim zu halten, am Tage des Angriffs auf Dauns Verschanzungen mit auszurücken und einen Theil des östreichischen Heeres bloß durch seine Gegenwart in Unthätigkeit zu erhalten. Czernitschef brachte dem großen Könige dies Opfer, welches ihm leicht seinen Kopf kosten konnte; das Treffen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf erfolgte am 21. Juli und wurde gewonnen. Am folgenden Tage trennte sich das russische Heer vom Könige und zog zurück, Czernitschef aber wurde nicht zur Rechenschaft gezogen, weil die Kaiserin ihre Gesinnung gegen den König geändert hatte. Anfänglich hatte sie geglaubt, Friedrich selbst habe ihren Gemahl zu den harten Maßregeln angefeuert, die er gegen sie ergriffen; als sie nun aber nach des Kaisers Tode dessen Papiere durchsuchte, fanden sich Briefe des Königs mit den dringendsten Ermahnungen zur Vorsicht in seinem Betragen und besonders zur Schonung seiner Gemahlin. Das änderte Katharinens Stimmung und sie bestätigte den Frieden mit Preußen, doch ohne ihre Hülfe zum ferneren Kriege gegen Oestreich zuzusagen.

Friedrich fing die Belagerung von Schweidnitz an; aber sie nahm den übrigen Theil des Sommers weg. So schlecht zweimal in diesem Kriege die preußische Besatzung diese Festung vertheidigt hatte, so klug und tapfer hielten sich jetzt die östreichischen Anführer, der General Guasko, als Befehlshaber, und Gribauval, als Ingenieur der Festung. Neun Wochen lang hielten sie die Belagerung aus, die der König, nachdem der Herzog von Bevern noch am 16. Aug. ein Treffen bei Reichenbach gewonnen hatte, am Ende selbst mit großem Eifer leitete; und erst, als keine

Hoffnung des Entsatzes übrig war und alle Nothdurft fehlte, ergaben sie sich am 9. Oct. mit 10,000 Mann zu Gefangenen.

In Sachsen führte der Prinz Heinrich in diesem Jahre nach seiner besonnenen Weise den Krieg so, daß er das ganze Land, außer Dresden, besetzt hielt und durch seine tapfern Unterfeldherren, Seidlitz, Kleist und Belling, manchen glücklichen Streifzug in Böhmen und im Reiche machen ließ. Als ihn endlich aber die Oestreicher mit der Reichsarmee durch Uebermacht aus seiner guten Stellung bei Freiberg verdrängen wollten, griff er die letztere am 29. Oct. an und schlug sie gänzlich in die Flucht. Dieses war das letzte Treffen im siebenjährigen Kriege. Der König schloß am 24. Nov. einen Waffenstillstand mit Oestreich und vertheilte seine Heere von Thüringen bis nach Schlesien in's Winterlager. Sein Oberst Kleist aber blieb mit 10,000 Mann noch im Felde gegen die deutschen Fürsten, brach in Franken ein und brachte einen der Reichsfürsten nach dem andern zum Frieden.

Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte die drei letzten Jahre des Krieges hindurch seinen alten Ruhm in der Vertheidigung Niedersachsens und Westphalens trefflich behauptet. Frankreich bot alle Kräfte auf, diese Länder doch noch zu erobern und die Ehre der Waffen zu retten; es wurden immer neue Feldherren geschickt, die Heere im J. 1761 sogar bis auf 150,000 Mann verstärkt, denen Ferdinand nur 80,000 entgegenzusetzen hatte; und dennoch erreichten sie nichts, als den Besitz Hessens, dessen Vertheidigung außer Ferdinands Kräften lag, weil er von zwei Seiten zugleich, vom Niederrheine und vom Maine her, bedroht wurde. Dagegen ließ er sich durch keine Künste noch Schrecken aus seinen Stellungen am linken Ufer der Weser und an der Dimel, wo er Niedersachsen und Westphalen zugleich deckte, verdrängen. In vielen einzelnen Gefechten zeichneten sich seine Unterfeldherren, der Erbprinz von Braunschweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner, aus. Am Ende des letzten Feldzuges konnte der Herzog sogar wieder von der Vertheidigung zum Angriffe übergehen; er vertrieb die Franzosen durch ein glückliches Treffen bei Wilhelmsthal und durch ein anderes bei Lutterberg aus der Gegend von Kassel und beschloß den Feldzug des J. 1762, so wie den ganzen Krieg, durch die Eroberung dieser Stadt am 1. Nov. Es wurde auch auf dieser Seite ein Waffenstillstand geschlossen.

Der Pariser und der Hubertsburger Friede; 10. u. 15. Febr. 1763. — Alle kriegführenden Völker waren erschöpft und sehnten sich nach Ruhe. England hatte große Eroberungen jenseits der Meere gemacht, aber zugleich seine Schuld um 800 Millionen Thaler vermehrt; und seit Georg II. gestorben und der Lord Bute, des neuen Königs Erzieher, an Pitts Stelle erster Minister geworden war, herrschte die Neigung zum Frieden bedeutend vor, den auch Frankreich wünschen mußte. Auf solche Weise wären Friedrich und Maria Theresia allein auf dem Kampfplatze geblieben; aber Oestreich hatte, wenn auch noch Krieger, doch nicht mehr das Geld zur alleinigen Fortsetzung des Kampfes, und der König Friedrich wollte von Anfang an nur Schlesien behaupten. Da ihm dieses zugesichert wurde, bestätigte er gern den Frieden, der durch seinen, den östreichischen und sächsischen Bevollmächtigten auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg verabredet war. Von beiden Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Kriegsgefangenen ausgewechselt, keine Kriegsschäden vergütet; König Friedrich blieb in dem Besitze von Schlesien und gab dem Churfürsten

von Sachsen sein Land wieder. Es war durch den schweren blutigen Kampf in der äußeren Gestaltung der Dinge nichts geändert, aber gewisse große Erfahrungen, die er gegeben hatte, erhielten für Europa beinahe 30 Jahre hindurch eine wohlthätige Ruhe. Das unstäte Wogen der Verhältnisse, das gespannte Beobachten der Staaten unter einander, die Erwartung plötzlicher Ausbrüche, — das alles war niedergeschlagen und es trat auf einige Zeit ein Glaube ein, daß die bestehende Ordnung der Dinge Dauer haben könne. Ueber Preußen war der Schicksalsspruch ergangen, seine Macht beruhe auf festen Pfeilern, so lange der Geist die verhältnißmäßig kleine Masse beherrsche und bewege. Ernster, emsiger und kriegerischer Sinn in Herrscher und Volk, Gerechtigkeit und Sparsamkeit in der Verwaltung, Vorstreben des Geistes in dem Besten, was das Zeitalter mit sich bringt, — dadurch hielt der König Friedrich und sein Volk den Kampf mit halb Europa aus; sie werden Preußen halten, so lange sich Preußen sie zu erhalten weiß. — Oestreich bewies in dieser Zeit, wie bei allem früheren Wechsel seiner Schicksale, daß seine Macht nicht weniger unzerstörbar sei; daß seine schönen, reichen Länder, die Treue und Tüchtigkeit der Einwohner, ihre Liebe zu der väterlich milden Regierung, einen trefflichen Kern gesunden Lebens in sich bewahren. Auch die Hessen, Hannoveraner und übrigen Niedersachsen hatten in dem Kampfe gegen die französischen Heere Ausdauer und Tapferkeit in solchem Maaße bewährt, daß der deutsche Name in ihnen hochgeehrt erschien. Ueberhaupt fiel die Ehre des Krieges auf die Deutschen zurück. Wenn von der Ueberlegenheit geredet wurde, welche Geistesgröße im Gedränge des Kampfes, in rascher Ergreifung des Augenblicks, gewährt, so ertönte König Friedrichs oder Herzog Ferdinands Name in Aller Munde. Ja, seit diesem Kriege erzählten die Völkerschaften fern in Asien und Afrika, solche, die noch nicht einmal Schrift kannten, von dem König Friedrich in Preußen. Prinz Heinrich war das Muster des besonnenen Feldherrn, der mit geringen Kräften einen viel mächtigern Gegner zu beschäftigen weiß und keine Blößen giebt; Ziethen und Seidlitz galten als die besten Reiterführer, und so viele andere Feldherren als Helden, in trefflicher Schule gebildet. Dagegen wurde, wer die Kunst lernen wollte, musterhafte Stellungen zu wählen oder das Geschütz entscheidend zu gebrauchen, zu den östreichischen Heeren gewiesen; und die Namen des erfahrnen Brown, des schnellen und unternehmenden Laudon, der geschickten Führer Nadasti, Lasci und anderer, durften dreist neben den älteren, berühmten Heerführern Oestreichs genannt werden.

Frankreich hatte wenig Ehre in diesem Kriege gewonnen; eine schwache, planlose, von Weibern und Günstlingen geführte, Regierung hatte eine unheilbare Erschlaffung erzeugt. Es verlor zwar in dem Pariser Frieden, der fünf Tage vor dem Hubertsburger geschlossen wurde, nicht so viel, als man nach dem Kriegsglück der Engländer zur See erwartet hatte; allein dieser Friede war durch den wenig scharfsichtigen Bute geschlossen, und Pitt dagegen hatte während des Krieges auf glänzende Weise gezeigt, welche außerordentliche Kraft in dem englischen Volke liege und der vollen Entwickelung warte.

137. Das Zeitalter Friedrichs des Großen.

In der fast dreißigjährigen Ruhe nach dem Hubertsburger Frieden entwickelten sich viele Keime, die früher in Deutschland gepflanzt waren, zur

vollen Reife. Um diese Zeit mit einem Namen zu bezeichnen, hat man sie das Zeitalter Friedrichs des Großen genannt, weil sein Geist und sein Vorbild Allen voranleuchtete, und das Gute wie das Fehlerhafte des mit ihm lebenden Geschlechts in ihm nach großem Maaßstabe ausgebildet erscheint. Ihre Eigenthümlichkeit wird klarer ins Auge treten, wenn wir zuvor, wie wir den König im Kriege sahen, ihn auch im Frieden betrachten.

Friedrichs nächste Sorge war die Wiederherstellung seines Heeres, damit kein Feind hoffen dürfe, vom plötzlichen Wiederanfange des Krieges Gewinn zu ziehen. Um die neu angeworbenen Krieger bald den alten, geübten, deren nur noch wenige waren, gleich zu bringen, wurden die Uebungen mit Ernst und großer Strenge betrieben; aber es geschah hier, wie mit den meisten menschlichen Angelegenheiten, wenn das, was sich in dem Augenblicke seines kräftigsten Lebens als vortrefflich gezeigt hat, festgehalten werden soll: Die Form gilt bald als die Hauptsache; der Geist, welcher in einer bestimmten Gestalt nur einmal seine Wohnung nehmen kann, verläßt dieselbe und bildet sich unbemerkt eine neue; die Menschen aber verehren die Hülle noch lange, als besäßen sie das Wesen. Der große König selbst, der seine Kriegsübungen in ganz Europa nachgeahmt sah, täuschte sich in der Ueberschätzung ihres Werthes. Das System der stehenden Heere wurde auf seinen Gipfel getrieben, es wurde die Hauptsorge aller Staatsverwaltung; der Ernst wurde wieder zum Spiele, bis eine große Welterschütterung des Spieles Nichtigkeit offenbar machte.

Um vieles wohlthätiger und dauernder wirkend war Friedrichs Sorge für das Wiederaufleben seines zertretenen Landes; diese Sorge ist das unverwelklichste Blatt seines Lorbeerkranzes. Das Korn, welches schon zum nächsten Feldzuge aufgekauft war, wurde den am meisten verarmten Landleuten als Saatkorn geschenkt und die überflüssigen Pferde wurden unter sie vertheilt. In Schlesien wurden die Abgaben auf sechs Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Russen zerstört hatten, auf zwei Jahre erlassen. Ja, der König schenkte zur Aufhülfe des Ackerbaues und der Gewerbe noch baare Geldsummen, nach der Größe des Bedürfnisses, und diese Geschenke betragen in den vierundzwanzig Jahren seiner Regierung nach dem Hubertsburger Frieden über vierunddreißig Millionen Thaler. Solche Großmuth durfte sich König Friedrich deshalb zum eigenen Ruhme anrechnen, weil sie nur durch seine große Sparsamkeit möglich war; und mit dieser fing er, mit großartiger Gesinnung, zunächst bei sich selbst an. Sein Grundsatz war, daß sein Schatz nicht ihm, sondern dem Staate gehörte, durch den er zusammengebracht sei; und während manche andere Fürsten, die Schweißtropfen, die an jedem Geldstücke hingen, nicht achtend, in unmäßiger Verschwendung prunkten, lebte er so einfach, daß er von der zu seiner Hofhaltung ausgesetzten Summe fast eine Million Thaler jährlich ersparte.

Seine Grundsätze in dieser Beziehung sprach er einst gegen den Verwalter der indirecten Steuern, Herrn de Launay, sehr schön aus: „Ludwig XV. und ich,“ sagte er, „sind ärmer geboren, als der ärmste unserer Unterthanen, denn nur wenige wird es unter diesen geben, die nicht ein kleines Erbe haben, oder sich doch durch Fleiß erwerben können, während er und ich nichts besitzen und nichts zu erwerben im Stande sind, was nicht dem Staate gehörte. Wir sind nichts, als die Verwalter des allgemeinen Vermögens, und wenn wir als solche auch zu unseren Ausgaben so viel davon verwenden können, als wir vernünftigerweise bedürfen, so würde

ein Mehr doch stets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute sein."

Durch des Königs Sorge für den Ackerbau lebte dieser schnell wieder auf. Große Strecken Landes wurden urbar gemacht, neue Anbauer aus andern Ländern herübergezogen, und wo vorher Sumpf oder Moor war, blühten bald fruchtbare Kornfelder. Der Anblick solches Fortschreitens that dem Könige bei seinen jährlichen Musterungsreisen außerordentlich wohl und sein lebhafter Geist bekümmerte sich selbst um das Kleinste, so daß wohl wenige Fürsten ihre Staaten so kennen mögen, als Friedrich die seinigen kannte. Wie sehr aber diese Sorgfalt des Wiederherstellens noth that, geht schon aus dem Einen hervor, daß die Zahl der im Kriege abgebrannten Häuser in seinen Staaten 14,500 betrug, von denen die meisten, nach des Königs Zeugniß, von den Russen in Brand gesteckt waren. — In Oberschlesien allein wurden von 1763—79 zweihundertunddreizehn neue Dörfer angelegt. Dieses Land, welches so viel gelitten hatte, lag dem Könige besonders am Herzen, und als er es nun wieder aufleben sah, als im J. 1777 bei einer allgemeinen Zählung 180,000 Menschen mehr in Schlesien gefunden wurden, wie im J. 1756, als der Krieg anfing; da auf solche Weise der Verlust des Krieges mit Gewinn ersetzt war und Ackerbau, Gewerbe und Leinwandhandel blühten, schreibt er selbst in einem Briefe mit inniger Zufriedenheit, welche Freude er darüber fühlte, eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgehoben zu haben.

Daneben soll eine Schattenseite in Friedrichs Landesverwaltung nicht verschwiegen werden. Noch mehr Sorge, als auf den Ackerbau, verwendete er auf das Fabrikwesen, damit das Geld, welches sonst für die Erzeugnisse fremder Fabriken außer Landes gehen würde, im Lande verbliebe. Und um die einheimischen Fabriken zu schützen und zugleich seinen Schatz möglichst zu füllen, trieb er die Zölle und die Accise auf eine unnatürliche Höhe. Zu ihrer Eintreibung errichtete er eine General-Administration der königlichen Gefälle, kurzweg die Regie genannt, und berief zur Oberleitung derselben Franzosen, weil er das französische Steuersystem für das vollkommenste hielt. Diese trieben mit ihrer natürlichen Schlauheit und Rührigkeit die Controle auf das Aeußerste und machten dadurch die ganze Einrichtung so verhaßt, daß Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., sogleich beim Antritt der Regierung die Regie abschaffte.

Zu Friedrichs Entschuldigung muß freilich bemerkt werden, daß eine solche Behandlung des Steuerwesens damals das allgemeine System in ganz Europa war. Jedenfalls ging aus den Bestrebungen des Königs auch auf diesem Gebiete hervor, daß sein Volk sowohl im Landbau, als in den Anstalten für die weitere Verarbeitung der Producte des Landes zum äußersten Fleiße angetrieben wurde. Der Fleiß aber ist besonders demjenigen Volke das erste Bedürfniß, welches nur durch ihn der Natur seinen Beistand abgewinnen kann, und dieser Gewinn ist nicht der einzige; der viel größere ist die frische, gesunde Lebenskraft, die er dem Volke giebt. In dieser Tugend war König Friedrich dem seinigen ein Muster. Schon in seinen frühern Jahren schrieb er einst an seinen Freund Jordan: „Du hast Recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang." Und später, in seinem hohen Alter, klingt dieser Gedanke gleichsam als der Grundton seines ganzen Lebens in einem andern Briefe wieder:

„Die Weise, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst," schreibt er. „Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Geist und mein Leib beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin."

Dieser Trieb der Thätigkeit entsprang, wie aus dem Pflichtgefühle des großen Königs, so auch ganz vorzüglich aus der umfassenden Theilnahme seines Geistes an allen menschlichen Bestrebungen, sowohl des Sinnens und Forschens auf dem Felde der Wissenschaften und des Bildens in den Künsten, besonders der Dichtkunst, als auch des Schaffens und Ordnens in allen praktischen Gebieten des Lebens. Und in dieser umfassenden Richtung und Thätigkeit seines Geistes liegt auch eigentlich das Geheimniß verborgen, weshalb der König seinen Feinden selbst im Felde so sehr überlegen war und mit geringen Mitteln so Großes ausgerichtet hat. Nie verlor er sich ganz in einer Richtung. In den drängendsten Augenblicken der Kriegführung fand er doch immer noch Zeit zur Lectüre, zur Musik, zur Dichtung. Der Geist machte sich aus den Banden der überwältigenden Gedanken und Gefühle, sei es des Glücks oder des Unglücks, wieder frei, gewann sich selbst wieder und konnte nun von neuem von oben her das Feld überschauen, auf welchem er handeln sollte. Friedrich schreibt im J. 1757 an seine Schwester Amalie: „Verse machen zerstreut mich, und so lange diese Zerstreuung dauert, fühle ich mein Unglück nicht. Der Geschmack an Poesie ist gleichsam neu in mir geboren, und wie schlecht auch meine Verse sein mögen, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst." — Die Kriegführung ist in ihrer innersten Bedeutung keine geheimnißvolle Kunst, die sich etwa so erlernen ließe, daß uns durch andere, die im Geheimnisse stehen, der Schlüssel dazu überliefert würde; sie fordert, außer den durch Erfahrung zu lernenden technischen Kenntnissen, die Anwendung der gespanntesten Geisteskraft auf den gegebenen Fall, den klaren Blick, das scharfe Urtheil, vor allem aber den raschen Entschluß. Je höher der Geist steht, je unabhängiger von Furcht und Hoffnung, je freier über der Schätzung irdischer Dinge, desto sicherer muß er, wenn er übrigens die Fähigkeit dazu besitzt, auch die Aufgabe eines Schlachtfeldes beurtheilen und im rechten Augenblicke den entscheidenden Entschluß fassen können. Wenn die feindlichen Heerführer nur dem einen Gedanken ihrer vorher berechneten Plane folgten und weder links noch rechts weiter hinausblickten, so durchschnitt Friedrich mit einem kühnen Entschlusse ihre ganze Berechnung und brachte sie in Verwirrung.

In der Benutzung der Zeit ist König Friedrich ein nur von wenigen Menschen erreichtes Muster gewesen. Die früh entworfene Ordnung seines Lebens blieb bis in sein Alter unverändert, und noch am Tage vor seinem Tode beschäftigte er sich mit den Geschäften der Regierung. Jede Stunde hatte ihre Bestimmung, und der große Grundsatz, welcher die Seele alles Fleißes ist, nichts aufzuschieben, galt ihm als unverletzliches Gesetz. Die Zeit von 4 Uhr Morgens bis gegen Mitternacht, also fast fünf Sechstheile des Tages, waren irgend einer Thätigkeit des Geistes oder Gemüthes gewidmet. Denn damit selbst die Zeit der Tafel nicht ohne Nahrung für den Geist vorübergehe, versammelte der König Mittags und Abends eine Auswahl geistreicher Männer um sich, und die Unterhaltung war, meistentheils durch ihn selbst, so belebt, daß man sie mit sokratischen Gastmälern verglichen hat. Freilich traten, nach der Weise der Zeit, vorzüglich nur Witz und Laune glänzend hervor. Die Schnelligkeit, das Treffende und

Ueberraschende der Gedanken, galt vor allem; Gründlichkeit und die treue menschliche Nachsicht fanden in jenem Zeitalter weniger ihren Platz; und schon die französische Sprache, welche in Friedrichs Gesellschaft geredet wurde, mußte diese Richtung mit sich bringen. — Die übrige Zeit des Tages war zwischen dem Lesen der eingelaufenen Berichte, den Vorträgen der Kabinetsräthe, dem, oft eigenhändigen, Entwerfen der Antworten; ferner der Anordnung seiner Anlagen bei den Lustschlössern; den schriftstellerischen Arbeiten, deren Friedrich eine reiche Sammlung hinterlassen hat, und endlich der Unterhaltung mit seiner Flöte, getheilt. Diese wiegte, wie eine vertraute Freundin, die heftigen Regungen seines Innern sanft ein; und während er mit ihr oft stundenlang durch seine Zimmer wandelte, wurde das Reich der Gedanken immer freier und sein Geist war alsdann, wie er selbst bezeugt, am ungestörtesten thätig. Doch litt nie ein Geschäft des Staates unter den selbstgewählten, gemüthlichern Genüssen, welche die Musik und Dichtkunst ihm gewährten. Das ist der größte Ruhm des Königs, daß ihm Pflicht und Beruf über alles heilig waren, und daher hat man mit Recht von Friedrich gesagt, daß die Pflicht eines Königs, in ihrem ganzem Umfange und ihrer ganzen Würde, die Idee gewesen sei, welche sein Leben beherrschte und seiner Seele Mittelpunkt war, und wie hoch stand Friedrich in dieser Hinsicht über den meisten Herrschern seiner Zeit, an deren Höfen das Versailler Königthum mit seiner Verschwendung und seinem unerhörten Sittenverderbniß noch immer als Vorbild galt. Wie hätte doch dieser König sein ganzes Zeitalter emporheben und mit sich fortreißen und an tausend gefährlichen Klippen vorüberführen können, wenn von seiner Jugend an, durch Innigkeit und Liebe, die treue, feste, deutsche Natur, die in ihm lag, gepflegt worden wäre.

Aber eben diese Jugend und die Erziehung Friedrichs hat manchen edlern Keim in ihm unentwickelt gelassen. Sein Vater Friedrich Wilhelm I. war ein rauher, strenger Mann, dem die Anmuth der Musen fremd war; zu dem Sohne, welcher von früh auf der feineren Bildung nachstrebte und an den roheren Neigungen des Vaters keinen Geschmack fand, hatte er nie ein rechtes Herz gewinnen können. Er behandelte ihn hart, ja despotisch; wenn sein Zorn aufbrauste, so züchtigte er den schon erwachsenen Sohn mit Stockschlägen und zog ihn bei den Haaren auf der Erde herum; er hegte von ihm gar keine Hoffnung für den Staat und hatte sogar einmal im Sinne, den zweiten Sohn August Wilhelm ihm vorzuziehen, und so mußte auch des Sohnes Herz ihm immer mehr entfremdet werden. Es kam dahin, daß Friedrich im J. 1730 auf einer Reise mit dem Vater nach Wesel einen Versuch machte, der drückenden väterlichen Gewalt zu entfliehen; aber entdeckt, war er selbst in Gefahr durch den Zorn seines Vaters auf das Blutgerüst geführt zu werden. Die braven Generale des Kriegsgerichts, die das Todesurtheil nicht aussprechen wollten, und die Fürbitte Kaiser Karls VI. retteten ihn, aber der Vater zwang ihn, die Hinrichtung seines Freundes, des Majors Katt, der ihm zur Flucht hatte behülflich sein wollen, mit anzusehen. So wuchs Friedrich ohne die rechte Wärme der Liebe auf, welche einzig das zarte, jugendliche Gefühl zu entfalten vermag. Dieser Mangel ist schmerzlich an ihm fühlbar gewesen bis in sein Grab. In dem jugendlichen Feuer war er enthusiastischer Freundschaft aus Bewunderung fähig; aber was an lauterer offener Liebe noch in ihm war, nahm das Leben mit seiner Herbigkeit immer mehr aus seiner Seele, und

endlich stand der große König fast als ein Einsiedler, mit in sich verschlossenem, einsamem Gemüthe, da.

Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß französische Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich bestimmten. Als Kind erhielt Friedrich eine ausgewanderte Hugenottin zur Pflegerin und erlernte von ihr, statt seiner Muttersprache, das Französische und sprach und schrieb später diese Sprache mit Leichtigkeit. Sein späterer Lehrer, Duhan de Jandun, las mit ihm, statt deutscher Bücher, nur französische und ließ ihn französische Verse machen. Und früh schon wurde der Mann, welcher einen unübersehbar verderblichen Einfluß auf sein Zeitalter geübt hat, dessen scharfer Verstand und schneidender Witz nichts Heiliges unangetastet ließ, Voltaire, das große Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieses Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beschäftigung und nahmen sein Gemüth so ganz gefangen, daß er ihn in seiner Bewunderung über alle Sterblichen erhob und nach seiner Freundschaft, wie nach dem kostbarsten Kleinode, trachtete. Der eitle, eigensüchtige Fremde wußte diese Stimmung, die er in des Prinzen Briefen sah, trefflich zu benutzen. Er schmeichelte dem königlichen Freunde wieder, und in diesem gegenseitigen Spiele der Selbstliebe wähnte der Jüngling die glücklichste Freundschaft gestiftet zu haben. Wie aber Freundschaft nur durch strenge Wahrheit bestehen kann, wenn die Seelen klar und offen vor einander daliegen, in treuen Kämpfen zusammen der Tugend nachstreben, so konnte jene Verbindung der beiden, auf so lockerem Grunde ruhend, die schärfere Prüfung nicht bestehen. Im späteren Zusammenleben, als Voltaire im J. 1750 an des Königs Hof berufen war, zeigte sich täglich mehr und mehr das Kalte, Neidische und Gehässige in des Günstlings Seele; der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüther entfernten sich wieder von einander, und endlich trennten sie sich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte sich, bei seiner Rückkunft nach Frankreich, durch die bittersten Schmähschriften.

So kränkende Erfahrungen verschlossen Friedrichs Herz immer mehr, und gaben ihm die Bitterkeit gegen die Menschen, die früher nicht in ihm war und die, wenn sie ein Gemüth beherrscht, das Leben verfinstern muß.

Diese Einsamkeit und Verschlossenheit der Seele hat auch des Königs Regierung ihren Stempel aufgedrückt. Sie war eine Selbstregierung im strengen Sinne des Worts; von dem Könige ging alles allein aus, auf ihn ging alles zurück, und weder eine ständische Verfassung, noch selbst ein Staatsrath, der aus den erleuchtetsten Männern gewählt dem Könige die vielseitig geprüfte Sache darlegen konnte, fanden in Friedrichs Regierung Raum. Aber, so scharf sein Auge war, — das Auge des Einzelnen vermag dennoch nicht alles zu durchdringen; — es mußten ihm wesentliche Mängel verborgen bleiben; in der Verwaltung aber mußte sowohl Willkühr auf einer, als eine todte Förmlichkeit auf der andern Seite, sich immer mehr einschleichen. Darum ist eine gute ständische Verfassung so unzerstörbar und hebt die Kraft eines Staates zu so hoher Stufe, weil in ihren Formen die Stimme der Aufgeklärtesten und Wohlgesinntesten im Volke auf gesetzmäßigem Wege laut werden und jeder, den Einsicht und Wille treiben, auch ohne Staatsbeamter zu sein, sein Vaterland mit berathen helfen kann.

Solche Ansichten und Grundsätze waren dem damaligen Zeitalter,

welches sich von dem einfachen Gange der Natur entfernt hatte, verborgen. Die Festigkeit eines Staates, welche in dem freudigen Zusammenwirken Aller für ein über Alles geliebtes Vaterland liegt, suchte jene Zeit großentheils in den Formen. — In Friedrichs klarer, fester Seele würden die großartigen Ansichten des Staates, wenn die Zeit sie gehegt hätte, sicher Raum gefunden haben; aber von selbst erfand er sie nicht, weil er die Kraft in sich fühlte, allein zu herrschen, und den starken Willen, sein Volk durch sich allein glücklich und groß zu machen. Dadurch mußte ihm auch die Stärke des Staates in den Mitteln zu liegen scheinen, welche in der Hand eines Einzigen die schnellsten und wirksamsten sind, in dem, zum großen Theile geworbenen, Heere und in dem Schatze. Sein hauptsächlichstes Streben ging auf eine solche Verwaltung seiner Länder, daß ihr Wohlstand die größtmögliche Vermehrung dieser beiden Stützen des Staates, wie er sie dafür hielt, gestattete. Ja er wählte oft die Mittel dazu nur nach ihrer Wirksamkeit, ohne Rücksicht auf ihren Einfluß auf die Stimmung und die Sittlichkeit des Volkes. Ein französischer Generalpächter, Helvetius, wurde im J. 1764 nach Berlin gerufen, um über die Vermehrung der Staatseinkünfte seinen Rath zu ertheilen; und auf dessen Wort wurden Einrichtungen getroffen, welche dem Volke bei ihrer Einführung sehr gehässig waren und viele zum Betruge gegen den Staat verleiteten, mit dem sie sich doch hätten eins fühlen müssen. Aber die Einkünfte des Schatzes vermehrten sich durch diese und andere Mittel außerordentlich.

Friedrichs Rechtfertigung ist dabei, daß er solche Sorge nicht für sich übte, sondern für das Ganze; und zweitens, — wir müssen es noch einmal wiederholen, — daß die großen Irrthümer seiner Zeit seinen Blick gefangen hielten. Wie hätte sein heller Geist ein besseres Licht in sich aufnehmen können, wenn er in einer Zeit wahrer geistiger Freiheit gelebt hätte! Denn die Freiheit des Geistes war ihm lieb und die öffentliche Stimme vernahm er gern; sein Volk genoß unter ihm einer vollen Preßfreiheit, und sogar über sich selbst ließ er ruhig Tadel und Spott ergehen; das Bewußtsein seines ernsten Strebens und Wirkens, und der Treue gegen seine Pflicht, mußten ihn über die kleinliche Empfindlichkeit gegen solche Kränkung hinwegheben. Aufklärung, wie man sie damals verstand, war eine Hauptsorge des Königs. Aber die Aufklärung der Zeit war die des Zergliederns, des Trennens und häufig des Einreißens. Was man weniger erklären konnte, wurde verworfen; Glaube, Liebe, Hoffnung, Ehrfurcht vor dem Alten und Hergebrachten, — alles, was in der Tiefe der Seele seine unerforschliche Stätte hat, verlor die Wurzeln seines Lebens.

Es war nicht allein in der Ansicht des Staates und des Menschenlebens solche zersetzende Kraft; sie zeigte sich auch in der Wissenschaft, in der Kunst, und selbst in der Religion. Die Führer des Zuges waren die Franzosen; aber ihre Nachahmung fand sich in aller Welt, und am meisten in uns Deutschen. Zierlichkeit galt statt der Tiefe, Witz statt des Ernstes, und an die Stelle der Milde und Innigkeit war das kecke, schneidende Wort getreten.

Aber schon in jener Zeit erkannten Einzelne das Rechte und Wahre und erhoben ihre Stimme. Es dürfen in der Welt der Kunst nur die Namen Lessing, Klopstock und Goethe genannt werden; sie waren die Begründer einer innigeren Zeit. Viele schlossen sich an sie an, und es erhob sich ein Widerstand des Geistes gegen das Fortschreiten der sinnlichen

Betrachtungsweise der Welt. Von Seiten der Wissenschaft traten bald auch Kant, Fichte und Jacobi auf den Kampfplatz; und aus solchen Anfängen erwuchs nach und nach das gewaltige Treiben der Geister, welches eine der merkwürdigsten Epochen in der Bildungsgeschichte Deutschlands hervorgebracht hat.

Dem König Friedrich blieb dieses Erwachen des deutschen Geistes verborgen; wie auf einer Insel, einsam abgeschlossen, lebte er in der Welt der französischen Bildung, und die Wellen des neuen, lebendigen Stromes brachen sich, ihm unbemerkt, an den Schranken, die ihn umschlossen hielten. Sein Beispiel aber in der Ueberschätzung des Fremden, riß die höheren Stände noch tiefer in dieses Uebel der Zeit hinein, so wie seine Regierungsweise den andern Herrschern zum Vorbilde geworden war. Mehrere derselben wollten, gleich ihm, durchaus selbst regieren, ohne seines Geistes Ueberlegenheit zu besitzen, und scheiterten, bei übrigens gutem Willen, in ihrer Bahn. Zu diesen gehörten vorzüglich Peter III. von Rußland, Gustav III. von Schweden und Kaiser Joseph II.

138. Kaiser Joseph II. 1765—90.

Er folgte seinem Vater Franz I., von welchem als Kaiser wenig zu erwähnen ist. Der Sohn brannte von desto heißerer Begierde, große Veränderungen hervorzubringen, Altes in Neues umzugestalten, und die ausgezeichnete Kraft, die er von der Natur empfangen hatte, zur Umwandlung seiner Länder anzuwenden. Allein so lange seine Mutter Maria Theresia lebte, bis zu dem J. 1780, war er durch ihren Willen vielfach gebunden; die kluge, immer thätige Fürstin konnte ohne Theilnahme an der Regierung nicht leben, und die kindliche Pflicht gebot dem Sohne, ihren Willen vor dem seinigen gelten zu lassen. In die Zeit bis zu dem genannten Jahre fallen noch einige Begebenheiten, welche für die Entwickelung der letzten Jahrzehnde von großer Wichtigkeit gewesen sind.

1. Die erste Theilung Polens. 1773. — Im J. 1763 war August III. gestorben und hatte nur einen minderjährigen Enkel hinterlassen; der polnische Thron, den das sächsische Haus 66 Jahre besessen hatte, ging ihm jetzt verloren. Rußland und Preußen mischten sich in die Angelegenheiten der Polen, weil dieses ehemals starke und gefürchtete Volk durch eigene Zwietracht schwach geworden war und sich selbst nicht zu helfen wußte. Beide Mächte forderten, das ein geborner Pole zum König gewählt werde. und 10,000 Russen, die plötzlich gegen Warschau heranrückten, und eben so viele Preußen, die sich an der Grenze sammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron gesetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.

Bald nach dieser Zeit entstand ein Krieg der Russen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten und diese Länder behalten zu wollen schienen. Das wollte Oestreich wieder auf keine Weise zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig wurde, und Friedrich der Große fand sich in Verlegenheit zwischen beiden, wie er das Gleichgewicht am besten erhalten sollte. Aus dieser Spannung schien am Ende der erträglichste Ausweg der zu sein, daß dem Volke, welches sich am wenigsten gegen solche Gewaltsamkeit vertheidigen konnte, den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verschaffen. Wo dieser Gedanke zuerst entstanden, ist nicht genau kund geworden, er

zeugt indeß auf die sprechendste Weise von dem Geiste, der jene Zeit trieb. Weil die damalige Weisheit nur den sinnlichen Maaßstab ihren Berechnungen zum Grunde legte und die Kraft der Staaten nur nach Quadratmeilen, Einwohnern, Soldaten und Geld zu schätzen verstand, so war das Streben nach Vergrößerung die Seele der Staatskunst; nichts schien wünschenswerther, als eine neue Erwerbung, die den Staat vielleicht vortheilhaft abrundete, und vor diesem gebietenden Grunde mußte der Einspruch des Rechtes und der Billigkeit verstummen. Wenn einer der größeren Staaten eine solche Erwerbung allein machte, so hielten die andern das Gleichgewicht Europa's aus seinen Angeln gehoben; da aber die drei, welche an Polen grenzten, jetzt ziemlich verhältnißmäßig vergrößert wurden, schien es nicht gefährdet. So äußerlich, so arm und geistlos, war nun dieses System geworden, daß man nicht erkannte, wie ein rechtes Gleichgewicht und eine dauernde Sicherheit Aller nur durch die Heilighaltung der Völkerrechte begründet werden könne. — Die Theilung Polens ist die förmliche Aufhebung jenes Gleichgewichtssystemes und das Vorspiel der größeren Umwälzungen, Zerreißungen, Verschmelzungen, ja des Versuches zu einem Weltreiche, die Europa fünf und zwanzig Jahre hindurch in seinen tiefsten Grundlagen erschüttert haben.

Im Herbste 1773 mußte das, von drei Seiten bedrohte, polnische Volk seine Einwilligung dazu geben, daß von seinem Grundeigenthum fast 4000 □Meilen abgerissen und unter Oestreich, Preußen und Rußland vertheilt wurden.

2. Der baierische Erbfolgestreit. 1778. — Der Churfürst Maximilian Joseph von Baiern starb im J. 1777 ohne Kinder; der Erbe des Landes und der Churwürde war der Churfürst von der Pfalz. Allein der rasche Kaiser Joseph, der diesen Erbfall zu Gunsten Oestreichs benutzen wollte, suchte alte Ansprüche hervor, rückte plötzlich mit einem Heere in Baiern ein und besetzte es, und der friedliebende Karl Theodor von der Pfalz, überrascht und in Furcht gesetzt, unterschrieb einen Vergleich, worin er zwei Drittheile von Baiern dem Hause Oestreich abtrat, um nur einen Theil zu behalten. Dieses Verfahren Oestreichs, so wie seine Theilnahme an der Zerstückelung Polens, war um so unerwarteter, als dieser Staat von allen größeren am meisten sich von Gewaltsamkeiten solcher Art frei gehalten hatte. Aber der Schwindel dieser Zeit hatte auch Oestreichs ruhige Haltung überwältigt.

Im Reiche entstanden Bewegungen darüber, besonders glaubte Friedrich II. nicht unthätig bleiben zu dürfen. Er trat daher als Beschützer des Herzogs von Zweibrücken, des Nachfolgers von Karl Theodor[1], der gegen den Vertrag des letzteren mit Oestreich protestirte und Friedrichs Beistand anrief, auf und rüstete sein Heer. Der junge feurige Kaiser Joseph that dasselbe, stellte sich in Böhmen auf und erwartete hier den König in so fester Stellung, daß die Preußen, die schon über die Gebirge eingerückt waren, bei einem Angriffe zu viel aufs Spiel gesetzt haben würden. Sie verließen Böhmen wieder, und nach einigen, wenig bedeutenden, Gefechten der leichten Haufen, nachdem der Krieg kein volles Jahr erklärt gewesen war, wurde zu Teschen, unter Frankreichs und Rußlands Vermittelung, am 13. Mai 1779 Friede geschlossen. Die Kaiserin Maria Theresia theilte die Kriegslust ihres Sohnes nicht, sondern verlangte dringend Aussöhnung und Ruhe, und Friedrich, der bei diesem Kriege für sich nichts gewinnen konnte noch wollte, war eben so gestimmt. Ueberdies war er selbst schon vom

Alter gebeugt, und in seinem Heere zeigte sich dem schärfer sehenden Auge, wie unter der Zuchtruthe einer ängstlichen Ordnung, und weil ein übertriebener Werth auf das Kleine und Förmliche gelegt wurde, der Geist, der im siebenjährigen Kriege Wunder gethan, schon zum großen Theile entflohen war. Ja, nicht einmal die rechte äußere Ordnung wollte sich im Kriegslager einfinden; besonders war das Verpflegungswesen des Heeres in schlechter Verfassung und schon die ersten Monate des Krieges offenbarten einen drückenden Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Des König scharfer Sinn fühlte die Mängel, ohne sich der rechten Quelle klar bewußt zu sein, und er war sehr verdrießlich. Der Friede kam ihm um vieles erwünschter, als der Krieg. Oestreich gab im Frieden alle baierischen Länder außer dem Burgauer Kreise, an das Haus Pfalz zurück und die Erbfolge blieb dem Herzog von Zweibrücken versichert.

Kaiser Joseph II. Selbstregierung. 1780 — 90. Nach Maria Theresia Tode strebte der Kaiser Joseph mit der ganzen Schnellkraft seines feurigen Geistes, große Entwürfe in kurzer Zeit in Vollzug zu setzen und seinen weiten, von ganz verschiedenen Volksstämmen bewohnten, Ländern die eine, gleiche Gestalt zu geben, die er als ein Muster in seiner Seele trug. In seinem Wesen und Thun war schon die folgende Zeit der unerhörtesten Umwälzungen Europa's vorgebildet; und er sowohl, als sein und das nächste Zeitalter, sahen ihre Schöpfungen schnell wieder in Nichts zerfallen, weil sie in dem großen Irrthum befangen waren, zu glauben, was das Menschengeschlecht in langsamen Bildungen der Jahrhunderte vollbringe, lasse sich in den kurzen Raum eines Menschenlebens, oder gar einiger Jahre, zusammendrängen. Dieser Uebermuth des Verstandes, der das, war er als möglich sich ausgedacht, gegen den Einspruch des Gemüthes, gegen die Liebe und Anhänglichkeit des Alten und Gewohnten, in Wirklichkeit verwandeln will, er war auch in dem Kaiser Joseph und hat sein bestes Wollen vereitelt. In sich trug er den Ernst für das Rechte und Gute, für das Glück seiner Länder, für Licht und Freiheit des Geistes; aber er versäumte es, die menschliche Natur in ihren Tiefen ruhig zu erforschen und sich mit der Eigenthümlichkeit seiner Völker bekannt zu machen. Das meiste, was er unternahm, war dem damaligen Standpunkte seiner Völker nicht angemessen, oder was dem einen genehm war, widersprach dem andern. Im Gefühl seines guten Willens nahm sich Joseph die selbstherrschende Weise Friedrichs II. zum Muster; aber Friedrich beschäftigte sich mehr mit äußeren Veranstaltungen in Verwaltung des Staates, Beförderung des Gewerbefleißes, Vermehrung der Einkünfte, und griff weniger in den Gang der geistigen Bildung ein, die ihren eigenen, von ihm nicht einmal ganz erkannten, Weg nahm. Joseph berührte mit vielen seiner Umwandlungen die theuersten Kleinode des Volkes. In allem wollte er freilich Gewissens- und Denkfreiheit befördern; allein er bedachte nicht, daß die Erkenntniß sich nicht von außen plötzlich einpflanzen lasse, sondern nur durch langsame Aufhellung von Innen zum wahren Eigenthum werden könne. Kaiser Joseph ging in allem zu rasch; Friedrich der Große pflegte von ihm treffend zu sagen, er mache immer den zweiten Schritt, ohne den ersten gemacht zu haben.

Am meisten Widerspruch fand Joseph bei seinen Umwandlungen der kirchlichen Angelegenheiten, dem Einziehen vieler Klöster und geistlicher Stifter, seinen zu raschen Veränderungen in den Unterrichtsanstalten der Geist-

lichen u. s. w. Was sich in einem halben Jahrhunderte von selbst umgestalten konnte, sollte in dem ersten Jahre seiner Alleinregierung geschehen.

Bei dem Einziehen geistlicher Güter waren auch benachbarte Reichsfürsten, z. B. der Bischof von Passau und der Erzbischof von Salzburg in ihren Rechten, die sie im Oestreichischen besaßen, gekränkt; sie erhoben Klagen darüber. Auch in andern Dingen glaubten viele Fürsten in dem Kaiser eine Nichtachtung der Reichsverfassung zu erkennen. Am höchsten stiegen die Besorgnisse, als er im J. 1785 einen Tauschvertrag mit dem Churfürsten von Pfalzbaiern unterhandelte, nach welchem dieser sein Land an Oestreich abtreten und dafür die östreichischen Niederlande unter dem Titel eines Königreichs Burgund erhalten sollte. Dadurch wäre Oestreich über ganz Süddeutschland mächtig geworden. Der Churfürst war nicht abgeneigt, und Frankreich sowohl als Rußland begünstigten anfangs die Sache. Da trat aber Friedrich II. von neuem dazwischen und verhinderte den Plan, indem er Rußland gänzlich umstimmte.

Diese Bewegungen, durch Kaiser Joseph rasches um sich greifendes Streben veranlaßt, brachten den alten preußischen König auf den Gedanken einen Fürstenbund in Deutschland zur Erhaltung der Reichsverfassung zu errichten, wie die früheren Zeiten schon oft solche Verbindungen einzelner Reichsglieder zu gegenseitigem Schutze gesehen hatten. Es sollte eben dieses, nach des Königs eigenem Worte, der einzige Zweck des Bundes sein, und er kam in der That zwischen Preußen, Hannover, den Herzögen von Sachsen, Braunschweig, Mecklenburg, Zweibrücken, dem Landgrafen von Hessen, und einigen andern Fürsten im J. 1785 zu Stande, und bald trat auch der Churfürst von Mainz dazu. So wenig feindlich oder auch nur scharf dieser Bund gegen das Haus Oestreich auftrat, so war er doch ein empfindlicher Vorwurf für dasselbe, den ihm der weitstrebende Kaiser zugezogen hatte; zugleich ein neuer Fingerzeig, wie Oestreichs wahre Bestimmung unter den Völkern Europa's die sei, das Bestehende zu erhalten, das Recht zu schützen, jeder Eroberungssucht in den Weg zu treten, und so die Schutzwehr der allgemeinen Freiheit zu sein. So wie es von diesem Wege nur in etwas abwich, wankte das öffentliche Zutrauen. — Uebrigens trat der Fürstenbund selbst in keine Bedeutung für Deutschland ein, theils weil Friedrich II. im nächsten Jahre starb, theils weil die Nachfolger Josephs II. die alten Grundsätze ihres Hauses in Mäßigung und Besonnenheit glücklich befolgten; endlich weil in dem letzten Jahrzehend dieses Jahrhunderts so unerhörte Dinge in Europa vorgingen, daß des früheren Kleinen nicht mehr gedacht wurde.

Friedrichs II. Tod. 17. Aug. 1786. — Der deutsche Fürstenbund war Friedrich des Großen letzte öffentliche Handlung von einiger Bedeutung. Im nächsten Jahre starb er. Sein Alter war noch immer regsam und thätig, aber es wurde immer einsamer; alle Gefährten seiner früheren Jahre sanken vor ihm ins Grab; im Januar seines Sterbejahres starb auch der 87jährige Ziethen; und dem großen Könige war nicht beschieden, wodurch das Alter zum zweiten und drittenmale das Gefühl der Jugend sich erneuern und das Leben wiederholen kann, daß er sich in einer blühenden Nachkommenschaft verjüngt sah. Auch fehlte ihm für diese Seite des menschlichen Lebens der tiefere Sinn; es war hier die Schranke seiner Natur.

Vier und siebzig Jahre blieb sein Geist in fast ungeschwächter Kraft,

obgleich der Körper schon mehrere Jahre ziemlich hinfällig war. Durch zu häufigen Genuß starker Gewürze und nach französischer Weise zusammengesetzter Speisen waren die Säfte verdorben; eine faulichte Wassersucht machte ihn immer unbeholfener. Im Sommer des J. 1786 wurde der König zusehends schwächer. und am 17. Aug. schlief er sanft ein. Er wurde unter der Kanzel der Garnisonkirche zu Potsdam begraben.

So wenig unerwartet die Nachricht seines Todes, in solchem Alter, den Menschen kommen konnte, so erregte sie doch eine allgemeine Bewegung der Gemüther in ganz Europa. — Friedrich hinterließ seinem Nachfolger ein wohlgeordnetes Reich mit fast sechs Millionen Einwohner, — mit kaum drittehalb Millionen hatte er es ererbt, — ein starkes Heer und einen wohl versehenen Schatz; der größere Schatz aber war das Andenken herrlicher und tapferer Thaten, was seinem Volke in der Zukunft aus mancher Erschlaffung der Ruf des Erwachens und Ermannens werden konnte.

Joseph II. stirbt. 20. Febr. 1790. — Leopold II. 1790—92. — Der Kaiser Joseph hatte sich im J. 1788 noch in einen Krieg mit den Türken eingelassen, der ihm die Vortheile nicht brachte, welche er sich davon versprach. Sein Heer litt bedeutende Verluste, besonders durch Krankheiten, und ungeachtet der Kaiser sich selbst ins Lager begab, hatten auch die Waffen kein Glück; es fehlte ihm die Ruhe des großen Feldherrn. Zu gleicher Zeit fing in Ungarn Unzufriedenheit an laut zu werden, weil Joseph das Volk, welches einst seine Mutter und ihn gerettet, in seiner Eigenthümlichkeit, seinen Sitten, seiner Sprache, nicht achtend genug behandelte; in den Niederlanden aber kam es zur offenen Empörung. Die Geistlichkeit, das Volk, der Adel, die Städte, alle sahen in des Kaisers raschen Veränderungen Eingriffe in alte Gerechtsame; sie griffen zu den Waffen, und am 24. Oct. 1789 erklärten sich sogar in einer Versammlung zu Breda die brabantischen Provinzen für unabhängig. Fast alle Städte schlossen sich an die Unabhängigen, an deren Spitze der Advokat van der Noot stand, und die östreichische Regierung sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Es war das Vorspiel der größeren Dinge, die sich eben in Frankreich entzündeten. Mitten in diesen Stürmen, von den körperlichen Anstrengungen des türkischen Feldzuges erschüttert, noch tiefer aber gebeugt von dem herben Gefühle so vieler verfehlter Absichten und von dem Anblicke zornig erregter Völker, starb der Kaiser in seinem 49. Jahre am 20. Febr. 1790.

In den östreichischen Erbländern folgte ihm, da er keine Kinder hinterließ, sein Bruder Peter Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Die Aufgabe, die desselben wartete, war sehr schwierig; fast allenthalben Unzufriedenheit oder gar Aufruhr, Waffen und Krieg; nur die besonnenste Mäßigung vermochte in solchem Sturme das Steuer des Schiffes mit Glück zu lenken. Leopold besaß diese Ruhe und Klugheit. Die gefährlichsten Neuerungen des Vorgängers wurden aufgehoben, die Ungarn befriedigt, die Niederländer mit den Waffen und durch Bestätigung ihrer Rechte und Verfassung zur Ruhe gebracht; im folgenden Jahre auch der Friede mit den Türken hergestellt. Am 20. Sept. 1790 wurde der Stammfürst des östreichischen Hauses auch als Leopold II. zum deutschen Kaiser gewählt. Er hat nur in's zweite Jahr bis zum 1. März 1792 regiert, und diese kurze Regierung fiel in den Anfang einer schweren, verhängnißvollen Zeit für Europa.

139. Die französische Revolution.

In dem Nachbarlande, welches schon vielfach, nicht nur auf Deutschland, sondern auch auf die Verhältnisse von ganz Europa, einen wichtigen Einfluß geübt hatte, entstand im J. 1789 der Anfang einer Bewegung, die für ein Vierteljahrhundert der Mittelpunkt aller großen politischen und kriegerischen Begebenheiten werden sollte und die in ihren Nachwirkungen noch immer nicht abgeschlossen ist; das ist die französische Revolution.

Von außen kam der bedeutendste Anstoß der Umwälzungen aus dem neuen Welttheile herüber, der vor kaum dreihundert Jahren entdeckt war. Die englischen Colonien in Nordamerika empörten sich gegen die Herrschaft des Mutterlandes und machten sich durch einen kurzen und glücklichen Krieg im J. 1783 frei. Als der vorzüglichste Schöpfer neuer Ideen trat in jenem Welttheile Benjamin Franklin auf, von dem seine Grabschrift sagte, daß er dem Himmel seine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entrissen habe; als Muster eines freigesinnten, ernsten und tugendhaften Hauptes eines Freistaates aber wurde der General Washington gepriesen. Beider Namen tönten mit großem Lobe über das Meer herüber und wurden durch ganz Europa bewundert. Frankreich hatte, um Englands Macht zu brechen, dem amerikanischen Freistaate Hülfe geleistet und Truppen hinüber gesendet; die Männer nun, die aus dem andern Welttheile wiederkehrten, brachten einen tief angeregten Sinn der Freiheit, viele neue Grundsätze und kühne Gedanken mit sich zurück. Solche Gesinnung stand mit dem damaligen Zustande Frankreichs im scharfen Widerspruche.

Es herrschte in Frankreich Ludwig XVI., ein guter, milder und frommer König, welcher das Glück seiner Unterthanen mit treuem Gemüthe zu fördern wünschte; aber sein Wille war zu schwach gegen die tausend Mißbräuche, die sich in die Verwaltung des Staates eingeschlichen hatten. Viele Glieder seiner eigenen Familie, der hohe Adel, der um seinen Thron versammelt war, die hohen Beamten, die von den drückenden Einrichtungen Gewinn zogen; sie alle wollten keine Verbesserung und bildeten eine Scheidewand zwischen dem guten Könige und seinem Volke. Ja, Ludwig konnte nicht einmal seinen eigenen lasterhaften Hof im Zaume halten, weil es seit Ludwig XIV. und XV. ein Recht zu sein schien, daß der Hof eines Königs von Frankreich die Gesetze der Zucht und Sitte verspotten dürfe.

Das Volk haßte diesen Hof und alle Großen; es sah sie als seine Blutsauger an, denn sie lebten in der ungemessensten Verschwendung, während ganz Frankreich von Jammer und Nothschrei ertönte und unter der Last der Abgaben fast erlag. Solche Klagen gewannen eine furchtbare Kraft, weil sie sich mit scharfer Erkenntniß über die Quellen des Uebels und die nothwendigen Verbesserungen, über die Rechte der Menschen, die Freiheit des Geistes, und die Gleichheit Hoher und Niederer vor dem Naturgesetze, verbanden. Dadurch wurde die Unzufriedenheit eine brennende Sehnsucht und eine verzehrende Flamme; denn wenn Verstand und Leidenschaft nach dem gleichen Ziele streben, so mag ihnen nichts widerstehen; der Geist, der einmal den Anstoß empfangen hat, steht in seinen Bahnen nicht wieder still. Ueber jene unverlierbaren Menschenrechte, die kein König ihnen nehmen dürfe, hatten die beredtesten Männer in Frankreich dem Volke viel Wahres und Falsches gesagt; Montesquieu, Raynal, Diderot, Helvetius, Rousseau und Voltaire hatten eine Menge neuer Gedanken auf=

geregt. Es war vor Allem der dritte Stand, die Bürgerklasse, welche der neuen, treibenden Gedanken voll war; der Stand, welcher noch vor 400 Jahren knieebeugend und fast stumm auf den Reichstagen erscheinen mußte. Als seine Zeit gekommen war, warf er den Adel und die Geistlichkeit sammt dem Throne des Königs vor sich nieder, weil sie ihm die Laufbahn versperrten, welche er sich auf einmal, mit unwiderstehlicher Gewalt, eröffnete.

Wegen großer Geldverlegenheit, da alle Steuern zu den Bedürfnissen des Staates nicht ausreichen wollten, und wegen mancher andern Verlegenheit berief der König auf den 1. Mai 1789 die Stände des Reichs zu einer großen Versammlung; sein Minister Necker hatte das Verhältniß der zwölfhundert Abgeordneten, die dazu erscheinen sollten, so bestimmt, daß die Hälfte aus Vertretern des Bürgerstandes bestehen sollte. Ein gefährliches Verhältniß, welchem die Stimme des großen Haufens ein noch bedeutenderes Gewicht geben konnte; denn die Versammlung sollte zu Versailles, in der Nähe der Hauptstadt, mit ihren Tausenden müßiger, verwegener Menschen, gehalten werden. Das war ein Hauptfehler, den die Hofpartei beging; Paris hat immer für Frankreich das Beispiel angegeben. — Zur Berathung über die Steuern waren die Abgeordneten berufen, aber der dritte Stand wollte mehr; er verlangte eine neue bessere Verfassung. Besonders sollten die begünstigten Stände, der hohe Adel und die hohe Geistlichkeit, verhältnißmäßig zu den Lasten des Staates mit beitragen, damit der Bürger und Landmann erleichtert werde. Jene Stände weigerten sich; hätten sie mehr Selbstentsagung und wahre Vaterlandsliebe in diesem Augenblicke bewiesen, sie hätten Frankreich von den Schrecken einer Revolution erretten können. Der Landadel und die niedere Geistlichkeit schlossen sich zum Theil an den Bürgerstand an; dieser that den wichtigen Schritt, daß er sich als die Nationalversammlung erklärte und es den beiden andern Ständen überließ, ob sie sich mit ihm vereinigen wollten oder nicht. Wäre nach Ständen gestimmt worden, so würden die Stimmen der beiden andern Stände sich gegen die Bürger vereinigt haben; wenn es in einer gemeinsamen Versammlung nach den Köpfen ging, so hatte der dritte Stand bei weitem das Uebergewicht. Dennoch mußten die andern Stände nachgeben und sich mit den Bürgern zu Einer Versammlung vereinigen, und von diesem Augenblicke an war die Revolution entschieden. Sie war in ihrem Grundgedanken eine Auflehnung des Bürgerstandes gegen die Feudalrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit, und als solche ist sie eine große europäische Umwälzung geworden. Gegen die Thronen der Fürsten war sie ursprünglich nicht gerichtet; und nur weil Ludwig XVI. zu schwach und gutmüthig schwankte, bald gutem, bald schlechtem Rathe folgte; weil sein Hof und seine Großen so gar verdorben waren; und weil bald der Pöbel einer entarteten Hauptstadt, in dem leichtsinnigsten und leidenschaftlichsten Volke Europa's, an der Lenkung der Dinge Theil nahm, ist Ludwigs XVI. Thron umgeworfen worden.

Es kann hier nicht erzählt werden, durch welche Stufen, vom ersten, besonnenen Anfange an bis zu der rasendsten Wuth verruchter Menschen hindurch, diese Revolution ihren Weg genommen hat; wie viel unschuldiges Blut vergossen, wie König und Königin gemordet sind; wie die heillosen Menschen, alle Scheu vor dem, was heilig ist, abwerfend, die Altäre der Religion umgestürzt, ihrer eigenen, bodenlosen Vernunft Tempel geweiht,

ja, wie sie sich erfrecht haben, das Dasein Gottes zu dekreditiren; — wie sie ferner in ihrem Taumel übermüthigen Verstandes eine Staatsverfassung nach der andern auf das Papier gebracht, mit großem Jubelgeschrei als ein Meisterstück von ewiger Dauer ausgerufen und nach einigen Monaten wieder verworfen haben. — Wehe dem Volke, welches unter den Schrecken gewaltsamer Umkehrungen, unter Blut und Mord und dem Rufe der Sturmglocke seine Verfassung gründen soll! Die Grundlage der wahren Freiheit ist nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der Mäßigung zu finden, wenn das Neue aus dem Alten, wie ein junger Sprößling, hervorwächst.

In den übrigen Ländern und besonders in Deutschland war die Aufregung der Gemüther durch die außerordentlichen Schritte der Franzosen sehr groß. Der Same der gleichen Bewegungen war allenthalben ausgesäet; allenthalben trennten sich die Parteien für die starre Erhaltung des Alten oder für die schnelle Begründung eines Neuen. Aber die Vorsehung bewahrte uns vor den Gräueln des Bürgerkrieges, trotz hundert Mißbräuchen, die sich auch unter uns fanden und eine Abstellung forderten. Die Fürsten waren zu besonnen, die Völker zu treu und gut, als daß die Leidenschaft jede andere Stimme überschreien konnte. Dennoch haben wir und die übrigen Völker aller Theilnahme an den Leiden dieser stürmischen Zeit nicht entgehen können.

140. Oestreich und Preußen, das Reich, Holland, Spanien und mehrere im Kriege gegen Frankreich. 1792.

Wenn gleich mit großer Sorge, doch seinem friedlichen Systeme getreu, sah Kaiser Leopold die Vorgänge in Frankreich. Manche Reichsfürsten waren mehr geneigt, Gewalt gegen das empörte Volk, für die vielen Ausgewanderten, Prinzen und Adelige, zu gebrauchen. Diese Ausgewanderten sammelten sich am Rheine, wo ihr Hauptsitz Koblenz war, und in Italien in Haufen und reizten die Fürsten zum Kriege an. In der That hatten die Franzosen auch die Rechte mancher Reichsfürsten, die diese seit alter Zeit in Frankreich geübt, verletzt, und als von ihrer Entschädigung die Rede war, antworteten sie mit dem Trotze, der seitdem 25 Jahre lang ihre Sprache in Europa gewesen ist. Dennoch hätte das deutsche Reich bedenken sollen, daß einem empörten Volke der Krieg mit Auswärtigen der größte Vortheil ist; er hemmt die innere Entzweiung und giebt dem Volke in der Einigkeit gegen die Fremden eine große Kraft.

Der neue deutsche Kaiser Franz II. (1792 — 1806) schloß mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen eine Verbindung gegen Frankreich. Um ihnen zuvorzukommen, erklärte dieses den Krieg zuerst im J. 1792 an Oestreich. Der Angriff Preußens überraschte die junge Republik, an deren Spitze damals noch der König, aber ohne Macht, stand; Frankreich war noch nicht gerüstet, und der erste Einfall hatte das glücklichste Gelingen. Ueberall schritt man vor und gewann die Städte, die auf dem Wege lagen; Valenciennes, Longwy und Verdun wurden erobert, die Pässe des Ardenner-Waldes durchbrochen, die Ebenen der Champagne gewonnen; da zitterte man schon in Paris. Aber bald erwachte das betäubte Volk; die Feinde selbst weckten es. Verleitet vielleicht durch den Uebermuth und die stolzen Hoffnungen der Emigranten, erließ der Herzog von Braunschweig, der das preußische Heer anführte, ein Manifest an die Franzosen, welches

ihr Selbstgefühl auf's äußerste reizen mußte. Es ward darin Allen, die nicht sogleich die alten Rechte des Königthums anerkennen würden, besonders der Stadt Paris, mit Feuer und Schwert gedroht. Kein Stein solle auf dem andern bleiben, so lauteten die harten Worte. Sie wirkten wie ein Zauberschlag durch ganz Frankreich; Männer und Jünglinge, zum Kampfe für die Freiheit entflammt, strömten von allen Seiten freiwillig zu dem Heere, welches sich unter Dumouriez sammelte. Bald war es im Stande, sich dem andringenden Feinde in einer sehr festen Stellung bei St. Menehould in den Weg zu stellen; und da nun in dem öden Lande bald der Unterhalt fehlte und die Herbstkrankheiten bei dem beständigen Regen die schlechtbekleideten preußischen Krieger wegrafften, da mußten sie, nach der vergeblichen Kanonade bei Valmy in der Champagne, auf den Rückweg denken und froh sein, daß er noch offen stand. Sie gingen über den Rhein zurück.

Dumouriez aber stieß bei Jemappe in den Niederlanden auf die Oestreicher und hielt mit ihnen die erste Freiheitsschlacht am 5. und 6. Nov. 1792. Er gewann sie. Er war den Oestreichern vielfach überlegen und hatte einen ungeheuren Geschützeszug, so daß von dem Feuer der großen Stücke die Erde erbebte. Dennoch vertheidigten sich die Oestreicher mit wahrem Heldenmuthe zwei Tage lang gegen die Uebermacht; endlich wichen sie vom Schlachtfelde. — Durch dieses eine Treffen gingen die Niederlande für das Haus Oestreich verloren; wie ein Strom überschwemmte sie das siegende Heer, und die Einwohner, noch seit Joseph II. mit der östreichischen Herrschaft unzufrieden, zum Theil auch von Gedanken der Freiheit ergriffen, nahmen die Franzosen willig auf. Diese pflanzten allenthalben Freiheitsbäume auf, errichteten Nationalconvente und benutzten übrigens die besetzten Länder nach der Weise der Eroberer.

Zu gleicher Zeit war der französische Anführer Custine gegen den Mittelrhein vorgedrungen und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände bekommen. In dieser Stadt war auch ein Freiheitsschwindel erwacht und es gingen dort Dinge vor, die denen in Paris glichen. Das benachbarte Frankfurt hielt sich dagegen von solcher Nachahmung frei; als ihm die neufränkische Freiheit angetragen wurde, antwortete es: seine Bürger seien mit der Freiheit zufrieden, die sie bereits genössen.

Das Jahr 1793 — fing mit der Hinrichtung Ludwigs XVI. am 21. Januar an. Die blutdürstige Partei der Jacobiner hatte den Sieg davon getragen und glaubte die Ordnung der Dinge noch immer nicht genug umgekehrt zu haben, so lange der König lebe. Sie hatten ihn schon abgesetzt, aber um durch seine Ermordung eine ewige Trennung zwischen dem Alten und Neuen zu stiften und jede Aussöhnung unmöglich zu machen, brachten sie den unschuldigen und frommen König auf das Blutgerüst. Unmittelbar darauf erhob sich ein blutiger Aufstand in der Vendée, in den Gegenden der Loire und Charente, und wurde zum mehrjährigen Bürgerkriege; und bei den übrigen Völkern Europa's erlosch der Eifer und die Theilnahme für die, nun mit dem unschuldigsten Blute befleckte, Freiheit Frankreichs. Auch artete die Rede und die Handlungsweise der neuen Republik mehr und mehr aus; Ausgelassenheit und Frechheit hießen nun Freiheit, die Gemäßigten schalt man Feige, der Pöbel galt als das Volk. Den andern Völkern aber wurde Aufruhr gepredigt und ihnen Hülfe versprochen, wenn sie ihre Fürsten und Könige vertrieben. Es ward kein Hehl mehr daraus gemacht, daß alle Throne gestürzt werden sollten. — Aus England und Spa-

nien wurden darauf die französischen Gesandten zurückgewiesen, und zur Vergeltung kündigte die Republik beiden Ländern, so wie dem Statthalter der Niederlande, der mit England in genauer Verbindung stand, den Krieg an, und das deutsche Reich erklärte ihn um dieselbe Zeit, nach langer Berathung, gegen Frankreich. So war halb Europa gegen Frankreich in den Waffen, denn auch Neapel, der Papst, Toscana und Portugal folgten der allgemeinen Bewegung.

Eine Reihe glänzender Siege der Verbündeten bezeichneten den Anfang des Feldzuges von 1793. In den Niederlanden wurde Dumouriez bei Aldenhoven und in einer Hauptschlacht bei Neerwinden am 18. März geschlagen; aus Furcht vor den jacobinischen Machthabern in Paris, denen er feind war und die alles eher verziehen, als das Unglück, ging er zu den Verbündeten über. Diese drangen immer weiter vor; es waren Oestreicher, Preußen, Engländer, Hannoveraner und Holländer, und Hauptanführer der Prinz von Koburg und der englische Herzog von York. Auf den Feldern von Famars wurde Dumouriez's Nachfolger, der General Dampierre, am 8. Mai noch einmal geschlagen und selbst getödtet, und dann fielen die Festungen Valenciennes und Condé in die Hände der Verbündeten; der Weg nach Paris war ihnen geöffnet.

Am Oberrhein hatten indeß die Preußen und Oestreicher Mainz wieder erobert, die Weißenburger Linien gesprengt und fingen unter dem Kronprinzen von Preußen die Belagerung von Landau an.

Ueber die Pyrenäen waren spanische Heere in Südfrankreich eingefallen und machten glückliche Fortschritte; in Verbindung mit den Engländern hatten sie gar die wichtige Seestadt Toulon besetzt, welche sich gegen den Convent in Paris erklärt hatte, und beschützten die Stadt gegen denselben.

Gefährlicher noch, als die Angriffe der äußeren Feinde, war der Bürgerkrieg in Frankreich selbst. Die königlichgesinnten Vendéer schlugen alle republikanischen Haufen, die sich in ihr Land wagten, und breiteten die Furcht ihrer Waffen weit umher aus. Vom Norden her, aus Bretagne, drang gleichfalls ein Haufen von Königsfreunden unter dem General Wimpfen vor und stand nur noch zwanzig Stunden von Paris. Im Süden erklärten sich die wichtigsten und reichsten Städte gleichfalls gegen den Convent, außer Toulon auch Marseille und Bordeaux, in der Mitte Frankreichs Lyon; ihre Verbindung breitete sich über das ganze umliegende Land aus. So schwebte im August dieses Jahres die von allen Seiten hartbedrängte Republik am Rande des Abgrundes; ihr Fall schien unabwendbar. Dennoch wurde sie durch eine Schreckensregierung ohne Beispiel gerettet. — In der großen Noth gewannen die Kühnsten und Verwegensten unter den Machthabern in Paris, denen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich war, über die Gemäßigten die Oberhand; sie faßten den Entschluß, wie Rom in schwierigen Zeiten alle Gewalt in eines Einzigen Hand gelegt hatte, so dieselbe jetzt zweien Ausschüssen zu übergeben, dem Ausschuß der öffentlichen Sicherheit, der das Innere, und dem des allgemeinen Wohles, der die äußeren Geschäfte, besonders den Krieg, leiten sollte. Es war eine Allgewalt, welche diese wenigen Menschen erhielten; kein Gesetz erkannten sie, als ihren Willen, keinen Richter, als ihr Gewissen. Leben, Freiheit und Eigenthum der Bürger lag in ihrer Hand, sie konnten verdammen, wen sie wollten, und lossprechen, wen sie wollten; und an der Spitze dieser Mächtigen stand

Robespierre, ein furchtbarer, kalter, blutdürstiger Mann; der Abgott der Menge, weil er, wie sie, einen jeden, der sich irgend aus dem Haufen erhob, mit Neid und Haß verfolgte.

Nach seinem Plane sollte Schrecken die innern und äußern Feinde der Republik vertilgen; und das Meisterstück gelang. Zwanzigtausend Revolutions-Ausschüsse wurden nach und nach im ganzen Reiche errichtet; die Hauptstadt, so wie ganz Frankreich, wurde mit Blut überschwemmt, wer durch Reichthum oder Wissenschaft, durch Tugend und guten Ruf, durch Grundsätze der Billigkeit und Mäßigkeit sich auszeichnete, war dieser entsetzlichen Rotte verhaßt; irgend ein Vorwand mußte dazu dienen, ihn aus dem Wege zu schaffen. Sie hielten die Gebildeten für eben so gefährlich der Freiheit, als Adel und Geistlichkeit; eine Einfachheit, wie in Sparta und den ältesten Zeiten Roms, müsse herrschen, wenn die Freiheit Bestand haben solle, so meinten sie; einer sogar äußerte, es müßten noch zwei Millionen Menschen unter der Guillotine fallen, damit Frankreich glücklich sei; ein anderer rief aus, es sollte fortan in Frankreich nichts geduldet werden als Hütten, Brot, Eisen und Soldaten. Die wenigen Ehrlichen unter ihnen fühlten vielleicht richtig, wohin die Aufklärung im Sinne der Zeit und die Verfeinerung der Lüste, unter dem Namen der feineren Bildung, das Menschengeschlecht geführt hatten; als Gegensatz, weil das Maaß in so heftigen Bewegungen niemals gefunden wird, wollten sie nun eine Gleichheit der Roheit; die Schlimmern und die sich ihres Wollens am klarsten bewußt waren, wollten eine Gleichheit des Lasters; Gleichheit aber war das Geschrei, welches ganz Frankreich erfüllte und mit seinem furchtbaren Klange viele Tausende der Besten zu Boden warf. Ihr Verbrechen war ihre Tugend; es sollte keiner hervorragen, sei es auch in dem besten Sinne; und ihre Richter waren die Wüthendsten aus der Hefe des Volkes, die allenthalben die Revolutionstribunale bildeten und durch kein Gesetz und keine Prozeßform gebunden waren; ja die Angeklagten erhielten nicht einmal einen Vertheidiger. Hunderte der Unglücklichen wurden an einem Tage auf demselben Richtplatze gemordet; die Guillotine neben dem Freiheitsbaume war der öffentliche Schmuck jeder französischen Stadt. In den Tagen wurde auch die Königin und die Prinzessin von Lamballe hingerichtet, und der Herzog von Orleans, der Urheber so vieles Unglücks, fiel gleichfalls unter dem Beile der Guillotine.

Solche besonnene und wohlberechnete Gewalt des Schreckens, wobei sogar den Verwandten der Hingerichteten das Weinen bei Todesstrafe verboten war, erreichte ihren Zweck. Im Blute wurden die Parteiungen erstickt; einer Regierung, die mit solch entsetzlicher Kraft ihren Willen durchführte, gehorchte alles; die Niedrigen, weil es ein Regiment nach ihrem Sinne war, die Andern aus Furcht. Dazu wurde ein Meister in den Berechnungen der Kriegskunst, Carnot, in den Wohlfahrtsausschuß aufgenommen, um die Bewegungen der Heere im Großen anzuordnen.

Nun wurde die gesammte Kraft des Volkes gegen die Feinde der Republik aufgeboten: „Ganz Frankreich," so hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke angezogen wird, greift alles zu den Waffen, gegen die fremden Tyrannenknechte so gut, als gegen die Verräther der Freiheit unter uns. Unverheirathete und kinderlose Witwer ziehen an die Grenzen; Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber verfertigen Kleider und Zelte; Kinder

zupfen Scharpie; Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der Krieger, die dem Feinde entgegenziehen!" — Und so geschah es; ein außerordentliches Beispiel wurde gegeben, welches selbst an einem Feinde nicht verschwiegen werden darf. Begeisterung, Vaterlandsliebe, Zorn, Blutdurst, Gehorsam, Beutelust und Ehrsucht; alle Triebfedern des Gemüths wirkten auf Einen Punkt, zu dem gleichen Zwecke: — „Rettung der Freiheit gegen die äußern und innern Feinde." Und wenn dieses Bild der Freiheit auch in den meisten Seelen ein verzerrtes, in vielen ein mit Blut und Flammen gezeichnetes war, so brachte es doch die beabsichtigte Wirkung hervor. Ganz Frankreich glich von nun an einer großen Kriegswerkstatt; in Paris allein waren 100,000 Menschen Tag und Nacht beschäftigt, Piken, Flinten, Säbel, Kanonen und Mörser zu verfertigen; viele Tausende füllten sogleich die Lager oder bildeten sich als Hülfshaufen hinter ihnen; in kurzer Zeit wurden ohne Geld und ohne Offiziere zwölf Heere geschaffen; im Felde war jeder ausgezeichneten Geisteskraft die Bahn zu großem Ansehen und Einfluß geöffnet; kein Vorrecht der Geburt, sondern nur die Tüchtigkeit galt; die Uebermacht war bald ganz auf Frankreichs Seite, und diese, mit der Kühnheit verbunden, ersetzte die Uebung. Das Kriegsglück war von nun an für die Republikaner; denn die Todten wurden nicht mehr gezählt, und immer neue, kühnere Schaaren drangen, unter begeisternden Schlachtgesängen, über die Leichen der Ihrigen vor, bis sie die ermüdeten Gegner durchbrochen hatten.

Zuerst wurde das Heer der Unzufriedenen aus Nordfrankreich unter Felix Wimpfen geschlagen; er selbst entkam flüchtig nach England; dann wurde Marseille unterworfen; hierauf Lyon, nach tapferm Widerstande; endlich Toulon, durch ein, vier Tage und Nächte fortgesetztes, Stürmen und ungeheure Ströme Blutes; die Stadt war ein Trümmerhaufen. Endlich wurden auch die Vendéer wiederholt geschlagen. Dieses alles geschah noch im J. 1793, und die entsetzlichsten Greuel folgten den Siegen der Republikaner. In Lyon, Toulon, Marseille und andern Orten wurde ohne Aufhören hingerichtet; die Guillotine schien endlich noch zu langsam zu morden, daher wurden Hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen geschleppt und mit Kartätschen niedergeschossen oder haufenweise in die Flüsse geworfen. Nach einem Dekrete des Convents sollten Lyon und Toulon dem Erdboden gleich gemacht und ihr Name unter den Menschen vertilgt, die Vendée aber „in einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche verwandelt werden, zum Denkmal der Nationalrache." So war die Sprache dieser Freiheitsmänner.

An den Grenzen, gegen die äußern Feinde, war das Kriegsglück zuerst noch abwechselnd, dann gegen Ende des Jahres gleichfalls sehr günstig. Durch unaufhörliche, mörderische Gefechte wurde am Oberrhein Landau und ganz Elsaß befreit und die republikanischen Kriegszeichen an den Ufern des Rheins aufgepflanzt; in den Niederlanden ward Dünkirchen gerettet und mehrere heftige Treffen wurden gewonnen. Houchard und Jourdan befehligten hier, am Oberrhein aber Pichegru und Hoche, Namen, die der Strom der Revolution aus der Dunkelheit hervorzuheben anfing. — Am 30. September wurde in Paris ein großes Siegesfest gehalten, bei welchem vierzehn verschiedene Armeen, ihrer größeren und kleineren Siege wegen, im Triumphzuge dargestellt wurden.

Das Jahr 1794. Waffenglück der Franzosen. — Im An-

fange des folgenden Jahres hatten die Verbündeten alle Kräfte in den Niederlanden unter dem Prinzen von Koburg gesammelt und der deutsche Kaiser war selbst in das Feldlager gekommen, seine Krieger anzufeuern; unter seinen Augen erfochten sie am 17. April einen Sieg bei Chateau Cambresis und eroberten am 30. die Festung Landrecy. Dann aber wendete sich das Glück wiederum. Carnot, welcher die Weise des Kampfes wohl verstand, wodurch ein in die Waffen gerufenes Volk siegen muß, ließ durch die beiden großen Heere unter Pichegru und Jourdan unaufhörliche wilde Stürme auf die Stellungen der Verbündeten machen, daß kein Tag ohne blutige Gefechte war. Auf die Menge der Fallenden wurde nicht geachtet, frische Haufen ersetzten die vernichteten; und in solchem Gedränge wußten die verbündeten Feldherren nicht, auf welchen Punkt die Hauptkraft der Vertheidigung gerichtet werden müsse. Die Kunst des Krieges hatte ihre Bedeutung verloren. Wenn die geworfenen und auseinander gesprengten Haufen dennoch nicht fliehen, sondern sich immer wieder sammeln und immer wieder von neuem anstürmen, so lange noch Lebende übrig sind; wenn keine Schrecken des Todes sie von dem Kampfplatze verscheuchen können; so muß wohl am Ende die Mehrzahl siegen. Die ermüdeten Oestreicher mit ihren Verbündeten, den Engländern, Holländern und Hannoveranern, wurden endlich am 22. Mai bei Tournay von Pichegru und am 26. Juni bei Fleurus von Jourdan in blutigen Schlachten geschlagen. In der letzten raffte der französische Feldherr den Sieg, den er schon verloren, dadurch wieder an sich, daß er einen seiner Adjutanten in einem Luftball in die Höhe steigen ließ, um die Stellung des Feindes genau zu erforschen, und dann, auf dessen Bericht, den Kampf wieder erneuerte.

Seit diesen Siegen nahm das Glück der französischen Waffen seinen unaufhaltsamen Lauf gegen Holland und gegen den Rhein. Die eroberten Plätze in Frankreich: Landrecy, Quesnoy, Valenciennes und Condé gingen nach einander wieder verloren; dazu nahmen die Franzosen schon am 9. Juli Brüssel in Besitz und standen im Herbst an den Ufern der Maas und Waal. Diese schienen ihren Fortschritten endlich ein Ziel zu setzen; außerdem hatte man die Schleusen der Dämme geöffnet, um Holland durch eine große Ueberschwemmung zu schützen. Da trat die Natur selbst zu Gunsten des siegreichen Volkes in's Mittel und bahnte ihm den Weg über Flüsse und Seen und Moräste. Der Winter von 1794 auf 95 war sehr streng; schon im Dezember waren alle Gewässer mit dickem Eise belegt, und über diese breiten, festen Brücken zog das französische Heer mit dem neuen Jahre in Holland ein; am 17. Jan. erschien es in Utrecht, am 19. in Amsterdam. Dem Erbstatthalter blieb nichts übrig, als mit den Seinigen zu entfliehen, und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt.

Unterdeß hatte auch Jourdan im Herbst 1794 die Oestreicher aus Brabant gegen den Niederrhein zurückgedrängt und in mehreren Treffen geschlagen; er zwang sie, am 5. Oct. bei Köln über den Rhein zurückzugehen. Lüttich, Aachen, Jülich, Köln, Bonn, Koblenz fielen in die Hände der Franzosen, nur Luxenburg hielt sich durch tapfere Vertheidigung bis in den Juni 1795.

Am Oberrhein nahm der Feldzug von 1794 fast dieselbe Wendung als in den nördlichen Gegenden; anfangs, am 22. Mai, ein vollständiger Sieg der Preußen und Oestreicher bei Kaiserslautern; dann Verstärkung der republikanischen Armee durch die Volksaufgebote und wüthende

unaufhörliche Angriffe auf die Verbündeten; endlich, am 15. Juli, eine zweite Schlacht bei Kaiserslautern, in welcher sie achtmal mit großem Verlust zurückgeschlagen werden und dennoch zum neunten den Sturm wagen und glücklich gewinnen. Dann wieder einige Waffenruhe, bis die Verbündeten gegen Ende des Jahres auch hier auf das rechte Rheinufer zurückgehen.

Der Friede zu Basel. 1795. — So groß und überraschend war das Glück Frankreichs gewesen, daß, wer die Lage Europa's und besonders Deutschlands aufmerksam betrachtete, leicht erkennen mochte, es müsse nun der Krieg mit vereinten Kräften für die eigene Sicherheit geführt werden. Die Franzosen machten kein Hehl aus ihrer Absicht, alles von Deutschland, was jenseits des Rheines liege, bis an diesen Strom zu behalten. Sollte dem gefährlichen Nachbar, nach einem verlornen Feldzuge das gelassen werden, wonach er Jahrhunderte vergeblich gestrebt hatte? Das einige Deutschland hätte sich solchen Schimpf nimmer gefallen lassen; aber der alte hohe Sinn für des gemeinsamen Vaterlandes Ehre, wo war er in diesen Zeiten zu finden? Eifersucht und Neid der Heerführer und der ersten Diener hatten schon die Kraft der Heere gelähmt und manche große That verhindert; nun ließ sich der ganze Bund durch die schlauen Feinde trennen. Am 5. April schloß Preußen zu Basel einen besondern Frieden mit der französischen Republik, und Hannover, so wie Hessen-Kassel, traten demselben bei. Es wurde eine Demarkations-Linie für das nördliche Deutschland gezogen, welche die preußischen Länder in Westphalen, nebst Hessen und Niedersachsen, absonderte.

Bald darauf trennte sich auch Spanien, wegen Geldnoth, Unordnung im Heere und Mangel an festem, entschiedenem Willen, von dem Bunde gegen Frankreich. Oestreich und England blieben von den größeren Mächten allein auf dem Kampfplatze; so war es Oestreich seit Maximilian I. fast immer gegangen, wenn es sich in einem Bündnisse mit Mehreren in einen Krieg eingelassen.

141. Fortsetzung des Krieges bis zum Frieden von Campo Formio. 1795—97.

Während der preußischen Friedensverhandlungen und nachher, weil Oestreich und das deutsche Reich sich gleichfalls bereit zum Frieden zeigten, nämlich den Sommer des J. 1795 hindurch, ruhten die Waffen von beiden Seiten; die Heere standen einander an den Ufern des Rheines gegenüber, getrennt durch die Fluten des Stromes. Für Frankreich war diese Ruhe ein Gewinn, weil der allgemeine Mangel an Lebensmitteln in diesem Jahre, der beinahe einer Hungersnoth glich, keine außerordentliche Anstrengung erlaubte. Als nun aber die Ernte glücklich eingebracht war, ging Jourdan in der Nacht vom 6. auf den 7. Sept. zwischen Duisburg und Düsseldorf über den Rhein, nahm die letztere Stadt sogleich ein und verdrängte die Oestreicher im raschen Siegeslaufe von den Ufern der Wupper im Bergischen, — an diesem Flusse fing die preußische Demarkations-Linie an, — der Sieg, der Lahn, bis über den Main. Hinter demselben sammelte der Feldmarschall Clairfait sein Heer wieder, griff die Franzosen bei Höchst an, schlug sie und warf sie eben so schnell wieder über den Rhein zurück, als sie vorgedrungen waren. Mainz wurde von der Belagerung befreit, Mannheim wieder erobert. — Die Sommerruhe

hatte die Kraft und den Ungestüm des republikanischen Heeres geschwächt, der Eifer war in vielen erkaltet, ein Krieg am rechten Ufer des Rheines war nun kein Kampf mehr für die Freiheit des Vaterlandes, und viele Freiwillige aus den höheren Ständen waren nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Unterdeß war in Frankreich eine gemäßigtere Partei an die Spitze der Regierung getreten. Schon im vorigen Sommer hatte der Convent den, immer argwöhnischer und grausamer mordenden, Robespierre mit seinen Schreckensmännern gestürzt und selbst auf das Blutgerüst gebracht, auf welchem er so viel unschuldiges Blut vergossen hatte. Darauf, nachdem mit vieler Mühe die ganze Rotte der Jacobiner einigermaßen zur Ruhe gebracht war, setzte man eine neue Regierung ein. Fünf Direktoren wurde die ausübende Gewalt in die Hände gegeben, einem Rathe der Jüngeren und der Alten die gesetzgebende. Frankreich neigte sich schon wieder zu der Herrschaft Weniger oder eines Einzigen hin, in dem Gefühle, daß ein so großer Staat durch eine Volksherrschaft verderben mußte.

Das Jahr 1796. Buonaparte. — Nachdem die neue Ordnung befestigt war, beschloß das Direktorium, durch einen allgemeinen stürmischen Angriff den Frieden mit Oestreich und dem Reiche zu erzwingen. Im Frühjahre sollten die Heere über den Rhein und die Alpen gehen und in das Herz Deutschlands von allen Seiten eindringen, Moreau durch Schwaben, Jourdan durch Franken, ein drittes Heer von Italien aus.

Hier befehligte das östreichische Heer der alte General Beaulieu, am Oberrhein Wurmser, am Niederrhein der Erzherzog Karl; die Reichstruppen waren mit diesen beiden vereinigt. In Italien begann der Krieg zuerst. Aber hier stand der alte, wenn gleich sehr erfahrne, Heerführer einem jugendlich kühnen, mit den riesenhaftesten Entwürfen erfüllten, Manne gegenüber, welcher nun zuerst seine furchtbare Kraft zum Erstaunen der Welt entfaltete. Buonaparte, zu Ajaccio in Korsika geboren, (sein Vater war Advokat, nachher französischer Procurator daselbst), in Frankreich in den Kriegsschulen erzogen, durch den Anblick und die eigene Theilnahme an den Revolutionsgräueln für ungeheuere Unternehmungen abgehärtet, trat in seinem 26. Jahre an die Spitze der italienischen Armee. Einer der fünf Direktoren, Barras, hatte ihn zu seinem besondern Günstlinge gemacht, ihn mit Josephine, Wittwe des Generals Beauharnais, vermählt, und erhob ihn jetzt zum Obergeneral in Italien. Es war eine gefährliche Stelle; das dortige Heer war in großer Unordnung, ohne Unterhalt und Kleidung, sogar ohne Geschütz; nur in der Hand eines kühnen Feldherrn konnte eine solche Lage vielleicht zu desto glänzenderem Siege benutzt werden, weil die Krieger nur die Wahl zwischen Sieg oder Untergang vor sich sahen. Buonaparte wußte bald eine unerhörte Gewalt über die Gemüther seiner Schaaren zu gewinnen; sein kühner Sinn theilte sich ihnen mit. Das war die Seele seiner Kriegskunst, durch welche er bald den Gedanken fassen konnte, ein Welteroberer zu werden. Er verstand es, durch Proklamationen in altrömischer Kürze und Kraft, dem französischen Wesen ganz angepaßt, durch Ertheilung von Ehrenzeichen, von Fahnen und Adlern, an die Regimenter, welche er nun sogleich in der Schlacht an den gefährlichsten Platz stellen wollte, und durch andere ähnliche Mittel des Ehrgeizes im Augenblicke der Entscheidung die höchste Begeisterung zu erzeugen. Er wagte es, den Ausgang der Schlachten vorher zu verkündigen, und das Glück machte seine Worte wahr, bald glaubte man, was er vorhergesagt, und weil es ge-

glaubt wurde, so geschah es. Seine Gegner brachte vorzüglich dieses aus der Fassung, daß er niemals that, was vorauszusehen und zu berechnen war, sondern nur das Unerwartetste und Verwegenste. Daher waren die Erfahrungen der Kriegskunst gegen ihn verloren, ein Vertheidigungskrieg mußte gegen ihn mißlingen, weil der Schlag immer schon geschehen war, ehe er nur bemerkt wurde; und zum Angriffe ließ er den Gegner nicht kommen, weil keiner so schnell in seinen Entschlüssen war, als er.

Der Anfang seines Feldzuges war gleich ein glänzendes Gelingen. Durch rasche Züge und Angriffe trennte er das Heer der Sardinier von den Oestreichern und zwang den König von Sardinien zum besondern Frieden. Dann drängte er die Oestreicher an die Nordseite des Po zurück, so daß ihm ganz Mittel-Italien offen stand und alle dortigen Fürsten vor seiner Rache zitterten. Sie boten nach einander den Frieden an und erhielten ihn für viele Millionen Geldes, für Gemälde und andere Kunstschätze und kostbare Handschriften. Mit diesen Sachen sollte Paris, die künftige Hauptstadt der Welt, geschmückt werden. Der Herzog von Parma war der erste, der eine Anzahl seltener Gemälde durch den Vertrag vom 9. Mai als Kaufpreis des Friedens ausliefern mußte; von diesem Tage an wurde das alte Beispiel Roms gegen Griechenland allenthalben wiederholt, wohin französische Heere kamen; Eitelkeit und die Begierde, das, was die Welt für das Kostbarste hielt, auf einen Fleck in Paris zusammenzuhäufen und dadurch diese Stadt dem alten Rom gleich und zum Mittelpunkte der Völker zu machen, leerten die Kunstschätze der übrigen Länder aus. Sie blieben lange an ungeweihter Stätte gewaltsam zusammengeschichtet und für das stille, innere Leben der Kunst wenig benutzt. — Der Papst erkaufte durch 21 Millionen Livres, hundert Gemälde und zweitausend seltene Handschriften die Neutralität; Neapel erhielt den Frieden ohne Opfer, weil es zu entfernt lag und weil seine Zeit dem französischen Feldherrn noch nicht gekommen zu sein schien.

Unterdeß waren in Deutschland gleichfalls große Ereignisse vorgegangen. Es fingen hier die kriegerischen Bewegungen erst an, als bereits in Italien die Hauptsache entschieden war und der tapfere Wurmser mit 30,000 Mann aus Deutschland abgerufen wurde, um Mantua zu entsetzen. Daher gelang es den französischen Heeren, dem Kriegsplane des Direktoriums gemäß, rasch in das Herz des deutschen Reiches einzudringen. Um die Mitte Augusts stand Jourdan nur noch einige Tagemärsche von Regensburg, Moreau mit der Rhein- und Mosel-Armee bei München; er sagte es laut, daß er die rechte Hand der italienischen Armee unter Buonaparte, die linke Jourdans Heere zu reichen gedenke. Diese Vereinigung so ungeheurer Heeresmassen war nahe und der Augenblick einer der gefährlichsten für den östreichischen Staat. Er wurde noch einmal glücklich durch den jungen Helden aus dem Kaiserhause abgewendet. Je näher der Krieg den östreichischen Gränzen rückte, desto mehr feuerte die Gefahr des heimischen Bodens die kaiserlichen Krieger an; ihre Zahl wuchs zugleich durch die Verstärkung aus dem Innern des Landes. Da erhob sich der Erzherzog Karl mit ihnen, schlug das Jourdan'sche Heer am 22. Aug. bei Neumark und am 24. bei Amberg so entscheidend aufs Haupt, daß die Sambre- und Maas-Armee in wilder Flucht bis an den Niederrhein zurückströmte. Jourdan sammelte sie bei Mühlheim am Rhein, führte sie von da nach Düsseldorf und legte bald darnach den Oberbefehl nieder.

Moreau wurde durch dieses Unglück des andern Heeres gleichfalls zum Rückzuge an den Oberrhein gezwungen. Er vollbrachte ihn durch die gefährlichen Wege Schwabens, durch die Pässe des Schwarzwaldes, beständig umgeben und verfolgt von Feinden, selbst durch die Haufen der zornigen Bergbewohner beunruhigt, denen der Haß gegen die Fremden die Waffen in die Hände gegeben hatte, mit solcher Geschicklichkeit, daß er noch mit vieler Beute und mit Gefangenen am Rheine anlangte. Sein Feldherrnruhm war durch diesen Rückzug begründet. — Es wurde nun durch die Heerführer von beiden Seiten für den Winter eine Waffenruhe am Rheine verabredet.

Der Erzherzog Karl, auf den jetzt alle Augen mit Bewunderung gerichtet waren, wurde schnell nach Italien gerufen, um das zerrüttete östreichische Heer herzustellen; Wurmser hatte nach einigen gelungenen Zügen nur so viel bewirken können, daß er sich mit 10,000 Mann Verstärkung in die Festung Mantua warf. Sie wurde dann von Buonaparte's Heere von neuem belagert und fiel am 6. Febr. 1797 durch Hunger.

Das Jahr 1797. — Friede zu Campo Formio. 17. Okt. — Der Erzherzog konnte mit einem geschlagenen, muthlosen Heere den Fortschritten Buonaparte's nicht Einhalt thun. Dieser drang nach Mantua's Fall unaufhörlich weiter nach Norden vor, überschritt die Alpen, die Italien von Kärnthen trennen, rückte in Steiermark ein, besetzte Klagenfurth und kam bis Judenburg an der Mur, von wo aus er Wien bedrohte. Aber sein Lauf war zu rasch gewesen, die Lage, in welche er sich begeben, war gefährlich. Vor sich hatte er das kaiserliche Heer, welches mit jedem Schritte rückwärts mächtiger wurde, weil Wien waffnete und Ungarn sich in Masse erhob; von der linken Seite her der kaiserliche General Laudon aus Tyrol vordringend; im Rücken bei Triest ein anderer feindlicher Haufe und das ganze venetianische Land im Aufstande; der Rückweg bis zu der nächsten besetzten Festung, Mantua, eine Strecke von 40 Meilen durch rauhe Gebirge; dazu bei dem eigenen Heere nur noch auf 10 Tage Brot! Es scheint, wenn Oestreich damals ein großes Spiel gewagt, es hätte den gefährlichsten Gegner vielleicht auf einmal vernichten und den Begebenheiten der letzten Jahrzehende eine durchaus andere Richtung geben können. Aber es nahm den Frieden, den der feindliche Feldherr mit der Miene des Siegers darbot, an, schloß zuerst die vorläufigen Friedensbedingungen zu Leoben am 18. April und den förmlichen Frieden zu Campo Formio, einem adligen Hofe in der Gegend von Udine, am 17. Oct. 1797. — So hatte Buonaparte in zwei Feldzügen Italien erobert, vierzehn Schlachten gewonnen, allen dortigen Staaten die Waffen aus den Händen gewunden und zuletzt auch Oestreich zum Frieden gebracht.

Durch diesen Frieden trat der Kaiser die östreichischen Niederlande an Frankreich ab und entsagte seinen italienischen Besitzungen mit der Hauptstadt Mailand, um daraus mit andern italienischen Provinzen eine cisalpinische Republik (unter Frankreichs Vormundschaft), zu bilden. Dafür erhielt Oestreich Venedig, die venetianischen Inseln, Istrien und Dalmatien und sollte nur den Herzog von Modena im Breisgau entschädigen. Um den Frieden mit dem deutschen Reiche vollends abzuschließen, sollte sofort ein Friedenskongreß zu Rastadt veranstaltet werden.

Aber, wie konnte solcher Friede anders als sehr schmachvoll ausfallen? Wie früher von Preußen, so war das Reich nun auch von seinem

Kaiser verlassen; Oestreich hatte in einem geheimen Artikel schon in die Abtretung des linken Rheinufers gewilligt, und wer sollte das Reich vertreten, wenn die Mächtigsten sich ihm entzogen? Doch kein Einzelner ist anzuklagen, weil alle gefehlt haben; viele einzelne Reichsglieder hatten sich auch von der Theilnahme des Ganzen getrennt, so wie die Gefahr ihnen nahe kam; von Oestreich durfte nicht gefordert werden, daß es sich allein aufopfere. — Der Blick eilt gern über das Ende des achtzehnten und den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinweg, wo das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung dalag; doch dürfen diese Zeiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden, damit die Gemüther mit Entsetzen gewahr werden, wohin Uneinigkeit, Trennung, Selbstsucht der Einzelnen, Mangel des vaterländischen Gemeingefühles die deutschen Völker führen konnten.

142. Kurze Ruhe. Dann neuer Krieg bis zum Lüneviller Frieden. 1799—1801.

Der Friedenskongreß zu Rastadt wurde wirklich eröffnet; Buonaparte erschien selbst als Unterhändler. Aber, o Himmel, wie wurde dem deutschen Reiche Hohn gesprochen bei diesen Unterhandlungen, wie übermüthig, in der Weise der Herren, redeten die französischen Gesandten mit den deutschen Fürsten! Und diese mußten sich alles gefallen lassen, mußten in eine Abtretung nach der andern willigen, das linke Rheinufer hingeben, die Secularisationen auf dem rechten Ufer, zur Entschädigung derer, die auf dem linken verloren hatten, zugestehen, die Schleifung der Festung Ehrenbreitstein versprechen und so vieles andere erdulden. Mit diesen Verhandlungen war das Ende des Jahres 1798 herbeigekommen, da erst waren sie ihrem Abschlusse nahe gebracht; aber unterdeß hatte sich die Lage Europa's wesentlich geändert.

Die Direktoren in Frankreich hatten in ihrem Uebermuthe Umwandlungen anderer Länder vorgenommen, welche dem schärfer Sehenden bewiesen, die neue Republik sei im Frieden fast gefährlicher, als im Kriege. Im Anfange des Jahres 1798 schufen sie, mit höhnendem Trotze gegen den Papst, den Kirchenstaat in eine *römische Republik* und bald darauf, nach blutiger Gewaltthätigkeit, die Schweiz in eine *helvetische* um. Und unter dem Vorwande, die neuen Schöpfungen zu sichern, ließen sie ihre Heere in den Ländern und sogen sie durch Erpressungen aus. Solches Verfahren konnte Oestreich, in welchem die alte Sorge für Europa's Sicherheit erwachte, nicht dulden; es fand einen Gleichgesinnten in dem Kaiser von Rußland, *Paul I.*, der seit 1796 seiner Mutter Katharina gefolgt war. Er war ein Feind der französischen Grundsätze; schon seine Mutter hatte den „Königsmördern" und den „Gottesleugnern" gedroht. Jetzt war Paul noch insbesondere dadurch gegen Frankreich gereizt, daß ihn der Johanniter=Orden zu seinem Großmeister wählte, nachdem die Franzosen sich der Insel Malta bemächtigt hatten. Dieser Sporn für seinen Ehrgeiz war wohlberechnet. So bildete sich eine seltsame Verbindung zwischen Mächten gegen Frankreich, welche so noch nicht vereinigt gewesen waren; zwischen *Rußland*, *England*, *Oestreich*, und zu diesen hinzu die *Türkei*, die bisher mit zweien dieser Mächte in einer Todfeindschaft gelebt hatte. Frankreich selbst hatte die Türken, seine alten Bundesgenossen, durch die wunderbare *Expedition nach Aegypten*, unter Buonaparte's Anführung, im Mai 1798, zum Kriege gereizt.

Ein größerer, überraschenderer Plan, als diese Unternehmung, war bis dahin von der französischen Republik nicht gefaßt worden. In einem Augenblicke, da die Unterhandlungen mit dem deutschen Reiche noch nicht weit gediehen, also der Friede auf dem festen Lande noch nicht gesichert war, da England noch einen siegreichen Kampf zur See führte, segelte plötzlich der Kern des französischen Heeres, mit den besten und glücklichsten Heerführern, über die Meere nach einem fernen Lande, von welchem bald alle Rückkehr versperrt war, um, wie es in der französischen Erklärung hieß: „Aegypten von der Tyrannei der Mamelucken zu befreien und die Pforte an diesen übermüthigen Vasallen zu rächen." Seltsameres, schien es, konnte wohl nicht erdacht werden; aber es lag hinter diesen Worten, die der blödeste Verstand nicht als Wahrheit annehmen konnte, eine weitere Absicht. Aegypten ist eines der fruchtbarsten Länder des Erdbodens und konnte, bei guter Benutzung, den Verlust reichlich ersetzen, den Frankreich in Westindien erlitten hatte; denn Aegypten kann alle Erzeugnisse der heißesten Länder hervorbringen. Ueber Aegypten ferner ging einst der Handelsweg nach Ostindien, kürzer und schneller, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung; von Aegypten aus konnte die Herrschaft der Engländer in Ostindien gefährlich bedroht werden; ja, es ist wahrscheinlich, daß Buonaparte's abenteuerlichem, alles überfliegendem Sinne die Möglichkeit eines indischen Zuges vorschwebte. Hatte doch einst Alexander der Große, mit 40,000 alten macedonischen Kriegern, Asien durchzogen und die Ufer des Ganges erreicht! In Ostindien waren zu diesem Zwecke schon Verbindungen angeknüpft. Im Anfang des Jahres 1799 fing Tippo Saheb seinen heftigen Krieg gegen die Britten an, wie man glaubte, auf Antrieb und in Verabredung mit den Franzosen, deren Hülfe er erwartete. Er verlor indeß Leben und Reich und die englische Macht in Ostindien dehnte sich noch viel weiter aus. — Buonaparte war nach glücklicher Fahrt, und nachdem sein Glückstern ihm unterwegs die wichtige Insel Malta in die Hände geliefert hatte, am 2. Juli 1798 in der Bai von Abukir gelandet, hatte Alexandrien mit Sturm genommen und stand am 21. schon bei Cairo, der Hauptstadt des Landes. Hier, am Fuße der großen Pyramiden, fand er dreiundzwanzig Beys gegen sich in Schlachtordnung. „Bedenkt," sagte er zu seinen Kriegern, daß von diesen Denkmälern viertausend Jahre auf euch herabblicken!" — Nach diesem auf den französischen National-Charakter so wohlberechneten Worte schlugen sie das feindliche Heer, rückten in die Hauptstadt ein und konnten Aegypten als ein erobertes Land betrachten. Frankreich mochte geglaubt haben, die Türken, die mehr dem Namen als der That nach Herren in Aegypten waren, würden die Eroberung gleichgültig ansehen; allein diese nahmen die Sache ernsthafter, entsagten ihrer dreihundertjährigen Freundschaft mit Frankreich und vereinigten sich mit dessen Feinden. England aber, die Wichtigkeit des ganzen Unternehmens wohl erkennend, bot Alles auf, es scheitern zu machen. Nelson, ihr erster Seeheld, suchte die französische Flotte lange vergebens, endlich fand er sie am 1. August in der Bai von Abukir. Die Sonne ging schon unter, dennoch griff er mit seinem Ungestüm an und durchbrach die Schlachtreihe der feindlichen Schiffe. Die Dunkelheit der Nacht hielt den mörderischen Kampf nicht auf; um 10 Uhr flog das französische Admiralschiff mit tausend Menschen in die Luft; drei Minuten war eine Todtenstille; dann wurde wieder gestritten bis an den Morgen, bis die französische Flotte vernichtet war. — Durch diesen

Sieg war Buonaparte von Europa getrennt und von aller Hülfe abgeschnitten, während für Frankreich ein sehr schwerer Kampf bereitet wurde.

Der Feldzug von 1799. Suwarow. — Die Verbindung der großen Mächte gegen Frankreich war geschlossen, der deutsche Kaiser rief im Anfange des Jahres 1799 seinen Gesandten vom Friedenskongresse zu Rastadt ab und dieser löste sich auf. Am 6. März erklärte schon die französische Republik, nach ihrer Weise zuvorkommend, dem Kaiser von neuem den Krieg, weil er den russischen Heeren den Eintritt in seine Länder gestattet habe.

In Italien war der neue Krieg schon einige Monate früher ausgebrochen. Die Königin von Neapel, diese eifrige Feindin der Franzosen, konnte den Augenblick des gemeinschaftlichen Angriffs nicht erwarten und ließ die neapolitanischen Truppen im November 1798 in das römische Gebiet vorrücken. Aber diese Voreiligkeit nahm einen übeln Ausgang; die Franzosen kehrten sich mit gewohnter Schnelligkeit gegen diese Seite, vertrieben den König von Neapel mit seiner ganzen Familie nach Sizilien und nahmen Unteritalien, bis an die Spitzen von Kalabrien, ein. Neapel wurde in eine parthenopeische Republik verwandelt, und um ganz Italien republikanisch zu machen, waren auch Toskana und Genua in Freistaaten umgewandelt.

Diesesmal wurde jedoch den neuen Schöpfungen nur ein kurzes Leben zu Theil. Von allen Seiten eilten schon die Heere der Verbündeten, unter versuchten Anführern, zum Kampfe herbei. Das Direktorium hatte kein festes Ansehen mehr in Frankreich selbst, die Vendée war wieder im Aufstehen, die französischen Heere wurden zum Theil schlecht geführt, und in der Verwaltung des Staates wie in der Versorgung der Heere war Schlaffheit und Unordnung. Dazu schlug der Erzherzog Karl den General Jourdan, den Gegner, der ihm schon einmal hatte weichen müssen und der im März bis nach Schwaben vorgedrungen war, bei Stockach und in mehreren anderen Treffen und verjagte ihn aus Deutschland; dem General Massena aber entriß er den westlichen Theil der Schweiz, bis Zürich hinaus, und wartete nun an den Ufern des Rheines die Wendung des Kampfes in Italien ab.

Hier befehligte zuerst die Franzosen der General Scherer, ein wüster, dem Trunke ergebener Mann, welcher von dem östreichischen Heerführer Kray bei Verona und Magnano geschlagen wurde und als er den Oberbefehl niederlegte, seinem Nachfolger Moreau ein zerrüttetes, fast aufgelöstes Heer übergab. In diesem Augenblicke stieß der Feldmarschall Suwarow, ein grauer, aber jugendlich kühner, rascher, nichts scheuender Krieger, mit seinen Russen zu den Oestreichern und setzte hier in Italien die Heldenbahn fort, die er in früherer Zeit gegen die Türken begonnen hatte. Solchem Gegner konnten die geschwächten Franzosen, konnte der tapfere Moreau nicht widerstehen. Suwarow schlug sie am 27. April bei Cassano und zog am folgenden Tage als Sieger in Mailand ein. Durch diese Schlacht war die Lombardei erobert, die cisalpinische Republik zersprengt, Norditalien dem östreichischen Hause wiedergegeben. Darauf zog der russische Feldherr gegen den General Macdonald, der mit der französischen Armee von Neapel heraufkam, und schlug ihn in der Mitte des Junius in mehrtägigen blutigen Treffen an der Trebia, in den Gegenden, wo einst Hannibal die Römer besiegt hatte. Ganz Italien, bis an das genuesische Land, war nun den

Franzosen wieder abgenommen, die Festungen fielen durch Belagerungen, die Republiken verschwanden eine nach der andern und die alten Herrschaften wurden hergestellt. Unterdeß hatte der General Joubert ein neues Heer versammelt, aber er wurde, gleich den frühern Anführern, geschlagen. Am 15. August war die blutige zwanzigstündige Schlacht bei Novi, in welcher Joubert selbst fiel. Nur Genua war jetzt noch in den Händen der Franzosen. Die Belagerung dieser Stadt den Oestreichern überlassend, rückte der russische Feldherr gegen die Alpen heran, um durch ihre Pässe in die Schweiz vorzudringen und diese Festung der Natur, das Bollwerk Frankreichs, auch zu gewinnen. Als er am Fuße der riesigen Berge anlangte, die ihre Häupter in den Wolken verbargen, zauderten seine Krieger einen Augenblick, die Felsenpfade hinan zu klimmen, erschreckend vor solcher selbstständigen Größe der Natur, die sie in den weiten Gefilden Rußlands nicht kannten. Da warf sich der graue, von allen verehrte, Feldherr auf die Erde, rufend: „Nun so sollt ihr den alten Suwarow vor diesen Bergen begraben, daß die Welt weiß, ihr habt euren Heerführer an dieser Stelle verlassen.“ Und auf dieses Wort brachen sie beschämt auf, stiegen wetteifernd die Felsen des Gotthard hinan und drangen unter steten Gefechten durch seine Pässe, über die Teufelsbrücke, nach dem Vierwaldstädter See hinab. Da, wo der Fuß des Wanderers ausgleitet, und das Auge am Rande des Abgrundes schwindelt, wurde der blutige Kampf gekämpft und stürzten sich die erbitterten Krieger in die tief unten schäumenden Bergströme hinab.

Aber eben jetzt schlug Massena durch geschickte Ueberraschung den russischen General Korsakow und der General Soult die Oestreicher unter Hotze, in den Gegenden von Zürich. Mit ihnen wollte sich Suwarow vereinigen; nach ihrer Niederlage aber war die Schweiz nicht mehr zu retten, und in dem unterhaltsarmen Lande konnte kein langer Krieg geführt werden. Darauf zog sich Suwarow durch Graubünden, auf Pfaden, wo nur einzelne hinter einander ziehen konnten, mit meisterhafter Kunst, ohne Verlust nach Feldkirch in Vorarlberg. Bald darauf wurde er mit seinem Heere zurückgerufen; die Russen hatten nur den einen Feldzug mit den Oestreichern getheilt. Aber es war ein Feldzug, der an Thaten und an Gewinn wenige seines Gleichen in der Geschichte hat. Außer den gewaltigen Schlachten waren acht Festungen und 5000 Stücke Geschütz in denselben gewonnen.

Die Unzufriedenheit des launenvollen Kaisers Paul, welcher von seinen Bundesgenossen vernachlässigt und beleidigt zu sein wähnte, gab der Verbindung ein so schnelles Ende. Es war auch in diesem Sommer eine Landung englischer und russischer Truppen in Holland versucht, aber durch Fehler in der Anführung mißlungen; dies gab dem Kaiser den stärksten Grund des Unwillens. Frankreich aber war durch dieses Mißlingen des Angriffs auf Holland und durch die Wiedereroberung der Schweiz aus großer und naher Gefahr errettet. Noch war sie nicht ganz abgewendet, denn die siegreichen Heere Oestreichs hatten Italien inne, sie standen an den Ufern des Rheines und bereiteten sich mit den Truppen des deutschen Reiches, welches endlich den Krieg auch wieder beschlossen hatte, hinüber zu gehen. Dazu war die Regierung Frankreichs in sich uneins und des öffentlichen Zutrauens beraubt. Aus dieser schwierigen Lage wurde Frankreich durch Buonaparte gerettet.

Buonaparte, erster Consul. 9. November 1799. — Als dieser Feldherr, der den Ruhm seiner Thaten mit nach Aegypten und Syrien

genommen hatte, dort die Gefahr Frankreichs, die unglücklichen Schlachten, den Verlust Italiens erfuhr, segelte er mit wenigen Freunden, ohne zurückberufen zu sein, aus Aegypten weg, kam wie durch ein Wunder glücklich durch die englischen Flotten und landete am 9. October zu Frejus. Er erschien plötzlich in Paris, zum Schrecken vieler, die seinen Ehrgeiz kannten, andern zum Trost, weil sie von ihm, der schon einmal den Frieden erkämpft hatte, eine glückliche Wendung der Dinge erwarteten. Viele wünschten auch eine einfachere, kräftigere Regierung als bisher, oder sie hofften gerade von ihm ihren eigenen Vortheil. So gelang es ihm, eine Umwandlung der Verfassung Frankreichs hervorzubringen, die in seine Hand eine große Gewalt legte. Von der Volksregierung war man früher schon zu Ausschüssen, von diesen zu einem Direktorium von fünfen gekommen; jetzt wurde die Zahl auf drei zusammengezogen, und um einen neuen Namen, aber mit altgeschichtlichem Klange, zu wählen, wurden die drei Consuln genannt. Der erste indeß hatte die Regierungsgewalt fast einzig in seinen Händen, und Buonaparte selbst ließ sich dazu ernennen.

Sein erstes Wort war Friede. Er wünschte ihn in diesem Augenblicke, um seine neue Gewalt zu befestigen; aber die übrigen Mächte trauten seinen Anerbietungen nicht. „So müssen wir den Frieden erobern," sprach er, und dieses Wort, weil es treffend geredet war, tönte in ganz Frankreich wieder und führte dem Feldherrn, auf den aller Blicke gerichtet waren, schnell ein neues, schönes Heer zu, welches sich im Frühjahr 1800 bei Dijon sammelte.

Die Schlacht bei Marengo. 14. Juni 1800. — Das östreichische Heer hatte die Stadt Genua von allen Seiten eingeschlossen; sie wurde hart belagert und schwebte schon in großer Gefahr, denn so tapfer sie auch der General Massena vertheidigte, so waren doch Hunger, Seuchen und Elend aller Art in der volkreichen Stadt bald so entsetzlich geworden, daß ganze Schaaren von Menschen dadurch fortgerafft wurden. Daß von Frankreich aus eine Hülfe über die Alpen herbeikommen könne, glaubte der Hofkriegsrath in Wien nicht, und der General Melas bereitete sich schon, über Nizza einen Einfall in das südliche Frankreich zu machen. Da bricht der erste Consul plötzlich mit der Reservearmee von Dijon auf, übersteigt mit Geschütz und Reiterei, unter unglaublichen Anstrengungen und Beschwerden, den großen und kleinen Bernhardsberg, den Simplon und den St. Gotthard und erscheint in den Ebenen der Lombardei, ehe Melas von dem ganzen Zuge eine Kunde erhält. Sonst wäre es ihm leicht gewesen, die einzelnen Haufen, wie sie von den Bergen herabstiegen, zu vernichten. Am 2. Juni hielt Buonaparte seinen Einzug in Mailand. An demselben Tage bot Massena den Kaiserlichen die Uebergabe von Genua an, weil der Hungertod Besatzung und Einwohner zu verschlingen drohte. Die Kaiserlichen gestatteten ihm mit dem Kern seiner Mannschaft einen freien Abzug, sehr zufrieden, auf solche Weise das Belagerungsheer zum Kampfe gegen Buonaparte zu gewinnen, denn daß ein solcher, und zwar ein schwerer, mit diesem bevorstehe, hatte Melas nun wohl erkannt.

Dieser Kampf erfolgte am 14. Juni bei dem Dorfe Marengo, auf den großen Feldern zwischen Alessandria und Tortona; eine Schlacht, blutiger als irgend eine des Revolutionskrieges, in welcher die zerstörenden Kräfte, die in des Menschen Gewalt sind, dreizehn Stunden lang freigelassen ihr mörderisches Spiel trieben. Beide Heere kämpften mit der höchsten Anstrengung; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der tapfern

östreichischen Schaaren; viermal waren die Franzosen zurückgeschlagen, zum vierten Male war ihr Rückzug allgemein. Da traf Desaix, einer der besten Anführer, die Frankreich besaß, und der auch als Mensch von allen geehrt wurde, mit der Reserve auf dem Schlachtfelde ein. Sogleich erneuerte er den Angriff und das wieder gesammelte Heer folgte ihm. Er selbst fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, aber die noch mehr entflammten Krieger errangen den Sieg, der nun, nach so großer Anspannung, entscheidend war. Er vernichtete alle Siege des vorigen blutigen Feldzuges und eroberte an einem Tage für Frankreich ganz Italien. Melas, der nach diesem Unglück alle Fassung verloren, weil er von dem Rückzuge nach Oestreich abgeschnitten war, gab für einen freien Abzug alle italienischen Festungen, bis auf Mantua und Ferrara, hin.

Moreau's Siege, April bis December 1800. — Den Krieg in Deutschland führte zu gleicher Zeit der General Moreau mit großer Kühnheit und beispiellosem Glücke. Am 25. April ging er über den Rhein und in vierzehn Tagen stand er schon an der Iller, als Meister des Landes zwischen diesem Fluß, dem Rhein, der Donau und dem Bodensee, und als Sieger in zwei großen Schlachten bei Stockach und Moskirch. Dann drang er weiter in Baiern vor und machte sich zum Herrn des Landes bis München. Auf den Antrag des gegen ihn befehligenden Generals Kray wurde ein Waffenstillstand geschlossen und Friedensversuche gemacht; da aber Oestreich nicht ohne England unterhandeln, und Frankreich den englischen Gesandten nicht zulassen wollte, so begann der Kampf mit dem December von neuem; anfangs mit einigem Glück für die Oestreicher, dann aber am 3. December mit der blutigen Niederlage bei Hohenlinden. Im raschen Laufe drang Moreau nach dieser Schlacht über den Inn nach Salzburg und über Linz weiter gegen Wien und stand nur noch zwanzig Stunden von der Hauptstadt. Da wurde ein neuer Waffenstillstand geschlossen und die Friedensverhandlungen zu Lüneville ernstlich erneuert. Der General Moreau konnte den nun erfolgten Frieden als durch ihn selbst erkämpft betrachten; er war in acht Monaten, von denen mehr als vier in der Waffenruhe vergangen waren, über den Rhein, die Donau, den Lech, die Iller, den Inn, die Salza und die Ens gegangen, hatte in sechs großen Schlachten gesiegt und die Schatzkammer der Republik mit vierzig Millionen bereichert.

Der Friede zu Lüneville. 9. Februar 1801. — Nach solchen Verlusten des unglücklichen Jahres 1800 entließ England den deutschen Kaiser seiner Verbindlichkeit, keinen besondern Frieden schließen zu wollen; und nun wurden die Unterhandlungen von dem östreichischen Gesandten, dem Grafen von Cobenzl, und Joseph Buonaparte, des ersten Consuls Bruder, so eifrig betrieben, daß am 9. Febr. 1801 der Friedensvertrag schon unterzeichnet war. Er bestätigte im ganzen den Frieden von Campo Formio, und Oestreich erkannte jetzt die batavische, helvetische, ligurische und cisalpinische Republik an. Eine neue Bedingung, die zu Campo Formio nicht ausgemacht war, war die Erhebung des Herzogs von Parma, eines nahen Verwandten des Königs von Spanien, zum König von Etrurien, so ward das Großherzogthum Toskana umgetauft; der Großherzog sollte dagegen in Deutschland das Erzbisthum Salzburg als weltliches Fürstenthum, nebst einigen angrenzenden Landstrichen, und die Churwürde erhalten. Eben so erhielt der Herzog von Modena, wie

schon zu Campo Formio bestimmt worden war, die Markgrafschaft Breisgau, als Entschädigung seines Verlustes in Italien.

Außer diesen Abtretungen in Deutschland, welche Fürsten Italiens zu uns herüberversetzten, mußten nun große Umwandlungen im Reiche selbst vorgehen; denn Deutschland trat an Frankreich das linke Rheinufer, nämlich 1200 Quadratmeilen und 4 Millionen Menschen ab, und die Fürsten, die jenseits verloren hatten, sollten durch Einziehung der geistlichen Herrschaften und der freien Reichsstädte diesseits entschädigt werden. Zur Ausgleichung aller Ansprüche wurde eine Reichsdeputation zu Regensburg niedergesetzt, unter Frankreichs und Rußlands Vermittlung; sie fing am 24. Aug. 1802 ihre Sitzungen an und beschloß sie am 10. Mai 1803. Der Reichsdeputationsschluß vom 25. Febr. 1803 enthielt folgende wesentliche Anordnungen:

1. Von allen geistlichen Fürsten blieb nur der von Mainz als Churfürst Erzkanzler übrig und verlegte seinen erzbischöflichen Stuhl von Mainz nach Regensburg. Als Gebiet erhielt er die Fürstenthümer Aschaffenburg und Regensburg und die Grafschaft Wetzlar.
2. Der Churfürst von Baiern, der 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern verlor, erhielt dafür 300 Quadratmeilen mit 861,000 Einwohnern wieder, nämlich die Hochstifter Bamberg, Würzburg und Passau, eine Anzahl Aemter von andern schicklich liegenden Landstrichen, und siebzehn freie Reichsstädte in Schwaben und Franken; Ulm war die größte unter ihnen.
3. Das Haus Brandenburg, verlierend 46 Quadratmeilen mit 122,000 Einwohnern, erhielt dafür die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, nebst einem Theile von Münster, die Mainzischen Besitzungen in Thüringen und Erfurt, das Eichsfeld, einige Reichsabteien und Reichsstädte in Ober-Sachsen und Westphalen, zusammen 240 Quadratmeilen mit einer halben Million Einwohner.
4. Churbraunschweig oder Hannover, welches seine Ansprüche auf Hildesheim und einige andere Länder aufgab, erhielt den völligen Besitz von Osnabrück, welches seit dem westphälischen Frieden nur abwechselnd von einem seiner Prinzen beherrscht war.
5. Würtemberg erhielt für einen geringen Verlust jenseit des Rheines Stifter und Reichsstädte in Schwaben mit 100,000 Einwohnern, nebst der Churwürde.
6. Hessen-Kassel, welches in ähnlichem Falle war, bekam mit der Churwürde auch eine Vergrößerung von 10,000 Einwohnern.
7. Hessen-Darmstadt verlor etwa 24 Quadratmeilen mit 66,000 Einwohnern, wofür es Mainzische Aemter am rechten Rheinufer, einige Abteien und das Herzogthum Westphalen, welches zum Hochstift Köln gehört hatte, 96 Quadratmeilen mit 130,000 Einwohnern, bekam.
8. Baden, welches auch die Churwürde annahm, ersetzte einen Verlust von 38,000 Einwohnern mit 60 Quadratmeilen und 240,000 Einwohnern, nämlich dem Hochstift Konstanz, den Ueberbleibseln der Hochstifter Speier, Straßburg, und Basel am rechten Rheinufer, den pfälzischen Städten und Aemtern Heidelberg und Mannheim, und mehreren Abteien und Reichsstädten.
9. Auch Oranien-Nassau, welches in Deutschland nichts besessen hatte, sollte für seinen Verlust in Holland bei uns Ersatz bekommen;

ihm wurden die Stifter Fulda und Corvey und mehrere Abteien mit 45 Quadratmeilen und 120,000 Einwohnern eingeräumt.

10. Eben so erhielten die andern nassauischen Häuser, der Herzog von Oldenburg und der Fürst von Thurn und Taxis einige, ihren Verlusten angemessene, Entschädigungen.

Bei diesen Unterhandlungen gab Frankreich, herrischer und viel anmaßender, als bei dem westphälischen Frieden, das Gesetz, und durch Ertheilung oder Verweigerung seiner Gunst befestigte es seinen Einfluß auf unser unglückliches Vaterland, wie noch nie. Denn an seinem Worte hing damals, in einer Zeit, die einen Gewinn an äußerer Ausdehnung noch immer für das Höchste hielt, Wohl und Wehe.

Der Friede von Lüneville hatte alle geistlichen Herrschaften in Deutschland, bis auf eine, vernichtet; von den 52 Reichsstädten kamen 4 an Frankreich: Aachen, Köln, Worms und Speier, von den 48 übrigen blieben nur 6, Lübeck, Hamburg, Bremen, Frankfurt, Augsburg und Nürnberg, übrig; die Reichsgrafen und Ritter wurden mittelbar gemacht; und vieren aus der Mitte der weltlichen Fürsten wurde der Churhut gegeben, der in wenigen Jahren seine alte, ehrwürdige Bedeutung verlieren sollte; denn diese neuen Wahlfürsten haben zu der Ausübung ihres vornehmsten Rechtes nicht Zeit gefunden. Wie der Hauch einer leichtsinnigen Gegenwart sie geschaffen hatte, die mit Gütern verschwenderisch sich zeigte, deren Werth sie nicht mehr erkannte, so verwischte sie der Hauch des nächsten Augenblicks so schnell, als sie entstanden waren. Jener Leichtsinn war der Vorbote eines nahen Umsturzes des Ganzen; denn gegen solche Willkühr waren die Eingriffe des westphälischen Friedens in die Ordnung des Reiches nur ein Kleines gewesen. Was jener schüchtern und nur als Versuch gewagt, vollführte der Lüneviller Friede im großen, ohne Scheu gegen tausendjährige Stiftungen.

Eine tiefe Trauer mußte jedes vaterländische Gemüth erfüllen; denn kein Auge vermag ohne Wehmuth auf den Trümmerhaufen zu blicken, in welchen ein Sturm die geliebte Heimath verwandelt hat. Und wenn auch die Pfeiler des alten Gebäudes morsch und die Grundvesten erschüttert waren, an den Pfeilern und Wänden erschienen doch noch die Bilder einer großen, würdigen Vorzeit und die Zeugnisse einer Herrlichkeit und Freudigkeit des Volkslebens, wie wenige Geschichten sie nennen können.

Der Lüneviller Friede ist die eigentliche Aufhebung der alten Reichsverfassung, nicht die nachherige Errichtung des rheinischen Bundes und die Niederlegung der deutschen Kaiserkrone. Denn jener Bund war nur der Anfang eines neuen, Gott Lob nur kurzen, Baues aus den schon da liegenden Trümmern, und die letztere nur das Wort, welches der That nachfolgte.

Der Frieden zu Amiens. 27. März 1802. — Auf dem festen Lande war nach langen Kriegsjahren ein Augenblick der Ruhe eingetreten; nur der Seekrieg dauerte noch, denn der große Staatsmann, der England leitete und des ersten Consuls Streben und Wollen am tiefsten durchschauete, erkannte genugsam, daß zwischen ihm und England kein Friede bestehen könne. Man hat Frankreichs und Englands Verhältniß in jener Zeit mit dem zwischen Rom und Karthago verglichen und der Vergleich trifft die Sache; es war eine Todfeindschaft, und darum wollte Pitt, gleich Hannibal, einen Kampf auf Leben und Tod. Aber viele Stimmen in England forderten den Frieden, weil der Handel litt, weil Frankreichs Getreidesperre eine Theurung in England erzeugte, und weil die National=

schuld bis auf die ungeheure Summe von 558 Millionen Pfund Sterling gestiegen war. Daher legte Pitt sein Ministerium nieder, um den Frieden zu erleichtern, den er nach seiner Ueberzeugung nicht schließen konnte. Da erfolgte alsbald der Frieden von Amiens, am 27. März 1802; England gab alles zurück, was es von Frankreich, Spanien und Holland erobert hatte, außer Trinidad und dem holländischen Antheil von Ceylon. Auch Malta, welches die Engländer durch Hunger erobert hatten, und Aegypten, das ihr General Abercromby den Franzosen wieder abgewann, sollten, jenes den Malteserrittern, dieses den Türken wieder eingeräumt werden. Nach so großen Seesiegen ein wenig günstiger Frieden, den man für übereilt geschlossen und wenig dauerhaft ansehen mußte. Er hat auch kaum die Dauer eines Jahres erreicht. England erkannte bald, daß Buonaparte den Frieden nur gewollt habe, um Frankreichs Seemacht zu heben und der englischen, wenn es möglich sei, gleich zu machen, besonders aber das mittelländische Meer für sich zu gewinnen. Verbindungen mit der Pforte, mit den Raubstaaten, mit den Beys in Aegypten, wurden angeknüpft; ferner die Einfuhr aller englischen Erzeugnisse in Frankreich und Holland untersagt. England hatte den Frieden jetzt so sehr zu fürchten, als den Krieg; denn freilich wollte es auf den Meeren eben so wenig einen Nebenbuhler dulden, als Frankreich auf dem festen Lande. Andere Ursachen der Unzufriedenheit kamen hinzu. Es zeigte sich, daß Buonaparte zu seinen neuen Einrichtungen in Europa nur eben den Anfang gemacht habe; viel Größeres wurde vorbereitet. Die cisalpinische Republik mußte den ersten Consul Frankreichs als ihren Präsidenten erkennen; Holland blieb von französischen Kriegern besetzt und mußte des Nachbars Willen in allem thun; die Schweiz aber, die über ihre neue Verfassung nicht mit sich selbst einig werden konnte, wurde entwaffnet, zu einem Föderativstaate gemacht und ihr angedeutet: „in ihren innern Angelegenheiten sei sie zwar von nun an frei, in auswärtigen aber von Frankreich abhängig.“

England, nach allen diesen Vorgängen entschiedenen Krieg dem unsichern Frieden vorziehend, faßte seinen Entschluß, Pitt trat wieder an die Spitze der Regierung und forderte von Buonaparte die Räumung Hollands und der Schweiz, als diese verweigert wurde, erklärte er den Krieg, im Mai 1803. Hierauf hatte Buonaparte gewartet, um den Engländern den Fleck auf dem festen Lande wegzunehmen, welcher mit ihrem Reiche verbunden war. Im Juni schon rückten französische Heereshaufen in Hannover ein und besetzten das Land, unbekümmert, daß Hannover ein deutsches Reichsland war und als solches an einem Kriege Englands keinen Theil hatte. Es war eine neue Quelle der Erpressungen und sehr gelegen, die benachbarten norddeutschen Handelsstädte im Auge zu behalten und ihren Handel mit England zu hemmen. — Die hannoverschen Truppen wurden entwaffnet. Aber Tausende von ihnen schifften nach einander nach England hinüber und bildeten den Kern einer deutschen Kriegerschaar, die mit tüchtigem Gemüthe und vielem Ruhme in Portugal, Spanien, Italien, in Deutschland und Frankreich gegen den Erbfeind gekämpft hat. Die Standhaftigkeit, mit der diese deutschen Männer ihr Ziel verfolgt haben, während in Deutschland selbst ein unglücklicher Krieg nach dem andern, noch zehn Jahre hindurch, allen Muth und alle Hoffnung niederbeugte und also keine Belohnung im Vaterlande ihnen winkte, — diese Standhaftigkeit muß den Männern zu hoher Ehre angerechnet werden. Viele von ihnen sind in

dem heißen Kampfe gefallen und ruhen, fern von ihrer Heimath, in fremder Erde.

143. Napoleon Buonaparte, Kaiser der Franzosen, 18. Mai 1804.

Die ersten Jahre des Consulats waren für Frankreich eine Zeit der Beruhigung, der rückkehrenden Ordnung, des Fleißes und Wohlstandes; die geängsteten Gemüther athmeten wieder freier auf und des ersten Consuls Name wurde von tausend Lippen mit Segen genannt. Auch außer Frankreich blickten viele mit Hoffnung auf ihn hin, denn in seiner Heldenkraft erschien er ihnen als derjenige, welcher nach einer sehr wilden Zeit eine neue Ordnung stiften und was aus der blutigen Umwälzung als reiner Gewinn der Gedanken hervorgegangen, für das Menschengeschlecht festhalten könne. Das Vermögen dazu fehlte ihm nicht; denn wunderbar war die Gewalt, womit er sich alsobald alle Kräfte dienstbar machte; die Klugheit, mit welcher er die brausenden Fluten der Revolution zum Stillstande und zum Gehorsam zwang; die Schnelligkeit der Verwaltung, die er in kurzer Zeit über das ganze, große Reich wie ein Gewebe ausbreitete, dessen Endfäden in seinen Händen blieben; der Fleiß endlich, womit sogleich angefangen wurde, das Wesentliche aus den großen Erfahrungen des öffentlichen Lebens in neuen Gesetzbüchern niederzulegen. Was das Zeitalter Vorzügliches gefordert hatte: — Anerkennung der wesentlichen Menschenrechte in Allen; Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz; Aufhebung der Feudalrechte; Freiheit des Glaubens im Gebiet der unsichtbaren Dinge; eine Regierungsform, welche die Kraft der Einheit in Ausführung der Staatszwecke und die Vielseitigkeit der Berathung in Entwerfung der Gesetze vereinigte; — das alles und so vieles andere schien auf dem nun beruhigten Boden Frankreichs, unter dem Schutze des außerordentlichen Mannes, allen andern Völkern zum Muster, aufzublühen.

Was konnte dieser Mann dem gesammten Europa, was der Weltgeschichte werden, wenn er dieses hohe Bild der Edelsten, welches ihr eigener reiner Eifer für Licht und Recht von ihm entwarf, wahr machte! Wie hätte er für Jahrhunderte bilden, voranleuchten, alles mit sich fortreißen, den Segen der Menschheit verdienen können! — Und er hat ihren Fluch auf sich geladen!

Das ist das Entsetzlichste, wenn eine so große, eine bewundernswürdige Kraft sich dem niederen Theile der menschlichen Natur zum Raube dahin giebt, wenn sie, die für das Reich der Tugend und der Wahrheit kämpfen sollte, für das der Selbstsucht die mächtigen Waffen führt! Die wilde Zeit, welche vorangegangen, hatte jede böse Lust geweckt und stark gemacht; da trat der Gewaltige auf den Kampfplatz, welcher, statt sie in ihre Schranken zurückzuweisen und der Liebe, dem Glauben, der Wahrheit und dem Rechte die verlorne Herrschaft zurückzustellen, jene stark ließ, aber sie in seinen Dienst zwang. Das ist das Geheimniß seiner unerhörten Macht, daß er das, was in der sinnlichen Natur des Menschen am heftigsten treibt, was allgewaltig ist, wenn es einmal Scham und Scheu überwunden hat; daß er die Selbstsucht in jeglicher Gestalt, als Begierde nach Reichthum und nach Glanz, nach Sinnenlust und nach Ehre, daß er den Zorn, den Haß, den Neid und jede heftige Leidenschaft, als dienende Geister um sich versammelte. Und weil die Welt lange sein Geheimniß nicht wußte

und das Eine Zauberwort nicht errieth, wodurch sein Reich zerstört werden mochte; weil sie vielmehr unbeholfen ihm nachzuahmen suchte, was er als Meister verstand, so hatte er lange Zeit Gewalt über die Welt. Nicht sein Schwert hat ihm den Sieg errungen, sondern seine unerhörte Kunst, die kraftvollste Sinnlichkeit allenthalben in seinen Dienst zu verflechten, indem er ihr jede Befriedigung als Lohn vorhielt. Diese Kunst bereitete ihm das niegesehene Gelingen, welches von nun an fast zehn Jahre lang seinen Riesenschritt durch die Geschichte Europa's bezeichnet.

Und wenn nun nach der Quelle in seiner eigenen Brust gefragt wird, aus welcher die dargethane Weise und Richtung des Handelns entsprang, so ist es dasselbe innerlich, was er als treibende Kraft in die Welt außer sich pflanzte; es ist die Selbstsucht in der furchtbarsten, man kann sagen, in der großartigsten Gestalt, wie sie die Weltgeschichte jemals gesehen. Alle die außerordentlichen Kräfte seiner Natur dienten nur ihm selbst, hatten nur ihn zum Gegenstande der Verehrung, nur ihn zum letzten Ziele aller Anstrengung.

Die große Gewalt seines Geistes und seiner bildenden Kraft, so wie die Meisterschaft seiner täuschenden Kunst, bewies er zunächst in Frankreich; durch sie gelang ihm das Schwerste, was der Einzelne über sein Zeitalter zu gewinnen vermag, nämlich den Kreis der herrschenden Gedanken zu seinem Vortheile umzuwandeln und, wie man es durch ein glückliches Bild ausgedrückt hat, „die Ideen der Freiheit und Unabhängigkeit, die im allgemeinen Umlauf waren, umzuprägen, und ihnen sein eigenes Bildniß aufzudrücken."

Zuerst mußten ihm Verschwörungen, die wahrscheinlich durch seine eigenen Helfer zum Scheine angezettelt waren, dazu dienen, mehrere hundert französische Bürger, die der Freiheit zu eifrig anhingen, in die Gefängnisse oder über Frankreichs Grenzen, und viele zum Tode zu führen. — Bald danach wurde ihm durch den Senat die Würde des ersten Consuls auf zehn Jahre, und zugleich durch das Volk auf Lebenslang angetragen. Er beherrschte die Gemüther noch durch das öffentliche Vertrauen, und so glänzende Beweise desselben hätten ihm hohe Befriedigung gewähren können, wenn ein Maaß in ihm gelebt hätte. Aber den Unersättlichen gelüstete nun zunächst nach einer Krone, und als er diese besaß, streckte er die Hand nach mehreren und bald nach allen aus. Als der neue Krieg mit England ausbrach und England in dem Gefühle, daß von dem einen Manne alles Unglück ausgehe, einige der erbittertsten Feinde desselben an Frankreichs Küste aussetzte, die ihm den Untergang geschworen hatten, Pichegru, den Eroberer Hollands, und Georges, einen ehemaligen Anführer der Vendée, da mußte ihm dieser Umstand zur Erreichung seines nächsten Zieles verhelfen. Seine Polizei, die gar wohl von den Anschlägen dieser Männer unterrichtet war, ließ sie nach Paris kommen, ob sie nicht mehrere in ihre Schuld zögen, die, schuldig werden zu lassen, ein Gewinn schien. Und die Absicht gelang so trefflich, daß Moreau, ein eifriger Republikaner, beim Volke und Heere hoch geachtet, sich mit ihnen in Unterredungen einließ. Nun wurden alle verhaftet, verurtheilt, Georges hingerichtet, Pichegru im Gefängniß erdrosselt gefunden, Moreau nach Amerika verwiesen. Und um dem alten Königsgeschlechte der Bourbons zu zeigen, wie der neue Machthaber sich schon fest genug fühle, auch ihr Blut fließen zu lassen, wurde der Herzog von Enghien, der Enkel des großen Condé, ein junger, hoffnungsvoller Prinz, plötzlich durch 1200 Mann aus Ettenheim im Badischen, vom Gebiete des

deutschen Reiches, welches solchen Hohn geduldig ertragen mußte, entführt, nach Paris und von da nach Vincennes gebracht, vor ein Kriegsgericht aus Buonaparte's Creaturen gestellt, und noch in der Stunde seiner Ankunft, ohne daß ihm ein Anwalt zur Vertheidigung, oder ein Priester zum Troste im Tode gewährt worden wäre, im Schlosse zu Vincennes erschossen.

Darnach mußte, auf den Antrag der Tribunen, ein Senatsbeschluß gefaßt werden, durch welchen die Regierung Frankreichs Napoleon Buonaparte, als erblichem Kaiser, übertragen wurde. Im elften Jahre der Republik wurde auf den Trümmern des Königthums sein Kaiserthum errichtet. Die Stufen, welche das römische Volk seit Vertreibung seiner Könige bis zum Kaiserthume Augusts in fünfhundert Jahren durchgemacht, hatte der schnelle Puls Frankreichs in elfen vollendet. Wie in Rom blieben auch neben dem Kaiserthume noch republikanische Formen und das Gerüste einer gemäßigten Verfassung. Aber, wie in allem, in Wort und That, von nun an die Willkühr das Gesetz der Welt werden sollte, so war sie es sogleich in dem großen Vorbilde des Staates, nach welchem sich das Kleinere gestalten mochte. Unter dem Scheine der eingeschränkten Verfassung folgte der Kaiser einzig seinem Willen und regierte als unumschränkter Herrscher, die Menschen nur als Zahlen, ihr Leben als eine Münze zum Verbrauche betrachtend. Die verführerische Liebe solcher Regierungsweise verbreitete sich bald auch über die Grenzen Frankreichs hinaus. Das eitle französische Volk bethörte Napoleon dabei durch Glanz, durch Kriegsruhm und den Namen der großen Nation; das Heer, seine Stütze, fesselte er an sich, indem er ihm alles erlaubte, was die Begierde fordert; die großen Talente, die ihm dienen sollten, erhob und bereicherte er übermäßig, damit sie bei seinem Falle so viel zu verlieren hätten, als der Mensch selten den Muth hat wieder aus seiner Hand zu geben. Das war eine seiner furchtbarsten Herrscherregeln, daß, wer unumschränkt herrschen wolle, nur Reiche und Arme, nicht aber einen begüterten Mittelstand, dulden müsse; jene könne die Regierung durch jede Begünstigung, durch Furcht und Hoffnung, an sich fesseln und die Armen lasse die Sorge der täglichen Nahrung nicht über das nächste Bedürfniß hinausblicken, aber in den Köpfen des Mittelstandes, welcher Zeit zu geistiger Beschäftigung übrig behalte, da bilde sich eine Gewalt der Gedanken, welche dem Throne gefährlich werden könne. Und so scharf drang sein Blick in das Wesen der menschlichen Natur, daß er erkannte, die Gewohnheit des blinden Gehorsams, der sich nur mit geistiger Blindheit vertrage, müsse früh in der Jugend eingepflanzt werden. Darum wurde der kirchliche und der Schulunterricht unter strenge Aufsicht genommen, auf einen engen Kreis beschränkt, die Schüler von Jugend auf nach dem Klange der Trommel zu jedem Geschäfte gerufen. Ja, selbst die Lehrbücher der Religion mußten den Gehorsam gegen den Kaiser sogleich nach dem gegen das göttliche Gesetz stellen. — Im übrigen verfiel sowohl der Volksunterricht als der höhere wissenschaftliche, der schon in der Revolutionszeit gesunken war, bis zu solchem Grade, daß mehrere Menschenalter davon nachempfunden haben.

144. Der Krieg Oestreichs und Rußlands von 1805.

Nicht zufrieden mit der neuen Kaiserkrone, ließ Napoleon auch die cisalpinische Republik in ein Königreich Italien umwandeln und sich

selbst zum erblichen Könige erklären. Zum Zeichen der Mäßigung, wie er sagte, bestellte er in seinem Stiefsohne, Eugen Beauharnais, einen Vicekönig von Italien. Parma, Piacenza und Guastalla wurden ganz mit Frankreich vereinigt und bald darauf auch die ligurische Republik. Das alles war gegen den Vertrag von Lüneville. Oestreich war sehr unzufrieden; es fand eine gleiche Stimmung in dem Kaiser Alexander von Rußland, den besonders die Ermordung des Herzogs von Enghien im Innersten empört hatte und der schon damals den Beruf in sich fühlte, Europa's Ordnung beschützen zu helfen. Beide boten dem englischen Minister Pitt eine erwünschte Gelegenheit dar, in dem eben erneuerten Kriege Bundesgenossen gegen Frankreich zu gewinnen. Es kam ein Bund der drei nebst Schweden zu Stande, und nach dem großen Kriegsplane sollte die französische Macht auf allen Punkten, in Italien, der Schweiz, Holland und in Frankreich selbst angegriffen werden. Diese Plane durchschnitt Napoleon nach gewohnter Weise und durch gewohnte Schnelligkeit, indem er plötzlich auf einem Flecke erschien, wo ihn die Gegner nicht erwarteten. Seit dem J. 1803 hatte er beträchtliche Heereshaufen an den Nordküsten Frankreichs versammelt gehalten, um England mit einer Landung zu bedrohen. Diese mußten jetzt schnell aufbrechen, über den Rhein eilen, die Fürsten von Süddeutschland zur Verbindung mit Frankreich zwingen, während das östreichische Heer unter Mack unbeweglich bei Ulm stand. Der General Mack, ein gelehrter Heerführer, dem aber die Schnelligkeit des Entschlusses und das Glück fehlte, erwartete den Feind, der durch Schwaben, wie er meinte, gerade auf ihn losdringen sollte. In seiner rechten Flanke hatte er die fränkischen Länder des Königs von Preußen, welcher keinen Theil am Kriege nahm; durch sie glaubte er sich gedeckt. Allein eine solche Schutzwehr sicherte vor Napoleons Plänen nicht. Bernadotte, Marmont und die Baiern drangen plötzlich durch Franken gegen die Donau vor, fielen dem General Mack in den Rücken und schnitten ihn von Oestreich ab. Ueberrascht und betäubt warf er sich nach blutigen Gefechten in die Stadt Ulm, und anstatt, wie ein tapferer Mann, sich lieber mit dem Schwerte einen Weg durch die Feinde zu bahnen, — der Erzherzog Ferdinand schlug sich mit einigen Reiterhaufen glücklich nach Böhmen durch, — gab er sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres am 17. October gefangen.

Napoleon schickte aus diesem ersten Abschnitt des Krieges, der ein Heer von 80,000 Mann fast vernichtet hatte, vierzig eroberte Fahnen an den Senat nach Paris, an die Weisen des Reichs, wie er sie nannte, „ein Geschenk der Kinder an ihre Väter." Und zu seinem Heere sagte er, als er weiter zog: „er werde sie nun gegen die Russen führen; auch diese würden ein gleiches Schicksal erfahren. In ihrem Heere seien keine Anführer, gegen die er Ehre erlangen könne; daher werde er keine Sorge haben, als den Sieg mit wenig Blut zu erkaufen. Seine Soldaten seien seine Kinder."

Die Schlacht bei Austerlitz, 2. December 1805. — Ohne bedeutenden Widerstand zog nun das französische Heer gegen Oestreichs Hauptstadt und besetzte sie am 11. November. Die Russen und Oestreicher zogen sich nach Mähren zurück; am 2. Dec. standen die Gegner bei Austerlitz einander gegenüber und beschlossen die entscheidende Schlacht. „Ich werde weit vom Feuer bleiben," sagte Napoleon, der zum erstenmale als Kaiser sein Heer in großer Schlacht selbst anführte, zu seinen Kriegern, „wenn ihr

in eurer gewohnten Tapferkeit die feindlichen Reihen durchbrecht; sollte aber der Sieg nur einen Augenblick schwanken, dann werdet ihr euren Kaiser sich den ersten Streichen aussetzen sehen." Die Dreikaiserschlacht, wie Napoleon sie in seinem Berichte mit Wohlgefallen benannte, begann; es war ein schöner, sonnenheller Wintertag. Wie Napoleon vorhergesagt hatte, geschah es, die Feinde wurden nicht gut angeführt, es herrschte Unordnung in dem Gange der Bewegungen; man kannte die Stärke und Stellung des französischen Heeres nicht genugsam, und bald war die russische Schlachtordnung getrennt, zerrissen, trotz aller Tapferkeit über den Haufen geworfen. Der linke russische Flügel wollte sich über einen gefrornen See retten; Napoleon ließ das Eis durch Kanonen zerschmettern und viele Russen versanken. — Es war kein schwerer Sieg gewesen, auch würde er den Krieg nicht entschieden haben, wenn nicht der Kaiser Franz, in der ersten Sorge für seine Unterthanen schnell den Frieden abgeschlossen hätte; eine persönliche Unterredung mit Napoleon, in der Mühle zu Saroschitz, vermochte ihn dazu. Denn am Tage nach der Schlacht verstärkten 12,000 Russen das wieder gesammelte Heer; Erzherzog Ferdinand hatte in Böhmen 20,000 Mann gesammelt und die Baiern mit Verlust aus diesem Lande geschlagen; Ungarn waffnete; der Erzherzog Karl eilte mit einem siegreichen Heere aus Italien dem Vaterlande zu Hülfe und konnte bald Wien, im Rücken der Franzosen, befreien; Russen und Engländer waren in Neapel gelandet; Russen, Schweden und Engländer drangen durch das hannoversche Land vor, und was das Wichtigste war, auch Preußen hatte seine Heere gesammelt, um die Verletzung des Ansbachischen Landes zu rächen. — In diesem Augenblicke schloß der Kaiser den Waffenstillstand und zeigte die unbedingte Neigung zum Frieden; das Unglück seiner Länder betrübte ihn zu sehr und er wähnte damals noch, ein Friede mit diesem Gegner, durch große Opfer erkauft, könnte Bestand haben, als wenn Opfer dessen Lust nach dem Ganzen zu stillen vermochten!

Der preußische Abgeordnete, Graf von Haugwitz, der gesendet war, das Gesetz des Friedens vorzuschreiben oder Krieg zu verkündigen, sah sich durch Oestreichs Entschluß in große Verlegenheit gesetzt und hielt es für angemessen, statt des drohenden Wortes, welches ihm der König mitgegeben, in friedlicher Weise zu reden. Und der französische Bericht pries „die Weisheit Preußens, welches nie einen biederen und uneigennützigeren Freund gehabt habe, als Frankreich. Uebrigens hänge das französische Volk von Niemand ab und 150,000 Feinde mehr würden den Kampf nur um etwas mehr verlängert haben!" — Solche Sprache hätte der preußische Abgeordnete besser verstehen und Preußens Würde fühlend, auf frischer That, da Oestreichs Friede noch nicht geschlossen war, thun sollen, was sein König ihm befohlen hatte und ein halbes Jahr nachher dennoch zu thun sich entschloß. Vielleicht mochte Oestreich, wenn es Preußens Ernst sah, einen längeren Krieg dem schmählichen Frieden vorziehen. Statt dessen unterzeichnete Haugwitz, ohne Vollmacht, den Vergleich zu Wien, wodurch Preußen Ansbach an Baiern, Neuchatel und Cleve an Frankreich abtrat und dafür Hannover erhalten sollte, worauf England keineswegs Verzicht geleistet hatte. So streute Napoleon den Samen der Zwietracht zwischen Preußen und England aus, wohl wissend, daß beide durch Verbindung mit einander stark waren.

Fünf Tage nach diesem Vertrage schloß Oestreich den Frieden zu Preßburg, am 25. Dec. 1805. Durch diesen Frieden, der alle bisherigen

an Härte übertraf, verlor Oestreich 1000 Quadratmeilen Landes und an drei Millionen Unterthanen, und zwar von den besten, die es besaß. Das treue Tyrol, welches noch in diesem Kriege seine Anhänglichkeit an das östreichische Haus bewiesen hatte, mußte nebst Burgau, Eichstädt, einem Theil von Passau, Vorarlberg und anderen Besitzungen Vorderöstreichs an Baiern; was Oestreich in Schwaben besaß, an Würtemberg und Baden, Venedig an das Königreich Italien abgetreten werden. Dagegen erhielt Oestreich einen geringen Ersatz durch Salzburg, und der Churfürst von Salzburg wurde aus dem Lande, das er eben erhalten, nach Würzburg verpflanzt, welches Baiern abtrat. — Die Länder mit ihren Bewohnern wurden als eine Waare betrachtet, welche aus der Hand des einen in die des andern übergehen könne, wie der Markt es eben mit sich bringe. So wollte es die Lehre des Despotismus, damit Liebe und Anhänglichkeit für die alten Fürstenhäuser entwurzelt, das Gemüth zu Eis erkältet, das Menschliche, was den Staat zu einem Ebenbilde der Familie machen kann, völlig ertödtet werde und nur das Gefühl in dem Unterthan übrig bleibe, er sei zum Gehorsam geboren und dieses eine Gesetz der Natur kette ihn an den einen Herrscher so gut als an den andern, sei derselbe ein Einheimischer oder ein Fremder, sei er von gestern oder von heute.

Um das zerknickte deutsche Reich nur schnell seiner völligen Auflösung zuzuführen, wurde den Churfürsten von Baiern und Würtemberg der Königstitel, und ihnen, wie dem Churfürsten von Baden, die völlige unabhängige Regierung ihrer Länder, oder, wie es die Zeit mit einem Lieblingsworte benannte, die Souverainetät gegeben; der Kaiser Franz entsagte aller Oberlehnsherrlichkeit über ihre Länder, und damit war der That nach ihr Verhältniß zum deutschen Reiche aufgelöst. Das Lehnsband und die Vasallenpflicht, so viel von ihnen auch schon abgeblättert war, hielten bis jetzt doch noch einzig Kaiser und Reich zusammen. Die Blöden fand man mit der Versicherung ab, wie diese souverainen Herrscher dennoch dem deutschen Staatenbunde angehören sollten; aber wer Ohren hatte zu hören, der erkannte in diesen Zeichen das ferne Rollen des Donners, welcher den heranziehenden Sturm verkündigt. Das Schlimmere stand noch bevor.

145. Das Ende der deutschen Reichsverfassung, 12. Juli und 6. August 1806.

Wie schon zur Zeit, da Frankreich noch eine Republik war, die listige Benutzung der Friedenszeit fast gefährlicher gewesen, als der offenbare Krieg, so auch unter dem neuen Kaiser. Napoleon, so hat man es treffend ausgedrückt, hatte die Revolution in sich aufgenommen, in ihm war sie gleichsam zur Person geworden und ihre furchtbaren Grundsätze lebten in ihm fort. — Das erste Wort, welches er nach dem Preßburger Frieden sprach, war sein gewöhnlicher Bannspruch. Der König von Neapel hatte englische und russische Truppen in sein Land aufgenommen; da schickte Napoleon seinen Bruder Joseph und Massena mit 60,000 Mann längs Italien hinab, und in dem Aufruf, den er ihnen am 27. Dec. von Schönbrunn aus mitgab, hieß es: „Das königliche Haus von Neapel habe aufgehört zu regieren!" Das furchtbare Wort schreckte dieses Haus auch in der That von dem Boden Italiens über die Meerenge nach Sizilien hinüber; hier erhielt es sich mit Hülfe Englands, in Neapel aber wurde Joseph Buonaparte zum erblichen König erklärt. Der neue Königsthron

kostete noch unermeßliches Blut; die Einwohner Unteritaliens empörten sich immer mit neuer Wuth und Kalabrien nebst den Abruzzo's mußten fast in Einöden verwandelt werden.

Zunächst traf nun Holland die Reihe. Es wurde gleichfalls in ein Königreich verwandelt und einem andern Bruder, Ludwig Napoleon, zu seinem Theile gegeben. Es hatte nicht das schlimmste Loos gezogen, denn Ludwig fühlte die Pflicht, für sein neues Volk mehr zu leben, als für seines Bruders Willen.

Ein dritter aus des Kaisers Verwandtschaft, sein Schwager Joachim Murat, ward an dem rechten Ufer des Rheines, des Stromes, der so oft als natürliche Scheidewand zwischen dem Deutschen und Französischen genannt war, aufgestellt, ein bedenkliches Zeichen für die Zukunft; er erhielt die Herzogthümer Cleve und Berg; ersteres hatte Preußen, letzteres Baiern für Ansbach abgetreten.

Alexander Berthier endlich, der erste im Kriegsrathe Napoleons, bekam das Fürstenthum Neufchatel.

Zugleich mit diesen äußern Vorrüstungen wurde der Plan der innern Gestaltung des großen Baues gleichfalls klarer dargelegt. Französische Blätter mußten das System des Gleichgewichts, an welchem Europa noch immer mit einigem Glauben gehangen hatte, als ein sehr thörichtes ausschreien, welches nur Eifersucht und Kriege erzeugt habe. Ruhe sei nur dann zu hoffen, wenn Einer den unbestrittenen Vorrang habe und seinem Worte bei den Streitigkeiten der Völker Folge geleistet werde. Es war die Sprache der Römer, kurz vor der Zeit, als sie die Weltherrschaft geradezu an sich rissen; da nannten sie sich auch die Schiedsrichter der Welt und ihre Gesandten zogen mit ihren Stäben Kreise um die Könige, welche noch diesen Namen trugen, und forderten auf der Stelle die Erklärung des Gehorsams. — Zu einem einzigen Reiche schien ihm doch wohl Europa zu groß, aber es sollte, unter dem Namen eines Föderativstaates, durch eine Familienherrschaft umfaßt werden und die Brüder und Vettern und Angeheiratheten sollten unter Königs= und Fürstennamen die Statthalter des großen Kaisers in Paris sein. Alexanders Welteroberung war zerfallen, weil er kein Herrschergeschlecht gestiftet hatte; Karls des Großen Reich und Geschlecht zerging in Theile, weil er den Plan entworfen hatte, ein Familienreich zu stiften, und weil Ludwig der Fromme, dem Plane gemäß, das Reich unter seine Söhne vertheilte. Daher ersann Napoleon einen neuen Entwurf. Alle Glieder des großen Herrschergeschlechts, so verordnete er in dem kaiserlichen Familiengesetze, sollten im kaiserlichen Erziehungshause in Paris erzogen werden, unter des Kaisers Augen, nach seinen Grundsätzen; ohne seine Erlaubniß sollten sie sich nicht verehelichen, nicht über dreißig Stunden von Paris entfernen dürfen. Er wollte ihr gemeinschaftlicher Vater und Herr sein. So, hoffte er, wenn die ganze Jugendzeit durch ihn geleitet sei, sollten sich sein Geist und seine Grundsätze auf Jahrhunderte in ihnen und ihren Nachkommen vererben, wie im römischen Senate die großen Grundsätze der Staatskunst Jahrhunderte lang von einem Geschlechte auf das andere forterbten. Aus Paris sollten die dort erzogenen Prinzen den gleichen Sinn, mit der gleichen Sprache und gleichen Gesetzen, über alle beherrschten Völker verbreiten; ihre Lebensregel aber sollte wörtlich diese sein: „Daß sie die erste aller Pflichten dem Kaiser, die zweite Frankreich, und erst die dritte dem von ihnen beherrschten Volke

schuldig seien." Napoleon dachte auch schon daran, sich mit den legitimen Fürstenhäusern in den deutschen Nachbarländern zu verschwägern. Sein Stiefsohn Eugen wurde mit einer baierschen Prinzessin, der Erbprinz von Baden mit Stephanie, einer Nichte Josephinens, sein Bruder Jerome später mit Katharina von Würtemberg vermählt. — Wenn so umfassende, außerordentliche Veranstaltungen in ihrem rechten Sinne aufgefaßt werden, so kann das Wort nicht mehr als unwahrscheinlich gelten, welches die öffentliche Stimme dem Kaiser Napoleon in den Mund gelegt hat: „Daß nämlich in zehn Jahren die Dynastie Napoleons die älteste in Europa sein sollte." Und wenn die Geschichte einst nach Jahrhunderten das furchtbare Schwanken aller Dinge und die Entwurzelung tausendjähriger Ordnungen in unserm Zeitalter mit Einem Worte bezeichnen will, so wird sie dieses Wort [1]) nennen.

Als die Theile des großen französischen Bundesstaates wurden schon damals, außer Frankreich: Italien, Neapel, Spanien, Holland, Baiern, Würtemberg, Baden und Berg, mit einer Masse von 66 Millionen Einwohner, genannt.

Zu dem Glanze und der Befestigung einer neuen Krone gehörte auch ein Reichsadel, der, mit ihr emporgestiegen, auch mit ihr fallen müsse. Napoleon schuf ihn dadurch, daß er zuerst in Italien und nachher in allen Ländern, die seine Waffen erreichten, eine Anzahl von größeren und kleineren Reichslehen mit bedeutenden Einkünften für solche errichtete, die sich in der Treue und im Diensteifer für ihn besonders auszeichnen würden. Sie sollten nach der Erstgeburt forterben, nach Erlöschung des Mannesstammes aber an die Krone zurückfallen. Dadurch sollten alle, die vorzügliche Thatkraft auszeichnete, mit dem Kaiser gleichen Antrieb zur Behauptung der eroberten Länder fühlen.

In der Mitte dieses veränderungsreichen Jahres traf der letzte entscheidende Schlag auch die Verfassung des deutschen Reiches. Ihre Auflösung, die der That nach schon da war, wurde nun auch durch das Wort ausgesprochen. Am 12. Juli wurde zu Paris ein Rheinbund abgeschlossen, durch welchen die Könige von Baiern und Würtemberg, der Chur-Erzkanzler, der Churfürst von Baden, der Landgraf von Hessen-Darmstadt, der Herzog von Berg, die letzteren viere als Großherzoge, dann die nassauischen und hohenzollerschen Fürsten, nebst noch einigen kleineren Fürsten und Grafen, sich von dem deutschen Reichsbande trennten und den Kaiser von Frankreich als den Protektor (Beschützer) ihres Bundes anerkannten. Er sollte das Recht haben, den Fürsten-Primas des Bundes, welcher in den Versammlungen den Vorsitz führen solle, zu ernennen; Krieg und Frieden und die Contingente an Truppen zu bestimmen; so daß also jeder Krieg Frankreichs auch der des Rheinbundes sein mußte, sollte er auch gegen die bisherigen Brüder des deutschen Reiches geführt werden. Für solche Opfer sollten die Fürsten die unumschränkten Herren ihrer Unterthanen sein, ohne durch ein Bundesgericht, bei welchem die Unterthanen in Nothfällen Klage führen könnten, oder durch eine mildernde Verfassung, irgend gebunden zu sein. In diesem allen war der Bund klar und bestimmt, in allem übrigen dunkel und schwankend, damit des Protektors Wille Gesetz sein könne. Es war kein Bund deutscher Länder mit 7 Millionen Einwohner mit einander,

---

1) Aus dem Munde eines Advokatensohnes aus Korsika.

sondern mit Frankreich, und nicht ein solcher, der gegenseitige Rechte und Pflichten gab, sondern die Pflicht war auf Seiten der Fürsten, die Rechte auf der des Beschützers. Auch darin schnitt dieser Bund die Fäden, welche die Vorzeit noch mit der Gegenwart verbanden, durch, daß freie Stände des Reiches, die den Gliedern des rheinischen Bundes zugetheilt waren, mediatisirt, das heißt, ihrer landesherrlichen Rechte entkleidet und solchen, mit welchen sie früher gleich waren, untergeordnet wurden. Die freie Stadt Frankfurt, welche der künftige Sitz der Bundesversammlung sein sollte, ward dem Fürsten Primas zugetheilt und verlor gleichfalls ihre Selbstständigkeit.

Es bedarf des richtenden Wortes über diesen Bund nicht; das Schicksal hat ihn bald gerichtet und die Nachwelt wird sein Andenken vielleicht aus unserer Geschichte zu verwischen suchen.

Der deutsche Kaiser, die entwürdigte Krone des alten Reiches von seinem Haupte ablegend, in dem 1006. Jahre, nachdem Karl der Große sie auf das seinige gesetzt hatte, erklärte sich als Franz I. zum erblichen Kaiser der östreichischen Monarchie, den 6. Aug. 1806.

Welchen Schutz aber das deutsche Land, in Vergleich mit dem des östreichischen Hauses, von dem neuen Beschützer zu erwarten habe, davon zeugte die frische That. Zu eben der Zeit, als der französische Gesandte Bacher zu Regensburg noch einmal erklärte, daß Frankreich niemals seine Grenzen über den Rhein ausdehnen werde, wurde die Festung Wesel eigenmächtig von Frankreich in Besitz genommen und zu der 25. Militairdivision geschlagen.

146. Preußens und Rußlands Kriege von 1806 u. 1807.

Die Errichtung des rheinischen Bundes war sowohl feindlich gegen Preußen als gegen Oestreich gemeint; frühere Bundesgenossen, so lange die Reichsverfassung gestanden, sahen beide nun in Fremde verwandelt, welche bei jedem Zwiste mit Frankreich ihre Feinde sein mußten. Napoleon hatte den König Friedrich Wilhelm früher mit der Aussicht hingehalten, es könne sich unter seinem Schutze ein nordischer Bund, nach dem Muster des rheinischen, bilden, der das nördliche Deutschland umfassen solle; jetzt wurde ein solcher Bund verworfen. Hannover sogar wurde jetzt England wieder angeboten. Ueberhaupt geschah alles, was Preußen kränken und ihm zeigen mußte, daß der französische Kaiser ein selbstständiges Volk nicht mehr neben sich dulden wolle. — Da glaubte endlich der entrüstete König, die Ehre seines Volkes nicht länger von den übermüthigen Fremden verhöhnen lassen zu dürfen, und Volk und Heer stimmten laut dem Könige bei. Er forderte von Frankreich, daß es seine Truppen aus Deutschland ziehen, die Bildung eines nordischen Bundes nicht hindern und Wesel nicht als französische Festung behalten sollte. Als diese Punkte verweigert wurden, erklärte Preußen den Krieg. Es war das Gebot der Ehre, welches so raschen Entschluß forderte, damit die Welt erkenne, daß kein anderer Antrieb, als ihre Stimme, hier obwalte; denn in so ungünstigen Kampf begiebt sich keiner, der ihn irgend mit Ehren vermeiden kann. Preußen hatte keinen Bundesgenossen auf dem Kampfplatze, als das nur halbwillige Sachsen; mit England und Schweden war der Friede noch nicht völlig hergestellt, und die russischen Krieger, die wirklich Hülfe leisten sollten, waren kaum an den Grenzen.

Napoleon sprach bei dem Ausbruche des Krieges: „Sein Herz traure

bei dem beständigen Uebergewichte, welches der Geist des Bösen erhalte, der unabläßig geschäftig sei, seine Entwürfe für die Ruhe Europa's und das Glück der Zeitgenossen zu stören!" Dann zog er seine Heere, die noch in Franken und Schwaben gerüstet standen, zusammen und rückte gegen die Päße des Thüringer Waldes. An der Nordseite desselben stand das große preußische Heer, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, eines 72jährigen Greises, und mit Anführern, unter welchen außerdem 19 Siebziger waren. Die Theilnahme am Revolutionskriege hatte nur einen geringen Theil des preußischen Heeres mit der Sturmesschnelligkeit der neueren französischen Kriegsweise bekannt gemacht; der größere Theil war im 43jährigen Frieden erschlafft, und, weil das Gerüst von Friedrichs des Großen Einrichtungen noch stand, mit desto gefährlicherem Selbstvertrauen erfüllt. Bei aller Tapferkeit und Tüchtigkeit in der Brust vieler Einzelnen war kein einiger und starker Geist, der das Ganze verband. Da mußte geschehen, was auch der Furchtsamste nicht für möglich gehalten hatte, daß wie in den Kriegen der alten Welt, Ein unglücklicher Tag über das Schicksal eines ganzen Reiches entschied.

Am 10. Oct. wurde der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen durch seine Kampfbegierde in ein ungleiches Gefecht bei Saalfeld verwickelt und fiel selbst auf dem Schlachtfelde. Das unglückliche Treffen öffnete den Franzosen die Päße der Saale, und mit starker Macht umgingen sie den linken Flügel des preußischen Heeres und schnitten es von Sachsen ab; Davoust hielt schon am 13. Oct. Naumburg besetzt. Die Vorräthe der Preußen gingen verloren, es entstand auf der Stelle der bitterste Mangel und dadurch unvermeidliche Unordnung und Niedergeschlagenheit. So sollte das Heer streiten, in seinem Angesichte die Saale und Elbe, die es hätte im Rücken haben sollen. Es war vor der Schlacht schon besiegt.

Die Schlachten bei Jena und Auerstädt, 14. Oct. 1806. — Ein Theil des preußischen Heeres unter dem Herzog von Braunschweig stand bei Auerstädt, ein anderer unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Jena und Vierzehnheiligen, beide ohne rechte Verbindung und 4 Meilen von einander entfernt. Sie wurden an demselben Tage angegriffen und besiegt. Bei Auerstädt focht der Marschall Davoust, bei Jena Napoleon selbst. Gleich im Anfange der Schlacht sank der Herzog von Braunschweig, von einer Kugel tödtlich getroffen; durch seinen Fall war der Plan des Gefechtes zerrüttet und verworren; die Tapferkeit einzelner Haufen konnte den Mangel des Zusammenwirkens im Großen und der Zuversicht in der Menge nicht ersetzen. Von mehreren Seiten umgangen wich die Schlachtordnung zurück; sie wollte sich nach Weimar ziehen, um an dem Hohenloheschen Heereshaufen eine Stütze zu finden; noch wußte man nicht, daß dieser zu derselben Zeit das gleiche Unglück erfahren. Bald aber wurde es nur zu klar, denn so groß war die Verwirrung auf allen Seiten, daß in der Nacht, während der Heerestheil von Auerstädt gegen Weimar zog, ein Theil des Hohenloheschen Heeres von Weimar gegen Auerstädt sich retten wollte.

Zehn Tage nach der Schlacht von Jena rückte Napoleon schon in Berlin ein; vierzig Tage nach Ausbruch des Krieges stand er an der Weichsel, und eine Strecke Landes mit neun Millionen Menschen und vielen festen Städten war durch die eine Schlacht gewonnen, ein Heer aber, das früher als ein Muster gegolten, war vernichtet. Das war ein Zeugniß, daß viele der besten Stützen des Staates morsch geworden waren, weil der

Glaube, das Unverbesserliche zu besitzen, die Wachsamkeit geschwächt hatte. Dieser Glaube sollte durch das entsetzliche Unglück vernichtet, der Geist geweckt, die Kräfte erfrischt werden.

Es hieße alte Wunden zwecklos aufreißen, wenn im Einzelnen erzählt würde, wie groß die Niederlage gewesen, wie und wo die einzelnen Ueberbleibsel des Heeres noch vollends vernichtet, wie schnell und durch wen die vielen festen Orte Preußens gefallen, zum Theil auf schmähliche Weise übergeben sind. Die Söhne jener Väter, manche Väter selbst, haben doppelt und dreifach gut gemacht, was dort gefehlt war, und das Schicksal hat sich als versöhnt bewiesen. Eben so wenig darf die Geschichte wiederholen, wie unwürdig und schmachvoll der französische Kaiser, in der Trunkenheit seines Sieges, von seinen Gegnern, wie unerhört sittenlos er von dem preußischen Königshause, und besonders von der allverehrten, angebeteten Königin redete. Aber die Beweisstücke sind nicht verloren und werden ewig ein Zeugniß ablegen, wie unedel, wie durchaus unritterlich und aus gemeinem Stoffe gebildet, das Herz dieses Mannes war.

Die wider Erwarten schnelle Auflösung des preußischen Staates hatte ihm jede Spur der Mäßigung genommen und grenzenlose Hoffnungen erweckt. In Berlin erklärte er, daß er aus dieser Stadt und aus Warschau nicht eher weichen werde, bis der allgemeine Friede erobert sei; und von Berlin aus erließ er am 21. Nov. 1806 das berüchtigte Dekret gegen England, die Grundlage des sogenannten Continentalsystems, worin er alle großbrittannischen Staaten blokirt erklärte, allen Handel und sogar allen Briefwechsel mit England untersagte und alles englische Eigenthum auf dem festen Lande, sogar jedes Schiff, welches nur in England einmal gewesen, wegzunehmen befahl. Durch so harte Maßregeln sollte Englands Handel zu Grunde gerichtet werden; aber der Schaden richtete sich gegen das feste Land selbst. England, dem die ganze Welt offenstand, öffnete sich andere Handelswege, eroberte alle Colonien der Europäer, bebaute den eigenen Boden nun sorgfältiger und nahm die Bedürfnisse seines Schiffbaues, statt aus den nordischen Reichen, aus Kanada und Irland. Europa dagegen mußte seinen Handel stocken und verfallen sehen, und wenn es auch manche Dinge selbst zu arbeiten lernte, die es sonst von England bezog, so gab dieses doch keinen Ersatz für den Verlust des Handels auf den Meeren.

Die Schlachten bei Eylau und Friedland. 8. Februar und 14. Juni 1807. — Die Ueberbleibsel des preußischen Heeres unter Kalkreuth und Lestocq, geläutert durch die harten Erfahrungen der letzten Monate, gesäubert von den Feigen und Schwachen, die dahinten geblieben waren, ein kleiner, aber kernhafter Heldenhaufe, vereinigte sich mit den Russen, die jetzt auf den Kampfplatz traten. Nach einigen, wenig entscheidenden, obgleich blutigen Vorfällen in Polen, zog sich der Krieg nach dem Königreich Preußen, und hier kämpften die Heere bei Eylau, in nicht großer Entfernung von Königsberg, am 7. und 8. Febr. in bitterer Kälte, unter Schnee und Wintersturm, eine der blutigsten Schlachten. Hundertundfunfzigtausend Mann wütheten in heftiger Anstrengung aller Kräfte gegen einander, während der Zorn der Natur die Zerstörung noch furchtbarer machte. Der Kern der französischen Garden wurde hier aufgeopfert und der Sieg dennoch nicht vollständig errungen. Mit unerschütterlicher Tapferkeit fochten die Russen; und die Preußen unter Lestocq, zur rechten Zeit auf dem heftig bedrohten linken Flügel eintreffend, warfen mit dem

rühmlichsten Heldenmuthe die letzten französischen Angriffe zurück. Beide Heere schrieben sich den Sieg zu; in der That aber war der Vortheil mehr auf Seiten der Verbündeten, und ein neuer Angriff am dritten Tage, so urtheilten mehrere Anführer, würde die Franzosen zum Rückzuge gezwungen haben. Aber der russische Heerführer, General Bennigsen, glaubte seinem ermüdeten Heere so übermenschliche Anstrengung nicht zumuthen zu dürfen, und zog sich nach Königsberg zurück. Auch die Franzosen wichen in ihre alte Stellung zurück, und es erfolgte nun eine Ruhe von beinahe vier Monaten, während welcher beide Heere sich verstärkten. Das arme preußische Land litt fürchterlich unter der Last von mehreren hunderttausend Kriegern.

Napoleon betrieb in dieser Zeit sehr eifrig die Belagerung der starken Festung Danzig in seinem Rücken, des Schlüssels der Ostsee. In derselben befehligte der General Kalkreuth und vertheidigte sie bis in den Mai; als aber jede Verbindung mit der See abgeschnitten und kein Ersatz zu hoffen war, übergab er sie am 24. Mai unter ehrenvollen Bedingungen.

Nun erst, da der entscheidende Augenblick schon versäumt war, griffen die Russen und Preußen die Verschanzungen des französischen Heeres an der Passarge an. Sie fochten mit bewundernswerther Tapferkeit; allein durch die 30,000 Mann, die Danzig belagert hatten, verstärkt und durch ihre starken Schanzen beschützt, hielten die Franzosen die Angriffe aus und griffen darauf selbst an. In unaufhörlichen, blutigen Gefechten wurde vom 5. bis 14. Juni gekämpft, und an diesem Tage erfolgte die entscheidende Schlacht bei Friedland. Von früh Morgens bis um Mitternacht dauerte der Kampf. Bis nach Mittag war der Vortheil auf Seiten der Russen; sie freuten sich seiner und vergaßen die Wachsamkeit, die auch dem Sieger nöthig ist. Da langten am Nachmittage die Heerhaufen von Ney und Viktor und Napoleons Garden auf dem Schlachtfelde an und entschieden den blutigen Tag; die Russen wurden auf allen Seiten über den Allefluß zurückgeworfen und wendeten sich nun gegen den Grenzfluß ihres Reiches, den Niemen. Am 29. Juni zog Napoleon in die Grenzstadt Tilsit ein, nachdem sein Heer schon am 16. Königsberg besetzt hatte.

Der Friede zu Tilsit, 7. und 9. Juli 1807. — Eine Zusammenkunft der beiden Kaiser aus Osten und aus Westen auf dem großen Niemenflusse führte zu einem schnellen Frieden, entschied über die Zerreißung des preußischen Staates, und bestimmte den Gang der europäischen Geschichte noch auf mehrere Jahre hinaus. Napoleon, ein Meister im schlauen Mißbrauche des Worts, wußte den Kaiser Alexander zu überreden, daß sein einziger Zweck der Friede des festen Landes sei und daß er sich auf demselben nur ausdehne, um die Küsten gegen den Uebermuth der Engländer zu beschützen, damit endlich die Freiheit der Meere errungen werde. Auch nahm er den Schein an, daß er mit Rußland eine feste Freundschaft wünsche, damit beide vereint das Glück der Völker von Europa feststellen könnten, indem ohne sie oder wider ihren Willen kein Streit sich erheben dürfe.

Also wurde in diesem Frieden von Rußland Cattaro, Ragusa und die sieben Inseln an Frankreich abgetreten und zum Ersatz 400,000 Seelen vom preußischen Polen angenommen. Friedrich Wilhelm aber, der von seinem Königreiche fast nichts mehr sein nennen konnte, mußte die härtesten Bedingungen eingehen. Er trat die Hälfte seines Reiches, mit 5 Millionen Menschen, ab. Zuerst seine polnischen Länder mit der Stadt Danzig; diese wurde für eine freie Stadt erklärt, das polnische Land aber

zu einem Großherzogthum Warschau erhoben. Zum Großherzog erhielten die Polen den Herrscher Sachsens; das sächsische Haus hatte Polen schon früher beherrscht. Friedrich August, der sich drei Tage nach der Jenaer Schlacht für neutral erklärt und bald mit Frankreich ein Bündniß geschlossen hatte, war indeß König geworden und dem rheinischen Bunde beigetreten.

Ferner verlor Preußen alle Länder zwischen der Elbe und dem Rheine. Aus dem größten Theile derselben bildete Napoleon das neue Königreich Westphalen für seinen jüngsten Bruder Hieronymus. Er nahm dazu auch einen Theil des hannoverschen Landes, das Herzogthum Braunschweig, weil dessen Herzog die preußischen Heere geführt hatte, und das Churfürstenthum Hessen. Gegen das hessische Fürstenhaus erging gleichfalls sein Bann, daß es aufhören solle zu regieren, weil es sich immer feindlich gegen Frankreich bewiesen und bei dem preußischen Kriege gleichfalls zweideutig dagestanden habe. Und doch hatte Hessen nur mit Bewilligung Frankreichs Neutralität gehalten. Dennoch wurde das Land plötzlich überfallen und der Churfürst wie ein Flüchtling aus seinem Wohnsitze getrieben. In denselben zog der neue König, ein ausländischer über deutsche Völker vom alten Urstamme der Sachsen und der Chatten, mit einer Schaar französischer Beamten zum Hohne für ganz Deutschland, triumphirend ein.

Der König Friedrich Wilhelm hatte nur ein kleines, aber treues und tüchtiges Volk übrig behalten. Auch die Freude wurde ihm zu Theil, daß drei seiner Festungen, Kolberg, Graudenz und Pillau, sich in keinen Vertrag mit dem Feinde eingelassen und mehrere der schlesischen auf ehrenvolle Weise sich vertheidigt hatten; zwei von ihnen, Kosel und Glaz, waren gleichfalls noch nicht in Feindes Hand. In Graudenz befehligte der Greis Courbiere, der, als die Franzosen ihn zur Uebergabe aufforderten und ihm meldeten, der König sei über den Niemen zurück und habe sein Königreich verloren, erwiederte: „So wolle er König in Graudenz sein.“ Nach Kolberg aber hatte der König den Obersten Gneisenau gesendet, schon damals erkennend, daß er der Stadt in ihm einen starken Pfeiler sende, welcher nicht wanken werde. Und dazu hatte sich in dieser Gegend eine Freischaar tapferer Männer eingefunden, durch den Lieutenant Schill und andere gesammelt, und wurde ein Schrecken der Feinde weit umher. Diese Männer bewiesen, im kleinen Vorspiele des künftigen Größeren, was der deutsche Mann einst vermögen werde, wenn ihn der Zorn gegen die Fremden mit voller Kraft treibe.

Nachdem die französischen Heere das übrige preußische Land geräumt hatten, behielten sie doch noch einen Theil der Festungen besetzt. Es sollte Preußen fortan keinen freien Entschluß mehr fassen können. Ueberdies erlag das Land unter den unermeßlichen Brandschatzungen, die es den Franzosen noch bezahlen mußte und an denen kein Nachlaß zu hoffen war. In so bedrängter Lage entwickelte das preußische Volk, an dem Beispiele seines Königs und seiner Königin sich spiegelnd, die im Unglück die rechte Stärke und Innigkeit ihres Gemüthes bewährten, eine so würdige Gesinnung, solche Ruhe und Besonnenheit, so erfreuliche Rückkehr zu einer frommen Sinnesweise, und überall solche Erkenntniß des Nächsten und Nöthigen, daß in dem Anblicke dieser Umwandlungen das Unglück von Jena von vielen ein Segen für Preußen genannt worden ist. An die Stelle der nach außen gehenden Richtung, welche dem preußischen Staate früherhin den Vorwurf

eines eigensüchtigen Strebens zugezogen hatte, trat nun die Einkehr in das Innere, welche immer und zwar unverlierbaren Gewinn bringt; von nun an sollten Eroberungen auf dem Gebiete des Geistes gemacht werden, und mit Freigebigkeit sorgte der Staat, obwohl er nun arm war, für alles, was die Bildung förderte. In der Verwaltung des Staates, wie in der Einrichtung des Kriegswesens, wurde mehr Einheit gebracht und alles naturgemäßer geordnet. Die Städte erhielten eine selbstständigere Verfassung, damit die Theilnahme der Bürger an ihren Angelegenheiten und die Freudigkeit des alten städtischen Lebens wieder geweckt werde. Ein reges Leben und Treiben der Geister entfaltete sich und wurde durch die Regierung gern befördert; viele der edelsten Männer verbanden sich, gemeinschaftlich zu wachen und zu arbeiten, daß sich ein treuer, deutscher, dem fremden Verderben widerstrebender Sinn erhalte, damit, wenn einst die Stunde der Erhebung, durch besondere Gunst des Schicksals, schlagen sollte, das Volk bereit und kräftig erfunden würde.

147. Der Spanier Beispiel.

Napoleon indessen, nach Paris zurückkehrend, brachte als Zeichen seines Triumphes den Siegeswagen von dem Brandenburger Thore Berlins und den Degen Friedrichs des Großen mit sich, und zu einer Brücke von Austerlitz kam nun auch noch eine Brücke von Jena in seiner Hauptstadt. Zu solchem Glanze und zu solcher Festigkeit schien seine Herrschaft durch diesen neuen Frieden erhoben zu sein, daß sie in den Augen der Menschen wie unerschütterlich dastand, und daß, wer verkündigt hätte, es würden in nicht gar vielen Jahren die zertretenen Preußen mit gewaffneter Hand ihren Siegeswagen aus Paris selbst zurückholen, wie ein wahnwitziger Thor verlacht sein würde.

Wer Napoleons Sinnes- und Handlungsweise nur irgend kannte, wußte im Voraus, daß er jetzt nicht etwa ruhen, sondern gerade im Frieden auf neue Eroberungen sinnen werde; und da er eben in zwei schnellen Kriegen die Mächte in Osten besiegt und auf längere Zeit geschwächt hatte, so mochte man daraus den Schluß ziehen, daß er sich nun gegen den Süden wenden werde; aber so verrätherisch, so ehr- und treulos hatte ihn bisher noch Niemand gehalten, wie er sich nun gegen Spanien bewies. Das spanische Königshaus war lange Frankreichs treuer Bundesgenosse gewesen und hatte darüber in dem Kriege gegen England seine Inseln und seine Seemacht verloren; zum Lohn für solche Treue sollte es nun dazu den Thron verlieren. Schlau und hinterlistig wußte Napoleon Streitigkeiten, die sich in der königlichen Familie zwischen Vater und Sohn erhoben hatten, für sich zu benutzen und brachte den alten schwachen König Karl IV. dahin, daß er im Anfange des J. 1808 seine Krone niederlegte und ihm selbst übergab; den Sohn Ferdinand aber lockte er durch List über die Grenze nach Bayonne und zwang ihn gleichfalls zur Entsagung des Thrones. Es wurde ihm nur die Wahl zwischen Abdankung oder Tod gelassen und der Jüngling wählte das Leben als Gefangener in Frankreich. Sein Volk aber war nicht so geduldig. Als Napoleon in der Freude über das gelungene Werk sogleich seinen Bruder Joseph zum Könige in Spanien ernannte, (das Königreich Neapel erhielt darauf der Großherzog von Berg, und dieses Großherzogthum später der Kronprinz von Holland), da ergriffen die Spanier im gerechten Zorne die Waffen gegen den aufgedrunge-

nen König. Vom Anfange der Geschichte an sind sie immer ein freiheitsliebendes, Ehre und Schande sehr wohl unterscheidendes, für König, Vaterland und Religion schwärmerisch entbranntes, Volk gewesen, und so haben sie sich auch in unsern Tagen bewiesen. Seit langer Zeit ungeübt in den Künsten der neuen Kriegsweisen sind sie zwar vielfältig von den französischen Heeren in offenen Schlachten zersprengt worden, aber besiegt haben sie sich dennoch nicht gegeben. Die Vortheile ihres Landes, Gebirge und wüste Gegenden, Städte und Mauern, wohl benutzend, haben sie in einzelnen Gefechten eine unermeßliche Menge von Feinden von ihrem Boden vertilgt; der spanische Krieg hat vielen Tausenden von Franzosen das Leben gekostet, und viele Deutsche, die Napoleon dahingetrieben, fanden dort gleichfalls ihr Grab. Die Spanier erhielten durch England eine sehr treffliche Unterstützung an Waffen und Kriegern, und eine noch wichtigere durch den großen Feldherrn Wellington. Er hat durch seine ruhige, besonnene Kunst mit geringen Mitteln die pyrenäische Halbinsel lange vertheidigt, dann Schritt vor Schritt wieder erobert, bis die großen Entscheidungen in Rußland und Deutschland ihn über die Gebirge nach Frankreich selbst riefen.

148. Der Krieg Oestreichs von 1809.

Wie Preußen im J. 1806 der Stimme der Ehre und dem alles andere überwiegenden Gefühle gefolgt war, daß gegen die Schmach des französischen Uebermuths keine Anstrengung zu groß, kein Opfer zu schwer, kein Unglück zu schmerzlich sei, so erhob sich auch Oestreich durch den gleichen Antrieb im J. 1809 zum neuen Kriege gegen Frankreich. Es war ihm selbst unmittelbar keine Kränkung widerfahren; aber rund umher geschah das Schmähliche und das Verderbliche. Das alte Reich der Deutschen war verschwunden; im Herzen Deutschlands ein neuer Thron für einen Fremdling errichtet; das übrige Deutschland immer enger mit dem Erbfeinde verbunden; endlich gar das alte spanische Königshaus, wie wenn von nun an kein Recht mehr zwischen den Völkern gelten sollte, ohne allen Grund vom Throne gestoßen. Was konnte jetzt noch als sicher und durch Alter und Geschichte begründet angesehen werden? Dazu hatte Napoleon im Sommer 1808, ehe er selbst nach Spanien ging, eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander zu Erfurt gehalten und sein Bündniß mit diesem noch fester geknüpft. Es schien, als wollten Frankreich und Rußland sich schon einzig als die Schiedsrichter Europa's ansehen und Oestreich, welches Jahrhunderte lang Europa's Mittelpunkt gewesen war, für nichts achten. Das konnte nicht ruhig geduldet werden; über ein gewisses Maaß hinaus ist die Geduld eine Schande. Oestreichs Entschluß zum Kriege war ein sehr ehrenwerther, ein durchaus reiner und uneigennütziger; denn es trat allein, nur den eigenen Kräften vertrauend, auf den Kampfplatz.

Uebrigens fühlte Oestreich schon diesesmal sehr wohl, daß nicht mehr das stehende Heer allein Rettung bringen könne; es wollte einen Krieg im großen Sinne, einen Volkskrieg; es rief Freiwillige auf, errichtete Landwehren, redete sehr herzliche, begeisternde Worte zu seinem Volke und zu allen Deutschen; es stellte die edlen Prinzen seines Hauses selbst an die Spitze der Heere und strengte alle Kräfte seiner reichen und schönen Länder in solchem Maaße an, wie seine Geschichte noch niemals ein Beispiel gesehen hatte. Es war der große, sinnige Minister Stadion, der die Angelegenheiten Oestreichs damals leitete; sein Name soll nicht in der Geschichte

vergessen werden. Wenn Rettung und Befreiung durch ein einzelnes Volk kommen konnte, so mußte sie jetzt kommen.

Aber wie im J. 1806, so war auch im J. 1809 Europa für die Befreiung noch nicht reif. Das Feuer der Läuterung sollte erst noch alle tief und schmerzlich durchdringen; die gemeinsame Noth sollte noch unendlich größer werden, damit sie alle der Eigensucht entsagten, und damit die Weltgeschichte das große, seltene Schauspiel eines heiligen Krieges darstellte, wie alle Völker aus Ost und West und Nord und Süd, für Freiheit, Ehre und Tugend vereinigt, wie ein einziger Mann sich erhoben.

Kein deutsches Gemüth, dem das Vaterland über alles theuer ist, wird je vergessen können, wie es bei diesem Kriege von 1809 gehofft, gerungen, gezittert und endlich unmuthig gezürnt hat, als der verhaßte Feind mit einem Heere daherzog, in welchem die Krieger des rheinischen Bundes den Kern bildeten; wie er mit den tapfern Armen dieser Deutschen das östreichische Heer, welches bis in Baiern vorgedrungen war, durch mehrtägige, blutige Treffen zum Rückzuge zwang und nun in seinem Stolze verkündigte, daß er, ehe ein Monat vergehe, in Wien sein werde. Das waren sehr traurige Tage. Bei Pfaffenhofen, Tann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg, vom 19. bis 23. April wurde damals gestritten, tapfer und rühmlich, aber unglücklich für Oestreich, weil das Heer eine viel zu ausgedehnte Stellung genommen hatte und Napoleon, wie immer, die ganze furchtbare Kraft seines Stoßes nur auf einen Punkt richtete. Da konnte er dann mit dem Kern seiner Krieger, vorzüglich mit den Reitern, von denen er die besten bei sich hatte, bald hier bald dort erscheinen, plötzlich einen neuen Anfall machen und mit demselben Haufen den einen Theil der östreichischen Ordnung nach dem andern niederwerfen. In der That bewies er sich hier im vollen Glanze seiner Feldherrngröße. Wo nur die Gefahr groß war, da sah man ihn, und seine Gegenwart entschied; weder der Tag noch die Nacht sahen ihn ruhen, und wohl selten in allen Jahrhunderten mag von einem einzelnen Menschen ein solches Maaß der Anstrengung und der That in den Raum weniger Tage und Nächte zusammengedrängt sein. — Für die östreichische Landwehr, die den Krieg noch nicht kannte, waren die Schaaren der gepanzerten Reiter die furchtbarsten Gegner. Wie ein Sturmwind, der die Erde erbeben macht, brausten die schrecklichen Reihen, dicht geschlossen, mit Erz umhüllt, gegen Kugeln und Stiche geschützt, — so erschien es den noch unkundigen Kriegern, — gegen sie daher, und die, alle Sinne betäubende, Auge und Ohr schon vor dem Zusammentreffen besiegende, Gewalt warf ihre Reihen zu Boden und zersprengte Haufen von Tausenden bei dem ersten Angriffe. Aber bald zeigten die kräftigen Männer, daß nur die Neuheit dieser Dinge sie im ersten Augenblicke überwältigt habe.

Die Schlacht bei Groß-Aspern und Eßlingen, 21. und 22. Mai. — Der Erzherzog Karl zog mit seinem noch immer starken Heere, nach den blutigen Tagen des April, an dem linken Ufer der Donau nach Mähren hinab, Napoleon aber an der rechten Seite gegen Wien. Einige Tage vertheidigte es der Erzherzog Maximilian, und Napoleon belegte dafür ihn und das ganze Kaiserhaus, wie früher das preußische, mi den schimpflichsten Schmähungen; aber eine so große, fast unbefestigte Stad konnte einer Belagerung nicht ausgesetzt werden. Am 12. Mai zog der Feind ein. Darauf ging das französische Heer über die Donau gegen den

Erzherzog Karl, um dem östreichischen Staate den letzten Stoß zu versetzen. Am 21. und 22. Mai wurde in den weiten Ebenen von Groß=Aspern und Eßlingen, nahe an der Stelle auf dem Marchfelde, wo einst Rudolph von Habsburg den böhmischen König Ottokar besiegte, in blutiger Schlacht gekämpft. Napoleon rechnete wiederum auf den Schrecken seiner eisernen Reiterschaaren und ließ durch sie an mehreren Stellen die heftigsten Stürme wagen, um die östreichische Schlachtreihe zu trennen, einen Flügel von dem andern abzureißen, die einzelnen Haufen zu überwältigen. Aber er traf seine Gegner anders, als bei Regensburg, und mußte erkennen, daß ein neuer, schneller und schaffender Geist in dem östreichischen Heere walte. Der Held Karl hatte in dem kurzen Zwischenraume, nach den Erfahrungen des April, seine Krieger vor allen Dingen in dem Schließen fester Vierecke sich üben lassen, an welchen, wie an einer Mauer, die Anfälle der Reiter zurückprallen mußten; und weil das Gemüth und der freie Sinn der Einzelnen den Führern willig entgegen kam, so war das Kunststück trefflich gelungen. Die Reiter griffen manche der Vierecke von allen Seiten im Sturme an; aber mit ruhiger Fassung ließ das Fußvolk sie bis dicht an seine geschlossenen Reihen herankommen und empfing sie alsdann mit so wirksamem Gewehrfeuer, daß ganze Reihen niederstürzten und auch die Unverwundeten, im Stoße des Sturmes, über die Gefallenen hinstürzten. Dann konnten die eigenen Reiter, welche zur Hülfe herbeikamen, und das Fußvolk selbst, die Ueberbleibsel der feindlichen Geschwader leicht überwältigen oder zur eiligen Flucht zwingen.

Durch diese Standhaftigkeit des östreichischen Fußvolks und die eben so rühmliche Tapferkeit der Reiterschaaren unter Johann von Lichtenstein, und endlich durch die treffliche Anführung des Heerführers Karl, der allenthalben voraneilte, wohin die Gefahr ihn rief, wurden am 21. Mai alle Versuche der Franzosen, irgendwo durchzubrechen, vereitelt. Das Dorf Aspern, welches sie zu einem Mittelpunkte ihrer Schlachtordnung gemacht hatten, wurde ihnen sogar entrissen. Und dazu ließ der Erzherzog, jeden Vortheil klug benutzend, um die Kraft des reißenden, eben sehr angeschwollenen Donaustromes als einen Mitkämpfer gegen die Fremdlinge zu gebrauchen, Schiffe und andere schwere Lasten den Strom hinab gegen die Schiffbrücke Napoleons treiben. Und siehe, es gelang; die Brücke riß von einander und der Angreifer stand am linken Ufer, von Wien und seinen übrigen Heerestheilen getrennt, und mußte die neue Schlacht am folgenden Tage den 22. annehmen. Alle Anstrengung, alle seine Kunst war diesmal vergebens; seine Reiter, sein Fußvolk und sein Geschütz konnten gegen die östreichische Tapferkeit nicht bestehen; die Schlacht ging unglücklich, und wäre es nicht dem Marschall Massena gelungen, das Städtchen Eßlingen, dessen Mauern ihm als eine Festung dienten, zu behaupten und dadurch den Rückzug zu decken, so wäre wohl das ganze französische Heer verloren gewesen. Ja, es war dennoch verloren, — so haben nachher viele behauptet, — wenn die Sieger sogleich auf frischer That ihren Sieg verfolgten und die Insel Lobau angriffen, auf welche Napoleon sich gerettet hatte und in großer Verlegenheit wartete, bis die Brücke über den andern Donauarm wieder hergestellt sei. — Man ließ ihm die Zeit dazu und er zog nach Wien zurück. Aber das Schlachtfeld war mit seinen Todten bedeckt, und allein 3000 Kürassierpanzer lasen die Oestreicher von demselben auf.

Neue Hoffnungen waren durch diese Schlacht in vieler Herzen aufge=

gangen. Einzelne Zeichen des erwachenden Zornes in dem gesammten deutschen Volke hatten sich auch an andern Orten gezeigt. In Norddeutschland erhob sich wieder der kühne Schill und fing mit seinen Husaren und einer Anzahl freiwilliger Jünglinge und Männer, die ein brennender, ungeduldiger Eifer ihm zuführte, den Krieg gegen die Feinde des deutschen Namens auf seine eigene Hand an. Und Dörnberg, mit mehreren andern Männern in Hessen, faßte den Plan, den eingedrungenen König in Kassel von seinem angemaßten Throne zu vertreiben und das Werk der Befreiung zu beginnen. Wie Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Bernhard von Weimar, und andere Führer im dreißigjährigen Kriege, nach alter deutscher Weise ein Gefolge um sich sammelnd, den Kampf für diejenige Partei führten, welcher sie selbst zugethan waren, so lebte auch in obigen Männern das Gefühl einer ähnlichen Kraft und dazu ein glühender Eifer für das Vaterland. Und auch ihre Zeit war, wie die des dreißigjährigen Krieges, eine außerordentliche, das Ungewöhnlichste hervorbringende. Dennoch zeigte sich der große Unterschied zwischen dieser und der früheren noch nahe an die Tage des Faustrechts grenzenden Zeit, daß die jetzige durch die Jahrhunderte, da der Landfriede und die Gesetze ruhig geherrscht, solcher Selbsthülfe ungünstig geworden war. Der Gehorsam gegen das Gesetz und die bestehende bürgerliche Ordnung überwog jede andere Regung in der Menge, und das Unternehmen jener Männer mußte scheitern. Schill, der seine Zeit mit einem planlosen Umherziehen im nördlichen Deutschland verloren hatte, warf sich endlich in die Stadt Stralsund. Von hier möchte er sich vielleicht nach England gerettet haben, um später durch bessere Dienste für das Vaterland die unbedachte That wieder gut zu machen, durch welche er sich und so viele tapfere Männer in Gefahr gestürzt hatte; allein ein unberufenes dänisches Korps vereinigte sich mit den ihn verfolgenden Franzosen und Holländern. Stralsund wurde am 31. Mai erstürmt und der unglückliche Schill fiel unter den Streichen dänischer Reiter. Auch Dörnbergs Aufstand mißlang, und er mit seinen Freunden mußte über das Meer nach Englands Küsten hinüberfliehen. An den gefangenen Gefährten Schills nahm die französische Wuth eine bittere Rache; viele wurden hingerichtet, andere wie Verbrecher auf die Galeeren geschleppt. Furcht und Todesangst sollten von jeder freien Regung in einer deutschen Brust zurückschrecken; und damit auch das Wort verstummte, hatte Napoleon im Anfange des Krieges einen unschuldigen Mann, den Buchhändler Palm von Erlangen, weil er eine Schrift von der Erniedrigung Deutschlands verbreitet hatte und den Verfasser nicht nennen wollte, erschießen lassen. Diese That hat die Gemüther in Deutschland fast mehr empört als alles andere, was früher oder später Arges durch ihn geschah, und das Schreien des unschuldig vergossenen Blutes ist nicht ohne Vergeltung geblieben.

Wichtiger als die obigen Vorfälle im nördlichen Deutschland war der Aufstand der treuen Tyroler unter Andreas Hofer, Straub und Speckbacher. Diese kernhaften Männer des Gebirges hatten die Franzosen nun schon zweimal mit großem Verluste aus ihrem Lande herausgeschlagen durch dieselbe Kriegskunst starker und kühner Gebirgsvölker, wodurch einst die Schweizer das stolze Ritterheer der Herren von Oestreich gedemüthigt hatten. Ganz Deutschland sah mit Erhebung zu jenen Bergen hinauf, sich freuend, daß die Freiheit noch Eine Heimath unter deutsch redenden Männern gefunden habe, und hoffend, der Sieg werde durch solche

Standhaftigkeit doch endlich errungen werden. Noch von einer andern Seite eröffnete sich eine Hoffnung. Die Engländer landeten mit einer starken Flotte an der Küste der Niederlande und nahmen die Insel Walchern ein. Es schien als wenn Frankreich hier eine sehr schmerzliche Wunde empfangen würde. — Aber noch einmal sollten alle diese Hoffnungen getäuscht werden.

Die Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli und Friede zu Wien am 14. Oct. — Napoleon hatte sich nach der Schlacht von Aspern durch Baiern, Würtemberger, Sachsen, Italiener und Illyrier wieder so ansehnlich verstärkt, daß er von neuem über die Donau gehen und den Erzherzog Karl mit Uebermacht angreifen konnte. Er setzte in einer schwarzen Gewitternacht, unter dem Krachen des Donners, über den Strom und lieferte am 5. und 6. Juli die große entscheidende Schlacht bei Wagram. Von den Thürmen Wiens konnte man einen Theil des großen Schlachtfeldes, da wo der rechte östreichische Flügel focht, übersehen und mit unendlichem Jubel sahen die Zuschauenden, wie dieser Flügel tapfer vordrang, alles über den Haufen warf und viel Raum den Feinden abgewann. Er hatte sogar mehrere Fahnen und Kanonen erobert. Dennoch wurde ihre herrliche Hoffnung betrogen, der linke Flügel des östreichischen Heeres war umgangen, die Hülfe von Ungarn her war nicht zu rechter Zeit eingetroffen, und so viel war auf jener Seite verloren worden, daß der Feldherr sich zum Rückzug entschließen mußte. Schon sechs Tage nach der Schlacht wurde ein Waffenstillstand geschlossen und von nun an am Frieden unterhandelt.

Das war eine harte Botschaft für die Tyroler. Noch einmal strengten sie in ihrer Verzweiflung alle Kräfte an und schlugen im August den französischen Marschall Lefebre aus ihren Bergen, ob vielleicht Oestreich, durch solche Ausdauer ermuntert, den Krieg wieder erneuerte. Allein die Unfälle des eigenen Landes schienen dem Kaiser Franz zu hart und verderblich; dazu war auch die Unternehmung der Engländer gegen Holland gänzlich mißlungen; es blieb bei den Unterhandlungen und der Friede wurde geschlossen. Während dieser Zeit konnten die Franzosen alle Kräfte gegen das kleine Tyroler Land wenden und dasselbe gleich einer Festung von allen Seiten einschließen und bestürmen. Ein Paß und ein Berg nach dem andern wurden eingenommen, die Männer getödtet oder entwaffnet, der treue und fromme Hofer am Ende gefangen, über die Alpen nach Italien geschleppt und in der Festung Mantua als ein Missethäter erschossen. Mit unverbundenem Gesichte, die Augen der aufgehenden Sonne zugewendet und das Kreuz des Erlösers an die Lippen drückend, fiel er von den Kugeln der französischen Soldaten.

Doch einer der Freiheitshelden, Friedrich Wilhelm von Braunschweig, aus dem alten Geschlechte der Welfen, rettete sich durch einen ritterlich kühnen Zug aus den Ländern weg, wo die verhaßten Feinde die Oberhand hatten. Von den Grenzen Böhmens aus wagte er es, nur mit zwölfhundert kühnen Männern, seiner schwarzen Schaar, einen Weg von siebzig Meilen, mitten durch feindliche Haufen hindurch, über Leipzig, Halle, Halberstadt, sein eigenes Erbe Braunschweig, aus welchem ihn der Räuber vertrieben, über Hannover, bis an den Ausfluß der Weser nach Elsfleth sich durchzuschlagen und glücklich nach England hinüberzuschiffen. Da empfing man den welfischen Helden mit freudigem Erstaunen.

Oestreich aber verlor durch den Wiener Frieden Salzburg und mehrere benachbarte Striche Landes an Baiern, den größten Theil seiner

polnischen Besitzungen an das Großherzogthum Warschau und an Rußland, und dann die Ueberbleibsel seiner italienischen Länder, nebst Illyrien, so daß es nun gar nicht mehr an das Meer stieß und auf der andern Seite alle Vormauern mit seinen Bergen dahin geben mußte. Dieses war noch schlimmer, als daß es wiederum 2000 Quadratmeilen und über drei Millionen Menschen verlor.

149. Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. 1810—12.

Durch den Wiener Frieden war Napoleon so hoch gestiegen, daß nun alle Hoffnung verloren schien, seine Macht könne je wieder gebrochen werden. Sie noch mehr zu befestigen und in den Augen der Welt auch durch die Verbindung mit einem ehrwürdigen Fürstenhause gleichsam zu adeln, warb er um die Kaisertochter in Wien, die Erzherzogin Marie Louise; seine bisherige Gemahlin Josephine mußte in eine Trennung willigen. Der Kaiser Franz brachte das unermeßliche Opfer und gab ihm die Tochter. „Für die Monarchie, für das heiligste Interesse der Menschheit, als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer besseren Ordnung der Dinge," — so heißt es in einer späteren Erklärung Oestreichs, — „gaben Se. Majestät, was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin und knüpften ein Band, welches den schwächern und leidenden Theil, nach den Drangsalen eines ungleichen Kampfes, durch das Gefühl einiger Sicherheit aufrichten, den stärkeren und siegreichen für Mäßigung und Gerechtigkeit stimmen, und so ein Gleichgewicht herstellen sollte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elendes sein kann. Der Kaiser Napoleon hatte zu dieser Zeit den Punkt in seiner Laufbahn erreicht, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswerther wird, als rastloses Bestreben nach neuem Besitz. Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit, in den Augen der französischen Nation und der Welt, einen solchen Zuwachs an Festigkeit, daß unruhige Vergrößerungspläne es forthin nur entkräften und erschüttern konnten. Nach vieljähriger, vergeblicher Anstrengung und unermeßlichen Aufopferungen gab es Beweggründe genug zu dem Versuche, durch Vertrauen und Hingebung Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten."

Wie sah sich jedoch der edelgesinnte Kaiser Franz in diesem schönen, menschlichen Vertrauen betrogen! Noch in demselben Jahre, da die neue Verbindung gestiftet war, — (am 2. April 1810 war die Trauung mit der Erzherzogin Marie Louise), — wurde der Vicekönig von Italien zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas, nun Großherzogs von Frankfurt, ernannt; wurde Holland, nachdem der König Ludwig die Krone niedergelegt hatte, weil er nicht das Werkzeug in seines Bruders Hand zum Verderben seines Volkes sein wollte, ganz mit Frankreich vereinigt, — „weil Holland nichts sei, als eine Anschwemmung des Rheines, der Maaß und der Schelde, der großen Pulsadern des französischen Reiches." Und endlich zum Beweise, daß er nun alles könne, wonach ihm gelüste, und daß er gar keine Rücksicht mehr nehme, beschloß Napoleon plötzlich, das ganze nordwestliche Deutschland, was am Ausflusse der Weser, der Ems und der Elbe liegt, mit den alten freien Handelsstädten, Bremen, Hamburg und Lübeck, auch mit Frankreich zu vereinigen. „Der Schleichhandel, der an diesen Küsten und von diesen Städten mit England getrieben werde," mußte

der Vorwand dazu sein. So war Deutschland seiner Küsten und seines Seehandels beraubt, und der Strom, der noch immer das eigentliche französische Reich von Deutschland gesondert hatte, war durch eine so willkührliche, bloß von der Laune gezeichnete, Länder und Flüsse quer durchschneidende Linie überschritten, daß man offenbar sah, es sei dieses nur die Einleitung zu noch größeren Gewaltschritten und ein Stück Deutschlands nach dem andern werde in den Abgrund hinabgezogen werden.

Was jedoch der neu errichteten, längst alle Schranken der Mäßigung überschreitenden, Macht einzig und über das Leben des Stifters hinaus eine feste Dauer hätte gewähren können, die Befestigung derselben im Glauben und im innigsten Gemüthe der Völker, das hatte Napoleon nie verstanden; jetzt that er, was solchem Eindruck am schroffsten entgegen war. Schon von Wien aus im J. 1809 hatte er den Papst, den allgemeinen Vater der katholischen Welt, der in dem Glauben der Völker als unverletzlich dastand, seiner alten Hauptstadt beraubt, ihn selbst gleich einem Verbrecher gefangen wegführen lassen; und nun vereinigte er auch Rom mit seinem großen Reiche und verordnete, daß sein und aller künftigen Kaiser erstgeborner Sohn den Namen eines Königs von Rom führen solle. Für solche Thaten wurde ihm in den Herzen von Millionen geflucht; aber den eisernen Mann kümmerte weder der Fluch noch der Segen. Sein Reich schien ihm durch 500,000 ergebene Krieger und ein Heer heimlich lauernder Horcher fest genug begründet, und so urtheilte mit ihm die Welt, welche das Aeußere ansieht.

Dennoch dauerte es nicht zwei Jahre, und der Koloß jener großen Macht war umgestürzt, und ihrem Stifter, welchen die Sieger großmüthig behandelten, wurde durch den ersten Pariser Frieden 1814 die Insel Elba an der Küste Italiens zum Sitze angewiesen, wo er, wenn der Sinn der Ruhe und Mäßigung irgend Raum in ihm hätte gewinnen können, ein unverdient ehrenvolles Leben führen konnte. Allein sein ungestümer Ehrgeiz trieb ihn im nächsten Jahre noch einmal von dort weg zur Anmaßung seiner eben verlornen Kaiserkrone, bis durch den letzten entscheidenden Schlag bei Belle Alliance oder Waterloo sein wieder aufgerichteter Thron auf immer zertrümmert und er selbst auf die einsame Insel St. Helena im großen Weltmeere verbannt wurde, wo er nach sechs Jahren qualvoller Unthätigkeit am 5. Mai 1821 sein Grab gefunden hat.

Doch die ewig denkwürdige Geschichte des großen Völkerkampfes, durch welchen alles dieses vollbracht wurde, verdient in größerer Ausführlichkeit behandelt zu werden, damit sie für alle Zeiten der deutschen Jugend und dem gesammten deutschen Volke dastehe als eine große Erinnerung der Vergangenheit, als ein Ehrendenkmal der Männer, welche die Befreiung des Vaterlandes durch ihren Muth und ihre Ausdauer errungen' und der Tausende, welche für dieselbe ihr Leben geopfert haben; als eine Mahnung endlich, in keiner Noth des Vaterlandes zu verzagen, so lange der Sinn für Deutschlands Ehre, Freiheit und Einigkeit, so lange Tugend und Gottvertrauen in deutschen Herzen leben und alle deutschen Stämme zu gemeinsamer That verbinden.

150. Der Zug gegen Rußland.

Im Sommer des Jahres 1812 brach der Kaiser Napoleon mit mehr als 400,000 auserlesenen Kriegern zu Fuß und 60,000 zu Roß, und mit einem Zuge von 1200 Stücken Geschütz, in das große russische

Reich ein. Unter der halben Million Krieger waren beinahe 300,000 Deutsche. Zwei Jahre lang hatte er zu diesem Zuge gerüstet, hatte die besten Schaaren aus allen Ländern Europa's gesammelt und sie mit allem Kriegszeuge auf's beste versehen; denn er gedachte diesmal weit hin in die Länder zu dringen, die sein Schwert noch nicht kannten. Der erste Angriff war gegen das russische Reich gerichtet; es ist aber gar nicht unwahrscheinlich, daß er die Absicht gehabt, wenn dieses durch mehrere große Schlachten zum Frieden gezwungen worden, immer tiefer nach Asien zu ziehen und den Engländern, die er am meisten haßte, das große, reiche ostindische Land wegzunehmen. Denn wenn es nur nach seiner Lust gegangen wäre, so würde er erst an den Enden der Erde das Ende seiner blutigen Kriege gemacht haben. — Aber in diesem Jahre und in diesem Kriegszuge setzte ihm Gott ein Ziel. Denn als er nun nach einer Reihe mörderischer Schlachten, — die letzte war an der Moskwa bei Mosais'k am 7. Sept., — bis in Moskau, die alte Hauptstadt der russischen Zaare, gekommen war, und am 14. Sept. seinen düstern Siegeseinzug in ihr großes, ehrwürdiges Schloß, den Kreml, gehalten hatte; und als in den folgenden Tagen und Nächten die unermeßliche Stadt, an hundert Stellen zugleich in Brand gesteckt, wie ein blutrothes Feuermeer, von mehreren Stunden im Umfange, vor seinen bestürzten Blicken da lag; — als die gierigen Flammen zuckend zum Himmel emporfuhren, als die Luft brüllte, wie im tobenden Sturme, die Kirchen und Altäre krachend zusammenstürzten, die unglücklichen Verbrannten, Zerschmetterten, Gemordeten in letzter Todesangst jammerten, und dazwischen die nach Raub gierigen Feinde die Erde nach Schätzen umwühlten, alles Menschengefühl schändeten und den Namen Gottes lästerten — da wendete sich das Glück von ihm und sein Schicksal nahm den Rückweg. Sein äußerstes Ziel war erreicht. Seine Heere standen zu gleicher Zeit an den beiden Enden Europa's: ein Theil an den Küsten des atlantischen Ozeans in Spanien, ein anderer mit ihm in den weiten Ebenen Rußlands, in der letzten Hauptstadt, die nach Asien zu liegt. Von nun an mußten sie von allen Enden immer enger und enger zurückweichen, von wo sie ausgegangen waren; und anderthalb Jahre, nachdem sie in ihrer größten Ausdehnung Europa in ihrer Mitte gehabt und fast erdrückt hatten, und als nur wenige Menschen noch den stillen Glauben hegten, daß eine so gar große Macht je könne gebrochen werden — da waren sie bis in die Mitte von Frankreich zusammengedrängt, die deutschen und russischen Heere zogen in die Hauptstadt ein, und der Eroberer der Welt legte seine blutige Krone nieder.

In dem schrecklichen Brande von Moskau war der übermüthige Eroberer zuerst besiegt worden. In dieser großen Stadt, die über 300,000 Menschen zählt, hoffte er für sein Heer den nöthigen Vorrath für fünf Wintermonate zu erbeuten; und dann, in dem nächsten Frühjahre, wäre sein Zug gegen Petersburg und die Länder der Ostsee gegangen, und noch eine Hauptstadt wäre ein Raub der Flammen geworden. Aber als nun Moskau ein großer Schutthaufen war, in welchem sein Heer nur auf wenige Wochen noch Unterhalt fand, und als der hochherzige Kaiser Alexander, vertrauend auf Gott und den Muth seines Volkes, jede Friedensbedingung verwarf, da mußte am Ende des October eiligst der Rückweg angetreten werden. Durch ein unbegreifliches Versehen wurde derselbe nicht, wie es hätte geschehen sollen, auf der Straße über Kaluga genommen, die der

Krieg noch nicht verwüstet hatte, sondern auf der völlig zerstörten geraden Straße nach Smolensk, auf welcher von Russen und Franzosen alles niedergebrannt und ausgeleert war. Da riß bald der drückendste Mangel ein, löste die Ordnung und brachte Muthlosigkeit in das ganze Heer. Darauf hatten die Russen gewartet. Mit den Schwärmen ihrer leichten Reiter verfolgten sie die fliehenden Feinde, ließen ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe, und was nur ein weniges zur Seite vom Zuge abwich, wurde niedergemacht. Auch stritten die Russen glücklich in größern Gefechten, und an jedem Tage gingen dem Feinde Menschen und Pferde und Geschütz verloren. Doch hielt die gemeinsame Gefahr noch immer große Schaaren der Abziehenden zusammen und von so unermeßlicher Zahl wären sicher noch Hunderttausende entkommen, wenn nicht plötzlich eine mächtige Hand Tod und Verderben über sie verhängt hätte. Früher als in dem gewöhnlichen Laufe des Jahres brach in den öden Steppen Rußlands ein grauser, verheerender Winter ein. Die ziehenden Schaaren hatten keinerlei Schutz gegen ihn; ihre Kleider waren von dem weiten Zuge zerrissen, ihre Füße zitterten nackt durch die unabsehbaren Schneefelder; die Dörfer und Städte an den Straßen, durch welche sie zogen, waren schon auf dem Hinwege von ihnen selbst oder den eigenen Bewohnern zerstört; nirgend ein Obdach gegen den furchtbar schneidenden Wind; nirgend eine Hülle, die bebenden Glieder zu bedecken; kein Bissen Brots, den schrecklich nagenden Hunger zu stillen! Da ergriff Verzweiflung ihre Herzen. An jedem Morgen lagen die Haufen der Erfrorenen um die ausgebrannten Wachtfeuer; unter ihnen arbeitete sich vielleicht noch ein Lebender hervor, den die andern mit ihren Leibern bedeckt und gerettet hatten; auch er fand in der nächsten Nacht denselben Untergang. Wen die Kälte verschonte, verdarb der Hunger. Wie mancher mochte jetzt, in dem schrecklichen Kampfe des Hungertodes, des Brotes gedenken, welches er früher in seinem Uebermuthe, als nicht fein genug für seinen Gaumen, unter die Füße getreten hatte? Wie Raubthiere stürzten sie über jedes gefallene Pferd her, rissen mit ihren Nägeln und Zähnen die Stücke des rohen Fleisches herab und schlangen sie hinunter. Ja, man hat solche gesehen, denen die Kälte und die entsetzliche Angst der Seele schon den Verstand geraubt hatten, und die am Wege im Schnee saßen und mit den Geberhden des Wahnsinns an ihren eigenen, schon vom Froste schwarzen, Fingern nagten.

Von solchen Bildern wendet sich die Seele mit tiefem Schauder hinweg. Sie sind entsetzlicher, als die Einbildungskraft sie zu erfinden vermag. Als schreckliche Warnungszeichen gegen Uebermuth und Frevel stehen sie da, um die ungestüme Leidenschaft in des Menschen Herzen zu brechen; und für Tausende in diesen Schaaren, die nun zwanzig Jahre Europa verheerend durchzogen hatten, mochte es des höchsten Kampfes der Seele bedürfen, damit sie nicht in der vollen Sicherheit der Sünde dahin starben.

Das Jahr 1813.

---

151. Preußen rüstet.

Von der halben Million Menschen, welche der übermüthige Eroberer in diesen Krieg geführt hatte, kehrten kaum 30,000 Waffenfähige zurück.

Durch Preußens Grenzen war seine Macht in ihrem höchsten Glanze dorthin gezogen; jetzt sah Preußen zuerst die schimpfliche Flucht der wenigen Uebriggebliebenen, die in kläglicher Gestalt das Mitleid derer anflehten, welche sie noch vor kurzer Zeit mit dem schmählichsten Uebermuthe behandelt hatten.

Das preußische Volk erkannte die Zeichen der göttlichen Gerichte; es fühlte, daß es an der Zeit sei, die Waffen zu ergreifen; denn nun oder nimmer mußten die Fremden aus allen Grenzen des deutschen Vaterlandes vertrieben werden. Der Hülfshaufe der Preußen, der schweres Herzens mit den Franzosen gegen Rußland hatte ziehen müssen, diente jetzt zum ersten Wahrzeichen einer freien und freudigen Zeit. Sein Anführer, der General York, welcher des Königs und des Volkes Gesinnung kannte, wendete sich an der Grenze des Königreichs Preußen von den Franzosen ab, die von seinem Heere noch großen Vortheil zu ziehen hofften, schloß mit dem russischen General Diebitsch einen Waffenstillstandsvertrag und wartete auf den Befehl seines Königs, ob er sich mit den siegreichen Russen verbinden dürfe. Es war ein kühner Entschluß des ernsten deutschen Mannes, der den Augenblick erkannt, wo ein großes Beispiel gegeben werden müsse. Der König begab sich von Berlin nach Breslau in Schlesien, weil er in seiner Hauptstadt noch von einer französischen Besatzung umringt war, und erließ am 3. Febr. 1813 einen Aufruf an die Jugend seines Landes, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu rüsten. Der König kannte sein Volk und wußte, wie kräftig in ihm der Muth für Ehre und Freiheit sich regte; darum hörte er nicht die Stimme derer, welche sich von solchem königlichen Aufgebote wenig versprachen; sie meinten, eine solche Begeisterung, die den Menschen freiwillig in den Tod führe, werde in der Jugend nicht gefunden werden. Aber wie wurde das königliche Vertrauen von dem treuen Volke gerechtfertigt! Noch war es nicht ausgesprochen, daß der Krieg gegen die französischen Unterdrücker geführt werden solle, nur im allgemeinen hatte der König die Erhaltung des Vaterlandes als das große Ziel hingestellt. Aber ein jedes Herz verstand das königliche Wort und zu vielen Tausenden strömten die Jünglinge herbei, um die freiwilligen Schaaren der Reiterei und des Fußvolks zu bilden. Allein aus Berlin sammelten sich ihrer in drei Tagen 10,000. Zur Belohnung der Tapferkeit stiftete der König am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, den Orden des eisernen Kreuzes.

In dem neugestärkten Glauben an sein Volk sprach jetzt der König Friedrich Wilhelm am 17. März das entscheidende Wort des Krieges gegen Frankreich aus. Nicht ohne einen großen Entschluß konnte dieses Wort ausgesprochen werden; denn noch immer war die Gefahr, welche für Preußen daraus entsprang, sehr bedeutend. Die Franzosen hatten in Preußen und Polen noch acht Festungen mit 65,000 Mann besetzt; ein Theil ihres Heeres war noch an den Ufern der Elbe gelagert; unzählbare Schaaren sammelte der unermüdete Gewalthaber in Frankreich, und die Russen waren durch den blutigen Feldzug des vorigen Jahres auch nicht wenig zusammengeschmolzen. Aber Preußen konnte sehr bald seine volle Kraft entwickeln.

Schon früher hatte der König und seine, in Sachen des Krieges und Friedens erfahrenen, Diener im Stillen die besten Maßregeln genommen, um schnell gerüstet zu sein, wenn die Stunde der Befreiung schlagen werde. Sie hatten, weil das kleine Land kein großes Heer halten konnte, immer

nur einen Theil der jungen Mannschaft in den Waffen geübt und bald wieder in die Heimath entlassen, und neue berufen, und wieder entlassen; und so waren überall waffenkundige Männer verbreitet, welche schnell in Haufen zusammengezogen werden, oder die Lehrer der noch nicht Geübten sein konnten. Es war vor allen der ausgezeichnete General Scharnhorst (Sohn eines hannoverschen Landmannes), der, auf des Königs volles Vertrauen gestützt, klug und geräuschlos diese Vorbereitungen getroffen, auch in der Stille für Waffenvorräthe gesorgt hatte, und auf dessen Rath jetzt der König die Bewaffnung des gesammten preußischen Volkes anordnete, indem außer dem stehenden Heere auch die Landwehr und zur Vertheidigung des eigenen Heerdes der Landsturm errichtet wurden. Dadurch wurde die Grundlage der vortrefflichen neuen preußischen Kriegsordnung gelegt, welche als eine der großartigsten Schöpfungen der neueren Zeit betrachtet werden kann: „Wehrbarmachung des ganzen Volkes und Veredlung des Kriegsdienstes ohne Stellvertretung."

Zu dem gesammten Volke redete der König an demselben Tage, da er Frankreich den Krieg ansagte, in einem allgemeinen Aufrufe also:

„So wenig für mein treues Volk, als für alle Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau, so wie der Kunstfleiß der Städte gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos sein wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. — Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichen Zeit!"

So königlich sprach Friedrich Wilhelm zu seinem Volke. Sein Wort entflammte die Begeisterung, die schon sich entzündet hatte, zu dem herrlichsten Feuer, so daß das gesammte Volk, ohne Murren und Zagen, lieber den Gedanken der höchsten Noth und Entbehrung, als den einer neuen Knechtschaft fassen wollte. Die Jüngeren aber, welche mehr als nur Geduld und Entsagung in dem Gefühle ihrer Kräfte trugen, brannten vor Eifer, nur bald und schnell gegen den Feind ziehen zu können. Ganz Preußen war eine Waffenstätte; alle Kräfte regten sich in neuer Lust und Frische; Jünglinge, die kaum aus dem Knabenalter getreten waren, Männer mit grauem Haare, Väter von zahlreichen Familien, solche, die nie in ihrem Leben den Gedanken gehegt hatten, jemals eine Waffe führen zu sollen, Geschäftsmänner, Gelehrte, reiche Besitzer von Gütern oder Waarenlagern; ja selbst Jungfrauen, im Männerkleide; alles eilte herbei zu dem harten Dienste des Krieges. Da traten Menschen hervor, die ganz still und unscheinbar in ihrem täglichen Berufe

gelebt hatten, nichts Außerordentliches war an ihnen zu sehen gewesen, und mancher, der größere Reden zu führen gewohnt war, hatte gleichgültig auf sie herabgesehen. Aber jetzt, im Augenblicke der That, erhoben sie sich und zeigten den großen, frommen Muth in ihrer Brust. Weib und Kind, und Habe und Gut verlassend, traten sie freudig in die Reihen der gemeinen Krieger, und viele sind als theure Opfer der Befreiung gefallen!

Es waren nicht die Krieger allein, nicht die Männer in der Kraft ihrer Jahre, es waren auch Greise und Kinder, und vor allen die Frauen, welche von einem schönen Eifer entbrannt waren. Das ganze Volk arbeitete und lebte für den Krieg. Wer nicht mitziehen konnte, der gab sein Gut, und wenn er keins hatte, die Arbeit seiner Hände. Freudig brachte die Hausfrau ihren Schmuck oder ihr Silbergeräth, das sie mit Zinn oder Eisen ersetzte, die Kinder ihren Sparpfennig, die Dienstmagd die silbernen Ringe aus ihren Ohren; und edle Jungfrauen hat es gegeben, die, weil sie nichts zu bringen hatten, in Thränen klagten, bis ihnen der Gedanke kam, ihr langes schönes Haar abzuschneiden, um mit dem Preise desselben ihre Schuld an das Vaterland zu lösen.

Diese herrliche begeisterte Zeit riß selbst den gemeinen Sinn mit sich fort. Sie erhob die Herzen in solchem Grade, daß sie nur ihrer großen, gemeinsamen Pflicht gedachten, daß die Wildheit der Leidenschaften, daß Sinnlichkeit und Eigennutz, und was sonst in getümmelvollen Zeiten die Banden der geselligen Ordnung zu lösen pflegt, diesmal keine Herrschaft gewinnen konnte. Ein jeder fühlte, daß er durch Zucht und Ordnung den höheren Beistand verdienen müsse, der zur Abwendung der großen Gefahr noch immer nöthig war. Ein Feind sollte besiegt werden, der durch die Verführung des geschminkten Lasters größeres Unheil gestiftet hatte, als durch seine Waffen; ein solcher Sieg konnte nur in Glauben und in Zucht gewonnen werden. — Dieses Bewußtsein sprach sich gleich von Anbeginn in allen Anordnungen im Großen und Kleinen aus. Wo die neugebildeten Haufen zum Feldzuge ausrückten, geschah es mit Gottesdienst und Gebet. Als das schlesische Armeekorps von Breslau auszog, wurde ein großer Gottesdienst auf freiem Felde gehalten, der Kaiser von Rußland und der König, die zugegen waren, und sämmtliche Truppen baten knieend Gott um seinen Schutz, und so wie der Segen durch den Geistlichen gesprochen war, zog jedes Regiment mit klingender Musik ab in's Feld, nach Sachsen hinzu. Und als das York'sche Korps am 28. März Berlin verlassen sollte, war vorher Gottesdienst im Lustgarten. Eine herrliche Morgensonne verkündete den Anfang einer Reihe von Siegestagen: sie erhob sich über das königliche Schloß in dem Augenblick, als der Prediger die Segensworte sprach: „Der Herr erhebe sein Antlitz über Euch!“ Der Eindruck dieses erhebenden Augenblicks prägte sich unauslöschlich den Herzen der Krieger ein.

Die Erinnerung großer Anstrengungen ist eine segensreiche Erweckung für die Völker auf Jahrhunderte. Darum war es eine hohe Gunst des Schicksals, die dem preußischen Volke vergönnte, mit seinem Beispiele dem ganzen deutschen Vaterlande voran zu leuchten. Es lag als das erste auf dem Wege, den von nun an der Weltbezwinger rückwärts ziehen sollte.

152. Napoleons Rüstungen.

Der Kaiser Napoleon hatte die Ueberbleibsel seines aus Rußland zurückziehenden Heeres, nachdem er noch glücklich über die Berezina entkommen

war, eilend in einem Schlitten verlassen und reiste Tag und Nacht, bis er in der Nacht des 18. Dec. ganz still in Paris einfuhr. Er brachte seinen treuen Parisern das 29. Bülletin mit, worin er den Verlust von vielem Gepäck und von 30,000 Pferden eingestand, das Heer aber doch noch stark genug angab, um die barbarischen Russen hinter ihren Grenzen zu halten. Damit indeß der Verlust wieder ersetzt würde, befahl er die Aushebung von 350,000 Mann, und als Preußens Kriegserklärung nach Paris kam, von noch andern 180,000. Und so sehr war das französische Volk an blinden Gehorsam gewöhnt, daß es willig seine Söhne hergab, damit noch einmal so viel Hunderttausende auf die Schlachtbank geführt würden. Zu aller Welt Erstaunen zog schon nach wenigen Monaten die junge Mannschaft, wohl gerüstet und in den nöthigsten Handgriffen der Waffen geübt, über den Rhein, und auch der Muth und Eifer fehlten ihr nicht, ihres Kaisers Ruhm mit allen Kräften zu behaupten. Die kriegerische Ehre treibt dieses Volk zu großen Anstrengungen, und es soll auch dem Feinde nicht verkleinert werden, was ihm an Ehre gebührt. Aber, wer mit ruhigem, klarem Auge die Lebhaftigkeit der Rüstungen in Frankreich und Preußen zugleich angesehen hätte, er würde dennoch einen großen Unterschied erkannt haben. In Frankreich war nur der Diensteifer solcher geschäftig, die ihrem Herrn gefallen wollten, die von ihm Belohnung oder Tadel zu erwarten hatten. Wen sein Dienst nicht dazu verpflichtete, kümmerte sich nicht um dieses Treiben, und das Gemüth hatte keinen Theil daran. — Wie anders war es in Preußen! Da war es ein ganzes Volk, welches rüstete, da war es das Alter und die Jugend, die mit voller Seele, ein jeder an seinem Theile, halfen. Da war nicht der Befehl eines gefürchteten Herrschers, sondern das Wort eines geliebten Königs, der nur dem allgemeinen Wunsche und Eifer seines Volkes die Richtung bestimmt hatte. Nicht um das Bild kriegerischer Ehre, mit Blut und Flammen gezeichnet, sondern um Volksehre und Volksfreiheit, für alles, was ein Volk groß, edel und glücklich macht, galt der Kampf. Mit frommen Thränen wurde der Sieg erfleht, und wachend wie träumend schwebte er, wie die glänzende Morgenröthe eines neuen Tages, vor der Seele des Kriegers im Feldlager, so wie derer, welche indeß die Heimath bewahrten.

Das französische Heer hatte in Rußland seine Reiterei und sein Geschütz mit der Bespannung verloren, und beides war schwerer zu ersetzen, als das Fußvolk. Napoleon befahl daher eine Aushebung von 40,000 Pferden in seinem Reiche, und um die Reiter schnell zu üben, mußte die aus 16,000 Mann alter Reiterei bestehende, über ganz Frankreich verbreitete, Gensdarmerie Anführer für die neuen Geschwader hergeben; für die Bedienung des Geschützes aber wurden 30,000 Mann aus den schon geübten Seesoldaten genommen. Wird hinzugerechnet, daß Napoleon damals auch noch aus Italien 50,000 Mann an sich ziehen konnte, und daß selbst die Fürsten des Rheinbundes ihre Hülfsheere stellen mußten, so wird es begreiflich, wie er schon wieder im Monat April mit mehreren Hunderttausenden nach Sachsen in's Feld rücken konnte und mit den Verstärkungen, die immer und immer nachzogen, in dem Sommer beinahe mit einer halben Million Menschen den Krieg geführt hat.

Ihn selbst hatte das schnelle Gelingen seiner Anstalten von neuem so zuversichtlich gemacht, daß er von keinem Frieden hören wollte. Oestreich gab sich viele Mühe, ihn zu vermitteln, und wenn sein hochfahrender Sinn

nur etwas hätte nachgeben wollen, so hätte er wenigstens noch alle Länder bis an den Rhein für Frankreich behalten können. Aber der Hochmuth verblendete sein Herz, damit ganz Europa ganz frei würde und Deutschland seine Brüder am andern Rheinufer wieder die seinigen nennen könnte. Seinem Stolze dünkte es unerträglich, die Herrschaft der Welt aus den Händen zu geben. Er wähnte, sie immer noch behaupten zu können; denn die Gewalt des Gemüthes, wenn es für Freiheit und Tugend entzündet ist, verstand er nicht zu berechnen. Darum erschien ihm die Begeisterung der Besseren in Deutschland wie ein leeres Haschen nach Luftgebilden der Gedanken, und der gewaltige Zorn des ganzen Volkes wie ein Fieberrausch, der bald verrauchen werde, wenn Gut und Blut zum Opfer gebracht werden sollten. So lange nur Kräfte gegen ihn stritten, welche er kannte, überwältigte er sie mit der kalten Ueberlegenheit seines Verstandes und der Uebermacht seiner Heere; wie viele dabei zu Grunde gingen, war ihm gleichgültig. Als aber die Geister erwachten und die Herzen erglühten, da faßte er sein Zeitalter nicht mehr und mußte fallen. — Am 31. März, als einige Tage vorher die Kriegserklärung von Preußen in Paris angekommen war, ließ er in einer Zeitung daselbst schreiben: „Wenn auch die Feinde auf dem Montmartre von Paris ständen, so werde er doch kein Dorf von seinen Eroberungen herausgeben;“ und gerade nach einem Jahre, am 31. März 1814, rückten die deutschen und russischen Heere in Paris ein, und zwei Tage danach, am 2. April, erklärte der Senat von Frankreich den Kaiser Napoleon seiner Krone verlustig.

153. Die ersten Kriegsvorfälle.

Mit den Ueberbleibseln des französischen Heeres und einigen neu gesammelten Haufen hatte sich der Vicekönig Eugen unter den Mauern von Magdeburg gelagert, den übrigen Lauf des Elbstromes mußte er frei geben. Den Ausfluß desselben aber und das wichtige Hamburg hätten die Franzosen gern behauptet; der General Morand wendete sich mit 4000 Mann, mit denen er die Küsten von Mecklenburg und Pommern besetzt gehalten hatte, dahin; aber drei kühne Anführer, Tettenborn, Czernitscheff und Dörnberg, verfolgten ihn mit ihren leichten Schaaren und ließen ihn am rechten Elbufer nicht festen Fuß behalten. Er mußte über den Fluß nach Bremen zu weichen. Alles Volk im nördlichen Deutschland jubelte laut, wohin die Befreier kamen. Der edle Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der erste nach dem König Friedrich Wilhelm, sagte sich von den französischen Banden los und sprach das großherzige Wort: „Er werde sich mit Gottes Hülfe der Ehre werth zeigen, ein deutscher Fürst zu sein!“ Die Bürger Lübecks und Hamburgs frohlockten und bereiteten sich, das Geschenk der neuen Freiheit mit eigenen Kräften vertheidigen zu helfen. Den General Morand aber, welcher wieder vorzurücken wagte, suchte Dörnberg mit 2000 Mann hinter den Mauern von Lüneburg auf, griff ihn am 2. April herzhaft an, erstürmte die Stadt und tödtete den Anführer selbst. Seine Haufen wurden niedergemacht oder gefangen und zwölf Kanonen erbeutet. Mit dieser Waffenthat eröffnete der General Dörnberg den Feldzug.

Um dieselbe Zeit versuchte der Vicekönig Eugen, mit seinen 30,000 Mann von Magdeburg aus schnell gegen Berlin hervorzubrechen; er verließ sich darauf, nur schwächere Haufen auf seinem Wege zu finden. Aber ohne Zaudern rafften die Generale Wittgenstein, Bülow und York die nächsten

Truppen zusammen und warfen sich, wenn auch schwächer an Zahl, am 5. April bei Möckern mit solchem Ungestüm auf ihn, daß er alsbald den Gedanken, nach Berlin zu gehen, aufgab und mit beträchtlichem Verluste nach Magdeburg umkehrte. Bei diesem Treffen hatte das neue preußische Fußvolk die erste Waffenprobe mit dem französischen gehalten und ohne viel Schießens mit dem Kolben wacker drein geschlagen. Das deuchte ihnen männlicher und sie glaubten, es führe schneller zum guten Ende. Eugen aber hielt sich von nun an ruhig hinter den Wällen der Festung, bis sein Herr und Meister im Felde erschien.

Als ein großer Theil der neuen, französischen Heereshaufen diesseits des Rheines versammelt war, reisete Napoleon von Paris ab und traf am 25. April Abends in Erfurt ein. Von da wendete er sich gegen die Saale, und die vorgeschobenen Reiterhaufen der Verbündeten zogen sich hinter diesen Fluß zurück. Die Heere kamen einander näher und es entstand nun die Spannung der Gemüther, welche dem entscheidenden Kampf vorhergeht, wo dem Krieger vieles als erlaubt erscheint, was die friedliche Ordnung des Lebens zerstört. Da zeigte sich den Bewohnern Sachsens bald der Unterschied zwischen dem Geiste, der das verbündete, und dem, der das französische Heer beseelte. Ernst und fest, in ruhiger Zuversicht des Gemüthes, erschienen ihnen die Preußen und flößten allenthalben ein tiefes Gefühl der Achtung ein; den Russen sah man die kalte Entschlossenheit an, mit welcher sie ihren Platz unerschütterlich behaupten bis in den Tod. Alle forderten nichts Ungebührliches, und weder beim Vorrücken, noch selbst beim Rückzuge, wurde das Eigenthum verletzt, obwohl Sachsen nicht als befreundetes Land gelten konnte. Selbst die verschrieenen Kosacken waren leicht zufrieden, wenn sie das Nöthige erhielten, und milderten auch dadurch den Schrecken ihres Namens, daß sie sich allenthalben als große Freunde der Kinder bewiesen, in deren Nähe ihre rauhe Natur selbst kindlich und mild zu werden schien. Wie entartet zeigte sich dagegen, gleich beim Eintritt in das ihnen verbündete sächsische Land, das neue französische Heer! In dem ältern war noch eine äußere Zucht gewesen, welche vielen Ausbrüchen der Rohheit in den Gemeinen einen Zügel anlegte, wenn auch die Anführer im Großen viele Ungerechtigkeiten verübten. Jetzt aber, vielleicht um den jungen Soldaten Lust am Kriege einzuflößen, sahen die Befehlenden gleichgültig auf ihre Ausschweifungen hin. Das Dorf, in dessen Nähe sie ihr Nachtlager hielten, wenn auch der Kaiser selbst seine Wohnung darin hatte, war am andern Morgen anzusehen, als von einer Räuberbande verheert. Da waren die Thüren und Fenster ausgebrochen, die Schränke und Kisten zerschlagen und ausgeleert, die besten Geräthe zu den Feuern geschleppt und verbrannt. Und von vielem Glücke hatte ein solcher Ort zu sagen, wenn er nicht dazu durch Unvorsichtigkeit oder Muthwillen gänzlich ein Raub der Flammen wurde. Es ist ein entsetzliches Wort, welches die französischen Anführer als die einzige Rechtfertigung hinwarfen, wenn bittere Klagen über die unerhörten Ausschweifungen ihres Heeres vor sie kamen; es war nur das eine Wort ihres Kaisers, welches er einst den flehenden Bürgern in Jena, die um das Ende der Plünderung ihrer Stadt mit Thränen vor ihm standen, mit gefühllosem Achselzucken erwiderte: „Das ist der Krieg!" („C'est la guerre!")

154. Die Schlacht bei Lützen oder Groß=Görschen, am 2. Mai 1813.

Am 29. April, als Napoleon an den Ufern der Saale angekommen und nun bald im Angesichte der Feinde war, bestieg er sein Pferd und ist auch bis zum Abschluß des Waffenstillstandes, fünf Wochen lang, nicht wieder in den Wagen gestiegen. Das war immer das Zeichen von großer Kriegsarbeit, da er die Gegenden und Stellungen überschauen, die Züge anordnen, aus den rauchenden Dörfern und dem Geschützesdonner in der Ferne die Richtung der Gefechte beurtheilen, oder selbst in der Nähe den Angriff leiten wollte. Dann war sein Gemüth aufgeregt und sein Auge wurde glänzend, wenn die Schlacht brüllte und unter ihm die Erde von dem Krachen des Geschützes und dem Hufschlag der Pferde erzitterte. Das deuchte ihm der rechte Wohlklang seines Lebens.

Von der andern Seite war das verbündete Hauptheer unter dem Oberbefehl des russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein, auch schon auf dem Kampfplatze eingetroffen; es stand in der Gegend von Pegau; die Preußen waren unter dem Befehle der Generale Blücher, York und Kleist. Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm befanden sich selbst in der Mitte ihrer Krieger.

Das französische Heer setzte nach einigen kleinen Gefechten über die Saale und rückte auf verschiedenen Wegen vorwärts, um sich in den Ebenen von Leipzig zu vereinigen. Dort wollte Napoleon eine große Schlacht liefern, denn er war an Zahl viel stärker als seine Gegner. Am ersten Mai, als er von Weißenfels weiter zog, traf er auf den Anhöhen bei dem Dorfe Poserna russisches Geschütz und Reiterei, welche ihm den Weg streitig machen wollten. Es war der General Winzingerode, der hierhin vorgeschickt war, um durch einen Angriff die eigentliche Stärke der Franzosen, und ob ihr Hauptheer wohl dieses Weges ziehe, zu erkundigen. Der französische Marschall Bessières, General=Oberster der Garden, ritt eben mit den Plänkerern vor, um den Angriff zu leiten; da riß ihn eine Kanonenkugel, von den Höhen herabgeschossen, entseelt vom Pferde. Der Fall eines der ersten Anführer hätte die jungen Soldaten erschrecken können; der Leichnam wurde daher mit einem weißen Tuche bedeckt, und Niemand redete weiter von der Sache. So war es die Sitte im französischen Heere; der Tod war ein so bekannter Gast, daß seiner nicht lange gedacht wurde; und wen er einmal weggemähet, der wurde, wenn er nicht ein sehr bedeutender Mann gewesen, in dem Sturme der Begebenheiten bald vergessen.

Napoleon's Heer zog weiter nach Lützen zu. Er selbst nahm hier sein Nachtlager und erkundigte sich am nächsten Morgen sehr angelegentlich nach der großen Lützner Schlacht vor fast zweihundert Jahren, in welcher die Schweden gegen Wallenstein stritten; noch wußte er nicht, daß er an diesem Tage hier auch eine Schlacht halten sollte, nahe bei denselben Feldern, wo Gustav Adolph fiel. Als er nun aber aufgebrochen war und weiter nach Leipzig zog, schallte ihm auf einmal ein heftiger Geschützesdonner, rückwärts in seiner rechten Flanke, nach.

Die Preußen und Russen hatten Napoleon's Absicht, vor allen Dingen erst Leipzig zu gewinnen und sie von der Elbe abzuschneiden, wohl durchschaut; und weil sie ihm sein altes Spiel nicht lassen wollten, da er sich immer sein Schlachtfeld selber wählte, so beschlossen sie, ihn unerwartet am

2. Mai auf dem Zuge anzugreifen, während er glaubte, sie könnten erst am folgenden Tage zur Schlacht fertig sein. Um Mittag dieses Tages drangen sie plötzlich mit aller Kraft gegen die Dörfer Groß= und Klein=Görschen, Rhana und Kaja, die der Marschall Ney noch besetzt hatte, heran. Auf einer Anhöhe hinter Groß=Görschen hielten der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm, den Gang des großen Kampfes zu beobachten. Ihr Anblick begeisterte die Krieger zur höchsten Tapferkeit. Zuerst erstürmte der unerschrockene Blücher mit seinen Preußen Groß=Görschen, und um die andern Dörfer erhob sich bald ein mörderischer Kampf. Den Franzosen war das Schlachtfeld günstig, denn die dicht neben einander liegenden Dörfer und Wiesen, von Hecken und Gräben durchschnitten, boten ihrem Fußvolke, worin ihre Stärke war, allenthalben feste Stellungen an; die zahlreiche und treffliche Reiterei der Verbündeten dagegen hatte wenig Gelegenheit, den Kampf entscheiden zu helfen. Dennoch siegte die ungestüme Tapferkeit der Preußen, welche überall den ersten Angriff machten; die meisten Dörfer wurden mit Sturm genommen und die Franzosen wichen zurück. In diesem Augenblicke kam Napoleon, der mit seinen Garden und andern Haufen vom Wege nach Leipzig umgekehrt war, auf dem Schlachtfelde an. Unaufhaltsam trieb er seine Schaaren den angegriffenen Flecken zu. Er selbst ritt an die Reihen, sprach ihnen zu und setzte sich dem feindlichen Feuer mehr als jemals aus, denn er wußte wohl, daß an dem Ausgange dieser Schlacht der Muth seines Heeres und die Behauptung von Deutschland hing. Von neuem wurde mit der höchsten Erbitterung um die Dörfer gestritten, so daß bald der eine, bald der andere Theil in ihrem Besitze war. Oft konnte nur die Hälfte eines Dorfes erobert werden und die Gegner kämpften zwischen den Häusern und Gärten, und in den engen Wegen, mit Schwertern und Bajonetten, Mann gegen Mann. Da galt es, ein tapferes Herz in der Brust zu bewahren, wenn die Streitenden über blutende Leichen wegschreiten mußten und die Sterbenden laut in das Schlachtgewühl hineinjammerten. Da konnte nur das Gefühl, **für eine gerechte Sache zu streiten,** den Anblick des so entsetzlichen Jammers ertragen lassen. Aber eben diesen Schild hatten die Preußen zum Schutze ihres Herzens und ließen sich durch die Wuth des Feindes nicht irren. Zum vierten Male griffen sie ihn mit gesammelter Kraft an; es waren vorzüglich die preußischen Garden, welche des Feindes Hauptstellung, die Höhen hinter Rhana, nach Kaja zu, stürmten. Diesem Stoße konnte er nicht widerstehen, sein Mittelpunkt wankte und mehrere Bataillone warfen, von Schrecken überwältigt, die Gewehre weg und flohen. Sie haben sich bis Weißenfels und Naumburg zerstreut. Das war der Augenblick, da Napoleon, wie ein Augenzeuge berichtet, mit grimmiger Miene die Meldung solcher Flucht anhörte und einen scheuen Blick auf seine Begleiter warf, der zu fragen schien: „Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht?" — Aber bald faßte er sich wieder, und wie er immer durch blitzschnellen Entschluß seine Gegner aus der Fassung zu bringen gesucht, so ließ er jetzt seinen Artillerie=General Drouet sechzig Stücke Geschütz auf einen Fleck versammeln, um durch ein unwiderstehliches Feuer die Reihen der tapfern Feinde niederzuschmettern. Für solche entscheidende Augenblicke mußte immer seine zahlreiche Garde=Artillerie in Bereitschaft sein. Zugleich mußten sechzehn Bataillone der Garde auf die Höhen hinter Kaja vordringen. Kaja war der Schlüssel der ganzen Stellung; denn wären die Verbündeten nur eine

halbe Stunde weiter vorgedrungen, so wäre die ganze Marschlinie der französischen Armee durchbrochen gewesen. Darum hielt sich auch Napoleon während der ganzen Schlacht auf diesem Punkte auf und ließ fortwährend aus sechzig bis achtzig Stücken auf die Angreifenden feuern. Das Geschütz wüthete, gleich als hätte ein feuerspeiender Berg sich geöffnet gegen Menschen, die ihm nur eine unerschrockene Brust entgegensetzen konnten. Ganze Reihen wurden zu Boden gestreckt; einige der Dörfer geriethen in Brand und mußten verlassen werden; zugleich wurde die rechte Flanke der russischen Schlachtordnung von dem Vicekönig Eugen, der eben mit 30,000 Mann frischer Krieger von Markranstädt herangekommen war, hart gedrängt. Napoleon trieb, in hastiger Siegesbegierde, immer vorwärts. Und dennoch wichen die Russen und Preußen, obwohl von dem heißen Tage sehr ermüdet, nur langsam Schritt vor Schritt zurück und hielten standhaft jeden Fleck fest, der irgend zu halten war, bis zum Einbruche der Nacht. Die Franzosen konnten nicht einmal bis in die Stellung vordringen, die sie am Morgen, beim Anfange des Treffens, inne gehabt hatten, denn die Preußen behaupteten sich unerschütterlich in Groß-Görschen.

Tiefe Dunkelheit bedeckte schon das blutige Feld; man sah nur den Blitz des Geschützes, wenn noch einzelne Stücke abgefeuert wurden; an drei Orten stiegen die Flammen der brennenden Dörfer auf; Napoleon befand sich hinter den Vierecken seiner Garde; — da donnerte plötzlich, im dumpfen Gerassel, eine Linie Reiterei von der rechten Flanke her bis dicht an die Vierecke heran. Wenn sie noch zweihundert Schritte vordrang, so war der Kaiser mit seinem Gefolge, welches erschrocken auseinander prellte, gefangen. Es war der nie rastende Blücher, der durch neun Reitergeschwader einen Anfall auf den rechten französischen Flügel machen ließ, um dem Feinde das ruhige Bewußtsein der Kraft zu zeigen, welches noch in ihrer Brust sei. Und obwohl der Angriff wegen der Menge französischen Fußvolks und eines Hohlweges, der in der Dunkelheit Verwirrungen erzeugte, keine weiteren Folgen hatte, so war doch die Hauptabsicht erreicht, denn die Franzosen wagten nicht, auch nur einen Schritt weiter vorzugehen, sondern blieben die ganze Nacht, in Vierecken zusammengedrängt, unter den Waffen stehen.

Die Verbündeten hatten wie Löwen gekämpft; vor allen gebührte den Preußen die Ehre des Tages, denn von den Russen hatte nur ein Theil mitgekämpft; das Gardekorps hatte nichts gethan und der General Miloradowitsch stand mit 12,000 Mann ruhig bei Zeitz. Doch bewiesen die russischen Krieger, die am Kampfe theilgenommen hatten, besonders die Infanterie unter dem Herzog Eugen von Würtemberg, wie der preußische Schlachtbericht ihnen das Zeugniß giebt, daß sie auf Deutschlands Boden mit demselben Muthe zu streiten verstanden, der ihnen in ihrer Heimath den Sieg errang, und die Russen wiederum bezeugten, daß das preußische Heer ihre hohe Bewunderung erworben habe. Und welche Gefühle die Herzen des Königs Friedrich Wilhelm und des Kaisers Alexander bewegten, das zeigte die ruhige, feste Zuversicht, die von nun an alle ihre Schritte leitete. Durch ganz Deutschland verbreitete sich der Ruf von der Kühnheit und Todesverachtung dieser jungen preußischen Krieger, die zum ersten Male auf dem Kampfplatze erschienen waren; es wurde der Glaube immer fester, daß solche Begeisterung für die gerechteste Sache am Ende gewiß den Sieg erringen werde. Dieser erste Kampf war ein Ehrenkampf, und als solcher war er gewonnen. Denn ungeachtet der französischen Uebermacht hatten die

Verbündeten kein einziges Siegeszeichen, keine Fahne und keine Kanone verloren; und nirgends war, selbst bei dem heftigen, alle Sinne betäubenden, Geschützes- und Gewehrfeuer des Feindes, eine Unordnung oder Flucht gesehen worden. Ihr Heer betrug in der Schlacht nur 70,000 Mann, und die Franzosen hatten über 100,000. Von beiden Seiten waren zusammen über 25,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde gefallen; 10,000 von den Preußen, 2000 von den Russen, und sicher über 15,000 von den Franzosen. Mit solcher Todesverachtung fochten die Preußen, Hohe und Niedere, daß mehrere der Anführer, unter ihnen der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, den Heldentod starben, und die ersten Generale, Blücher und Scharnhorst, verwundet wurden.

Am nächsten Morgen erwartete Napoleon von neuem angegriffen zu werden. Allein die verbündeten Herrscher bedachten, daß ihr tapferes Heer in der mörderischen Schlacht viel gelitten habe und noch zu klein sei gegen das feindliche, von welchem nicht einmal alle Schaaren im Gefechte gewesen waren; auch erklärte der Chef der russischen Artillerie, General Jermolof, daß nicht mehr hinreichende Munition für eine Schlacht vorhanden sei. Ein zweiter Angriff an der jetzigen Stelle wäre nur dann nothwendig gewesen, wenn der gesunkene Muth des Heeres auf jede Gefahr durch eine neue Schlacht hätte gehoben werden müssen; aber so stand es nicht um die Herzen der Krieger. Keines war gebeugt, und keines zitterte vor dem Feinde. Das Herz ist noch gesund! so sprachen manche Verwundete, welche mit Ehren hätten zurücktreten können, und wollten ihren Platz in der Schlachtreihe nicht verlassen; — und dieses Wort offenbarte die Stimmung des ganzen Heeres. Es wurde daher der Rückzug über Borna und Altenburg an die Elbe beschlossen und mit der größten Ruhe und Ordnung ausgeführt. Bei Meißen setzten die Preußen, bei Dresden die Russen über die Elbe, und am 8. Mai Morgens verließen der Kaiser Alexander und der König von Preußen Dresden.

155. Die Schlacht bei Bautzen oder Wurschen, am 20. und 21. Mai 1813.

An diesem selben Tage, den 8. Mai, rückte Napoleon in Dresden ein und schickte sogleich einen Abgeordneten an den König von Sachsen, nach Prag, um ihn zur Rückkehr in seine Hauptstadt aufzufordern. „Wenn er sich dessen weigere, auch seine Festung Torgau und alle seine Truppen nicht zu Napoleons Verfügung stellen wolle, so werde Sachsen als ein erobertes Land behandelt werden.“ Zur Bedenkzeit wurden dem Könige nur sechs Stunden gestattet; und die Sorge wegen Napoleons Drohungen, der den größten Theil seines Landes schon besetzt hatte, überwog jede andere Rücksicht. Der König wagte es nicht mehr, wie er früher gewollt, sich an Oestreich anzuschließen, sondern verstärkte das französische Heer mit 12,000 Sachsen und kehrte am 12. Mai nach Dresden zurück. Napoleon ließ zu seinem Einzuge einen festlichen Empfang bereiten, und als er nun an seiner Seite einritt und am äußersten Stadtthore die Abgeordneten des Stadtrathes ihrer warteten, zeigte er auf den König und sprach: „Hier seht ihr euren Retter. Hätte er sich weniger als treuer Bundesgenosse bewährt, so würde ich Sachsen als ein bezwungenes Land betrachtet haben. Nun sollen meine Heere nur durchhin ziehen und ich will es gegen alle Feinde beschützen.“ — In dem Augenblicke, da er dieses sprach, wurde die sächsische Stadt

Bischofswerda, jenseits der Elbe, nachdem die Russen sie verlassen hatten, von den Franzosen ausgeplündert und an allen Ecken in Brand gesteckt. Die französischen Berichte aber logen mit frecher Stirne, es sei von den Russen geschehen.

Tages vorher, am 11., war das französische Heer über die, in Eile wieder hergestellte, Elbbrücke gegangen. Sieben Stunden lang saß Napoleon auf einer Bank der Brücke und ließ Franzosen, Italiener und die Haufen der Bundesfürsten vor sich vorüberziehen. Solche Schauspiele waren ihm die köstlichsten, und mit diesem Heere wollte er nun die Verbündeten zum zweiten Male aufsuchen, die eine feste Stellung bei Bautzen und Hochkirch bezogen hatten. Sie hatten sich bis auf beinahe 100,000 Mann verstärkt, er aber konnte ihnen wieder 140—150,000 entgegenstellen. Den Marschall Ney und den General Lauriston ließ er von Hoyerswerda her den Gegnern in die rechte Flanke gehen, um ihre Stellung unwirksam zu machen. Diese merkten das Vorhaben und schickten ihnen einige tapfere Haufen unter York und Barclay de Tolly bis Königswartha entgegen. Unerwartet überfielen diese eine italienische Abtheilung von 9000 Mann, rieben sie fast gänzlich auf, so daß, was nicht fiel oder gefangen wurde, in die Wälder flüchtete, und eroberten auch ihre Kanonen mit den Pulverwagen. Als nun aber das ganze Heer des Marschalls herankam, zogen sich die Preußen und Russen nach einem tapfern Kampfe zu dem Hauptheere zurück, weil sie nicht stark genug waren, es allein mit ihm aufzunehmen.

Am folgenden Tage, den 20. Mai, erzwang Napoleon durch ein blutiges Gefecht auf den Höhen von Burk, welche General Kleist mit der unerschrockensten Tapferkeit vertheidigte, und bei Bautzen den Uebergang seines Heeres über die Spree; er verlor dabei 3000 Todte und 7000 Verwundete, und die Verbündeten zogen sich in der größten Ordnung in ihre Hauptstellung bei Gleina, Preititz, Kreckwitz, Boschütz, bis zum Gebirge bei Mehltheuer und Falkenberg. Die Russen hatten den rechten und linken Flügel, die Preußen unter Blücher den Mittelpunkt inne. Zwar hatte diese Stellung ihre Festigkeit schon verloren, seit ihnen Ney in der rechten Seite und fast im Rücken stand; allein sie ohne Kampf zu verlassen, schien dem Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm ihrer unwürdig zu sein. Sie wollten den übermüthigen Feinden wenigstens zeigen, daß die Festigkeit ihres Heeres nicht in den Schanzen, sondern in der Brust jedes Kriegers beruhe; daher wurde im Hauptquartier zu Wurschen beschlossen, den Kampf anzunehmen. Napoleons Schlachtplan war, daß seine Marschälle Oudinot und Macdonald den linken Flügel der Gegner zuerst angreifen sollten, damit sie ihre Aufmerksamkeit dahin richten müßten, während der Marschall Ney, nach seiner ersten Bestimmung, ihre rechte Flanke noch mehr umginge; und dieser Anschlag mußte ihm wohl gelingen, weil er so viel Tausende mehr hatte. Am nächsten Morgen, den 21. Mai, war er schon vor Tagesanbruch auf, und der Angriff auf den linken russischen Flügel unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg und dem General Miloradowitsch gab das Zeichen der Schlacht. Hier, an einem waldigen Bergrücken, wurde auf's Heftigste mit dem Geschütze hinüber und herüber gefeuert und die Scharfschützen suchten einander Vortheile abzugewinnen; aber die Russen hatten sehr gut gewählte Anhöhen besetzt und wiesen die beiden Marschälle, welche sehr viel Menschen verloren, blutig zurück. Auch in der Mitte kam es bis Mittag zu keinem Hauptangriff in

der Nähe; Napoleon wartete, bis Ney die Punkte erreicht haben würde, welche er ihm bestimmt hatte. Dieser war mit großer Heftigkeit vorgedrungen, hatte den russischen Feldherrn Barclay de Tolly, der ein zu schwaches Corps befehligte, zum Rückzuge genöthigt und den Gleinaer Windmühlenberg, so wie das Dorf Preititz, erobert. Der Augenblick war gefährlich, denn Preititz lag fast im Rücken des Bundesheeres; aber Blücher schickte sogleich den General Kleist dorthin zur Hülfe und die Preußen erstürmten das Dorf wieder. Da sah Napoleon, daß es noch nicht genug sei, solche Krieger unerwartet an der schwachen Seite anzugreifen; er mußte daher neue Kolonnen zu Hülfe nehmen, die bisher, in einem tiefliegenden Grunde versteckt, gewartet hatten. An ihre Spitze stellte er seinen besten Feldherrn, den Marschall Soult, den er aus Spanien zu sich gerufen hatte; und in dem Augenblicke, da die Preußen durch die Unterstützung des rechten Flügels ihre Mitte geschwächt hatten, mußte Soult diese mit Ungestüm angreifen. Unabsehbare, dunkle Schaaren des Fußvolks wälzten sich gegen die Höhen von Kreckwitz, die der Schlüssel der preußischen Stellung waren, heran; zugleich ließ Napoleon hier wieder, wie bei Lützen, eine Menge Geschütz auf einen Fleck zusammenfahren und ein fürchterliches Feuer erheben. Blutig wurde um diese Höhen mit dem Bajonette gestritten und die Franzosen verloren außerordentlich viel Menschen; endlich blieben sie durch ihre große Menge Meister derselben. Jetzt mußten die verbündeten Herrscher entweder Alles daran setzen und mit letzter Kraft und gewiß sehr vielem Blute die verlorenen Höhen wieder erstürmen, oder die Schlacht abbrechen, weil ihre Stellung nun gar zu unvortheilhaft geworden war. Und dieselben Gründe, welche sie, ohne geschlagen zu sein, bei Lützen zum Rückzuge bewogen, thaten es auch hier. Noch war der Augenblick nicht gekommen, da es rathsam war, das Aeußerste zu wagen; noch war viel neugerüstetes Volk aus Preußen und Rußland nicht zur Stelle, und vor allen Dingen mußte die Stellung dicht neben Oestreich behauptet werden, dessen Beitritt zur gerechten Sache sehr bald zu erwarten war; seine Rüstung war ihrer Vollendung nahe. Aus diesen Gründen, welche der General Knesebeck mit großer Klarheit vortrug [1]), befahlen die beiden Herrscher ihren Heeren, die Schlacht abzubrechen und den Kampfplatz zu verlassen; und es geschah nach 3 Uhr Nachmittags, bei hellem Tage, mit solcher Ordnung und Ruhe, daß die Franzosen an keine Verfolgung, wie nach einem Siege, denken konnten, nicht ein Stück eroberten und in der ganzen Schlacht sehr wenige Gefangene machten. Napoleon hatte sich auf einen Hügel bei Niederkayna begeben und überschaute, auf einer Trommel seiner Garden sitzend, das Schlachtfeld; mit hastiger Eile trieb er seine Schaaren vorwärts, um größere Vortheile zu erzwingen; allein die leichte Reiterei der Russen und Preußen, die den Rückzug deckte, hielt die schönste Ordnung, und er mußte zufrieden sein, daß die Feinde ihm nur den Wahlplatz überlassen hatten. Er hatte diesen Gewinn theuer genug erkauft, denn er verlor in diesen Tagen mehr als 20,000 Mann, während die Verbündeten in Allem kaum 12,000 einbüßten und noch 3000 Gefangene und zwölf eroberte Kanonen mit sich führten.

1) In der Kabinetsordre, durch welche Friedrich Wilhelm IV. im J. 1847 den achtzigjährigen General Knesebeck zum Feldmarschall ernannte, rechnet er es ihm zum größten Verdienste an, „daß er das Abbrechen der Schlacht bei Bautzen dictirt und den glorreichsten Rückzug, den siegesschwangersten der neueren Kriegsgeschichte, durchgesetzt habe.“

156. Der Waffenstillstand, vom 4. Juni—17. Aug. 1813.

Die verbündeten Heere zogen sich nach Schlesien zurück und Napoleon folgte ihnen eifrig. Sobald sich aber sein Vortrab nur etwas zu nahe an ihren Nachzug wagte, so wandte sich dieser um, und dann setzte es blutigen Kampf. Napoleon, unwillig, daß seine Generale von einer zurückweichenden Armee nicht mehr Gefangene einbrachten, übernahm selbst den Befehl des Vortrabes und griff am 22. Mai Abends bei Reichenbach und Markersdorf den Nachtrab der Verbündeten an. Aber seine Reiter wurden schnell zurückgeworfen und eine Kanonenkugel schmetterte dicht neben ihm selbst die Generale Kirgener und Labruyère und den Marschall Duroc, seinen vertrautesten Gefährten, nieder. Des Letzteren Verlust schmerzte den sonst gefühllosen Mann, der wenige Freunde in seinem Leben gehabt hat, tief; dieser war noch vielleicht der einzige, der zu ihm ein freies und offenes Wort redete, weil er sein Jugendgenosse gewesen war.

Am 26. legte Blücher den nachrückenden Franzosen ebenfalls einen Hinterhalt von Reiterei unter Ziethen bei Haynau; und als nun, nach der Abrede, die Windmühle von Baudmannsdorf als Wahrzeichen in Flammen aufloderte, da stürzten die 3000 Reiter mit lautem Hurrah hinter der Höhe hervor und in die französischen Vierecke hinein; diese wurden niedergehauen, zersprengt, zu Boden geritten, achthundert Gefangene und elf Kanonen erbeutet. Der Oberst von Dolfs, der diese tapfern Reiter führte, fiel mit Ruhm bedeckt mitten unter den Feinden.

Napoleon sah wohl, daß der Muth der Feinde noch nicht gebrochen war; er bot einen Waffenstillstand an, und als die Verbündeten sich dazu willig zeigten, um nach dem blutigen Monat Mai den Heeren einige Ruhe zu geben, wurde er im Dorfe Poischwitz am 4. Juni auf sechs Wochen geschlossen. Die Franzosen verließen Breslau wieder, das sie bereits eingenommen hatten, und behielten nur einen kleinen Theil Schlesiens besetzt; — ehemals schloß Napoleon einen solchen Vergleich nie, ohne Festungen und große Landstriche dadurch zu gewinnen. Den einzigen Gewinn hatte er diesmal nur durch Zufall an der Besetzung Hamburgs.

Im Anfange Mai's als Napoleon in's Feld zog, war auch der Marschall Davoust mit 14,000 Mann gegen Hamburg vorgerückt, welches nur von einem schwachen Haufen unter dem General Tettenborn besetzt war. Zwar hatten sich die Bürger der Stadt, voll Eifers für die Sache der Freiheit, eben selbst gerüstet, allein zur Vertheidigung einer so großen Stadt gehörte eine viel stärkere Besatzung. Man hoffte auf den Beistand der Dänen, welche dicht an Hamburg, in Altona, standen, und von der andern Seite auf die Schweden, die von ihrem Kronprinzen in Pommern und Mecklenburg gesammelt waren. Und wenn es auf den guten Willen der einzelnen Anführer, wie der Krieger von beiden Völkern, angekommen wäre, so würden die Hamburger an ihnen einen trefflichen Beistand gefunden haben; ja einzelne Haufen wagten es sogar, ohne höheren Befehl, gegen die Franzosen mit zu fechten, als diese die Elbinseln angriffen. Aber die Berechnungen der Staatsklugheit vereitelten, was in dem Gemüthe der Völker so klar und warm sich ausdrückte. Schweden wollte Norwegen haben und hatte sich von Rußland und England den Besitz dieses Landes schon als Preis des Beistandes ausbedungen; Dänemark wollte diese Hälfte seines Reiches nicht fahren lassen und wendete sich darüber in diesem, für Ham=

burg entscheidenden, Augenblicke auf die Seite der Franzosen. Die unglückliche Stadt wurde das Opfer der Eifersucht dieser beiden Völker. Die Schweden zogen sich aus Hamburg zurück, General Tettenborn wurde nach der Bautzener Schlacht abgerufen, und die Dänen, welche am 30. Mai in die Stadt eingerückt waren, ließen an demselben Tage die Franzosen ein. Viele muthige und freigesinnte Männer von der Hamburger Bürgergarde, welche tapfer gefochten hatten, wanderten aus und wendeten sich nach Mecklenburg, um dereinst, bei besserm Glücke, auch ihre Vaterstadt wieder befreien zu helfen, die nun in den Händen harter Befehlshaber, Davoust, Vandamme und Hogendorp, blieb. Hätte sie noch acht Tage länger vertheidigt werden können, so daß sie am 8. Juni noch frei war, so wäre sie es nach den Bedingungen des Waffenstillstandes geblieben und hätte eines der schrecklichsten Jahre ihrer Geschichte nicht erduldet. In seiner Erbitterung über ihren Freiheitsmuth legte ihr Napoleon eine Strafe von 48 Millionen Franken auf, — einer einzigen Stadt so ungeheure Summe! — Das Geld wurde, so viel man erzwingen konnte, zusammengepreßt, ehrliche Leute in's Gefängniß geworfen, die angesehensten und besten Bürger gezwungen, gleich den Taglöhnern an der Befestigung der Stadt, dem Niederreißen ihrer eigenen schönen Gartenhäuser, dem Umhauen ihrer Obstbäume, dem Aufwerfen von Schanzen, zu arbeiten; und dabei mußten sie den Hohn und den Uebermuth der verhaßten Fremdlinge ertragen, das Härteste, was einem ehrliebenden Manne widerfahren kann!

Am zweiten Pfingsttage kam die Nachricht des Waffenstillstandes nach Berlin. Da zeigte es sich an der wogenden Menge, die auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen und vor den Thoren versammelt war, welcher Sinn in dem preußischen Volke lebte und wie wenig die bisherigen Rückzüge den entschlossenen Muth gebeugt hatten. Berlin war nicht mehr geschützt durch das verbündete Heer, welches nun an der Oder stand, es lag den Angriffen des Feindes, der schon weit über die Spree hinaus war, fast unbewehrt offen, wenn der Krieg fortdauerte. Und dennoch wurden bei der Nachricht, daß er nun ruhe, die Gesichter niedergeschlagen, statt sich zu erheitern, und die Furcht bemächtigte sich aller, daß jetzt vielleicht durch einen Frieden mit dem listigen Feinde ein halber, unentschiedener Zustand hervorgebracht und das Vaterland doch nicht mit einem Male frei werde. Und wie in Berlin, so war die Stimmung im ganzen preußischen Lande und in ganz Deutschland, wo nur in einer Brust ein deutsches Herz schlug. — Es fanden sich in diesen Tagen der Waffenruhe nicht wenige Jünglinge und Männer, die mit frischem, kräftigem Blut den Feldzug und alle seine kalten Nachtlager auf rauher Erde, alle Züge in Regen und brennender Sonnenhitze, gesund bestanden hatten, die aber jetzt der Unmuth über die Ruhe, welche ihnen wider ihren Willen aufgedrungen war, in harte Krankheit niederwarf.

Der König beruhigte sein Volk durch eine Erklärung über den Abschluß des Waffenstillstandes. „Er ist angenommen," sagt er darin, „damit die Nationalkraft, die mein Volk bis jetzt so ruhmvoll gezeigt hat, sich völlig entwickeln könne. Bis dahin war uns der Feind an Zahl überlegen und wir konnten nur erst den alten Waffenruhm wieder gewinnen; wir müssen jetzt die kurze Zeit benutzen, um so stark zu werden, daß wir auch unsere Unabhängigkeit erkämpfen. Beharrt in eurem festen Willen, vertraut eurem Könige, wirkt rastlos fort, und wir werden auch das Ziel erreichen!"

Rastlos wurde fortgewirkt, gewaffnet, geübt, gekleidet und Verwundete geheilt; Männer, Frauen, Kinder, wer sich einer Kraft und eines gesunden Herzens bewußt war, half zu dem großen Werke. Ach, ein Mann, der diese herrlichen Bewegungen vorzüglich vorbereitet hatte, der vor Allen den Tag der vollen Freiheit zu sehen verdiente, — die Morgenröthe hatte er gesehen, — er starb in diesen Tagen des Waffenstillstandes. Es war der in der Schlacht bei Lützen verwundete edle Scharnhorst. Seine Wunde nicht achtend, wollte er noch immer ordnen und schaffen, aber sie verschlimmerte sich, und bald ahnete er den schlimmen Ausgang für sich. Aber selbst die letzten Tage seines Lebens sollten dem Dienste der Freiheit gewidmet sein; er ließ sich nach Prag bringen, seine Wunde dort heilen zu lassen, in der That aber, um Oestreich's gerechte Theilnahme an dem großen Kampfe beschleunigen zu helfen. Und er hat noch gewirkt, geredet, mit seines Geistes ruhiger Kraft die Unentschiedenen gestärkt. Allein in diesen Anstrengungen starb er in Prag den 28. Juni. Er war ein rechter deutscher Mann, tief und ernst, klar und ruhig, das Kleine wie das Große umfassend, sich selbst aber gänzlich vergessend, wenn es das Ganze und Allgemeine galt.

Solcher Männer Wirken und Schaffen konnte nicht ohne Frucht bleiben. Zugleich unterließ Napoleon nichts, um durch neue Zeichen seines bösen, leidenschaftlichen Sinnes den Zorn aller Guten immer mehr zu entflammen. — Der Major Lützow mit seiner Freischaar, die aus muthigen Jünglingen aller Stände bestand, hatte sich in den Rücken des französischen Heeres bis tief in Sachsen, ja bis an die Grenze von Franken, gewagt und dem Feinde durch Aufhebung kleiner Züge von Soldaten, Geschütz und Zufuhr manchen Schaden zugefügt. Napoleon war sehr erbittert auf die kecke Schaar. Nach einem Artikel des Waffenstillstandes sollten die Lützower bis zum 12. Juni über die Elbe zurückgekehrt sein; aber erst am 14. erhielt ihr Anführer die amtliche Nachricht von dieser Bedingung und konnte sie daher zu der festgesetzten Zeit nicht erfüllen. Darüber aufgebracht, befahl Napoleon: „diese Räuber zu vernichten, wo sie gefunden würden;" und am 17. Juni des Abends wurden sie, während des Waffenstillstandes, als sie sorglos daherzogen, um über die Elbe zurückzugehen, plötzlich bei dem Dorfe Kitzen nicht weit von Leipzig, von der feindlichen Reiterei, die sie geleiten sollte, hinterlistig angefallen. Die kleine Schaar wurde leicht aus einander gesprengt, viele niedergehauen, verwundet, gefangen und nur ein Theil mit dem Anführer schlug sich durch. Von den andern jedoch, die zerstreut oder gefangen waren, sind auch die meisten, zum Theil durch die Hülfe der deutschgesinnten Einwohner, entkommen.

Obwohl solche und andere Zeichen keineswegs eine Rückkehr zur Mäßigung und Gerechtigkeit in Napoleon's Grundsätzen bewiesen, so wollte dennoch der Kaiser von Oestreich noch einen ernstlichen Versuch zur Friedensvermittelung machen; es wurde ein Friedenscongreß nach Prag verabredet, und der Kaiser Franz begab sich selbst nach Gitschin in Böhmen, um in der Nähe zu sein. Vertrauensvoll schlossen sich Rußland und Preußen an Oestreich und nahmen seine Friedensvermittlung an; Napoleon that es auch mit Worten, aber es war ihm nicht Ernst. Sein Stolz konnte es nicht ertragen, daß eine andere Macht mit selbstständiger Würde ihm die Forderungen der Billigkeit vorhielt; und noch weniger konnte er den Gedanken fassen, von seinen großen Eroberungen auch nur etwas zu verlieren.

Daher suchte er nur die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; seine Gesandten kamen später nach Prag, erhoben Schwierigkeiten um Nebendinge, stritten darum, ob man mündlich oder schriftlich unterhandeln solle, und obgleich der Waffenstillstand noch bis zum 17. Aug. verlängert wurde, so kam doch nicht das Mindeste zu Stande. Ihm war es nur darum zu thun, unterdeß die vielen Schaaren an sich zu ziehen, die aus Frankreich unaufhörlich herbeiströmten. Nun erst waren die Wirkungen der im Winter befohlenen Rüstungen recht zu sehen. Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Wagen, täglich zogen sie in langen Reihen bei Mainz und Straßburg und andern Orten über den Rhein, nach Sachsen hinzu. Sechs alte Dragoner-Regimenter aus Spanien waren im Marsch; das polnische Corps unter Poniatowsky mit der sächsischen Kavallerie-Brigade traf aus Krakau ein; das erste Corps unter Vandamme wurde aus Hamburg herbeigerufen. Es sammelte sich wieder um Napoleon ein Heer von 440,000 Kriegern, wie die neuesten Untersuchungen gegen die verfälschten französischen Nachrichten ausgemittelt haben, und außerdem hatte sein treuer Helfer, der Vicekönig Eugen, in Italien 60,000 Mann zusammengebracht, welche dieses Land gegen Oestreich vertheidigen sollten, wenn es zum Bruch käme; Baiern aber mußte 30,000 Mann unter dem General Wrede von seiner Seite an der östreichischen Grenze aufstellen. Davoust stand bei Hamburg mit 23,000 Franzosen und 14,000 Dänen, und mehr als 50,000 Franzosen hielten die Festungen Danzig, Zamosk, Modlin, Stettin, Küstrin, Glogau, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Erfurt besetzt.

Der Waffenstillstand lief ab, ohne daß Napoleon auf die sehr billigen Vorschläge Oestreichs eingegangen war, daß er nämlich den Rhein als Grenze Frankreichs und selbst Italien behalten, und daß das Königreich Westphalen und der Rheinbund bestehen sollten. So wenig Zuversicht hatten die Verbündeten noch auf ihren Sieg, und so verblendet war Napoleon, so groß noch sein Trotz auf seine Macht! — Da endlich das Maaß der Rede und der Geduld erschöpft war, sagte auch Oestreich dem unbeugsamen Manne am 12. Aug. den Krieg an, und in einer freien offenen Erklärung vom 19. August zeigte der Kaiser Franz, wie ihn Ehre und Pflicht in die Waffen rufen, wie er nur das Wohl des europäischen Gemeinwesens im Auge habe und den Geist der Zeit, so wie Oestreich's Bestimmung, klar erkenne. Vor allen Dingen freute sich ein jedes deutsche Herz über die Worte, die der Kaiser Franz über Preußen redete. „Preußens Schicksal," sagte er, „liege ihm vor allem am Herzen, Preußens Gefahr sehe er als seine eigene, dessen Wiederherstellung aber als den ersten Schritt zur neuen Ordnung in Europa an. Schon im April habe Napoleon geradezu angekündigt, daß das preußische Königthum vernichtet werden müsse, und habe Oestreich die wichtigste und schönste der preußischen Provinzen (Schlesien) angeboten. Er, der Kaiser, aber werde Preußen mit aller Kraft der Waffen beistehen, und der Gott der Gerechtigkeit werde der guten Sache sicherlich den Sieg schenken!"

Solche Worte waren ein Wohlklang in den Ohren derer, die das Vaterland wahrhaft liebten. Die beiden ersten Mächte Deutschlands standen so schön durch große Zwecke vereinigt da, und das alte habsburgische Haus fühlte den kaiserlichen Beruf in sich, Preußen, früher seinen Nebenbuhler, in seinen alten Rang unter Europa's Mächten wieder einsetzen zu helfen.

Napoleon wartete unterdeß mit Ungeduld in Dresden auf die letzte

Erklärung Oestreichs; denn noch einmal hatte er es versucht, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Am 15. Aug. langte endlich sein Abgeordneter, der Graf von Narbonne, von Prag zurückkehrend, an, und Napoleon beredete mit ihm und seinem Minister Maret den wichtigen Augenblick. Mit großen Schritten sah man die drei auf dem Rasen vor dem Markolinischen Gartenhause, in welchem Napoleon wohnte, auf und nieder gehen, letzteren nachdenklich, mit auf den Rücken gelegten Händen, in der Mitte der beiden andern. Das Gefolge blickte aus der Ferne scheu zu dem gefürchteten Herrscher hinüber, an dessen Lippen nun das Leben vieler Tausende hing. Die meisten hatten wenig Freude an diesem Kriege, denn er brachte nicht, wie viele der früheren, viel Gewinn mit wenig Gefahren, sondern gar wenig Vortheil und viel harte Arbeit. Plötzlich blieb Napoleon stehen und machte eine Bewegung mit der Hand, als stieße er den angebotenen Frieden unwillig von sich. Wieder Krieg! tönte es halblaut und erschrocken von Munde zu Munde. Napoleon aber ging mit funkelnden Augen durch den Saal der Marschälle, stieg in den Wagen und fuhr den Weg über Bautzen und Görlitz nach Schlesien zu.

157. Wiederanfang des Krieges.

Die Verbündeten hatten ihre Heere zwar auch verstärkt, aber sie waren den Franzosen doch nur wenig überlegen, denn ihre Gesammtmacht bestand bei dem Wiederanfange des Krieges in Böhmen, Schlesien und der Mark Brandenburg nur aus 460,000 Mann. Und dabei waren sie auch in so fern im Nachtheil, daß sie von verschiedenen Seiten her, im großen Umkreise, gegen die Franzosen anrücken mußten, Napoleon aber von seinem Mittelpunkte aus mit denselben Haufen bald hier, bald dort, die Entscheidung geben konnte. Folgendergestalt waren die Heere vertheilt:

1) Der Kronprinz von Schweden, der mit 24,000 seiner Krieger auch auf dem Kampfplatze erschienen war, erhielt den Oberbefehl in Norddeutschland und sollte mit einem Heere von 120,000 Mann Berlin und die Mark Brandenburg beschützen. Nebst den Schweden hatte er die preußischen Heeresabtheilungen unter Bülow, Tauentzien, die russischen unter Winzingerode und Woronzow, und die des General Wallmoden unter sich. Letzterer war mit 25,000 Mann, aus Russen, Engländern, Hannoveranern, Mecklenburgern, der russisch-deutschen Legion und den Lützowern bestehend, gegen den Marschall Davoust und die Dänen an der mecklenburgischen Grenze aufgestellt. Das Nordheer würde noch viel stärker gewesen sein, wenn nicht ein großer Theil der preußischen Macht zur Blockirung von Magdeburg, Stettin, Küstrin, Glogau und Danzig hätte verwendet werden müssen. Das erschöpfte Preußen stellte auf den hochherzigen Ruf seines Königs mit bewunderungswürdiger Anstrengung eine Kriegsmacht von 230,000 Mann in's Feld.

2) Der General Blücher befehligte das schlesische Heer von nahe an 100,000 Mann und hatte die erste preußische Heeresabtheilung unter York, und die russischen unter den Generalen Sacken, Langeron und St. Priest mit sich, 61,000 Russen und über 38,000 Preußen. Der Erste seines Generalstabes war der General Neithardt von Gneisenau, dessen Name von nun an mit immer größerem Ruhme im preußischen Heere genannt werden sollte.

3) Das Hauptheer der Verbündeten in Böhmen, großentheils aus

Oestreichern bestehend, aber durch die preußische Heeresabtheilung unter Kleist und die russische unter Wittgenstein, und durch die russischen Garden unter dem Großfürsten Constantin verstärkt, stand unter dem Befehl des östreichischen Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, eines Mannes, der mit Kriegserfahrung und Tapferkeit die Ruhe und Milde der Sinnesart vereinigte, welche ihn zum Befehlshaber eines gemischten Heeres geschickt machte, doch vermißte man an ihm die Thatkraft und Raschheit des Entschlusses, welche einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber nöthig war. Dieses Heer war 230,000 Mann stark, darunter 48,000 Preußen und 67,000 Russen. Etwa 50,000 Mann wurden außerdem zur Blockirung der noch von den Franzosen besetzten Festungen verwandt.

Der Verbündeten Stellung und Vertheilung war außerdem nach einem meisterhaften Plane geordnet. Denn gegen welches der drei Heere sich Napoleon auch wendete, immer waren ihm die beiden andern im Rücken und in der Flanke. Drang er von Dresden und der Lausitz gerade gegen Schlesien mit seiner stärksten Macht vor, so zog sich Blücher zurück und lockte ihn vielleicht bis an die Oder; aber unterdeß kam das große verbündete Heer schnell von der Seite aus Böhmen herbei, nahm in seinem Rücken Dresden weg, und dann war er in einem Netze gefangen. Fuhr er gleich mit seiner Hauptmacht zur Rechten an der Elbe nach Böhmen hinein, so drang Blücher seinerseits vor, folgte ihm und machte gleichfalls seinen Nachtrab in den Engpässen der böhmischen Gebirge, und Napoleon kam zwischen zwei Feuer. Oder drittens, Napoleon ging selbst mit Uebermacht links gegen den schwedischen Kronprinzen und Berlin; aber dann machte dieser es eben so, wie die schlesische Armee, zog sich zurück, gab freilich einen Augenblick Berlin preis, aber unterdeß eroberte das große böhmische Heer Dresden und Leipzig und alle Vorräthe der Franzosen in Sachsen, und diese konnten es dann nicht lange mehr in Deutschland aushalten.

So groß und ruhig angelegt hatte sich Napoleon den Plan der Verbündeten wohl nicht vorgestellt. Er hoffte vielmehr immer noch, nach seiner alten Weise, auf glückliche Zufälle und vorzüglich auf Fehler seiner Gegner, und in dem Sinne sahen auch die meisten seiner Gefährten und Anhänger die Lage der Dinge. Im blinden Vertrauen auf ihres Herrn und Meisters blitzschnelle Kriegskunst trösteten sie sich mit dem Gedanken, den sie oft prahlend wiederholten: „Die Feinde werden Fehler machen, wir werden auf sie fallen und sie zerschmettern."

Die Klügern freilich rechneten nicht so, sondern riethen dringend die Stellung an der Elbe zu verlassen, die in ihrer rechten Seite von Böhmen her so gefährlich bedroht werde. Der Marschall Oudinot schrieb an Napoleon unter andern diese Worte: „Wenn er alle seine Besatzungen aus den Festungen ziehe, sie mit seiner Armee vereinige, sich alsdann an den Rhein zurückziehe, die abgemattetsten Truppen in gute Cantonnirungen verlege, die übrigen eine zweckmäßige Stellung nehmen lasse, so könne er noch immer den Verbündeten die Friedensbedingungen vorschreiben." — Aber solches Wort der Vernunft und Mäßigung war dem heftigen Manne, der sich über Alle erhaben dünkte, eine Thorheit; sein hartnäckiger Trotz sollte unsere Rettung werden, so war es im Rathe der Weltregierung geordnet.

Um sich den Vortheil des Angriffs nicht nehmen zu lassen, wollte er mit aller Kraft auf das schlesische Heer fallen und es einzeln schlagen; und damit unterdeß die Oestreicher nicht aus Böhmen hervorkämen, hatte er am

Eingange der Gebirge bei Gießhübel den Marschall Gouvion St. Cyr mit 40,000 Mann hingestellt. Zu gleicher Zeit sollte der Marschall Oudinot mit 80,000 Mann schnell gegen Berlin ziehen und es wegnehmen, denn der Gedanke war bei ihm der vorherrschende, Berlin zu nehmen und das preußische Königthum wo möglich zu vernichten. Wenn das Alles gelang, so war freilich der Vortheil auf seiner Seite. Aber der alte kluge Feldherr in Schlesien war wohl auf seiner Hut; als er nach mehreren Gefechten vom 18.—23. Aug. merkte, daß die französische Hauptmacht ihm entgegenstehe, — es war in der Gegend von Löwenberg am Boberflusse, — so nahm er die Schlacht nicht an, sondern zog sich, dem vorausbestimmten Plane gemäß, nach Jauer zurück. Und Napoleon, der unterdeß eilige Nachricht erhalten hatte, daß das Schwarzenbergische Heer gegen Dresden heranziehe, durfte ihn nicht verfolgen; am 23. Aug. ging er mit seinen Garden und mit seiner sechsten Heeresabtheilung in Eilmärschen auf dem Wege nach Dresden zurück.

158. Das Treffen bei Groß-Beeren, am 23. Aug. 1813.

An eben diesem Tage traf der tapfere General Bülow bei Groß-Beeren die Franzosen auf ihrem Zuge nach Berlin und verdarb ihnen die Fahrt durch einen harten Streich. Schon auf zwei Meilen waren sie nahe gekommen; ja Napoleon hatte schon öffentlich angekündigt, am 24. werde Oudinot in Berlin sein, und die französischen Commissäre lauerten, mit dem Verzeichniß aller Dinge, die sie in der Hauptstadt erpressen wollten, begierig auf diesen Einzug. General Reynier hatte auf Oudinot's Befehl am 23. Groß = Beeren weggenommen; die Straße nach Berlin war erbrochen, am nächsten Morgen gedachte er triumphirend in die schöne Hauptstadt einzuziehen. Aber nicht einmal eine Nacht hindurch sollte der verwegene Feind solche Hoffnung hegen und in so gefährlicher Nähe bleiben dürfen. Ehe der Abend hereinbricht, unter dichten Regengüssen, dringt Bülow, obwohl er schon von dem Kronprinzen von Schweden den Befehl zum Rückzuge auf Berlin erhalten hatte, auf seine eigene Gefahr mit seinen tapfern Preußen auf Groß-Beeren ein, während der Kronprinz mit den Russen und Schweden in Schlachtordnung rückwärts stehen bleibt. Mit hellem, freudigem Kriegsgeschrei geht es auf den Feind, der sich so großer Dinge vermessen hat. Im Regen brennen die Gewehre nicht los, aber das Geschütz donnert, und die Schwerter sausen, und der starke Landwehrmann kehrt seine Waffen um und schlägt mit der Kolbe drein. Solchen Ungestüm des Angriffs kann der Feind nicht aushalten. In Unordnung fliehen die Haufen aus dem Dorfe, bringen auch die folgenden mit in die Flucht, und alles zerstreut sich draußen in Busch und Sumpf und in die düstere Haide, wo die Nacht sie in ihren Schutz nimmt. — Auch der General Tauentzien hatte mit geringer Macht auf dem äußersten linken Flügel bei Blankenfelde, von frühem Morgen an, die Angriffe des Generals Bertrand ausgehalten und tapfer zurückgeschlagen. — Nun sah der französische Marschall wohl, daß er es mit einem sehr entschlossenen Feinde zu thun habe; er wagte es nicht, sich weiter in eine Hauptschlacht einzulassen und zog sich eilig bis an die Elbe zurück. Er hatte sechsundzwanzig Kanonen und mehrere tausend Gefangene verloren. Ein unermeßlicher Jubel erscholl bei dieser Siegesnachricht in Berlin, wo alles in ernster Stille der großen Entscheidung gewartet hatte, und Tausende von Menschen strömten zu Fuß und mit

schwerbeladenen Wagen nach dem Schlachtfelde, die Krieger zu erquicken und die Verwundeten nach Berlin zurückzuführen, um ihrer sorgsam zu pflegen. — In derselben Zeit, am 27. Aug., schlug auch der tapfere Greis Hirschfeld den französischen General Girard, der mit dem Kern der Magdeburger Besatzung ausgefallen war, um dem Einzuge in Berlin mit beizuwohnen, bei Lübnitz und Hagelsberg in die Flucht, so daß er an 8000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen verlor und nur mit einem Drittheil seiner Mannschaft eilig in die Festung zurück kam. Auch hier hatte die churmärkische Landwehr mit ihren Kolben den Ausschlag gegeben.

159. Die Schlacht an der Katzbach, am 26. Aug. 1813.

In Schlesien hatte Napoleon, als er nach Dresden umwendete, mit 80,000 Mann seinen Marschall Macdonald zurückgelassen, um den Preußen und Russen die Spitze zu bieten. Aber nicht sobald merkte Blücher, wen er gegen sich habe, als er auch wieder vorwärts ging; denn seinem Feinde lange Ruhe zu lassen war nicht in seiner Weise. Eben war der Marschall Macdonald beschäftigt, über die Pässe der Katzbach, eines Bergstromes, zu setzen, indem er seinerseits vortheilhafte Angriffe zu machen gedachte. Man ließ ihn ruhig herüber, um ihn zu desto größerem Verderben in die Schluchten und Hohlwege in seinem Rücken zurückzuwerfen; und als es nun dem alten Feldherrn Zeit dünkte, da rief er seinen Kriegern zu: „Nun habe ich genug Franzosen herüber, nun Kinder, frisch vorwärts!" Und mit lautem Hurrah antworteten die muthigen Haufen, und bald entbrannte die Schlacht auf allen Seiten. Es war zwischen Brechtelshof und Groitsch am 26. Aug. Nachmittags 2 Uhr. Den rechten Flügel führte Sacken, das Mitteltreffen York, und den linken Flügel Langeron. Es war ein furchtbares Regenwetter, der Erdboden mit Schlamm bedeckt, oder von Fluthen überschwemmt; die Flüsse und Bäche brausten schäumend von den Bergen herab und die ganze Gegend war wie mit einem düstern Schleier verhüllt. Aber in solchem Zorne der Elemente wurde der Zorn in der Krieger Brust nur noch heftiger entflammt. Das Fußvolk drang mit dem Bajonett, die Reiter mit ihrem Schwert gegen die Reihen der Feinde; der Feldherr selbst, von Jünglingsfeuer erfüllt, zog das seinige, als er den günstigen Augenblick zu einem Reiterangriffe in die Flanke des Feindes bemerkte, und sprengte den Schaaren voran. Dieser Angriff entschied. Der Feind konnte nicht widerstehen; seine Glieder lösten sich und suchten ihr Heil in der Flucht. Aber nun waren in ihrem Rücken die Flüsse über ihre Ufer getreten und die Brücken fortgeschwemmt, es erhob sich ein schreckliches Drängen und Treiben; viele wurden in die Wässer gesprengt oder von ihrem eigenen Fuhrwerk und den Hufen der Pferde zerquetscht, viele gefangen, Geschütz und Gepäck auf jedem Schritte erbeutet; eine ganze Division unter dem General Puthod, die den Preußen und Russen in den Rücken ziehen wollte, wurde bei Löwenberg niedergehauen oder gefangen genommen. Schrecken und Verwirrung kam über alle Franzosen, die noch in Schlesien oder an der Grenze waren, und das große Macdonald'sche Heer war einem zerstreuten, flüchtigen Haufen gleich, der ohne Rast und Ruhe verfolgt wurde, bis er das schlesische Land gänzlich verlassen hatte. Da vergönnte der preußische Feldherr seinem Heere Ruhe und ertheilte ihm das wohlverdiente Lob. „Schlesien ist befreit," sprach

er, „Eurer Tapferkeit, brave Krieger des russischen und preußischen Heeres, verdanke ich das Glück, ein schönes Land den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. Trotzig trat euch dieser Feind entgegen; mit Blitzesschnelle aber brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor; ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen; unaufhaltsam schrittet ihr vor, eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und Katzbach hinunter. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamme habt ihr die Nächte zugebracht. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen, Mangel an Nahrung und Kleidung habt ihr gekämpft; dennoch murrtet ihr nicht und verfolgtet unverdrossen den geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so lobenswerthes Betragen! Nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Krieger. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen; sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde! Hundert und drei Kanonen, zweihundert und funfzig Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Wagen, 18,000 Gefangene mit vielen hohen und niedern Anführern, zwei Adler und andere Siegeszeichen sind in euren Händen! Lasset uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niederwarfet, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienste Ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken!" — Der Verlust des Feindes in diesen Tagen konnte im Ganzen auf 30,000 Mann angeschlagen werden.

Von dem Tage der Katzbacher Schlacht an hieß der greise Feldherr bei seinem Heere der General Vorwärts. In dieses Eine, kräftige Wort legte der Krieger das Gefühl und den Entschluß, der in eines jedem Brust war, zu siegen oder zu sterben; und dieses Wort übertrug er auf den Führer, der seinem Gemüth am nächsten stand und in dessen starker Seele dieser eine Wahlspruch alles andere beherrschte. Nur Vorwärts gegen den Feind! — so ertönte es in aller Herzen; und diese gebietende Stimme hat das große Ganze zur Einheit verbunden, welches durch Gehorsam allein nicht zusammengehalten wäre; sie hat alle Fehler, die der Verstand hie und da in seinen Berechnungen beging, wieder gut gemacht; und sie endlich bezeichnet den Sieg, den in dieser großen Zeit das Gemüth über die Kunst davon getragen hat.

Der König wußte die Stimme des Volkes, welche selten irrt, wohl zu deuten, weil er selbst ein volksthümliches Herz in seiner Brust trug; er ernannte seinen Feldherrn bald darauf zum Feldmarschall seiner Heere, und erhob ihn später zum Fürsten von Wahlstadt[1]).

So glänzend hatte der greise Feldherr die Zweifel derjenigen wider-

1) Wahlstadt ist eine Propstei, welche auf dem schlesischen Schlachtfelde liegt und in alter Zeit von der heiligen Hedwig zum Andenken des Herzogs Heinrich von Niederschlesien erbaut ist, der hier im J. 1241 in einer großen Schlacht gegen die Mongolen fiel. — Die russischen Soldaten unter Blücher's Befehle verehrten den alten Feldherrn, gleich seinen Preußen; sie hatten ihm den Beinamen „der kleine Suwaroff" gegeben. Die Kosaken aber ehrten ihn, nach ihrer Art, noch höher; es hatte sich das Gerücht unter ihnen gebildet, er sei eigentlich ein Kosak, am Don geboren und durch besondere Schicksale als Kind aus seinem Vaterlande weggeführt.

Als einst Blücher's Thaten in seiner Gegenwart gerühmt wurden, sagte er: „Was ist's, das Ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit."

legt, welche im Anfange des Krieges gerathen hatten, einen 70jährigen Greis nicht an die Spitze eines Heeres zu stellen. Zwar war Blücher in der Zeit vom Tilsiter Frieden bis zum Jahre 1813 in der Trauer über die Erniedrigung Preußens und Deutschlands und in seinem steigenden Hasse gegen Napoleon sichtbar zusammengesunken und ging gekrümmt und grollend in Unthätigkeit, wie es schien, einem baldigen Ende entgegen; allein so wie der Ruf zum Kampfe gegen die verhaßten Feinde auch an ihn erging, da richtete er sich wieder auf, seine kräftige Gestalt mit den schön geformten Gliedern wurde wieder sichtbar, besonders wenn er zu Pferde saß, und er ritt nur recht feurige Pferde. Wenn er so, wie er von Zeitgenossen beschrieben wird, mit seiner hochgewölbten Stirn, den kühn und zugleich schlau blickenden Augen, der mächtigen Adlernase und dem schnauzbartbeschatteten Munde, der so gutmüthig lächeln und so befeuernd donnern konnte, an die Reihen der Krieger sprengte, einen Scherz, ein Kraftwort, auch wohl ein Donnerwetter, hierhin und dorthin werfend, dann war der Eindruck seiner Erscheinung unwiderstehlich und es ging von ihm jener geheimnißvolle, elektrisirende Strahl aus, welcher die Massen entzündet. — Die Natur hatte ihn mit seltenen Gaben zum Heerführer ausgerüstet. Ohne wissenschaftliche Bildung, die er oft selbst beklagte, war er sich doch seiner innern Kraft auch unter hochstehenden Geistern bewußt. Mit seinem scharfen, durchdringenden Verstande wußte er die Wirklichkeit trefflich zu beurtheilen und mit schnellem Blicke den Augenblick zu erkennen, wo gehandelt werden mußte. Diese Gabe des raschen Ueberblicks und des augenblicklichen Entschlusses hat ihn als Feldherrn groß gemacht. Aber es ist falsch, daß manche seine Kraft nur im Draufschlagen gesehen haben; im rechten Augenblicke wußte er auch List anzuwenden und dem verderblichen Schlage aus dem Wege zu gehen. Allerdings ist in seinem Wesen und Wirken das Hervorragende der unbeugsame Entschluß gewesen, dem Feinde keine Ruhe zu lassen, immer vorwärts zu dringen und nicht zu ruhen, bis der verhaßte Eroberer von seiner Höhe herabgestürzt sei. Und dieser unerschütterliche Vorsatz in der Heldenbrust Blüchers ist es gewesen, der die Heere zweimal nach Paris geführt hat, und darum wird Blüchers Ruhm in der Geschichte ein unvergänglicher sein.

160. Die Schlacht bei Dresden, am 26. u. 27. Aug. 1813.

An dem gleichen Tage mit der Schlacht an der Katzbach, und an dem folgenden, wurde bei Dresden zwischen beiden Hauptheeren hartnäckig gekämpft. Aber die Vorsehung wollte nicht, daß es hier schon jetzt zu einer letzten Entscheidung kommen sollte. Der Fürst Schwarzenberg und die drei verbündeten Herrscher selbst waren mit dem großen Heere über die Gebirge, die Sachsen von Böhmen trennen, vorgerückt, hatten die Franzosen aus ihrer Stellung bei Gießhübel vertrieben und langten am 25. Aug. vor Dresden an. Die Stadt war während des Waffenstillstandes stark verschanzt und hatte ein Heer zur Besatzung; dennoch hätte sie vielleicht im Sturme genommen werden mögen, wenn der Angriff um einen Tag früher geschehen konnte. Allein die Seitenwege in den Gebirgen, die ein Theil des Heeres eingeschlagen hatte, waren so ungangbar, daß zwanzig und mehrere Pferde eine einzige Kanone kaum über die Berge schleppen konnten, daß die Zufuhr stockte und die Hunderttausende von Menschen den bittersten Mangel litten. Durch alles dieses geschah es, daß das Bundesheer sich erst

am 25. Aug. Abends vor Dresden vereinigen konnte. Am 26., Morgens um 9 Uhr, war auch Napoleon in der Stadt, und eine große Heeresmenge wogte ihm in fortwährenden Zügen über die Elbbrücke nach. Seine Erscheinung war ganz unerwartet, man hatte ihn tief in Schlesien geglaubt. Er unterredete sich einige Augenblicke mit dem Könige von Sachsen und ordnete dann die Vertheidigung der Stadt an. Schon war der große Garten mit preußischen Jägern besetzt, die aus den Gebüschen herausfeuerten und einen Pagen nahe bei ihm verwundeten. Der Hauptangriff aber geschah erst am Nachmittage um 4 Uhr, von allen Anhöhen herab, die auf dem linken Elbufer in der Entfernung einer kleinen Stunde die Stadt umringen. Auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen bildeten sich fünf große Angriffszüge, deren jedem funfzig Kanonen vorangingen; festen Schrittes kamen sie von den Hügeln herab, sammelten sich in der Ebene und erhoben ein entsetzliches Feuer gegen die französischen Verschanzungen, die zugleich von den stürmenden Schaaren des Fußvolks angegriffen wurden. Einige tapfere östreichische Bataillone eroberten wirklich die Schanze vor dem Hospitalgarten mit acht Stücken und drangen bis dicht an die Stadtmauer vor; aber es waren ihrer zu wenige, sie konnten ihren Platz nicht behaupten, und zu gleicher Zeit schickte Napoleon, unter dem Schutze seiner Batterien, aus mehreren Thoren starke Abtheilungen von Fußvolk und Reiterei zum Ausfalle hervor. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten, und selbst in die Stadt flogen Kugeln und Granaten und tödteten mehrere Einwohner. Aber das Bundesheer, welches zugleich gegen Schanzen und Mauern und starke Heereshaufen fechten mußte, konnte seinen Zweck nicht erreichen und mußte sich in seine erste Stellung auf den Anhöhen zurückziehen. Die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, aber der Regen, der in Strömen vom Himmel floß und den Erdboden in Schlamm verwandelte, machte die Lage des großen Heeres im freien Felde um vieles schlimmer.

Dagegen zogen diese ganze Nacht hindurch unaufhörlich frische französische Züge von dem andern Elbufer in Dresden herein, und am nächsten Morgen 7 Uhr brachen sie aus ihren Verschanzungen hervor. Napoleon wollte das große verbündete Heer mit Gewalt aus der Nähe seines Hauptwaffenortes vertreiben und wieder über die böhmischen Gebirge zurückwerfen. Er hatte den Kern seines Heeres, über 160,000 Mann, hier versammelt, und selbst die Garden, welche nur in entscheidenden Augenblicken gebraucht wurden, mußten am Kampfe Theil nehmen. Sein Schlachtplan war dieser: Während er den rechten Flügel und den Mittelpunkt der feindlichen Ordnung durch ein starkes Feuer des schweren Geschützes in Aufmerksamkeit hielt und immer die Miene annahm, als wolle er hier vordringen, zog der König von Neapel mit vielem Fußvolk und der besten Reiterei des Heeres auf der Straße nach Freiberg hinaus, um den linken östreichischen Flügel jenseits der Weiseritz anzugreifen. Dieser war nicht eng genug mit dem Hauptheere zusammengeschlossen, der Plauensche Grund lag zwischen ihnen; auch fehlte es hier an hinreichender Artillerie und fast gänzlich an Reiterei; und während nun der Regen in Strömen vom Himmel herab stürzte und alle Aussicht verdeckte, gelang es den Franzosen, unbemerkt bis nahe heran, ja in den Rücken der Oestreicher zu kommen. Und nun stürzte die schwere Reiterei auf einmal, wie ein vernichtender Strom, von mehreren Seiten zugleich auf die östreichischen Regimenter, unter denen mehrere neugeworbene, des Krieges noch unkundige, waren. Als sie ihre durch-

näßten Gewehre gegen die furchtbaren geharnischten Reiterschaaren abdrücken wollten, versagten sie. Da blieb ihnen nichts, als Gefangenschaft oder Tod, und es wurden hier über 12,000 Mann mit ihren Generalen Mezko und Seczany, zu Gefangenen gemacht. Als sie nach Dresden hineingebracht wurden, sah man es den ermatteten Kriegern leicht an, daß sie mehr von Entbehrung und Hunger und dem Ungestüm der Elemente bezwungen waren, als von den Reitern. Seit mehreren Tagen hatten sie keinen Bissen Brodes genossen, und die von dem unaufhörlichen Regen fast verzehrten Kleider hingen nur noch in Fetzen um ihre erstarrten Glieder, während ihre nackten Füße im Schlamme wateten. Viele rissen Stücke rohen Fleisches von den gefallenen Pferden und verzehrten sie; die theilnehmenden Bewohner Dresdens indeß erquickten sie, so gut sie vermochten. — Die Verbündeten verloren an diesen beiden Tagen vor Dresden 15,000 Mann an Todten und Verwundeten und 20,000 Mann an Gefangenen.

Unter denen, die in diesen Tagen ihren Tod fanden, war auch der französische General Moreau, früher von Napoleon nach Amerika verwiesen, jetzt aber zurückgekehrt, um mit seiner Kriegserfahrung, im Gefolge des Kaisers Alexander, zur Befreiung Europa's und seines Vaterlandes mitzuhelfen; denn er verfluchte den Ehrgeiz, welcher die Welt von einem Kriege athemlos in den andern trieb. Am 27. um Mittag, den Tag nachher, als er im Hauptquartier angekommen war, da er nur wenige Schritte von dem Kaiser Alexander hielt, wurden ihm durch eine Kanonenkugel beide Beine zerschmettert. Ein Augenzeuge in der Nähe Napoleons erzählt darüber Folgendes: „Zahllose Handpferde, die man auf der Höhe bei dem Dorfe Rücknitz, Napoleon gegenüber, gewahr wurde, deuteten an, daß dort das Hauptquartier der Alliirten sei. Die Souveräne fanden sich also abermals einander gegenüber. Mittlerweile schoß eine Batterie, die im Grunde aufgestellt war, nicht mehr mit derselben Thätigkeit. Der Kaiser schickte hin, sie wieder anzuregen. Sogleich machte die Batterie ein Lauffeuer, und schon bei den ersten Salven bemerkte man auf dem Hügel eine große Bewegung; es mußte irgend eine wichtige Person bei den Alliirten getroffen sein." — Das war also Moreau gewesen. Mit der Kaltblütigkeit eines Kriegers, der dem Tode schon oft in's Angesicht gesehen hat, ließ er sich, ohne einen Schmerzenslaut und ohne die Cigarre, die er rauchte, ausgehen zu lassen, die Beine abnehmen, starb aber dennoch zu Laun in Böhmen am 2. Sept. Er war ein gerader und biederer Mann, der Freiheit mit ganzer Seele ergeben und der Kriegskunst vollkommen kundig. Er hätte verdient, die Freiwerdung Europa's zu sehen. Dennoch ließ ihn die Vorsehung an dem ersten Tage, da er auf dem Schlachtfelde des großen Krieges erschien, fallen, vielleicht, damit uns Deutschen offenbar würde: nicht mit eines Fremden noch so trefflicher Kriegskunst, nicht durch die Berechnungen der Klugheit, sondern durch das Feuer und die Kraft des treuen, kühnen, auf Gott vertrauenden, Gemüthes könne einzig dieser Kampf entschieden werden.

Der Mangel an Zufuhr und Unterhalt, so wie die Niederlage des linken Flügels, wodurch die Hauptstraße nach Freiberg abgeschnitten war, bewogen die verbündeten Herrscher, ihr Heer nach Böhmen zurückzuführen. Dazu kam die Nachricht, daß der General Vandamme mit einem ausgewählten Haufen von 40,000 Mann von der andern Seite her über Pirna eilig heranziehe, um die zweite Hauptstraße gleichfalls zu versperren. Napoleons Absicht war auf die Vernichtung des großen Bundesheeres ge-

richtet; in den unwegsamen, öden Bergklüften eingesperrt, sollte es durch Hunger und Noth verderben oder sich gefangen ergeben. Und wahrlich, die Gefahr war nicht gering! Aber sein Anschlag wendete sich zu seinem eignen Schaden.

161. Das Treffen bei Kulm, am 29. u. 30. Aug. 1813.

Den General Vandamme selbst trieb sein ungestümer, ehrgeiziger Sinn und die Hoffnung, sich durch eine außerordentliche That den Marschallstab zu verdienen, kühn vorwärts. Er hätte eine arge Entscheidung herbeiführen können. Aber im östlichen Eingange des Töplitzer Thales stieß er am 29. August auf den General Ostermann mit 8000 Mann russischer Garden und einige andere russische Truppen unter dem tapfern Prinzen Eugen von Würtemberg, welcher das große Verdienst hatte, die Gefahr, die von Vandamme drohete, erkannt und selbst gegen den Befehl des Generals Barklay, auf eigne Verantwortung, mit seiner kleinen Schaar den Marsch Vandamme's unter den blutigsten Kämpfen aufgehalten zu haben. Er und Ostermann stellten sich bei Kulm dem General Vandamme wie eine undurchdringliche Mauer entgegen. Dieser selbst hatte 30,000 Mann der besten französischen Krieger und kämpfte den ganzen Tag gegen die Russen; aber sie wichen ihm nur eine kleine Strecke, Schritt vor Schritt, ohne zu wanken noch sich zu lösen, obwohl schon nach wenigen Stunden die Hälfte der Garden todt oder blutend da lag und ihrem Anführer, dem tapfern Ostermann, durch eine Kanonenkugel der Arm fortgerissen wurde. Das war der Ehrentag der russischen Garden. Der König von Preußen selbst war es, der ihren Muth zu solcher Auszeichnung entflammte; er war dem großen Heere nach Böhmen vorangeeilt, den Rückzug zu sichern, und sah nun mit dem kriegsgeübten Auge die große Gefahr, die hier bereitet wurde. Er sagte den Russen, wie das große Kriegsheer noch nicht aus dem Gebirge herabgestiegen sei und wie ihr eigener Kaiser in Gefahr schwebe, wenn sie nicht ihren Platz behaupteten. Auf sein königliches Wort eilte auch das östreichische Dragonerregiment, Erzherzog Johann, welches zufällig dieses Weges zog und auf die Theilnahme an einer Schlacht nicht angewiesen war, dennoch mit in den Kampf. Zehn Stunden hatte die tapfere Schaar ohne Brod und Futter zurückgelegt; aber beim Anblick der dringenden Gefahr achteten sie nicht Hunger noch Ermattung und rücken eiligst in die vordersten Reihen. Und Vandamme wird glücklich aufgehalten. — Dennoch stand er noch immer an einem gefährlichen Platze für das verbündete Heer und war, trotz seines Verlustes am vorigen Tage, durch herangezogene Verstärkungen noch immer 32,000 Mann stark; ja, er begann selbst am 30. den Angriff auf die durch zwei östreichische Divisionen verstärkten Verbündeten unter dem Befehle des Generals Barklay. Nach acht traurigen Tagen brach die Sonne zum ersten Male durch das düstere Gewölk, und in ihrem Angesichte wurde der entscheidende Kampf gekämpft. Vandamme hatte sich auf den Höhen von Kulm und Arbesau sehr vortheilhaft aufgestellt und wollte von dem günstigen Platze nicht weichen. Der steile Geiersberg schützte seine rechte Flanke und von der Nollendorfer Gebirgsstraße herab erwartete er Hülfe durch Marmont, St. Cyr oder Mortier, welche dem großen Bundesheere gefolgt waren und an der andern Seite der Berge nur wenige Stunden entfernt standen. Das furchtbare Brausen der Schlacht erfüllte bald die Felsen und Höhen und die steilen Schluchten des Gebirges mit

tausendfachem Wiederhall. Bis Mittag hielt Vandamme unerschütterlich stand, so hart er auch bedrängt war; siehe, da erscheint plötzlich auf den Höhen und in den Wäldern in seinem Rücken, von wo er sehnsuchtsvoll die Hülfe erwartet, die preußische Heerschaar unter Kleist und zieht drohend herab. Ein kühner, im glücklichen Augenblicke erdachter, Zug quer durch das Gebirge auf Nollendorf brachte sie unerwartet an diesen entscheidenden Platz, in den Rücken des Feindes [1]). Ihr Anblick wirkte wie ein Donnerschlag auf die Franzosen. Jetzt war nicht mehr der Gedanke des Sieges, sondern nur der Rettung, in ihnen und mit verzweifelndem Ungestüm stürzten sie sich auf die Spitze der anrückenden Preußen, ehe sich diese in eine Schlachtreihe ordnen konnten. Da geschah es, daß einige Landwehrregimenter von dem gewaltigen Stoße der um ihre Rettung kämpfenden Feinde zersprengt und in die Flucht der Franzosen mit fortgerissen und ein preußischer Geschützzug von der französischen Reiterei überwältigt wurde, die auch wirklich durchbrach und entkam. Bald aber schlossen sich die Preußen wieder, die Nachrückenden füllten die Lücken; und indem nun von der andern Seite die Oestreicher und von der dritten die Russen tapfer zusammendrängten, wurde Vandamme zwischen so kräftigen Armen erdrückt. Die drei verbündeten Völker wetteiferten an diesem Tage in heldenmüthiger Tapferkeit; und so glänzend war ihr Sieg, daß von dem ganzen, ausgesuchten Heere nur zerstreute Haufen sich durch das Gebirge retteten, 8 bis 10,000 Mann mit den Generalen Vandamme und Haxo gefangen wurden, fast eben so viele Todte das Schlachtfeld bedeckten, und alles Heergeräth, einundachtzig Kanonen, viele hundert Wagen, zwei Adler und drei Fahnen den Siegern in die Hände fielen. Außerdem wurden einhundert und zwölf preußische Kanonen, die ohne Bespannung auf dem Gebirge standen, gerettet.

Dieser Schlag traf den unwilligen Napoleon sehr hart. Er lobte den Muth seines Heerführers, schalt aber seine Unklugheit. „Einem geschlagenen Feinde, sagte er, müsse man eine goldene Brücke bauen, oder einen stählernen Schlagbaum entgegensetzen; den stählernen Baum zu bilden, sei Vandamme nicht stark genug gewesen.“ — Wäre diesem indeß sein Vorhaben gelungen, er würde ihn mit den höchsten Ehren belohnt haben. Nun aber erhielt der tapfere Kleist von seinem Könige den Ehrennamen „Kleist von Nollendorf.“

Fast zu gleicher Zeit, da diese Thaten unter ihren Augen geschahen, erhielten die verbündeten Herrscher die Boten von den Siegen bei Groß-Beeren und an der Katzbach, und auch der englische Marschall Wellington hatte aus Spanien einen Sieg bei Vittoria und mehrere andere gemeldet. Da ordneten sie am 3. Sept. bei Töplitz ein feierliches Dankfest an und lobten und priesen mit ihren Schaaren Gott für seine große Hülfe.

162. Die Schlacht bei Dennewitz, am 6. Sept. 1813.

Napoleon wollte den erlittenen Verlust auf einer andern Seite durch größeren Gewinn ersetzen. Sein kühnster Feldherr, der Marschall Ney, den

1) Es war der nachherige General Grolman, damals im Generalstabe des Kleist'schen Corps, welcher diesen Weg angab. Ein genaues Studium der Kriegszüge des siebenjährigen Krieges hatte seinem treuen Gedächtnisse diese, bei der Gefangennehmung des Fink'schen Corps wichtig gewordene Straße eingeprägt; im entscheidenden Augenblicke tauchte die glückliche Erinnerung wieder empor.

er den Fürsten von der Moskwa genannt hatte, sollte an Oudinot's Statt mit einem verstärkten Heere Berlin erobern. Es gelang dem Marschall Ney wirklich, den Kronprinzen von Schweden durch Querzüge über seine wahre Richtung zu täuschen, und wenn es nach dem Willen des vorsichtigen Kronprinzen gegangen wäre, so würde Berlin vielleicht, wie vor der Schlacht bei Groß-Beeren, durch unzeitiges Zurückgehen, blosgestellt sein; aber der scharfsehende General Bülow hielt seine Stellung fest und lieferte, vereinigt mit dem tapferen Tauentzien am 6. September eine der blutigsten Schlachten des Krieges gegen den Marschall bei Dennewitz, in der Nähe von Jüterbogk. Es war ein heißer Tag für die 40,000 Preußen; sie mußten den heftigsten Kampf gegen ein ganzes Heer von 60 bis 70,000 Mann fast einen ganzen Tag lang aushalten, ehe ihnen die Russen und Schweden im langsamen Zuge zu Hülfe kommen konnten; und dennoch hatten sie schon den Sieg errungen, als jene ankamen. Da galt es, gleich den 12,000 Russen bei Kulm, und wie eben diese Bülow'sche Schaar schon bei Groß-Beeren gethan hatte, nicht die Menge und nicht die Wuth der Feinde zu achten und nur den einen Gedanken in der Brust festzuhalten, daß ein jeder von ihnen erst als Leiche daliegen müsse, ehe die Franzosen den Weg zur Hauptstadt betreten dürften. Das haben die tapfern Männer ehrlich gehalten. Beim Ausmarsch am Morgen hatte der General Bülow die Nachricht von Blüchers Siege an der Katzbach und dessen Tagesbefehl vom 1. Sept. erhalten und sogleich seinen Kriegern bekannt gemacht; das feuerte sie noch mehr zu dem muthigen Entschlusse an, es ihren Brüdern in Schlesien gleich zu thun. Wenn sie ein Dorf oder einen Hügel, oder auch nur die Gasse eines Dorfes verloren hatten, so stürzten sie sogleich wieder unerschrocken gegen die andringenden Haufen und achteten ihr Feuer nicht, sondern trieben sie mit ihren Bajonetten im Sturmschritt zurück. Der erbitterte Feind kam in solchen Zorn über ihren Widerstand, daß er sich sogar an den Leichnamen der Gefallenen und an den Verwundeten rächte, wenn es ihm gelang, einen verlornen Platz auf einen Augenblick wieder zu gewinnen. Und wenn er einen Todten fand, der das eiserne Kreuz auf seiner Brust trug, so durchstießen ihn wohl zehn in ihrer Wuth noch mit ihren Bajonetten. Die französischen Anführer selbst strengten die äußersten Kräfte an, den Sieg an sich zu reißen; Ney wagte sich so in's Feuer, daß die Hälfte seines Gefolges getödtet wurde und er nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft entging; Oudinot griff selbst, an der Spitze seiner Haufen, das preußische Fußvolk an; und Reynier blieb lange Zeit wie einer, der den Tod sucht, unter dem Feuer der preußischen Scharfschützen. Aber alles ihr Zürnen und Eifern brach sich an dem eisernen Muthe dieser tapfern Krieger. In blutiger Arbeit und fast übermenschlicher Anstrengung eroberten sie nach einander die Dörfer Nieder-Gersdorf, Rohrbeck, Dennewitz und Gölsdorf, schlugen erst des Feindes rechten Flügel, dann durchbrachen sie seine Mitte, zuletzt brachten sie auch den linken Flügel zum Weichen. Ein großes Glück war es, daß auch der General Borstel, der mit einer Division rückwärts stand, auf den Ruf von Bülow, gegen des Kronprinzen Willen, zur Hülfe herbeieilte und gerade in einem sehr bedenklichen Augenblicke um 4 Uhr Nachmittags auf dem Schlachtfelde eintraf. Das gereicht dem General Borstel zum großen Ruhme. Mit seiner Hülfe wurde das verlorene Dorf Gölsdorf wieder erobert und die Nieder-

lage des linken französischen Flügels vollendet. — Ein Viertheil der Preußen lag todt oder verwundet auf der Wahlstatt, aber hoher Ruhm deckte ihre Wunden und das Vaterland wird ihre Namen in allen Zeiten mit Dankbarkeit nennen. Und als nun am Abende die Vorhut der russischen und schwedischen Truppen auch zur Hülfe herbeikam, und als die ersten Reiter ansprengten und das fliegende Geschütz in den Feind hineindonnerte, da wurde seine Flucht vollkommen. Da war kein Aufhalten mehr; die Reiter ließen die Fliehenden nicht zu Athem kommen. 20,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, 80 Kanonen und viele andere Siegeszeichen gingen am Tage der Schlacht und auf der Flucht bis an die Elbe verloren; und solche Muthlosigkeit war in das französische Heer gekommen, daß ganze Haufen die Waffen von sich warfen und sich auf den Weg nach Frankreich zurückwendeten. Der Marschall Ney selbst schrieb nach der Dennewitzer Schlacht an den Befehlshaber in der Festung Wittenberg: „Er sei nicht mehr Herr seiner Kriegsschaar; sie versage ihm den Gehorsam und habe sich in sich selbst aufgelöst.“ — Der General Bülow aber wurde von seinen Kriegern fortan „der Glückliche“ genannt, und er hat diesen Ehrennamen auch in der Folge bewährt; er verdiente ihn durch den glücklichen Scharfblick, mit welchem er im entscheidenden Augenblicke das Richtige erkannte, und die Kühnheit, mit welcher er das Erkannte zur Ausführung brachte. Von seinem Könige erhielt der Feldherr später den Namen Graf Bülow von Dennewitz.

Nach solchen wiederholten Niederlagen seiner Feldherren konnte Napoleon nicht mehr daran denken, neue Angriffe zu machen: ja, wenn die Stimme der Vernunft und Mäßigung bei ihm Gehör gefunden hätte, so mußte er einsehen, daß er sich nicht einmal mehr lange in Sachsen vertheidigen könne. Aber sein Geist war verdunkelt, von Zorn und Rache ganz erfüllt; und wie ein unglücklicher Spieler in der Verzweiflung sein ganzes Vermögen auf einen Wurf setzt, so wollte Napoleon nun alles gewinnen oder alles verlieren und nicht vom Platze weichen.

Den Monat September hindurch war er fast immer auf dem Wege zwischen Dresden und der Lausitz auf einer, und dem böhmischen Gebirge auf der andern Seite, um entweder dem schlesischen Heere einen Vortheil abzugewinnen, oder das große Heer in Böhmen im Zaume zu halten. — Aber sie hüteten sich beide wohl, am ungünstigen Orte zu streiten, sondern blieben standhaft, wenn er heranzog, in solcher Stellung, daß er keine große Schlacht wagte. Dieses viele Hin- und Herziehen aber, in schlimmer Herbstwitterung, ermüdete seine Soldaten aufs äußerste, so daß sie den Krieg verwünschten, der ihnen früher eine Lust gewesen war.

Fast auf allen Seiten war er eingeschlossen und nur eine schmale Straße über Leipzig war noch zu seiner Verbindung mit Frankreich übrig. Auch sie blieb nicht mehr frei; einzelne kühne Anführer von leichten Streifschaaren beunruhigten unaufhörlich seinen Rücken. Da war der östreichische Oberst Mensdorf, der mehrmals Leipzig berannte; der General Thielmann, der, den sächsischen Dienst verlassend, der deutschen Sache seinen Arm weihete und kühne Streifzüge nach Weißenfels, Lützen, Naumburg und Merseburg unternahm; da war der russische General Czernitscheff, der mit seinen schnellen und verwegenen Kosaken sogar bis Kassel vordrang, den westphälischen König am 28. Sept. aus dem üppigen Wohlleben seiner Hauptstadt verjagte und mit vieler Beute beladen wieder nach der Elbe zurückkehrte.

163. Das Treffen bei Wartenburg, am 3. Oct. 1813.

Doch diese kühnen Neckereien, so rühmlich sie für die verbündeten Waffen zeugten und so schädlich sie auf die Länge den Franzosen wurden, entschieden das Schicksal des Krieges nicht schnell genug. Das arme sächsische Land litt fürchterlich unter der Last der großen Heere. Dem jugendlich rastlosen Greise Blücher wurde die Unentschiedenheit der Dinge zuerst und am meisten zuwider und er beschloß, dem Nordheere, welches schon bei Dessau eine Brücke und mehrere Versuche zum Elbübergang gemacht hatte, das Beispiel zu geben und die Hand zu bieten. Durch eine kühne, unerwartete und sehr schnelle Wendung stand er plötzlich, da man ihn bei Bautzen glaubte, bei Jessen an der Elbe, ließ in der Nacht vom 2. auf den 3. Okt., während in seinem Lager, die Feinde zu täuschen, Musik zum Tanz erscholl, zwei Brücken über die Elbe schlagen, und am andern Morgen zog schon das schlesische Heer auf's linke Ufer hinüber. Es war kühn genug, zwischen zwei feindlichen Festungen Torgau und Wittenberg. — Eben war der französische General Bertrand mit 12,000 Mann in diese Gegend gerückt und hatte eine sehr feste Stellung bei Wartenburg besetzt. Kaum war er hier in Ordnung, so sah er die Preußen, die er nicht erwartete, auf sich losrücken, und eben so unerwartet trafen diese hier eine so starke französische Macht. Aber zögern war nicht in ihrer Art; auf der Stelle griff der tapfere York, der voranzog, des Feindes starke Stellung hinter den Elbdämmen an und es entstand ein sehr blutiges Gefecht. Der Raum zwischen der Elbe und den mehrfachen Dämmen, welche sich in einem Halbkreise, vom Feinde stark besetzt, vor den Augen der Angreifenden ausdehnten, war mit dichtem Weidengestrüppe bedeckt, und in dem sumpfigen Boden sank der Fuß fast bei jedem Schritte tief ein. Es war ein kühnes Wagestück, bei solchen Hindernissen der Natur gerade im Angesicht der feindlichen Feuerschlünde zu stürmen; allein dem Kühnen gelingt auch das Außerordentliche; der überraschte Feind, der seine Stellung für unangreifbar mochte gehalten haben, mußte mit einem Verluste von tausend Gefangenen und dreizehn Kanonen eiligst weichen. Aber auch die Sieger hatten harten Verlust erfahren, besonders litten einige Regimenter schlesischer Landwehr von der Brigade des tapferen General-Majors von Horn, die hier zum ersten Male Gelegenheit fanden, zu beweisen, daß sie im heftigsten Kartätschenfeuer, dicht an den Reihen des Feindes', in kühner Todesverachtung den besten Linientruppen um nichts nachstehen wollten. Der General York war hingerissen von Freude über solche Auszeichnung; „den besten Grenadieren soll man von nun an die Landwehren an die Seite setzen," rief er voll Bewunderung aus, und es war der Tag von Wartenburg der Ehrentag für die Landwehren bei dem schlesischen Heere. Der neugeschaffene, nunmehr vollkommen erprobte Heerestheil hatte sich an diesem Tage in Besitz des Ranges gesetzt, den er in der Kriegsordnung der kommenden Jahrhunderte einnehmen wird.

Auch das zweite Bataillon des Leibregiments, welches zu derselben Brigade von Horn gehörte, hatte sich besonders ausgezeichnet; ohne einen Schuß zu thun, durchwatete es im heftigsten Kugelregen den Morast vor des Feindes Verschanzung und erstürmte diese. Als nun, nach errungenem Siege, das Fußvolk vor dem General York vorüber in's Lager rückte, da sagte er, als jenes Bataillon heran kam: „Ist das das zweite Bataillon vom Leibregiment?" Ja, rief ein Soldat vom rechten Flügel des ersten

Zuges. Da nahm der General den Hut ab, und sein Gefolge mit ihm, und blieb unbedeckt, bis der letzte Zug des Bataillons vorüber war. — Zum Andenken dieses wichtigen Tages, welcher in den ganzen Lauf des Krieges einen raschern Umschwung brachte, gab der König später seinem Generale den Namen York von Wartenburg.

Blücher zog nach Düben und vereinigte sich mit dem Nordheere, das ebenfalls bei Dessau über die Elbe gegangen war. — Zu gleicher Zeit setzte sich das große Heer aus Böhmen in Bewegung, ließ Napoleon in Dresden rechts liegen und zog durch die Pässe des Erzgebirges nach den Ebenen von Sachsen hin zu. Das Hauptquartier desselben war am 5. Oct. zu Marienberg.

164. Die Vorbereitungen zur Leipziger Schlacht.

Nun konnte Napoleon sich nicht länger in Dresden halten. Die großen Heere drohten, sich in seinem Rücken zusammenzuschließen und ihn von Frankreich gänzlich zu trennen. Am 7. Oct. brach er auf und der König von Sachsen folgte ihm. In Dresden selbst blieb ein Heer von 28,000 Mann unter dem Marschall Gouvion St. Cyr zurück, und dieser Umstand beweiset zur Genüge, daß Napoleon die Elbe noch nicht zu verlassen dachte. So groß war noch immer seine Zuversicht auf das alte Kriegsglück, das durchaus sich wieder zu ihm wenden sollte, und so groß war die Geringachtung seiner Feinde, daß er sich freute, sie nun alle zusammen in der großen Ebene um Leipzig zu haben. Da gedachte er noch einmal wie ein Wetterstrahl zwischen ihnen hin und her zu fahren, ihre Blößen auszuspähen, und einen nach dem andern zu schlagen, zu zersprengen, zu vernichten, und im Triumphe nach seinem Lieblingssitze in Dresden zurückzukehren.

Der nächste Schlag sollte dem zudringlichen schlesischen Heere gelten. Wenn Blücher sich überfallen ließ, so mußte er der Uebermacht erliegen; wenn er sich fürchtete und in der Besorgniß für Berlin, das nun fast ohne Schutz zur Seite lag, eilig über die Elbe zurückging, dann kam das große aus Böhmen hervorbrechende Heer in's Gedränge. Napoleon glaubte, trefflich gerechnet zu haben und einen oder den andern Gewinn sicher davon zu tragen; aber wie fand er sich betrogen, als er am 10. Oct. in Düben ankam und nicht den General Blücher, sondern statt seiner die Nachricht fand, derselbe habe sich nicht etwa seitwärts über die Elbe, sondern rückwärts hinter die Saale gezogen, um gleich wieder auf dem Platze zu sein, wenn das große böhmische Heer bei Leipzig ankomme. Da blieb freilich kein anderer Rath übrig, als selbst nach Leipzig zu ziehen und alle Kräfte um diesen Mittelpunkt zu vereinigen. Ehe dieses aber bewerkstelligt und alle seine Schaaren gesammelt werden konnten, brachte Napoleon vier langweilige Tage in Düben, einer kleinen sächsischen Stadt, zu. Das war dem ungestümen Manne die ärgste Pein, daß er den Krieg nicht mehr in seiner Gewalt hatte, sondern abwarten mußte, was die Feinde beschließen würden. In diesen Tagen hat man ihn, der sonst immer eilig und hastig getrieben war, geschäftslos vor einem großen Tische sitzen sehen, mit einem Bogen weißen Papiers vor sich, auf welchen er, in Gedanken versunken, große Frakturbuchstaben malte. Auch wurde es ihm immer mehr fühlbar, daß viele der Führer seines Heeres, des unaufhörlichen Kriegslebens müde und nach dem Genusse der Ruhe auf ihren Gütern in Frankreich verlangend, zum Theil auch durch die Strapazen in den Feldlagern aufgerieben, sich

nach dem Frieden sehnten und nicht mehr mit der alten Spannkraft und Willensergebenheit seine Befehle vollführten.

Leipzig war durch die unaufhörlichen Durchzüge und die in der Nähe herumschweifenden Freischaaren, die keine Lebensmittel hinzuließen, bereits sehr ausgesogen; da traf am 29. Sept. die Marmont'sche Heeresabtheilung vor der Stadt ein, und nun begannen die Verheerungen der Umgegend in noch höherem Maaße. Die Viehheerden, welche diese Haufen auf ihrem Wege von Meißen her den Landleuten geraubt hatten, trieben sie auf die Kohlfelder um Leipzig und warfen ihnen die unausgedroschenen Garben aus den Scheunen vor. Die Dörfer waren in wenigen Nächten wüsten Stätten gleich, die Häuser erbrochen, Schränke und Kisten geplündert, die Thüren und das Hausgeräth zu Wachtfeuern verbraucht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten in die Stadt oder in die Wälder, nur wenige blieben zurück, ihre leeren Häuser vielleicht vor dem gänzlichen Untergange zu retten. — Diese Verwüstungen wurden um so ärger, je mehr Schaaren des großen französischen Heeres sich um Leipzig versammelten.

Am 12. und 13. Oct. langte auch der Marschall Augereau von Naumburg her an, welcher 15,000 alte Krieger, besonders Reiter aus Spanien, herbeiführte. Auf diesen Heerhaufen setzte Napoleon noch eine große Hoffnung, und am 14. Oct. um Mittag traf er selbst in Leipzig ein. Der größte Theil seines Heeres war bei Wachau, anderthalb Stunden südöstlich von Leipzig, gelagert und erwartete hier den Fürsten von Schwarzenberg mit der Hauptmacht, der auch nicht lange auf sich warten ließ. Schon waren seine Reiter zur Stelle und ließen den Franzosen an eben diesem Tage bei Liebertwolkwitz ihre Gegenwart fühlen. Der König Murat hatte sich an die Spitze von sechs alten Regimentern gesetzt, die aus Spanien gekommen waren, und wollte den Verbündeten noch einmal die alte Tapferkeit der französischen Reiterei zeigen. Aber er traf auf eben so tapfere Reiter, die wohl noch fester in ihren Sätteln saßen. Die preußischen, östreichischen und russischen Geschwader setzten seinen Schaaren so hart zu, daß nach drei heftigen Stürmen sein ganzes Reiterthum weichen mußte und er selbst in die größte Gefahr gerieth; denn wenig fehlte, so wäre er selbst gefangen worden. Nur von einem Diener begleitet war er etwas von den Seinigen zurückgeblieben, und ein preußischer Dragoner-Offizier, der ihn wild verfolgte, rief ihm schon zu: „Halt, König, halt!" Aber des Königs Begleiter, auf den jener in seinem Eifer nicht achtete, stieß ihm seinen Degen durch den Leib, daß er entseelt vom Pferde sank; so wurde Murat gerettet.

Das französische Heer bestand damals, nach einer aufgefangenen Liste, noch aus 200,000 Mann von 350,000; die Uebrigen hatte der Krieg bis dahin schon weggerafft. Diese stellte Napoleon am 15. Oct. rund um die Stadt herum auf, denn eine Schlacht war nun unvermeidlich. Es war noch immer ein starkes und ausgesuchtes Heer; die Feigsten unter ihnen waren schon in den vorigen Monaten zurückgegangen, die Schwächlichen hatten die Mühseligkeiten der Tagemärsche, die Kälte der Nächte, Regen und Wind und Hunger, und die Krankheiten fortgerafft. Es war ein starker Kern übrig geblieben, der keine Gefahr scheute und der jetzt, von erbitterten Feinden überall angegriffen, wohl wußte, daß nur in der entschlossensten Tapferkeit Rettung zu finden sei. Dabei war ihre Zuversicht auf ihren Herrn und Meister noch immer so groß, daß sie, wo sie in

großen Haufen versammelt waren und ihn nur unter sich wußten, auf einen gewissen Sieg hofften; denn in der Vereinigung hat sich dieses Volk immer für unüberwindlich gehalten. Wer ihre Schaaren, in unabsehbaren Zügen, Reihe an Reihe, in diesen Tagen durch Leipzig und daran vorüberziehen sah, noch alle mit guten Waffen versehen, der mochte wohl zittern für Deutschlands Befreiung. Und wahrlich, die tapfern Heere der Deutschen und Russen haben viel Blut und manches junge, blühende Leben opfern müssen, ehe sie das große Ziel erreichten.

Napoleon suchte sein Heer durch mancherlei Künste des Ehrgeizes noch mehr zu entflammen; denn der Ehrgeiz mußte bei diesen Kriegern ersetzen, was ihnen an tugendhafter, frommer Begeisterung fehlte. Er ernannte neue Anführer, nahm Beförderungen vor, theilte Orden und Ehrenzeichen aus und gab mehreren Regimentern, die noch kleine Feldzeichen hatten, die Adler. Das war eine große kriegerische Feierlichkeit im französischen Heere und stets der Vorbote großer Begebenheiten. Solche Regimenter waren zu den gefährlichsten Unternehmungen bestimmt, damit sie sich sogleich der Kriegszeichen würdig bewiesen.

Dagegen redete an diesem selben Tage der Fürst Schwarzenberg, Oberfeldherr der verbündeten Heere, so zu seinen Kriegern:

„Der wichtige Augenblick des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt; bereitet euch zum Streite! Das Band, das mächtige Nationen zu einem großen Zwecke vereinigt, wird auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft. Russen! Preußen! Oestreicher! Ihr kämpft für eine Sache! kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit eurer Söhne, für die Unsterblichkeit eurer Namen."

„Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen, männlichen Rufe eröffnet den heiligen Kampf! Bleibet ihm treu in der entscheidenden Stunde und der Sieg ist Euer!"

165. Die Völkerschlacht bei Leipzig, am 16., 18. und 19. Oct. 1813.

Das französische Heer war so um Leipzig gelagert, daß es die Stadt auf allen Seiten, von Paunsdorf bis Probstheida, in der Entfernung von anderthalb Stunden vertheidigte; nur bei Lindenau, an der Abendseite, von wo Napoleon keinen Hauptangriff erwartete, stand der General Bertrand mit dem vierten Heerhaufen nur eine kleine halbe Stunde von der Stadt.

In der Nacht ließ der Fürst Schwarzenberg drei große weiße Raketen gegen den dunkeln Himmel aufsteigen, um dem schlesischen Heere an der andern Seite von Leipzig das verabredete Zeichen zu geben; und siehe, bald darauf leuchten gegenüber im Norden vier rothe Raketen als Antwort empor, und die Herzen freuten sich der brüderlichen Zeichen.

Der 16. October.

Es war ein düsterer, neblichter Tagesanbruch des 16. Octobers; aber als nun bald nach 9 Uhr, auf das Zeichen von drei Kanonenschüssen, der Donner des Geschützes sich erhob und das Feuer gegen den Himmel blitzte, da theilten sich die Wolken; der Himmel wurde heiter und die Sonne beschien den ganzen Tag hindurch das blutige Schlachtfeld. So schrecklich war aber das Geschützesfeuer, daß die Erde davon im wörtlichen Sinne

erbebte und daß die ältesten Krieger versicherten, ein solch entsetzliches Krachen der Schlacht noch niemals gehört zu haben. Es waren von Seiten der Franzosen in diesen Tagen zusammen wohl 600 Kanonen in ihrer grausigen Arbeit, und von den Verbündeten gewiß 800 bis 1000. In Leipzig, welches in dem Mittelpunkte solcher Zerstörung lag, hörte man das Toben der großen Heere gegen einander, und von seinen Thürmen herab sah man das Feuer und den Rauch auf allen Seiten, aber an dem ersten Tage noch nicht die Reihen der Schlachtordnungen selbst in der Nähe.

Auf drei Seiten war hauptsächlich der Kampf. Der größte im Südosten der Stadt, bei Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz, wo das große verbündete Heer kämpfte; dann im Westen, bei Lindenau, zwischen Bertrand und dem östreichischen General Giulay, und drittens in Nordwesten, nach Möckern und Lindenthal zu, zwischen Blücher und dem Marschall Marmont. Dieses war eine Schlacht für sich und wird die Schlacht bei Möckern genannt.

Fürst Schwarzenberg hatte auf seiner äußersten linken Seite, jenseits der Pleiße, den General Meerveldt gestellt, der den rechten französischen Flügel in der Flanke angreifen sollte; hier stand der Fürst Poniatowsky mit seinen Polen, die noch einmal mit großer Tapferkeit für Napoleon kämpften. Die Mitte der großen Schlachtordnung hatten die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist; den rechten Flügel die Oestreicher unter Klenau; und alle diese Heeresabtheilungen rückten am Morgen zum Angriff vor. Der General Kleist nahm links Markkleeberg weg, der Prinz Eugen von Würtemberg drang im Mittelpunkte mit den Russen und Preußen in Wachau ein, die Oestreicher unter Klenau besetzten rechts den Kolmberg oder die sog. Schwedenschanze bei Liebertwolkwitz, eine Höhe, welche die umliegende Gegend beherrschte. Die ganze französische Schlachtreihe wich zurück und Napoleon selbst mit den Garden kam so nahe an das feindliche Feuer, daß mehrere aus seinem Gefolge durch Kanonenkugeln getödtet wurden. Aber so, nach einem einzigen Sturme, den Sieg gewonnen zu geben, war nicht in Napoleon's Weise. Still in das Schlachtgetümmel hineinschauend hatte er in seinem Mittelpunkte, rechts und links hinter Wachau, zwei starke Angriffshaufen aus dem Kerne seines Fußvolkes, seiner Reiterei und seines Geschützes gebildet, und als es ihm nun die rechte Zeit dünkte, bald gegen Mittag, ließ er diese gewaltigen Schlachtkeile hervorbrechen. Sein scharfes Auge hatte den Fehler bemerkt, den der Oberfeldherr Fürst Schwarzenberg gemacht, nämlich einen großen Theil des Heeres, 35,000 Mann, unter General Meerveldt an das linke Ufer der Pleiße zu stellen, in deren sumpfigen Niederungen sie sich nicht entwickeln und ihre Artillerie nicht vorbringen konnten, so daß sie den ganzen Tag von 7000 Polen unter dem Fürsten Poniatowsky beschäftigt wurden und außer Verbindung mit dem großen Heere blieben. Außerdem kämpfte Giulay mit 17,000 Mann noch weiter links gegen Lindenau, und nur mit 84,000 Mann konnte der Hauptkampf gegen Napoleon auf dem rechten Ufer der Pleiße geführt werden, Napoleon aber stellte ihnen 110,000 im festen Zusammenhange entgegen. Daher sein Plan, durch zwei starke Colonnen und 150 bei Wachau gesammelte Kanonen die Mitte der Feinde zu durchbrechen. Der Angriff, durch ihn geordnet, unter seinen Augen, war so stürmisch, daß die Verbündeten Wachau verlassen und sich in die Linie zurückziehen mußten, von wo sie am Morgen den Angriff begonnen

hatten. Der Verlust der Verbündeten bei Wachau war so stark, daß der Prinz von Würtemberg von seinen 9000 Preußen und Russen am Abend nur noch 3360 Mann übrig hatte. Die Franzosen gewannen sogar mehrere Anhöhen jenseits der Dörfer, erstürmten die Schäferei Auenhain, drangen gegen das Dorf Güldengossa vor und eroberten auf dem äußersten rechten Flügel der Verbündeten den wichtigen Kolmberg bei Holzhausen. Der Sieg schien sich entschieden auf Napoleons Seite zu neigen; schon war der rechte, wie der linke Flügel des Bundesheeres fast von der Mitte der Schlachtordnung abgerissen, und Napoleon sendete 3 Uhr Nachmittags eine Siegesbotschaft an den König von Sachsen und ließ in Leipzig alle Glocken läuten. Das war ein trauriger Klang für die deutschen Herzen derer in der Stadt! — Bald aber wurden sie wieder aufgerichtet; denn der Kanonendonner schwieg nicht etwa, oder entfernte sich weiter von der Stadt, sondern er wüthete mit gleicher Heftigkeit fort und kam an manchen Stellen sogar wieder näher. Mit dieser glücklichen Wendung verhielt es sich also:

Von dem Kirchthurme zu Gautsch, von welchem man das ganze Schlachtfeld überschaute, nahmen die dort aufgestellten Offiziere des Fürsten Schwarzenberg schnell die Gefahr der Ihrigen wahr und meldeten sie dem Feldherrn; zugleich erschien bei ihm der vom Kaiser Alexander gesendete Oberst von Wolzogen, um schnelle Verstärkungen zu fordern. Da erkannte er, daß der Augenblick entscheidender That gekommen sei. Hier, wo alle Heere versammelt waren, wo das erzürnte Europa vereinigt seinem Feinde im Angesicht stand, durfte diesem auch nicht der mindeste Vortheil gestattet werden. Auf des Feldherrn Wort bricht der starke östreichische Rückhalt unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg von seinem Orte auf; die Kürassiere von Albert und von Lothringen, von Franz, Ferdinand und Sommariva, dringen auf mühsamen Wegen über die Pleiße heran und werfen sich auf den einen französischen Schlachthaufen, der rechts von Wachau vorgedrungen war. Sie treiben ihn stürmend zurück, und die Verbindung des linken Flügels mit dem Mittelpunkte ist hergestellt. Der tapfere Kleist, der mit seinen Preußen unter den heftigsten Kämpfen Markkleeberg gegen alle Angriffe behauptet hat, kann gegen 5 Uhr durch östreichische Kampfesbrüder abgelöst werden, um nach so blutiger Arbeit wieder Athem zu schöpfen.

Auf der andern Seite war indeß der linke Schlachtkeil Napoleons, den stürmischen Murat an seiner Spitze, schon bis Güldengossa gekommen und suchte mit Gewalt dieses wichtigen Dorfes Meister zu werden. Wenn es gelang, so war das Bundesheer dennoch zerrissen und sein Mitteltreffen in das sumpfige Thal der Gösel gesprengt. Und schon sind die feindlichen Haufen bis in die Mitte des Dorfes gekommen; schon hat daneben ein gewaltiger Reitersturm der französischen Kürassiere eine Batterie von sechsundzwanzig Stücken überwältigt und die Bedeckung niedergehauen; nur noch einige hundert Schritte sind die Reiter von dem Hügel entfernt, auf welchem die Monarchen von Rußland und Preußen die Schlacht überblicken, der sumpfige Teich bei Güldengossa liegt nur dazwischen; — da giebt der Kaiser Alexander seinen donischen Leibgardekosaken, unter dem Grafen Orlow-Denisow, die seine Begleitung in den Schlachten ausmachen, den Befehl zum Angriffe. Mit lautem freudigen Schlachtrufe sprengen sie mit den Lanzen gegen die geharnischten Reiter daher, rasselnd treffen die Geschwader auf einander; aber der Feind hält den mächtigen Stoß nicht aus, da auch die schnelle leichte Artillerie der Russen mit Kartätschen drein feuert

und preußische und russische Kavallerie in seine Flanken fällt. Seine Haufen werden gebrochen, die verlorenen Geschütze bis auf zwei wieder erobert. Dem Anführer des französischen Angriffs, Latour-Maubourg, dem besten Reiterführer in Napoleons Heere, wird bei diesem Sturme ein Schenkel zerschmettert. — Die Gefahr war überstanden, der Feind hatte die errungenen Vortheile wieder verloren. Indeß war es 5 Uhr Nachmittags geworden und der Tag neigte sich. Da setzte der eifrige Murat noch einmal mit dem Fußvolke zum Sturme gegen Güldengossa an; noch einmal erbebte die Erde von dem Donner des Geschützes, so daß die in den gewölbten Kellern des Ritterguts in Güldengossa verborgenen Einwohner glaubten, von dem entsetzlichen Krachen müsse der Boden unter ihren Füßen zerreißen; aber der tapfere Prinz Eugen von Würtemberg mit seinen russischen Grenadieren, und die Preußen unter Pirch und Jagow, schlugen den Angriff heldenmüthig zurück. Es war das letzte Aufbrausen der Schlacht auf dieser Seite des Schlachtfeldes. Zu derselben Zeit hatten auch die Oestreicher nach hartem Streite die Schäferei Auenhain wieder erobert; die Nacht brach herein und machte dem Kampfe ein Ende.

Nach zehnstündiger, blutiger Arbeit standen die Heere auf dieser Seite fast, wie bei Anbruch des Tages, nur behielten die Franzosen auf ihrem linken Flügel die Schwedenschanze in ihrer Gewalt, dagegen blieben die Preußen und Oestreicher auf der andern Seite im Besitz der Hälfte des Dorfes Markkleeberg.

Der Schlachtplan der Verbündeten war auf großen Gewinn angelegt gewesen; der wurde freilich nicht erlangt, und in sofern hatte Napoleon Vortheil genug von dem blutigen Tage. Es war die Absicht gewesen, ihn von dem Rückzuge nach der Saale abzuschneiden; eine östreichische Abtheilung war nach Weißenfels vorgeschickt; General Giulay sollte Lindenau erobern; General Meerveldt mit dem linken Flügel an der Pleiße hinab gegen Leipzig vordringen und dem Giulay'schen Corps die Hand reichen. Wenn das Alles gelang, und wenn zugleich Blücher von Nordwesten bis Leipzig vorrückte, so war das französische Heer abgeschnitten und verloren. Aber Giulay focht den ganzen Tag vergeblich gegen Bertrand in Lindenau; der stark verschanzte Ort wurde einen Augenblick erobert, aber von den Franzosen bald wieder gewonnen, und die Oestreicher mußten sich zurückziehen. Dem General Meerveldt ging es noch schlimmer. Er machte viele Versuche, um über die Pleiße vorzudringen und die Polen aus Dölitz, Lösnig und Connewitz zu vertreiben; aber theils der sumpfige Boden, theils die hartnäckige Gegenwehr der Feinde, vereitelten sein Vorhaben; und als er endlich 5 Uhr Abends mit einem Haufen dennoch in Dölitz eingedrungen war, langte in demselben Augenblicke ein Theil der Garde hier an, welche Napoleon den Polen zu Hülfe schickte. Die eingedrungenen Oestreicher wurden von allen Seiten angegriffen, dem tapfern Anführer sein Pferd unter dem Leibe erschossen, er selbst, als er stürzte, gefangen genommen. Das war für Napoleon ein glücklicher Zufall; er beschloß, den General Meerveldt am folgenden Tage zum Vermittler bei dem Kaiser Franz zu gebrauchen, ob er ihn etwa von den übrigen Verbündeten trennen könne.

Aber was auch Napoleon durch das Gefecht bei Lindenau und die Gefangennehmung Meerveldt's mochte gewonnen haben, das hatte er an eben diesem Tage dreifach bei Möckern gegen Blücher verloren. Gerade als er seinen Sieg zu früh in Leipzig verkündigte, als die Glocken läuteten

und das Herz der Seinigen sich an dem trügerischen Klange ergötzte, fuhr Blücher mit einem harten Streiche durch seine voreilige Rechnung. So geschwind hatte er den alten Helden nicht auf diesen Feldern erwartet, obwohl er ihn sonst schon rasch und immer schlagfertig erprobt hatte; nun war er bald nach Mittag, als Napoleon eben bei Wachau dem Siege am nächsten war, zur Stelle und ließ den Marschall Marmont mit aller Macht in Möckern durch York, und in Groß- und Klein-Wiederitzsch durch Langeron angreifen. Die Orte waren weit aus einander, und Sacken, mit dem dritten Heerhaufen, mußte sich als Reserve zwischen Beide stellen, daß er zur Hülfe für Beide bereit stand.

Eine große Erinnerung bezeichnete diese Felder, es waren dieselben, auf welchen einst Gustav Adolph den harten Tilly, den Zerstörer Magdeburgs, schlug.

Den härtesten Kampf hatten die Preußen in und bei Möckern. Hier hatte der Marschall seine beste Kraft vereinigt und funfzig Stück Geschütz aufgepflanzt, die in den preußischen Reihen furchtbar wütheten. Dreimal schon war das Dorf im Sturm genommen worden und dreimal wieder verloren. Eine große Anzahl trefflicher Männer, besonders von den Anführern, waren schon gefallen und hatten die Erde mit ihrem Heldenblute gefärbt; es war der blutigste Tag des Krieges für die tapfere Yorksche Heerschaar. Aber sie wankte nicht. Immer von neuem drangen die Haufen gegen das brennende Dorf und gegen die Massen der Feinde neben demselben; sie achteten nicht des Todes, der ihnen aus den feindlichen Feuerschlünden entgegenblickte und der zugleich seine schon gehaltene blutige Ernte vor ihren Augen ausbreitete. Aber ihre Zahl schmolz furchtbar zusammen und es war nur noch der letzte Rückhalt, die Brigade des Generals Horn, vorhanden. Feldherr Blücher sandte in dem bedenklichen Augenblicke an den General Sacken Befehl, zur Hülfe nach Möckern herbeizurücken; allein es war ein weiter Weg von seinem Orte bis dahin und das Gefecht war so hart an einander, daß York wohl sah, er müsse es mit eigenen Kräften zu einem glücklichen Ende führen, noch ehe die Freunde heran seien. Daher eilte einer seiner Adjutanten zum General Horn, der in der freien Ebene stand, und meldete ihm den Augenblick dringender Gefahr. „Nun,“ sprach der tapfere Horn, „so wollen wir einmal ein Hurrah machen!“ Und mit lautem Hurrah, im beständigen Laufe, ließ er sein Fußvolk auf die feindliche Infanterie und ihre Batterien links vom Dorfe mit dem Bajonette eindringen. Zu gleicher Zeit kamen die brandenburgschen und mecklenburgschen Husaren um das Dorf herum, den Batterien in den Rücken. Ehe sie dreimal feuern konnten, waren die Kanonen genommen und die feindlichen Reihen wichen bestürzt zurück. Ihre Bestürzung war durch das Auffliegen mehrerer Pulverwagen in ihrer Mitte vermehrt worden, welche von den Preußen in Brand geschossen waren. Die letzteren stießen in ihrem Vordringen auch auf Napoleons Garde-Mariniers, auf welche er großes Vertrauen gesetzt hatte. Allein auch sie vermochten dem ungestümen Angriff nicht zu widerstehen, und zu ihrem Verderben kamen in diesem entscheidenden Augenblicke die lithauischen Dragoner von hinten, stürzten sich in die Vierecke hinein und hieben und ritten nieder, was ihnen im Wege war. Jene Garde-Bataillone sind an dieser Stelle vernichtet worden. Nun war nichts mehr, was die vordringenden Reihen aufhalten konnte; sie blieben in ihrem Siegeszuge, bis die Franzosen über die Partha geworfen waren;

und als die Russen unter Sacken in der Dämmerung eilig herankamen, hatte die tapfere Preußenschaar den Sieg schon errungen und dem Feinde an funfzig Kanonen und mehrere andere Siegeszeichen nebst 2000 Gefangenen abgewonnen. — Auch Langeron hatte mit seinen Russen indeß tapfer um Groß- und Klein-Wiederitzsch gekämpft und die Dörfer nebst dreizehn Kanonen im Sturme erobert. Marmont fand sich am Abende mit seinem sehr hart geschlagenen Heerhaufen bis dicht an Leipzig hinangedrängt. Aber das 60,000 Mann starke schlesische Heer, und besonders der tapfere York'sche Heerestheil, waren sehr zusammengeschmolzen; es hatte 7000 Mann an Todten und Verwundeten verloren.

Jetzt ruhte rings umher der Donner der Schlacht und die furchtbaren Feuerschlünde kühlten sich schweigend ab. Statt ihrer loderten tausend große und kleine Feuer im weiten Kreise um Leipzig durch die schwarze Nacht empor. Acht Dörfer und Städtchen schlugen in Flammen zum Himmel auf: Eutritzsch, Lindenau, Markkleeberg, Dölitz, Liebertwolkwitz, Seifertshain, Gröbern und Wachau; dazwischen brannten die unzähligen Wachtfeuer der großen Heere, die auf dem engen Raume weniger Stunden zusammengedrängt waren. Viele Tausende schliefen auf diesen Feldern den festen Todesschlaf, viele Tausende kämpften mit herben Schmerzen und erflehten sich den Tod als eine Gnade statt ihrer Martern; — das war das Werk des Einen, an dessen eisernem Gemüthe der Jammer der Menschheit ungehört vorüberzog und der auch jetzt entschlossen war, noch kein Ende des Mordens zu machen.

Zwar versuchte Napoleon an dem folgenden Tage von neuem die Künste der List, um die Verbündeten zu trennen, oder einen Stillstand der Waffen zu erhalten, der ihn aus seiner schlimmen Stellung befreite. Aber was er auch durch den Grafen Meerveldt, den er an den Kaiser Franz abschickte, vorbringen ließ, es fand keinen Eingang, denn man kannte seinen starren Sinn wohl, der nur Zeit gewinnen wollte. Wenn es ihm wirklich um Schonung des Menschenblutes zu thun war, wie er sagte, so durfte er nur jetzt, am 17., auf dem Wege abziehen, den er zwei Tage nachher betrat, nachdem er von seinem Heere noch 50,000 Mann unnütz geopfert hatte. Er hatte nun doch durch die Schlacht am 16. genugsam erkannt, daß er das tapfere, große Bundesheer nicht schlagen werde. Er selbst hatte keine Verstärkung mehr zu erwarten; was er besaß, war in den Kreis mit ihm zusammengedrängt, in welchem er stand. Die Verbündeten dagegen hatten noch viele Hülfe im Rückhalt. Von Mitternacht her zog der Kronprinz von Schweden heran und trieb den General Reynier mit seinem kleinen Haufen, größtentheils aus Sachsen bestehend, vor sich her; von Morgen aber kam Bennigsen mit einem neuen Russenheere, und von Mittag Kolloredo mit einer östreichischen Abtheilung; es waren zusammen mindestens 100,000 Mann frischer Truppen. Dennoch konnte sich Napoleons Trotz nicht entschließen, vom Platze zu weichen, so lange noch ein Fünkchen Hoffnung für ihn übrig war. Und hätte er noch dabei die Raschheit des Entschlusses gezeigt, wodurch er sonst oft gesiegt hatte! An diesem Tage, den 17., mußte er angreifen, er, der alle seine Kräfte versammelt hatte, gegen die Feinde, die ihre Verstärkungen erst am Abende, oder am Morgen des 18. erhalten konnten. Statt dessen brachte er den Tag mit vergeblichen Unterhandlungen hin. Dazu verführte ihn sein Glaube an die alte Kraft seiner listigen Rede, womit er früher größere Siege erfochten hatte, als mit dem Schwerte.

Der 18. October.

Bennigsen und Kolloredo waren am 17. Oct. Abends bei dem großen Heere angekommen; der Kronprinz von Schweden traf zur selben Zeit zu Breitenfeld, anderthalb Stunden nördlich von Leipzig, ein. Das große Netz konnte nun überall von Mitternacht, Morgen und Mittag noch enger zusammengezogen werden, nur nach der Abendseite über Lindenau blieb den Franzosen ein Ausweg nach den Ufern der Saale und von dannen an den Rhein.

Der große Tag brach an, da der angemaaßte Siegeskranz des Eroberers, der nun schon manches Blatt verloren hatte, von seinem Haupte gerissen werden sollte; es war der Jahrestag seines Aufbruchs von Moskau. Europa stand zum Kampfe gegen einander. Von da, wo seine Grenzen das ferne Asien und wo sie den atlantischen Ocean, wo sie das mittelländische und das Eismeer berühren, waren die Krieger hier um Leipzig versammelt und kämpften eine große Völkerschlacht.

Von drei Seiten sollte der Angriff auf den starken Halbkreis geschehen, den Napoleon um Leipzig gezogen hatte. Von Mitternacht durch den Kronprinzen von Schweden und das schlesische Heer; von Morgen her durch Bennigsen, der außer seinen Russen auch die Oestreicher unter Klenau und eine preußische Abtheilung unter Ziethen befehligte; von der Mittagsseite aber mußte der Hauptangriff kommen, weil hier noch immer Napoleons Stärke war. Der Oberfeldherr theilte sein Heer daselbst in zwei große Haufen; der erste waren die Russen und Preußen unter Wittgenstein und Kleist, die den französischen Mittelpunkt angreifen sollten; der zweite aber, der Kern des östreichischen Heeres unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg, sollte den Fürsten Poniatowsky, der sich so hartnäckig an der Pleiße behauptet hatte, von dort verdrängen und nach Leipzig zurückwerfen.

Napoleon dagegen hatte seinen Halbkreis viel enger zusammengezogen, damit er mehr Festigkeit in sich haben möchte. Seine Schaaren hatten Wachau und Liebertwolkwitz, um welche am 16. so blutig gestritten war, verlassen und den Mittelpunkt ihrer Stellung in Probstheyda genommen; er selbst aber hielt mit seinen Garden zwischen diesem Orte und dem rechten Flügel an der Pleiße. Sein Standort war auf einem Hügel bei einer durchlöcherten, halbzerstörten Windmühle, einem treuen Abbilde seines, nun zertrümmerten, früher von günstigen Winden getriebenen Glückes. Da fing er den großen Tag an und endigte ihn.

Mit dem Schlage 8 Uhr eröffnete sich der Kampf. An der Pleiße hinab drang der Erbprinz von Hessen-Homburg gegen Dölitz und griff das Dorf im Sturme an. Die Polen und Franzosen unter Poniatowsky wehrten sich wie Verzweifelte und es war ein harter, blutiger Streit um dieses Dorf. Mehr als einmal wurden die Oestreicher zurückgeschlagen. Der Heerführer des Angriffshaufens selbst, der tapfere Erbprinz, empfing zwei Wunden, und Kolloredo mußte für ihn den Oberbefehl übernehmen; er und Bianki führten es endlich glücklich hinaus, eroberten Dölitz und Dösen und die Höhen jenseits, und behaupteten sie, trotz Oudinot und der Garden, die den Polen zu Hülfe kamen, den ganzen Tag hindurch.

Rechts von ihnen waren auch die Russen und Preußen tapfer vorgedrungen, trieben die Franzosen immer fechtend vor sich her und standen nach Mittag vor Napoleons Mittelpunkte, Probstheyda. Da war heute der

härteste Kampf, weil auf der Erhaltung dieses Dorfes die Rettung des französischen Heeres beruhte. Daher hatte Napoleon in und hinter demselben eine große Menge von Kriegshaufen und Kanonen aufgestellt und viele Schanzen errichtet, und er selbst stand mit seinen Garden so, daß er jeden Augenblick Hülfe leisten konnte. Die Gärten des Dorfes waren meistens mit Lehmmauern umgeben; diese gebrauchten die Franzosen als Schanzen, machten Schießlöcher hinein und stellten sich dahinter; ja sie hatten fast jedes Haus zu einer Festung gemacht. Mit der ungestümsten Tapferkeit drangen die preußischen Abtheilungen unter Prinz August und Pirch um 2 Uhr Nachmittags in das Dorf ein; aber sie konnten es nicht behaupten. Immer neue und neue Schaaren trieb Murat, der hier befehligte, gegen sie daher, und die Kartätschen schmetterten von allen Seiten in ihre Reihen. Vor dem Dorfe ordneten sie sich sogleich wieder und stürmten unerschrocken von neuem; aber mit demselben Erfolge. Auch russische Haufen rückten heran und versuchten die blutige Arbeit; aber sie vermochten eben so wenig des Dorfes Meister zu werden. So entsetzlich war hier das Blutbad, daß die Kämpfenden zuletzt nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Da liegt mancher tapfere Jüngling erschlagen und hat mit seinem jungen, frischen Leben unsere Freiheit bezahlt; mit Recht hat man daher zum Andenken des großen Tages an dieser Stätte, bei Probstheyda, nachher ein Kreuz aufgerichtet. — Die drei verbündeten Herrscher hielten selbst auf einer Anhöhe in der Nähe und sahen die übermenschlichen Anstrengungen der Ihrigen. Um ½5 Uhr befahlen sie das Stürmen aufzugeben und der tapferen Krieger zu schonen; denn der Sieg war schon an mehreren Orten vollkommen entschieden, und schon seit 10 Uhr Morgens hatte Napoleon dem General Bertrand Befehl gegeben, mit seinen Truppen von Lindenau nach der Saale zu ziehen, und hatte Lindenau mit zwei Divisionen der jungen Garde unter Mortier besetzt. Das war ein sicheres Zeichen, daß er den Rückzug des ganzen Heeres beschlossen hatte.

Dieses alles geschah auf der Mittagsseite des Schlachtfeldes. Von der Morgenseite griffen die Generale Klenau und Ziethen, unter Bennigsen's Oberbefehl, den Marschall Macdonald an, der diesen Theil der französischen Stellung vertheidigen sollte. Der Marschall behauptete sich sehr tapfer, besonders in Holzhausen, welches mehrmals erstürmt und wieder verloren wurde. Dennoch eroberten die Oestreicher, von Russen unterstützt, gegen 2 Uhr Nachmittags dieses Dorf, die Preußen aber Zuckelhausen, und Macdonald zog sich nach Stötteritz zurück, welches nahe bei Probstheyda liegt. Um diese beiden Orte drängte sich der übrig gebliebene Kern des französischen Mittelpunktes zusammen und behauptete sich bis in die Nacht.

Der linke Flügel aber unter Ney litt an diesem Tage die härteste Niederlage. Ney sollte den ganzen Strich Landes von Macdonald an bis an die Partha beschützen; da kamen aber das Nordheer und Blücher gegen ihn und ließen ihm nicht Rast noch Ruhe, bis er ganz nahe an Leipzig hinangedrängt war. — Früh Morgens nämlich hatte der Feldmarschall Blücher mit dem Kronprinzen von Schweden eine Unterredung zu Breitenfeld, wie sie den entscheidenden Kampf am besten ordneten. Der Kronprinz, der seine Schweden gern schonen wollte, verlangte, daß ihm von dem schlesischen Heere 30,000 Mann an diesem Tage geliehen würden, wenn er über die Partha gehen und den Marschall Ney herzhaft angreifen sollte. „Wohl,“ sprach der alte Held, „aber ich will sie selbst anführen, denn es ist die

größere Hälfte meines Heeres, das bei Möckern so eben den blutigen Strauß bestanden hat." Das war edel von dem Greise und recht deutsch gedacht, daß er sich selbst unter den Befehl des viel jüngeren Mannes stellte für das Gelingen der Sache. Und sogleich legte er auch Hand an das Werk. Der Kronprinz wollte das ganze, nun vereinigte, Heer von 100,000 Mann auf einem weiten Umwege bei Taucha über die Partha setzen lassen, um an den Feind zu kommen. Blücher aber berechnete, daß der Uebergang von so viel Tausenden über eine Brücke bis in die Nacht dauern und der kostbare Tag verloren sein würde. Da faßte er rasch seinen Entschluß und ging mit den unverzagten Russen unter Langeron gleich bei Mockau, viel näher bei Leipzig, durch's Wasser, obwohl das Fußvolk bis an den Gürtel hineinsank, und meldete dann dem Kronprinzen, er sei schon hinüber und warte seiner weitern Befehle. Die Franzosen unter Marmont zogen sich eilig gegen Schönefeld zurück, und als sie von den Reitern verfolgt wurden, traten das sächsische Husaren= und das Uhlanen=Regiment zu diesen über. Das war das erste Wahrzeichen an diesem Tage, daß nun die deutsche Sache in den Gemüthern jede andere Stimme besiege. Auch das Nordheer traf auf den Portitzer Höhen einige sächsische und würtembergische Haufen, welche den heranrückenden Brüdern mit freudigem Zuruf entgegen gingen und die Hand zum neuen Bunde reichten. Am Nachmittage nämlich drang das Nordheer von Taucha her weiter vor und füllte den Raum zwischen Blücher rechts und Bennigsen links, so daß der Ring von dieser Seite geschlossen war. Er zog sich immer enger und blutiger um die Franzosen zusammen. Langeron mit den Russen bestürmte Schönefeld, welches dicht an der Partha liegt und von Marmont hartnäckig vertheidigt wurde. Vier Stunden währte der Kampf und immer neue Haufen traten von beiden Seiten auf den Platz, endlich, zwischen 5 und 6 Uhr Abends, als schon Dorf und Kirche brannten, verließen es die Franzosen und zogen sich nach Reudnitz und Volkmarsdorf, hart an den Thoren von Leipzig, zurück. — Ney und Reynier, die das freie Feld über Paunsdorf hinaus behaupten sollten, wurden am Nachmittage von dem Nordheere angegriffen und durch die Preußen unter Bülow aus Paunsdorf hinausgeschlagen. Und als sie sich noch im freien Felde behaupten wollten, da machte sich die treffliche Reiterei der Russen und Preußen, die an diesem Tage sonst wenig thun konnte, da fast nur in den Dörfern gestritten wurde, gegen sie auf, und das Geschütz warf die Congreve'schen Raketen in ihre Vierecke. Diese fürchterlichen Feuerdrachen fuhren zischend und heulend in die dichten Haufen der Reiter oder des Fußvolks und spieen aus vielen Röhren ein so verzehrendes, nicht zu löschendes Feuer aus, daß Menschen und Pferde erschrocken vor ihnen aus einander stoben. Da half kein Widerstreben und kein Halten der Befehlshaber, auch nicht, daß Napoleon Theile seiner Garde zu Hülfe schickte; die Reihen lösten sich, auch die andern Dörfer in der Nähe gingen verloren, und erst in Sellerhausen wurde wieder ein Halt gewonnen.

Auf diesen Feldern und in diesen Stunden war es, da die größeren sächsischen Kriegshaufen, die bis dahin, nach dem Willen ihres Königs, geduldig für Napoleon gekämpft hatten, ihr Blut nicht länger für denjenigen vergießen wollten, der durch seinen unsinnigen Trotz nun gar zu klar an den Tag legte, daß er nur Freude an Kampf und Zerstörung habe. In geschlossenen Reihen, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, die Anführer an ihrer Spitze, zogen sie im Angesichte der Franzosen zu

den Verbündeten hinüber. Es war ein herzerfrischender Anblick, wie die, welche längst in ihrem Herzen Freunde waren, nun zu einander traten, sich die Rechte reichten und brüderlich schüttelten und wie den benarbten Kriegern die Freudenthräne über die Backen rann.

Napoleon, in Bestürzung über die Nachricht, schickte sogleich seine Gardereiter unter Nansouty, die entstandene Lücke zu füllen; und dieser mit schneller Wendung und vielem Geschütz bricht plötzlich hervor und will dem siegreichen Bülow in die offene Flanke fallen; zugleich mußte der kühne Ney mit seinem Fußvolke den General Bülow in Paunsdorf angreifen. Einen Augenblick glückte es ihm auch, die Preußen wieder aus dem Dorfe zu drängen, und Nansouty war schon in den Zwischenraum zwischen dem Heere des Kronprinzen und des Generals Bennigsen eingedrungen. Es war wiederum einer von den großen Feldherrn-Entschlüssen Napoleon's, daß er in einem Augenblicke großer Gefahr, wo ein minder starker Charakter nur noch an Vertheidigung gedacht hätte, zum kräftigsten Angriffe überging. Allein auch diesmal sollte die Anstrengung seiner Krieger die Wendung seines Geschickes nicht abwehren. Die Oestreicher unter Bubna, die in der Nähe standen, nahmen nicht so bald die Absicht war, als sie sich eiligst schwenkten und dem verderblichen Stoße kühn entgegenwarfen; und von der anderen Seite feuerte selbst die eben übergetretene sächsische Artillerie, von dem Kronprinzen von Schweden dazu aufgefordert, in die französischen Reihen, weil es gerade an dieser Stelle an Geschütz fehlte; zugleich schleuderte eine Congreve'sche Raketen-Batterie ihre furchtbaren Geschosse in die Reihen der Reiter. Da mußten die Garden eilig umkehren und auch hier das Feld den Verbündeten überlassen. Paunsdorf wurde von den Preußen wieder besetzt.

Der blutige Tag neigte sich zu seinem Ende. Die letzten Strahlen der Abendsonne beleuchteten einen freudigen und dankbaren Kreis von Menschen um die drei Herrscher auf ihrem Hügel in des Schlachtfeldes Mitte, welcher später der Monarchenhügel genannt ist. Dahin hatte der Feldmarschall Schwarzenberg die Anführer des Heeres berufen, um wegen des morgenden Tages zu rathschlagen. Es war ein feierlicher Augenblick und eine jede Brust von unaussprechlichen Gefühlen gehoben. Von allen Seiten eilten die Boten des Sieges herbei, während noch der furchtbare Donner ertönte und hinter den Streitenden an hunderttausend Krieger des Rückhalts standen, die noch nicht gekämpft hatten und die da wünschten, die Sonne möge verweilen, damit auch sie ihren Theil am Ruhme dieses Tages gewinnen könnten!

Napoleon dagegen erwartete mit Sehnsucht die Nacht, die seine noch übrigen hartbedrängten Haufen aus der Hand der ungestümen Feinde erretten sollte. Er hatte viel Raum verloren und sein großer Halbkreis war in ein schwaches Dreieck zusammengedrängt, das in seiner Spitze Probstheyda hatte und mit einer Seite nach Connewitz an der Pleiße, mit der andern über Stötteritz und Volkmarsdorf nach Leipzig hin lief. Hätte sein Heer nicht an diesem Tage noch einmal mit recht festem Muthe und großer Ordnung den schweren Kampf bestanden, — dieser Ruhm soll auch dem Feinde nicht geschmälert werden; — wäre einer der Schenkel dieses Dreiecks noch vor Abend durchbrochen und Leipzig erstürmt worden, so war alles verloren. Napoleon kämpfte an diesem Tage nur noch für den Rückzug, und schon von 10 Uhr Morgens an war ein zahlloser Troß von Wagen, Pferden und Gepäck, den ganzen Tag hindurch, hinter dem Bertrand'schen Heer-

haufen hergezogen. Wie ungeheuer die Menge der Menschen und Sachen aller Art hier gewesen, kann leicht ermessen, wer bedenkt, daß alles, was seit dem Monat April aus dem weiten Frankreich nach Deutschland gezogen, die Krieger und die Frauen mit ihren Kindern, die Wundärzte und ihre Gehülfen, die Schaar der Kommissäre mit ihren Helfershelfern, das Geschütz mit der Munition so wie die Wagen und Geräthe der Heereshaufen und die der Einzelnen, — daß dieses alles nun in dem einen Mittelpunkte in und um Leipzig zusammengedrängt war. Jetzt zogen diese Gäste ab und ihr Reich hatte ein schreckliches Ende genommen; die Herzen derer, die sie ziehen sahen, frohlockten. Gerade an diesem Tage vor sieben Jahren waren die ersten Franzosen unter Davoust in Leipzig eingerückt.

Als die dunkle Nacht schon das große Blutfeld bedeckte, befand sich Napoleon noch auf dem Hügel bei seiner Windmühle, wo er sich ein Wachtfeuer hatte anzünden lassen. Er hatte seinem ersten Gehülfen, dem Marschall Berthier, die Anordnung des Rückzuges mitgetheilt, dieser diktirte sie an einem Seitenwachtfeuer einigen Adjutanten. Ringsum herrschte tiefe Stille. Man hatte dem von harter Anstrengung der letzten Tage und noch mehr von den heftigsten Bewegungen des Gemüthes erschöpften Herrscher einen hölzernen Schemel gebracht, auf welchem er in Schlummer sank. Hoffnung, Furcht, Siegesfreude, Zorn, düsterer Unmuth, was mochte alles in diesen Tagen das heftige Gemüth erschüttert haben! Und desto tiefer hatten die Gefühle in das Innere hineingezehrt, je weniger er sie äußerlich sichtbar werden ließ. Jetzt saß er, wie ein Augenzeuge ihn gesehen, nachlässig auf seinem Schemel zusammengesunken, die Hände schlaff im Schooße ruhend, die Augen geschlossen, unter dem dunkeln Zelte des Himmels, mitten auf dem großen Leichenfelde, das er geschaffen hatte und welches durch die brennenden Dörfer und unzählige Wachtfeuer wie mit verzehrenden Flammen besäet war. Die Anführer standen düster und verstummt um das Feuer, und die zurückziehenden Haufen rauschten in einiger Entfernung am Fuße des Hügels vorüber. — Nach einer Viertelstunde erwachte Napoleon und warf einen großen, verwunderungsvollen Blick im Kreise um sich her. Wohl mochte ihm die Wirklichkeit wundersamer vorkommen, als die Bilder, die ihm vielleicht ein Traum von alter Größe und Siegespracht vorgegaukelt hatte. — Dann erhob er sich und traf gegen 9 Uhr in Leipzig ein.

Der 19. October.

Nach Mitternacht, als der Mond aufging, begann der Rückzug des ganzen Heeres durch Leipzig. Da aber die Haufen von mehreren Seiten vom Schlachtfelde hereinzogen und für alle nur ein, nicht breiter, Ausweg nach Lindenau, der Ranstädter Steinweg, da war, so war oft Aufenthalt und Stockung. Die Wagen und Kanonen verfuhren sich in einander und die zu Fuß konnten sich kaum daneben hinausdrängen. Voran zogen die Garden, auf deren Rettung am meisten ankam; dann die besten der übrigen französischen Corps; die Polen, Badener, Darmstädter mit einigen französischen Truppen sollten die Stadt unter Macdonalds Anführung vertheidigen, so lange es möglich wäre. Leipzig war keine Festung, aber man hatte die Thore verrammelt, Schanzen aufgeworfen und alle Gräben und Gartenmauern zur Befestigung benutzt.

Aber das Bundesheer war nicht gesonnen, so ruhig zuzusehen, daß die

Franzosen mit aller alten Beute und allem Kriegsgeräth ungestört abzogen. Um 8 Uhr Morgens rückten von allen Seiten die Colonnen zum Angriffe heran und beschossen die Thore. Da wurde den Abziehenden noch banger und sie strömten in solchem Getümmel nach dem einen Ausgange hin, daß Napoleon, als er dem König von Sachsen den letzten Besuch gemacht hatte und nun gegen 10 Uhr die Stadt verlassen wollte, nicht durchzukommen vermochte. Selbst die Furcht vor seinem Antlitze und die Säbelhiebe seines Gefolges halfen nicht mehr; der Trieb der Selbsterhaltung war mächtiger als jede andere Regung; Napoleon mußte sich von dem großen Wege abwenden und auf einem Nebenwege um die Stadt nach dem Ranstädter Steinwege reiten. Und auch hier konnten er und sein Gefolge sich nur einzeln, an der Seite des Gewühles, fortdrängen. Da zog Fußvolk und Reiterei, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und geraubte Viehheerden, im wildesten Getümmel, mit Drängen und Stoßen und Geschrei, bunt durch einander und der, welcher sich einen Herrn der Welt genannt hatte, mußte sich von diesem gedanken- und ordnungslosen Strome mit fortschieben lassen.

Die verbündeten Herrscher hätten die Verwirrung noch sehr vergrößern, die abziehenden Haufen in noch verzweifeltere Flucht, die Widerstandleistenden zu schnellerer Ergebung bringen können, wenn sie die Stadt selbst hätten beschießen lassen. Aber ein so grausames Mittel, welches Tausende von unschuldigen Einwohnern mit verdorben hätte, war ihrem menschenfreundlichen Herzen zuwider; sie wollten nur die Thore und Eingänge erstürmen lassen, und das vollbrachten ihre unerschrockenen Krieger auch bald. Der Prinz von Hessen-Homburg, — wiederum einer aus diesem tapfern Fürstengeschlechte, — stürmte mit Preußen gegen das äußere Grimmasche Thor und eroberte es, aber ein Schuß zerschmetterte seine rechte Schulter; es war das Königsberger Landwehrbataillon unter dem Major Friccius, an dessen Spitze er eindrang und welches das erste in Leipzigs Mauern war; aber es hatte noch lange zu kämpfen, ehe es in die innere Stadt kommen konnte. Unterdeß stürmte auch Bennigsen gegen das Hospital- und Sandthor, Langeron gegen das Hallische. Auch zu den Seiten drangen die Kämpfenden in die Gärten ein; aber die Franzosen und Polen vertheidigten jeden Schritt; jedes Gartenhaus und jede Hecke mußte erobert werden, und noch einmal floß viel Blut. Allein der Sieg konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein. Um ½12 Uhr drangen die ersten Preußen unter dem General von Borstell, der hier, wie bei Groß-Beeren und Dennewitz, das Glück hatte, die letzte Entscheidung zu geben, in die innere Stadt ein und der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen ertönte durch die Gassen. Das war den betäubten, ängstlich harrenden Einwohnern ein herrlicher deutscher Klang. Die verschlossenen Thüren öffneten sich, und noch in das Schießen hinein weheten die weißen Tücher zum Freudegruß aus den Fenstern.

Um diese selbe Zeit wurde plötzlich die einzige Brücke, welche an der andern Seite der Stadt den Franzosen zur Rettung diente, die steinerne Brücke über den Elster-Mühlgraben, in die Luft gesprengt; — es ist nicht entschieden, ob auf Napoleons Befehl, indem er den Feind an der Verfolgung verhindern wollte, oder durch Furchtsamkeit und Voreiligkeit eines Feuerwerkers, wie der französische Bericht angiebt, der dort zur Wache aufgestellt war. Alle aber, die sich noch auf dem Wege zu dieser Ret-

tungsbrücke hindrängten, stießen einen Schrei des Entsetzens aus und zerstreuten sich nach allen Seiten, um noch einen Ausweg zu finden. Es war keiner mehr. Viele stürzten sich aus Verzweiflung in die Elster, um hindurch zu schwimmen, allein sie kamen fast alle in dem tiefen Flusse um oder blieben in seinen sumpfigen Ufern stecken. Auch einige der Feldherren, die noch zurück waren, sprangen mit ihren Pferden in das Wasser, um der Gefangenschaft zu entgehen; aber einer der ersten, der polnische Fürst Poniatowsky, den Napoleon vor drei Tagen zum französischen Marschall gemacht hatte, ertrank, schon schwer verwundet, in dem Flusse; Macdonald entkam. Unter denen, die gefangen wurden, waren Reynier und Lauriston.

An diesem Tage verlor Napoleon noch mehr, als in den Tagen der Schlacht. Ueber 15,000 waffenfähige Krieger, die durch das Sprengen der Brücke abgeschnitten waren, wurden gefangen; an Verwundeten aber und Kranken blieben noch 25,000 der Gnade der Sieger überlassen. Man hat den Gesammtverlust Napoleons an diesen drei Schlachttagen über 70 bis 80,000 Mann berechnet. Freilich hatten die Verbündeten auch über 40,000 Mann eingebüßt. — Der Kanonen und Wagen, die um und in der Stadt stehengeblieben, war eine unübersehbare Menge, auf der Allee allein standen ein hundert und fünf Kanonen zusammengefahren. Es sind ihrer in diesen Tagen über dreihundert, mit tausend Wagen, erbeutet worden. Das war ein Trümmerhaufen, wie ihn die Geschichte selten aufzuweisen hat.

Nach 1 Uhr zogen Alexander und Friedrich Wilhelm mit dem Gefolge ihrer Feldherren, unter dem lauten Siegesgruße ihrer tapfern Schaaren und dem Freudengeschrei der Einwohner, in die nun errettete Stadt ein. Der Kaiser Alexander ging dem heldenmüthigen Blücher entgegen, umarmte ihn mit den Worten: „Mein lieber General, Sie sind der Befreier Deutschlands!" dann führte er ihn dem König von Preußen zu, der ihm die Hand gab und sagte: „Weiß, was Ihnen zu danken haben, werd' es nie vergessen." Hier, auf dem Markte in Leipzig, mitten im Siegesjubel, sprach Gneisenau zuerst das große Wort aus: „Der Krieg darf nur in Paris und mit dem Sturze Napoleons enden!" Wenige Stunden nachher kam auch der Kaiser Franz, der dritte im Bunde. Es war ein großer Augenblick, als sich die Drei nun die Rechte reichen und zu der Errettung Deutschlands und der Begründung einer neuen Ordnung in Europa Glück wünschen konnten. Sie erkannten es wohl, daß dieser Sieg ein großer Wendepunkt in der Weltgeschichte, und zugleich, daß er kein Werk menschlicher Klugheit sei, sondern daß der Gott der Gerechtigkeit sich selbst in diesem Siege des Guten über das Böse dem jetzigen Geschlechte kund thue, damit es sich wieder mit ganzem Herzen zu ihm wende. Als am Tage zuvor der Oberfeldherr zu ihnen herankam, die auf einem Hügel zusammen des Kampfes Ausgang erwarteten, und ihnen, nach den von allen Seiten erhaltenen Nachrichten, den Sieg der gerechten Sache verkündigte, da fielen die frommen Herrscher auf ihre Kniee nieder und dankten im stillen Gebete dem unsichtbaren Urheber so großer Wohltha[t].

166. Der Rückzug über den Rhein und der Schluß des Jahrs 1813.

Schon vor der Leipziger Schlacht war Baiern durch den Vertrag zu Ried zu dem großen Bunde getreten und schickte seinen Feldherrn

Wrede mit einem guten Heereshaufen, zu welchem auch Oestreicher und Würtemberger stießen, nach den Maingegenden hin, um vielleicht den rückziehenden Franzosen den Weg über den Rhein gar zu versperren, damit Deutschland mit einem Male ihrer Aller Untergang würde. Wrede wendete sich gegen Hanau und Frankfurt. Von der andern Seite verfolgte das große Bundesheer die Fliehenden zwar auch, aber viel zu schwach und langsam, nur York hatte ihnen am 21. Oct. bei Freiburg an der Unstrut einen beträchtlichen Verlust zugefügt. Vor ihnen aber und nebenher zog Czernitscheff und andere leichte Haufen, gleichsam als ihr Vortrab, und fingen alles weg, was sich nur etwas von dem großen Zuge entfernte. Da gingen nun auf dem Wege von Leipzig nach Erfurt und von da an den Rhein noch sehr viel Geschütz und Gepäck, und alle die Menschen verloren, die aus Entkräftung mit dem flüchtigen Heere nicht fortkommen konnten; denn so schnell und eilig zog dieses, daß der weite Raum von Leipzig bis Frankfurt schon in elf Tagen zurückgelegt war. Die ganze Straße, in einer Breite von zwei Stunden zu beiden Seiten, glich einem platt getretenen Felde, mit Trümmern von Wagen und Gepäck, mit Leichnamen von Menschen und Thieren und mit niedergebrannten Häusern bedeckt. Denn auf diesem letzten Zuge durch Deutschlands Gauen, — dem letzten, hoffentlich, für alle Jahrhunderte, — ließen die erbitterten Feinde noch einmal aller ihrer Wuth den Zügel schießen.

„Mit 70—80,000 Mann kam Napoleon in die Gegend von Hanau an und fand den baierschen General Wrede, der ihm mit etwa halb so viel Menschen in den Weg trat. Wenn ihn dieser nun aufhielt, bis das große Bundesheer heranrückte, so war sein gänzlicher Untergang gewiß. Das wußte Napoleon und deßhalb mußte seine Garde, die noch am besten in Ordnung war, alle ihre Kräfte aufbieten, den Durchweg zu bahnen. In dreitägigen, blutigen Gefechten, vom 29. bis 31. October, wurde bei Hanau und in der Stadt selbst gestritten. Dem viel größeren Heere mußte es wohl gelingen, sich eine Oeffnung zu erbrechen, aber es erlitt doch noch einen beträchtlichen Verlust an Menschen und Heergeräth und mußte so zuletzt noch erfahren, daß nun kein Stamm der Deutschen mehr sei, der nicht mit dem vollen Zorne seines Blutes gegen die Fremden aufstehe und ihnen keine Rückkehr in das Vaterland gestatten werde. — Der tapfere baiersche Feldherr selbst war am 31., als er an der Spitze der östreichischen Grenadiere Hanau wieder erstürmte, durch eine Kugel in den Unterleib schwer verwundet worden; doch genas er zur großen Freude seiner Krieger bald wieder und konnte sich von neuem an ihre Spitze stellen.

Am 2. November sah Napoleon die Ufer des Rheines zum letzten Male; das Heer zog ihm eilig über die Mainzer Brücke nach; nur auf den Bergen bei Hochheim blieb Bertrand in Verschanzungen stehen. Das durfte nicht verstattet werden, das diesseits des Rheines noch ein Franzose festen Fuß behalte; am 9. November ließ ihn der Fürst Schwarzenberg, der am 4. mit seinem Hauptquartiere in Frankfurt eingetroffen war, durch Giulay angreifen und gleichfalls nach Mainz hineinwerfen. In Frankfurt fanden sich auch die drei verbündeten Herrscher wieder zusammen und rathschlagten über den weiteren Krieg.

Die letzten Monate dieses Jahres waren für das große Bundesheer eine Zeit wohlverdienter Ruhe; an vielen einzelnen Stellen in seinem Rücken jedoch ertönte noch der Kanonendonner. Die Franzosen hatten noch

zwölf Festungen in Deutschland und Polen mit starken Besatzungen zusammen 115 bis 120,000 Mann inne; denen wurde mit Ernst zugesetzt, so daß der letzte Tag des Jahres schon die Hälfte von ihnen dem Feinde entrissen sah. Am 11. November streckte der Marschall Gouvion St. Cyr in Dresden mit 35,000 Mann, die Kranken in den Lazarethen nicht mit eingerechnet, das Gewehr; am 21. ergab sich Stettin mit 7000 Mann; am 26. Danzig mit 15,000; fast um dieselbe Zeit Modlin und Zamosk, und am 26. Dezember Torgau mit 10,000 Mann. — Nun waren an der Oder noch Küstrin und Glogau übrig, die sich erst im März und April des folgenden Jahres ergaben; und an der Elbe Wittenberg, Magdeburg und Hamburg, in Thüringen die Citadelle von Erfurt. Die drei letztern wurden erst durch den Pariser Frieden den Franzosen abgenommen; Wittenberg aber erstürmte der tapfere Tauentzien in der Nacht vom 12. zum 13. Januar 1814 und erhielt davon den Ehrennahmen „Tauentzien-Wittenberg."

Den größten Verlust aber erlitt Napoleon noch im Jahre 1813 dadurch, daß ihm die beiden Seitenwehren Frankreichs, Holland und die Schweiz, entrissen wurden. Es war ein Zeichen guten Entschlusses im Rathe der Verbündeten, daß sie nicht säumten, ihm diese Flecke rasch vorweg zu nehmen. Der tapfere General Bülow, der gleich von dem Leipziger Schlachtfelde mit gewohnter Schnelligkeit gegen Holland zog, fand es fast unbewehrt, erstürmte, ohne mit Belagerungen Zeit zu verlieren, mit seinen selbst durch den Winterfeldzug nicht zu ermüdenden Preußen Doesburg, Arnheim und mehrere andere Städte, und die Holländer, der französischen Knechtschaft müde, standen auf, wohin seine Krieger kamen, und halfen die Feinde vertreiben. Vor Ende des Jahres war Holland frei. Im Januar des neuen Jahres erstürmten die Preußen unter Bülow auch noch die wichtige Festung Herzogenbusch und erbeuteten achtzig Kanonen.

Ebenfalls war die Schweiz schon bis zu dieser Zeit durch Schwarzenberg's linken Flügel besetzt, das Juragebirge überstiegen und die wichtige Stadt Genf eingenommen. Das war trefflicher Gewinn. Von diesen Bergen herab, die wie eine große Festung zwischen Frankreich, Deutschland und Italien daliegen, stand dem Bundesheere der Weg nach Italien gegen den Vicekönig, so wie in das Herz von Frankreich offen. Links konnte die große Stadt Lyon am Rhone-Flusse bedroht werden und rechts, an der Aube und Seine hinab, ging ein fruchtbarer weiter Landstrich, als offene Heerstraße, nach Paris.

Wie viele kühne und treffliche Thaten wären aus allen Unternehmungen des Jahres 1813 noch zu nennen, wenn einer jeden ihr Recht widerfahren sollte! Wie viel wäre zu erzählen von dem ganzen Kriege, den der General Wallmoden an der mecklenburgischen Grenze gegen Davoust und die Dänen bestand, während der Monate, da die großen Heere in Sachsen fochten; wie er ein größeres und geregelteres Heer durch kühnes Necken und drohende Bewegungen immer gespannt erhielt, den eigenen Schaden verhütete und dann plötzlich, als Davoust den General Pecheux mit 10,000 Mann über die Elbe schickte, um sich nach Magdeburg durchzuschleichen und Napoleon in Sachsen zu verstärken, dieses Corps am 16. September im Görde-Walde in der Lüneburger Haide einholte und gänzlich auf's Haupt schlug, wobei sehr tapfere Thaten geschahen und auch eine Jungfrau, Eleonore Prochaska, die lange unerkannt in den Reihen der

Männer gefochten hatte, den ehrenvollen Schlachtentod starb; wie endlich, um die Zeit der Leipziger Schlacht, der General Tettenborn nur mit wenigen Reitern einen schnellen Zug gegen Bremen unternahm und durch kühne Ueberraschung auch diese alte, frei und deutsch gesinnte Stadt der fremden Herrschaft entriß. — Das Alles muß aber ausführlicheren Geschichten dieser Begebenheiten überlassen bleiben, damit wir für die großen Kriegsthaten der nächsten Jahre, auf des Feindes Grund und Boden selbst, auch noch Raum gewinnen.

Das Jahr 1814.

167. Der Einfall in Frankreich.

Die erste Stunde des neuen Jahres sah das furchtbar geschärfte Schwert des Krieges wiederum aufgehoben und bereit, auf das Haupt derjenigen niederzufallen, die es lange nur gegen andere geschwungen und nicht in ihren eigenen Grenzen gefühlt hatten. Hätte Napoleon das französische Volk durch seine Kunst des Truges und der Täuschung nicht so in Fesseln gehalten, das Volk würde seine gefahrvolle Lage erkannt und bei Zeiten den harten Machthaber zum Frieden gezwungen haben. Sie wußten nicht, daß 300,000 ihrer Krieger in dem vorigen Feldzuge begraben oder gefangen waren und daß nun aus ganz Europa beinahe eine Million Menschen gegen sie in die Waffen trat. Noch einmal ließen sie sich von ihrem Kriegsfürsten und von ihrem eigenen Hochmuth bethören. „Ganz Europa," sprach er in seinem Stolze, „ziehet gegen uns, aber seine Kräfte übersteigen meine und Frankreichs Kräfte nicht. Das Unglück soll mich seinen Angriffen gewachsen finden!" — und als einige verständige und muthige Männer aus der gesetzgebenden Versammlung es wagten, ihm mit Gründen der Mäßigung den Frieden anzurathen, wurde er auf's äußerste erbittert, jagte die ganze Versammlung auseinander und sprach im trotzigen Eifer, am 1. Januar des neuen Jahres, von seinem Throne herab, diese vermessenen Worte: „Ich stehe an der Spitze von Frankreich, weil mir die Verfassung so gefällt; verlangt Frankreich eine andere Verfassung, so mag es sich einen andern Herrscher suchen. Was ist der Thron? Ein mit Sammet überzogenes Stück Holz. Ich bin der Thron Frankreichs. Ich bin der Stellvertreter des Volks. Frankreich braucht mich nothwendiger, als ich Frankreich. Ja, ich bin stolz, weil ich Muth habe; ich bin stolz, weil ich große Dinge ausgeführt habe. — Ihr wollt den Frieden. In drei Monaten sollt ihr den Frieden haben, oder ich werde nicht mehr sein!"

So sprach der stolze Mann, der keine Weltregierung über sich und keine Demuth im eigenen Herzen kannte, am 1. Januar 1814. An diesem Tage gerade ging der Mittelpunkt der verbündeten Heere unter dem rastlosen Blücher bei Caub über den Rhein; und als der letzte Tag der Frist von drei Monaten, die sich Napoleon selbst gesetzt hatte, der 31. März, die Erde beschien, rückten die verbündeten Herrscher, die Gott nicht mit Wor-

ten versucht, sondern seinem alleinigen Willen den Ausgang überlassen hatten, in Paris ein und das Reich des Vermessenen hatte ein Ende. — Jene hatten ihm den Frieden noch einmal angeboten; sie wollten ihn auf dem Throne Frankreichs anerkennen und ihm ein größeres Reich lassen, als die französischen Könige besessen hatten, der Rhein, die Pyrenäen und die Alpen sollten die Grenzen Frankreichs sein, ein Anerbieten, welches nach dem Gottesgerichte der Leipziger Schlacht und dem vielen vergossenen Blute wahrlich viel zu großmüthig war. Und dennoch verwarf es der stolze Mann; er gedachte in seinem Herzen immer noch der süßen Zeit, als er die Weltherrschaft fast schon in der Hand hielt und der Glanz seiner Waffen über ganz Europa strahlte. Sich so beschränken zu lassen, daß er nun allezeit in Ruhe und Frieden still sitzen müsse, war ihm ein verhaßter Gedanke.

Da sahen die Herrscher und Völker Europa's wohl, daß zwischen ihnen und ihm nur das Schwert der Richter sein könne und rüsteten sich mit neuem Eifer. Sie durften schon auf ihre Zahl vertrauen, weil zugleich die Gerechtigkeit mit ihnen war. — Die russischen Heere, die im Felde standen, betrugen wenigstens 200,000 Mann; die preußischen 160,000; Oestreich hatte am Rhein, in Italien und als Rückhalt 230,000. Wellington stand mit 80,000 Engländern, Spaniern und Portugiesen schon auf französischem Boden. Das deutsche Reich endlich, durch glückliche Eintracht wiederum einem Ziele zustrebend, stellte gleichfalls 150 bis 160,000 Mann in's Feld. Sie waren in acht Heerhaufen abgetheilt; 36,000 Baiern unter Wrede machten den ersten aus; der zweite stand unter dem Herzoge von Braunschweig und bestand aus 23,000 Hannoveranern, Braunschweigern, Oldenburgern, Mecklenburgern und denen aus den Hansestädten. Der dritte, 23,000 Mann aus den sächsischen Ländern, hatte den Herzog von Weimar zum Anführer. Den vierten, aus 14,000 Hessen bestehend, führte ihr Churprinz selbst. Der fünfte, von 10,000 Mann aus dem Bergischen Lande, aus Waldeck, Lippe, Nassau, Koburg, Meiningen, Hildburghausen und Strelitz, wurde vom Herzog von Sachsen-Koburg befehligt. Den sechsten führte der Prinz von Hessen-Homburg; er war von Darmstadt, Würzburg, Frankfurt, Isenburg und Reuß gestellt. Der siebente bestand aus 12,000 Würtembergern, die bald noch stark vermehrt wurden, den Kronprinzen an ihrer Spitze. Der achte hatte den Badenschen Grafen von Hochberg als Anführer und enthielt die Krieger von Baden, Hohenzollern und Lichtenstein.

Wenn gleich diese vollen Zahlen nicht sogleich im Felde standen, wenngleich ein weiter Raum besetzt und viele Tausende zur Einschließung der Festungen zurückgelassen werden mußten, mit deren förmlicher Belagerung man sich nicht aufhalten wollte, so darf doch sicher angenommen werden, daß eine halbe Million rüstiger Krieger das Kampffeld in Frankreich selber betrat und die nur halb so große französische Macht in immer engern Raum zusammendrängen konnte. Dazu wurde im Rücken der Heere eifrig gearbeitet, gewaffnet, geübt, aller Kriegsbedarf zugerüstet; und damit das alles mit Ordnung und Uebereinstimmung geschähe, so wurde, weil Deutschland von dem raschen Zusammenwirken seit langem entwöhnt gewesen, ein Mittelpunkt des Handelns, eine Central-Verwaltung, eingesetzt und an ihre Spitze ein Mann gestellt, den unser Vaterland unter seine ersten Freiheitshelden rechnete, wenngleich er keine Heere geführt hat. Das war

der Freiherr und Minister von Stein. Als Deutschland unter dem französischen Joche seufzte, war dieser Mann unter denen, welche sich nicht beugten, sondern an dem künftigen Siege des Rechts und der Freiheit eifrig arbeiteten, und der mit seines Geistes überwiegender Kraft viele andere im Glauben und Vertrauen aufrecht hielt. Und als der Krieg gegen Rußland im Jahre 1812 ausbrach, zog er mit andern wackern Männern dem Osten zu, um den Krieg des einzelnen Volkes, dessen Thatkraft sie kannten, zu einem europäischen Freiheitskampfe zu machen. Bei dem großsinnigen Kaiser Alexander fand er mit seinen kühnen Anschlägen bald Gehör, in dessen umittelbarer Nähe blieb er während des Krieges von 1812 und meistentheils auch im Jahre 1813 und 1814, und ihm verdanken wir in vielen Dingen, daß nicht das Halbe, sondern das Durchdringende und das Entscheidende geschah.

Mit Entschluß und Waffen wohlgerüstet, rückte das Bundesheer in Frankreich ein; von der Schweiz und dem Oberrheine her Schwarzenberg mit dem großen östreichischen Heere, den Baiern, den Würtembergern und den preußischen und russischen Garden; vom Mittelrhein her Blücher mit den Heeresabtheilungen von York und Kleist und den russischen unter Sacken, Langeron und St. Priest. Gleich den Armen eines großen Stromes sollten sich diese Kriegshaufen auf allen Straßen fortwälzen, um in den Feldern zwischen der Seine, Oise, Aube und Marne zusammenzufließen und mit vereinter Gewalt gegen die Hauptstadt daherzubrausen.

Als der Feldmarschall Blücher das linke Rheinufer betrat, rief er den Franzosen in seiner entschiedenen Weise: „Napoleon hat erklärt, daß er von seinem Raube in Europa kein Dorf herausgeben werde, selbst wenn die Verbündeten auf den Höhen von Paris erschienen. Gegen diese Erklärung und diese Grundsätze ziehen die Heere aller europäischen Mächte heran. Wollt ihr die Grundsätze vertheidigen? Wohlan! so tretet in die Reihen Napoleons und versucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache!" — So war es gerade und deutsch geredet; so stand die Frage: das ruhm- und eroberungssüchtige Volk mußte sich nun in seinem Herzen entscheiden, ob es sich der stolzen Ueberhebung über Europa entschlagen, oder ob es mit seinem Kriegsmanne zusammenhalten wolle, um das Waffenglück noch einmal zu versuchen. Viele Gemäßigte waren wohl bereit, den eiteln Ruhm für einen sichern Frieden dahinzugeben, aber die Menge des Volkes und das Heer hielten doch fest an dem Eroberer, so lange sich noch ein Schimmer seines alten Glücksterns zeigen wollte. Auch waren sie von Jugend auf gewöhnt, sich hinter der dreifachen Reihe starker Festungen, die Frankreich wie ein stählerner Gürtel umgeben, — es liegen ihrer drei und siebzig von Dünkirchen bis an die Grenze der Alpen, — unbezwinglich zu halten. Daß die Verbündeten aber so kühn und schnell die Grenzländer durchziehen, die Festungen hinter sich lassen und gerade auf das Herz ihren Stahl richten würden, das hatten sie nicht erwartet.

168. Das Gefecht bei Brienne und die Schlacht bei La Rothière, am 1. Februar 1814.

In den ersten zwanzig Tagen des Januar's waren schon die Schweiz, Franche-Comté, Elsaß, Lothringen und Burgund im schnellen Laufe durchzogen, das Jura-Gebirge, die Vogesen, der Hundsrücken, die Ardennen, und eine Anzahl von Flüssen glücklich überschritten, die dreifache Reihe der

Festungen durchbrochen, und Schwarzenberg's Heer von einer, Blücher's von der andern Seite standen an den Ufern des Seine- und Aubeflusses, fünf und zwanzig Meilen von Paris, nahe bei einander. — Da endlich erschien Napoleon, an der Spitze seines wieder zusammengerafften Heeres, auf dem Kampfplatze. Er wollte sich zwischen die Feinde drängen, ihre Vereinigung hindern und sie einzeln in die Gebirgsschluchten zurückwerfen, durch die sie eben gezogen waren und wo ihnen der Winter und die Waffen der Bergbewohner einen schlimmen Rückzug bereiten sollten.

Zu **Brienne**, einer kleinen Stadt nicht weit vom Aubeflusse, vier und zwanzig Meilen von Paris, stand Blücher mit dem Sacken'schen Heerhaufen von 20,000 Mann. Er hatte sein Hauptquartier in dem Schlosse wo einst eine der Kriegsschulen von Frankreich gewesen und wo Napoleon selber die Kunst gelernt hatte, die ihn so groß gemacht; da erscheint plötzlich das französische Hauptheer von 50 bis 60,000 Mann und greift den Ort an. Die Angriffe werden zurückgeschlagen; allein der General Chateau, genau bekannt mit der Lage des Ortes, dringt in der Dämmerung mit den Grenadieren unbemerkt durch den Garten des Schlosses bis dicht an die hohen Terassen. Es war ein gefährlicher Augenblick für das Leben des Feldherrn, so wie seines Gehülfen Gneisenau; eben nur gewann er Zeit, sich mit seinem Gefolge auf die Pferde zu werfen und über 60 steinerne Stufen den Hügel hinunter zu entkommen. Fast an seiner Seite wurden einige Offiziere, unter andern ein Neffe des Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, zu Gefangenen gemacht. Der Feldmarschall kam glücklich zu seinen Kriegern und feuerte sie zum tapfern Widerstande an, beim ersten Zusammentreffen in Frankreich ohne rühmlichen Kampf das Feld zu räumen, hätte der Feldmarschall für ein übles Vorzeichen und der Ehre nicht gemäß gehalten. Vielmehr hielt er den ungleichen Streit bis um Mitternacht aus, nahm sogar dem linken französischen Flügel durch einen raschen Reiterangriff mehrere Kanonen weg und verließ Brienne selbst nicht eher, als bis Napoleon es in Brand geschossen, und damit, wie Blücher's Schlachtbericht sich ausdrückte, seine eigene Wiege angezündet hatte. Napoleons Absicht aberl, ihn vom Schwarzenbergischen Heere abzuschneiden, war gänzlich miß ungen.

Napoleon selbst war in dieser Nacht der Verwirrung in Gefahr. Als das Gefecht beendigt war, kehrte er durch die große Allee von Brienne nach Maizières zurück. Er ritt einige Schritte vor seinem Gefolge voraus, mit dem Obersten Gourgaud im Gespräch. Es war sehr dunkel. In diesem Augenblicke schleicht ein Trupp Kosaken, von der Lust nach Beute gelockt, unbemerkt bis zur Landstraße durch und greift den Haufen, der dort reitet, an. Der General Dejean fühlt sich plötzlich gedrängt, wendet sich um und ruft: Kosaken! Zu gleicher Zeit wirft sich einer der letzteren auf den Reiter im Oberrock, der vorausreitet, den Kaiser selbst. Aber Corbineau und Gourgaud werfen sich dazwischen und letzterer schießt den Kosaken zu Napoleon's Füßen nieder. Die Escorte eilt herbei, man drängt sich, haut einige Kosaken nieder; allein der Rest des Trupps setzt, als er sich erkannt sieht, über die Gräben und verschwindet. — In gänzlicher Unordnung langte das Gefolge des Kaisers, wie er selbst, um 10 Uhr Abends in Maizières an.

Das Gefecht bei Brienne war am 29. Januar. Am 1. Februar stellte sich der unerschrockene Blücher an demselben Platze schon zu einer ordentlichen Schlacht. Er hatte sein Heer zwar nicht beisammen, denn Lan-

geron stand noch bei Mainz und York und Kleist waren noch auf dem Zuge; aber der Fürst Schwarzenberg bot ihm den größeren Theil seines Heeres, die Abtheilungen Giulay's des Kronprinzen von Würtemberg und die russischen Reserven, zur Hülfe an, und mit diesen wackern Freunden konnte es Blücher gegen Napoleon schon wagen. Dieser hatte eine feste Stellung in der Gegend von Brienne genommen, seinen Mittelpunkt auf das Dorf La Rothière, eine Meile von jener Stadt, gestützt. Er wollte eigentlich hier keine Schlacht, sondern hatte schon den Rückzug über Lesmont befohlen; allein der Feldmarschall ließ ihm keine Zeit dazu. Um Mittagszeit begann der Angriff auf allen Seiten. Es war ein rauher Wintertag; dichtes Schneegestöber verdunkelte oft die Luft so sehr und zog einen so dichten Schleier zwischen die kämpfenden Haufen, daß sie mit Feuern inne halten mußten, bis ein hellerer Augenblick ihnen die Gegner wieder sichtbar machte. — Zur Rechten bahnte sich der tapfere Kronprinz von Würtemberg einen Weg durch den Wald von Eclance, überwand Sümpfe und enge Hohlwege und erstürmte La Gibrie und Petit Mesnil, ein Paar wichtige Dörfer in der französischen Schlachtreihe. Die braven Würtemberger hatten einen schweren Stand gegen die überlegene Feindeszahl mit vielem Geschütze, statt daß ihnen nur eine Batterie ihres eigenen Geschützes durch die Hohlwege des Waldes folgen konnte; aber ihre Tapferkeit wußte dennoch den Weg zum Siege zu finden. — Neben ihnen drang auch General Wrede mit Baiern und Oestreichern vor und eroberte die Dörfer Morvilliers und Chaumenil, wodurch Napoleons linker Flügel ganz entblößt war. Da kam er selber eilig mit seinem Gardegeschütz heran und ließ Morvilliers auf's heftigste beschießen, um den Feind, der den Kugeln und Bajonetten nicht weichen wollte, durch Rauch und Flammen daraus zu vertreiben. Aber auch dagegen wußte der baiersche Feldherr guten Rath. Er schickt einige der besten baierschen und östreichischen Reiterhaufen unter dem tapfern Obersten Diez aus, die Feuerschlünde zum Schweigen zu bringen; und der Oberst theilt seine Reiter in einzelne Geschwader, die das Feld durchschwärmen, bald hier bald da einen Scheinangriff machen und des Feindes ganze Aufmerksamkeit beschäftigen; und als die rechte Stelle gefunden ist, brechen auf das Zeichen des Anführers alle vereint in die Feinde, reiten das Fußvolk, das zur Bedeckung des Geschützes aufgestellt ist, zu Boden, zersprengen die Reiterei, hauen die Kanoniere nieder und die Kanonen sind in ihren Händen. Der Sieg auf diesem Flügel war für die ganze Schlacht von großer Wichtigkeit und es gebührt deshalb dem General Wrede doppelter Ruhm, weil er freiwillig, auf den eigenen Antrieb seines tapferen Muthes, am Kampfe Theil nahm. Er hatte mit seinem Heereshaufen für diesen Tag eine andere Bestimmung und brauchte an der entscheidenden Stelle nicht zu erscheinen; aber kaum vernahm er die Schlacht und sah die tapfern Würtemberger im Gedränge, so eilte er mit voller Entschlossenheit dahin, wo die Gefahr war, und der Sieg belohnte herrlich seine Treue gegen die deutschen Brüder.

Im Mittelpunkte wurde noch immer um das Dorf La Rothière gestritten; es war der Schlüssel der französischen Stellung und Napoleon selber befehligte hier und führte immer neue Verstärkungen gegen die muthigen Angriffe der Russen in's Feuer. Von der andern Seite waren auch der Kaiser Alexander und der König von Preußen zugegen und es war ein Wettstreit äußerster Tapferkeit. Endlich, gegen Abend, stellte sich der Feldmarschall Blücher selbst an die Spitze der Stürmenden. „Ihr nennt mich

den Marschall Vorwärts," rief er ihnen zu, „nun will ich Euch zeigen, was Vorwärts heißt!" Und damit trieb er sein Pferd mitten in den Geschützesdonner, der aus dem Dorfe ihm entgegen brüllte; die Seinigen im Sturmlaufe ihm nach, und das Dorf wurde erobert. — Das war der entscheidende Augenblick der Schlacht. — Die Feinde machten zwar noch verschiedene Versuche, selbst mitten in der dunkeln kalten Nacht, das Dorf zu gewinnen; aber vergeblich. Auch sein rechter Flügel, der den Flecken Dienville gegen die Oestreicher unter Giulay vertheidigt hatte, mußte ihn um Mittternacht räumen und die Schlacht war auf allen Seiten gewonnen.

169. Die Gefahren des Februars.

Eine große Hoffnung Napoleon's war gescheitert; sein erster Schwertschlag auf dem eigenen Boden war flach gefallen und hatte sich zurückprallend gegen ihn selbst gewendet. Er zog sich nach Troyes, der größten Stadt, die auf dem Wege der Verbündeten an der Seine lag, zurück, und schien sich hier auf's äußerste vertheidigen zu wollen. Wäre das Bundesheer in voller, vereinigter Kraft hier auf ihn eingedrungen, so hätte er eine zweite noch größere Schlacht liefern oder sich gerade auf Paris zurückziehen müssen, um sich vor den Thoren der Hauptstadt für seine Krone zu schlagen. Oder aber, er hätte, ohne das Aeußerste abzuwarten, einen Frieden schließen müssen, wie die Bundesfürsten ihn von neuem anboten; denn gerade in diesen ersten Tagen des Februars wurde ein Friedenscongreß zu Chatillon versammelt.

Allein der Kriegsrath der Verbündeten hielt Napoleons Macht, die in der Schlacht nicht groß gewesen und durch dieselbe geschwächt war, zu gering, als daß es der Vereinigung des gesammtes Heeres gegen ihn zu bedürfen schien, auch waren die Wege durch Schnee und Regen so grundlos und der Unterhalt für die große Menschenzahl so schwierig, daß nicht wohl alle zusammen ziehen konnten. Daher wurde beschlossen, die Heere wiederum zu trennen; Blücher sollte an der Marne, das große Heer an der Seine hinabziehen. — Das war es eben, was Napoleon wünschte. Das gab ihm Gelegenheit zur Uebung seiner alten Kunst, da er im Raume zwischen beiden versteckt und lauernd und seinen Vortheil absehend, gleich dem mächtigen Raubthiere plötzlich mit einem Sprunge den Theil anfassen konnte, den er allein zu überwältigen vermochte. Durch diese Kunst ist es ihm noch einmal gelungen, den augenblicklichen Triumph einzelner Siege zu feiern, den ersten Zug der Verbündeten gegen Paris zu vereiteln und anderthalb Monate länger ein Führer der Heere zu bleiben, gleich als hätte die Frist, die er sich selbst gesetzt, erst verstreichen müssen, bevor er fiel.

Das schlesische Heer zog, der getroffenen Verabredung gemäß, auf der Straße der Champagne, in abgesonderten Haufen, schnell gegen Paris; Sacken zuerst, dann York, zuletzt der Oberfeldherr selbst mit der Kleist'schen Schaar. Es wurde an keine nahe Gefahr gedacht, weil nach der Seite hin, wo Napoleon stand, die grundlosen Wege der Champagne Brie, die kein Heer durchziehen zu können schien, ihre Flanke beschützten, und daher waren allerdings die Theile des schlesischen Heeres zu weit von einander getrennt. Der russische Vortrab war nur noch funfzehn Stunden von Paris; die Hauptstadt zitterte, die Schätze, die Kunstsachen, die Staatspapiere wurden eingepackt; schon flüchteten einige und sahen Napoleons Reich als

zusammenstürzend an; da brach er plötzlich von Troyes auf, nachdem er 20,000 Mann alter Krieger aus Spanien hatte auf Wagen herbeiführen lassen, zog quer durch die große Ebene zwischen der Seine und Marne, ob auch seine Feldherren an der Möglichkeit verzweifelten und der größte Theil des Geschützes im Kothe stecken blieb; ersah sich diejenigen, welche am kühnsten und rascheſten voranzogen, und fiel am 10. Februar bei Champaubert auf Sackens Nachtrab unter dem General Olsufiew. Die 4000 Russen wurden schnell von den Gardereitern umzingelt, mit der größten Heftigkeit von allen Seiten durch Fußvolk und Reiter bestürmt und etwa die Hälfte des Corps wurde theils niedergemacht, theils mit dem Anführer nach verzweifelter Gegenwehr gefangen genommen. Die andere Hälfte schlug sich zum Feldmarschall Blücher durch. Das war der erste Strahl des Glückes, der Napoleon wiederum leuchtete und die alte Zuversicht in ihm weckte. Er ließ dem Herzog von Vicenza, seinem Bevollmächtigten auf dem Friedens-Congresse zu Chatillon, schreiben, es sei eine glänzende Veränderung in seinen Angelegenheiten eingetreten; der französische Bevollmächtigte könne wiederum aus einem festeren Tone reden.

Und sogleich auf frischer That sollte nun noch größerer Gewinn erkämpft und der, im Rücken angegriffene, Sacken'sche Heerhaufen von etwa 14,000 Mann gänzlich vernichtet werden. Bei Montmirail wurde derselbe auch am folgenden Tage, den 11., von Napoleon erreicht und mit einem Verluste von beinahe 3000 Mann und 13 Kanonen nach der Marne zurückgetrieben. Zwar gelang es dem General Sacken mit Yorks Hülfe, den er eilig herbeigerufen, bei Chateau-Thiery über den Fluß zu setzen und die Brücken hinter sich zu zerstören; doch gingen auf diesem Rückzuge noch viele Menschen und viel Gepäck verloren und auch die Preußen verloren mehrere tausend Mann.

Indeß war der Feldmarschall, auf die Nachricht dieser Gefahren, schnell mit der Kleist'schen Heerschaar und einer russischen unter Kapczewitsch, zusammen nicht mehr als 16,000 Mann, über Champaubert zur Hülfe herbeigeeilt; allein die Feldherren, mit denen er sich zu vereinigen gehofft, waren schon seitwärts über die Marne gewichen und nun sah er sich selbst am 14. von Napoleon mit überwiegender Macht bei Vauchamps auf's Heftigste angegriffen. Es war keine geringe Gefahr für den kleinen Haufen, und Napoleon bot alles auf, den günstigen Augenblick zu benutzen. Wenn er diesen Heerhaufen gleichfalls überwältigte, die Menge mit den Anführern gar gefangen nahm, so gab es kein schlesisches Heer mehr; seine Seele wenigstens war dahin; Blücher, Gneisenau, Kleist, Ziethen, Müffling, Grolmann, der Prinz August, und viele andere der Trefflichsten waren hier vereinigt. Das war ein lockender Gewinn für den Nachedurstigen; und auf der andern Seite galt es, die volle Kraft der Besonnenheit und der gediegenen deutschen Ruhe und Kaltblütigkeit dem fränkischen Ungestüm entgegenzusetzen. Und nie, an keinem Schlachttage, haben sich diese gründlichen Tugenden so herrlich an dem greisen Feldherrn und seinen Befehlshabern, so wie an den hartbedrängten Schaaren selber, bewährt, als an diesem Tage des Rückzuges, welcher ruhmwürdiger war, als eine gewonnene Schlacht. Es waren meistens neue Kriegshaufen, erst nach der Leipziger Schlacht gebildet, die die Gefahren des Krieges noch wenig kannten und so eben in höchst ermüdenden Eilmärschen vom Rheine her das Heer erreicht hatten; auch waren bei dem ganzen Zuge nur fünf schwache Reiterregimenter von etwa 1200

Mann, und der Feind dagegen entwickelte wenigstens 8000 Mann seiner besten Reiterei. Mit diesen drang er stürmend auf die Flanken der Preußen ein, während die Haufen des Fußvolkes und des Geschützes von vorn so gewaltig angriffen, daß gleich bei dem Rückzuge aus Vauchamps mehrere preußische Bataillone gänzlich vernichtet wurden. Und bald zeigten sich die dichten, schwarzen Wolken der Reiterschwärme sogar im Rücken des Heeres, auf der großen Landstraße, welche durch die Ebene zwischen Champaubert und dem Wald von Etoges führt, und verschlossen den letzten Ausweg. Da gab es keine Rettung, als in der Kriegskunst der Heerführer und in dem festen Entschlusse aller, sich muthig durch den Feind durchzuschlagen. Dicht geschlossen rückte das Fußvolk vorwärts; das Geschütz richtete sein Feuer auf den Punkt der großen Straße; alle Gewehre richteten dahin ihre Kugeln, es wurde nur auf eine Entfernung von 30 Schritten gefeuert; ja, das Fußvolk griff sogar die Reiterei mit dem Bajonette an; — da mußte sie den Durchweg öffnen. Dennoch war die Gefahr noch nicht überstanden, die Angriffe auf die Flanken wurden nur um so heftiger fortgesetzt; allein wenn die Krieger nur auf ihren alten Helden blickten, so mußte guter Muth ihre Herzen erfüllen. So wild auch die Feinde anstürmten und Himmel und Erde bewegten, um die unerschütterlichen Reihen nur erst in Unordnung zu bringen, — immer ritt er ernst, langsam, ruhig, Zuversicht in seinen Augen, meistens hart am Nachtrabe oder am Vorderzuge, wo die Gefahr am meisten drängte, und ordnete mit seinem trefflichen Gehülfen Gneisenau besonnen das Ganze.[1]) Dadurch ward es möglich, daß auf einer langen Rückzugslinie von vier schweren Stunden, im offenen Felde, wo nicht Gräben noch Mauern gegen die Angriffe der Reiter schützten, unter beständigem Geschütz- und Gewehrfeuer, dennoch kein Viereck durchbrochen wurde und kein Haufe aus seiner Schlachtordnung wich. Ja, der gute Muth der Soldaten zeigte sich so unerschütterlich, daß sie, wenn ein Reiterangriff zurückgeschlagen war und die Vierecke sich wieder auflösten und in Marsch setzten, unter Musik und hellem Gesange weiterzogen. — Sehr tapfer bewährte sich auch das Geschütz, welches an diesem Tage, aus Mangel der Reiterei, den Vortrab und den Nachtrab des Zuges machen und sich mit stürmischer Schnelligkeit bewegen mußte. Wenn die feindliche Reiterei gegen das Fußvolk ansprengte, sogleich wandte ihr das Geschütz die verderbensprühenden Mündungen entgegen und schmetterte seine Kartätschen dazwischen, zerriß die Glieder und trieb sie in eiliger Flucht zurück. Es wurde vorzüglich durch den Prinzen August von Preußen geleitet, welcher mit der kaltblütigsten Tapferkeit, entschlossen lieber zu sterben, als gefangen zu werden, immer an der Spitze seiner Abtheilung daher zog. Ein großes Glück war es für die Preußen, daß die Felder zu beiden Seiten der Heerstraße von dem langen Regen so durchweicht waren, daß die französische Reiterei nur langsam in denselben vorrücken, keine Geschütze heranbringen und ebenfalls nicht mit

1) In einem sehr bedrängten Augenblicke, als der Feldmarschall selbst ein Bataillon gegen die feindliche Reiterei aufstellte, wurde er mit diesem von allen Seiten umzingelt und von den übrigen Truppen getrennt; im heftigsten nahen Feuer hielt er unbeweglich; es war ein Augenblick finsterer Stimmung in seiner Seele, wie er im ganzen Laufe des Krieges so nicht in ihm gewesen war. Glücklicher Weise trieb das wirksame Feuer des Bataillons die Reiter zurück. Als er darauf zu den Seinigen kam und Gneisenau erblickte, sprach er die merkwürdigen Worte: Wenn ich heute nicht umkomme, so ist mir ein langes Leben beschieden, ich hoffe, in der Zukunft alles wieder gut zu machen.

der vollen Gewalt des Stoßes ihre Angriffe machen konnte. Das preußische Fußvolk aber, welches über eben diese Felder neben der Heerstraße zog, sank nicht so tief in den Schlamm und bewegte sich freier, wenngleich auch unter der höchsten Anstrengung aller Kräfte.

Als der Zug an den Wald von Etoges kam, hatten sich einige zwanzig französische Kürassiere in der Dämmerung in das Holz geschlichen und fielen plötzlich das Gefolge des Feldmarschalls an; da mußten die Befehlshaber und die Offiziere des Generalstabes selbst die Degen ziehen, und sich der ungestümen Gäste erwehren, die auch glücklich niedergemacht oder gefangen wurden.

Endlich kam die langersehnte Nacht herbei und versprach den Preußen nach so harter Noth einige Ruhe; aber noch einmal wartete ihrer im Dorfe Etoges ein Kampf mit dem französischen Fußvolke, welches auf Seitenwegen zuvorgekommen war und das Dorf besetzt hatte. Aus allen Gassen und Häusern empfing sie ein mörderisches Feuer; aber Kleist bahnte sich mit dem Bajonette einen Weg hindurch und die übrigen folgten, so daß die alte Stellung bei Bergères glücklich erreicht wurde. — Indeß war der vierzehnte Februar ein heißer Tag gewesen, er hatte 6000 Menschen gekostet; aber er gewährte unsterblichen Ruhm und lehrte Vorsicht für die Zukunft gegen den listigen Feind. — Die Theile des schlesischen Heeres, welches allerdings in diesen schlimmen fünf Tagen an 15,000 Mann verloren hatten, vereinigten sich hinter der Marne und zogen bald nach der Aube hinzu, um sich wieder an das große Heer anzuschließen.

Napoleon war über die Maßen erfreut, in den Kriegsberichten und Zeitungen wieder von Siegen reden zu können und durch die Gassen seiner Hauptstadt Gefangene und erbeutete Kanonen führen zu lassen. Das leichtsinnige Volk wähnte die Dinge auf einmal wieder umgewandelt und erhob ihn, den es schon verloren gegeben, hoch zu den Sternen. — Plötzlich wird das Triumphgeschrei wieder still, denn von einer andern Seite waren, während Napoleon an der Marne kämpfte, die leichten Haufen des großen Bundesheeres bis zehn Stunden gegen Paris vorgerückt. Die Kosaken streiften von Fontainebleau aus, welches die Oestreicher besetzt hatten, sogar bis 6 Stunden vor Paris. Napoleon aber ließ von der Verfolgung des schlesischen Heeres ab und wandte sich gegen das große Heer. Der Fürst Schwarzenberg hatte ihm Wrede und Wittgenstein in den Rücken gesendet, um dem schlesischen Heere Luft zu machen; aber weil alles so reißend schnell sich zugetragen hatte und die Bewegungen des großen Heeres dagegen viel zu langsam gewesen waren, so kamen sie zur Hülfe zu spät und mußten nun selbst vor Napoleon, der sich mit aller Macht gegen sie umkehrte, nach hitzigen Gefechten über die Seine zurückweichen. Der tapfere und schnelle Kronprinz von Würtemberg, der den Vortrab des großen Heeres führte, hatte mit seinen Würtembergern und einigen Oestreichern die Stadt Monterau besetzt; auf ihn fiel am 18. Februar das ganze Gewicht von Napoleons Kriegszorn, nachdem am 17. schon Wittgenstein bei Mormant und Nangis hatte zurückweichen müssen. Den ganzen Tag hindurch bis zum Abend hielt die tapfere Schaar auf den Höhen bei Monterau den Anfall einer viel größern Macht und ein furchtbares Geschützesfeuer aus. Die Batterien der Garde waren auf den Höhen von Sürville aufgestellt und Napoleon richtete in seinem Eifer selbst die Kanonen und kommandirte das Abschießen. Allein weder die Kugeln der Kanonen noch

die Bajonette der anstürmenden Feinde konnte die tapfern Würtemberger aus der Fassung bringen. Drei Mal schlugen sie die Stürmenden zurück, obwohl diese ihnen dreifach überlegen waren, und behaupteten ihren Ort, damit indeß das übrige Heer sich hinter der Seine sammeln könne; endlich, da ihr weniges Geschütz gänzlich zerschossen war und ein starker französischer Haufe in ihre Flanke fiel, mußten sie ebenfalls über den Fluß zurückgehen. Und da, während der Feind schon die einzige Brücke bestürmte, im heftigsten Handgemenge mit ihm, gingen viele Menschen verloren. Napoleon aber jubelte laut und rief: „Mein Herz ist erleichtert, ich habe die Hauptstadt meines Reiches gerettet!"

Ja, er war durch diese zehntägigen, rasch auf einander folgenden Vortheile wieder so übermüthig geworden, daß er seine besten Heerführer, wie z. B. den Marschall Victor, schnöde behandelte, für geringe Versehen auf's härteste anfuhr und mit Absetzen und Erschießen bedrohte. Und als er am 24. Februar wieder nach Troyes kam, ließ er einen dortigen Edelmann, der sich laut für die alte französische Königsfamilie erklärt hatte, vor ein Kriegsgericht stellen und nach wenigen Stunden erschießen. Der alte Trotz auf sein Waffenglück war wieder erwacht. Dazu kam von dem Marschall Augerau von Lyon her gute Botschaft; er hatte den östreichischen General Bubna bis Genf zurückgedrängt und bedrohte mit einem starken Heerhaufen die Schweiz. Wenn er diese gewinnen konnte, so war dem großen Bundesheere die Zufuhr und der Rückzug an den Oberrhein abgeschnitten. Napoleons Seele, welcher alles Maaß fehlte, faßte sogleich das Größte in ihren Gedanken, sah schon die Schweiz erobert, Elsaß und Lothringen in Aufruhr und mit Dolch und Gift gegen die Verbündeten bewaffnet, die zahlreichen Besatzungen der Festungen mit dem Landsturm vereinigt und ihn leitend, so daß das Bundesheer, wohin es sich auch wenden möge, auf dem Rückzuge bis an den Rhein vernichtet werden müsse; und in der That war auch seit den letzten Siegen die Bevölkerung der Gegenden, in welchen der Krieg geführt wurde, aus ihrer Niedergeschlagenheit erwacht; die Dörfer und kleinen Städte wurden verlassen, die Nahrungsmittel verborgen, das Vieh weggetrieben und es bildeten sich bewaffnete Haufen, welche die Nachzügler niedermachten. Da war dem Kaiser Napoleon das Wort Friede verhaßt. Die Verbündeten boten ihm gute Bedingungen an und die Unterhandlungen zu Chatillon dauerten noch fort. Er aber, da er von der Abtretung Hollands und Italiens hörte, fuhr zornig auf und rief: „Ha! Was denken die Feinde? Ich bin jetzt näher an Wien, als sie an Paris!" — In seinem ganzen Heere tönte dieses vermessene Wort wieder und Paris jubelte noch einmal laut über seinen zweimaligen Erretter, den es nun mit ganzer Seele anzuhängen sich wieder vornahm.

Wie bald aber waren solche Vorsätze von dem leichtfertigen Volke vergessen, und wie schnell änderte sich die ganze Gestalt der Dinge! Wer sie schon jetzt mit ruhigem Auge betrachtete, konnte Napoleons ausschweifende Hoffnungen nicht theilen. Das große Heer zog sich freilich auf Troyes und von da an die Aube zurück, denn die Schweiz, der feste Ausgangspunkt aller Bewegungen des großen Heeres, sollte gesichert und dem General Bubna sollten zwei Heerhaufen gegen Augerau zu Hülfe geschickt werden. So wenig aber war dieser Rückzug Folge des gesunkenen Muthes im Heere, daß dieses vielmehr einzig darüber trauerte, daß es nicht vor=

wärts ging, und daß der Oberfeldherr, Fürst Schwarzenberg, sich dadurch genöthigt sah, in einer Bekanntmachung an das Heer die Gründe des augenblicklichen Rückzuges und das Versprechen zu geben, bald werde er den Feind wieder angreifen. Zugleich rückten noch andere neue, starke Haufen zur Unterstützung nach; vom Oberrhein her der Erbprinz von Hessen-Homburg mit dem sechsten deutschen Corps; von Norden her der siegreiche Bülow, nachdem er Holland und Belgien erobert hatte; — gegen Antwerpen und einige andere Festungen blieb der Herzog von Weimar mit seinem norddeutschen Heerhaufen zurück; — vom Niederrhein aber kamen Winzingerode und Woronzow mit Russen, als Vortrab des Heeres vom Kronprinzen von Schweden, der, nachdem er Dänemark zum Frieden gezwungen, auch schon an der Maas stand. Wenn dieser auch zögerte, in Frankreich selbst einzubrechen, so konnte er doch im Augenblicke der Gefahr ein starker Rückhalt sein. Und endlich, wie wurde gerüstet, ausgehoben, geübt in den weiten Ländern Europa's; wie wetteiferten die Völker Deutschlands, Preußens, Oestreichs und Rußlands! Das einmal aufgeregte Leben trieb immer kräftigere Früchte.

Es gab freilich im großen Hauptquartier der Verbündeten auch zaghafte Gemüther, welche einen erträglichen Frieden der Fortsetzung eines Krieges vorzuziehen riethen, der seit zwei Monaten recht viele Anstrengungen und Beschwerden mit sich führte; nach ihrer Meinung sollte man sich langsam bis an den Rhein zurückziehen und indeß die Friedensunterhandlungen betreiben, die noch immer zu Chatillon fortgesetzt wurden; allein diese Stimmen wurden schnell und kräftig durch den alten Helden Blücher niedergeschlagen. Schon vier Tage nach dem schweren Rückzuge auf Etoges hatte er dem Feldmarschall Schwarzenberg gemeldet, daß er im Stande sei, sich mit dem großen Bundesheere zu vereinigen, und am 21. Febr. stand er mit 53,000 Mann bei Merry und schickte den Obersten von Grolmann in das große Hauptquartier, seine Hülfe zu einer Hauptschlacht gegen Napoleon anzubieten. Sollte diese aber nicht beschlossen werden, so erbot er sich, allein mit der schlesischen Armee wieder zum Angriffe zu schreiten, an der Marne gegen Paris vorzudringen und so den Kaiser Napoleon von der großen Armee abzuziehen. Mit seiner kräftigen Beredsamkeit erlangte es der Oberst von Grolmann von dem Fürsten Schwarzenberg, nach dessen erstem Plane sich das schlesische Heer mit an die rückgängige Bewegung der Hauptarmee anschließen sollte, daß der Fürst seine Zustimmung zu Blüchers Vorschlage gab; daß die große Armee aber auch an dem Vordringen Theil nehmen sollte, konnte er nicht bewirken. Froh, nur so viel erlangt zu haben, eilte Grolmann am 23. zu dem Feldmarschall zurück, und dieser, um auch nicht einen Augenblick Zeit zu verlieren und einer Veränderung der Entschlüsse nicht Raum zu geben, ließ gleich in der Nacht vom 23. auf den 24. sein ganzes Heer nach der Marne zu aufbrechen. Zugleich schrieb er einen eigenhändigen Brief an den Kaiser Alexander, in welchem er seine feste Zuversicht aussprach, daß die gute Sache Europa's auf diese Weise gerettet werden könnte, und nur bat, daß man die von der Nordarmee heranziehenden Heerestheile von Bülow und Winzingerode unter seinen Oberbefehl stellen möge. Er stand alsdann wieder an der Spitze eines sehr guten Heeres von 100,000 Mann und konnte allein schon die Hauptstadt Frankreichs bedrohen. Das war dem Eifer und der ganzen Weise des alten Helden angemessen, rastlos anzugreifen und keine Ruhe zu gestatten. Und die Ueberzeugung, daß sein

hochherziger König und der entschlossene Kaiser Alexander seine Bitte gewähren würden, betrog ihn auch nicht, bald kam die Zustimmung der auf seinen Heldenmuth vertrauenden Monarchen. Im raschen Laufe zog das Heer nordwestlich nach der Marne zu, um sich mit Bülow und Winzingerode zu vereinigen, und kam Paris bis auf einige Tagemärsche nahe. Diese unerwartete Bewegung, welche ein französischer Erzähler die kühnste des ganzen Feldzuges nennt und die in der That als der Wendepunkt des ganzen Krieges angesehen werden kann, kam Napoleon, der sich in Troyes befand, außerordentlich ungelegen. Er hatte eben den Vorschlag eines Waffenstillstandes abgewiesen und sah schon im Geiste die Ufer des Rheines wieder; nun mußte er sich entschließen, von dem großen Heere abzulassen und dem kühnen Gegner, den er so eben ganz gelähmt zu haben glaubte, in entgegengesetzter Richtung zu folgen.

Der Monat März.

Napoleons Absicht war, den Feldmarschall Blücher noch vor seiner Vereinigung mit den Hülfstruppen zu erreichen, von welchen denselben der Aisne-Fluß trennte. Allein schon hatten die Generale Bülow und Winzingerode die Stadt Soissons an diesem Flusse eingeschlossen, wo eine gute Brücke und der beste Vereinigungspunkt für beide Heere war. Die Stadt, mit Mauern und Gräben umringt, hatte eine zahlreiche französische Besatzung, allein rasch macht der General Bülow die Anstalten zum Sturme. Schon kommen, beim Einbruche der Nacht, die Haufen mit Sturmleitern versehen in guter Ordnung heran; der Befehlshaber der Stadt aber, General Moreau, der die Wichtigkeit des Augenblicks nicht kennt und nicht weiß, daß Napoleon so nahe ist, übergiebt die Stadt und zieht mit seiner Besatzung ab (wofür ihn Napoleon vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen ließ). So hatte der General Bülow auch hier wieder in einem entscheidenden Augenblicke durch seine rasche Entschlossenheit eine glückliche Wendung herbeigeführt. — Der Feldmarschall ging über den Fluß und zog immer nordwärts nach Laon zu, bis er alle seine Kräfte versammelt und bei dieser Stadt eine treffliche Stellung gewonnen haben würde. Napoleon, um mit diesem einen Gegner ganz fertig zu werden, folgte ihm auf dem Fuße nach, obwohl immer weiter von dem großen Bundesheere abgezogen und 33 Stunden nordwärts von Paris entfernt.

170. Die Schlacht bei Craonne am 7. und bei Laon am 9. und 10. März 1814.

Auf den Höhen bei Craonne traf er am 7. März die Russen unter dem General Woronzow in guter Stellung und konnte sie nur mit einem harten Verluste seiner Krieger zum Rückzug gegen Laon zwingen. Es war eine der blutigsten Schlachten im ganzen Feldzuge von 1814; die Franzosen verloren nach ihren eignen Angaben 8000 Mann, die Russen gegen 5000. Bei Laon hatte sich Blücher zur Schlacht bereitet und die Stadt selbst, die auf einem schwer zu erobernden Felsen von 3 bis 400 Fuß Höhe liegt, zum Mittelpunkt seiner Stellung gemacht. Dennoch stürmten die Franzosen, als kaum der Morgen des 9. März graute, mit großer Heftigkeit die Vorstadt Semilly, dicht am Fuße des Berges, und nahmen sie einen Augenblick in Besitz; aber die Preußen von der tapfern Bülow=

schen Schaar warfen sie sogleich wieder heraus und Napoleon versuchte es nicht weiter, den Berg zu stürmen. Nun dauerte der Kampf den übrigen Theil des Tages noch auf beiden Flügeln der Stellung, und vor allen Dingen trachtete der Marschall Marmont, den linken Flügel der Preußen von der Straße wegzudrängen, die nach den Niederlanden führt. Wirklich hatte er am Nachmittage einige Vortheile erkämpft; das Dorf Athis, vor welchem die preußische Avantgarde focht, mußte von dieser verlassen werden; aber am Abend beschlossen die Heerführer York und Kleist dem ganzen Vorhaben mit Einem Streiche ein Ende zu machen. Als schon Dunkelheit das Feld bedeckte und der Feind, das blutige Tagewerk vollendet glaubend, an manchen Stellen schon die Lagerfeuer angezündet hatte, da erhoben sich die Preußen gegen ihn; Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, stürmte links von dem brennenden Dorfe Athis einen Waldhügel, den die Franzosen besetzt hatten; andere Haufen drangen in das Dorf selbst ein, und die rechte Flanke des Feindes hatte Ziethen mit der Reiterei still umritten, um ihn, wenn er von dem Fußvolke zurückgetrieben werde, zu empfangen. Das ganze Vorhaben glückte trefflich. Ohne einen Schuß zu thun, drangen die Preußen mit dem Bajonette in die aufgeschreckten Feinde, die sich zur Wehre setzen wollten und feuerten; in wenig Augenblicken waren sie aus einander gesprengt, ihr Geschütz genommen, alles in verworrener Flucht durch einander geworfen; die Preußen hingegen, durch das Wirbeln der Trommeln und den leicht kenntlichen Klang ihrer Hörner zusammengehalten, blieben selbst in der Finsterniß in geschlossenen, festen Reihen. Die Reiter vollendeten des fliehenden Feindes Niederlage und nahmen sein ganzes Geschütz bis auf vier Stück, so daß die Zahl der eroberten Stücke an diesem Abende sechsundvierzig war. Es war ein fröhliches Siegesrufen der Preußen durch die dunkele Nacht, und der leichte Sieg hatte kaum einige hundert Todte und Verwundete gekostet; der Marmont'sche Heerhaufen dagegen hatte eine üble Niederlage erlitten und allein 2500 Mann an Gefangenen verloren.

Am folgenden Tage, den 10., wollte Napoleon seinem geschlagenen Flügel den ferneren Rückzug erleichtern, oder er gedachte vielleicht, noch im Mittelpunkte einen Vortheil zum Ersatz des Schadens zu gewinnen; denn er machte neue Angriffe gegen die Höhen von Laon. Sie wurden abgeschlagen, wie am vorigen Tage. Am Abend griff er zum letzten Mal die Vorstadt Semilly, am Fuße des Berges, an; es ging nicht besser, und wäre der alte Feldherr Blücher nicht gerade an einer schlimmen Augenentzündung krank gewesen, so daß er das Zimmer nicht verlassen konnte, wodurch die Einheit im Oberbefehl verloren ging, so hätte Napoleon auch seinen andern Flügel wahrscheinlich geschlagen, ja vielleicht sein ganzes Heer auf der Flucht sehen müssen. Es war eine augenblickliche Lähmung in der Führung des schlesischen Heeres eingetreten, der Feldmarschall Blücher war so schwach, daß er sich bis zur Einnahme von Paris im Wagen mußte fahren lassen, und so gewann Napoleon noch eine Frist von einigen Wochen bis zu seinem Untergange. Er zog in der folgenden Nacht mit seinem Heere von dannen und that in seinem Kriegsberichte das kurze Bekenntniß: „Er habe die Höhen von Laon unangreifbar gefunden." Daß er aber sechzig Kanonen und in beiden Schlachten bei Craonne und Laon nicht weniger als 17,000 Mann verloren hatte, sagte er nicht.

171. Napoleon gegen Schwarzenberg.

Der mißlungene Angriff gegen das schlesische Heer war für Napoleon ein arger Verdruß. Was halfen ihm nun das wilde Nachsetzen und die unsäglichen Mühseligkeiten seiner Krieger? Der Gegner, der ihn am meisten drängte, den er schon im Februar vernichtet zu haben sich rühmte, den er vierzig Tage lang vorzüglich im Auge gehabt und mit diesem Schlage am härtesten treffen wollte, — derselbe sah ihn jetzt vor sich auf dem Rückzuge und zog bald hinter ihm drein, um ihn in immer engeren Kreisen einzuschließen.

Es blieb ihm nichts übrig, als noch einen Versuch gegen Schwarzenberg zu machen, ob er das große Heer nicht vielleicht unvorbereitet und in einzelnen Haufen abgesondert treffe.

Der Feldherr Schwarzenberg stand wiederum am Aubeflusse, wohin er sich gezogen hatte, nachdem Napoleon zur Verfolgung des schlesischen Heeres aufgebrochen war. Am 27. Februar hatte er den Marschall Oudinot, der ihn aufhalten sollte, bei Bar an der Aube mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen, Troyes wieder erobert und erwartete nun in den Gefilden zwischen der Seine und Marne, wie Napoleons Strauß mit Blücher ablaufen werde. Bald erfuhr er es durch jenen selbst, der plötzlich, von Laon zurückkehrend, gegen ihn daher kam. Am 13. März überfiel er den russischen General St. Priest in Rheims, nahm die Stadt ein, nachdem der General selbst gefallen war, und am 20. standen seine Schaaren dem großen Heere gegenüber und besetzten Arcis an der Aube. Hier hoffte er durch einen raschen Angriff die Kette des Schwarzenbergischen Heeres so zu zersprengen, daß ihre einzelnen Glieder weit auseinander geworfen würden; aber er fand sie fest geschlossen und wohl geordnet, und sein Vorhaben scheiterte zum zweiten Male. Der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm selbst, in deren Seele der Entschluß fest stand, einer entscheidenden Schlacht nicht länger auszuweichen, hatten das Heer in Eilmärschen sich vereinigen lassen, und schon an diesem Tage, den 20., kam es bei Arcis zu einem ernsthaften Gefechte. Die französische Gardereiterei wurde mit solcher Gewalt nach diesem Orte zurückgeworfen, daß Napoleon, um den wichtigen Platz nicht zu verlieren, selbst den Degen ziehen, die flüchtigen Geschwader sammeln, sich an ihre Spitze stellen, und sie wieder in den Kampf führen mußte. Bei diesem Angriff kam er so sehr in's Gedränge, daß schon ein Kosak mit der Lanze nach ihm stieß und daß er selbst, zu seiner Vertheidigung, seine Pistolen abfeuern mußte. Viele Begleiter wurden neben ihm getödtet und sein Pferd durch eine Kugel getroffen. Weit entfernt, die Gefahren zu vermeiden, schien er vielmehr ihnen zu trotzen. Eine Haubitzenkugel fiel zu seinen Füßen nieder; er erwartete den Schlag und verschwand bald in einer Staub- und Rauchwolke. Man glaubte ihn verloren. Er stand wieder auf, warf sich auf ein anderes Pferd und stellte sich von Neuem unter das Feuer der Batterien. Nur durch diese äußerste Anstrengung und das Dazukommen des Fußvolks wurde die Stadt Arcis an diesem Abend gerettet.

Auf den folgenden Tag hatte sich das Bundesheer zu einer großen Schlacht aufgestellt; gegenüber, vor Arcis, stand Napoleon gleichfalls in Schlachtordnung, und beide Heere erwarteten schweigend den Angriff des andern. Es war die bedeutungsvolle Stimmung, mit der man großen Ent-

scheidungen des Schicksals entgegensieht, und es vergingen einige wichtige Stunden. Wirklich wurde in diesen Stunden das Schicksal der Welt entschieden, aber auf andere Weise, als damals noch irgend eines Menschen Verstand begreifen mochte. In diesen Stunden kam in Napoleons Herzen ein Entschluß zur Reife, den er schon lange mit sich herumgetragen, auf den er nun alle seine Hoffnung gesetzt hatte und der sein Verderben entschied. Jetzt schritt er zur Ausführung. Denn als die Verbündeten noch erwartungsvoll zu ihm hinüberblickten, siehe, da löste sich plötzlich, zu aller Erstaunen, die französische Schlachtreihe auf, große Heeresmassen gingen über die Aube zurück und stiegen jenseits die Berge hinauf; Napoleon verließ das Schlachtfeld ohne Kampf. Sein neuer Kriegsplan war dieser: In offenen Feldschlachten hatte er es genugsam mit den verbündeten Heeren versucht; nun wollte er es in anderer Weise angreifen. Rasch vorbeiziehend an Schwarzenberg, wollte er sich in dessen Rücken werfen; der werde, so hoffte er, sich eilig zurückziehen, um seinen Rücken frei zu halten, und dann sollte er in die Hinterhalte fallen, die er ihm in Lothringen und Elsaß mit Hülfe der Festungsbesatzungen und der Einwohner legen wollte. Solchen Entwurf hatte er schon lange vorbereitet; die Befehlshaber in den Festungen hatten zum Theil schon Nachricht davon erhalten durch heimliche Botschafter, die sich durchgeschlichen und die wichtigsten Schreiben in ihren Stöcken oder Schirmen, oder im Halsbande ihrer Hunde verborgen hatten. Bei den Einwohnern des Landes fanden seine Anschläge auch den besten Eingang; sie waren schon beinahe überall im Aufstande begriffen, lagen in Wäldern, Hohlwegen und Schlupfwinkeln versteckt, erschlugen die Einzelnen, griffen selbst kleine Haufen an, und die Eilboten der verbündeten Heere konnten nicht mehr durchkommen. Die Zufuhr für dieselben stockte; schon fing Pulver und Blei zu mangeln an; wenn zu den aufrührerischen Bauern noch geübte Soldaten kamen, so mußte ein Rückzug der Untergang der Verbündeten werden.

Napoleon war von der Trefflichkeit seiner Entwürfe so fest überzeugt, und so sehr hatte der thörichte Stolz seine Augen verblendet, daß er, der selbst am Rande des Abgrundes schwebte, die Gegner schon für verloren hielt und in die Worte ausbrach: „Man hat von Frieden geredet; aber ich unterhandle nicht mit Gefangenen!“ — Die Verhandlungen in Chatillon brach er ab und zerriß damit selbst die letzte Hoffnung friedlicher Uebereinkunft, welche bis dahin manche Zögerung in die Kriegsunternehmungen der Verbündeten gebracht hatte. Sein Schicksal eilte rasch der Entwickelung entgegen.

172. Der Zug gegen Paris.

Bei den Verbündeten vermehrte sich das Erstaunen über Napoleons plötzliche Bewegung noch mehr, als die ausgesandten Kosaken in ihrer Weise berichteten: „Der Feind ziehe sich zurück, aber nicht nach Paris, sondern nach Moskau.“ Bald aber erhielt man die Aufklärung durch einen, in glücklicher Stunde durch Tettenborn's Streifcorps aufgefangenen, Brief von Napoleon selbst an die Kaiserin, worin er ihr seinen oben entwickelten Plan meldete. — So war also der Augenblick wichtiger Entschließung für das Bundesheer gekommen; — vor ihm Paris, in seinem Rücken, wenn es sich nicht eilig zurückwendete, Napoleon. Die Vorsicht rieth, den Rücken frei zu bewahren und sich lieber immer weiter gegen den Rhein zu ziehen.

Die gute Zuversicht aber sprach: „Lasset den vermessenen Wagling, der in seiner Noth das Aeußerste versucht, mit seinem kleinen Haufen getrost weitab rennen; zieht rasch auf seine Hauptstadt und gewinnt sie; dann wird euch das ganze Frankreich zufallen. Zwar ist jene eine große Stadt und hat viele Jünglinge und Männer, die die Waffen zu ihrer Vertheidigung ergreifen könnten; auch haben sie wohl oft große Worte geredet, daß sich an diesem Kleinode des französischen Reiches kein Feind ungestraft vergreifen solle; allein die That wird das Wort leer finden lassen." — Und die gute Zuversicht gewann den Preis im Rathe der verbündeten Herrscher. Sie beschlossen, Napoleon ziehen zu lassen, selbst kühn vorwärts zu dringen und sich mit dem Blücherschen Heere an der Marne zu vereinigen; und dieser Entschluß wurde am 23. März durch einen Aufruf des Fürsten Schwarzenberg den Heeren also bekannt gemacht:

„Ihr Sieger von Kulm, von Leipzig, von Hanau, von Brienne! Ihr habt in einem Feldzuge die Herrschaft Frankreichs über das Ausland vernichtet und die Hälfte des französischen Reichs erobert. Dennoch will die französische Regierung von Billigkeit und Mäßigung nichts hören; Frankreich will eine erobernde Macht bleiben, es will alle Mittel in Händen behalten, unsere Ruhe, unsere Freiheit und Selbstständigkeit jeden Augenblick stören zu können. Daher sind die Friedensverhandlungen abgebrochen worden. In Euren Händen nun, ihr Krieger, liegt das Schicksal der Welt, auf Euch sind die Blicke von Europa gerichtet! Noch wenige Augenblicke, und die Wünsche Europa's werden in Erfüllung gehen!"

Und am folgenden Tage, den 24. März, als die bestimmte Nachricht eintraf, daß das schlesische Kriegsheer schon zur Vereinigung in der Nähe sei, als die verbündeten Herrscher zu Pferde gestiegen waren und auf einem Hügel bei Vitry, unter freiem Himmel, wie in den Zeiten der Vorfahren, im Lichte einer heitern Frühlingssonne, einen Kriegsrath hielten, da, um die elfte Stunde des Tages, an dieser Stelle, wurde der große Entschluß gefaßt, nun sofort mit den vereinigten Heeren gegen Paris aufzubrechen und gegen Napoleon nur den General Winzingerode mit 10,000 Mann Reiterei und reitender Artillerie zurück zu lassen, der ihn glauben machen sollte, das gesammte Hauptheer folge ihm.

Mit dem Rufe: „Gegen Paris!" kam ein neuer Geist über die verbündeten Krieger 1). Die drei Wintermonate in Frankreich waren der unerhörtesten Mühseligkeiten voll gewesen; Sturm und Regen, Schnee und Frost, der unwegsame Erdboden und der unwirthbare Himmel, alles war ihnen entgegen, und das beständige Vor- und Rückwärtsziehen, wovon der gemeine Krieger den Zweck nicht einsehen konnte, ermüdete seine Geduld auf's äußerste. Nun aber, als ihnen ein großes Ziel hingestellt war, da jubelten sie laut; das ausgestandene Ungemach war vergessen, das noch bevorstehende war wie ein Spiel vor ihren Augen, und doch lag noch ein Weg von vierzig Stunden, durch eine der ödesten Gegenden Frankreichs, angefüllt mit zerstörten Orten, verlassen von ihren Bewohnern, ohne Vorräthe, ohne Hospitäler und ohne feste Stützpunkte, vor ihnen.

1) Als diese Nachricht zu dem schlesischen Heere kam, riß der kranke Blücher, der seit Chalons seiner Augenentzündung wegen einen Schirm über den Augen in Gestalt eines Frauenhutes trug, diesen Hut vom Kopfe und warf ihn jubelnd in die Höhe, mit dem Ausrufe: „Hurrah, nun folgt die ganze Armee meinem alten Kommando: Vorwärts!"

Aber, wie oft, wenn nur das Herz und der Entschluß fest sind, die Gunst des äußern Zufalls sich sogleich hinzu findet, so fingen auch in diesen Tagen die leichten Reiter mehrere Eilboten mit wichtigen Briefschaften des Feindes auf, die gute Kunde enthielten. In den Briefen aus Paris fanden sich amtliche Nachrichten, daß 10,000 Engländer zu Livorno in Italien gelandet seien; daß die zweite Stadt des Reiches, Lyon, von den Oestreichern genommen und Augereau's Heer in übler Lage sei; daß Wellington die wichtige französische Stadt Bordeaux besetzt habe und von Süden her in das Herz Frankreichs vordringe; endlich berichtete der Polizeiminister, daß die Stimmung in Paris sehr übel und die meisten des langen Krieges überdrüssig seien.

Nun ging es im freudigen Wettlaufe gegen die Hauptstadt; Blücher, der indeß über die Marne auch herangekommen war, rechts, Schwarzenberg links; auf der Mitte des Weges wollten sie sich vereinigen. Es war klares, trocknes Wetter, die Märzsonne schien erquicklich vom heitern Himmel hernieder; in gedrängten Zügen schritten die zahlreichen Schaaren daher, die Musik aller Regimenter spielte, und überall ertönten die weiten Ebenen von den Liedern der fröhlichen Krieger. — Als sie in die Felder kamen, wo vor sechs Wochen das schlesische Heer von Napoleon überfallen worden war, trafen sie unerwartet auf die Marschälle Mortier und Marmont, die ihrem Herrn eilfertig nachzogen; denn er wollte nun alle seine Macht im Rücken der Bundesheere vereinigen. Die Marschälle ahnten es noch nicht, daß sie auf einmal durch 200,000 Mann von Napoleon getrennt waren. Sie versuchten es, am 25. März bei Fère-Champenoise in einer festen Stellung Widerstand zu leisten, aber wie durch einen Sturmwind wurden sie durch bloße Cavallerieangriffe von dort weggescheucht und hatten es nur der eintretenden Nacht und der Ungeduld der Verbündeten, die ihr Fußvolk nicht abwarteten, zu verdanken, daß sie nicht ihr ganzes Heer verloren. Der General Pactod aber, der mit 6000 Mann und vielem Gepäck und Mundvorrath desselben Weges zog, wurde von der Reiterei des schlesischen Heeres auf einer und der des großen auf der andern Seite umzingelt und nach muthiger Gegenwehr sammt seinen Leuten, so viele ihrer noch übrig waren, gefangen genommen. Die Vergeltung des schlesischen Heeres in eben diesen Gefilden war vollständig, mehr als 12,000 Mann und über hundert Kanonen verloren die Franzosen bis Paris; und durch so herrliche Siege feierten die beiden Bundesheere ihre Vereinigung.

In stummer und ängstlicher Erwartung harrte indeß ganz Deutschland auf Nachrichten von seinen Kriegern; es wußte nichts von den großen Ereignissen und den kühnen Entschlüssen. Die Nachrichten blieben aus, die Sorge vermehrte sich; statt der Freunde kamen die Feinde dem Rheine näher. Es waren trübe und bange Tage. Bald aber kam eine desto herrlichere Kunde.

173. Die Einnahme von Paris am 30. und 31. März 1814.

Nach den angestrengtesten Tagemärschen kamen die Schaaren des großen Bundesheeres am Abend des 29. März vor der stolzen Stadt an, die sich die Hauptstadt der Welt genannt hatte. Seit zwei Jahrhunderten freilich gingen von ihr, als dem Mittelpunkte, böse und leichtfertige Sitten, in der letzten Zeit noch dazu die freche Waffengewalt über Europa aus; und

zum Lohn für alles dieses hatte sie aus den andern Ländern Geld und Gut, so wie die Werke der Kunst, an sich genommen, nicht mit wenigem sich begnügend, sondern das Trefflichste aus allen Zeitaltern, was Griechen und Römer, was Italien, Spanien und Deutschland hervorgebracht hatten, zusammenraffend. Jetzt standen die Rächer vor den Thoren und hätten ein Recht gehabt, an diesem Sitze der Gewalt und der Ungerechtigkeit die strengste Vergeltung zu üben. Drinnen war Napoleons Bruder Joseph, der ehemalige König von Spanien, mit vielen Anhängern, und hielt das Volk noch immer in dem Glauben, es sei nur eine Streifschaar der Verbündeten, die versuchen wolle die Hauptstadt in Schrecken zu setzen. Die Marschälle Marmont und Mortier hatten alle Kriegshaufen gesammelt, alles Geschütz aus Paris draußen auf die Hügel gefahren, und standen mit 30,000 Mann und 150 Kanonen auf dem Montmartre an der Nordseite und den Höhen an der Ostseite der Stadt, ob sie vielleicht den Kampf so lange aushalten könnten, bis Napoleon selbst zum Entsatze herbeikomme; und dann konnte freilich die Sache eine ganz andere Wendung nehmen.

Napoleon war wohl auf dem Wege, aber doch noch zu weit entfernt, um in der entscheidenden Stunde zur Stelle sein zu können. Seine thörichte Zuversicht hatte ihn betrogen und dem Bundesheere einen Vorsprung von vier Tagen gegeben, ehe er dessen Abzug gegen Paris merkte. Die Generale Winzingerode und Czernitschef wußten ihn trefflich zu täuschen, daß er sie mit ihren Reitern wirklich für den Vortrab des großen Heeres hielt, welches ihm eilig nachziehe, und er freute sich seiner gelungenen List. Endlich aber, weil immer nur Reiter und kein Mann vom Fußvolk sichtbar wurde, kam ihm Verdacht; er beschloß, sich selbst zu überzeugen, und griff den General Winzingerode an, der auch vor ihm weichen mußte. Dennoch konnte er immer noch nichts Gewisses erfahren, bis zum 29. März. Da kam ein Eilbote aus Paris und traf ihn nahe bei Doulancourt an der Brücke über den Aubefluß. Schnell stieg Napoleon auf einer kleinen Wiese am Flusse ab, öffnete die verhängnißvollen Briefschaften, und wie vom Donner gerührt sah er nun, daß in diesem Augenblicke, da er über vierzig Stunden von Paris entfernt war, dort die Schwerter zum entscheidenden Kampfe aufgehoben seien. Er ritt nach Troyes und reiste von dort am 30. März in geringer Begleitung seinem Heere voraus, um vielleicht noch zur rechten Zeit einzutreffen; er trieb selbst die Postillone zur Eile an. Allein nur aus weiter Ferne vernahm er den Donner der Schlacht, die eben vor Paris gekämpft wurde; und um 11 Uhr Nachts am 30., als er nur noch vier Stunden Wegs von Paris entfernt war, erfuhr er zu Fromenteau, daß er um einige Stunden zu spät gekommen sei. Paris war im Begriff sich zu ergeben. — Napoleon war nur durch den Seinefluß von den Vorposten der Feinde getrennt. Ihre Bivouacs warfen den Schein ihrer Feuer auf das linke Ufer, während die tiefste Dunkelheit hier den Winkel beschützte, wo Napoleon mit zwei Postwagen und einigen Bedienten sich aufhielt. Am nächsten Morgen um 4 Uhr, als die sichere Nachricht eintraf, daß die Capitulation von Paris unterzeichnet sei, ließ er umwenden und fuhr nach Fontainebleau zurück. — Mit der Einnahme von Paris war es so zugegangen:

Früh Morgens am 30. März griff der General Barclay de Tolly, der die Russen und Preußen unter Schwarzenberg befehligte, die Höhen von Belleville, in der Mitte der französischen Vertheidigungsstellung,

an. Der Kampf bei Pantin und Romainville, wo sich der tapfere Prinz Eugen von Würtemberg an der Spitze des zweiten russischen Armeecorps besonders auszeichnete[1]), war hartnäckig und zuerst unentschieden, weil die vielen Häuser, Gärten, Weinberge und kleinen Gehölze die Vertheidigung erleichterten, und weil ferner die Heerhaufen links unter dem Kronprinzen von Würtemberg und rechts unter Blücher, wegen fehlerhafter Anordnungen aus dem Hauptquartier, erst gegen Mittag zum Angriffe herbeikommen konnten. Das französische Geschütz, vortheilhaft aufgestellt, schmetterte viele Reihen der tapfern Angreifer zu Boden; aber dennoch drangen endlich die preußischen und badenschen Garden, wenngleich unter hartem Verluste, nebst den russischen Grenadieren, durch alle Hindernisse hindurch, behaupteten Pantin und die Höhe bei Romainville mit der größten Standhaftigkeit, bis Hülfe vom schlesischen Heere bald nach Mittag herankam, und so wurden endlich gegen 4 Uhr die Höhen von Belleville sammt dem Geschütz erobert und ein anhaltendes Hurrah im Anblick der Barrieren von Paris verkündigte die Anwesenheit der Sieger. Da merkten die Pariser wohl, daß es nun Ernst sei, und daß nicht bloß eine Streifbande vor ihren Thoren stehe. Die, sonst von glänzenden Staatswagen und geputzten Müßiggängern erfüllten Plätze des Vergnügens waren jetzt mit flüchtigen Landleuten und ihren Viehheerden, mit Karren und Gepäck, und bald auch mit verwundeten Kriegern bedeckt. Die Läden waren geschlossen, die Thüren verrammelt und eine dumpfe Stille herrschte in den sonst so geräuschvollen Gassen. Nur der Pöbel war wach und lauerte, ob vielleicht eine Plünderung den blutigen Tag krönen werde, damit er in der allgemeinen Verwirrung auch seinen Theil der Beute fände. Was von Machthabern und Freunden Napoleons noch in der Stadt war, floh eilig auf der entgegengesetzten Seite hinaus, ihre Reichthümer und die Verwünschungen des Volkes mit sich nehmend. Auch der König Joseph, der noch immer viele tapfere Worte geredet hatte, entfloh, als ihm die Gefahr zu nahe däuchte; er hatte nicht den Muth, mit den Seinigen auf Leben und Tod auszuhalten. Die Kaiserin mit ihrem Sohne war schon am 29. auf dem Wege nach Rambouillet abgereist.

Gegen Mittag begann auch der Angriff des schlesischen Heeres auf La Villette und La Chapelle und später auf die Höhen des Montmartre. York, Kleist und Langeron trieben die Franzosen immer näher nach Paris hin, und an diesem Flecke konnte auch die Reiterei einen Antheil an dem Ruhme dieses Tages nehmen; die schwarzen und die brandenburgischen Husaren machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die sich vor dem Dorfe La Villette behaupten wollten, eroberten vierzehn Kanonen und machten viele Gefangene; die nachrückende Infanterie trieb auch hier die Feinde bis an die Barrieren von La Villette und Pantin. Die tapfern Prinzen Wilhelm und August von Preußen hatten durch ihre rasche Entschlossenheit und ihr

---

1) Bei dem Einzuge der Monarchen in Paris sagte der Kaiser Alexander dem Prinzen von Würtemberg: „Ohne Sie wären wir nicht hier," und ernannte ihn zum General der Infanterie. Der Prinz nämlich, der zuerst in Paris eingerückt war, empfing den Kaiser an der Barriere von Pantin, und zwar an der Spitze einer Wache des 20. russischen Jägerregiments, das in diesem Kriege den ersten und letzten Schuß gethan, das in 157 Treffen mitgefochten hatte und von 7000 Mann, die seit April 1812 in seine Glieder eingetreten waren, noch 400 Mann, und von 567 Offizieren jetzt nur noch 8 in seinen Reihen zählte.

persönliches Beispiel zu diesen glücklichen Erfolgen sehr viel beigetragen. Der Montmartre mit seinem Geschütz wurde am Nachmittage durch die Russen unter Langeron ebenfalls erstürmt.

Auf dem äußersten linken Flügel war der Kronprinz von Würtemberg, nach beständigem Kampfe mit den Abtheilungen, die die Zugänge der Stadt von Vincennes her vertheidigten, am Nachmittage gleichfalls bis hart an diese Eingänge vorgedrungen; — und so stand nun das ganze Bundesheer auf den Höhen, die es erobert, von muthiger Siegesfreude erfüllt, den Schlagbäumen gegenüber, bereit, mit gefälltem Gewehr in die Stadt einzudringen. Aber schon hatten die Marschälle und die Vorsteher der Stadt um Schonung gebeten, und die verbündeten Herrscher, die nur den Urheber des Unheils und nicht das Volk verderben wollten, gewährten ihre Bitte. Die Stadt sollte am folgenden Morgen übergeben werden und die Trümmer des Heeres von Marmont und Mortier durften abziehen. Die Freude der Pariser, aus so naher und großer Gefahr glücklich gerettet zu sein, war außerordentlich.

Am folgenden Tage, den 31. um Mittag, hielten die beiden Bundesfürsten, — der Kaiser Franz war bei seinem Heere in Lyon zurückgeblieben, — mit den Prinzen ihres Hauses, dem Kronprinzen von Würtemberg, mit vier Marschällen, sehr vielen Generälen und einem Theile ihrer Heere, ihren Siegeseinzug in Paris. — Es war ein erhebendes Schauspiel, wie die Krieger von Mitternacht und von Morgen, die als Kämpfer für die Freiheit Europa's ausgezogen waren, nun im Glanze der Frühlingssonne ihre Herrscher, die Schützer der Gerechtigkeit und Treue, in die gedemüthigte Hauptstadt des trotzigen Feindes einführten!

174. Napoleons Absetzung und der erste Friede zu Paris.

Am 1. April erließ der Kaiser Alexander in seinem und seiner Bundesgenossen Namen eine Erklärung: „daß sie forthin weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seines Hauses, unterhandeln würden; die Franzosen möchten sich daher eine andere Regierung wählen.“

Auf dieses Wort erklärte zuerst der Gemeinderath von Paris, daß er sich von dem Gehorsam gegen Napoleon lossage und die Wiederherstellung des alten Königshauses der Bourbonen wünsche; am 3. April faßte die provisorische Regierung unter dem Vorsitze des Fürsten Talleyrand im Namen von ganz Frankreich den Beschluß der Absetzung Napoleons, und noch an demselben Tage trat der Senat diesem Beschlusse bei. Das waren dieselben Männer, von denen sich früher viele als seine treuen Anhänger und Schmeichler bewiesen und von denen er selbst in einer Erklärung sagt: „Ein Wink von ihm sei für sie ein Befehl gewesen, und sie hätten stets mehr gethan, als er von ihnen verlangt.“ — Die Furcht vor seinem eisernen Scepter hatte sie damals beherrscht, jetzt war es das Schwert der Verbündeten.

Dies alles waren Donnerschläge für Napoleon, der sich noch immer mit dem Gedanken schmeichelte, seine Heereshaufen wieder zu sammeln und noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Zu Fontainebleau, zwölf Stunden mittäglich von Paris, hatte er noch immer seinen Sitz. Zorn und Niedergeschlagenheit wechselten in seiner bestürmten Seele mit einander. Bald warf er es sich als Fehler vor, daß er Berlin und Wien nicht verbrannt habe, bald wieder wendete er sich durch seinen Groß=

stallmeister Caulaincourt an die Bundesfürsten, um unter jeder Bedingung den Frieden zu schließen. Dann wieder, als seine Anträge verworfen wurden, setzte er von neuem seine Hoffnung auf sein Heer, versprach ihm die Plünderung der Stadt Paris und wollte es zum Sturme gegen dieselbe hinanführen, um, wenn sein Reich zusammenstürze, wenigstens den Anblick eines ungeheuren Trümmerhaufens zu genießen, der als Denkmal seines untergegangenen Glückes dastehe. Auf den 5. April war die Ausführung seines finstern Anschlages bestimmt und schon ließen sich viele Stimmen bereit hören, ihm zu folgen; da, in dem gefährlichsten Augenblicke, traten die Marschälle dazwischen und versagten ihm ihre Hülfe zu solcher That. Der Marschall Marmont war schon wegen des Uebergehens mit seinem Corps mit den Verbündeten in Verhandlung, und die Marschälle Ney und Lefebvre machten Napoleon seine in Paris beschlossene Absetzung bekannt und erklärten, daß sie den Gehorsam der Krieger nicht mehr verbürgen könnten. Das war für ihn der härteste Schlag; in dem Schwerte beruhte seine Gewalt; da ihm das Schwert den Dienst versagte, war er schwach, wie ein anderer Mensch. Sein Trotz war plötzlich gebrochen; das Gefühl einer unerbittlichen Nothwendigkeit kam über ihn, weil er ein mildes, allsehendes Auge der Weltregierung niemals erkannt hatte; und ein Strom von Thränen stürzte, — vielleicht zum ersten Male, — über seine Wangen.

Noch einen Versuch wollte er machen, um vielleicht seinem Sohne, den er den König von Rom genannt, die Krone Frankreichs zu retten. Er entsagte derselben unter der Bedingung, daß dieser sie erhalten solle; — aber auch davon wollten die Verbündeten, so wie die einstweilige Regierung in Paris, nichts wissen. Am 6. April rief der Senat das alte Königsgeschlecht zurück und erkannte Ludwig XVIII. als König von Frankreich an; Napoleon aber wurde ein freier Wohnsitz auf der Insel Elba, an der italienischen Küste, welche er als Souverain mit Beibehaltung des Kaisertitels besitzen und wohin er sogar ein Bataillon seiner alten Garde mitnehmen sollte, angeboten. Wider Erwarten nahm er diesen Antrag ganz ruhig an und unterschrieb am 11. April seine unbedingte Abdankung. Wahrscheinlich lag im Hintergrunde seiner Seele schon der Gedanke, nur jetzt dem Drange des Augenblicks zu weichen und künftig, bei günstiger Stunde, wenn Europa das Schwert wieder eingesteckt habe, plötzlich aus seinem Hinterhalte wieder hervorzutreten. Er reiste am 20. April nach Elba ab und schlug dort seine Wohnung auf. In Paris aber zog am 3. Mai Ludwig XVIII. ein und bestieg seines Bruders Thron, einundzwanzig Jahre nach dessen Hinrichtung.

Am 30. Mai schloß Europa mit Frankreich den ersten Pariser Frieden. Es war ein großmüthiger Friede, denn Frankreich behielt seinen ganzen Umfang, wie er zur Zeit der Könige gewesen; behielt also Elsaß und Lothringen, die es früher dem deutschen Reiche geraubt, und bekam sogar noch einige Landstriche dazu, die es erst seit den Revolutionskriegen besaß. Ueberdies brauchte es keinen Ersatz der Kriegskosten zu bezahlen; die Stadt Paris brauchte die, aus aller Welt geraubten, Kunstschätze nicht herauszugeben und die vielen Tausende von französischen Kriegsgefangenen in Rußland, Oestreich, Preußen und England erhielten ihre Freiheit, ohne Entgelt. — Auf Großmuth und Dankbarkeit sollte dieser Friede, wie auf festen Pfeilern, ruhen. Aber kaum waren die ersten

Monate des nächsten Jahres verflossen, kaum fingen die Völker an, sich dem Gefühle der Ruhe überlassen zu wollen, da wurde der Friede schon wieder gebrochen.

Das Jahr 1815.

175. Napoleons Wiederkunft von der Insel Elba.

Auf seiner Insel, wo er in gezwungener Ruhe weilte, vernahm Napoleon viel von der Unzufriedenheit Frankreichs mit der Regierung der Bourbons; wie sie das Volk, von dem sie mehr als zwanzig Jahre getrennt gewesen und welches in den unerhörtesten Umwälzungen eine ganz neue Gestalt angenommen, nicht mehr kennten und nicht zu behandeln wüßten; wie besonders die wiedergekehrten Adeligen mit aller Anmaßung ihrer alten Rechte hervorträten und das Volk und Heer auf's äußerste erbitterten. Außerdem berichteten ihm seine, überall spähenden, heimlichen Freunde: In dem großen Fürsten- und Gesandtenrathe, der seit dem Ende des vorigen Jahres in Wien versammelt war, sei manche wichtige Streitfrage noch nicht ausgemacht, die Meinungen ständen sich noch in vielen Dingen schroff entgegen; jetzt sei der rechte Augenblick für ihn, wiederum mitten in Europa die Brandfackel des Krieges zu werfen; dasselbe werde ihm nicht so einig, wie im vorigen Jahre, gegenübertreten.

Da gedachte er der vielen Tausende alter Kriegsgefährten in Frankreich, denen der Friede eine Qual war und die ihm Leib und Seele verkauft hatten, weil er ihren Gelüsten freie Bahn zu schaffen wußte. Heimliche Botschaft ging zwischen ihm und ihnen; und als er nun ihres Beistandes gewiß war, trat er plötzlich aus seiner Felsenburg wieder hervor und erfüllte ganz Europa mit Schrecken oder mit gerechtem Zorne. So unerhörte Bewegungen, vom Palaste bis in die niedrigste Hütte, hat wohl noch nie ein Wort hervorgebracht, als da es nun hieß: „Napoleon Buonaparte, dem Europa eine Freistätte auf der Insel Elba gewährt hatte, ist am 26. Februar mit einer Schaar von elfhundert verwegenen Menschen von seiner Insel zu Schiffe gegangen, ist wie durch ein Wunder den französischen und englischen Wachtschiffen entkommen und am 1. März bei Cannes, an der französischen Küste, da, wo er auch einst aus Aegypten zurückkehrend ankam, gelandet, und in seinen Aufrufen nennt er sich wieder einen Kaiser der Franzosen, der da komme, seinen Thron von neuem zu besteigen." — Keine Worte vermögen zu schildern, was alles in den Herzen der Menschen sich da heftig bewegte. Von dem höchsten Jubel der Napoleonischen Soldaten, bis zu dem tugendhaften Zorne aller Edlen und der martervollen Angst der Furchtsamen, die ihn im Geiste schon wieder mit seinen furchtbaren Schaaren zu aller Gewaltthat über die Grenzen brausen sahen; was nur in der menschlichen Seele, in hundert Abstufungen des Gefühles, zwischen diesen Aeußersten liegt, es war durch die unerwartete Nachricht plötzlich aufgeregt.

Welche unwiderstehliche Gewalt der Furchtbare über die Gemüther in

Frankreich besaß, daß wurde nun offenbar, als er durch das weite Land von Mittag heraufzog und Städte und Dörfer ihn frohlockend empfingen. Wohl konnte er in stolzer Zuversicht sagen: „Mein Adler wird von einem Kirchthurme zum andern durch Frankreich vor mir herfliegen, bis er sich auf dem Thurme von Notre Dame in Paris niederläßt!" — Unerhörteres hat die Welt nicht gesehen. Frankreich hat seinen alten Königsstamm wieder aufgenommen; die Ersten des Reiches, des Heeres, Stadt und Land, hatten Ludwig XVIII. vor zehn Monaten den Eid der Treue geschworen. Der König sendet die, auf welche er sein Vertrauen gesetzt hat, den Wiederkehrenden aufzuhalten; er stellt sie an die Spitze seiner Kriegsvölker, die seines Thrones Stützen sein sollen; und siehe, so wie sie demjenigen in's Angesicht treten, der sie früher in seinen Banden geführt hat, so ist es, als wenn eine unwiderstehliche Zaubermacht von ihm ausginge, freudetrunken eilen sie ihm entgegen; statt ihre Waffen gegen ihn zu kehren, schwenken sie sie jubelnd zu seinem Gruße, und mit jedem Schritte, den er vorwärts thut, wächst der jauchzende Zug. Nach einer Siegesreise von zwanzig Tagen, durch eine Strecke von ein hundert und zehn Meilen, hält er am 20. März, an der Spitze derselben Krieger, die gegen ihn ausgesendet waren, und ohne daß Ein Blutstropfen für den betrogenen König vergossen wäre, seinen Einzug in Paris. Der König aber mußte aus den Grenzen seines Reiches weichen.

Nun ging es wieder an einen Kampf der Lüge gegen die Wahrheit, den Napoleon so trefflich zu führen verstand, daß es wohl schwer war, das Licht von dem falschen Scheine zu unterscheiden. Den wohlgesinnten, Freiheit und Frieden lebenden, Menschen in Frankreich sagte er: Das Unglück habe ihn weiser gemacht und er werde von nun an genau in den Schranken einer guten Verfassung regieren. Den Furchtsamen spiegelt er vor, Oesterreich und England seien mit ihm einverstanden. Seinen Kriegsgenossen hielt er den alten Ruhm und Siegestraum vor Augen. Den Herrschern und Völkern Europa's aber rühmte er seine Friedensliebe, die er mit von der Insel Elba gebracht habe, und wie er nun seinen einzigen Ruhm in der Beglückung seiner Unterthanen suchen wolle, da der Waffenglanz doch ein eitel Ding sei.

Jetzt konnte Europa zeigen, ob es mündig geworden sei und ein scharfes sittliches Urtheil gewonnen habe. Ohne die innere Festigkeit eines tugendhaften Bewußtseins war kein Ausweg aus diesen Irrgängen; denn was sich in Frankreich bewegte, war kein Kleines. — Wie, wenn das große, menschenreiche Land einig war und seinen wiedergekehrten Herrscher mit aller Kraft vertheidigen wollte? Wer wollte dreißig Millionen muthiger Menschen in ihrer eigenen Heimath Gewalt anthun, und wer durfte es? Hat en sie nicht das Recht, nur ihn, der vierzehn Jahre an ihrer Spitze gestanden hatte, jedem andern vorzuziehen? Und wie, wenn es ihm wirklich Ernst war, fortan in Ruhe und Frieden, ohne sich um die andern Völker zu bekümmern, sein Volk zu beherrschen? — Nur ein Weg führte durch diese bedenklichen Fragen; nicht der Verstand, sondern der sittliche Ernst des Gemüthes, mochte sie lösen, ein solcher, der die Aufgabe der Zeit also gefaßt hatte, daß der Kampf nicht um eitlen Ruhm oder Gewinn, sondern um die Herrschaft des Guten in der Welt gelte. Dieser Kampf mußte um so kräftiger geführt werden, je blendender und täuschender das Böse aufzutreten wagte. Nur ein solcher Ernst durfte dem französischen Volke zurufen: „Du sollst den finstern Geist nicht wiederum zu deinem Fürsten machen, der das Unrecht und die Lüge zur Herrschaft brin-

gen will!" Und diesem Geiste durfte er gebieten: „Steige herab von deinem angemaßten Stuhle der Macht, und laß den guten Geistern Raum, welche still und emsig die Welt wieder aufbauen wollen aus den Trümmern, in welche du sie niedergeworfen hast!"

Darum freueten sich die Völker im innersten ihres Herzens, als die noch in Wien versammelten Bundesfürsten die Sache also in der Tiefe ergriffen und einmüthig ein großes, ernstes Wort über Napoleon Buonaparte aussprachen. Sie erklärten ihn feierlich vor aller Welt als einen Störer der Ruhe und des Friedens in Europa, von aller Gemeinschaft der Guten ausgeschlossen und gerechter Strafe anheimgefallen. Sie sprachen eine Acht aller europäischen Völker gegen ihn aus. Das war ein so außerordentliches Beispiel, daß seines Gleichen in der Geschichte nicht vorkömmt. Noch nie hatten die Völker gemeinschaftlich einen Einzelnen, als Verbrecher gegen die Wohlfahrt des Ganzen, vor ihr Gericht gezogen; und dieses Recht, weil es kein ererbtes war, konnte nur auf einer innern Befugniß ruhen. Nur das Bewußtsein des Ernstes für Tugend und Freiheit, für die Wahrheit und das Recht durfte der bösen Arglist gegenüber das Amt des strengen Richters verwalten.

Und es war kein Schwanken und keine Unsicherheit in dem Gemüthe der Völker, als sie das Wort der Acht und den Ruf zu einem neuen Kampf vernahmen. Die Haufen der Krieger, die noch unter den Waffen standen, eilten schnell den Grenzen Frankreichs zu; die schon entlassen waren, ergriffen das Gewehr willig noch einmal. Die Jünglinge, die ihre Jugend in den vorigen Jahren von den Waffen zurückgehalten hatte, drängten sich jetzt desto eifriger zu der Bahn der Ehre. Herzerhebend und sehr rührend war es, die Züge der Landwehr, die eben in ihre Heimath zurückgekehrt waren, unverdrossen wieder über den Rhein ziehen zu sehen, wie sie ihr Ehrenkleid aus dem vorigen Feldzuge, fast aufgerieben von seiner harten Arbeit, angethan hatten, weil nicht Zeit war, ein neues zu der neuen Arbeit zu schaffen, und wie sie in der guten Zuversicht Haus und Hof verließen, daß Gott wohl seine weise Absicht mit den Völkern haben müsse, warum er ihnen noch nicht die Ruhe gestattet habe.

Napoleon sah den Sturm heranziehen, den er mit seinem losen Worte nicht mehr beschwichtigen konnte; da rüstete er sich zum letzten Male, auf alle Weise, zu einem verzweifelten Kampfe. Um dem Volke der Franzosen, welches von jeher Gaukelspiel und Theaterkünste verlangt hat, durch ein Schauspiel neuer Art die Augen zu blenden, rief er eine große Versammlung seine Anhänger aus allen Gegenden nach Paris, um, wie er sagte, nach alter Sitte der Franken, ein großes Maifeld zu halten über die Frage, ob er in Wahrheit von neuem ein Kaiser der Franzosen sein solle? Die Antwort wußte ein jeder voraus; — er wurde ausgerufen und empfing den neuen Eid der Treue von denen, die ihren Eid zum Theil vor einem Jahre ihm selbst und so eben dem Könige gebrochen hatten.

In wenigen Monaten sah er nun auch, was sein Herz am meisten erfreute, ein ausgesuchtes Heer um sich versammelt. Alle die Tausende, welche eben aus ganz Europa der Kriegsgefangenschaft entlassen waren, und alle, die der letzte Krieg übrig gelassen, mit vielen Neugeworbenen verstärkt, standen wieder in den Reihen. Dahinter wurden die Nationalgarden gerüstet und die französischen Zeitungen redeten nun schon von Millionen, die für ihren Kaiser zu kämpfen bereit seien.

176. Das Vorspiel Murat's.

Von dem Geschlechte, welches Buonaparte früher auf die von ihm errichteten Throne gesetzt hatte, war nur noch sein Schwager Murat, König von Neapel, übrig. Er hatte im Jahre 1814 seine Krone dadurch gerettet, daß er, als die Verbündeten noch mit Napoleon hart kämpften, von ihm abließ und sich dem europäischen Bunde anschloß. Es war nicht Abscheu gegen die französische Ungerechtigkeit und nicht aufrichtige Neigung für die Grundsätze des Bundes, sondern einzig die Berechnung des Vortheils, die ihn dazu trieb; und als nun der Vortheil anders zu winken schien, als Napoleon unter dem Jubel Frankreichs seinen Thron wieder bestieg und sich in alter Kraft rüstete, da fand sich auch Murat wieder in besserer Gesellschaft mit ihm; unter den alten, seit vielen Jahrhunderten bestehenden, Herrschergeschlechtern hatte er sich nicht sonderlich wohlgefühlt.

Dazu spiegelte ihm sein Eigendünkel eine große Hoffnung vor. Italien war voll mannichfachen Gährungsstoffes. Viele Bewohner dieses schönen, nun seit mehr als zwölfhundert Jahren immer zertheilten, von Fremden oft hartbedrängten Landes sehnten sich nach einer Vereinigung ihres Vaterlandes zu Einem kräftigen Reiche, damit ihr Volk wiederum selbständig und ehrenvoll unter den übrigen da stände. Ein großer Mann hätte vielleicht schon längst mit den Einwohnern Italiens die bedeutendsten Veränderungen in's Werk richten können. Nun aber wollte Joachim Murat als ein solcher unter ihnen auftreten, und ahmte, nach seiner eitlen Weise, die Sprache eines großen Mannes nach, indem er mit seinem Heere gegen Oberitalien vorrückte. Allein der Frevel, eine hohe Bestimmung zu erlügen, die er nicht in sich trug, wurde alsbald schwer an ihm gerächt. Die östreichischen Heerführer Frimont, Bianchi, Neipperg und Nugent, die gegen ihn ausgesendet wurden, trieben ihn, wie einen großredenden Prahler, aus einer Landschaft und Stellung Italiens in die andere längs der ganzen Halbinsel hinab, bis in sein Land; schlugen ihn in allen Gefechten, so oft er sich zur Wehre setzte, zerstreuten sein ganzes Heer und zwangen ihn endlich, kläglich und schimpflich seine Hauptstadt, sein Reich und ganz Italien zu verlassen und wie ein Flüchtling nach Frankreich zurückzukehren von wo er gekommen war[1]).

177. Der Kampf in den Niederlanden gegen Napoleon.

Im Monat Mai war dieser erste Streit geendigt; im Juni sollte der größere entschieden werden. An den französischen Grenzen von der Schweiz bis an den Mittelrhein stand der Fürst Schwarzenberg mit den Oestreichern, Baiern, Würtembergern und Badenern. In den Niederlan=

---

[1]) Napoleon, der für sein eigenes Reich kämpfen mußte, konnte sich seiner nicht annehmen, und nachdem auch dieser gefallen war, mußte er unter steten Gefahren wie ein Flüchtling in Frankreich umherirren. Da faßte er den abenteuerlichen Gedanken, sein Königreich Neapel wieder erobern zu wollen, wo man sich, wie er glaubte, nach ihm zurücksehnte. Am 6. Oct. landete er an der Calabresischen Küste; aber er fand nicht die erwartete Theilnahme, vielmehr wurde er zu Pizzo von einem Haufen Landleute gefangen genommen, von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und am 13. Oct. zu Monteleone erschossen.

den, von der Maas an, hatte der Feldmarschall Blücher mit den Preußen seinen Platz, und dicht neben ihm, bis an die Nordsee, Lord Wellington mit den Engländern, Niederländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern. Den Raum zwischen Blücher und Schwarzenberg am Mittelrhein sollten die Russen füllen, die aber noch auf dem Zuge begriffen waren. — Da blickte Napoleon um sich, wohin er die ersten Schläge des Kriegsblitzes, den er nun wieder in seiner Hand zu führen gedachte, wenden möge. Er sah die Gegner aus, die ihm am nächsten und gefährlichsten standen; es waren Blücher und Wellington. Wenn es ihm gelang, sie zu schlagen, den einen über den Rhein, den andern auf seine Schiffe zurückzuwerfen, so war ihm das reiche belgische Land mit der Hauptstadt Brüssel sogleich gewonnen, Geld und Menschen flossen ihm zu und er konnte mit seinen Garden gegen den Oberrhein eilen, um Schwarzenberg eben also zu fassen, ehe die Russen heran waren.

So standen seine Hoffnungen, als er in der Nacht des 11. Juni von Paris abreiste. Alle Heerhaufen waren schon durch rasche Anordnung an der Sambre und Maas vereinigt und am 14. Juni, als am Tage darauf die blutige Fehde beginnen sollte, sprach er so zu seinem Heere: „Soldaten, heute ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, der zwei Mal das Schicksal von Europa entschied. Damals, wie öfters, waren wir zu großmüthig. Wir ließen die Fürsten auf den Thronen, die jetzt die Unabhängigkeit Frankreichs bedrohen. Die Unsinnigen! Sie und wir, sind wir nicht noch die nämlichen? Wenn sie in Frankreich einrücken, so sollen sie in Frankreich ihr Grab finden!“

Solche Zuversicht hatte sich in ihm wiederum eingefunden, als er sein Heer nun um sich versammelt sah. Es war in der That eines der schönsten, welches Frankreich jemals aufgestellt hatte: 180,000 Krieger, auf's Beste gerüstet; mit 400 Geschützen versehen; was ließ sich mit solcher Zahl nicht ausrichten! Und was dieses Heer am furchtbarsten machte, war die Entschlossenheit, durch den Sieg einen Meineid und Verrath vergessen zu machen. Den König, dem sie geschworen, hatten sie verrathen, ihren Kriegsherzog, den ganz Europa verworfen, hatten sie wieder zum Führer angenommen. Wenn sie besiegt wurden, so erschien ihr Trotz als Verbrechen und das Unglück als gerechte Strafe desselben; wenn sie aber siegten und Europa zwangen, sich vor ihrem Kaiser auch wieder zu demüthigen, so gedachten sie dadurch gerechtfertigt zu werden, weil sie glaubten, das Glück könne auch den Meineidigen in den Augen der Menge wieder zu Ehren bringen. Darum war die Entschlossenheit in diesem Heere, zu siegen oder zu sterben. Die Garde, welche wieder auf 40,000 angewachsen war, hatte ihre Adler mit Trauerflor umhüllt, bis ein großer Sieg sie wieder in ihrem Glanze zu zeigen erlauben würde.

Nun schwenkte sich Napoleon mit 130,000 Mann gerade gegen die Stelle, wo das preußische und das Wellington'sche Heer zusammenstießen; auf diesem Orte ist der schwächste Fleck zweier Heere, weil da beide Feldherrn zu befehlen aufhören. Links vor sich hatte er Wellington mit 100,000 Mann; es waren gegen 40,000 Engländer, einschließlich der deutschen Legion, 24,000 Hannoveraner, 7,000 Braunschweiger und fast 30,000 Niederländer und Nassauer. Rechts stand Blücher mit vier Heerhaufen, zusammen 116,000 Mann; Ziethen, Thielemann, Pirch und Bülow befehligten die Abtheilungen des Heeres. Es waren aber die Theile des preu-

ßischen so wie des englischen Heeres sehr weit aus einander gelagert, des Unterhalts wegen. Nun brach Napoleon am 15. Juni, Morgens 2 Uhr, aus den verdeckten Gegenden an der Sambre bei Thuin so schnell gegen Charleroi hervor, daß die Wachen des Ziethen'schen Heertheils, die hier standen, sich nur mit Mühe auf ihren Rückhalt zurückziehen konnten. Die französischen Kürassiere brausten, wie ein reißender Strom, über die Straßen und Felder daher, und der Tag konnte nicht ohne Verlust bleiben; denn das ist der Vortheil des Angreifers, daß er seine Schlachthaufen zu einem gewaltigen Stoße auf einem Flecke versammeln kann, während der Gegner, der nicht weiß, wo der Angriff geschehen wird, eine lange Strecke besetzt halten muß. Dennoch behauptete sich der unerschrockene Ziethen in guter Ordnung bei Fleurus und verschaffte dem Feldmarschall Zeit, den zweiten und dritten Heertheil schnell zu sammeln. Der Verlust des Ziethen'schen Corps am 15. betrug 1200 Mann.

178. Die Schlacht bei Ligny und das Gefecht bei Quatrebas, am 16. Juni 1815.

Mit diesen drei Abtheilungen, die 80,000 Mann betrugen, beschloß der Feldherr, obgleich er wußte, daß Bülow nicht so schnell herankommen konnte, die Schlacht gegen Napoleons 100,000; denn er hoffte, Wellington werde von seiner Seite Hülfe senden, wie dieser auch bestimmt versprochen hatte. Das preußische Heer stand auf den Höhen am Lignybach und hatte die Dörfer St. Amand, Ligny und Sombref in seiner Schlachtreihe, so daß das erste den rechten, das letzte den linken Flügel und Ligny die Mitte stützte. Napoleon hatte die Absicht, mit aller Gewalt auf den rechten preußischen Flügel durchzubrechen und ihn von den Engländern ganz abzuschneiden, daher mußte Vandamme gegen 3 Uhr Nachmittags über die so oft mit Blut gedüngten Felder von Fleurus gegen St. Amand vorrücken und das Dorf angreifen. Ziethen stand hier mit dem ersten Heerhaufen, der schon Tags zuvor in hartem Streite gewesen war, dennoch hielt er sich sehr tapfer gegen die heftigsten französischen Stürme, bis die Feinde einen Seitenweg durch ein Gehöft gefunden hatten und nun noch einmal von allen Seiten mit Uebermacht hereindrangen. Da mußten die wackern Kämpfer, unter denen viele aus den neuen preußischen Ländern am Rheine waren, den Theil des Dorfes, der Groß-St. Amand heißt, verlassen und sich hinter dem Lignybache aufstellen. Auch ein Theil von Klein-St. Amand ging durch einen zweiten Angriff des Feindes verloren.

Nun hatte es Napoleon auf den Mittelpunkt abgesehen und ließ das Dorf Ligny mit der ungestümsten Heftigkeit angreifen. Es entstand ein Kampf, der, wie der preußische Schlachtbericht selber sagt, zu den hartnäckigsten gehört, die je gefochten sind. Ligny ist groß, aus Steinen gebauet, und erstreckt sich längs des Baches. Da wurde nun um jedes Haus und jede Gasse mit beispielloser Erbitterung mit dem Bajonett, mit der Kolbe, mit dem Säbel gestritten. Sonst werden Dörfer genommen und wieder verloren; hier aber dauerte das Gefecht fünf Stunden lang im Dorfe selbst, bald vor-, bald rückwärts wogend; und unaufhörlich rückten von beiden Seiten neue Haufen in den Kampf. Dazu schmetterten wohl 200 Geschütze von beiden kämpfenden Theilen, von den Höhen dies- und jenseits, unaufhörlich ihre Kugeln in das Dorf, daß es bald an mehreren Stellen in

Flammen stand und die Ziegel und Balken und Steine in den Graus da unten krachend zusammenstürzten.

Während die Schlacht hier so entsetzlich wüthete und Napoleon seinen linken Flügel, um Ligny desto eifriger zu bestürmen, geschwächt hatte, benutzte Blücher den Augenblick und führte selbst einen neuen Angriff gegen das früher verlorene Dorf St. Amand aus. Ein Theil des Dorfes wurde glücklich erstürmt, und nun hätte die von Wellington erwartete Hülfe zur Stelle sein müssen, dann hätte der Feldmarschall einen seiner Sturmangriffe gegen den ganzen linken Flügel des Feindes gerichtet und der würde die Schlacht entschieden haben. Allein die englische Abtheilung, die hier erscheinen sollte, war selbst bei Quatrebas so heftig von Ney angefallen, daß sie sich dort kaum halten konnte, und so mußte der Feldherr mit den Seinigen in der eigenen tapfern Brust die Hülfe suchen, die von außen nicht kam.

Schon war die Dämmerung eingebrochen und bei Ligny dauerte die Schlacht noch immer gleich mörderisch und unentschieden fort, obgleich Blücher von seinem linken Flügel bei Sombref, der weniger heftig angegriffen wurde, schon Hülfe herbeigezogen hatte. Alle Abtheilungen waren im Gefecht oder hatten gefochten und frische Haufen waren nicht mehr zur Hand. Plötzlich, gegen 9 Uhr Abends griff eine starke Schaar Fußvolk, die unter dem Schutze der Dämmerung und eines Gewitter-Schauers auf der einen Seite das Dorf umgangen hatte, — es waren 8 Bataillone von Napoleons Garden, — die Preußen jenseits an, und von der andern Seite brachen Kürassiere und Garde-Grenadiere gleichfalls gegen sie hervor. Das war ein gefährlicher Augenblick. Der alte, deutsche Feldherr vergaß alle Sorge für sein eigenes Leben, jagte an die Spitze des nächsten seiner Reitergeschwader und führte es selbst gegen die stärkeren französischen Haufen. Aber die kleinere, leichter bewaffnete Schaar konnte gegen die gepanzerten Reiter auf ihren hohen Pferden nicht durchdringen, sie wurde zurückgeworfen, einer ihrer Anführer, der tapfere Oberstlieutnant von Lützow, stürzte verwundet und wurde gefangen, und des Feldmarschalls Pferd wurde von einer Kugel durchbohrt. Der Schuß hemmte nicht sogleich seinen Lauf, der Schmerz trieb es vielmehr immer heftiger zu krampfhaften Sprüngen, bis es plötzlich im vollen Rennen todt zu Boden stürzte. Der theure Greis lag, vom gewaltsamen Sturze betäubt, unter dem todten Pferde. Die französischen Kürassiere sprengten in der Verfolgung heran; die letzten preußischen Reiter waren schon bei dem Feldmarschall vorüber; nur sein treuer Begleiter, der Graf Nostitz, war bei ihm und wollte, nach der altdeutschen Weise des Waffengefährten gegen seinen Herzog, nicht unter den Lebenden gefunden werden, wenn sein Feldherr verderbe. Er sprang vom Pferde und jagte es durch einen Schlag in's weite Feld, um die Blicke der Feinde nicht auf die gefährliche Stelle zu lenken. Wirklich jagten sie auch in wilder Eile vorüber, ohne den Feldmarschall zu bemerken; und als der Sturm sich wieder wendete und die Franzosen zurückgeschlagen umkehrten, sprengten sie noch einmal vorbei. Jetzt erst brachte der treue Nostitz mit Hülfe einiger Ulanen den Feldherrn unter dem todten Pferde hervor. — Wer kann das Unglück ausdenken, wenn nur ein französischer Reiter ihn hier gesehen und durch einen unseligen Schuß seinem theueren Leben ein Ende gemacht, oder ihn gefangen genommen hätte! Wer würde das preußische Heer aus seiner Bestürzung aufgerichtet und ihm den Muth also frisch erhalten haben, um

am zweiten Tage eine neue Schlacht zu kämpfen? Und wenn diese Schlacht am 18. nicht gekämpft wurde, wie stand es heute mit der Freiheit Europa's? Darum sei der Himmel gepriesen, der in so gefährlicher Stunde über dem Leben wachte, an welchem ein großes Schicksal hing!

Der gerettete Feldherr bestieg ein Ulanenpferd und eilte zu den Seinigen hinter Ligny zurück. Unterdeß hatten zwei ausgezeichnete Männer, die Generale Gneisenau und Grolmann, den Rückzug des Herres geordnet. Gneisenau gab die Richtung auf Tilly und Wawre an, um den Engländern zur Seite zu bleiben, obgleich dadurch die Verbindung mit dem Rheine aufgegeben wurde, und Grolmann eilte nach beiden Flügeln, daß sie den Rückzug des Centrums deckten. Das preußische Fußvolk wehrte sich sehr tapfer gegen die Reiterstürme und gab eine Probe, welcher Muth in der Brust eines jeden Kriegers lebte. Obwohl von allen Seiten umringt, in der Dunkelheit der Nacht, die dem Menschen jede Gefahr vergrößert, schlug sie die Reiterhaufen, so oft sie in ihren Harnischen rasselnd heranbrausten, immer kaltblütig durch ihr Gewehrfeuer zurück und zog sich langsam, festgeschlossen, manche Schaar mit lautem fröhlichem Klang ihrer Feldmusik, gegen Tilly zurück. Hier, eine halbe Stunde vom Schlachtfelde, stellten sie sich wieder auf, ohne daß der Feind zu folgen wagte. Nur funfzehn Stücke Geschütz fielen ihm in die Hände, die sich in der Dunkelheit im Hohlwege verfahren hatten.

Wenn schon die Schlacht verloren war, so war sie doch ehrenvoll verloren. Nur ein Theil des preußischen Heeres hatte den furchtbaren Kampf gegen Napoleons Hauptmacht mit untadelhafter Tapferkeit bestanden, ja der Sieg war dem Feinde so schwer geworden, daß Napoleon selbst 10,000 Mann vom Ney'schen Heerhaufen, der an diesem Tage gegen Wellingtons Vorhut focht, hatte herbeirufen müssen.

Das Gefecht bei Quatrebras.

Napoleon hatte nämlich den Marschall Ney und seinen Bruder Jerome mit 42,000 Mann gegen Quatrebras gesendet, um hier mit Gewalt durchzubrechen und die beiden verbündeten Heere gänzlich von einander zu trennen. Der Punkt war glücklich gewählt, denn hier durchkreuzten sich die Chausseen von Charlesroi nach Brüssel und von Nivelles nach Namur. Es stand da ein Wegweiser mit 4 Armen, (daher der Name des daneben stehenden Wirthshauses Quatrebras.) Wellington, dessen Heertheile zu weit auseinander gelegt waren, konnte nur einen nach dem andern, zum Theil von weiter Entfernung her, gegen den angegriffenen Fleck senden; aber so wie ein jeder anlangte, ohne Reiterei und fast ohne Geschütz, warf er sich doch muthig dem Feinde entgegen. Da focht der Erbprinz von Oranien mit seinen Niederländern; der Prinz Bernhard von Weimar mit den Nassauern; der General Picton mit Engländern und General Alten mit Hannoveranern. Sie konnten den feindlichen Strom in seinem Laufe wohl aufhalten, aber nicht gänzlich zum Stehen bringen. Endlich langte auch der tapfere Herzog Friedrich von Braunschweig dem Feinde gegenüber an, der ihm schon einmal sein Erbland geraubt hatte und es vielleicht hier, auf diesen Feldern, wieder zu erobern hoffte. An der Spitze seiner schwarzen Husaren stürzte sich der Herzog auf diesen Feind und hielt sein Vordringen auf, und als er noch nicht weichen wollte, führte er auch das Fußvolk gegen ihn. Da aber traf ihn die tödtliche Kugel, die ihn zu seinen

ruhmwürdigen Vätern rufen sollte; sie drang durch seine Brust und der Held sank vom Rosse herab. Er war ein Fürst, der die Sache des deutschen Vaterlandes warm in seiner Brust trug und nie sein Schwert für Frankreich gezogen hatte. Ehre ruht auf seinem Namen!

Der Kampf dauerte noch immer heftig fort. Die Braunschweiger rächten ihres Herzogs Blut in dem der Feinde. Der Erbprinz von Oranien warf sich mit einem Haufen niederländischer Reiter kühn in die französischen Reihen; sein Eifer hatte ihn zu weit geführt, er wurde umringt. Da eilte das siebente Bataillon der Niederländer ihm nach und befreite ihn aus der Feinde Mitte. Begeistert riß der Prinz den Orden, den er auf seiner Brust trug, herab, und warf ihn mitten unter seine treuen Krieger. „Kinder," rief er, „Ihr habt ihn alle verdient!" und sie nahmen das Ehrenzeichen und hefteten es an ihre Fahne.

Solche Tapferkeit und Todesverachtung konnte nicht ohne Früchte bleiben; die Feinde kamen nun selbst in's Gedränge und Ney wollte seinen Rückhalt von 10,000 Mann zu Hülfe rufen. Aber siehe, sie waren verschwunden; Napoleon hatte sie plötzlich gegen die Preußen nach Ligny herbeigerufen und Ney sah sich genöthigt, alle Vortheile aufzugeben und nach Frasne zurückzuweichen. Das Fehlen dieser 10,000 Mann, die hin und hermarschirten, ohne zum Gefecht zu kommen, hat Napoleon an einem noch vollständigern Siege bei Ligny gehindert und den Marschall Ney genöthigt, die schon errungenen Vortheile bei Quatrebras zu behaupten oder gar weiter zu verfolgen. Welchen andern Ausgang hätte der ganze Krieg nehmen können, wenn jenes Corps im rechten Augenblick am Abend in Napoleon's Hand gewesen wäre, als er neben Ligny hervorbrach. Es waren bei Quatrebras auf jeder Seite 3—4000 Mann gefallen, und da, wo Napoleon mit den Preußen focht, gewiß von jeder 11—12000; und doch hatte so viel Blut den Kampf noch längst nicht entschieden.

179. Die Schlacht bei Belle Alliance oder Waterloo, am 18. Juni 1815.

Wellington und Blücher führten beide ihr Heer am 17. etwas rückwärts, um enger mit einander vereinigt zu sein. Napoleon aber glaubte die Preußen so vernichtet und erschrocken, daß sie eilig über Mastricht an den Niederrhein zurückweichen würden; daher schickte er ihnen nur den Marschall Grouchy mit 32,000 Mann und dem Befehle nach, „sie in den Rhein zu stürzen;" und von den Engländern fürchtete er nichts weiter, als daß sie ihm entweichen und zu einer ordentlichen Schlacht es gar nicht kommen lassen würde. Deswegen sollte ihnen Vandamme, der eine Strecke Weges mit Grouchy zog, über Wawre und Brüssel herum, in den Rücken gehen. Aber mit den beiden Bundesheeren stand es ganz anders! Wellington hatte sich eine treffliche Stellung, vier Stunden auf der Mittagsseite von Brüssel, auf den Hügeln von Mont St. Jean ausersehen; da lag der große Soigner Wald in seinem Rücken und vor ihm einige gut zu vertheidigende Höfe. Wenn ihm sein Waffengenosse Blücher einen Heerhaufen zur Unterstützung senden könne, ließ er diesem sagen, so wolle er hier mit 80,000 Mann gegen Napoleon die Schlacht annehmen. Es war in der Nacht, als diese Botschaft kam, und der Feldmarschall schlief. Man weckte ihn. Er antwortete: „Nicht mit einem Haufen, sondern mit dem ganzen Heere will ich kommen, und wenn die Franzosen nicht angreifen, so wollen wir sie

angreifen." — Dann legte er sich wieder hin und schlief bis an den Morgen. Und als am Morgen noch Regengüsse vom Himmel herabstürzten, sprach er in heiterer Ahnung: „Siehe da, unsere Alliirten von der Katzbach!"

In solcher Zuversicht durfte der von seinem Sturze noch Schmerzen leidende Held am Tage nach einer verlornen Schlacht reden; das wird ihm und seinem Heere zum ewigen Ruhme gereichen. Das Heer war da im unaufhörlichen, stürmischen Regen gelagert, stumm, unmuthig und niedergeschlagen wegen des Rückzuges. Da erscholl auf einmal, noch in der Nacht des 17. auf den 18., das alte, wohlbekannte, theure Wort: „Es geht wieder vorwärts!" Ein Haufe rief es jubelnd dem andern zu und in wenigen Augenblicken war in den Tausenden, die so eben schweigend da lagen, das regste Leben aufgeweckt. Ehe der Tag grauete, waren sie schon in Bewegung, um auf einigen Seitenstraßen dem französischen Heere, wenn es in heißer Arbeit mit Wellington begriff wäre, in die rechte Flanke zu fallen.

Als am Morgen des 18. Juni die beiden größten Feldherren des Jahrhunderts, beide 46 Jahr alt, einander gegenüber standen und das englische Heer noch auf den Höhen vor dem Soigner Walde gesehen wurde, war Napoleon sehr froh und rief aus: „Ha! nun hab' ich sie, diese Engländer!" Und sobald der Regen etwas nachgelassen hatte und die tiefdurchweichten Felder eine Bewegung des Geschützes erlaubten, machte er seine Anstalten zur Schlacht. Sein Heer stand auf den Höhen von Belle Alliance, zwischen diesen und den englischen Höhen war ein Thalgrund von etwa 1800 Schritt Breite. Rechts vor Wellington's Mittelpunkte lag ein Vorwerk, Hougoumont, und weiter links ein anderes, La Haye Sainte; die hatte der Feldherr als kleine Festungen vor seiner Schlachtordnung besetzt und beide mußten genommen werden, wenn Napoleon frei an die englischen Reihen selber kommen wollte. Daher ließ er sie gegen 12 Uhr Mittags, zuerst Hougoumont, angreifen. Sein Bruder Jerome zog gegen dasselbe heran, der früher kein Kriegsheld gewesen war, nun aber um sein verlorenes Königreich sehr heftig stritt. Er führte das zweite französische Armeekorps gegen dieses Vorwerk, welches von etwa 1000 Mann der englischen Garde besetzt war, welchen später noch Braunschweiger und Nassauer zur Hülfe kamen; und so tapfer vertheidigten sich diese trefflichen Krieger, daß jene sie nicht vom Platze verdrängen konnten, selbst nachdem sie den Hof in Brand geschossen hatten. Er blieb am Ende des Tages in den Händen der Engländer. La Haye Sainte war vom zweiten Bataillon der englisch-deutschen Legion unter dem Major Baring besetzt, welchem später noch einige Compagnien zu Hülfe geschickt wurden. Drei heftige Angriffe schlug diese tapfere Schaar mit dem unerschütterlichsten Muthe bis 6 Uhr Abends ab, bis ihre letzte Patrone verschossen war; da mußten sie weichen und sich zu ihren Freunden durchzuschlagen suchen; aber am Abend fanden sich von den 400 Mann dieses Bataillons nur noch zweiundvierzig Kampffähige vor.

Unterdeß hatte Napoleon gegen 2 Uhr wiederholte Angriffe gegen die Höhen von Mont St. Jean unter dem Marschall Ney angeordnet. Achtzig Kanonen eröffneten ihr Feuer auf die jenseitigen Höhen, Fußvolk und Reiterei zogen in vier großen Colonnen neben und hintereinander zuerst in den Thalgrund hinab und dann die Hügel hinan, gerade gegen die englischen und deutschen Reihen. Die französische Reiterei gedachte das Geschütz der Gegner durch schnel-

len Sturm zu nehmen; aber nicht so bald war sie nahe genug hinan, als erst das Geschütz, dann das Fußvolk, sie mit zerstörendem Feuer empfing und die englische Reiterei, die verdeckt in einigen Gründen dahinter gehalten hatte, durch die Zwischenräume der Vierecke plötzlich gegen sie und gegen die französische Infanterie hervorbrach. Da wurde mit beispielloser Erbitterung zwischen den beiden Völkern gefochten, die sich schon lange haßten. Aber trotz der größeren Zahl der Franzosen bewies sich im Einzelkampfe die englische Reiterei überlegen über die französische, so daß diese bei jedem Zusammentreffen geworfen und zerstreut wurde. Allein ein Theil der englischen Reiterei verfolgte in ihrem Eifer in aufgelösten Gliedern den Feind zu weit und litt von frischen französischen Haufen schweren Verlust. Die Franzosen sammelten sich wieder und erneuerten den Kampf. Es war nach 3 Uhr, als Napoleon einen zweiten Hauptsturm unter Ney's Anführung, 8 Küraſſier-Regimenter in ihren polirten Eisenharnischen voran, auf die Mitte der englischen Linie anordnete. Gerade in diesem Mittelpunkte, auf der Straße von Genappe nach Brüssel, wo der Marschall Ney mit aller Gewalt durchbrechen wollte, neben den englischen Garden, stand der hannoversche General Alten mit Hannoveranern und der deutschen Legion am heißen Platze und hat den deutschen Waffenruhm zu seiner und der Seinigen Ehre trefflich behauptet. Diese 8000 Männer der hannoversch-deutschen Legion konnten von sich rühmen, daß sie nun zwölf Jahre lang, seit die Franzosen das hannoversche Land besetzten, den argen Feind ihres Vaterlandes unermüdlich bekämpft hatten, wo sich nur ein Kampfplatz für sie zeigte. In Sicilien, in Portugal, in Spanien und in Südfrankreich hatten sie sich mit den Gegnern gemessen und von ihrem großen Feldherrn das ausgezeichnetste Lob geerntet. Jetzt kämpften sie nun die größte, die wahre Entscheidungsschlacht und sie haben keinen geringen Theil an ihrem herrlichen Ausgange. Die Zahl der bei Waterloo gefallenen und verwundeten hohen Offiziere giebt ein Zeugniß für die Tapferkeit dieser Schaar. Auch der General Alten wurde schwer verwundet.

Vor Allen muß aber auch der englische Feldherr selbst gepriesen werden. Das waren die Stunden, da er sich in seiner ganzen Feldherrngröße zeigte. Klar, ruhig, mit unerschütterlicher Entschlossenheit, übersah er alles, wußte für jeden drohenden Augenblick eine Hülfe und eilte gewöhnlich selbst dahin, wo der Streit am heißesten war. Wo ein Haufe, ein Viereck, eben einen furchtbaren Anfall ausgehalten hatte oder ihm entgegensah, da stärkte er ihn mit Worten, die in die Seele drangen. Es war ein denkwürdiges Wort, als er einer hartbedrängten Schaar zurief: „Kinder, wir müssen uns tapfer halten, wir dürfen nicht geschlagen werden; was würde man in England sagen?“ Sein Leben galt ihm nichts, wenn nur der Ehrenplatz behauptet wurde; und als seine Reihen schon sehr dünn geworden waren, als manches zerschossene Geschütz schon rückwärts gefahren wurde, und die entsetzlichen Stürme doch nicht nachließen, da setzte er sich, um den Seinigen die feste Entschlossenheit seiner Seele zu zeigen, auf die Erde nieder und sprach: „Hier werde ich bleiben und keinen Fußtritt von dannen weichen.“ Durch solche Heldengröße angefeuert setzen die tapfern Engländer und Deutschen dem Ungestüm der französischen Reiter die kaltblütigste Unerschrockenheit entgegen, in festen Vierecken von je zwei Regimentern geschlossen erwarten sie dieselben bis auf dreißig Schritt, nehmen die Artilleristen, welche ohne Schutz waren, in ihre Mitte und geben erst dann die

vollen Salven, so daß Pferde stürzen, Helme fallen und Leute zu Fuße zurückeilen. Doch schließen sich die Reihen der Kürassiere wieder und jagen durch die Zwischenräume der vorderen Treffen bis zum dritten, aber überall prallen sie von den geschlossenen Vierecken zurück. Auch dieser zweite Sturm wird zurückgeschlagen.

Napoleon war auf seinem Hügel bei Belle Alliance, von wo er das Schlachtfeld überschaute, in der heftigsten Bewegung, und obwohl keine Gebehrde es äußerlich verrieth, so kochte es doch innerlich vor Zorn in ihm über den Widerstand der kleineren Anzahl, den er so nicht berechnet hatte. Wenn ihm gemeldet wurde, wie schwierig die Sache an diesem oder jenem Orte stehe, so antwortete er nur mit den Worten: „Vorwärts, vorwärts!“ Vor der Uebermacht, meinte er, müsse die Tapferkeit doch endlich unterliegen, und um 3 Uhr Nachmittags hatte er schon einen Siegesboten nach Paris abgesendet und seine Umgebung eingeladen, mit ihm in Brüssel zu Abend zu speisen. Und wahrlich, wenn nicht bald Hülfe kam, so gewann der finstere Geist, der für ihn stritt, an diesem Abende dennoch den Sieg Schon hatte Wellington seinen ganzen Rückhalt heranziehen und seinen linken Flügel fast entblößen müssen, um nur den Mittelpunkt zu behaupten. Zehntausend seiner tapferen Krieger sah er schon entseelt um sich liegen, eben so viele waren verwundet, und die Lebenden hatten in achtstündiger Kriegsarbeit fast die letzte Kraft aufgewendet; die Franzosen aber hatten wirklich um 6 Uhr Abends eine Stellung dicht an seinen Hügeln gewonnen, indem sie das Gehölz bei Hougoumont und das Vorwerk La Haye Sainte besetzt hatten und besonders auf den linken Flügel der Engländer mit immer neuen Haufen andrängten. Da sprach der englische Feldherr seufzend: „Ich wollte es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!“ Und als er nun bald darauf den Donner ihres Geschützes im Rücken des Feindes vernahm, da konnte er die heftige Bewegung der Seele und das Gefühl des Augenblicks, an welchem das Schicksal Europa's hing, nicht zurückhalten. Thränen drangen aus seinen Augen und begeistert auffahrend rief er: „Nun, da ist der alte Blücher!“

Das preußische Heer war durch sehr schlechte, vom Regen beinahe grundlos gemachte Wege, besonders durch die Hohlwege bei St. Lambert, aufgehalten worden und um 5 Uhr Abends waren erst zwei Brigaden von Bülow's Heerhaufen in dem Walde bei Frischermont angekommen, wo sich alle sammeln und zum plötzlichen Anfalle verdeckt aufstellen sollten. Allein der Augenblick dringender Entscheidung war gekommen; drüben war das englische Heer noch im heftigsten und kaum zu ertragenden Kampfe begriffen. Die preußischen Feldherren beschlossen daher mit dem, was zur Hand war, nur gleich den Angriff zu machen, und so brach Bülow mit den zwei Brigaden aus dem Walde hervor, die Anhöhen hinab, in den Rücken von Napoleons rechtem Flügel. Es war ein furchtbar schöner Anblick, wie die Haufen der Preußen, in geschlossener Ordnung, von den stufenartig gebildeten Höhen herabstiegen, eine Schaar über der andern, und das Geschütz zwischen ihnen, welches schon in mehreren Reihen über einander sein Feuer hinabsendete. Erst im Schritte, dann im Laufe, die Reiter trabten voran, ging's die Hügel hinunter, und immer neue Schaaren traten da hinten aus dem Dunkel des Waldes hervor. — Der Feind verlor jedoch die Besonnenheit nicht, er wandte sogleich den ganzen Rückhalt unter dem General Mouton gegen die Preußen und es begann ein mörderischer, noch

lange unentschiedener Kampf, während die Angriffe gegen die Engländer gleichfalls fortdauerten.

Denn eben jetzt, es war 7 Uhr Abends, wollte sie Napoleon durch einen letzten unwiderstehlichen Sturm von den lange behaupteten Hügeln in den Soigner Wald zurückwerfen und alsdann seine ganze Macht gegen die Preußen wenden. Aus dem noch übrigen Theile seiner Garden und den noch in Reserve gehaltenen Grenadieren bildete er einen Angriffskeil, furchtbarer als alle vorhergehenden, und führte ihn selbst gegen die entscheidenden Höhen, von welchen schon ein Theil seit 5 Uhr besetzt war. Vier Bataillone der mittleren Garde, vom Marschall Ney zu Fuße angeführt, — sein Pferd, das fünfte an diesem Tage, war unter ihm erschossen, — bildeten den Vortrab. In dichten geschlossenen Haufen, gleich dem schweigend und dumpf herannahenden Ungewitter, stiegen die alten Krieger, denen keine Gefahr neu und keine zu groß war, hinan. Wellington sah sie herankommen und erkannte, daß dieses nun die letzte, verzweifelte, und deshalb gefährlichste Anstrengung des Feindes sei. Er stellte sein Geschütz auf die rechten Flecke, dahinter sammelte er von seinem linken Flügel, der eben jetzt durch die Preußen unter Ziethen verstärkt worden war, 8000 Mann Fußvolk und Reiterei, ließ die Männer, die schon ein schweres Tagewerk bestanden hatten, sich einen Augenblick lagern und ruhen; und als nun der französische Sturmhaufe bis auf 50 Schritte nahe war, daß kein Schuß auf die dichten Massen verloren ging, da rief Wellington, der herbeigesprengt war: „Auf Garden!" und plötzlich sprang eine in einer Niederung gelagerter Linie Grenadiere, fest geschlossen, vom Boden empor und ihr wohlgezieltes Feuer warf gleich viele Hunderte nieder. Auch das Geschütz donnerte in sie hinein und ein Bajonettangriff warf sie vollends in die Flucht. Dennoch wäre Napoleons Ziel vielleicht erreicht worden, wenn, nach seinem Plane, der Hauptstoß durch die übrigen Bataillone der Garde, welche folgten, hätte ausgeführt werden können; allein eben an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, mußte dieser ausgesuchte Schlachthaufe gegen den tapfern Blücher gekehrt werden, der mit dem Ziethen'schen Heertheile von Wellington's linkem Fügel her mit Ungestüm vordrang. Von drei Seiten wurde jetzt Napoleons rechter Flügel bestürmt; er wich. Im Sturmschritt, unter Trommelschlag, ging's immer heftiger auf ihn ein; zugleich ging Lord Wellington mit seiner ganzen Schlachtreihe, so ermüdet die Truppen waren, unaufhaltsam vorwärts. Es entstand ein entsetzliches Blutbad. Da fiel Friant, einer der ersten Gardeanführer; General Cambronne, der mit Napoleon auf der Insel Elba gewesen war, wurde von dem hannoverschen Obersten Halket gefangen genommen; von allen Seiten ertönte das Geschrei der englischen Reiter, sich zu ergeben. „Die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt!" erschallte es aus den Vierecken der alten Garde; aber die schottischen Grauen zersprengen sie. Auch von der anderen Seite fiel mancher tapfere Mann; aber die Schlacht war nun auf diesem Flecke entschieden. Unaufhaltsam stürzten die Ueberbleibsel der Garde und der übrigen Angriffshaufen wieder die Anhöhen hinunter.

Noch ging der Rückzug des Feindes in einiger Ordnung, so lange das fast im Rücken von Belle Alliance liegende Dorf Planchenoit, welches schon mehrmals erobert und wieder verloren war, gegen die Preußen behauptet wurde; es stritten dort 12 Bataillone der jungen Garde, welche der alten Garde zu Hülfe geschickt waren. Aber es sollte an diesem Abende

noch alles zusammenbrechen. Die Preußen ließen in ihren heftigen Stürmen nicht nach, und endlich schlugen ein Paar Landwehrregimenter, in ihren abgetragenen zerrissenen Röcken, die von Gold glänzenden Garden aus dem wichtigen Dorfe. Von da an wurde aus dem Rückzuge eine Flucht, die bald alles wilder und immer wilder mit sich fortriß. „Rette sich, wer kann!" so erscholl es von allen Seiten. Es war kein Befehl mehr, sondern ein jeder folgte seinem Triebe des Lebens, und die ersten Befehlshaber, die sonst nur mit fürstlichem Glanze umgeben sich zeigten und selbst bei der schrecklichen Flucht über die Berezina noch ihr Ansehen behauptet hatten, wurden jetzt, den gemeinen Kriegern gleich, mit dem Strome fortgerissen, und Hoch und Niedrig hatte keine Bedeutung mehr. Solche Bestürzung und gänzliche Auflösung war noch nie in dem französischen Heere erhört worden. Es war das unsichtbare Schlagen des Gewissens, das geheime, in des Menschen Brust nie ganz zu vertilgende, Bewußtsein, für eine unehrliche Sache zu streiten, die den Halt der Gerechtigkeit nicht in sich hat. Der Sieg würde dieses Gefühl zum Schweigen gebracht haben, wie das Glück den Menschen gar leicht in Sicherheit wiegt; aber das Unglück weckte den geheimen Schauder vor einer vergeltenden Macht, und das Gefühl, es sei nun Alles verloren, überwältigte sie gänzlich. Dazu wurde es Nacht und die Schrecken der Todesgefahr erschienen wie Riesenschatten vor den Augen der Fliehenden.

In diesem Augenblicke trafen der Feldmarschall Blücher und der Lord Wellington, durch eine anmuthige Gunst des Zufalls (wie es der preußische Schlachtbericht schön erzählt), an eben dem Orte zusammen, wo Napoleon sich während der Schlacht befunden, von wo aus er seine Befehle gegeben hatte, von wo aus er den Sieg erringen wollte. Es war nicht weit von der Meierei La Belle Alliance (der schöne Bund) genannt, auf einer Anhöhe im Mittelpunkt der französischen Stellung. Freudig umarmten sich hier die sieggekrönten Feldherren; der Feldmarschall aber befahl nachher, zum Andenken des schönen Bündnisses der Völker, die hier ohne Eifersucht zusammen gestritten, und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherrn, daß diese Schlacht die Schlacht bei Belle Alliance genannt werden sollte. Wegen der Verfolgung des Feindes machten die Heerführer aus, daß dieselbe der Preußen Arbeit sein sollte, welche noch die Frischeren an Kräften waren. Da versammelte der Feldmarschall seine Anführer, und wohl wissend, daß, wer Großes ernten will, nicht halbe Arbeit verrichten muß, befahl er, „daß der letzte Hauch von Mensch und Pferd zur Verfolgung aufgeboten werde." In des unermüdlichen, ritterlichen Gneisenau's Hände, der in diesen Tagen sich überall so sehr in die Gefahr gestürzt hatte, daß zwei Pferde unter ihm getödtet und der Griff seines Degens von einer Kugel zerschmettert war, gab er den flüchtigen Feind. Und rasch setzte sich Gneisenau an die Spitze der ersten Reiter- und Schützenhaufen, die er fand; ein paar Stücke leichten Geschützes dienten, die Feinde aus allen Lagerplätzen aufzuschrecken, wo sie endlich, nach so harter Tagesarbeit, auszuruhen gedachten. Denn kaum hörten sie das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Flügelhörner, so erhob sich die wilde Flucht von Neuem; und wohl von zehn Lagerplätzen nach einander wurden sie vertrieben, daß ihnen Kraft und Athem vergingen. Der Mond erhellte mit seinem klaren Lichte die weite Gegend und leuchtete den Verfolgern. Die Heerstraße sah wie ein großer Schiffbruch aus. Sie war mit unzähligen Geschützen, Pulverkarren, Wagen, Gewehren und Trüm-

mern aller Art übersäet. Als zuletzt die ermüdete Infanterie, welche an diesem Tage 20 Stunden marschirt war, nicht mehr folgen konnte, nahm Gneisenau auf einem Wagenpferde Napoleons, welches in Genappe erbeutet war, den letzten Tambour mit, dessen Trommelschläge die Franzosen glauben machten, das Fußvolk sei wieder auf ihren Fersen.

Als nämlich die Preußen in dem Städtchen Genappe anlangten, hatten sich die Franzosen mit umgeworfenen Wagen und Geschützen verrammelt und schienen Widerstand leisten zu wollen. Ihr Kaiser war darin und wollte in seinem Wagen eine Stunde Ruhe genießen. Doch, einige Kanonenschüsse, ein Hurrah, und die Stadt war genommen. Dies war eine schreckliche Verwirrung. Die Wagen Napoleons und seiner Minister und Heerführer hatten sich in wilder Hast zusammengefahren, die Preußen drangen mitten in das Getümmel hinein, hieben die Kutscher herunter, waren hart an Napoleons Wagen, und der geängstete Mann, vor dessen Wort noch vor einigen Stunden Tausende zitterten, der am Morgen dieses Tages keine andere Furcht hatte, als daß die Feinde ihm nicht Stand halten würden, — denn heute wollte er Europa's Herrschaft wieder erobern; — der mußte so eilig aus seinem Wagen springen, daß er seinen Degen zurückließ und seinen Hut vom Kopfe verlor. Im Getümmel und unter dem Schutze der Nacht entkam er aus dem Orte. In diesem Augenblicke geschah seine wahre Absetzung und die Vernichtung seiner Herrschaft. Seine Abdankung vor einem Jahre, auf dem Papiere, war nur ein halbes Werk gewesen, mit dem Worte erhandelt und leicht durchs Schwert wieder gebrochen. Das Schwert, wie es ihn groß gemacht, mußte ihm auch die stolze Krone vom Haupte schlagen und sein eigenes Schwert mußte aus seiner Hand gewunden werden. Das war in dieser Nacht vollbracht und die Welt war fortan von ihm erlöst. — Auch den schwarzen preußischen Adlerorden, den er einst, als er in der Reihe der Fürsten Europa's dastand, getragen hatte, eroberten die tapfern Preußen, unter vielen andern Kostbarkeiten, in diesem Wagen und schickten das mit Ehren erstrittene Unterpfand ihrem Könige zurück; der König schenkte es seinem General Gneisenau, als ein Ehrendenkmal dieser ruhmvollen Nacht, und Gneisenau hatte die Auszeichnung verdient; seine rastlose Verfolgung hatte die Niederlage des französischen Heeres vollendet. Als er nun bei Tagesanbruch bei Frasne ankam, hatte er nur noch etwa funfzig Mann bei sich, aber vom Feinde war keine Spur mehr.

Es war ein Sieg, wie die Geschichte kaum einen ähnlichen aufzuweisen hat. Nur Trümmer des französischen Heeres waren entflohen, dreihundert Stücke Geschütz und fünfhundert Pulverwagen waren erbeutet und der Weg in Frankreich stand den Siegern ohne Hinderniß offen. So große Erfolge waren über aller menschlichen Erwartung und Berechnung; sie waren ein Geschenk höheren Beistandes, und dadurch erworben, daß nicht die Begierde, der Eigennutz und die kalte Klugheit den Streit ausgefochten hatten, sondern die Begeisterung des Gemüthes in Hohen und Niedern. Darum war es auch kein Kampf der überfeinen Kriegskunst gewesen, welche die Einzelnen zu willenlosen Werkzeugen ihrer Berechnungen macht, kein künstlicher Streit aus der Ferne, mit Listen und Umgehungen; kein freiwilliger Rückzug zu rechter Zeit, um am günstigern Orte das Blutvergießen zu erneuern; sondern eine Schlacht in der Nähe und eine ungeheure Anstrengung aller Kräfte, Mann gegen Mann, wie die Schlachten des Alterthums, wenn Völker gegen einander standen und ein jeder Einzelne das Kriegsfeuer in

seinen Adern fühlte. Selbst die Feldherren befanden sich oft mitten im Schlachtgewühle, so daß um sie her die Freunde sanken und nur eine höhere Hand sie selbst rettete. Und sie erkannten es, daß nicht sowohl ihr Verstand, als der treibende Geist in ihren Heeren, den Sieg gewonnen habe. Der Lord Wellington schreibt in einem Briefe: „Nicht ihm komme die Ehre des Sieges zu, sondern der körperlichen Kraft und dem standhaften Muthe seiner Krieger." Und der Feldmarschall Blücher, der immer die Volkskraft in ihrer ganzen Bedeutung erkannt hat, rief seinem Heere nach dem wichtigen Tage zu: „Ihr habt große Dinge gethan, Ihr, meine braven und hochgeachteten Waffengefährten! Zwei Schlachten habt Ihr in drei Tagen geliefert. Die eine war unglücklich, und dennoch war Euer Muth nicht gebeugt. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich eine Schlacht wieder wagen. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebrochen werden!"

180. Napoleon gefangen und nach St. Helena geführt.

Der Zug der beiden Heere gegen Paris war von nun an ein unaufhaltsamer Siegesgang, rechts das englische und links das preußische Heer. Zwar kamen ihnen Boten entgegen, die sie bereden wollten, inne zu halten, oder auch umzukehren; denn alle Ursache des Krieges sei nun plötzlich verschwunden, Napoleon habe vier Tage nach der Schlacht seine Krone zum zweitenmale niedergelegt. Aber die Feldherren achteten solcher Kunstgriffe nicht; mit raschen Schritten zogen sie der Hauptstadt zu und standen schon am elften Tage nach der Schlacht vor ihren Thoren. Davoust, Grouchy, Vandamme und andere Anführer hatten wieder an 60,000 Mann gesammelt und den Montmartre gegen die Heranziehenden stark besetzt. In der Stadt war ein großer Lärm. Die einen wollten sich ergeben, die andern auf Leben und Tod sich vertheidigen; einige wollten Ludwig den XVIII. zurückholen, andere riefen den unmündigen Napoleon II., der in Wien war, zum neuen Kaiser aus. — Indeß hatten die beiden Heerführer ruhig ihre Anstalten getroffen; die Engländer nahmen ihren Platz dem Montmartre gegenüber; die Preußen gewannen durch schnelle Wendung den Uebergang über die Seine, kamen dadurch an die unbewahrte Abendseite der Stadt, schlugen Vandamme, der bei Issy hervorbrechen wollte, am 2. Juli blutig zurück und bereiteten sich zum Sturme. Da entsank denen drinnen der Muth und sie übergaben am 7. Juli die Stadt, nachdem Davoust mit den übrigen Soldaten nach der Loire abgezogen war.

In ernsterer und strengerer Weise, als bei dem ersten Dortsein, wurde die entartete Hauptstadt behandelt; sie mußte auch den Schatz ihrer zusammengeraubten Kunstwerke herausgeben, der ihr einmal großmüthig geschenkt war. Und als nun auch die andern Kriegsheere Oestreichs, Deutschlands und Rußland's von Süden und Osten herangekommen waren, da war ganz Frankreich der fremden Gäste voll, die nun nicht so schnell das Land verließen. Im zweiten Pariser Frieden nämlich, der am 20. Nov. 1815 mit Ludwig XVIII. geschlossen wurde, mußte Frankreich 700 Millionen Francs als Kriegscontribution an die Verbündeten versprechen und behielt bis 1818 in siebenzehn seiner Festungen eine Besatzung von 150,000 Mann unter dem Oberbefehle des Herzogs von Wellington.

Sein wiedergekehrter Kriegsmann aber, der ihm dieses alles angerichtet,

wollte, als sein Wagestück gänzlich mißlungen war, wenigstens sein Leben unverletzt davon bringen. Als es ihm nicht gelang, unerkannt auf einem Schiffe nach Amerika zu entkommen, gab er sich zu Rochefort den 10. Juli den Engländern, die vor dem Hafen Wache hielten, gefangen. Darauf wurde er, um ihn für Europa unschädlich zu machen, weit hinaus in das große Weltmeer, wohl achthundert Meilen von Europa, auf eine einsame unwirthbare Insel St. Helena in strengen Verwahr gebracht. Da hat er, ausgeschlossen von der freien menschlichen Gemeinschaft, noch sechs Jahr lang gelebt, als ein von Gott Gezeichneter, der das Blut seiner Brüder für nichts achtete. „Er hat," so lautet das ernste Wort eines edlen Zeitgenossen [1]) über ihn, — „er hat das Wort, das ewig wie eine Scheidewand zwischen der Menschlichkeit und der Unmenschlichkeit unseres Geschlechtes feststeht; das von jeher das Losungswort aller, die Menschheit gering achtenden, Gewalthaber war; das Wort, das Kain gegen Gott selber auszusprechen wagte; das Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" auf seinem Throne mit einer Kraft und einem Glücke ausgesprochen, wie vor ihm noch kein Mann auf dem Throne; und es ging lang, sehr lang, ehe er für dieses Wort der Lästerung gegen die Menschennatur unstät und flüchtig werden mußte auf der Erde."

Am 5. Mai 1821 ist Napoleon auf der Insel St. Helena gestorben.

181. Der Wiener Congreß und der neue deutsche Bund.

Zwischen den ersten Frieden von Paris und den neuen Krieg von 1815 fallen die wichtigen Verhandlungen des Wiener Congresses.

Die Verhältnisse Europa's und besonders Deutschlands, die durch die französische Revolution und durch Napoleon gänzlich aus ihren Fugen gebracht waren, mußten von neuem geordnet werden. Es versammelte sich zu diesem Zwecke im October 1814 ein Congreß von Monarchen und hohen Staatsbeamten, wie sie die Geschichte noch nicht gesehen hatte, in der Hauptstadt des östreichischen Kaiserstaates. Die Kaiser von Oestreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg, die Mehrzahl der übrigen deutschen Fürsten, alle mit ihren ersten Räthen; die Vertreter von England, Frankreich, Spanien, Portugal, Schweden, den italienischen Staaten, der Schweiz, waren versammelt; ganz Europa war vertreten. Es handelte sich auch um die Interessen von ganz Europa.

Den Mittelpunkt jedoch bildeten die deutschen Angelegenheiten. Die beiden deutschen Großmächte, Oestreich und Preußen, mußten wieder zu ihrer alten Größe und Bedeutung erhoben werden. Auch für die übrigen deutschen Länder wurde der Grundsatz festgehalten, daß sie mindestens in dem Umfange verbleiben sollten, den sie zufolge des Lüneviller Friedens inne gehabt hatten. Nur das Königreich Sachsen wurde von Rußland und Preußen als ein erobertes Land betrachtet, welches zur Entschädigung für die Sieger benutzt werden könnte, weil sein König an dem Bunde mit Napoleon bis zu dessen Vertreibung aus Deutschland festgehalten hatte. Das sächsische Land war durch den Kaiser Alexander dem Könige von Preußen zugesichert worden als Entschädigung für Abtretungen in Polen, die Alexander zu seinem Reiche schlagen wollte; es sollte ein Königreich Polen als gesonderter, mit eigener Verfassung bestehender, Theil des russischen Reiches

1) E. M. Arndt.

hergestellt werden. Darüber entstand auf dem Wiener Congresse eine Spaltung. Oestreich, England und Frankreich wollten das schon so colossale russische Reich nicht so weit gegen Westen vorgerückt sehen; zugleich regte sich in vielen die Theilnahme für das alte sächsische Fürstenhaus; es sollte bei der allgemeinen Herstellung des Rechtszustandes kein Fürstenhaus zu Grunde gehen. Am meisten störte der Gesandte Frankreichs, der schlaue Talleyrand, dem diese Gelegenheit willkommen war, die Stimme Frankreichs in dem europäischen Rathe sogleich wieder zur Geltung zu bringen. Es kam dahin, daß Frankreich, England und Oestreich, unter Zutritt von einigen deutschen Regierungen, im Januar 1815, heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit einander schlossen. Aber eine höhere Fügung verhinderte auch diesesmal, daß die Zerreißung eines mit so großen Erfolgen gekrönten Bundes die Geschichte jener ruhmwürdigen Zeit trübte. Die Wiedererscheinung Napoleons von Elba brachte schnell die Einigkeit zurück. Man verglich sich, und am 3. Mai wurden die Verträge zwischen Oestreich, Rußland und Preußen geschlossen, durch welche die polnisch-sächsische Frage erledigt wurde. Preußen willigte ein, daß der größere Theil des sächsischen Landes mit den Städten Dresden und Leipzig und 1,180,000 Einwohnern dem Könige Friedrich August zurückgegeben wurde, und begnügte sich mit einem Gebiete von 855,000 Einwohnern von Sachsen, welches seinen Provinzen am nächsten lag. Von dem Großherzogthum Warschau erhielt es ferner ein Gebiet mit ebenfalls 800,000 Einwohnern, und das übrige Großherzogthum erhob Alexander zu einem mit Rußland verbundenen Königreiche und nahm selbst den Titel eines Königs von Polen an. Oestreich bekam Ostgalizien und Wieliczka zurück; die Stadt Krakau mit ihrem Kreise sollte einen selbstständigen Freistaat bilden.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, ergaben sich die übrigen Anordnungen in Deutschland leicht:

Preußen erhielt, außer den polnischen und sächsischen Gebieten, für seine Abtretungen in Polen und für die Länder, die es an Baiern und Hannover überließ, in Westphalen und am Rheine Corvey, Dortmund, das Herzogthum Westphalen, das Herzogthum Berg, die ehemals oranischen Besitzungen Deutz, Hadamar, Dillenburg und Siegen; und jenseits des Rheines die von Frankreich zurückeroberten Länder bis in die Gegenden der Maas, Mosel, Saar, Glane und Nahe, in einem Kreise, der bei Bingen am Rheine endigt. Die wichtigen Städte Elberfeld, Düsseldorf, Köln, Bonn, Coblenz, Aachen, Trier u. a., und die reichen Fabrikgegenden des bergischen und rheinischen Landes kamen dadurch zum preußischen Staate, der von nun an die meisten Unterthanen deutscher Zunge zählte. Es waren gegen 14 Millionen, so viele, als noch nie unter einem Scepter vereinigt gewesen. Seine Länder reichen von der Grenze Rußlands bis zu der Frankreichs und liegen in solcher Ausdehnung als laute Mahnung da, sich für des gemeinschaftlichen Vaterlandes Schutz und Ehre stets wach und gerüstet zu halten.

Oestreich nahm sein treues Tyrol, Salzburg, Vorarlberg und das Innviertel wieder an sich und kam durch seine italienischen und illyrischen Besitzungen auch wieder an die Küsten des adriatischen Meeres und dadurch in die seiner ferneren Entwicklung so nothwendige Verbindung mit dem Welthandel. Durch diese und seine slavischen Länder bis an die Grenzen Rußlands und der Türkei hat Oestreich die Vermittlung Deutschlands mit

den übrigen europäischen Staaten und die Aufgabe erhalten, deutsche Gesittung in die Länder nach Südosten zu tragen. Oestreichs Bestimmung ist überhaupt, wenn es sie recht versteht, eine der wichtigsten in Europa; seine Stellung bringt es unabweislich mit sich, in Verbindung mit Preußen und dem übrigen Deutschland den allgemeinen Frieden aufrecht zu halten, den naturkräftigen, vordringenden Osten von dem unruhigen Westen zu scheiden, und allen durch Wort und That die Grundsätze der Gerechtigkeit und gegenseitigen Achtung vor Augen zu stellen.

Zwischen den übrigen deutschen Ländern wurden noch einige Gebietsausgleichungen und Verleihungen frei gewordener Ländertheile vorgenommen, wodurch sich ihr jetziger Bestand gebildet hat.

So ist Baiern mächtig in seinem Kreise und über Franken, wo es die im J. 1806 von Preußen erhaltenen Länder Anspach und Baireuth behielt und Würzburg und Aschaffenburg neu erwarb; auch erhielt es eine fernere Entschädigung in der Pfalz am Rheine und zählte über vier Millionen Unterthanen. Würtemberg herrscht in Schwaben über mehr als anderthalb Millionen kräftiger Menschen und wird durch den Schwarzwald von Baden getrennt, welches von Basel an längs dem Rheine bis über Mannheim hinaus als ein schönes, fruchtbares Land daliegt. Auch Hessen-Darmstadt hat gegen seinen früheren Umfang in der Zeit der Umwälzungen sehr gewonnen und zählt unter seine Städte die wichtigste Festung des Bundes, das oft heimgesuchte Mainz. Hannover bekam durch Ostfriesland, Hildesheim, Goslar und die Niedergrafschaft Lingen, welche von Preußen abgetreten wurden, durch das Arenbergsche Amt Meppen und die Grafschaft Bentheim einen nicht unbedeutenden Zuwachs und stieg bis auf anderthalb Millionen Einwohner. Der Prinzregent von England hielt es für angemessen, neben Baiern, Würtemberg und Sachsen, die durch Napoleon den Königstitel erhalten hatten, auch dem hannoverschen Lande den Namen eines Königreichs zu geben. Hannover trat das Herzogthum Lauenburg an Preußen ab, welches dafür von Schweden den noch übrigen Theil von schwedisch-Pommern eintauschte, und Schweden gab das Lauenburgsche Land als eine, freilich sehr unbedeutende, Entschädigung für Norwegen an Dänemark.

Alle Regierungen Deutschlands vereinigten sich nunmehr, da die Herstellung des deutschen Kaiserthums zu sehr außer dem Gesichtskreise der Zeit lag, zu einem **deutschen Bunde**, dessen Glieder folgende waren:

1) Oestreich. 2) Preußen. 3) Baiern. 4) Sachsen. 5) Hannover. 6) Würtemberg. 7) Baden. 8) Churhessen. 9) Großherzogthum Hessen. 10) Der König von Dänemark, als Herzog von Holstein. 11) Der König der Niederlande, als Herzog von Luxemburg. 12) Braunschweig. 13) Mecklenburg-Schwerin. 14) Nassau. 15) Sachsen-Weimar. 16) Sachsen-Gotha. 17) Sachsen-Koburg. 18) Sachsen-Meiningen. 19) Sachsen-Hildburghausen. 20) Mecklenburg-Strelitz 21) Oldenburg. 22) Anhalt-Dessau. 23) Anhalt-Bernburg. 24) Anhalt-Köthen. 25) Schwarzburg-Sondershausen. 26) Schwarzburg-Rudolstadt. 27) Hohenzollern-Hechingen. 28) Lichtenstein. 29) Hohenzollern-Sigmaringen. 30) Waldeck. 31) Reuß, ältere Linie. 32) Reuß, jüngere Linie. 33) Schaumburg-Lippe. 34) Lippe. 35) Freie Stadt Lübeck. 36) Frankfurt. 37) Bremen. 38) Hamburg. Später ist noch 39) Hessen-Homburg hinzugekommen.

Was die Verfassung Deutschlands betrifft, wie sie in der Bundes-

akte festgestellt ist, so wurde sie als ein freier Bund selbstständiger und unabhängiger Staaten aufgerichtet, dessen Hauptbestimmungen folgende waren:

„Des Bundes Zweck ist die Erhaltung der äußern und innern Sicherheit Deutschlands überhaupt und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der deutschen Bundesstaaten im besondern.“

„Alle Bundesglieder haben, als solche, gleiche Rechte.“

„Die gemeinsamen Angelegenheiten werden durch eine Bundesversammlung besorgt, die ihren Sitz zu Frankfurt am Main hat und bei welcher Oestreich den Vorsitz führt. Der Bundestag ist beständig und kann sich höchstens auf vier Monate vertagen, wenn die Geschäfte es erlauben.“

„Die gewöhnlichen Geschäfte besorgt ein engerer Ausschuß von 17 Stimmen; bei Abfassung oder Abänderung von Grundgesetzen und andern wichtigen allgemeinen Anordnungen versammeln sich aber die Vertreter aller Staaten vollständig und bilden 70 Stimmen, so daß die kleineren Staaten wenigstens eine, die größeren höchstens 4 Stimmen ein jeder haben. Ueber jene wichtigern Angelegenheiten ist zu einem gültigen Beschlusse Stimmeneinhelligkeit erforderlich. Das erste Hauptgeschäft des Bundestages soll die Abfassung der Grundgesetze des Bundes und seine organische Einrichtung in Rücksicht auf seine auswärtigen, kriegerischen und innern Verhältnisse sein.“

„Alle Bundesglieder versprechen, mit einander gegen jeden Angriff zu stehen, und wenn der Bundeskrieg erklärt ist, keine einseitige Unterhandlung mit dem Feinde einzugehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden zu schließen. Sie behalten sich zwar das Recht der Bündnisse aller Art vor, verpflichten sich aber, kein solches zu schließen, welches gegen die Sicherheit des Vaterlandes oder einzelner Bundesglieder gerichtet wäre. Ebenfalls wollen sie unter keinerlei Vorwand einander bekriegen, sondern ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung vorbringen. Diese soll entweder vermitteln oder richten, und die streitenden Theile sollen ihrem Ausspruche gehorchen.“

„In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.“

„Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. — Wie eine bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens zu bewirken sei, wird die Bundesversammlung in Berathung nehmen.“

„Die Unterthanen der deutschen Fürsten haben das Recht, aus einem Lande frei in das andere wegzuziehen und dort Grundeigenthum zu erwerben und bürgerliche oder Kriegsdienste anzunehmen, wenn keine Verbindlichkeit zum Kriegsdienst gegen das bisherige Vaterland im Wege steht.“

„Die Bundesversammlung wird sich mit Abfassung gleichförmiger Gesetze über die Preßfreiheit und den Nachdruck, so wie auch:

„Ueber den Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten beschäftigen.“

182. Deutschland in den Jahren 1816—48.

Die deutsche Bundesversammlung, welche seit dem 5. Nov. 1816 in Frankfurt ihre Sitzungen gehalten, hat darin gleich anfangs das Vaterland geehrt, daß sie den deutschen Bund als Gesammtheit zu einer selbstständigen europäischen Macht, mit dem Rechte, Krieg, Frieden und Bündnisse zu beschließen, erklärt und zugleich die hundertjährige Verachtung

der Muttersprache durch ein Gesetz getilgt hat, nach welchem in schriftlicher und mündlicher Verhandlung nur die deutsche Sprache gebraucht werden soll. Ferner ist die allgemeine Wehrordnung — wie groß nämlich das Bundesheer im Kriege und im Frieden sein, aus welchen Theilen es bestehen, wie viel ein jedes Bundesglied dazu stellen, wie und bei wem die Anführung, wie viele und welche Festungen der Bund haben solle, — festgestellt worden. Das Bundesheer soll aus 300,000 Mann bestehen, wozu Oestreich 94,000 Mann giebt, Preußen 79,000, Baiern 35,000, Würtemberg 13,600, Hannover 13,000, Königreich Sachsen 12,000, Baden 10,000, Großherzogthum Hessen 6000, Churhessen 5400, und so nach Verhältniß die übrigen. Es wird unter einem Oberfeldherrn stehen, welcher von der Bundesversammlung erwählt und in Eid und Pflicht genommen wird, von ihr seine Vollmachten und Befehle erhält und an sie seine Berichte erstattet. Zu seiner Vertretung oder Nachfolge im Oberbefehl wählt die Bundesversammlung auch sogleich einen General-Lieutenant. Die Anführer der zehn Armeekorps, in welche das Bundesheer getheilt werden soll, stehen einzig unter des Oberfeldherrn Befehle. Von diesen zehn Korps bildet Oestreich 3, Preußen 3, Baiern 1; die drei übrigen sind aus den andern deutschen Kriegshaufen zusammengesetzt. — Bundesfestungen sind Mainz, Luxemburg, Landau und nach späterer Bestimmung auch Ulm.

Wie für den Krieg die Wehrordnung, so war für den Frieden die allgemeine Rechtsordnung des Bundes von der größten Wichtigkeit. Es mußte fest bestimmt werden, wie den Beschlüssen des Bundes Gehorsam verschafft und bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander Gewaltthat vermieden, das Recht gehandhabt und dessen Ausspruch zur Vollführung gebracht würde. Der Weg zum Rechte wurde bald gefunden. Statt eines allgemeinen Bundesgerichts, welches an die Stelle des ehemaligen Reichskammergerichts treten möchte, wie einige Stimmen dringend wünschten, wurde der Bundesversammlung selbst das Geschäft der Schlichtung jedes Streites übertragen, und wenn der strenge Weg des Rechtes verfolgt werden sollte, den höhern Gerichtshöfen der einzelnen Staaten als Austrägalgerichten die Entscheidung vorbehalten. Wie aber der Widerspenstige, der sich dem Richterspruch nicht gutwillig fügen wollte, mit Gewalt dazu angehalten werden könnte, das blieb noch lange eine unentschiedene Frage, bis endlich die dringenden Umstände der Zeit auch einen vorläufigen Beschluß des Bundes über eine Executions-Ordnung unter dem 20. Sept. 1819 hervorbrachten. Die Bundesversammlung darf zur Vollziehung ihrer Beschlüsse die bewaffnete Macht des ganzen Bundes zu Hülfe nehmen; sie hat sowohl die Zahl der zu stellenden Truppen, als die zu deren Stellung verpflichteten Bundesstaaten zu bestimmen; und der Rückmarsch der Truppen geschieht erst nach erfolgter und gehörig versicherter Vollziehung der Bundesbeschlüsse.

Was die übrigen Hauptzwecke der Bundesakte betrifft, so hat die allmälige Entwicklung der Verhältnisse manches in den einzelnen Staaten in's Leben gerufen, was gleich anfangs von der raschen Wirksamkeit der Bundesversammlung erwartet wurde. Sehr vieles und wichtiges dagegen ist leider durch die Verwirrung der nachfolgenden Zeiten, durch Mißtrauen und Mißverstand, durch Zögern auf der einen und stürmische Ungeduld auf der andern Seite, durch den verderblichen Einfluß fremden Beispiels und fremder

Einwirkung, ja, mit tiefer Trauer sei es gesagt, in einzelnen Fällen durch Ausartung der Gesinnung bis zum Verbrechen, vereitelt worden. Wir ziehen hier den Schleier über das Einzelne, was zu entwickeln weder an sich frommt, noch in den Unterricht der Jugend gehört.

Hier wollen wir nur dasjenige aufnehmen, was wirklich als Entwicklung und Fortschritt sich darstellte.

1) Zunächst brachte der 13. Artikel, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden solle, eine große Bewegung in den Gemüthern hervor. Viele erwarteten von seiner raschen Ausführung eine ganz neue Ordnung der Dinge und ein plötzliches Abschaffen aller bisherigen Mängel und Gebrechen; sie bedachten nicht, daß die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten erst durch Erfahrung gebildet, durch Uebung in das rechte Geleise gebracht werden müsse, ehe die Frucht sichtbar werden könne; und ferner nicht, welch ein Unterschied sei zwischen großen und reichen Staaten, wie England und Frankreich, mit Hauptstädten, die allein einen kleinen Staat bilden, und zwischen kleineren bürgerlichen Gemeinschaften von ein paar Millionen, oder gar nur Tausenden. — Gleichwohl haben fast alle deutschen Regierungen früher oder später das Wort der Bundesakte gelöst oder zu lösen angefangen, je nachdem ihnen der Zeitpunkt dazu gekommen zu sein schien.

Der König von Preußen gab zuerst unter den deutschen Fürsten, im Mai 1815, noch ehe die Bundesakte die Verbindlichkeit ausgesprochen hatte, seinem Volke die Zusage einer ständischen Verfassung. Die Ausführung indeß war in dem, aus so verschiedenartigen Theilen zusammengesetzten, Staate sehr schwierig, und die nöthigen Vorarbeiten nahmen die Zeit bis zum J. 1823 weg. Der König hatte durch eine besondere Commission, unter dem Vorsitze des Kronprinzen, und nach Anhörung kundiger Männer aus allen Provinzen des Staates, die Verfassung der Provinzialstände ausarbeiten lassen, und gab derselben am 5. Juni 1823 Gesetzeskraft. Wann eine Zusammenkunft der allgemeinen Reichsstände erforderlich sein werde, und wie sie aus den Provinzialständen gebildet werden solle, darüber behielt sich der König die spätere Entscheidung vor. Die Schwierigkeit der Aufgabe jedoch und die bald eintretende neue Spannung der europäischen Verhältnisse durch die französische Julirevolution im J. 1830 verhinderten den König Friedrich Wilhelm III. von einem Jahre zum andern, den Schritt zu thun, der ihn mit Sorge erfüllte. Auch Friedrich Wilhelm IV., der seinem Vater im J. 1840 folgte, fand bei den eigenthümlichen Verhältnissen des preußischen Staates noch manche Vorbereitungen nöthig, ehe er eine allgemeine Landesvertretung anordnete. Aber die herrschende Richtung der Zeit forderte einen solchen Schritt immer entschiedener, und durch das Patent vom 3. Febr. 1847 berief der König die Provinzialstände des Reichs zu einem vereinigten Landtage nach Berlin mit bedeutenden Rechten in Absicht der Gesetzgebung und der Steuerbewilligung. Preußen trat damit in die Reihe der constitutionellen Staaten. Und wenn auch bei dieser ersten Versammlung die Gegensätze der Ansichten und Bestrebungen, die man gefürchtet hatte, scharf genug hervortraten und in manchen wesentlichen Punkten die Einigung nicht erreicht wurde, die zu wünschen war, so wurde doch durch das Zusammenwirken der Vertreter aus allen Theilen des Königreiches von der Memel bis zu dem Rheine und der Mosel das Gesammtgefühl der Nation geweckt und gestärkt, eine Anzahl trefflicher Männer, die man

vorher wenig gekannt, traten an das Licht der Oeffentlichkeit, viele gesunde Gedanken arbeiteten sich aus der Reibung der Geister hervor, und die Hoffnung auf eine weitere und immer gedeihlichere Entwicklung des politischen Lebens in Preußen belebte die Vaterlandsfreunde.

Leichter war die Arbeit in den kleineren und einfacher zusammengesetzten deutschen Staaten, welche zum Theil sehr bald den 13. Artikel der Bundesakte zur Ausführung brachten.

Der erste war der Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar, der hochherzige Pfleger deutscher Kunst und Wissenschaft, der schon im J. 1816 seinem Lande eine ständische Verfassung gab, welche im J. 1817 die Gewährleistung des gesammten deutschen Bundes erhielt.

Am 27. Mai 1828, an seinem 62. Geburtstage, beschenkte der König Maximilian Joseph von Baiern sein Volk mit einer Verfassungsurkunde, welche die wesentlichen Grundlagen einer zeitgemäßen Staatseinrichtung enthielt.

Auf Würtemberg, das Land, wo sich am früheſten ein gutes Verhältniß der Volksvertretung gebildet und am längsten erhalten hatte, richteten sich seit 1816 die Augen der Vaterlandsfreunde. Und ihre Hoffnung wurde nicht getäuscht. Trotz des heftigen, oft beinahe unauflöslich scheinenden, Streites der Meinungen, fand das, immer mit neuer Liebe und Wärme aufgenommene, Werk endlich doch seine Vollendung. Nach mehreren mißglückten Versuchen unter dem Könige Friedrich und seinem Nachfolger Wilhelm I. berief dieser endlich, im günstigen Augenblicke, im J. 1819 eine neue Ständeversammlung, welche sich ausschließlich nur mit der Verfassungsurkunde beschäftigen, sie Punkt für Punkt mit seinen Bevollmächtigten durchgehen und ihm dann zur letzten Entschließung vorlegen sollte. Nach zwei Monaten lag das vollendete Werk dem Könige vor. Er unterzeichnete die Urkunde, überreichte sie am 25. Sept. den Bevollmächtigten der Ständeversammlung und empfing dagegen das zweite, von allen Mitgliedern der Stände im Namen des Landes unterzeichnete Exemplar derselben. Wie in alter Zeit, so kam auf solche Weise auch jetzt in Würtemberg die Verfassung durch einen Vertrag zwischen Fürsten und Volk glücklich zu Stande.

Auch das Großherzogthum Baden erhielt am 22. Aug. 1818, das Großherzogthum Hessen am 17. Dec. 1820, eine neue ständische Verfassung. Eben so die Herzogthümer Nassau, Sachsen-Koburg, -Hildburghausen und -Meiningen, die Fürstenthümer Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe-Detmold und Schaumburg, Liechtenstein und Waldeck.

In den östreichischen Staaten, im Königreich Sachsen, in Mecklenburg und in einigen kleineren Ländern waren die Landstände in ihrer alten, in Hannover und Braunschweig in etwas veränderter Gestalt, in Thätigkeit.

Die außerordentliche Bewegung, welche das Jahr 1830 in die öffentlichen Verhältnisse, wie in die herrschenden Bestrebungen der Zeit, gebracht hat, konnte auch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Verfassungsangelegenheiten der deutschen Staaten bleiben. In einigen derselben kamen wesentliche Veränderungen in der Landesvertretung, ja ganz neue Staatsgrundgesetze, zu Stande und in die Verhandlungen derjenigen Ständeversammlungen, welche schon längere Zeit in Thätigkeit waren, wurde erhöhtes Leben, leider aber auch, — das ist der Unsegen der Zeit, — fast überall

im ersten Augenblicke eine Leidenschaftlichkeit gebracht, welche der ruhigen Ermittelung des Rechten und Wahren hinderlich in den Weg trat. Gleichwohl verstummte die Stimme aller Freunde der wahren, durch Gesetz und Ordnung gesicherten, Freiheit nicht und ihr warnendes Wort, unterstützt von dem gesunden Sinne der verständigen Mehrzahl, verschaffte doch endlich fast überall der Vernunft und Mäßigung den Sieg.

So war das Königreich Hannover durch das Jahr 1830 in eine nicht geringe Aufregung gerathen, und wenn nicht die Bande der Ordnung gelöst oder Gewalt zur Richterin schwieriger Fragen gemacht werden sollte, so mußte die Regierung mit den Vertretern des Landes, in aufrichtiger Vereinigung für die Sache und in gegenseitigem Vertrauen, eine neue feste Gestalt der Verhältnisse zu stiften unternehmen. Und dieses gelang auch durch den ernsten Willen von allen Seiten, so daß die Ruhe, nach der ersten augenblicklichen Störung, aufrecht gehalten und im J. 1833 ein neues Staatsgrundgesetz zu Stande gebracht wurde. Die weitere Ausarbeitung und Ausführung aller in demselben neugeordneten Verhältnisse war zum Theil noch unvollendet, als der Regierungswechsel des Jahres 1837, da nach dem Tode des Königs Wilhelms IV. dessen Bruder, Ernst August, das Königreich Hannover, getrennt von England, als Herrscher übernahm, auch eine Veränderung der Verfassung mit sich führte. Der König versagte dem Staatsgrundgesetze von 1833 seine Anerkennung, weil dasselbe „wesentliche Rechte der Krone verletze", und erließ im Jahre 1840 nach mehrjährigen Verhandlungen mit den Ständen, das Landesverfassungsgesetz, welches bis 1848 bestanden hat.

Auch in dem benachbarten Herzogthum Braunschweig gingen im J. 1830 bedeutende Veränderungen vor. Ein Ausbruch des öffentlichen Unwillens gegen die zum Verderben des Landes führende Regierungsweise des Herzogs Karl hatte dessen Entfernung und die Berufung seines Bruders Wilhelm zur Regierung zur Folge. In der Erkenntniß der Nothwendigkeit einer solchen Veränderung bestätigte der König von England, als Haupt des welfischen Fürstenhauses, den Wechsel der Regierung, welcher dann auch vom deutschen Bunde anerkannt wurde. Der neue Herzog aber betrachtete es als eine seiner nächsten und wichtigsten Regierungspflichten, mit den Vertretern des Landes eine neue Verfassung festzustellen, welche auch nach ruhiger und gründlicher Erwägung zu Stande kam.

Im Churfürstenthum Hessen, wo die landständische Vertretung nach manchen Versuchen nicht hatte zur Wirklichkeit gelangen können, gab ebenfalls die allgemeine Aufregung im J. 1830 einen neuen gebieterischen Anstoß zur Ausbildung der Verfassungsformen; der Churfürst Wilhelm gewährte seinem Lande ein neues Staatsgrundgesetz, nach den Forderungen der neueren Zeit, zugleich aber trat er, durch mehrfache Gründe bewogen, im J. 1831 von der Führung der Geschäfte zurück und übergab dieselbe seinem Sohne, dem Churprinzen Friedrich Wilhelm, als Mitregenten, der im J. 1847, nach des Vaters Tode, Churfürst wurde.

Eine ähnliche Veränderung war schon im J. 1830 im Königreiche Sachsen vorgegangen, wo der König Anton, Nachfolger des im J. 1827 nach 59jähriger Regierung gestorbenen vielgeprüften Königs Friedrich August, seinen Neffen, den Kronprinzen Friedrich, zum Mitregenten ernannte, um die jugendliche Kraft zur Lösung schwieriger Aufgaben zu Hülfe zu nehmen, und wo dann ebenfalls das Gebäude einer neuen Staatsverfassung

und erhöhter ständischer Wirksamkeit mit Ernst begonnen und glücklich vollendet wurde.

Einige kleinere deutsche Staaten folgten diesen Beispielen, und so standen allerdings in den verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes die Gerüste da, in welchen sich der Geist, wenn er treu, wahrhaft und frei von Selbstsucht war, eine gute Werkstatt der Thätigkeit bereiten konnte. Leider hat er im J. 1848 die Probe nicht bestanden!

2) Die Gleichheit der christlichen Religionsbekenntnisse in bürgerlicher und politischer Rücksicht, welche die Bundesakte als Grundsatz aufstellt, besteht wirklich in den Staaten des deutschen Bundes. Alle christlichen Unterthanen haben, außer der freien Religionsübung, welche schon lange nicht mehr angefochten wurde, nun auch völlige Theilnahme an allen bürgerlichen Rechten und den Zugang zu allen Aemtern im Staate. Dazu haben die katholischen Landesherren obere kirchliche Behörden für ihre evangelischen Unterthanen eingerichtet, wo sie noch nicht bestanden, und die evangelischen Landesherren haben den in der traurigen Zwischenzeit ganz zerrütteten Zustand der katholischen Kirche in ihren Staaten wieder geordnet, die bischöflichen Stühle hergestellt oder neue gestiftet und mit den erforderlichen Einkünften versehen; und mit dem Papste sind über dieses alles Verträge geschlossen, worin Preußen schon im J. 1823 auf eine rühmliche und sehr liberale Weise mit seinem Beispiele voranging.

Die Angelegenheiten der evangelischen Kirche in sich selbst sind auch nicht unbeachtet geblieben. Nach dem Beispiele des Königs von Preußen, welcher in dem Jahre der dreihundertjährigen Reformationsfeier im J. 1817 eine Aufforderung an die beiden evangelischen Confessionen zur Vereinigung zu Einer einzigen evangelischen Kirche erließ, ist Aehnliches auch in andern deutschen Staaten geschehen; an vielen Orten ist diese Vereinigung durch freie Zustimmung der Geistlichen und der Gemeinden zu Stande gekommen. Aber wo es auch nicht geschah, da schien doch der Geist einer fast feindlichen Trennung, der in der evangelischen Kirche nur zu lange bestanden, nach und nach überall der brüderlichen Eintracht weichen zu wollen.

Leider ist die Freude der Friedlichgesinnten über diese beruhigenden Zeichen nicht ungetrübt geblieben. Zwischen der katholischen Kirche in Preußen und der Regierung entspannen sich ernstliche Zerwürfnisse, als die letztere, in ihrer Entrüstung über herrschsüchtige und intolerante Maßregeln des Erzbischofs von Köln, Freiherrn Droste zu Vischering, im J. 1837 letzteren gefangen aus seiner Erzdiöcese auf die Festung Minden führen ließ. Die katholische Bevölkerung am Rheine und in Westphalen nahm den lebhaftesten Antheil an dieser Begebenheit; der Papst erklärte sich mit Bitterkeit gegen das Verfahren der Regierung; eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich eines großen Theiles der katholischen Bevölkerung Preußens, und auch in andern deutschen Ländern, namentlich in Baiern, nahm man lebhaft Partei für den Erzbischof. Streitschriften wurden gewechselt, und die auf Humanität und ächte Geistesbildung gegründete Toleranz, die auch den Gegner achtet, wenn er nur auf seinem Standpunkte redlich die Wahrheit sucht, sie mußte von neuem der Bitterkeit, ja dem Hasse, Raum geben. Zwar ist die Streitsache an sich durch den neuen König Friedrich Wilhelm IV. beigelegt, dem Erzbischofe, der schon in Freiheit gesetzt war, wurde mit seiner Zustimmung in der Person des Bischofs Geissel von Speier ein Coadjutor gegeben, welcher auch später der Nachfolger im Erzbisthum geworden

ist; ähnliche Streitigkeiten, die auch in den östlichen Provinzen des preußischen Staates entstanden waren, sind ebenfalls beendigt; aber der innere Frieden, welcher den äußern erst sichert, ist doch nur sehr langsam zurückgekehrt. Man hat viele Fragen wieder auf die Spitze gestellt, die in den Hintergrund getreten zu sein schienen. Auch außer Deutschland, namentlich in der Schweiz und in Frankreich, trennten sich die Parteien schärfer, als seit langer Zeit; in Irland war lange Zeit die Religionsfrage stark betheiligt bei der Unzufriedenheit des Volkes gegen die Regierung.

Blicken wir auf die evangelische Kirche, so ist auch in ihr die Einigkeit in den letzten Jahrzehenden nicht gewachsen; die Confessionsunterschiede sind wieder schärfer hervorgetreten; daneben sind von einer mißverstandenen Philosophie die heftigsten und verwerflichsten Angriffe auf den positiven Glauben gemacht worden, während auf der äußersten Seite gegenüber der starre Wortglaube die Selbstthätigkeit der menschlichen Vernunft in wissenschaftlichen Forschungen gänzlich gefangen nehmen möchte. Ueberall erhoben sich die Gegensätze in schroffer Entschiedenheit.

So lange dieser Streit auf dem Gebiete der Wissenschaft geführt wurde, durfte er den ruhigen Beobachter der Entwickelungsgeschichte der Menschheit nicht niederschlagen; die Reibung ist besser, als die todte Gleichgültigkeit, sie ist wenigstens ein Zeichen des Lebens, und von den Gegensätzen aus kann der helle Blick desto besser die Mitte erkennen. Allein die Bewegung ging auch auf das Volksgebiet über. In beiden christlichen Kirchen standen Männer auf, welche mit dem Fanatismus des Verstandes und der Aufklärung, — denn auch einen solchen giebt es, — die geistige Freiheit, welche sie gewonnen zu haben glaubten, dem Volke mitzutheilen für Pflicht hielten, (dies war die bessere Klasse); oder die durch Hochmuth, Selbstüberschätzung, Glaubensunfähigkeit und Haß gegen geistig Höherstehende zu solcher Wirksamkeit getrieben wurden und die schreiende Sünde nicht fühlten, die sie begingen, indem sie dem Volke den festen Anker des Glaubens im Leben und Sterben raubten.

Den ersten Anstoß zu einem offenen Bruche mit der Kirche gab im J. 1844 die Verehrung des heiligen Rockes in Trier. Der Widerspruch gegen das Uebermaß der Zeichenanbetung und Veräußerlichung dessen, was im Innern seine stille Stätte haben soll, gab der Flachheit und Gemüthlosigkeit in Glaubenssachen die Waffen in die Hand; wie denn Aberglauben immer Unglauben als Gegensatz hervorrufen wird. Der Deutschkatholicismus, wie die von der Kirche sich lossagende Richtung von ihren Anhängern getauft wurde, nahm seinen Anfang und es bildeten sich Gemeinden desselben zuerst in Schlesien und dann in andern Gegenden Deutschlands, anfangs zahlreicher, später sparsamer.

Das Beispiel reizte. Die oberflächliche Verstandesaufklärung, verbunden mit dem Triebe nach schrankenloser Freiheit, sei es im Glauben, sei es im Wollen und Handeln, welcher in nicht wenigen Menschen der Zeit Platz gegriffen hatte, folgte gern auch in der evangelischen Kirche einzelnen, zum Theil mit Talent und Rednergabe ausgestatteten, Führern, welche gegen jeden Glaubenszwang protestirten. Der haltlose Zustand der Kirche, deren Bande fast überall gelockert waren, begünstigte diese Bestrebungen; schroffer und unverständiger Widerstand mancher Altgläubigen stachelte sie häufig noch mehr an, und so bildeten sich auch in evangelischen Ländern sogenannte freie Gemeinden, die sich von der alten Kirche lossagten. Die Grund-

sätze der Glaubensfreiheit, welche die Regierungen nicht verletzen wollten, gaben diesen Bildungen Spielraum, bis die Jahre 1848 und 49 es an den Tag brachten, was dem Tieferblickenden von Anfang an nicht zweifelhaft gewesen war, daß die Ungebundenheit in Glaubenssachen mit derjenigen auf dem politischen Gebiete Hand in Hand zu gehen pflegt. Wer jede höhere Auctorität in geistigen Dingen verwirft und der Kirche keine normgebende Gewalt einräumen will, wird auch das Ansehen der weltlichen Obrigkeit schwer anerkennen.

Wenn wir noch eine Stufe tiefer hinuntersteigen und das Treiben derjenigen Menschen betrachten, die mit bewußter Absicht alle Bande zu lockern suchten, welche die menschliche Gesellschaft zur Sitte und Ehrbarkeit und zur Achtung gegen die Rechte des Nächsten zusammenhalten, so wird das Gemälde noch düsterer. Es gab schon seit Jahrzehenden eine Anzahl von Menschen in Frankreich, der Schweiz, und selbst in Deutschland, die durch Schrift und Wort die Achtung gegen alle Religion, den Glauben an Gott und eine Vergeltung, die Heiligkeit der Ehe, die Rechte des Standes und Besitzes, als schädliche Vorurtheile verwarfen und einen Zustand anpriesen, wo alles frei und gleich, aller Unterschied zwischen hoch und niedrig, reich und arm, aufgehoben sei, alle Güter getheilt seien, wenigstens doch der Staat die Verpflichtung habe, einem jeden Arbeit und deren Lohn zu verschaffen. Mit den verführerischsten Farben wußten sie ihre Lehre auszuschmücken und wendeten sich damit an die Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, die dafür am empfänglichsten sind, ohne die Fähigkeit der eignen Prüfung zu besitzen, an die Handwerker und Arbeiter. Das Wandern der Handwerksgesellen bot ihnen die Gelegenheit dar, dieselben, fern von der Heimat und von dem Einflusse der Familie, in ihre Netze zu verstricken. Paris und die Schweiz waren die Herde, wo der deutsche Handwerker und Fabrikarbeiter in die gefährlichen Lehren eingeweiht wurde und von wo er sie als einen bösen Samen in die Heimat zurückbrachte. — Es ist ein trauriges Geschäft, den Blick in diese Abgründe sittlicher Auflösung zu richten, allein die Geschichte kann sich dem nicht entziehen; sie muß sich an die Wirklichkeit halten und weiß, daß die Selbsttäuschung nur schlimme Früchte trägt. Auch ist das Jahr 1848 nicht verständlich, ohne die Keime zu kennen, aus welchen seine schlimmsten Erscheinungen hervorwuchsen.

3) Gegen jene Ausgeburten eines bösen Geistes hätte, neben einer kräftigen Wirksamkeit der Kirche und ihrer Diener, auch die Wissenschaft in ihrer ganzen Ausdehnung, die mündliche Rede von den Lehrstühlen der Universität wie der Schule, bis in die letzte Volksschule hinab, und die Schrift in unserm so schriftreichen Zeitalter den angestrengtesten Kampf führen müssen; denn vor dem ächten Lichte der Wahrheit verschwinden die Geister der Finsterniß. Und wirklich ist auch für die Pflege der Bildungsanstalten aller Art in dem Zeitraume von 1815 an recht viel in Deutschland geschehen. Die Einsicht, daß in dieser Pflege eine der wichtigsten Aufgaben jeder Regierung bestehe, hat z. B. in Preußen die Stiftung der rheinischen Universität in Bonn am 18. Oct. 1818, die großen Kunstanlagen in der Hauptstadt, die Stiftung und Verbesserung so vieler hundert Anstalten im ganzen Reiche und die organischen Gesetze über das Unterrichtswesen in allen seinen Theilen, hervorgebracht; aus ihr ist in Baiern die Gründung der Universität und der herrlichen Kunstsammlungen in München hervorgegangen. Sie hat ihre Wirkungen auch in den übrigen

großen und kleinen Staaten des Bundes, hier weniger, dort mehr, hier stiller, dort lauter, in keinem aber ohne wohlthätige Folgen, offenbart, und hundert einzelne Städte, Flecken und Dörfer in Deutschland haben sich von ihrem Antriebe zur Pflege und zu recht bedeutenden Opfern für die Bildung der heranwachsenden Geschlechter anfeuern lassen.

Die Achtung vor ausgezeichneten Leistungen im Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Erfindungen, der kriegerischen und bürgerlichen Thätigkeit, zeigt sich auch recht lebendig in dem wiedererwachten Eifer, das Andenken berühmter Männer aus der nahen und fernen Vorzeit durch Denkmäler zu ehren. Großartig ist vor allem der Gedanke, das größte Bauwerk des Mittelalters in Deutschland, den Dom in Cöln, auszubauen, und aus ganz Deutschland sind reichliche Beiträge dafür zusammengeflossen.

Das rege Leben unserer Literatur geht schon aus der Zunahme des Buchhandels und der in Deutschland jährlich erscheinenden Werke hervor [1]).

Aber hat die Wissenschaft, haben die Schriftsteller und öffentlichen Lehrer ihrer Pflicht gegen das Vaterland auch in dem Sinne vollständig erfüllt, daß sie gegen die auflösenden und herabziehenden Elemente der Zeit mit allen Waffen des Lichtes, der Einsicht, der Vernunft gekämpft, daß sie ihre Kräfte in diesem Kampfe für das Gute, Wahre und Ewige verdoppelt haben, so wie die Angriffe dagegen heftiger wurden? Haben sie mit demselben Scharfblicke den Punkt erkannt, bei welchem die Hülfe am nöthigsten war, wie die Angreifer ihn als den verwundbarsten erkannt hatten, nämlich die Klassen des Volkes, deren Bildung in einer Schwebe zwischen einfacher Natur und gehobener, wissenschaftlich begründeter Einsicht steht? Haben sie mit Selbstentsagung und wahrer Hingebung gerade dorthin zu wirken gesucht, um Religion, Sitte, Treue, Wahrhaftigkeit und Selbstbeherrschung zu befördern? — Es ist nicht die Zeit und hier nicht der Ort, im einzelnen anzuklagen, aber im großen und ganzen muß die Geschichte bei so wichtigen Fragen auf den Erfolg hinweisen, — und wie zeigte sich dieser im Jahre 1848?!

4) Blicken wir von dem Gebiete des geistigen Lebens und Regens auf das materielle, welches den Wohlstand der großen Masse des Volkes bedingt, so hat Deutschland, trotz mancher Schwankungen und mancher Bedrängnisse, doch bis jetzt im Ganzen erfreuliche Fortschritte gemacht.

Der Ackerbau, auf welchem die gesunde, nachhaltige Kraft eines Volkes beruht, ist durch zweckmäßige Vertheilung des Grundeigenthums, Ablösung hemmender Dienste, Urbarmachung unbenutzter Landstriche, Verbesserung in der Bearbeitung des Bodens, kräftig gehoben worden. Und wie die Zeit überhaupt durch Privatvereine aller Art die Thätigkeiten des Lebens zu fördern strebt, so sind auch für Land-, Forst- und Gartenbau fast überall große Gesellschaften zusammengetreten, welche das Zweckmäßige zu verbreiten eifrig bemüht sind.

Dasselbe ist in fast noch höherem Maße für die Gewerbe geschehen und unser Vaterland hat vielleicht in keinem Stücke neuerdings größere

1) Die Zahl der mit Leipzig in Verbindung stehenden Buch- und Kunsthandlungen in Deutschland und den angrenzenden Gegenden (Schweiz u. s. w.) betrug im J. 1778 nur 282, im J. 1822 schon 566, im J. 1831 830, im J. 1839 1381, gegenwärtig über 2000. Im J. 1814 erschienen 2529 neue Verlagswerke, im J. 1839 dagegen über 9700.

Fortschritte gemacht, als in ihnen. Am großartigsten hat dazu der deutsche Zollverein gewirkt, der von Preußen ausgegangen ist und gegenwärtig alle Länder Deutschlands, außer Oestreich, Holstein, Mecklenburg und den drei Hansestädten, umfaßt. Er ist zum Schutze unserer Gewerbe gegen das Uebergewicht fremder Waaren, die wir auch erzeugen und verfertigen können, errichtet und bietet zugleich eine reiche Quelle der Einkünfte für die Bedürfnisse der Regierungen dar. Wenn auch Deutschland nicht zu den am meisten von der Natur begünstigten Ländern gehört, sondern nur der redliche und ausdauernde Fleiß seiner Bewohner die Güter des Lebens herbeischaffen, und Genügsamkeit und Sparsamkeit sie erhalten kann, so liegt doch eben darin eine Wohlthat, welche die Kraft durch stete Uebung frisch erhält.

Es ist erstaunenswürdig, wie sehr sich die Gewerbthätigkeit schon in wenigen Jahrzehenden in Deutschland gehoben und aus den Entdeckungen in den Naturwissenschaften und der mechanischen Kunst, welche mit Liebe getrieben werden, ein immer reicheres Leben gewonnen hat! Und dazu nun die große Erleichterung des freien Verkehrs im Gebiete des Zollvereins durch Gleichheit von Maaß, Gewicht und Münzfuß, und vor allem durch Aufhebung der Grenzsperren zwischen den einzelnen Ländern, der Quellen eines unseligen, die Sittlichkeit des Volkes untergrabenden, Krieges des Eigennutzes gegen das Gesetz! — Aus dem Bedürfnisse eines lebhaften Verkehrs entspringt der Eifer, demselben die Mittel dazu zu verschaffen. In allen deutschen Ländern wurden die Flüsse mit Dampfschiffen versehen, die Heerstraßen verwandelten sich in Eisenbahnen. Die Gewalt dieser Bewegungen ist so groß, daß auch diejenigen Länder mit hineingezogen sind, die sich dem Zollverein noch nicht angeschlossen haben, und es ist schon jetzt erreicht, daß man in dem Raume weniger Tage von der Nord- und Ostsee nach dem mittelländischen Meere, von Hamburg, Lübeck und Stettin nach Triest kommen und daß auch der Waarenverkehr schnell und wohlfeil die größten Strecken durchlaufen kann.

Mit Freude und Hoffnung mögen wir auf diese Fortschritte in der Entwicklung der materiellen Kräfte der Nation blicken; doch dürfen wir auch die Schattenseite nicht übersehen. Die ganze Richtung, die auf die Mittel des Erwerbes und Genusses hinausgeht und diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten oben anstellt, welche zu jenen führen, sie hat ihre großen Gefahren. Wenn sie Gewalt über den Menschen erlangt hat, so zieht sie ihn herunter, lähmt den Aufschwung des Geistes und macht ihn unfrei, schwächt die Thatkraft für höhere Zwecke, die den eigenen Vortheil nicht fördern, und untergräbt so die edlere Natur in uns. Das Irdische gewinnt die Herrschaft über den Geist. Und blicken wir tiefer in das Volksleben, so müssen wir erkennen, daß trotz vieler glücklichen Erfolge und trotz der regen Thätigkeit in allen deutschen Ländern, doch auch viel Noth unter den Menschen herrscht, daß das Fortkommen der Unbemittelten von Jahr zu Jahr schwieriger wird, so wohl in den Ständen, die sich dem öffentlichen Dienste widmen, als selbst in den Gewerbe- und Ackerbautreibenden Klassen, sobald der Mißwachs eines oder mehrerer Jahre die Mittel des Lebensunterhalts verringert. Die Noth hat schon Tausende in die Fremde getrieben, um in fernen Welttheilen eine neue Heimath zu suchen; aber viele von ihnen sind dem Elende erlegen, ehe sie die Häfen der neuen Welt erreichten; andere, die von Mitteln entblößt dort ankamen, sind noch größe-

rem Elende, als in ihrem Vaterlande, anheimgefallen; nur der kleinere Theil hat für sich und seine Nachkommen einen neuen Boden des Daseins und Wirkens gegründet.

Eine Hauptursache aller dieser Erscheinungen ist freilich die zunehmende Uebervölkerung in Städten und Dörfern, welche auf sorgenerregende Weise in wenigen Jahren die Menschenzahl in Deutschland um Millionen vermehrt. Eine noch wichtigere Quelle vieler Noth und vieler Unzufriedenheit aber liegt in der Ungenügsamkeit der Menschen, die über das Nothwendige hinaus sich künstliche Bedürfnisse schafft und aus dem ererbten Zustande zu einem immer höheren hinaufstrebt. Genußsucht und Luxus werden, trotz aller Fortschritte in den Künsten, trotz Handel und Verkehr, wie ein langsames Gift unser Wohl und unsere Zufriedenheit untergraben, wenn nicht von Innen heraus entgegengewirkt wird, wenn nicht ein jeder auf seinem Standpunkte dahin arbeitet, daß der Zustand des Lebens einfacher werde. Das nächste, wohin jeder ohne Ausnahme wirken kann, ist das Aufgeben selbstgeschaffener Bedürfnisse, Beschränkung auf dasjenige, was die Natur fordert, und Bekämpfung des unseligen Bestrebens nach immer höheren Genüssen, wodurch Körper und Geist zerrüttet werden und die Unzufriedenheit zur Krankheit eines ganzen Zeitalters wird.

Die Wahrheit dieser Gedanken ist durch die Geschichte der letzten Jahre nur zu sehr bestätigt worden. Ehe wir jedoch zu derselben übergehen, sind noch einige Begebenheiten aus der Zeit von 1816 bis 1848 nachzuholen.

Die ersten Jahre nach Herstellung des Weltfriedens, die Jahre 1816 und 17, brachten das Wohlgefühl der Ruhe und Ordnung noch nicht zum allgemeinen Bewußtsein, weil der Sommer von 1816 durch unaufhörliche Nässe den Früchten des Feldes so verderblich wurde, daß ein unerhörter Mangel in einem großen Theile Europa's, in einigen Gegenden Deutschlands wahre Hungersnoth entstand. Aber die Regierungen, wie die Wohlthätigkeit der Einzelnen griffen auf die hülfreichste Weise ein. Aus den kornreichen Ebenen Rußlands und Amerikas wurden Vorräthe über das Meer herbeigeschafft, und das deutsche Volk bewies sich durch Thätigkeit im Helfen, wie durch Geduld im Ertragen des Unvermeidlichen eben so ehrenwerth, als es im Kriege Muth und Vaterlandsliebe bewährt hatte.

Von da an waren die Ernten vieler Jahre vom Himmel gesegnet, so daß das Brod dem fleißigen Arbeiter nicht mangelte. Dagegen wurde Europa in den Jahren 1831 und 32 von der furchtbaren Krankheit der asiatischen Cholera heimgesucht, die besonders in mehreren großen Städten Tausende von Menschen in kurzer Zeit wegraffte, allen Vorkehrungen menschlicher Vorsicht spottete und durch die Schrecken ihrer Erscheinungen eben so sehr moralisch niederschlug und die Gemüther beugte, als sie die Reihen der Lebenden lichtete. Nachdem ihre erste Heftigkeit vorüber war, ist sie doch nicht ganz wieder aus Europa verschwunden, sondern hat in geringerem Maaße, von Zeit zu Zeit an einzelnen Orten auftauchend, ihre Opfer gefordert.

Das Jahr 1840 setzte die Völker und Fürsten Deutschlands auf die Probe, ob in dem lockeren Gerüste des deutschen Staatenbundes der Gemeingeist und das Nationalgefühl stark genug seien, einer wiederum von Frankreich her drohenden Gefahr kräftig entgegen zu treten. Der Ehrgeiz des französischen Ministers Thiers drohte Europa wegen der Streitigkeiten des Vicekönigs von Aegypten, Mehmed Ali, mit seinem Oberherrn, dem Sul-

Sultan, in einen allgemeinen Krieg zu stürzen, denn England, Rußland und Oestreich verlangten die Aufrechterhaltung der Pforte und die Beschränkung Mehmed Ali's auf Aegypten, Frankreich aber war letzterem günstig gesinnt. Schon wurden sein Heer und seine Flotte auf den Kriegsfuß gesetzt, und da auf dem Meere schwerlich Lorbeeren zu erringen waren, so war es klar, daß Frankreich sofort die Hand nach dem Rheine ausstrecken werde. Den Besitz des ganzen linken Rheinufers vermag das französische Volk noch immer nicht zu vergessen; wer ihm denselben als Lockspeise vorhält, kann das Volk sogleich zu enthusiastischen Anstrengungen bringen. Aber rühmlich zeigte sich der Sinn im deutschen Volke, welches sich den vaterländischen Strom nicht wieder entreißen lassen will, — leider besitzt der Feind noch immer an demselben die wichtige Festung Straßburg und das Elsaß. Keinen Augenblick verleugnete sich der Nationalunwille über das Begehren der Franzosen, nnd die deutschen Fürsten gingen ihren Völkern mit dem Entschlusse zum kräftigsten Widerstande voran. In der kürzesten Zeit wurden einige Punkte in der Wehrordnung des Bundes, die noch schwankend waren, festgestellt, der gute Wille eines jeden kam förderlich entgegen; alles wartete auf das Zeichen zum Aufgebot des Bundesheeres. Bei dem Anblicke solcher unerwarteten Einigkeit und Entschlossenheit verging den Feinden die Kriegslust. Auch machten die Engländer dem Kriege im Oriente durch ihr kräftiges Einschreiten sehr bald ein Ende; der Vicekönig mußte sich unterwerfen und Frankreich schloß sich später den übrigen Mächten wieder an.

Das Jahr 1842 führte in anderer Weise harte Proben mit sich, aber sie wurden glücklich überwunden. Ein großes Unglück traf gleich im Frühjahr das große und blühende Hamburg. Am 5. Mai, am Himmelfahrtstage, brach bei heftigem Winde ein Feuer aus und wüthete drei Tage lang mit so unerhörter Gewalt, daß man genöthigt war, Häuser mit Kanonen niederzuschießen und mit Pulver in die Luft zu sprengen, um nur Lücken zu schaffen, wo das Feuer keine Nahrung mehr fände. Dennoch brannten 1700 Häuser nieder, ein Fünftheil der Stadt, und zwei schöne Kirchen stürzten mit ihren Thürmen zusammen. Der Verlust an Habe und Gut war ungeheuer, der an Menschenleben zum Glück nicht bedeutend. Die kräftigste Hülfe kam sogleich aus allen Gegenden umher an Nahrung, Kleidung und Gelde herbei, die Tausende, welche obdachslos geworden waren, gegen die erste Noth zu schützen. Dann wurde in ganz Deutschland, in den meisten Ländern Europa's, in Amerika, für die mit allen Theilen der Erde in Verbindung stehende Handelsstadt gesammelt; die Fürsten, die Landstände, die Gemeinden und die Einzelnen steuerten bei und die eingehenden Hülfsgelder wurden bald nach Hunderttausenden berechnet, so daß die Zuversicht wuchs, mit solchem Beistande, und mit Sparsamkeit und Fleiß, werde ein neues Dasein begründet werden können. — Der Sommer dieses Jahres war ungewöhnlich heiß und trocken; in vielen Gegenden verdorrte die Frucht auf dem Halme. Das völlige Austrocknen vieler Gewässer machte die Feuersbrünste um so gefährlicher und die leichte Entzündbarkeit aller von der Hitze gedörrten Stoffe verursachte eine bedeutende Anzahl derselben in vielen Ländern. In Folge der Mißernte entstand überdies in den Gebirgsgegenden von Sachsen, Böhmen und Schlesien, so wie in andern Landstrichen, große Noth, aber großartig war auch die Hülfe von allen Seiten, so daß die schwere Zeit ohne den Untergang vieler Menschen, wie er in früheren Jahrhunderten gewiß eingetreten wäre,

vorüberging. Und das in Trümmern niedergeworfene Hamburg stieg wie ein Phönix aus seiner Asche wieder auf, so daß nach wenigen Jahren die Stadt schöner und mit breiteren, für die Gesundheit der Einwohner besser geordneten, Straßen wieder aufgebaut dastand und der Welthandel derselben bald wieder den alten Umfang gewann.

Auch die folgenden Jahre führten noch manche Sorge, ja wirkliche Noth des äußern Lebens mit sich. Das für die ärmeren Klassen unentbehrlichste Nahrungsmittel, weil es das wohlfeilste ist, die Kartoffeln, wurden im J. 1845 und von da an mehr oder weniger jährlich, von einer bis dahin unbekannten oder wegen ihrer Seltenheit weniger beachteten Krankheit befallen, welche in manchen Gegenden die Ernte derselben gänzlich zerstörte. Furchtbar waren die Wirkungen in Irland, dessen ärmere Bevölkerung fast einzig von dieser Frucht lebt, und wo im wörtlichen Sinne Hunderte von Menschen vor Hunger und Elend starben; so wie in Belgien, wo das Uebel der Uebervölkerung in bedeutendem Grade stattfindet. Aber auch in Deutschland entstand in manchen Gegenden nicht geringe Noth, als in Folge großer Dürre im J. 1846 auch die Kornernte mißrieth. Da galt es, bis die gesegnetere Ernte des J. 1847 Hülfe im Großen brachte, die Hungrigen zu sättigen und die Kranken zu pflegen. Vielfach entstanden Tumulte des Brotes wegen und in den Fabrikgegenden von Sachsen und Schlesien brachen ansteckende Seuchen, die gewöhnliche Folge großer Noth, in solcher Gefährlichkeit aus, daß Tausende von Menschen fortgerafft und viele Familien ihrer Versorger beraubt wurden, und daß die Barmherzigkeit der Wohlhabenden, so thätig sie sich auch bewies, dem Elende der elternlosen Kinder kaum abzuhelfen vermochte. Doch hatten die Unzufriedenheit der Menschen und die Tumulte, die hier und dort entstanden, nicht den Charakter, den sie im J. 1848 annahmen. Naturübel waren die Ursachen der Noth; die Gemüther fühlten es, daß Gottes Hand sie geschickt hatte, und die Blicke vieler, die im Glücke dieser Hand vergessen hatten, wurden wieder auf den Geber aller guten Gaben hingelenkt und sahen mit um so innigerer Dankbarkeit auf den Segen der Felder in den nächsten Jahren hin.

Wenn wir nach diesen Bemerkungen über die öffentlichen und socialen Verhältnisse und über die Prüfungen, die unser Volk seit 1816 betroffen haben, noch einen Blick auf die Veränderungen werfen, welche seit der Wiederherstellung unserer Selbstständigkeit in den Regentenhäusern Deutschlands bis zum J. 1848 vorgegangen sind, so haben in den beiden größten derselben die beiden edeln Herrscher, welche in treuer Freundschaft die Freiheit des Vaterlandes erkämpfen halfen, der Kaiser Franz und der König Friedrich Wilhelm der Dritte, noch eine Reihe von Jahren hindurch die Freude gehabt, die Segnungen des theuer erkämpften Friedens in ihren Ländern sich entwickeln zu sehen und ihnen in väterlicher Gesinnung nachzuhelfen. Betrauert und gesegnet von ihren Völkern schieden sie nicht lange nach einander aus dem Leben.

Franz I. starb am 1. März 1835; sein Sohn Ferdinand I. folgte ihm und blieb den Grundsätzen des ehrwürdigen östreichischen Herrscherhauses in der Förderung des Wohles seiner Unterthanen treu.

Friedrich Wilhelm III. starb am 4. Juli 1840. Ihm folgte Friedrich Wilhelm IV. in einem Augenblicke, wo die Gefahr eines europäischen Krieges gegen Frankreichs Uebermuth noch nicht ganz verschwunden war. Aber mit wahrhafter Begeisterung sprach er bei den

Huldigungen in Königsberg und Berlin, wie für sein Volk, so für das gesammte deutsche Vaterland, eine so warme und treue Gesinnung aus, daß die Gemüther in ihrer Zuversicht bestärkt wurden.

Auch die übrigen größeren deutschen Staaten haben ihre Herrscher seit 1816 gewechselt.

In Würtemberg ist 1816 auf König Friedrich, König Wilhelm I.;

in Baden auf den Großherzog Karl 1818 Ludwig, und nach dessen baldigem Tode Leopold I. aus dem Hause Hochberg;

in Baiern auf Maximilian 1825 König Ludwig I.;

in Sachsen auf Friedrich August 1827 König Anton, und auf diesen 1836 König Friedrich;

in Weimar auf Karl August 1828 Großherzog Karl Friedrich;

in Hannover auf Georg III. 1820 Georg IV., 1830 König Wilhelm IV. und auf diesen 1837 König Ernst August gefolgt.

Im J. 1825 starb das Haus Sachsen-Gotha aus, das Land wurde mit Coburg vereinigt und die Zahl der deutschen Bundesglieder wurde auf 38, so wie im J. 1847 durch das Aussterben der Anhalt-Köthenschen Linie auf 37 vermindert.

Es ist in der Uebersicht der Hauptergebnisse der letzten Jahrzehende vielfach von den Begebenheiten die Rede gewesen, welche in andern europäischen Ländern, ja sogar in andern Welttheilen, vorgegangen sind und auf unsere Geschichte Einfluß gehabt haben. So ist die Lage der jetzigen Reiche immer mehr geworden, daß Veränderungen oder gar Erschütterungen auf einem Punkte ihre Wirkungen in einem großen Kreise verbreiten; und Deutschland, welches im Herzen von Europa liegt, ist fast am meisten in diesem Falle. Die Darstellung der allgemeinen Geschichte Deutschlands, welche die Aufgabe dieses Buches ist, wird daher nicht unterlassen dürfen, die Hauptbegebenheiten der allgemeinen Geschichte neuerer Zeit wenigstens im Umrisse mit aufzunehmen.

Die allgemein eingreifenden europäischen Begebenheiten bis 1848.

183. Militairrevolutionen in Spanien, Portugal, Neapel und Turin, 1820 und 21, und ihre Folgen.

Fünf Jahre äußerer Ruhe waren verflossen, der erste Zeitraum solcher Art seit der französischen Revolution; da entzündete sich im J. 1820 der Brennstoff neuer, gewaltsamer Umwälzungen. Am Neujahrstage dieses Jahres gab ein Theil der spanischen Armee, die in Cadix zum Einschiffen nach Amerika versammelt war, das Signal zu einer gänzlichen Staatsveränderung in Spanien. Bald folgte das Nachbarland Portugal, und auch hier ging der Anstoß der Bewegung von dem Heere aus.

Noch ehe dieses geschehen war, hatte die neapolitanische Armee den König genöthigt, am 7. Juli seinen Staaten ebenfalls eine freie Verfassung zuzusagen. Von Neapel aus wurde auf die übrigen italienischen Völkerschaften gewirkt und das Verlangen nach der Vereinigung von ganz

Italien und Befreiung von aller fremden Herrschaft immer heftiger angefacht. Dieses weckte in dem östreichischen Kaiser Besorgniß für seine italienischen Länder und überhaupt in den Regenten die Sorge, daß die Lust an Revolutionen von neuem um sich greifen und ganz Europa wieder in den Abgrund der Verwirrung stürzen werde.

Deshalb kamen die drei Stifter des heiligen Bundes im October 1820 in Troppau zusammen, um über die Lage Europa's zu berathschlagen, und da die neapolitanischen Angelegenheiten ihnen zunächst die wichtigsten waren, so verlegten sie im Anfange des nächsten Jahres ihren Congreß nach Laybach, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu sein. Auch der alte König von Neapel fand sich dort ein. Allein eine friedliche Ausgleichung war nicht mehr möglich, und im März rückte ein östreichisches Heer Italien hinunter, gegen Neapel. Aller Blicke waren auf den Ausgang dieser Begebenheiten gespannt, als eine neue Militairrevolution, die vierte in weniger als zwei Jahren, in Turin ausbrach und für Oestreich gefährlicher zu werden drohte als alle bisherigen. Die theuer erkaufte Ruhe Europa's schien auf einmal wieder verloren zu sein. Doch bald legte sich der Sturm von dieser Seite; die Kraftlosigkeit der revolutionären Unternehmungen zeigte sich sogleich, als die östreichischen Heere sich nur näherten, und Neapel wurde eben so leicht und schnell, als Piemont, in die alte Ordnung zurück gebracht.

In Spanien dauerte die Herrschaft der neuen Verfassung auch nur wenige Jahre. Die Masse des Volks war nicht reif für den Gebrauch einer verfassungsmäßigen Freiheit, und dazu war die Verfassung selbst auf falschen Grundlagen errichtet; der königlichen Gewalt war viel zu wenig Selbstständigkeit gelassen. Im Sommer 1822 entspann sich ein Bürgerkrieg in dem durch Parteiungen zerrissenen Lande. Im October dieses Jahres versammelten sich die Monarchen von Oestreich, Preußen und Rußland wieder zu einem Congresse in Verona und willigten ein, daß Frankreich die Rolle übernehme, in jenem zerrütteten Lande, nöthigenfalls mit den Waffen, die königliche Gewalt herzustellen. Am 7. Mai 1823 gingen die französischen Heere über die Bidassoa, am 23. schon rückten sie in die Hauptstadt Madrid ein, verbreiteten sich im raschen Gelingen über ganz Spanien, verfolgten die constitutionelle Partei, welche den König Ferdinand nach Cadix geführt hatte, bis auf die äußerste Landzunge Europa's und zwangen die Stadt am Ende des Septembers zur Uebergabe. Der König war wieder frei und setzte sich in die unumschränkte Ausübung seiner königlichen Gewalt dadurch wieder ein, daß er alle seine Dekrete aus der constitutionellen Zeit, vom Anfange des J. 1820 an, für null und nichtig erklärte.

Zunächst wurde der Parteihaß, der keineswegs vernichtet war, durch die Gegenwart einer französischen Armee, die bis zum J. 1827 zur Unterstützung der Regierung im Lande blieb und Cadix nebst andern Festungen besetzt hielt, niedergehalten. Als aber Ferdinand VII. im J. 1833 starb und sein Reich nach verändertem Erbfolgegesetze seiner dreijährigen Tochter Isabella, unter der Vormundschaft ihrer Mutter Christine, hinterließ, wurde dasselbe von neuem der Schauplatz eines so hartnäckigen, grausamen, alle Menschlichkeit mit Füßen tretenden, Bürgerkrieges, daß sich der Blick mit Trauer von diesen Greuelscenen abwendet. Ferdinands Bruder, Don Carlos, behauptete sich als Thronerbe in einem nicht unbedeutenden Theile

Spaniens, und selbst die Unterstützung der Königin von Seiten Englands, Frankreichs und Portugals (doch ohne daß diese Mächte Heere nach Spanien schickten), konnte ihn lange Zeit nicht aus dem Lande vertreiben. Die bürgerliche und menschliche Ordnung löste sich in dem unglücklichen Volke immer mehr auf.

Dieser unselige Kampf dauerte bis zum J. 1839; da mußte endlich Don Carlos, dessen Charakter nicht die großartige Fähigkeit entwickelte, die glücklichen Momente, welche ihm einige tapfere Anführer erkämpften, zur Gewinnung der Mehrheit im Volke zu benutzen, sich von dem größten Theile seiner Anhänger verlassen sehen und aus Spanien nach Frankreich fliehen. Damit er nicht von neuem Unruhen erregen möchte, wies ihm Ludwig Philipp, der die von Ferdinand VII. verordnete Erbfolge anerkannt hatte und für sein eigenes Reich die Ruhe in dem Nachbarlande sehnlichst hergestellt wünschen mußte, seinen Aufenthalt in Bourges an, von wo er sich nicht entfernen durfte.

Die Königin Christine herrschte nun als Vormünderin ihrer Tochter einige Jahre in ziemlicher Ruhe fort. Es entstanden bald hier, bald dort, einzelne Aufstände, auch das Heer unter der Anführung des Siegesherzogs Espartero, wie man ihn nach der Besiegung der Carlisten genannt hatte, versagte ihr den Gehorsam, als sie nicht unbedingt dem Willen der Gewalthaber folgen wollte, und sie sah sich genöthigt, im J. 1840 die Regentschaft niederzulegen, sich nach Frankreich zurückzuziehen und ihre beiden Töchter unter der Regentschaft Espartero's in Madrid zurückzulassen. Aber auch Espartero's Herrschaft hatte nur wenige Jahre gedauert. Als die Furcht vor seiner eisernen Strenge nachließ und seine Gegner Hoffnung faßten, den größeren Theil des Heeres von ihm abziehen zu können, so erhob sich der Bürgerkrieg wieder im Großen; Espartero mußte im J. 1843 nach Portugal und von da nach England fliehen, und in Madrid wurde die noch nicht 14 Jahr alte Königin Isabella für mündig erklärt. Auch an ihre Verheirathung wurde bald gedacht. Der König Ludwig Philipp von Frankreich wünschte einen seiner Söhne mit Isabella zu vermählen, allein er scheiterte an dem Widerstande Englands, und mußte sich damit begnügen, daß sein Sohn, der Herzog von Monpensier, die Schwester der Königin zur Gemahlin erhielt. Isabella selbst wurde mit ihrem Vetter, Don Francisca de Assis, im J. 1846 vermählt. Dem General Narvaez, der an der Spitze der Geschäfte stand, gelang es, die Ruhe in dem seit 24 Jahren durch Parteikämpfe zerrissenen Lande nach und nach herzustellen und leidlich zu erhalten.

Das Nachbarland Portugal kam nach manchen, doch nicht ganz so heftigen, Stürmen endlich auch zu einer zeitweiligen Ruhe. So lange der König Johann VI., der im J. 1822 aus Brasilien zurückgekehrt war, lebte, befand sich Portugal in einem erträglichen Zustande, weil der wohlwollende König die Liebe des Volkes besaß und den Haß der Parteien im Zaume hielt. Als er aber am 10. März 1826 starb, und sein Sohn Don Pedro, Kaiser von Brasilien, nicht nach Europa zurückkehrte, sondern seine noch minderjährige Tochter Maria da Gloria zur Erbin Portugals, seinen Bruder Don Miguel aber zum Regenten während ihrer Minderjährigkeit, einsetzte, benutzte dieser die Stimmung der Geistlichkeit und des Adels gegen die von seinem Bruder gegebene freie Verfassung und ließ sich selbst von den alten Cortes von Lamego zum unum-

schränkten Könige erklären. Die junge Königin, die schon in Europa angekommen war, durfte es nicht wagen, ihr Erbtheil zu betreten, sondern mußte in England Schutz und Gastfreundschaft suchen. Mit Unwillen sah ganz Europa auf den Usurpator hin, der alle Freunde seines Bruders und der von demselben gegebenen Verfassung mit Kerker und Hinrichtung verfolgte; allein da das portugiesische Volk sich die neue Herrschaft gefallen ließ, so konnte sich keine fremde Herrschaft in die innern Angelegenheiten dieses Landes mischen.

Nun aber wurde der Kaiser Don Pedro durch eine Revolution in Brasilien im J. 1831 genöthigt, jenes Land zu verlassen und selbst nach Europa zurückzukehren. Sein Stammland Portugal war ihm durch den eigenen Bruder verschlossen. Da verwendete er die mitgebrachten Schätze dazu, sich eine Flotte und ein kleines Heer zu verschaffen, landete in Portugal, nahm die Festung Oporto am atlantischen Meere in Besitz und drang, nach manchem Glückswechsel, im J. 1833 bis nach Lissabon vor. Nachdem er die Hauptstadt gewonnen hatte und seine Tochter von England und Frankreich als Königin anerkannt war, verlor Don Miguel bald auch die übrigen Theile des Landes und mußte dasselbe im J. 1834 ganz verlassen. Aber auch Don Pedro starb bald nachher. Die junge Königin vermählte sich mit dem Herzog von Leuchtenberg, und nach dessen schnellem Tode im J. 1836 mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg.

184. Der Aufstand der Griechen, und die Türkei.

Die vielen Umwälzungen in Europa hatten nach und nach auch die Freiheitsliebe eines altberühmten christlichen Volkes am südöstlichen Ende Europa's, welches seit beinahe 400 Jahren das Joch der Türken tragen mußte, angefacht. Im März 1821 rief der Fürst Alexander Ypsilanti alle Griechen in der Moldau und Wallachei zur Abschüttelung der türkischen Herrschaft auf. Sein Unternehmen wurde zwar hier durch die türkische Uebermacht, trotz des anfänglichen Gelingens, bald unterdrückt und er selbst mußte nach Oestreich fliehen, wo er in der Festung Munkatsch als Gefangener festgehalten wurde. Allein glücklicher ging das Werk im eigentlichen Griechenland, besonders in Morea nnd auf den Inseln, unter denen sich Hydra, Ipsara und Spezzia besonders auszeichneten. Auf den höchsten Punkt der Erbitterung stieg der Zorn des griechischen Volkes, als der greise Patriarch von Konstantinopel, Gregorius, am Osterfeste 1821, nachdem er das Hochamt gehalten hatte, am Eingange der Kirche aufgehenkt wurde und noch drei andere Erzbischöfe dasselbe Schicksal erlitten. Der Kampf beider, von religiösem Fanatismus getriebenen, Völker wurde mit furchtbarer Grausamkeit geführt; es galt die Vernichtung des Gegners. Wider alle Erwartung behaupteten sich die kleinen, einzeln kämpfenden, Haufen der Griechen gegen die Angriffe der weit größeren türkischen Heere, dann schritten sie vor, befreiten den eigentlichen Boden des alten Griechenlands, den Peloponnes und einen Theil des mittleren Griechenlands, von den Türken, und bewährten vor allem zur See den alten Ruhm der Kühnheit und Geschicklichkeit, so daß, wo sie mit ihren Brandern erschienen, ein panischer Schrecken die Feinde ergriff. Im J. 1823 thaten sie den entscheidenden Schritt, sich für einen selbstständigen Bundesstaat zu erklären und sich eine Verfassung zu geben, welche Einheit in das zerstückelte Ganze bringen sollte.

Es zeigte sich jedoch bald auf eine niederschlagende Weise, daß in dem durch fast vierhundertjährige Unterdrückung entwürdigten Volke der Geist der Tugend, der Einigkeit und der Selbstentsagung, welcher einzig der Freiheit würdig machen kann, nicht sobald einkehren werde. Innere Parteikämpfe zerrissen das halb befreite Volk, sobald die Gefahr von außen nur um ein weniges nachließ. Und als nun im Febr. 1825 ein ägyptisches Heer unter Ibrahim Pascha, dem Sohne des Vicekönigs, bei Modon auf Morea landete, Navarino belagerte und einnahm, in den Peloponnes vorrückte und immer mehr Land gewann; als er, in Vereinigung mit Reschid Pascha die tapfer vertheidigte Festung Missolunghi eroberte und alsbald nachher auch Athen verloren ging; als die Hülfe, welche die christlichen Völker den Griechen an Geld und freiwilligen Kämpfern schickten, doch nicht hinzureichen schien, das unglückliche Volk vom Untergange zu retten; — da sank fast alle Hoffnung für dasselbe zu Boden.

In dieser Noth verbanden sich die drei großen Mächte, Rußland, England und Frankreich, durch den Londoner Traktat vom 6. Juli 1827, zur Beendigung des blutigen Streites im Oriente und verlangten vom Sultan die Anerkennung Griechenlands als eines selbstständigen Staates, der nur ein bestimmtes Schutzgeld zu zahlen habe. Zunächst forderten sie die Einstellung des Blutvergießens. Aber die stolzen Türken verweigerten jedes Nachgeben. Ibrahim Pascha fuhr fort in seiner Verheerung des Peloponneses, trotz eines Waffenstillstandes, den er mit den Admiralen der drei verbündeten Flotten geschlossen hatte. Da glaubten diese, ihn mit Gewalt an seinem Vernichtungsplane hindern zu müssen. Am 20. October 1827 segelten sie mit der gesammten Kriegsflotte in den Hafen von Navarino (dem alten Pylos, bekannt aus dem peloponnesischen Kriege), ein; es waren 26 Kriegsschiffe mit 1324 Kanonen, unter dem Befehle des englischen Admirals Codrington, des französischen de Rigny, und des russischen, Grafen Heyden. Im Hafen lag die große türkisch-ägyptische Flotte von 22 großen und 57 kleineren Kriegsschiffen, die zusammen 2240 Kanonen führten, ungerechnet die Kanonen der Landbatterien von Navarino und der Insel Sphakteria. Die Türken, in ihrem Grimme gegen die ganze christliche Welt, schossen zuerst, ungeachtet der englische Admiral einen Parlementair zum Unterhandeln zu ihrem Admiralschiffe schickte, und tödtete mehrere Menschen auf der verbündeten Flotte. Da gab Codringten das Signal zur allgemeinen Schlacht, und trotz der Ueberlegenheit der Feinde an Geschütz und Mannschaft war nach wenigen Stunden die ganze türkische Flotte bis auf 20 Corvetten und Briggs in den Grund gebohrt, verbrannt, in die Luft gesprengt, oder ganz zertrümmert.

Es war ein allgemeiner Jubel in Europa, daß endlich die Barbaren die strafende Hand der Gerechtigkeit für so viel verübte Greuel erfahren hatten. Man verglich diese denkwürdige Schlacht mit der großen Seeschlacht von Lepanto im J. 1571 unter Juan d'Austria, wo der türkische Uebermuth ebenfalls für viele Frevel gestraft worden war. Am 26. April 1828 erklärte der Kaiser Nikolaus förmlich den Krieg gegen die Türkei, drang in die Moldau und Walachei ein, eroberte die Festungen Braila, Isaktscha und mehrere andere, zog gegen das Balkan-Gebirge und die starke Festung Schumla, und es schien, als wenn sein Heer diese Grenzscheide gegen die Hauptprovinzen des türkischen Reiches, die noch kein russisches Heer überschritten hatte, rasch überwinden und gegen die Hauptstadt Konstantinopel

vordringen werde. Diese Erwartung war jedoch zu voreilig gewesen; die Türken setzten den Russen einen sehr hartnäckigen Widerstand entgegen, die Natur war mit ihnen verbündet, und Mangel, Entkräftung und Krankheiten rafften Tausende von Menschen und Thieren im russischen Heere hin. Mit der höchsten Anstrengung konnte es nur die Eroberung der Festung Varna am schwarzen Meere erzwingen und mußte von Schumla und Silistria zurückweichen.

Unterdeß war in diesem J. 1828 eine zweite glückliche Veränderung in Griechenland eingetreten. Das Land hatte durch die Wahl des russischen Staatsraths Grafen Capo d'Istrias zum Präsidenten des neuen Bundesstaates einen Vorsteher gewonnen, der die innern Zwistigkeiten zu besiegen und zu beherrschen verstand, unterstützt von den verbündeten Mächten Ordnung und Ruhe herstellte und den Grund zu einer kräftigen Gesetzgebung für den jungen Freistaat legte. Und, was die Hauptsache war, der menschenfreundliche König Karl X. von Frankreich schickte ein Landheer unter dem Befehle des Generals Maison nach Morea ab, um diesen Mittelpunkt des griechischen Staates endlich von seinem Bedränger Ibrahim ganz zu befreien. Einem solchen Heere zu widerstehen wagte der starrköpfige Mann doch nicht und nahm lieber den Vertrag an, den ihm die Engländer anboten, nämlich ihn mit seinem ganzen Heere zu Schiffe wieder nach Aegypten zu bringen. So wurde das Land von ihm befreit und auch die wenigen noch von den Türken besetzten Festungen Morea's bald übergeben.

Der russisch-türkische Krieg nahm in dem J. 1829 ebenfalls eine außerordentliche glückliche Wendung für die Russen. Der General Diebitsch drang, nachdem er den Großvezier bei Schumla geschlagen hatte und nachdem die wichtige Festung Silistria gefallen war, kühn über den Kamtschick und den Balkan, den noch kein russisches Heer betreten hatte, vor. Er stand nun in den fruchtbaren, offenen Ebenen Rumeliens und die zweite Hauptstadt des Reiches, Adrianopel, öffnete ihm am 20. Aug. ohne Schwertstreich ihre Thore. In Asien aber hatte schon der zweite ausgezeichnete Feldherr, Graf Paskewitsch, mit nicht gar großer Macht alles, was ihm entgegenstand, niedergeworfen und die wichtigste türkische Stadt in Asien, Erzerum, mit mehr als 100,000 Einwohnern, am 9. Juli eingenommen. Jetzt lag das Schicksal des türkischen Reiches in der Hand des Kaisers Nikolaus, und ganz Europa blickte mit gespannter Erwartung, halb hoffend, halb zitternd, auf seinen Entschluß hin. Denn wenn es auch an sich für die Fortschritte der europäischen Menschheit ein Gewinn schien, wenn der klassische Boden, der einst zum großen Theile der Sitz der höchsten Bildung des Alterthums gewesen war, von den Fesseln einer rohen Herrschaft ganz befreit würde, so war doch auf der andern Seite vorauszusehen, daß eine große Verwirrung und ein schwerer Kampf der Hauptmächte Europa's daraus hervorgehen würde. Die übrigen Mächte konnten eine so außerordentliche Vermehrung der russischen Macht, welche dieses Reich zur Herrschaft des Mittelmeers führen mußte, nicht gleichgültig ansehen.

Der Kaiser Nikolaus jedoch bewährte den Geist der Mäßigung und Friedensliebe, welchen er bei dem Beginnen des Kampfes ausgesprochen hatte; er schloß am 14. Sept. 1829 zu Adrianopel einen wahrhaft großmüthigen Frieden, nach welchem die Türken sich zur Erfüllung früherer Verträge wegen der Moldau und Wallachei verpflichteten, die Kriegskosten

erstatten, einige Grenzfestungen in Asien abtreten, und was das Wichtigste war, die Schifffahrt durch die Dardanellen frei geben mußten.

Aber das alternde türkische Reich, so eben aus dieser Gefahr errettet und von seinem alten Erbfeinde verschont, sollte sehr bald durch neue Gefahren in seinem eigenen Innern zerrüttet werden. Gefährliche Aufstände brachen in mehreren Provinzen aus, und kaum waren diese mit äußerster Anstrengung gedämpft, als der mächtigste seiner Vasallen, der Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten im J. 1832 seinen Sohn Ibrahim mit dem im griechischen Kriege wohlgeübten Heere zur Eroberung Syriens ausschickte. Ibrahim eroberte nach hartnäckigem Widerstande die Grenzfestung Acre, an welcher Buonaparte gescheitert war, schlug die türkischen Heere, drang bis in Kleinasien vor, und nahm zuletzt bei Konieh (dem alten Iconium), den gegen ihn gesandten Großvezier selbst gefangen. Die Hauptstadt Konstantinopel zitterte. Da traten wiederum die christlichen Mächte vermittelnd dazwischen und verhinderten zum zweitenmale den Untergang der Pforte, die nun einmal ein unentbehrliches Glied in der europäischen Staatenkette geworden zu sein schien. Zwar nahm sich später Frankreich des Vicekönigs an, um ihm wenigstens Syrien zu retten, und der Minister Thiers drohte mit einem europäischen Kriege; allein England in seiner kräftigen Weise sandte eine starke Flotte ins Mittelmeer, eine östreichische Flotille schloß sich an, und beide in Vereinigung unterstützten das türkische Heer so wirksam, daß die Aegypter einen Platz nach dem andern in Syrien verloren. Am 3. Nov. 1840 wurde das für unüberwindlich gehaltene St. Jean d'Acre, schon aus der Zeit der Kreuzzüge und durch Napoleon's vergeblichen Angriff berühmt, von den vereinigten Flotten in den Grund geschossen. Mehemed Ali mußte sich dem Sultan unterwerfen, behielt aber die Herrschaft Aegyptens erblich.

Das Schicksal Griechenlands schwankte nach der Trennung vom türkischen Reiche noch einige Jahre in Ungewißheit. Die eifrigen Bemühungen des Präsidenten Capo d'Istrias, Ruhe im Innern, Gesetzlichkeit aller Verhältnisse und Richtung auf die Künste des Friedens hervorzubringen, wurden von den unruhigen Parteihäuptern, die in der Unordnung ihren Vortheil sahen, verkannt. Dazu wies der Prinz Leopold von Sachsen-Koburg die ihm dargebotene und schon angenommene Krone Griechenlands wieder von sich. Endlich, nach dreijähriger vergeblicher Anstrengung wurde Capo d'Istrias am 9. Oct. 1831, als er eben zur Morgenandacht in die Kirche treten wollte, von zwei Meuchelmördern aus angesehenen Geschlechtern niedergestoßen. Unordnung und Verwilderung nahmen wieder überhand, bis die verbündeten Mächte den zweiten Sohn des Königs von Baiern, Otto, zum Könige des zerrütteten, aber mit so herrlichen Keimen neuer Blüte ausgestatteten, Landes auserсahen und die Einwilligung des Vaters erhielten. Der junge 16jährige König, umgeben von einem Regentschaftsrathe erfahrner Männer, gestützt auf ein baiersches Truppencorps, begleitet von den Segenswünschen der Eltern, seines Geburtslandes und aller Freunde des griechischen Volkes, segelte zu den Küsten der neuen Heimath hinüber und hielt am 6. Febr. 1833 seinen Einzug in die vorläufig zur Residenz gewählte Stadt Nauplia, welche er später mit Athen vertauscht hat. Im J. 1836 trat er nach erlangter Volljährigkeit, die Regierung seines Landes selbst an. Seine Aufgabe war groß und herrlich; ein seit Jahrhunderten entwürdigtes Volk, welches einst den hellsten Tag

menschlicher Entwickelung gesehen hat, aber dann in eine lange Nacht verhüllt gewesen ist, wieder empor zu richten.

Bis zu seinem Abgange von der Regierung im J. 1862, welcher später erzählt werden wird, hat aber der mild und edel gesinnte König mit seiner deutschen Gemahlin, der Prinzessin Amalie von Oldenburg, nicht viel Freude an seinem Volke haben können, welchem er doch seine ganze Liebe zugewendet hat. Die Eigensucht der Parteihäupter, an die alte Gesetzlosigkeit gewöhnt, hat sich vielfach seinen guten Absichten entgegengesetzt; das Volk, roh und eigensüchtig, wie seine Führer, hat mit blindem Hasse alle Fremden betrachtet und mit Undank verfolgt, selbst die, welche Blut und Leben für Griechenlands Befreiung gewagt hatten. Doch hat sich der Wohlstand des in sich reichen und für Handel und Schifffahrt so schön gelegenen Landes merklich gehoben.

185. Die Juli-Revolution in Frankreich im J. 1830 und ihre Folgen.

1. Die Familie der Bourbons hatte es nicht verstanden, ungeachtet vieler ehrenwerther Züge in ihrem Charakter, die allgemeine Achtung des französischen Volkes zu gewinnen und den noch immer fortdauernden Kampf der Leidenschaften zu beschwichtigen. Welche außerordentliche Kraft hätte dazu gehört, nach einer vierzigjährigen fast unaufhörlichen Aufregung, zuerst durch die Wechsel der Revolution, dann durch die unerhörten Unternehmungen eines gewaltigen Geistes, das reizbarste Volk Europa's zur ruhigen Verfolgung friedlicher Bestrebungen, zur Mäßigung, Selbstentsagung und religiösen Beruhigung zurückzuführen! Diese Kraft war in dem alternden Herrscher-Geschlechte nicht mehr; es unternahm, wenn auch in guter Absicht, den immer vergeblichen Kampf für ein abgestorbenes Altes, gegen eine neue Welt von Ideen und gegen heftige Begehrungen, welche, jedem offnen Widerstande unbezwinglich, nur durch eine sehr überlegene geistige Kraft zum Guten geleitet werden konnten.

Die Minister Karls X., des Nachfolgers des im J. 1824 gestorbenen Ludwigs XVIII., veranlaßten im Juli 1830, um ihren Willen gegen den der Kammer durchzusetzen, mehrere Ordonnanzen des Königs, wodurch Artikel der Charte verletzt wurden. Dies gab das Signal zum offnen Widerstande; das Volk der Hauptstadt, welches immer für ganz Frankreich die Stimme zu geben gewohnt war, erhob sich zum Aufstande in den Tagen des 26 bis 29. Juli, bekämpfte die nicht zahlreichen Truppen und zwang sie zur Räumung der Stadt. Und als nun von allen Seiten der Zuruf des Beifalls aus dem übrigen Frankreich erscholl und die geringe Zahl der Anhänger des herrschenden Hauses verzagte, da mußte der König mit seinem ganzen Hause Frankreich verlassen und zunächst in England, später in Oestreich, eine Zuflucht suchen; das französische Volk aber setzte einen andern Zweig des königlichen Geschlechtes, das Haus Orleans, in der Person des Königs Ludwig Philipp, auf den Thron. Die Einstimmigkeit, womit dies geschah, und das verständige Benehmen des neuen Königs bewog die übrigen Mächte Europa's, ihn anzuerkennen.

Seine Herrschaft hat 18 Jahre gedauert; aber von Anfang an hat sie schwere Kämpfe mit dem neuaufgeregten Parteigeiste dieses leidenschaftlichen Volkes zu bestehen gehabt; angefeindet auf der einen Seite von den Anhängern der alten Regierung, die nach der ersten Bestürzung ihr Haupt

erhoben, und auf der andern, fast noch heftiger, durch die Republikaner, deren Partei sich immer mehr verstärkte, geheime Verbindungen stiftete und mit eiserner Consequenz den alten Traum einer eigentlichen Republik verfolgte. Der Glaube an die durch ihr Alterthum geweihte Monarchie war durch die erste Revolution vernichtet, das Kaiserthum des Schwertes war durch seinen eignen Uebermuth zu Grunde gegangen; das neue Bürgerkönigthum stützte sich auf den Volkswillen, die Volkssouveränetät. Wenn diese einmal die Quelle der höchsten Gewalt war, warum sollte sie sich aber nicht unmittelbarer in der Gestalt der Republik darstellen, warum bedurfte es eines Königs mit kostbarer Hofhaltung, einer vom Lande zu erhaltenden Königsfamilie, einer Umgebung, die bald wieder in die alte Aristokratie umschlagen und die Gleichheit aller Bürger zerstören würde? So fragten jene entschiedenen Republikaner. — Die ersten Aufstandsversuche zu Paris, Lyon und an andern Orten wurden unterdrückt, denn der besitzende Bürgerstand wollte keine neue Umwälzung; er wollte Ruhe, um erwerben und genießen zu können. Auch die Mordversuche, deren im Laufe der Jahre nicht weniger als acht gegen den König gemacht wurden, schlugen fehl; das Leben desselben wurde durch eine höhere Hand geschützt. Auch wußte Ludwig Philipp, durch sein wechselvolles und vielgeprüftes Leben belehrt, mit großer Klugheit seine Diener zu wählen, die Gelegenheiten zu benutzen, den Mittelstand zu begünstigen, und den der Entwickelung der Nationalwohlfahrt so nothwendigen Frieden Europa's zu erhalten, ohne dem Auslande gegenüber das Ansehen Frankreichs preiszugeben. Man betrachtete ihn lange Zeit als die Stütze des europäischen Friedens und bewunderte seine Klugheit. Auch hatte sich der demnächstige Nachfolger des bejahrten Königs, der Herzog von Orleans, mit seiner deutschen Gemahlin, der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin, die Neigung der Nation zu erwerben gewußt und man gewöhnte sich daran, das Haus Orleans als eine Bürgschaft für die Ruhe Frankreichs und Europa's zu betrachten. Eine allgemeine Bestürzung erregte es daher, als der Herzog am 13. Juli 1842 durch einen unglücklichen Sprung aus dem Wagen, vor welchem die Pferde flüchtig geworden waren, das Leben verlor. Es erschien als ein böses Omen für die Orleans'sche Herrschaft. Er hinterließ zwei Söhne, welche von der Wittwe mit der Sorgfalt einer deutschen Mutter erzogen wurden.

Aber auch außerdem trübten sich die Zustände Frankreichs, und man kann keine Partei davon freisprechen, dazu mitgewirkt zu haben. Der König zeigte sich zu eigensüchtig für sich und seine Familie, ließ sich eine sehr hohe Civilliste und hohe Jahrgelder für seine zahlreiche Familie aussetzen, und der Eigennutz beherrschte auch viele der ersten Staatsdiener, von denen sich sogar mehrere zu Verbrechen hinreißen ließen. Aemterhandel, Bestechungen, Unterschleife, verkaufte Concessionen und sonstige Mittel verwerflicher Gewinnsucht wurden immer häufiger. Die Achtung vor den Hochgestellten verschwand immer mehr im Volke. Ludwig Philipp konnte selbstständige Charaktere nicht wohl um sich dulden, und wie er die meisten an Klugheit übersah, so wurde er auch immer eigenwilliger. Die Deputirtenkammer war stets willfährig, weil ein großer Theil ihrer Mitglieder durch ihren eignen Vortheil an die Regierung geknüpft war, und eine Erweiterung des Wahlrechtes, um mehr Elemente des Mittelstandes in die Kammer zu bringen, gab der König nur in sehr beschränkter Weise zu. Der dritte Stand, die kleineren Bürger, wandten sich dem vierten, der die Arbeiter und Tagelöhner

umfaßte, mehr zu und die Republikaner, so wie die Feinde aller festen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft, sahen diese Wendung der Dinge mit innerer Freude. Ihre Schmähschriften vermehrten sich; Schilderungen der Noth der unteren Stände, dem Ueberfluß und der Entsittlichung der höheren gegenüber; die Lehren des Socialismus und Communismus, wie man sie nennt, daß das Recht auf Besitz für alle Menschen gleich sei und das Volk, wenn es nur seine Kräfte gebrauchen wolle, bald der unnatürlichen Ungleichheit der Güter ein Ende machen könne, — wurden überall verbreitet. Und nimmt man dazu, wie außerdem durch die schlüpfrige und sittenlose Theater- und Romanen-Literatur die Gemüther vergiftet, erschlafft, von dem Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung abgezogen wurden, so ist es begreiflich, wie das Gefühl sich immer weiter verbreitete, Frankreich stehe auf einem Vulcan und der Ausbruch könne jeden Tag erfolgen. — Ehe wir ihn beschreiben, müssen noch die Folgen der Julirevolution in einigen andern europäischen Ländern nachgeholt werden.

2. Zuerst erhob sich schon im September desselben Jahres 1830 ein Aufruhr in Brüssel und nach und nach im ganzen belgischen Volke gegen die Herrschaft des Oranischen Hauses und die Verbindung mit Holland. Nach blutigen Gefechten mußten die holländischen Truppen zuerst Brüssel, dann das übrige Land, bis auf wenige Plätze, räumen. Der schroffe Gegensatz zwischen den beiden, erst durch den Wiener Congreß vereinigten, Theilen des Königreichs der Niederlande zeigte sich so stark, daß selbst der König Wilhelm und die altholländischen Provinzen eine so widerwärtige Vereinigung nicht ferner wünschen konnten, und daß auch die übrigen Mächte ihre Zustimmung zu der Bildung eines eigenen Königreichs Belgien gaben.

Aber damit war diese schwierige Frage noch nicht gelöst. Der neue Staat, aus reichen und kraftvollen Provinzen bestehend, konnte seine Kräfte nicht entwickeln, wenn er nicht ungehinderte Verbindung mit dem Meere durch die Schelde hatte, deren Mündungen von Holland beherrscht wurden. Holland aber wollte den Vortheil dieser Stellung nicht aus den Händen geben, damit nicht Antwerpen, wie es schon früher gethan, den großen Handelsplätzen Hollands zu sehr Abbruch thäte. Auch wegen des Besitzes von Luxemburg und einiger anderer Landstriche erhob sich Streit, so wie wegen Theilung der Nationalschuld. Die fünf großen Mächte Europa's setzten eine Conferenz in London nieder, um die Streitfragen zu entscheiden; und um sogleich dem belgischen Staate ein Oberhaupt zu geben, leiteten sie es so ein, daß die belgischen Reichsstände den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zum Könige wählten. Er, der die Krone Griechenlands ausgeschlagen hatte, nahm die belgische im Juli 1831 an und vermählte sich später mit einer Tochter Ludwig Philipps, wodurch das Geschick seines Thrones noch enger an Frankreichs Beistand geknüpft wurde. Dieser hatte sich schon gleich nach seiner Thronbesteigung thätig gezeigt, als der König Wilhelm von Holland den noch dauernden Zwistigkeiten durch die Gewalt der Waffen ein Ende machen wollte und siegreich in Belgien einfiel. Rasch ging ein französisches Heer zum Schutze Belgiens über die Grenze, vor dessen Uebermacht die Holländer zurückwichen.

Eine zweite thätige Hülfe erfuhr Belgien gegen das Ende des J. 1832 durch Frankreich, indem ein französisches Heer unter dem Marschall Gérard die Citadelle von Antwerpen, welche eine holländische Besatzung

unter dem General Chassé noch immer besetzt hielt, nach sehr tapferem Widerstande des letzteren und schwieriger Belagerung einnahm und der belgischen Regierung übergab. Zugleich hielt eine englisch-französische Flotte die Küsten Hollands bloquirt und führte die holländischen Kauffahrtei-Schiffe, die auf dem Meere gefunden wurden, nach englischen und französischen Häfen. Oestreich, Preußen und Rußland billigten zwar diese Zwangsmaßregeln gegen Holland nicht und wollten selbst nicht Theil daran nehmen; allein die Sorge vieler, daß aus dieser Meinungsverschiedenheit der großen Mächte ein europäischer Krieg entstehen könne, wurde durch die Mäßigung der Herrscher gehoben. Als das französische Heer, der Zusage des Königs gemäß, gleich nach der Eroberung der Antwerpener Citadelle nach Frankreich zurückzog, löste auch der König von Preußen das Beobachtungsheer, welches er an der Maaß zusammengezogen hatte, auf.

Nach und nach ist darauf die Einsicht, daß das Geschehene nicht wieder rückgängig zu machen sei, stark genug geworden, um die noch unausgeglichenen Punkte zwischen Holland und Belgien zur Vergleichung zu bringen. Eine ruhigere und friedlichere Stimmung hat Platz genommen, beide Länder haben ihre Heere vermindert, welche zuletzt unerschwingliche Kosten verursachten, und Holland ist mit der Verbesserung eines sehr verschuldeten Haushalts, Belgien mit der Ausdehnung seiner Fabriken und seines Handels lebhaft beschäftigt. In keinem Staate des Festlandes ist so viel für Anlegung von Eisenbahnen geschehen, als in Belgien; sie ziehen sich jetzt wie ein Netz über das ganze Land und haben im J. 1843 auch ihre Verbindung über Aachen nach Köln mit dem Rheine errungen, so daß nunmehr durch den Hafen von Antwerpen die Verbindung des Rheines mit der Nordsee hergestellt ist und die Fesseln, die Holland noch immer dem Handel auf dem Rheine bis an's Meer aufgelegt hatte, gebrochen sind.

3. Einen andern Brand, der als Folge der Juli-Revolution sich entzündete und mit großer Heftigkeit eine Zeitlang fortdauerte, ließ die Vorsehung ebenfalls ohne einen allgemeinen Krieg für Europa vorüberziehen, nämlich die Revolution in Polen gegen die russische Herrschaft, welche im November 1830 in Warschau ausbrach, schnell um sich griff und an einem kriegserfahrenen Heere eine kräftige Stütze fand. Der Adel des Landes, die Städte, die Landleute, alles vereinigte sich, um eine National-unabhängigkeit wieder zu erringen, welche ihnen durch die Theilungen Polens im 18. Jahrhundert genommen, durch Napoleon als Aufregungsmittel gegen Rußland wieder vorgehalten aber nicht gewährt war, und jetzt noch einmal das ganze Volk zu einem Kampfe auf Leben und Tod anfeuerte. Dieser Kampf war sehr heftig und dauernd. Der Kern der russischen Macht mußte nach und nach herbeigezogen und die besten Anführer mußten an seine Spitze gestellt werden. Der eine derselben, der Besieger der Türken, Graf Diebitsch, erlag den Beschwerden und den Gemüthsanstrengungen dieses Kampfes nach mehreren sehr blutigen und zweifelhaften Schlachten; erst sein Nachfolger, Graf Paskewitsch, unterwarf das Land durch Umgehung und Trennung der Heere und blutigen Sturm auf die Hauptstadt, am 8. September 1831. Theile des polnischen Heeres waren über die östreichische und preußische Grenze gegangen und wurden entwaffnet; ihre Offiziere wanderten zum großen Theile durch Deutschland nach Frankreich. Im Februar 1832 wurde Polen als integrirender Theil mit dem russischen Reiche vereinigt. Durch die gänzliche Auflösung des alten polnischen Reiches

ist eine wichtige Grenzwehr Deutschlands nach Osten zu gefallen und Rußland hat einen gefährlichen Keil zwischen Oestreich und Preußen eingetrieben, von welchem aus es beiden in die Seite fallen kann. Eine neue Aufforderung für beide, in inniger Freundschaft zusammen zu halten.

4. Einen leichtern und schnellern Ausgang nahm der Aufstand der päpstlichen Legationen und einiger benachbarten kleineren Fürstenthümer Italiens. Durch das Einrücken östreichischer Truppen wurde schnell die Ruhe hergestellt. Als aber, nach deren baldigen Entfernung, neue Gährung entstand, rückten die Oestreicher neuerdings ein und besetzten Bologna, wodurch Frankreich bewogen wurde, um auch seinen Einfluß in Italien geltend zu machen, eine Flotte nach Ancona zu senden und diese Stadt zu besetzen. Nach hergestellter Ruhe haben jedoch beide Reiche ihre Besatzungen wieder zurückgezogen.

Die Stimmung der Römer und das Verlangen nach einer neuen Erhebung Roms, wie ganz Italiens, zu würdigern Zuständen erhielt einen freudigen Aufschwung durch den Kardinal Mastai Ferretti, der 1846, nach Gregors XIV. Tode, im kräftigsten Lebensalter und mit warmem Eifer für wohlthätige Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung, als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg. Er begann mit Entschlossenheit veraltete Mißbräuche abzuschaffen, umgab sich mit aufgeklärten und wohlgesinnten Männern, ernannte weltliche Minister, was bis dahin im Kirchenstaate unerhört gewesen war, berief Abgeordnete aller Provinzen nach Rom, um die Bedürfnisse derselben kennen zu lernen, gab der Stadt Rom eine freiere städtische Verfassung, setzte die Jesuiten und zu schroff an den alten Vorurtheilen hängende Kardinäle zurück und wurde für das alles vom römischen Volke bis zu den Sternen erhoben. Und nicht nur das römische Volk, sondern ganz Italien begrüßte diese Vorboten einer bessern Zeit mit unermeßlichem Jubel. Pio nono! wurde der Ruf aller Fortschrittsfreunde von Neapel bis nach Turin und Mailand. Rom schien wieder das Haupt von ganz Italien werden zu sollen, von Pius IX. erwartete man ein neues Zeitalter für ganz Italien beginnen zu sehen. Aber schon im J. 1847 zeigten sich bedenkliche Ausbrüche der Leidenschaften in den heißblütigen Völkern dieses Landes, die in der Jahrhunderte langen Verwirrung ihrer Verhältnisse Maß und Besonnenheit verloren hatten. Papst Pius sah sich zu Ueberstürzungen hingedrängt, vor denen er zurücktrat; Sicilien riß sich von der Krone Neapel los; in der Lombardei offenbarte sich ein so lauter Haß gegen die östreichische Herrschaft, daß die Regierung im Febr. 1848 den Kriegsstand zu erklären für nöthig fand. Und nun trat die neue Revolution in Frankreich ein, die bald ganz Italien in Flammen setzte.

5. Damit fast kein Land in Europa von Erschütterungen frei bliebe, spalteten sich auch, in Folge der französischen Julirevolution in der Schweiz die Parteien für das Alte und Neue, riß sich ein Theil des Cantons Basel als Basel-Landschaft von der Stadt los, mußte Neufchatel erst durch Waffengewalt wieder zur Ruhe gebracht werden, und trat die Schweiz längere Zeit hindurch mit dem übrigen Europa in ein gespanntes Verhältniß dadurch, daß sie den politischen Flüchtlingen aus allen Ländern nicht nur eine Freistatt darbot, sondern auch gestattete, daß dieselben feindliche Anschläge gegen die Ruhe der benachbarten Staaten schmiedeten, die sogar zu einem, freilich mißlungenen, Einbruche in Savoyen führten.

Die politische Spannung ward noch durch religiösen Zwiespalt ver-

mehrt. Die liberale Partei im Canton Aagau brachte es dahin, daß die acht Klöster des Landes, unter ihnen das vom Hause Habsburg gestiftete reiche Muri, im J. 1841 für allgemeine Zwecke des Unterrichts und der Wohlthätigkeit eingezogen wurden; der Widerspruch der Katholiken, wie der östreichischen Regierung wurde nicht beachtet. Die Tagsatzung bestätigte das Verfahren des Cantons unter der Bedingung, daß derselbe 3 Frauenklöster herstellen solle. — Einen neuen Gegenstand des Streites bildeten die Jesuiten, die sich bereits seit längerer Zeit in Freiburg und Wallis festgesetzt hatten und nun auch nach Luzern, einem der drei Schweizer Vororte, berufen wurden, um die Kirchen und Schulen des Cantons unter ihre Leitung zu nehmen. Der Haß gegen diesen Orden war so groß, daß im J. 1845 sich ein großer Freischaarenzug in den protestantischen Cantonen bildete und einen Angriff auf Luzern machte, um die Jesuiten zu vertreiben. Er mißlang, indem die katholischen Urcantone raschen Beistand leisteten. Gegen ähnliche Angriffe schlossen nun die Urcantone Schwyz, Uri und Unterwalden mit Luzern, Zug, Freiburg und Wallis einen Sonderbund zu gemeinsamer Vertheidigung. Diesen Bund sahen die übrigen Cantone als eine Verletzung der Verfassung an und verlangten seine Auflösung. Die sieben verweigerten sie und rüsteten sich. Da beschloß die Tagsatzung ihren Befehl durch Waffengewalt durchzuführen, sammelte ein willig zusammentretendes überlegenes Heer unter dem General Dufour und zwang im Novbr. 1847 nach kurzem Widerstande erst Freiburg, dann Luzern und bald auch die übrigen Cantone zur Unterwerfung. Die Regierungen wurden abgesetzt, neue, liberale an ihre Stelle gebracht und die Jesuiten überall aus der Schweiz ausgetrieben. Die benachbarten Mächte mißbilligten zwar den Bürgerkrieg in der Schweiz, scheuten sich doch aber in die innern Angelegenheiten des Bundes einzugreifen und hatten auch bald genug in ihren eigenen Ländern zu thun. Die Schweiz veränderte im nächsten Jahre ihre Verfassung in der Weise, daß die obere Bundesbehörde größere Macht über die einzelnen Cantone erhielt.

6. In England endlich hatte sich der Gährungsstoff, der vorzüglich aus dem Uebermaße von Armuth und Reichthum seine Nahrung erhält, allmählich zu einer Höhe gesteigert, welche die Zukunft dieses Reiches sehr trübe zu machen drohete; und in einem großen Theile von Irland, diesem von Armuth und Noth schwer gedrückten Lande, war die Herrschaft der Gesetze so sehr gesunken, daß Leben und Eigenthum der friedlichen Einwohner in steter Gefahr schwebten und nur ein kräftiges Einschreiten der Gewalt von einer, und Verbesserung der bürgerlichen Einrichtungen von der andern Seite, die gänzliche Auflösung aller Ordnung abzuwenden im Stande war. Man ist auf dem Wege der innern Verbesserung der schwächsten Theile der Verfassung standhaft fortgeschritten; aber das Werk war in dem übervölkerten Lande, wo jede Mißernte und jede Stockung in der Fabrikation und im Handel sogleich Hunderttausende außer Brod setzen, außerordentlich schwer. Doch hat sich das Volk später auf eine andere Weise selbst geholfen. Aus keinem Lande Europa's sind so viele Tausende von Menschen jährlich nach Amerika gewandert, als aus Irland, wodurch die Bevölkerung gelichtet und auf ein Maß gebracht ist, daß das an sich so fruchtbare Land sie besser ernähren kann. — Der wohlwollende hochgeachtete König Wilhelm IV. schied am 20. Juni 1837 aus dem Leben und hinterließ sein großes Reich, mit Ausnahme des Königreichs Hannover,

seiner Nichte, der jetzigen Königin Victoria. Sie hat sich im J. 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg-Gotha vermählt und mit Hülfe treuer und einsichtsvoller Rathgeber ein neues Beispiel aufgestellt, daß England auch unter dem Scepter einer Frau auf seiner großartigen Bahn fortschreiten könne. Der Lebenstrieb in diesem Staate, welcher die Kraft Roms und Karthago's in sich vereinigt und in dessen Umfange in noch weiterem Sinne, als in dem Reiche Karls V., die Sonne nicht untergeht, ist erstaunenswürdig. Noch immer dehnt es seine Macht in allen Welttheilen aus. In Australien sind neue Colonien entstanden, die bald diesen fünften Welttheil zum großen Theile in die Hände Englands bringen werden. In Ostindien ist ein Landstrich nach dem andern seinen schon unermeßlichen Besitzungen hinzugefügt, und im J. 1843 gab ein wegen des Opiumhandels mit China entstandener Streit Veranlassung, daß sich die englischen Waffen auch im äußersten Osten Asiens, einige tausend Meilen von der Heimathinsel, gegen ein Reich von 100 Millionen Menschen, mit Ruhm bedeckt haben.

In Afrika ist die Südspitze, das Kapland, von Holland an England übergegangen, und dieses versäumt nie, von einem solchen Punkte aus weiter in das Innere vorzudringen.

Aber in diesem Welttheile ist der europäische Einfluß auch noch von einer andern Seite mächtig geworden. An der Nordküste hat sich Frankreich seit 18 Jahren einen Besitz an Algier erworben, der zwar sehr viel Kämpfe, sehr viel Menschenleben und viel Geld gekostet, aber sich doch immer weiter ausgebreitet und fester gegründet hat. Mit ausdauerndem Willen durchgeführt werden europäische Cultur und Christenthum dort immer mehr Raum gewinnen und mit der Zeit gewiß auch nach Aegypten und den angrenzenden Ländern vordringen. — An der Westküste Afrika's mehren sich die europäischen Niederlassungen, und eine Colonie freier, zum christlichen Glauben bekehrter Neger, Liberia, hat sich von Amerika aus dort angesiedelt und Boden gewonnen. Evangelische Missionaire, von England und Deutschland lebhaft unterstützt, arbeiten unter Hottentotten und Kaffern im Süden und unter den Negervölkern im Westen; sie arbeiten in Ostindien und auf den großen Inseln des indischen Oceans, in Australien und unter den Resten der Ureinwohner Amerika's. Auch die katholische Kirche hat ihre Sendboten in allen Theilen der Erde.

Wenn wir so den fortwährenden Einfluß Europa's, von welchem aus im Laufe der Jahrhunderte das höhere Leben der übrigen Welttheile gegründet worden ist, betrachten, so möchten wir gern der Hoffnung Raum geben, daß Europa trotz mancher Zeichen von Altersschwäche, nicht, wie viele gefürchtet haben, unaufhaltsam und schnell dem völligen Absterben entgegeneile. Auch das Alter kann in seinen Grenzen und nach seinen Gesetzen ein gesundes und blühendes, eine viridis senectus, sein. Die Gesundheit muß nur im innern Kerne der Natur ihre Wurzel haben und aus dem Geiste und dem Willen ihre Nahrung ziehen.

Leider ist eine solche Hoffnung durch die unerhörten Erschütterungen der letzten zehn Jahre auf eine harte Probe gestellt worden.

Die Jahre 1848 bis 1858.

186. Das Jahr 1848.

Die Pariser Februar-Revolution und ihre Folgen für Europa.

Die Unzufriedenheit mit der Regierung und den Kammern, welche von dem Könige Louis Philipp und seinem ersten Minister Guizot ganz abhängig zu sein schienen, war immer größer geworden; man schrieb den Regierenden, wie es in Zeiten leidenschaftlicher Aufregung zu geschehen pflegt, alle Uebel zu, welche die Menschen und besonders die unteren Klassen drückten, und glaubte sie gehoben zu sehen, wenn nur durchgreifende Veränderungen in den oberen Regionen vorgenommen würden. Es sollten andere Minister und andere Kammern da sein, und da die Minister vorzüglich von der Mehrheit in der zweiten Kammer abhängen, so sollte diese durch ein erweitertes Wahlgesetz umgewandelt werden. Das war das Verlangen der Reformpartei, die in ganz Frankreich immer mächtiger wurde; und um ihre Grundsätze recht laut auszusprechen, wurden in großen und kleinen Städten sogenannte Reformbankette gehalten, bei welchen sehr aufregende, der Regierung feindliche Reden gehalten wurden. Die Gefahr wurde dringender. Als auch in Paris am 22. Febr. ein solches Reformbankett gehalten werden sollte und die Nationalgarden dazu eingeladen wurden, glaubte die Regierung es nicht dulden zu dürfen, verbot dasselbe am Tage vorher und traf militärische Maßregeln. Die Festordner unterwarfen sich dem Verbote, aber das Volk war schon zu aufgeregt. Am 22. versammelten sich große Massen, verübten Unordnungen, widersetzten sich der Polizei, und das Geschrei: „Es lebe die Reform, nieder mit Guizot!" durchlief die ganze Stadt.

Am 23., da der Kampf immer heftiger und drohender wurde, entschloß sich der König, das Ministerium Guizot zu entlassen und den Grafen Molé an die Spitze zu stellen. Auch versprach er die Reform. Diese Nachricht verbreitete einen allgemeinen Jubel, die Straßen wurden erleuchtet und singend und rufend zog die Menge einher. Ein Haufen, der sich um 10 Uhr Abends vor dem Hause des bisherigen Minister-Präsidenten Guizot versammelt hatte, forderte die Erleuchtung des Hauses; zugleich fiel aus der Menge ein Schuß. Die Wache vor dem Hause, die sich angegriffen glaubte, gab Feuer auf die zusammengedrängte Masse und etwa 50 Menschen wurden getödtet oder verwundet. Da ergriff das Volk eine ungeheure Wuth; mit dem Geschrei: „Wir sind verrathen! Rache! zu den Waffen!" stürzte die Menge durch die Straßen von Paris, eine Bahre mit mehreren Leichnamen mit sich tragend. Um Mitternacht ertönten die Sturmglocken und am Morgen des 24. war Paris mit Barrikaden angefüllt. Die Nationalgarde verband sich zum großen Theile mit dem Volke und die Truppen, welche nach den energischen Maßregeln des Marschalls Bugeaud des Aufstandes vielleicht doch Meister geworden wären, wurden durch die

Unschlüssigkeit des Königs und der Prinzen gelähmt und bald ganz verhindert, von ihren Waffen Gebrauch zu machen.

Vergeblich war der Versuch des Königs, aus Männern der Linken, Thiers und Odilon Barrot, ein neues Ministerium zu bilden; man erklärte ihm, das Volk verlange, daß er die Krone niederlege. Er that es zu Gunsten seines zehnjährigen Enkels, des Grafen von Paris, ältesten Sohnes des Herzogs von Orleans. Um diese Wendung des Geschickes zu befördern, begab sich die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen in die Versammlung der Deputirten und Odilon Barrot, nebst einigen andern geachteten Männern, bemühte sich, die Kammer zur Anerkennung der königlichen Anordnung zu bewegen. Schon neigten sich viele dahin, denn die Herzogin war sehr beliebt. Aber plötzlich ertönt von den Gallerien, die vom Volke gefüllt sind, eine Stimme: „Es ist zu spät!" und dieses verhängnißvolle Wort gab die Entscheidung. Bewaffnete dringen in den Saal und die Herzogin muß mit den Kindern durch eine Seitenthür weggeführt werden. Im Saale der Deputirten wurde in der Aufregung der Stunde und im Tumulte eine provisorische Regierung beschlossen und auf der Spitze der Bajonette wurden die Namen der Männer, die sie bilden sollten, herumgereicht. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" strömt der Zug nach dem Stadthause, wo die neue Regierung eingesetzt wird. Der alte Dupont de l'Eure erhält den Vorsitz und Lamartine, Ledru-Rollin, Arago, Garnier Pagès, Cremieux und Louis Blanc werden, nebst andern weniger bekannten Männern, die Mitglieder.

Für die königliche Familie war kein Bleibens mehr in Paris. Der König und die Königin flohen durch eine Hinterpforte der Tuilerien nach dem nördlichen Frankreich zu und kamen, nachdem sie einige Tage an der Küste einen sichern Einschiffungsplatz gesucht hatten, nach England, wo auch die Prinzen sich nach und nach zusammenfanden. Die Herzogin von Orleans ging mit ihren Kindern nach Deutschland.

So war Frankreich wieder Republik und die Generale, die Geistlichkeit, die oberen Beamten der Provinzen und der Städte, alles erkannte die neue Ordnung der Dinge an, und im Anblicke dieser Einigkeit und als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lamartine, in einer Note an alle Regierungen Europa's die friedlichen Absichten Frankreichs bezeugte, erkannten auch diese die Republik an. Um derselben eine feste Verfassung zu geben, wurde durch freie Volkswahlen eine constituirende Nationalversammlung auf den Monat Mai zusammenberufen; bis zur Vollendung der Verfassung sollte die provisorische Regierung dem Lande vorstehen.

Rückwirkung auf Deutschland.

Die Rückwirkung dieser Revolution auf das übrige Europa und vor allem auf Deutschland war heftiger und rascher, als die der ersten im J. 1789 und der vom Juli 1830; der Gährungsstoff hatte sich überall angehäuft. Ueberall gab sich das stürmische Verlangen nach Veränderungen im Einzelnen und im Ganzen kund: Aufhebung aller Feudallasten und Standesvorrechte, Oeffentlichkeit der Rechtspflege und Geschwornengerichte, Volksbewaffnung und Vereinsrecht, Verminderung der Abgaben, Preßfreiheit, Antheil der Völker an der Vertretung Deutschlands als eines Bundesstaates unter einer Centralgewalt, mit kräftigerer Einheit dem

Auslande gegenüber, und im Innern gleiche Gesetze über Handel und freien Verkehr, — das waren die übereinstimmenden Forderungen, die überall an die Regierungen gestellt wurden; und diese sahen sich genöthigt, dieselben zuzugestehen. Die Ministerien wurden fast überall gewechselt und mit freisinnigen Männern besetzt. In einigen deutschen Ländern folgten sogar Regentenwechsel. Der König Ludwig I. von Baiern entsagte am 20. Mai der Krone und übergab sie seinem Sohne Maximilian, und der Großherzog Ludwig II. von Hessen nahm den Erbgroßherzog zum Mitregenten an, der am 16. Juli, nach des Vaters Tode, als Ludwig III. Großherzog wurde.

Die Entscheidung für Deutschland lag aber offenbar in der Haltung der beiden größten Bundesstaaten, Oestreich und Preußen, und mit gespannter Erwartung blickten aller Augen nach Wien und Berlin. Aber mit betäubender Raschheit brach sich auch an diesen beiden Orten die Bewegung ihre Bahn. Schon am 13. März war in Wien der Staatskanzler, Fürst Metternich, und mit ihm das alte System entfernt und der Kaiser Ferdinand versprach Aufhebung der Censur und eine freisinnige Verfassung. Allein der Kaiser hielt sich doch nicht sicher in Wien, weil die Gährung fortwährte und die bewaffneten Bürger mit der akademischen Legion und den Arbeitern Herren der Stadt waren; er ging mit seiner Familie nach Insbruck und ließ die neuen Minister zur weiteren Verhandlung mit dem einzuberufenden Reichstage zurück. Die Dinge blieben in Oestreich in einer gewissen Schwebe bis zum Herbste, während in Preußen viel schneller eine blutige Entscheidung herbeigeführt wurde.

Auf dringende Anforderungen der rheinischen Provinzen, wo der Eindruck der Pariser Ereignisse der stärkste gewesen war, und auf lebhafte Bitten der Berliner Stadtverordneten gab der König am 18. März das Versprechen, das Ministerium zu ändern, die Censur aufzuheben und eine freie Verfassung mit beschließenden Ständen einzuführen. Diese Zusagen wurden mit dem größten Jubel in der Stadt verbreitet und bald nach Mittag versammelten sich große Volksmassen vor dem Schlosse, dem Könige zu danken. Der König erschien auf dem Balcon, aber seine Stimme verhallte in dem regellosen Getümmel, aus welchem auch der Ruf gehört wurde, das Militair möge entfernt werden. Zugleich drängte ein verdächtiger Haufen gegen die Wache. Es fielen einige Schüsse, ob von Seiten des Militairs oder geheimer Aufwiegler, darüber ruht ein Dunkel. Kavallerie rückte vor, den Platz zu reinigen. Das war ein Augenblick, wie am Abend des 23. Februar in Paris, und das Geschrei: „Wir sind verrathen! zu den Waffen!“ wurde das Zeichen zu einer allgemeinen Bewegung in der ganzen Stadt. Zweihundert Barrikaden erhoben sich mit einer Geschwindigkeit, die auf Uebung schließen ließ, und die unheimlichen, fremden Gestalten, die dabei in Menge gesehen wurden, bewiesen, welche Elemente sich auch in Berlin gesammelt hatten. Das ist der Fluch der unnatürlichen Anhäufung der Menschen in großen Städten, besonders wenn sie zugleich zahlreiche Fabriken in sich schließen, daß sich eine Hefe in ihnen sammelt, die bei Ausbrüchen roher Gewalt zu den schrecklichsten Dingen fähig ist.

Um 3 Uhr Nachmittags beginnt der Kampf und wird mit großer Erbitterung geführt; von den Dächern, aus den Fenstern der Häuser, von den Barrikaden wurden die Soldaten mit Schüssen und Steinwürfen empfangen. Doch nahmen sie mit Hülfe der Kanonen, welche die Barrikaden

niederschossen, mehrere der Hauptstraßen, namentlich die alte Königsstraße, ein und waren offenbar im Vortheil. Die Nacht macht dem Kampfe kein Ende; Deputationen gehen zum König, andere suchen das Volk zu beruhigen. Gegen Morgen tritt eine Stille ein und an den Straßenecken erscheint eine Proklamation des Königs an die Berliner, worin um Bürgerblut zu schonen, der Abzug der Truppen versprochen wurde, unter der Bedingung, daß auch die Barrikaden weggeräumt würden. Das gleiche Versprechen empfing auch eine Deputation der Bürgerschaft, das Militair erhielt den Befehl zum Abzuge aus Berlin, der unter gedämpftem Trommelschlag vollführt wurde, und die Bewachung der Stadt und des Schlosses wurde einer bewaffneten Bürgerwehr übertragen. Zugleich wurde das Ministerium entlassen und allen politischen Verbrechern eine allgemeine Amnestie ertheilt. In einer Proklamation vom 21. März an die deutsche Nation erklärte der König, „daß er sich zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlandes gestellt habe und als neuer constitutioneller König Führer der freien, wiedergebornen, deutschen Nation sein wolle!"

Im folgenden Monate wurde der vereinigte Landtag zum letzten Male berufen, um ein Wahlgesetz für eine constituirende Nationalversammlung Preußens zu genehmigen. Sie trat am 22. Mai zusammen, allein mehrere aufeinanderfolgende Ministerien vermochten keine befriedigende Einigung mit derselben zu Stande zu bringen; Volksversammlungen, Klubs und Arbeitervereine hielten eine fieberhafte Aufregung im Gange, die sogar am 15. Juni zur Erstürmung des Zeughauses führte. Der preußische Staat schien so wenig als der östreichische, in dieser trüben Zeit einen festen Anhaltspunkt für Deutschland gewähren zu können.

Das Schwanken aller Verhältnisse an den bedeutendsten Punkten des Vaterlandes hatte in vielen Männern in allen Theilen Deutschlands den Gedanken und den Trieb erweckt, helfend hinzuzutreten, um ein völliges Zusammenbrechen der gesetzlichen Ordnung zu verhüten und wo möglich einen Mittelpunkt für ganz Deutschland zu bilden; und so geschah das in unserer Geschichte Unerhörte, daß sich schon im März auf eigenen Antrieb, ohne Berufung und Vollmacht der Regierungen, etwa 500 Männer aus Deutschland in Frankfurt a. M. zusammenfanden, um eine vorberathende Versammlung, ein Vorparlament, zu bilden. Am 31. März begann sie in der Paulskirche unter dem Vorsitze des Heidelberger Prof. Mittermaier ihre Sitzungen und faßten den Beschluß, daß eine aus allgemeinen freien Wahlen hervorgehende Nationalversammlung aus allen deutschen Ländern im Mai zusammentreten und über die künftige Verfassung und den Rechtszustand Deutschlands vollgültige Beschlüsse fassen sollte. Auf 50,000 Einwohner sollte ein Deputirter gewählt und die Wahlen sollten in den einzelnen Ländern von den Bundesregierungen angeordnet werden. Dadurch knüpfte die Versammlung, gegen den Willen einer extremen Freiheitspartei, (Hecker, Struve u. a.), welche verlangten, das freiwillige Vorparlament solle sich permanent erklären und selbst die Verfassung bestimmen, ihre Verbindung mit den bestehenden Regierungen an. Der Bundestag war auch noch versammelt, er wurde durch neue Gesandte der Regierungen ergänzt, es wurden ihm 7 Vertrauensmänner aus dem Vorparlamente zur Seite gestellt, und durch seine Vermittlung gingen die Aufforderungen zu den Wahlen zur Nationalversammlung an die Regierungen; diese stimmten sämmtlich zu und ließen die Wahlen in ihren Ländern vollziehen. Unter Zurücklassung eines

ständigen Ausschusses von 50 Männern, welche über die Vollziehung der gefaßten Beschlüsse bis zur Eröffnung der Nationalversammlung wachen sollten, löste sich das Vorparlament auf.

Aber noch ehe die Nationalversammlung zusammen kam, wurden die südwestlichen Gegenden Deutschlands durch einen Aufruhr erschreckt. Hecker und Struve, unzufrieden mit den Beschlüssen des Parlaments, schieden aus demselben und machten von Constanz aus im südlichen Baden, mit Hülfe von deutschen Freischaaren aus der Schweiz und Frankreich, am 12. April einen Versuch zur Errichtung einer Republik. Allein ein schnell zusammengebrachtes Truppencorps aus Baden, Würtemberg, Darmstadt und Nassau, unter Anführung des Generals Friedrich von Gagern, zerstreute diese Schaaren sehr bald; doch fiel der edle Gagern durch ihre Kugeln bei Kandern. Die Führer entkamen nach der Schweiz und Frankreich.

Am 18. Mai wurde die Nationalversammlung in der Paulskirche eröffnet und der Freiherr Heinrich von Gagern, der das Zutrauen aller Parteien besaß, zum Präsidenten gewählt. Deutschland hatte viele seiner besten Männer nach Frankfurt geschickt und wenn es auch Bedenken erregen konnte, daß so überwiegend viele Gelehrte und Lehrer darunter waren, die mehr mit der Theorie als mit den factischen Zuständen und ihren Bedürfnissen bekannt waren und daher, nach deutscher Weise, Gefahr liefen, mehr das Denkbare als das Ausführbare zu erstreben und das Gute über dem Suchen nach dem Besten zu vergessen, so waren doch auch geschäftskundige Männer in der Versammlung, die das Praktische hervorheben konnten; und da es überhaupt auf Gesetzgebung ankam, so erschien eine gründliche Kenntniß der Geschichte, des bisherigen Rechtszustandes und der Wissenschaft überhaupt als ein nothwendiges Erforderniß für eine gründliche Behandlung der Sachen. Eine Bestätigung der obigen Bedenken konnte man allerdings sogleich darin finden, daß die Versammlung, anstatt nur schnell die Verfassungsfrage vorzunehmen, um das Band der Einheit, welches Deutschland so sehr noth that, zu knüpfen, sich in sehr weitschichtige Erörterung der Grundrechte des deutschen Volkes einließ, wobei die leidenschaftlichen Bestrebungen der äußersten Freiheitspartei mit den besonneren Ansichten der Gemäßigten in heftige Kämpfe geriethen. Die wichtigen und schwierigen Fragen über das Verhältniß von Staat, Kirche und Schule, von den Rechten des Einzelnen und der Gesammtheit, von Preßfreiheit und ihren Schranken, vom Rechte der freien Vereinigung, von den Rechten auf freien Verkehr auf Landstraßen und Flüssen u. s. w., boten ein sehr weites Feld dar und waren zum Theil ohne Berücksichtigung vieler specifisch verschiedener Verhältnisse des Nordens, Südens, Ostens und Westens des weiten deutschen Reiches gar nicht sachgemäß zu entscheiden. Da überdies eine große Zahl der Versammelten dem Rechte zu reden nicht entsagen wollte, so wurde eine theure Zeit mit den Verhandlungen über die Grundrechte hingebracht. Und als sie vollendet waren, waren die größeren Regierungen schon in der Lage, die Einführung derselben versagen zu können.

Rascher kam ein anderer Beschluß zu Stande, der ein unmittelbar praktisches Bedürfniß befriedigen sollte, nämlich das einer vollziehenden Bundesgewalt neben der blos zur Berathung der Verfassung berufenen Nationalversammlung. Nach Verwerfung mehrerer weiter nach rechts und nach links gehenden Vorschläge, wählte die Nationalversammlung den allgemein geachteten Erzherzog Johann von Oestreich zum unverantwortlichen

Reichsverweser, der die Beschlüsse der Nationalversammlung zur Ausführung bringen, die Oberleitung der bewaffneten Macht haben, Recht und Ordnung aufrecht halten und Deutschland dem Auslande gegenüber vertreten sollte. Die Wahl war so glücklich, daß die Zustimmung der Regierungen vorausgesetzt werden durfte; diese erfolgte auch und der Erzherzog nahm die Wahl an. Am 12. Juli empfing er aus den Händen des Bundestagspräsidenten die bisher von dieser Behörde geübte Gewalt und der Bundestag ging auseinander, zum Bedauern vieler, die in dem Bundestage eine Vermittlung der Nationalversammlung mit den einzelnen Regierungen erhalten zu sehen wünschten. Der Reichsverweser wählte für die Besorgung' der Geschäfte ein aus 7 Mitgliedern bestehendes verantwortliches Reichsministerium.

Um diese Zeit war Deutschland schon in einen äußern Krieg verwickelt worden. In den Herzogthümern Holstein und Schleswig herrschte schon seit dem J. 1846 eine Aufregung gegen die dänische Regierung, weil in jenem Jahre der König Christian VIII. in einem offenen Briefe ausgesprochen hatte, daß die weibliche Erbfolge auch für Schleswig und den größten Theil von Holstein gelten und also ganz Dänemark, auch nach dem Aussterben des Mannesstammes, ungetheilt bleiben müsse. Dadurch wurden die Rechte der männlichen Nebenlinien, zunächst die des Herzogs von Augustenburg, so wie die Rechte der Herzogthümer selbst, gekränkt; die holsteinische Ständeversammlung klagte bei dem deutschen Bundestage, und dieser verwahrte durch einen Beschluß vom 17. Sept. 1846 die Rechte des deutschen Bundes, der Agnaten und der holsteinischen Ständeversammlung; der König von Dänemark erklärte darauf, daß er die wirklichen Rechte der Herzogthümer auch nicht habe kränken wollen, daß diese aber erst näher untersucht werden müßten. Dabei war die Sache beruhen geblieben. Christian VIII. starb den 20. Januar 1848. Sein Sohn Friedrich VII. überließ sich der strengdänischen Partei, welche das Herzogthum Schleswig ganz mit Dänemark verschmelzen und aus seiner, auf alten Verträgen beruhenden, Verbindung mit Holstein herausreißen wollte. Die europäische Bewegung ergriff jetzt auch die Herzogthümer, sie erhoben sich, bemächtigten sich der Festung Rendsburg und wählten eine provisorische Regierung. In Frankfurt wurde die Sache Schleswigs für eine Angelegenheit der deutschen Nation erklärt, die Abgeordneten Schleswigs wurden sogar als Mitglieder der Nationalversammlung aufgenommen, (allerdings eine Ueberschreitung des strengen Rechtes, denn Schleswig hatte nie zum deutschen Bunde gehört), und deutsche Truppen, Preußen, Hannoveraner, Oldenburger, Mecklenburger, Hanseaten, unter dem Oberbefehle des preußischen Generals v. Wrangel, kamen den Herzogthümern gegen Dänemark zu Hülfe. Die dänischen Truppen wurden zurückgetrieben, Schleswig und ein Theil Jütlands besetzt. Dafür aber verschlossen die dänischen Kriegsschiffe den größten Theil der deutschen Häfen an der Ostsee und Nordsee, hemmten den Handel, nahmen die deutschen Kauffahrer weg, und da Deutschland gar keine Seemacht besaß, so war der deutsche Handel ohne Schutz. Dieser Zustand zeigte die Nothwendigkeit, daß Deutschland auch eine Kriegsflotte haben müsse; es bildeten sich Vereine zur Sammlung von freiwilligen Beiträgen für eine solche, der Reichsverweser forderte die deutschen Regierungen ebenfalls zu regelmäßigen Beisteuern auf, die auch von mehreren willig geleistet wurden, und so wurde

eifrig der Bau von Kanonenböten, Fregatten und Kriegsdampfschiffen begonnen und mehrere Schiffe in England und Amerika angekauft.

Allein die Hülfe von dieser Seite gegen die dänische Seemacht war noch zu weit aussehend und der deutsche Handel litt zu sehr durch die Absperrung der Häfen. Es wurde eine friedliche Ausgleichung mit Dänemark versucht und Preußen erhielt von der Centralgewalt die Vollmacht für die dahin zielenden Verhandlungen. Am 27. August schloß Preußen zu Malmö einen Waffenstillstand auf 7 Monate; die Sperrung der deutschen Häfen sollte aufhören, die deutschen Schiffe sollten herausgegeben und die Gefangenen ausgewechselt werden, eine provisorische Regierung von 4 Mitgliedern, wovon Preußen 2 und Dänemark 2 ernennen würde, sollte die Herzogthümer verwalten. Daß eine solche gemischte Behörde, in welcher der unbeliebte Graf Moltke sitzen sollte, an die Stelle der provisorischen Regierung treten, daß die schleswigschen Truppen von den holsteinischen getrennt und die seit dem 17. März erlassenen Verordnungen in Schleswig-Holstein aufgehoben werden sollten, das waren Punkte, welche dem größeren Theile der Frankfurter Nationalversammlung nicht gefielen; auf Dahlmanns Antrag wurde die Bestätigung des Waffenstillstandes am 5. September verweigert. Das Reichsministerium, welches denselben aufrecht erhalten wollte, trat ab; aber weder Dahlmann, noch ein anderer, konnte ein neues zu Stande bringen; man bedachte ferner die Gefahr, ohne Preußen den Krieg fortsetzen zu müssen; und da Hoffnung gemacht wurde, daß einige Ermäßigungen in den Bedingungen erlangt werden und Graf Moltke nicht in die Regierung eintreten würde, wandte sich ein Theil der Gemäßigten auf die andere Seite und am 16. wurde der Waffenstillstand anerkannt. Die aufgeregte Stimmung des Volkes und der vielen Fremden, welche die Galerien der Paulskirche füllten, benutzten die Feinde der Ordnung, eine neue Revolution hervorzurufen; in einer Volksversammlung auf der Pfingstwiese wurden die Massen bearbeitet, von nun an „in Frakturschrift zu reden," und am 18. September erhob sich der Aufstand des Pöbels mit Hülfe von außen her eindringender Schaaren gegen die Nationalversammlung. Schnell jedoch kamen von Mainz und Darmstadt Truppen herbei und zerstörten nach kurzem Kampfe die aufgeworfenen Barrikaden, die fremden Schaaren flohen aus der Stadt. Aber eine blutige Greuelthat wurde am 18. vollbracht. Zwei Mitglieder der Nationalversammlung, der preußische General v. Auerswald und der Fürst Lichnowsky, beide der Rechten angehörig, waren aus der Stadt geritten, wurden vom Pöbel erkannt, verfolgt, und da sie sich in eine Gärtnerwohnung gerettet, in's Freie geschleppt und grausam ermordet.

Von diesem Tage an war die Lebenskraft der Versammlung in der Paulskirche gebrochen, die Hoffnung auf eine Einigung derselben für eine gesunde Ordnung der deutschen Angelegenheiten war gelähmt, die Gegensätze, die bisher unter der Hülle des Anstandes und der Annäherung dem weniger scharf sehenden Auge verborgen geblieben waren, traten so schroff hervor, daß der Präsident einen Antrag der äußersten Linken, die das gerichtliche Verhör dreier Mitglieder wegen Aufreizung zum Aufstande, verhindern wollte, als „Frechheit" zu bezeichnen sich gedrungen fühlte. Die zunehmende Spaltung in der Versammlung hinderte kräftige Beschlüsse, welche dem deutschen Volke das Gefühl hätten geben können, daß hier das Vaterland noch einen festen Mittelpunkt besitze.

Daß der Septemberaufruhr in Frankfurt im Zusammenhange mit den Plane der republikanischen Partei gestanden, bewies ein gleichzeitiger neuer

Einbruch von Freischaaren unter Struve's Anführung von der Schweiz aus in das südliche Baden, der indeß von den Reichstruppen eben so, wie der frühere, schnell unterdrückt wurde. Struve selbst wurde gefangen und nach Rastatt zur gerichtlichen Untersuchung geführt.

Während dieser Vorgänge in Frankfurt und Baden bot der östreichische Staat ebenfalls ein Bild der höchsten Gährung und Gefahr für gesetzliche Ordnung dar. Während der Kaiser Ferdinand in Insbruck seinen Sitz genommen hatte, wurde der verfassungsgebende Reichstag für die ganze Monarchie, der aus den Wahlen aller Provinzen nach allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen war, am 22. Juli in Wien eröffnet. Aber wie konnte von einer so gemischten Versammlung, deren Mitglieder an Abstammung, Sitten, Lebensgewöhnung und Bedürfnisse so verschiedenartig waren und nicht einmal Eine Sprache redeten, ein Werk gemeinsamer Verständigung, Einigung und Gesetzgebung erwartet werden, und dazu in einem Augenblicke, wo Böhmen und Ungarn im Aufstande, die übrigen slavischen Provinzen in Gährung, Italien im offnen Kriege und die Hauptstadt in den Händen wühlerischer Parteiung war? Ueberdies solche Geldnoth, daß die Ausfuhr baarer Münze für längere Zeit verboten werden mußte, und solche Stockung von Handel und Verkehr, daß Tausende von Arbeitern in den großen Fabriken ohne Verdienst waren und ihre Arme den Aufrührern zum Dienste anboten. Zwar erlangte man es von dem Kaiser Ferdinand, daß er am 12. August nach Wien zurückkehrte, allein seine Gegenwart besserte in der Lage der Dinge nichts; die Vereine, die akademische Legion, die Arbeiter, übten eine Schreckensherrschaft in der Stadt und schon im August kam es zu blutigen Auftritten. Den furchtbarsten Ausbruch führten aber die ungarischen Angelegenheiten herbei. In Ungarn trat ein mit großen Fähigkeiten und hinreißender Beredtsamkeit begabter Anführer, der Advocat Kossuth, an der Spitze der Bewegung; sein Ziel war Lostrennung Ungarns von Oestreich und das Mittel eine allgemeine Bewaffnung des Landes. Der Palatin, Erzherzog Stephan, legte seine Würde nieder und verließ das Land; der als kaiserlicher Commissarius nach Pesth gesandte Graf Lamberg wurde auf der Brücke von Buda-Pesth vom rasenden Pöbel ermordet. Es blieb nur die Gewalt der Waffen übrig. Der Kaiser erließ ein Kriegsmanifest und ein Theil der Wiener Besatzung sollte am 6. October nach Ungarn aufbrechen, um sich mit dem Ban Jellachich von Kroatien zu vereinigen, der den Befehl der Truppen gegen die Magyaren führte. Ein Theil der Soldaten weigerte sich auszuziehen und die Bürger, die akademische Legion und die Zöglinge der polytechnischen Schule an der Spitze, wollten den Abmarsch verhindern. Ein Kampf mit den treugebliebenen Truppen erhob sich, die Studenten eroberten einige Kanonen und die Volksmasse erstürmte das Zeughaus und bemächtigte sich der Waffen. Der ärgste Greuel geschah im Kriegsgebäude, wo man den Kriegsminister Latour aufsuchte, der den Befehl zum Ausrücken der Truppen gegeben hatte. Man fand ihn im vierten Stockwerk versteckt und die wüthende Schaar schleppte ihn auf die Straße ein Hammerschlag zerschmetterte ihm den Schädel und sein Leichnam wurde, an einem Laternenpfahl aufgehängt.

Nach solchen Vorgängen verließ der Kaiser das Schloß Schönbrunn und nahm seinen Sitz in Olmütz; die Minister gingen größtentheils auseinander, Tausende der vornehmen Einwohner verließen ebenfalls Wien und statt ihrer zogen Schaaren von Freiheitsmännern ein. Der Reichstag blieb

zwar noch zum Theil versammelt, hatte aber keine Macht, und die Kaiserstadt war in den Händen der Aufrührer. Sie entwickelten eine außerordentliche Thätigkeit; der Anführer der Nationalgarde Messenhauser und der polnische General Bem ordneten die Vertheidigungsmaßregeln; Barrikaden und Verschanzungen sperrten die Zugänge zu der Stadt; die kräftigste Hülfe aber erwartete man von den Ungarn, die ihren Beistand versprochen hatten.

Schon rückten indeß von allen Seiten die kaiserlichen Truppen heran, von Süden der Ban Jellachich mit 50,000 Mann aus Kroaten, Grenzern, Italienern, Polen u. a. gemischt; von Norden her der Fürst Windischgrätz, den der Kaiser zum Oberbefehlshaber ernannte, und der vor nicht langer Zeit einen blutigen Aufruhr in Prag mit eiserner Strenge gedämpft hatte. Am 21. October war Wien von kaiserlichen Truppen eingeschlossen. Eine Proklamation des Kaisers, die in milder Weise zur Rückkehr zum Gehorsam ermahnte, und eine strengere des Fürsten Windischgrätz, welche die Bedingungen der Unterwerfung aufstellte, blieben ohne Erfolg, weil die Schreckenspartei die Oberhand hatte und die Auslieferung der Häupter verweigerte. Am 24. begann die Beschießung, am 28. der Sturm; es wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung gefochten, jeder Schritt wurde streitig gemacht; besonders die Jägerzeile in der Leopoldstadt kostete viel Blut. Aber die Truppen eroberten die Außenwerke und die Vorstädte und in der Stadt fehlte es an Kriegsvorrath und Lebensmitteln. Am 29. nahm der Gemeinderath die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, die der Sieger forderte, an und am 30. rückten die Truppen von allen Seiten bis an das Glacis vor. Da sah um Mittag der Wächter vom Stephansthurme Pulverdampf von der ungarischen Grenze her aufsteigen, und in der Hoffnung auf die Hülfe der Ungarn erneuerte sich der Kampf von Seiten der Freischaaren und des bewaffneten Pöbels, ohne Rücksicht auf den geschlossenen Vertrag. Die Kanonen wurden wieder auf die Wälle geführt und von neuem floß Blut. Allein die Hülfe der Ungarn war zu schwach, sie wurden an der Schwechat mit großem Verluste zurückgeschlagen und nun war auch der Widerstand der Stadt nur von kurzer Dauer; die Truppen drangen unter Begünstigung der Nationalgarde, welche der Schreckensherrschaft des Pöbels müde war, bis auf die Hauptplätze vor. Der Kampf hörte auf, die Stadt wurde unter den strengsten Belagerungszustand gestellt, die Einwohner wurden entwaffnet und über die Anführer, die man gefangen genommen, erging ein strenges Gericht. Bem entkam, Messenhauser und viele Andere wurden erschossen, unter ihnen auch der Frankfurter Deputirte, Robert Blum, der, vielleicht auf Andringen seiner Partei nach Wien geeilt war und an dem Kampfe Theil genommen hatte.

Der östreichische Reichstag war schon vorher durch ein kaiserliches Decret vertagt und aus der Verwirrung der Hauptstadt nach Kremsier, zwischen Olmütz und Brünn, verlegt, wo er am 22. Nov. eröffnet wurde.

Unerwartet und zu aller Erstaunen legte der Kaiser Ferdinand am 1. Decbr. 1848 die Krone nieder und übergab sie seinem 18jährigen Neffen Franz Joseph, nachdem dessen Vater, der Erzherzog Franz Karl, der Thronfolge entsagt hatte. Beide Brüder fühlten es wohl, daß die sehr schwierigen Aufgaben der Zeit jüngere Schultern verlangten. Das Ende des Jahres 1848 sah das kaiserliche Ansehen in den deutschen Provinzen hergestellt; auch in Italien hatte, wie wir später sehen werden, der greise

Feldherr Radetzky mit Waffengewalt die Herrschaft Oestreichs siegreich behauptet. In Ungarn jedoch lag ein solches Ziel noch in weiter Ferne; das ganze Land war in voller Empörung.

Für den preußischen Staat brachte die zweite Hälfte des Jahres 1848 auch noch schwere, wenn auch nicht so blutige, Tage mit sich. Die Berliner Nationalversammlung, in welcher die Mittelmäßigkeit das Wort führte, zeigte sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen; anstatt die noch aufrechten Pfeiler des erschütterten Staatsgebändes zu stützen, schien die Mehrheit sie noch wankender machen zu wollen; anstatt der Pöbelherrschaft zu wehren, gestattete sie derselben Einfluß auf die Berathungen der Versammlung; ja, die Freunde der Regierung wurden bei dem Herausgehen aus den Sitzungen von dem Pöbel auf der Straße mit Messern und Stricken bedroht. Da entschloß sich der König, das Ministerium Pfuel, welches durch Nachgiebigkeit den Frieden zu erhalten gesucht hatte, zu entlassen und ein festeres unter dem Grafen von Brandenburg und dem Herrn von Manteuffel zu errichten. Am 9. Nov. trat dieses Ministerium „der rettenden That" in Wirksamkeit und seine erste Handlung war, die Nationalversammlung bis zum 27. Novbr. zu vertagen und ihr zur Wiederzusammenkunft die Stadt Brandenburg anzuweisen, „um ihre Berathungen vor dem Anscheine der Einschüchterung zu bewahren." Die Mehrzahl der Versammlung widersprach auf das Heftigste der Vertagung und Verlegung und setzte ihre Berathungen, als der Sitzungssaal geschlossen wurde, in verschiedenen Localen der Stadt fort, ja, sie faßte den gefährlichen Beschluß: „Das Ministerium Brandenburg sei nicht berechtigt, Steuern zu erheben und Staatsgelder zu verwenden, so lange nicht die Nationalversammlung in Berlin frei ihre Pflichten erfüllen könne." Dieser Beschluß der Steuerverweigerung fand indeß, mit wenigen Ausnahmen, keine Befolgung bei der Bevölkerung des preußischen Staates, vielmehr bestand diese die gefährliche Probe auf ehrenvolle Weise, und von diesem Wendepunkte an durfte sich das Vertrauen auf eine neue Befestigung der preußischen Monarchie wieder erheben.

Die nach Brandenburg verlegte Nationalversammlung bewies sich dort eben so unfähig, etwas Tüchtiges zu schaffen, als in Berlin; sie wurde nach wenigen Sitzungen aufgelöst, und am 5. Decbr. verkündigte der König einen neuen Verfassungsentwurf, welcher der auf den 25. Febr. des nächsten Jahres zu berufenden neugewählten Ständeversammlung zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden sollte. Der Entwurf war auf einer freisinnigen Grundlage erbaut und hatte viele der von der constituirenden Nationalversammlung aufgestellten Grundsätze aufgenommen.

Italien.

Für Oestreich war, außer der Hauptstadt und außer Ungarn, im J. 1848 das lombardisch-venetianische Königreich der wundeste Fleck. Schon im Januar waren Unruhen in Mailand entstanden; nach der französischen Revolution brach in dieser Stadt, in Venedig und im ganzen Lande offene Empörung aus; die noch zu schwachen Truppen mußten beide Hauptstädte räumen. Am gefährlichsten wurde ihre Lage dadurch, daß der König Karl Albert von Sardinien, in der ehrgeizigen Hoffnung, ganz Norditalien unter seine Herrschaft zu bringen, an Oestreich den Krieg erklärte und mit einem Heere in der Lombardei einfiel. Aus ganz Italien eilten freiwillige Schaaren zu seiner Verstärkung herbei. Ohne die kaltblütige

Festigkeit des 86jährigen Feldmarschalls Radetzky und seines, ihm begeistert ergebenen, kleinen Heeres war Oestreichs Sache in Italien in diesem gefährlichen Augenblicke verloren. Aber klug wählte der greise Feldherr seine Vertheidigungsstellung, zog Verstärkungen an sich, rückte schon im Juni wieder vor, nahm Vicenza und Padua ein und schlug am 25. Juli bei Custozza die sardinische Armee. Im raschen Siegeslaufe verfolgte er seine Bahn; auch in Mailand konnte sich Karl Albert nicht halten, das unverständige Volk betrachtete ihn als einen Verräther, und fast als Flüchtling mußte er in der Nacht die Stadt verlassen. Am 6. August hielt Radetzky seinen Einzug in dieselbe, das Land, mit Ausnahme Venedigs, wurde bald unterworfen und Karl Albert war froh, einen Waffenstillstand von den Oestreichern zu erhalten.

Rom war um diese Zeit ebenfalls der Schauplatz großer Unordnungen. Der wohlmeinende Papst Pius IX. mußte den Wankelmuth der Volksgunst, als er nicht allen übertriebenen Forderungen schnell genügte und sich weigerte, gegen Oestreich Krieg zu erklären, in solchem Maße erfahren, daß seine Büsten, die man früher im Jubel aufgestellt hatte, zertrümmert wurden, daß sein Minister Rossi bei Eröffnung der Kammern auf der Treppe des Ständehauses durch einen Dolchstich seinen Tod fand, und er selbst wie ein Gefangener im Quirinal bewacht war. Am 27. November fand er Mittel zu entfliehen und begab sich nach Gaeta unter den Schutz des Königs von Neapel. In Rom gewann nun die republikanische Partei die Oberhand, Garibaldi kam mit Freischaaren, die gegen die Oestreicher mitgekämpft hatten, und Mazzini, schon lange das Haupt des „jungen Italiens", fand sich ebenfalls ein; Rom, welches im Februar 1849 in eine römische Republik verwandelt wurde, sollte von neuem der Mittelpunkt für das wiedergeborne Italien werden. Welchen Ausgang die römische Republik nahm, wird die Geschichte des Jahres 1849 zeigen.

Frankreich.

Vorher holen wir noch nach, wie sich die Dinge in Frankreich im Laufe des Jahres 1848 weiter entwickelt hatten. Die provisorische Regierung in Paris hatte die arbeitende Klasse, deren Werk die Revolution gewesen war, Versprechungen auf Verbesserungen ihrer Lage, auf hinreichende Arbeit und Unterstützung der Arbeitslosen gegeben, die sie auf die Dauer nicht zu erfüllen vermochten. Die Stockung im Handel und Verkehr und die Muthlosigkeit zu Unternehmungen, die steten Begleiter der Revolutionen, hatten die Zahl der brodlosen Arbeiter um viele Tausende vermehrt; die Errichtung von Nationalwerkstätten, wo sich neben den fleißigen auch die Masse der arbeitscheuen Menschen einfand, und die zwei Franken, welche die Unbeschäftigten täglich erhielten, verschlangen Millionen, ohne wesentlich zu helfen. Der Staat mußte auf solche Weise seinem Bankerotte entgegengehen und die besitzenden Klassen erkannten, daß auf diesem Wege eine allgemeine Verarmung und der Untergang der Civilisation eintreten müsse. Die socialistischen Ideen zeigten sich in ihrer ganzen Unausführbarkeit und die Nationalversammlung beschloß daher, die Nationalwerkstätten zu schließen und die Unterstützungen einzuziehen. Entrüstet darüber versuchten die Arbeiter am 13. Mai einen Sturm auf die Nationalversammlung, um eine Regierung nach ihrem Sinne einzusetzen; aber die Nationalgarde und die Truppen siegten. Es wurde nun ein reiflicher vorbereiteter Plan angelegt und am 23. Juni

erhob sich ein neuer, in der That gefährlicher, Kampf. Die Anhänger der „rothen Republik“ eroberten Waffen und Kanonen und einige ihrer Fahnen erhielten die verhängnißvolle Inschrift: „Als Sieger plündern, als Besiegte brennen wir!“ Da ergriff die Nationalversammlung eine außerordentliche Maßregel und ernannte den General Cavaignac zum Dictator mit unbeschränkter Gewalt. Dieser sammelte alle Truppen aus den benachbarten Städten, auch Nationalgarden zogen schaarenweise der Regierung zu Hülfe. Dennoch dauerte der Kampf 4 Tage und viel Blut floß von beiden Seiten. Es waren von den Truppen allein 7 Generale getödtet und 5 verwundet, mehr als in einer der Schlachten des Kaiserreichs, weil sie überall in den vordersten Reihen gegen die Barrikaden anstürmten. Der ehrwürdige Erzbischof, der den Empörern Frieden predigen wollte, fiel von einer Kugel durchbohrt. Erst am 26. Juni ergab sich die Vorstadt St. Antoine. Paris wurde in den Belagerungszustand erklärt und eine große Anzahl der gefangenen Aufrührer wurde in die Verbannung geschickt. General Cavaignac, der am 28. Juni seine Dictatur niederlegte, wurde von der Nationalversammlung zum Präsidenten der Regierung ernannt und die provisorische Regierung unter Lamartine und Ledru-Rollin hatte ihr Ende erreicht.

Am 4. November vollendete die Nationalversammlung die neue Verfassung, die Frankreich erhalten sollte; sie bildete eine Republik mit einem auf 4 Jahre durch allgemeine directe Wahlen zu ernennenden Präsidenten, dessen Wahl am 10. December in ganz Frankreich stattfinden sollte. Alles war gespannt auf diesen wichtigen Act. Die gemäßigten Republikaner wünschten den festen und ehrenwerthen Cavaignac, der es treu mit der Republik meinte, aber die Nation, noch immer gefesselt durch den Ruhm der kaiserlichen Zeit, wählte Napoleons Neffen, den Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Louis Napoleon, zum Präsidenten der französischen Republik.

187. Das Jahr 1849.

Die auf die deutsche Nationalversammlung gesetzten großen Hoffnungen, die freilich in den letzten Monaten des Jahres 1848 schon bedeutend gesunken waren, sollten in der ersten Hälfte des neuen Jahres gänzlich zu Grabe getragen werden.

Eine der schwierigsten Fragen für dieselbe betraf das Verhältniß Oestreichs zu der neuen Gestaltung des Gesammtvaterlandes; denn die Absicht des neuen Ministeriums Schwarzenberg, die dem in Kremsier versammelten Reichstag vorgelegt wurde, ging dahin, den Plan festzuhalten, daß alle östreichischen Länder ein in Gesetzgebung und Vertretung untheilbares Ganzes sein sollten. Wenn das aber geschah, wie sollten die slavischen, magyarischen und italienischen Länder Oestreichs mit Deutschland unter eine Verfassung gebracht werden? Welche Mischung der verschiedenartigsten Elemente, und welches Gewicht brachten die Millionen nichtdeutscher Völker in unsere Verhältnisse? Ein Bundesstaat mit gemeinsamer Verfassung und einheitlicher Kraft konnte auf solche Weise in keiner Art zu Stande kommen. Auch erklärte die östreichische Regierung selbst, daß die Verbindung der östreichischen Monarchie mit Deutschland keine so enge sein könne, um mit derselben zu einem Ganzen zu verschmelzen. Und die deutsch-östreichischen Provinzen konnten wiederum nicht für sich in den deutschen Bundesstaat

treten und dessen Gesetzgebung befolgen, ohne sich mehr oder weniger von den übrigen östreichischen Ländern zu trennen.

Aus dieser Verlegenheit schien kaum ein anderer Ausweg zu sein, wenn die Idee des einigen Bundesstaates mit kräftiger Vertretung und Verwaltung gerettet werden sollte, als das gesammte übrige Deutschland zu einem organisch verbundenen Ganzen zu vereinigen und diesen Staat wiederum mit dem organisch verbundenen östreichischen Gesammtstaate in eine beständige und unauflösliche Union treten zu lassen, die außer durch die Kraft eines solchen Vertrages auch durch gemeinsame Handelsinteressen und einen gleichmäßigen Zollverein zusammengehalten werden. Auf diesen Gedanken gründete der, an des Oestreichers Schmerling Stelle zum Präsidenten des Reichsministeriums ernannte, Freiherr von Gagern seinen Plan für die Verfassungsangelegenheit; als Ziel lag ein engerer deutscher Bund und eine deutsch-östreichische Union vor seinen Augen. Kam der Plan zur Ausführung, so trat Preußen, als der mächtigste reindeutsche Staat, durch die Natur der Verhältnisse an die Spitze des neuen deutschen Bundes. Diese Aussicht widerstrebte dem östreichischen Interesse, so wie dem mehrerer süddeutschen Staaten, theils confessionell, theils aus politischen Gründen, gänzlich; und eben so widersprach der Gedanke, ein Deutschland ohne Oestreich zu bilden, dem Gefühle derjenigen, die von Anfang an die Einheit des ganzen Deutschlands mit Begeisterung ergriffen hatten. Die großdeutsche Partei, welche die Worte des Arndtschen Liedes: „das ganze Deutschland soll es sein!" zu ihrem Motto wählte, vereinigte mit einem Theile der Linken, die überhaupt keine kräftige Einheit Deutschlands in monarchischer Gestalt wollte, arbeitete dem Gagernschen Plane mit allen Kräften entgegen, und leider sah sich dessen Partei genöthigt, um die Mehrheit der Stimmen zu erhalten, der Linken manches einzuräumen, was ursprünglich nicht in ihrem Willen gelegen hatte. Dahin gehörte unter anderm die voreilige und abgesonderte Bekanntmachung der deutschen Grundrechte als Reichsgesetz, die noch am Ende des Jahres 1848 vollzogen wurde und die nicht abgetrennt von der übrigen Verfassung und nicht ohne Mitwirkung der Regierungen hätte geschehen sollen. Schlimmer jedoch waren die fernern Einräumungen: erstlich, daß dem an die Spitze des deutschen Bundes zu stellenden Reichsoberhaupte, bei ihm unzweckmäßig scheinenden Beschlüssen der Nationalvertretung, kein entscheidender, sondern nur ein aufschiebender Widerspruch, kein absolutes, sondern nur ein suspensives Veto zustehen sollte; und zweitens, daß ein Wahlgesetz angenommen wurde, welches auf der breitesten demokratischen Grundlage beruhte, indem jeder unbescholtene Deutsche, der das 25. Jahr zurückgelegt hätte, wahlfähig sein und daß die Wahl direct vermittelst Stimmzettel ohne Unterschriften geschehen sollte. Dadurch verlor die Versammlung an moralischem Ansehen. Die Verfassung war mit unheilbringenden Elementen gemischt und gelähmt, und ungeachtet aller dieser Opfer konnte die „Kaiserpartei" es doch nur dahin bringen, daß die Reichsverfassung, mit einem erblichen Oberhaupte unter dem Titel „Kaiser der Deutschen," nur mit einer geringen Stimmenmehrheit am 27. März angenommen und daß am folgenden Tage die Kaiserwürde dem König von Preußen zu übertragen beschlossen wurde. Auch dieses Ergebniß würde kaum zu Stande gekommen sein, wenn nicht Oestreich in der zu Kremsier nach Auflösung des Reichstages von der Regierung bekannt gemachten Verfassung vom 4. März die sämmtlichen Länder der östrei-

chischen Monarchie zu einem unauflöslichen Einheitsstaate zusammengefaßt hätte, ohne für die deutschen Provinzen ein Anschließen an die deutsche Reichsverfassung offen zu lassen. Daneben wurde in einer Note an die Nationalversammlung der Eintritt von Gesammtöstreich in den deutschen Bund gefordert und ein Directorium von 7 Personen unter dem bleibenden Vorsitz von Oestreich vorgeschlagen, welches in Gemeinschaft mit einem „Staatenhause," aber ohne die „lähmende" Beigabe eines Volkshauses, die allgemeinen Angelegenheiten berathen und pflegen sollte. Diese Vorschläge, die dem mit Vorliebe gepflegten Gedanken eines kräftig organisirten, geschlossenen deutschen Bundesstaates so sehr widerstrebten, brachten manche Schwankende noch zu der Kaiserpartei hinüber.

Eine Deputation von einigen und dreißig Mitgliedern der Nationalversammlung, den Präsidenten Simson an der Spitze, ging nach Berlin, dem König von Preußen die erbliche Würde eines Kaisers der Deutschen, unter Annahme der von der Versammlung aufgestellten Reichsverfassung, anzutragen. Die Gegenden, durch welche die Gesandtschaft zog, begrüßten dieselbe in der frohen Hoffnung, daß dieser große Moment die Wehen der Revolution schließen und eine neue Zeit herbeiführen werde; man konnte nicht glauben, daß die Nationalversammlung einen so wichtigen Schritt gethan habe, ohne vorher der Einwilligung der preußischen Regierung gewiß zu sein. Und nur Preußen bot in diesem Augenblicke einen festen Anhaltspunkt dar, um Gesetz und Ordnung im Vaterlande herzustellen. — Am 2. April kam die Deputation in Berlin an, am 3. wurde sie von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. im Rittersaale des Schlosses empfangen. Der König antwortete auf die Anrede des Präsidenten, „daß er ohne das freie Einverständniß der deutschen Fürsten die Würde nicht annehmen könne; an diesen sei es jetzt, zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen und dem Ganzen fromme und ihn in den Stand setzen werde, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten."

In dieser Antwort war schon die Ablehnung ausgesprochen; denn die Anerkennung der größeren deutschen Fürsten, mit Oestreich an der Spitze, war mehr als zweifelhaft, und ebenfalls lag in den königlichen Worten das Bedenken, daß die Verfassung der obersten Reichsgewalt die erforderliche Kraft nicht gewähre. Und so zeigte es sich auch in den nächsten Tagen immer entschiedener, daß der König zur Annahme nicht geneigt sei. Die Deputation kehrte mit dem Gefühle vereitelter Hoffnung nach Frankfurt zurück.

Die Nationalversammlung suchte nun noch der Reichsverfassung in so vielen deutschen Staaten, als möglich, die Annahme zu verschaffen, und wirklich hatten bis zum 14. April auch 28 Regierungen ihren Beitritt in Frankfurt erklärt; aber die Königreiche Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg zögerten, und Preußen erklärte durch eine Note vom 28. April, daß die Reichsverfassung, wie sie vorliege, nicht angenommen werden könne. Und als ein Beschluß der Nationalversammlung so weit ging, ohne Rücksicht auf die Protestationen der größeren Regierungen, die Ständeversammlungen und Gemeinden der einzelnen Staaten, also das gesammte deutsche Volk, aufzufordern, die Reichsverfassung vom 28. März zur Anerkennung zu bringen, also indirect zur Gewalt aufforderte, fanden sich Preußen, Hannover und andere Staaten, wie es Oestreich schon gethan, bewogen, die Deputirten ihrer Länder von Frankfurt zurückzuberufen.

Der Hauptzweck der Nationalversammlung, einen kräftigen deutschen

Bundesstaat zu schaffen, war mißlungen; ihre ferneren Schritte waren, wie der oben angeführte Beschluß, die letzten, nun schon krankhaften, Versuche, ihre Auctorität durch jedes Mittel aufrecht zu halten. Den letzten Stoß erhielt die Versammlung dadurch, das 65 der ehrenwerthesten Männer, darunter Gagern, Simson, Dahlmann, Arndt, am 20. Mai ihren Austritt aus derselben erklärten. Als die nach der Verfassung beschlußfähige Zahl von 200 Deputirten nicht mehr zugegen war, wurde diese Zahl rechtswidrig auf 150, dann auf 100 herabgesetzt; und da das Verbleiben der Versammlung in Frankfurt wegen der kriegerischen Vorfälle in Baden und der Pfalz nicht mehr sicher schien, wurde ihr Sitz am 30. Mai nach Stuttgart verlegt, da in Würtemberg unterdeß die Reichsverfassung wirklich anerkannt war. Hier hielt dieses sogenannte „Rumpfparlament" am 6. Juni seine erste Sitzung und ernannte sogar eine deutsche Reichsregentschaft von 5 Mitgliedern. Allein die würtembergische Regierung duldete das Fortbestehen der Versammlung, wie der Regentschaft, nicht länger in Stuttgart und verschloß das Sitzungslocal, worauf die Mitglieder auseinander gingen. — So endete die deutsche Nationalversammlung, an welche sich so große Hoffnungen geknüpft hatten!

Der Aufruhr in Dresden.

Der Zwiespalt zwischen Regierung und Volk wegen Annahme der Frankfurter Reichsverfassung trug seine erste Frucht in Sachsen. Der in Dresden versammelte, auf breitester demokratischer Grundlage gewählte, Landtag verlangte vom Könige die Anerkennung der Reichsverfassung; als die Regierung mit der Auflösung des Landtags antwortete, erhob sich am 3. Mai ein Aufstand des Volkes. Zwar mißlang der Sturm auf das Zeughaus, allein es wurden sehr starke Barrikaden errichtet, Schaaren bewaffneter Insurgenten zogen von allen Seiten zu Hülfe, der König begab sich mit seinen Ministern auf die Festung Königstein und eine provisorische Regierung unter dem Advocaten Tzschirner nahm die Gewalt in die Hände. Die Altstadt war bald im Besitze der Aufrührer, welche zum Theil die rothe Fahne aufpflanzten. Die sächsischen Truppen vertheidigten die Neustadt, waren aber zu schwach, den übrigen größeren Theil der Stadt wieder zu gewinnen. Da rief der König die preußische Regierung um Beistand an und am 6. Mai rückten preußische Truppen ein und begannen mit den sächsischen den Angriff auf die Barrikaden. Drei Tage hielten die Aufrührer den Kampf aus, jeder Schritt mußte erobert werden und ein großer Schaden wurde an öffentlichen und Privatgebäuden angerichtet. Am 9. Mai erst, nachdem der Postplatz und die große Barrikade am Altmarkte erstürmt waren, hörte der Widerstand allmählich auf; die Freischaaren flohen nach allen Seiten aus der Stadt, Tzschirner entkam, der Russe Bakunin, einer der thätigsten Anführer, wurde gefangen. Die Gefängnisse füllten sich mit Verhafteten, gegen welche die Gerichte ihre Untersuchung begannen.

Der Aufruhr in der Pfalz und in Baden.

Ein fruchtbarer Boden für die Umsturzpartei war die obere Rheingegend, sowohl jenseits als diesseits des Rheines, nämlich die Pfalz oder Rheinbaiern, an das unruhige Frankreich angrenzend und durch vielfachen Tausch der Landesherrschaft seit einem halben Jahrhundert von Unterthanentreue und gemüthlicher Anhänglichkeit an die Regierung entwöhnt; und

ferner das Badensche Land, besonders in den südlichen an die Schweiz grenzenden Gegenden, wo schon zweimal durch Hecker und Struve der Versuch zu einer republikanischen Erhebung gemacht war. Auch hier war der Boden durch die Einwirkung von Frankreich und der Schweiz aus, durch eine schamlose Presse und vielleicht auch durch Schwäche der Regierung, tief unterwühlt.

In der Pfalz diente, wie in Sachsen, die Weigerung der baierischen Regierung, die Reichsverfassung anzunehmen, zum Vorwande eines Aufruhrs, der mehr als die Reichsverfassung beabsichtigte, obwohl die Demokraten die Durchführung derselben an ihre rothe Fahne schrieben. Auf einer Volksversammlung zu Kaiserslautern wurde eine Volkswehr und eine provisorische Regierung beschlossen, die am 17. Mai wirklich errichtet wurde, und nun strömten von allen Seiten Freischaaren herbei, flüchtige Barrikadenkämpfer, emigrirte Polen und deutsche Arbeiter aus Frankreich. Die Festungen Landau und Germsheim waren in großer Gefahr, denn viele Soldaten gingen mit Gewehr und Tornister haufenweise zu den Aufrührer über, so daß Landau nur durch die Standhaftigkeit der Offiziere gerettet wurde, die selbst mit dem Gewehr im Arm Schildwache standen. Es war fast kein Widerstand der Behörden möglich und die provisorische Regierung schloß mit derjenigen in Baden, die unterdeß auch eingetreten war, einen Bund zu gemeinschaftlichem Beistande.

Hier in Baden konnte die Revolution nicht, wie in der Pfalz, die Durchführung der Reichsverfassung zum Vorwande nehmen, denn der Großherzog war einer der ersten, welcher die Reichsverfassung anerkannt hatte. Hier mußten Lüge und Blendwerk zu Hülfe genommen werden und vor allem mußte man den Widerstand der Regierung dadurch zu brechen suchen, daß das Militär seiner Pflichten untreu gemacht wurde. Das gelang denn auch zum Erschrecken aller Vaterlandsfreunde nur zu wohl. Manche Umstände kamen dabei zu Hülfe. Die badenschen Truppen waren zufolge eines Beschlusses der Nationalversammlung im J. 1848, daß der Militärstand in den einzelnen Staaten vermehrt werden solle, durch Einberufung vieler jungen Leute ergänzt, die unwillig folgten, die schon republikanische Grundsätze eingesogen und in ihrer Heimath gesehen hatten, wie man diejenigen beurlaubten Soldaten, die gegen Hecker gefochten hatten, mit dem ärgsten Schimpfe behandelte. Die Lehre, „daß der Soldat im Kampfe zum Volke halten müsse," hatte bei vielen Eingang gefunden, und Verführung durch Freibier und sonstige Bestechung brachten einen widerspenstigen Sinn unter das Heer, dessen Ausbruch am 11. Mai in Rastatt erfolgte. Der Kriegsminister, General Hoffmann, eilte dorthin, fand aber kein Gehör und mußte, um sein Leben zu retten, mit den meisten Offizieren fliehen. Die Festung blieb in der Gewalt der Meuterer.

Eine am 13. zu Offenburg gehaltene große Volksversammlung, in der Siegesfreude über den Rückhalt einer gewonnenen Festung, decretirte die Revolution für permanent und beschloß die Verschmelzung des Heeres mit der Volkswehr unter selbstgewählten Führern. An demselben Abende verbreitete sich der Soldatenaufruhr in Karlsruhe durch zwei von Bruchsal zurückkehrende betrunkene Compagnieen; die Kaserne wurde im Innern verwüstet, einige Offiziere und Unteroffiziere getödtet, die meisten übrigen Offiziere zur Flucht genöthigt. In dieser Schreckensnacht floh auch der Großherzog mit seiner Familie nach der Festung Germersheim und von da nach

dem elsassischen Städtchen Lauterburg. Die Minister folgten und der in Offenburg errichtete Landesausschuß zog triumphirend als „provisorische Regierung" in Karlsruhe ein. Ihr Haupt, der Advocat Brentano, gab die Versicherung vom Balkone des Rathhauses, ihr Zweck sei nur die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit und die Durchführung der Reichsverfassung. Die Republik zu proclamiren, wagten die Anführer noch nicht; der Schein mußte für's erste noch bewahrt werden; aber bald gewannen der aus seiner Haft in Rastatt befreite Struve und andere Republikaner solchen Einfluß und brachten die Dinge so sehr in Unordnung, daß der besonnenere Brentano große Mühe hatte, die Haltung des Ganzen einigermaßen zu bewahren. Dennoch zeigte sich die Unfähigkeit und Schlechtigkeit der Männer, welche die Zweige der öffentlichen Verwaltung in die Hände genommen hatten, sowohl in Baden als der Pfalz, so augenscheinlich, und die Gewaltsamkeiten wurde so schreiend, daß das Volk bald enttäuscht wurde. Dazu mißlang der Versuch, eine Umwälzung in Würtemberg hervorzubringen, durch die Energie des Ministers Römer, und ein Einfall in das Darmstädtische durch die Treue und Tapferkeit der hessischen Truppen.

Unterdeß hatte sowohl der Großherzog von Baden, als auch der König von Baiern, preußische Hülfe verlangt; es sammelten sich die Truppen am Rhein unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen und rückten den Grenzen näher. Auch der Erzherzog-Reichsverweser, der ungeachtet der Auflösung der Nationalversammlung fest auf seinem Platze geblieben war, versammelte hessische und mecklenburgische Reichstruppen, und diese drangen am rechten Rheinufer gegen Baden vor, während die Preußen die Pfalz in der Mitte Juni schnell zur Unterwerfung brachten und dann auch in Baden einrückten. Die Aufständischen waren an Zahl nicht gering, denn es war ihnen viel Zuzug von Freischaaren geworden, die sich an den Kern der badischen Truppen anschlossen; auch hatte die provisorische Regierung einen geübten General, den Polen Mieroslawsky, der schon in Posen und Sicilien Insurgentenheere geführt hatte, an die Spitze der ganzen Streitmacht gestellt. Allein er war hier nicht glücklicher als in Posen und Sicilien. Seine Haufen wurden immer enger zusammengedrängt und in vielen einzelnen Gefechten geschlagen. Karlsruhe wurde am 25. Juni wieder besetzt und Rastatt darauf eng eingeschlossen. Die Insurgenten zogen sich nach der Schweizer Grenze zurück und lösten sich größtentheils auf; einige Anführer gingen mit einigen tausend Mann und einer Anzahl Kanonen über die Grenze und wurden von den Schweizern entwaffnet. Rastatt mußte sich am 23. Juli auf Gnade und Ungnade ergeben. Bairische Behörden und Truppen zogen wieder in die Pfalz ein, der Großherzog von Baden kehrte nach Karlsruhe zurück; aber das badensche Land blieb von Preußen besetzt, weil das eigene Heer so gut als aufgelöst war. Der Belagerungszustand mußte die Ordnung aufrecht halten und die Bestrafung vieler Schuldigen den Gesetzen neues Ansehen verschaffen.

Das Dreikönigsbündniß.

Preußen hatte sich durch die feste Haltung der Regierung und des Volkes wieder in der öffentlichen Meinung befestigt. Zwar hatten die am 26. Februar zusammengetretenen Kammern sich mit der Regierung nicht einigen können und wurden am 27. April aufgelöst; auch waren in der Zeit der Bewegung über die frankfurter Reichsverfassung in einigen Gegenden der

sächsischpreußischen Provinzen und der Rheingegend, namentlich in Elberfeld und Iserlohn, Versuche zum Aufstande und zur Verführung der Landwehr gemacht worden; allein sie waren schnell unterdrückt und gerade die Landwehr hatte ihre Pflichten gegen die Aufständischen in Baden auf musterhafte Weise erfüllt. Die bewundernswerthe Kriegsordnung, welche Scharnhorst und seine Freunde in den Jahren der Erniedrigung dem preußischen Staate gegeben und die in den Freiheitskriegen ihre Feuerprobe bestanden hatte, bewährte sich auch jetzt als der festeste Kern des preußischen Staates.

Dieses Zutrauen, welches sich wieder auf Preußen lenkte, während fast alle übrigen deutschen Staaten mehr oder weniger wankten und Oestreich in den schweren Streit mit Ungarn verwickelt war, führte zu einem neuen Versuche, mit Preußens Hülfe einen Mittelpunkt für eine Neugestaltung Deutschlands zu gewinnen, sollte auch Oestreich für's Erste außerhalb bleiben müssen. Es versammelten sich, auf Preußens Einladung, die Gesandten mehrere deutschen Staaten im Mai dieses Jahres in Berlin, um eine solche Abänderung der frankfurter Reichsverfassung zu berathen, welche dem Bundesstaate eine kräftige Executivgewalt, einen Reichstag, aus Staatenhaus und Volkshaus bestehend, und ein Reichsgericht geben sollte. Die höchste Gewalt sollte ein Reichsvorstand, an der Spitze eines aus 6 Stimmen bestehenden Fürstencollegiums, üben und die Reichsvorstandswürde mit der Krone Preußens erblich verbunden sein. Es wurde darauf gerechnet, daß alle deutschen Länder, außer Oestreich, an diesem Bunde Theil nehmen würden; allein nur die Gesandten von Hannover, Sachsen und Baiern betheiligten sich an den Berathungen, und da Baiern zögerte, schlossen am 26. Mai nur Hannover und Sachsen mit Preußen das Bündniß, welches nachher „das Dreikönigsbündniß“ genannt ist. Es war der Augenblick drängenden Entschlusses, denn eben erst war der sächsische Aufruhr gestillt und der in der Pfalz und Baden stand auf seiner vollen Höhe; die verbündeten Könige hofften, daß, wenn nur erst der Kern gebildet sei, die übrigen Länder sich anschließen würden; und wirklich gelang dieses auch mit der großen Mehrzahl der mittleren und kleineren deutschen Staaten, die in dem Halt, den sie durch Preußen gewannen, ihre Stütze fanden. Allein Baiern und Würtemberg weigerten sich; sie gaben sich dem wieder wachsenden Einflusse Oestreichs hin; und Sachsen und Hannover, die von Anfang an auf den Beitritt jener beiden süddeutschen Staaten gerechnet hatten, fingen an, sich wieder zurückzuziehen, so daß das Gelingen dieses neuen Versuches, einen deutschen Bundesstaat zu stiften, schon im Laufe des Jahres 1849 immer zweifelhafter wurde.

Den wesentlichsten Einfluß auf diese Wendung der Dinge hatte die Wiedererhebung Oestreichs aus schweren Kämpfen, welche wir hier einfügen müssen.

Der Krieg in Italien.

Der König Karl Albert, von den Liberalen gedrängt und fast in seiner eignen Herrschaft bedroht, kündigte schon im März den Waffenstillstand mit Oestreich auf und drang mit einem großen sardinischen Heere, zum Theil unter polnischen Generalen, gegen die Lombardei vor. Allein so wohlberechnet und kräftig waren die Anstalten des alten Feldherrn Radetzky getroffen, daß er das feindliche Heer in dem durch alte und neuere Kriegsereignisse so berühmten Stromgebiete des Tessino überraschte und am 22.

und 23. März bei Mortara und Novara so entscheidend aufs Haupt schlug, daß der ganze Feldzug eigentlich in 4 Tagen beendigt war. Karl Albert, an seinem Schicksale verzweifelnd, forderte einen Waffenstillstand, ja, er legte die Krone nieder und übergab sie seinem Sohne Victor Emanuel, der nun eiligst einen Frieden unter nachtheiligen Bedingungen und mit großen Geldopfern schließen mußte. Karl Albert selbst floh auf verborgenen Wegen aus seinem Lande und begab sich nach Portugal, wo er schon nach drei Monaten in Oporto gebrochenen Herzens gestorben ist. Der Friede erregte zwar den Unwillen des Volkes und sogar einen Aufstand in Genua, der mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte; allein die sardinischen Kammern erkannten die Unmöglichkeit des ferneren Widerstandes und bestätigten den Frieden. Nun konnten die Oestreicher ihre Kräfte gegen das noch nicht unterworfene Venedig wenden, und am 25. August ergab sich auch diese Stadt. Oestreichs Ansehen und Uebergewicht in Italien war wiederum so befestigt, daß es mit die Hand dazu bieten konnte, auch den Papst in seine Oberherrschaft wieder einzusetzen.

In Rom nämlich war die Revolution auf ihren Höhepunkt gestiegen, hatte, wie wir schon gesehen haben, den Kirchenstaat zu einer römischen Republik erklärt und gedachte dem Papste nur die Würde eines geistlichen Oberhauptes der katholischen Kirche zu lassen. Aber Pius IX. rief die Hülfe der katholischen Mächte an, und um den Oestreichern nicht die ganze Entscheidung über Italien zu lassen, mußte die französische Republik sich selbst entschließen, eine zweite Republik, die sich nach ihrem Beispiele gebildet hatte, zu bekriegen. Im April landete ein französisches Corps von 17,000 Mann unter dem General Oudinot zu Civita vecchia und zog gegen Rom. Es war jedoch eine starke Besatzung von Freischaaren in Rom und das römische Volk selbst war im höchsten Grade aufgeregt; an Geschütz und Waffen und Kriegsvorrath war kein Mangel; die Uebergabe der Stadt wurde verweigert und mehrere Angriffe der Franzosen wurden blutig zurückgeschlagen. Erst als das französische Heer Verstärkungen erhalten hatte und seine Angriffe erneuerte, ging die Stadt am 3. Juli durch Capitulation an die Franzosen über. Mazzini, Garibaldi und andere Anführer entflohen und es wurde eine militärische Regierung eingeführt, bis der Past drei Kardinäle schickte, welche die geistliche Herrschaft wieder einrichten sollten. Er selbst kehrte im Jahre 1849 noch nicht wieder nach Rom zurück. Die Oestreicher hatten, um die Franzosen nicht allein schalten zu lassen, unterdeß Bologna und Ancona ebenfalls mit Gewalt eingenommen. Die neapolitanischen Truppen, die in den südlichen Theil des Kirchenstaates eingerückt waren, und einige tausend Spanier, die ebenfalls zur Hülfe des Papstes gelandet waren, zogen in ihre Länder zurück.

Dem Könige von Neapel war es gelungen, im J. 1849 die Insel Sicilien wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen; sie sollte ihre eigne Verwaltung und ihren eignen Statthalter haben.

Der ungarische Krieg.

Schwerer, als in Italien, war für Oestreich der Kampf zur Unterwerfung der Ungarn. Dieses kräftige Volk entwickelte eine außerordentliche Tapferkeit und Thätigkeit. Sie drängten in einer Reihe blutiger Gefechte die Oestreicher unter dem Fürsten Windischgrätz aus einer Stellung in die andere zurück, besetzten am 23. April Pesth und erstürmten am 19. Mai

unter dem tapfern Görgey Ofen. Ihr Heer wuchs, zum Theil durch Zuzüge von polnischen und deutschen Freischaaren, bis auf 200,000 Mann, unter deren Anführern auch die polnischen Generale Bem und Dembinsky waren. Bem hatte schon im Januar ganz Siebenbürgen unter die Herrschaft der Magyaren gebracht. An drei Seiten standen die Ungarn an den Grenzen ihres Landes und die Kaiserlichen hatten nur noch zum Schutze Wiens Preßburg in ihrem Besitz. Im stolzen Vertrauen auf die Siege des Heeres erklärte der Reichstag in Debreczin die Unabhängkeit Ungarns von Oestreich und von dem lothringschen Herrscherhause und bestellte eine provisorische Regierung unter der Leitung Kossuths als Gouverneurs; die Absicht war auf eine magyarische Republik gerichtet. In dieser gefahrvollen Zeit, da die Kraft der noch immer erschütterten Monarchie zur Bewältigung Ungarns nicht auszureichen schien, — und ohne Ungarn und die slavischen Provinzen, die auch zum Theil nach Unabhängigkeit strebten, war Oestreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, — suchte der Kaiser die Hülfe von Rußland. An demselben Tage, an welchem Görgey Ofen stürmte, war der junge östreichische Herrscher bei dem Kaiser Nicolaus in Warschau und erhielt die Zusage der Hülfe. Sie war schon in so weit vorbereitet, als die russischen Heere gerüstet an den Grenzen standen; die Sicherheit des eignen Staates, besonders der polnischen Länder, forderte den russischen Kaiser zur Wachsamkeit auf und gern nahm er die Gelegenheit wahr, das drohende Feuer löschen zu helfen. Ende Mai rückten die russischen Truppen über Krakau und Dukla, unter dem ersten Feldherrn Rußlands, Paskewitsch, in Ungarn ein, von Osten drang der Feldmarschall Haynau mit dem indeß verstärkten östreichischen Heere, von Süden der Ban Jellachich mit den Kroaten und Grenzern vor. Diesen überlegenen Heeren setzten die Ungarn zwar einen tapfern, aber auf die Dauer vergeblichen, Widerstand entgegen; sie wurden immer enger zusammengedrängt, Ofen und Pesth fielen in der Mitte Juli den Oestreichern wieder in die Hände, der ungarsche Reichstag zog sich nach Szegedin zurück, von wo er auch bald von Haynau vertrieben wurde; durch eine glückliche Schlacht bei Temeswar befreite der letztere diese von Hunger und Cholera hart bedrängte Stadt von der Belagerung der Magyaren; und zu dem allen war Zwiespalt und Rathlosigkeit unter den Häuptern des Aufstandes. Der tapferste und von der Armee angebetete ungarsche General Görgey war eifersüchtig auf den Vorzug, den Kossuth den polnischen Generalen gab; er billigte überhaupt die republikanischen Bestrebungen Kossuths nicht. Auch mochte er wohl, in der Ueberzeugung von der Vergeblichkeit des längeren Kampfes und um die Leiden seines Vaterlandes zu beendigen, schon auf Unterhandlung mit den feindlichen Anführern gedacht haben. Am 11. August erschien er in einem großen Rathe, der zu Arad von Kossuth und der provisorischen Regierung gehalten wurde; sein Ansehen bei dem Heere bewirkte, daß er zum Dictator mit unbeschränkter Gewalt ernannt wurde, und schon am 13. August streckte er mit einer Armee von 30,000 Mann, mit 120 Kanonen, zu Villagos vor dem russischen General Rüdiger die Waffen, gerade als Haynau sich bereitete, ihm die letzte entscheidende Schlacht zu liefern. Diese unerwartete Katastrophe, auf welcher noch ein Dunkel liegt, machte dem Kriege ein schnelles Ende. Die Anführer: Kossuth, Bem, Dembinsky und andere gingen über die türkische Grenze, wurden dort unter türkischen Schutz aufgenommen und

später, auf Oestreichs und Rußlands Verlangen, in das Innere des Reiches abgeführt. Die noch nicht eroberten Festungen ergaben sich; nur Komorn hielt sich noch einen Monat lang unter dem tapfern Klapka, bis dieser, da er alles verloren sah, eine ehrenvolle Uebergabe erlangte und sein Vaterland verließ. Görgey erhielt für den großen Dienst, den er dem östreichischen Staate geleistet hatte, einen sichern Aufenthalt in Klagenfurt. Die Masse der gemeinen Krieger, die Honveds, gingen in ihre Heimath; die Anführer, die man gefangen, wurden einer strengen Strafgerechtigkeit unterworfen, in bedeutender Anzahl zum Tode verurtheilt, andere zu längerem Gefängniß; die minder Beschwerden wurden „assentirt“ d. h. als Gemeine oder Fuhrknechte in die östreichischen Truppen eingereiht. Das verwüstete ungarsche Land erwartete seine allmähliche Herstellung, als integrirende Provinz des östreichischen Gesammtstaates, von der heilenden Gesetzgebung desselben, mußte aber noch lange an den geschlagenen Wunden bluten.

Das von diesem schweren Kampfe freigewordene Oestreich wandte nun wieder seine Blicke nach Deutschland: es arbeitete dem Dreikönigsbündnisse entgegen, welches, wenn es gelang, jedenfalls den Einfluß Oestreichs auf Deutschland schwächen mußte; und um seine Hand wieder thatsächlich in die deutschen Angelegenheiten zu bringen, vereinigte es sich mit Preußen am 26. September über eine gemeinschaftliche interimistische Bundesregierung, die bis zum 1. Mai 1850 in Wirksamkeit bleiben sollte. Sie wurde auch von den übrigen deutschen Regierungen anerkannt, denn es fehlte ja gänzlich an einer gemeinsamen Behörde, da die Stellung des Reichsverwesers ohne die Nationalversammlung eine ganz haltlose geworden war. Am 20. December trat denn auch der Erzherzog Johann seine Gewalt förmlich an die interimistische Centralbundescommission, die ebenfalls in Frankfurt ihren Sitz nahm, ab.

Am 7. August waren in Berlin die nach einem neuen Wahlgesetze gewählten preußischen Kammern zusammengetreten und arbeiteten, im Verein mit der Krone, an der Revision des vom Könige gegebenen Verfassungsentwurfes. Preußen sollte in Wahrheit in die Reihe der constitutionellen Staaten eintreten. Dieses wichtige Ziel vereinigte auch nach mehrfachen Kämpfen die sich entgegenstehenden Ansichten durch gegenseitiges Nachgeben so wesentlich, daß man gegen das Ende des Jahres das Verfassungswerk als in seinem Gelingen gesichert betrachten konnte. — Eine, wenn auch geringe, Vergrößerung des preußischen Staates bereitete sich im J. 1849 dadurch vor, daß die hohenzollernschen Fürsten im südlichen Deutschland das alte hohenzollernsche Erbland dem Könige von Preußen gegen eine Jahresrente mit vollem Erbrechte abzutreten sich erboten. Es waren 21 Quadratmeilen, von Würtemberg und Baden umfaßt, mit 60 bis 70 Tausend Einwohnern, und den Hauptstädten Hechingen und Siegmaringen. Im J. 1850 kam die Uebergabe zur Vollziehung. Die Zahl der deutschen Bundesstaaten wurde dadurch auf 37 verringert, da auch die Anhaltschen Linien um eine vermindert waren.

Es bleibt aus dem Jahre 1849 noch:

Der neue Krieg mit Dänemark kurz zu erzählen übrig. Da der Friede mit dieser Macht nicht zu Stande kam, weil Dänemark, auf den Schutz Rußlands und Englands vertrauend, den Herzogthümern keine gün-

ßige Bedingung zugestehen wollte, wurde der Waffenstillstand von Malmö im März 1849 von dänischer Seite aufgekündigt; es war die Zeit gekommen, wo die Dänen ihre Flotte wieder zur Beunruhigung der Küsten gebrauchen konnten. Da rückten Preußen, Hannoveraner, Baiern, Würtemberger, Sachsen und andere wieder in Schleswig ein und der Krieg begann. Sein Anfang war glücklich für die deutschen Waffen. Zwei große Kriegsschiffe, die sich unvorsichtig bei einem Nordostwinde, der ihr Wiederauslaufen verhinderte, in den Hafen von Eckernförde gewagt hatten, das Linienschiff Christian VIII. und die Fregatte Gefion, wurden von den Strandbatterien, — es war eine holsteinische und eine nassauische, — so wirksam beschossen, daß das Linienschiff in Brand gerieth und in die Luft flog und die Fregatte, nachdem ihr das Steuerruder zerschossen war, die Flagge streichen mußte. Sie ergab sich und wurde später der deutschen Flotte einverleibt. Bald darauf wurden die Düppeler Schanzen im Sundewitt, der Insel Alsen gegenüber, von den Baiern und Sachsen erstürmt und die Dänen auf die Insel Alsen zurückgetrieben. Es war ein schöner Wetteifer unter den deutschen Truppen, man sah, was sie in Vereinigung gegen einen gemeinsamen Feind würden ausrichten können. Die Herzoge von Sachsen-Koburg und von Nassau waren selbst bei ihren Truppen. Das schleswig-holsteinsche Corps, unter dem Befehle des Generals Bonin, drang kühn voran, erstürmte die Grenzstadt Kolding und stand bald vor der Festung Fridericia in Jütland, die nun belagert werden sollte. Aber die lähmende Politik, die so oft zum Schaden Deutschlands den Sieg unserer Waffen gehemmt hat, trat auch hier in den Weg. Die Schutzmächte Dänemarks, die eine Schwächung dieses Reiches nicht wollten, ließen die Furcht eines europäischen Krieges wirken; dazu war damals der unglückliche Augenblick, wo Deutschland keine kräftige Centralgewalt mehr hatte, wo in Sachsen und Baden der Aufruhr tobte und Ungarn Oestreichs Macht zu brechen drohte, da konnte Preußen nicht überall allein handeln. Der Krieg wurde von seiner Seite im Mai und Juni lässig geführt, weil schon Unterhandlungen unter Vermittlung Englands angeknüpft waren, und diese führten im Juli zu einem neuen Waffenstillstand mit Dänemark bis zum 1. Jan. 1850. Kurz vorher, ehe er abgeschlossen war, benutzten die Dänen die Unaufmerksamkeit der Gegner, warfen das jütländische Armeekorps unter dem General Rye von der Seeseite in Fridericia und machten nun mit weit überlegener Macht einen Angriff auf das holsteinische Belagerungsheer; sie trieben dasselbe, trotz des tapfersten Widerstandes, mit hartem Verluste zurück. Dieser Unfall vermehrte den Unmuth in Deutschland über den neuen Waffenstillstand und dessen Bedingungen noch sehr. Schleswig nämlich wurde vorläufig von Holstein getrennt, erhielt eine eigne Landesregierung, aus einem dänischen, einem preußischen und einem englischen Bevollmächtigten als Obmann bestehend, und erhielt in seinem nördlichen Theile eine Besatzung von 2000 Schweden als neutralen Truppen, im südlichen von Preußen, und auf den Inseln von Dänen. Die von der deutschen Centralgewalt in Holstein und Schleswig eingesetzte Statthalterschaft, die bei den Verhandlungen nicht zugezogen war, legte gegen diese Anordnungen ihren Einspruch ein, mußte aber der Gewalt weichen und verlegte ihren Sitz von Schleswig nach Kiel. Ihr Heer behielt sie unter den Waffen. Diese wackern norddeutschen Länder, die so treu mit Deutschland zusammen stehen wollten, die sich so besonnen und fern von demagogischen Treiben gehalten hatten und nur

ihr Recht verlangten, mußten die Theilnahme aller deutschen Herzen in Anspruch nehmen.

188. Die Jahre 1850 bis 53.

Der Waffenstillstand mit Dänemark führte auch diesesmal zu keinem vollständigen Frieden, der die Verhältnisse der Herzogthümer endgültig festgestellt hätte; die dänischen Forderungen gingen viel zu weit über dasjenige hinaus, was man von der andern Seite einzuräumen für Recht hielt. Gleichwohl konnte Preußen nicht allein gegen das übrige Europa die Rechte der Herzogthümer verfechten, sondern fand am Ende keinen Ausweg aus der schwierigen Lage, als nur durch einen einfachen Frieden vom 2. Juli 1850, welcher nach und nach auch von den übrigen deutschen Regierungen bestätigt wurde, dem Kriegszustande zwischen Deutschland und Dänemark ein Ende zu machen. Die Rechte der Herzogthümer und die des deutschen Bundes in Beziehung auf Holstein waren in allgemeinen Ausdrücken vorbehalten. Man überließ es also beiden streitenden Parteien, ihre Sache mit einander allein auszumachen, und da dieses auf friedlichem Wege auch jetzt nicht gelingen wollte, so trat thatsächlich der Kriegszustand wieder ein. Die Dänen rückten über die schleswigsche Grenze und die holsteinische Armee, die das engverbündete Schleswig nicht preisgeben wollte, trat ihr von der andern Seite entgegen. Sie wurden von dem, von der Statthalterschaft zum Oberbefehl berufenen, ehemaligen preußischen General Willisen geführt, — den General Bonin hatte der König nebst den übrigen preußischen Officieren zurückgerufen. Die Dänen standen unter dem General Krogh.

Die Heere mußten in dem kleinen Lande bald aufeinander stoßen, und so kam es am 25. Juli bei Idstedt, im Norden der Stadt Schleswig, zur Schlacht. Das dänische Heer war dem holsteinischen bedeutend überlegen, es zählte 36,000 Mann gegen 26,000. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit und von früh Morgens bis Mittag mit abwechselndem Glücke gestritten; allein die Uebermacht der Dänen erlaubte ihnen, ihre Truppen im Mittelpunkte mehrmals durch neue zu ersetzen und zugleich den linken Flügel der Holsteiner mit einer Umgehung zu bedrohen. Da, als der Rückzug gefährdet war und ein längerer Kampf alles aufs Spiel setzen konnte, entschloß sich der General Willisen zum Rückzuge, der auch in guter Ordnung bis zur holsteinischen Grenze vollführt wurde. Hier bot die Festung Rendsburg einen festen Stützpunkt und das Heer nahm seine Stellung so vortheilhaft, daß die Dänen einen neuen Angriff nicht wagten; allein der größte Theil des schleswigschen Landes war durch diesen Sieg in ihre Hände gefallen. Der Verlust in der Schlacht von Idstedt mochte auf beiden Seiten etwa 6000 Mann betragen haben.

Von nun an standen beide Heere kampfgerüstet einander gegenüber. Die Dänen machten keinen Angriff, weil ein Sieg sie über die holsteinische Grenze in ein deutsches Bundesland gebracht haben würde, und weil die großen Mächte wahrscheinlich einen neuen Zusammenstoß mit Deutschland vermieden wissen wollten. Die holsteinische Armee war für eine zweite Hauptschlacht nicht stark genug, denn selbst einen Sieg konnte sie nicht so verfolgen, um dadurch Dänemark zum Frieden zu zwingen. Ein paar Angriffsversuche, die die Holsteiner auf einzelnen Punkten machten, z. B. bei Missunde und auf die Stadt Friedrichsstadt, kosteten viel unnütz vergossenes Blut und änderten in der Lage der Dinge nichts. So lag die Entschei-

dung auch dieser Sache an der Wendung, welche die Angelegenheiten Deutschlands nahmen, und an dem Einflusse, den die fremden Mächte auf diese übten.

Für Deutschland wurde, seit Oestreich wieder erstarkt war, das Verhältniß der beiden deutschen Großmächte zu einander der Punkt, um welchen sich jetzt unsere Zukunft drehte. Preußen richtete noch eine Zeitlang seine Anstrengungen dahin, einen engeren Bund unter seiner Anführung zu bilden, der möglichst viele Länder, namentlich den Norden Deutschlands umfassen möchte. Zuerst wurde mit den eigenen Ständen die neue Verfassung des preußischen Staates, welche Anhaltspunkte genug für die Entwicklung eines constitutionellen Lebens enthielt, vereinbart und am 6. Februar 1850 vom Könige feierlich beschworen. Dann wurde zur Feststellung der Verfassung für den engeren Bund ein Reichstag nach Erfurt ausgeschrieben und dabei vorgeschlagen, daß der Bund, da er nur einen Theil Deutschlands umfassen werde, nicht Reich, sondern deutsche Union, und sein Organ, aus dem Volks- und dem Staatenhause bestehend, nicht Reichstag, sondern Parlament der deutschen Union heißen sollte. Von dem Vorschreiten auf diesem Wege hatten Sachsen und Hannover immer abgerathen, weil sie keine Union außer mit allen deutschen Staaten, Oestreich vorläufig ausgenommen, haben wollten; und jetzt, da der deutsche Süden sich abgesondert, nahmen diese beiden Königreiche daher Veranlassung, das Parlament nicht zu beschicken, ja, Hannover trat durch förmliche Erklärung von dem Dreikönigsbunde zurück. Gleichwohl wurde am 20. April das Parlament in Erfurt durch eine Rede des Generals Radowitz eröffnet, zum Präsidenten des Staatenhauses wurde v. Auerswald, zu dem des Volkshauses der ehemalige Präsident der Frankfurter Nationalversammlung, Simson, der ein Jahr früher dem Könige von Preußen den Antrag wegen Annahme der deutschen Kaiserkrone gemacht hatte, erwählt. Diese Wahl zeigte schon, daß der Kern der ehemaligen Nationalversammlung, der damals schon Preußen an die Spitze des größeren Theiles von Deutschland bringen wollte und der sich nachher in Gotha zu fernerem gemeinschaftlichen Wirken verbunden hatte, in Erfurt stark vertreten und entschlossen war, den alten Plan, wenn auch in noch geringerem Umfange, durchzuführen. In der That vereinigte sich auch das Parlament, nach mancher lebhaften Verhandlung, im Wesentlichen mit den Vorschlägen der Krone Preußens. Allein ein förmlicher Abschluß kam nicht zu Stande. Das preußische Cabinet machte seine letzte Sanction der gefaßten Beschlüsse von der Zustimmung der übrigen Unionsregierungen abhängig, und diese wiederum zögerten zum Theil, zum Theil machten sie Bedingungen, wie z. B. Oldenburg und die Hansestädte, welche wegen ihrer Lage und ihrer Handelsverhältnisse durch den Nichtbeitritt Hannovers in Nachtheil gesetzt waren. Es trat immer mehr zu Tage, daß man seiner eignen Sache nicht sicher war. Auch ein Congreß der Unionsfürsten, der im Mai in Berlin gehalten, und ein provisorisches Fürstencollegium, welches darauf eingesetzt wurde, führte dieselbe nicht weiter.

Oestreich hatte indeß schon seine Gegenmaßregeln genommen; um jede abgesonderte Union zu verhindern, berief es, in Uebereinstimmung mit Baiern und Würtemberg, eine Versammlung der Abgeordneten aller deutschen Regierungen unter Oestreichs Vorsitz nach Frankfurt, um auf dem Grunde der Verträge des deutschen Bundes von 1815 den Rechtsboden für eine Neugestaltung des Bundes zu gewinnen. Außer den schon genannten Regierungen schickten Sachsen, Hannover, beide Hessen nebst Hessen-Hom-

burg und einige andere kleinere Staaten ihre Gesandten, und an demselben Tage, an welchem die Unionsfürsten in Berlin zusammengetreten, am 10. Mai 1850, wurde der Congreß in Frankfurt eröffnet. Preußen, mit den treugebliebenen Unionsfürsten, protestirten gegen die Befugniß der frankfurter Versammlung, für ganz Deutschland gültige Beschlüsse zu fassen, und verlangte vielmehr freie, durch die Formen der alten im J. 1848 aufgehobenen Verfassung nicht gebundene, Verhandlungen aller deutschen Regierungen, so wie die Anerkennung seiner Union, die Oestreich wiederum verweigerte. Zwei, an Umfang und Menschenzahl fast gleiche, Hälften Deutschlands standen einander schroff gegenüber und die Verhandlungen hätten noch lange Zeit einen unentschiedenen Zustand erhalten können, wenn nicht besondere Zwischenfälle eine raschere Entscheidung herbeigeführt hätten.

Ein solcher Fall stellte sich in den Verhältnissen des churhessischen Staates dar. Hier hatte der Churfürst, mit seinem liberalen Ministerio Eberhard unzufrieden, den ehemaligen, im Lande nicht beliebten, Minister Hassenpflug zurückberufen und gerieth darüber mit den Ständen, die gegen ein solches Ministerium protestirten und, weil ihnen keine Zeit zur Berathung eines vollständigen Budgets gegeben sei, nur die Forterhebung der indirecten Steuern bewilligten, in einen unaufhörlichen Streit. Die Stände wurden am 2. Sept. aufgelöst, die Forterhebung aller Steuern durch landesherrliche Verordnung befohlen, und da der landständische Ausschuß und fast alle Oberbehörden in Kassel dieses Verfahren der Regierung für verfassungswidrig erklärte, wurden am 7. Sept. das ganze Land in den Kriegsstand versetzt. Am 13. Sept. verließ der Churfürst mit seinen Ministern Kassel und verlegte seine Residenz nach Wilhelmsbad im Hanauschen Kreise. Der östreichische Bundestag in Frankfurt, an welchen sich der Churfürst wandte, erklärte die Steuerverweigerung der hessischen Stände für ungesetzlich und gab der Regierung selbst auf, der Verwirrung ein Ende zu machen. Das vermochte sie aber nicht mit eigenen Mitteln, weil das ganze Land, die Behörden und selbst die Gerichte entgegenstanden und bei dem Gebrauche von Gewalt auf das Militair nicht zu rechnen war. Im Oct. forderten gegen 200 hessische Officiere ihre Entlassung, weil sie auf die Verfassung beeidigt seien und nicht in den Fall kommen wollten, ihren Eid zu verletzen. Bei dieser Lage der Dinge verlangte der Churfürst Hülfe beim Bundestage in Frankfurt und erhielt sie zugesagt. Oestreichische Truppen sammelten sich in Voralberg und an der baierschen Grenze, um durch dieses Land nach Norden vorzurücken, und Baiern selbst stellte eine bedeutende Truppenmacht in Franken auf. Die Frage war nur, ob Preußen ein solches ohne sein Zuthun beschlossenes Einschreiten in einem, durch seine Lage für Preußen selbst so wichtigen, Lande dulden würde; denn durch Hessen gehen die Militairstraßen, welche die östlichen mit dem westlichen Theile der Monarchie verbinden. Preußen hatte auch gegen das einseitige Verfahren des von ihm nicht anerkannten Bundestages protestirt und sammelte Truppen in Thüringen, so wie von Paderborn und Wetzlar aus ebenfalls Truppen an die hessische Grenze zogen. Und als gleichwohl ein baiersches Corps als Reichs-Executions-Mannschaft unter dem Fürsten Thurn und Taxis, begleitet von dem Bundescommissair Grafen Rechberg, am 1. Nov. in Hanau einrückte, so besetzten am 2. Novbr. preußische Truppen die Hauptstadt Kassel und die Stadt Fulda. Oestreicher verbanden sich mit den Baiern, größere Massen rückten nach und der Bruderkrieg in Deutschland schien vor der Thür

zu stehen. Und wenn er ausbrach, so kamen nach aller menschlichen Berechnung sehr schwere Zeiten über unser Vaterland und über dessen Grenzen hinaus; denn nicht nur wurden die unter der Asche glimmenden Leidenschaften losgelassen und zur hellen Flammen angefacht, sondern auch das Ausland mischte sich in unsern Streit. Schon stand Rußland gerüstet da, um, wenn auch nicht mit Oestreich verbündet Preußen zu erdrücken, so doch als Schiedsrichter aufzutreten; und das würde wieder England und Frankreich nicht ruhig zugelassen haben.

Diese Betrachtungen mochten denn auch die Herrscher und namentlich den König von Preußen bewegen, noch einen Versuch der Verständigung zu machen. Nachdem durch eine Sendung des Ministers Grafen von Brandenburg nach Warschau die Gesinnung des Kaisers Nicolaus erforscht war, siegte die Friedenspartei im Ministerium zu Berlin; der General Radowitz, der allgemeine Bewaffnung Preußens verlangt hatte, legte sein Amt als Minister der äußern Angelegenheiten am 2. Novbr. nieder und Herr von Manteuffel übernahm dasselbe. Doch trug die Nachgiebigkeit nicht sogleich Frucht, sondern Oestreich verlangte neue Opfer, und namentlich die sofortige Räumung Hessens. Diese Demüthigung war zu groß; am 6. Nov. befahl der König die Mobilmachung des ganzen Heeres und der Landwehr. Mit höchster Freudigkeit und Hingebung eilte alles zu den Waffen und die zusammenberufenen Kammern stimmten gern der Regierung bei, daß Preußens Ehre keinen Schritt weiter rückwärts zu thun erlaube.

Auch auf Oestreich machte diese Bewegung in Preußen Eindruck und als nun die beiden ersten Minister beider Staaten, der Fürst Schwarzenberg und der Minister von Manteuffel als letzten Versuch der Verständigung am 28. Nov. eine Zusammenkunft in Olmütz hielten, wurde von östreichischer Seite wenigstens so viel nachgegeben, daß Preußen mit den Unionsfürsten nicht mehr den Frankfurter Bundestag zu beschicken gehalten sein, sondern daß allgemeine freie Conferenzen aller deutschen Staaten noch im December nach Dresden berufen werden sollten, um über Deutschlands Gestaltung zu berathen; daß ferner Preußen in Gemeinschaft mit Oestreich die hessischen so wie die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten zu schlichten haben solle. Dadurch erschien Preußens Stellung in Deutschland neben Oestreich als gewahrt und hergestellt, und so wurden die außerordentlichen Rüstungen, die übrigens schon viele Millionen verschlungen hatten, vom 10. Decbr. an eingestellt, und auch Oestreich, Baiern, Würtemberg und Sachsen fingen an, ihre Truppen auf den Friedensfuß zu setzen. Preußen hatte bereits seine Truppen aus Baden und Hamburg zurückgezogen und Oestreicher dagegen besetzten die Bundesfestung Rastatt. In Kassel rückte zu der preußischen auch eine östreichische und baiersche Besatzung ein und ein preußischer Commissair trat zu dem des Bundestages hinzu.

Am 23. December. 1850 wurden die freien Conferenzen in Dresden durch die beiden ersten Minister von Oestreich und Preußen wirklich eröffnet; alle deutschen Regierungen beschickten dieselben. Da indeß von Anfang an das strenge Geheimhalten der Verhandlungen und Beschlüsse der Conferenz beschlossen worden war, so wurde über den Gang der Berathungen und ihrer Ergebnisse nichts auf sichere Weise bekannt und die gespannte Erwartung der Gemüther wurde nicht befriedigt; und was dennoch aus dem Dunkel der Geheimnisse hervortrat, ließ befürchten, daß auch auf diesem, so lange erstrebten, Wege der geheimen diplomatischen Verhandlung das Heil des Vaterlandes nicht werde gefunden werden. Schon über

die Art und Weise, wie allgemein verbindliche Beschlüsse zu Stande kommen sollten, ob durch Stimmeneinheit oder Stimmenmehrheit, schien man sich nicht vereinigen zu können. Zu den großen Schwierigkeiten, die zunächst in der Stellung der beiden großen deutschen Staaten gegeneinander, und die ferner in den Ansprüchen der kleineren auf völlige Selbstständigkeit liegen, kam noch die wichtige Frage hinzu, ob Oestreich nur, in früherer Weise, mit seinen deutschen Provinzen, oder mit seiner ganzen Monarchie zum Bunde gehören sollte, eine Frage, bei welcher auch die übrigen europäischen Mächte in hohem Grade betheiligt sind. Denn es handelte sich darum, ob Deutschland ein Staatenbund mit einer Volksmenge, die derjenigen Frankreichs wenig überlegen ist, sein, oder ob ein mitteleuropäischer Bund von mehr als 60 Millionen Menschen gebildet werden solle. Und es scheint auch in dieser Hinsicht Einspruch gemacht zu sein, so daß aus dem Labyrinthe aller dieser Fragen sich kein Ausweg zeigen wollte.

In der Einsicht, daß die Fortsetzung der Dresdner Conferenzen vergeblich sein werde, beschloß Preußen im April 1851, lieber den Bundestag in Frankfurt ebenfalls anzuerkennen und zu beschicken und so zu den Grundlagen des Bundes von 1815 zurückzukehren. Seine bisherigen Bundesgenossen von der Union her folgten seinem Beispiele, und so besteht seit dem 12. Juni 1851 wiederum der alte Bundestag in Frankfurt, nachdem die Dresdner Conferenz sich still, ohne ein Resultat, aufgelöst hatte.

Nur nach einigen Seiten hin konnte man das Zusammenwirken der beiden Hauptmächte des Bundes erkennen. In Hessen schritt die Regierung unter der Zustimmung der Bundescommissaire in der Zurückführung der Zustände vor 1848 und der Bestrafung der früher widerstrebenden Behörden von einem Schritte zum andern so weit fort, daß die Bundestruppen Ende Juli das Land verlassen konnten, und im nördlichen Deutschland breitete sich östreichischer Einfluß bis zu den Ufern der Nord- und Ostsee aus, bis wohin er seit Wallensteins Zeit nicht gekommen war. Ein östreichisches Truppencorps zog im Anfange des Jahres 1851 durch Hessen und Hannover nach Holstein hin, um in Verbindung mit Preußen dem dortigen Kriegsstande ein Ende zu machen; ein östreichischer und ein preußischer Bundescommissair wurden nach Kiel geschickt und verlangten die Auflösung der schleswig-holsteinischen Truppen bis auf die gewöhnliche Friedenszahl und Uebergabe der Festung Rendsburg an die Bundestruppen. Die Statthalterschaft, dem Ausspruche Deutschlands gehorsam und im Vertrauen, daß nun auch die Rechte der Herzogthümer von der Bundesgewalt würden geschützt werden, verfügte den Rückzug und die Auflösung des Heeres und löste sich selbst auf, die Angelegenheiten Holsteins in die Hände der provisorischen Regierung übergebend, die von den Bundescommissarien, zu welcher noch ein von dem Könige von Dänemark ernannter Commissarius hinzu trat, aus Eingebornen gebildet wurde. Schleswig ging nun ganz wieder in dänische Hände über und eine Anzahl von ehemaligen Beamten, Predigern und Lehrern, welche dieses Herzogthum in der Zeit des Kampfes verlassen und ihre Stelle verloren hatten, waren, sammt den entlassenen Officieren der schleswig-holsteinischen Armee, an die Hülfe und das Mitleiden Deutschlands verwiesen, welches sie früher zum Kampfe für die Rechte der Herzogthümer aufgemuntert hatte. — Im J. 1853 zogen die Bundestruppen aus Holstein ab und die Regierung der Herzogthümer wurde wieder in die Hände des Königs von Dänemark gelegt.

Der deutsche Zollverein.

Für die innere Vereinigung der deutschen Länder geschah noch im J. 1851 ein wichtiger Schritt dadurch, daß Hannover am 7. September einen Vertrag mit Preußen dahin abschloß, daß mit dem 1. Januar 1854 die Länder des norddeutschen Steuervereins, also Hannover und Oldenburg, in den großen deutschen Zollverein treten sollten, wodurch wiederum eine der Schranken des freien innern Verkehrs in Deutschland fiel. Die Verbindung mit der Nordsee durch die Mündungen der Elbe, Weser und Ems war ein großer Gewinn, der seine Wohlthaten bis an die Gebirge, die Deutschland im Süden und Osten begrenzen, erstrecken mußte.

Es war dieses eine der letzten wichtigen Regierungshandlungen des greisen Königs Ernst August; er starb am 18. November 1851 in seinem 81. Lebensjahre und hinterließ sein Königreich seinem Sohne Georg V., für sich selbst aber im Buche der Geschichte den Ruhm eines starken und festen, in den Stürmen der Zeit bewährten Charakters.

Die Vereinigung des Zoll- und Steuer-Vereins fand jedoch noch unerwartete Schwierigkeiten; Preußen hatte den Vertrag mit Hannover auf seine eigene Hand geschlossen, ohne die übrigen Zollvereinsstaaten zu Rathe zu ziehen, und hatte dabei Hannover ein bedeutendes Präcipuum, einen Mehrbetrag von drei Viertel Thalern für jeden Kopf der Bevölkerung von der Gesammteinnahme des Vereins zugesichert, weil Hannover durch Vorlegung seiner Rechnungen dargethan hatte, daß seine Bevölkerung von den am höchsten besteuerten Colonial-Waaren, namentlich Kaffee, Thee und Zucker, jährlich sehr viel mehr verzehrte, also auch versteuern würde, als die Bewohner der inneren deutschen Länder, und das ferner die Bewachung der See- und Flußgrenzen sehr bedeutende Summen kosten werde. Das Verfahren Preußens erregte die Unzufriedenheit der übrigen, besonders der süddeutschen Staaten. Dazu kam deren politische Freundschaft mit Oestreich, welches den lebhaften Wunsch hegte, seine deutschen und wo möglich auch seine italienischen Länder mit in den deutschen Zollverein zu bringen. Das hatte aber große Schwierigkeiten, weil die östreichische Gesetzgebung in Steuer- und Verkehrssachen zu abweichend von der des Zollvereins war und weil überhaupt das östreichische Finanzwesen damals kein großes Vertrauen genoß. Gleichwohl hielten es die süddeutschen Länder mit Oestreich, und es war eine Zeitlang Gefahr, daß der so segensreiche Zollverein zerfiel, daß sich Süddeutschland mit Oestreich, der Norden großentheils mit Preußen vereinigte, und daß so auf dem wichtigen materiellen Gebiete die Spaltung eintrat, welche so eben auf dem politischen durch Herstellung des Bundestages abgewendet war. Die vaterländisch gesinnten Gemüther trauerten über den Gedanken, daß mitten durch Deutschland wiederum die gehässige Kette von Zöllnern und Grenzwächtern gezogen werden und daß das Verderben des Schleichhandels und der Gesetzesumgehung wieder in das Herz von Deutschland gepflanzt werden sollte. Es wurde lange in Wien, dann in Darmstadt zuletzt in Berlin verhandelt, aber man konnte sich nicht einigen. Da reifte in den Herzen der Monarchen von Oestreich und Preußen der Entschluß, die Einigung zu gebieten; der Wille und das Gemüth traten einmal wieder an die Stelle der Berechnung. Der junge Kaiser von Oestreich reiste selbst zu seinem Oheim nach Berlin, wohin noch nie ein Habsburger gekommen war; die Rechte der Blutsverwandtschaft brachten schnell

die Annäherung zu Stande, man verständigte sich über die Hauptsachen und nun kam in wenigen Wochen das ein Jahr lang vergeblich erstrebte Werk zum Schlusse. Am 18. Febr. 1853 wurde ein Handelsvertrag zwischen Oestreich und Preußen geschlossen, durch welchen ersteres zwar noch nicht in den eigentlichen Zollverein aufgenommen, aber sein Eintritt doch vorbereitet und seine Handelsverbindungen mit dem Zollvereinsstaaten sehr erleichtert wurden. Die Einigkeit der beiden Großmächte beugte auch den Sinn der übrigen deutschen Regierungen und der Zollverein, mit Einschluß von Hannover und Oldenburg, wurden auf neue zwölf Jahr, also bis 1865, erneuert.

Eine große Sorge war wiederum gehoben, die Zuversicht auf eine friedliche und glückliche Zukunft fing wieder an, den Muth der Menschen zu den Unternehmungen des Friedens zu beleben; neue Eisenbahnen, Kanäle, Häfen wurden angelegt, Fabriken aller Art gegründet, die Schifffahrt hob sich in großartiger Weise, der Landbau wurde verbessert, die Pflege der Künste und aller Anstalten, welche die Bildung des Menschen für die Thätigkeit des Lebens befördern, wurde eine Hauptaufgabe der Regierenden in den größeren und kleineren Kreisen.

Aber leider scheint unserm Zeitalter eine längere, ruhige Entwickelung der friedlichen Kräfte nicht beschieden zu sein. Schon in diesem Jahre 1853 zogen unerwartet drohende Wolken am politischen Himmel empor, welche ein schweres Gewitter in der europäischen Welt ankündigten. Um diese Wendung der Dinge zu begreifen, müssen wir wiederum einen Blick auf die übrigen europäischen Verhältnisse werfen.

Kaiser Napoleon III.

In Frankreich konnte sich der Präsident Louis Napoleon mit der Nationalversammlung nicht einigen; sein Streben ging auf möglichste Kräftigung der vollziehenden Gewalt, die er in den Händen hielt, dasjenige der Nationalversammmlung auf möglichste Einschränkung derselben; ebenso hatte er keine Neigung, die Präsidentschaft nach Ablauf seiner Regierungszeit im December 1852 wieder aus den Händen zu geben, und das mußte er, so lange das Gesetz bestand, daß der Präsident bei einer neuen Wahl nicht wieder gewählt sein sollte. Daher arbeitete er auf die Aufhebung dieser Einschränkung hin, und da er wohl wußte, daß er dieses nur dann ereichen konnte, wenn das unbeschränkte Wahlrecht, welches aufgehoben war, wieder eingeführt würde, so ging sein Bestreben zunächst dahin, das Wahlrecht wieder in die Hände der großen Masse des Volkes zu bringen; denn diese, besonders auf dem Lande, war auf seiner Seite. Allein die Nationalversammlung lehnte alle Anträge auf Veränderung jener gesetzlichen Bestimmungen ab. Da entschloß sich der kühne Mann, der die Kraft in sich fühlte, selbst zu regieren, und der die Herstellung des Kaiserreichs schon in seiner Seele trug, zu einem gewaltsamen Staatsstreiche; er durfte ihn wagen, weil er des Gehorsams der Soldaten und des Beistandes bewährter Generale gewiß war. Nach einem mit seinen getreuesten Anhängern im tiefsten Geheimniß berathenen Plane wurde in der Nacht vom 2.[1]) zum 3. Dec. 1851 sechzig Mitglieder der Nationalversammlung, unter

1) Der 2. Dec. ist der Tag der ersten Kaiserkrönung (1804) und der Schlacht von Austerlitz (1805).

ihnen: Cavaignac, Thiers, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, gefangen genommen, und ein Decret des Präsidenten löste die Nationalversammlung auf, stellte das allgemeine Stimmrecht her und berief das französische Volk in seine Wahlcomitien für die Tage vom 14.—21. December, um über eine neue Verfassung abzustimmen, deren Grundlagen angegeben wurden: „Ein verantwortliches Staatsoberhaupt oder Präsident auf zehn Jahre ernannt; Minister, die von demselben erwählt, auch nur ihm verantwortlich sind; ein Senat aus den bewährtesten Männern; ein gesetzgebender Körper durch allgemeines Stimmrecht ernannt. Eine solche Constitution habe auch der erste Consul im Anfange des Jahrhunderts geschaffen und dadurch Frankreich Wohlfahrt und Ruhe gegeben.“ Auch die Armee sollte an der Abstimmung über diese Vorschläge theilnehmen.

Paris war betäubt; einige Aufstandsversuche wurden von den eifrigsten Republikanern angestiftet, aber in den Tagen vom 3.—5. Dec. völlig niedergekämpft und noch in den letzten Tagen des Jahres 1851 wurde Louis Napoleon durch sieben und eine halbe Million Stimmen zum zehnjährigen Präsidenten der französischen Republik erwählt, mit der Bevollmächtigung, die neue Verfassung nach den von ihm aufgestellten Grundsätzen zur Ausführung zu bringen. Frankreich verlangte nach Ruhe und einer festen Hand, welche sie aufrecht zu halten im Stande sei.

Dasselbe Verlangen unterstützte auch den letzten Schritt, den Louis Napoleon zur Befestigung seiner Macht im Sinne trug, nämlich das Kaiserthum seines Oheims herzustellen. Seine Anhänger bearbeiteten in diesem Sinne das Volk, indem sie das Kaiserthum als die feste Stütze der Ruhe und Ordnung darstellten; auf seinen Reisen im J. 1852 wurde Napoleon schon häufig mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser“ begrüßt, und als er bei einem Gastmahle in Toulouse eine Rede gehalten hatte, in welcher er die bedeutungsvollen Worte sprach: „gewisse Personen sagen, das Kaiserreich ist der Krieg, ich aber sage, das Kaiserreich ist der Frieden,“ da war das Kaiserreich eine Thatsache. Bei seiner Rückkehr nach Paris am 16. October riefen alle Inschriften: „Es lebe der Kaiser Napoleon III.“, am 7. Nov. faßte der Senat den Beschluß, daß die Kaiserwürde hergestellt, daß Louis Napoleon Bonaparte als Napoleon III. Kaiser und die Kaiserwürde in seiner legitimen oder an Kindesstatt angenommenen Nachkommenschaft erblich sein solle. Dieses Decret wurde noch in demselben Monate in den durch ganz Frankreich angeordneten Wahlen von beinahe acht Millionen Stimmen bestätigt. Am 2. December, dem Tage der Kaiserkrönung Napoleons I., nahm Napoleon III. diese Würde wieder auf sein Haupt. Er nannte sich Napoleon III.; weil der Senat diese Bezeichnung gewählt und dadurch auch das Recht des Sohnes von Napoleon I., des Königs von Rom, auf die Kaiserwürde anerkannt hatte. Als jährliches Einkommen wurden ihm 25 Millionen Franken, genau so viel als Napoleon I., ausgeworfen.

Sein Kaiserthum wurde nach und nach von den europäischen Regierungen anerkannt. Zur möglichen Befestigung für die Zukunft vermählte er sich auch im J. 1853 mit der spanischen Herzogin von Teba, Eugenie, Tochter des Marquis von Montijo, und aus dieser Ehe wurde ihm auch am 16. März 1855 ein Sohn geboren. — Aber es fehlte ihm, trotz der Erklärung, daß das Kaiserreich der Friede sei, in den Augen der Franzosen noch eine Weihe, ohne welche dieses ehrgeizige Volk seinen Herrscher nicht

denken mag, nämlich die des Kriegsruhmes. Auch diese zu erwerben, dazu bot gleich das Jahr 1853 Gelegenheit, ohne das Frankreich seine Angriffe auf seine Nachbarn zu erneuern brauchte.

Die orientalische Frage.

Die alte Neigung Rußlands, sich auf Kosten des alten morschen türkischen Reiches zu vergrößern und wo möglich Konstantinopel, den Schlüssel zum Eingange in das mittelländische Meer, in seine Gewalt zu bringen, erwachte einmal wieder. Aus geringfügiger Veranlassung, da die Pforte der lateinischen Kirche einige Vorrechte in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem eingeräumt hatte, schickte der Kaiser Nicolaus im J. 1853 seinen Gesandten Menschikoff nach Konstantinopel, forderte Zurücknahme der Begünstigungen der Katholiken in Absicht der heiligen Stätte zu Jerusalem, ausgedehnte Privilegien der griechischen Kirche im türkischen Reiche und Ersatz von 40 Millionen Piaster als Kriegskosten wegen Besetzung der Donaufürstenthümer im J. 1849. Fürst Menschikoff trat dabei so gebieterisch und beleidigend auf, daß man sah, es war auf einen Bruch abgesehen, und als seine Forderungen bis zu der von ihm bestimmten Frist nicht bewilligt waren, reiste er aus Konstantinopel ab, und am 26. Juni erließ der Kaiser Nicolaus ein Manifest, er werde seine Truppen in die Moldau und Walachei einrücken lassen und diese Länder besetzt halten, bis seine Forderungen erfüllt seien. Im Juli rückten die russischen Truppen wirklich ein. Der Sultan, welcher schon Englands und Frankreichs Schutz für sein Reich angerufen hatte, erklärte nun am 25. Sept. den Krieg und der Kampf begann nicht ohne Glück für die zum religiösen Fanatismus aufgeregten Türken an der Donau.

Die Gefahr im Osten brachte eine Verbindung der früher feindlich gegen einander gesinnten beiden großen Mächte des Westens, Frankreich und England, zu Stande. Sie rüsteten ihre Flotten, ließen sie in das Mittelmeer einlaufen und der Türkei immer näher rücken; doch hofften sie noch auf eine Ausgleichung des Streites durch östreichische Vermittlung. Allein diese schlug nicht nur fehl, sondern am 30. Nov. griff der russische Admiral Nachimoff die türkische Flotte im Hafen von Sinope am schwarzen Meere an und verbrannte und vernichtete sie unter einem schrecklichen Blutbade, in welchem 4000 Türken umkamen. Da sah ganz Europa, daß es den Russen Ernst mit dem Kriege sei, und die vier Großmächte, England, Frankreich, Oestreich und Preußen schlossen am 4. December zu Wien einen Vertrag zur Erhaltung des türkischen Reiches in seinem jetzigen Bestande; die vereinigten Flotten von England und Frankreich aber segelten nach den Dardanellen zum Schutze von Konstantinopel.

189. Die Jahre 1854 und 55.

Der orientalische Krieg. Die Russen konnten jedoch von der Donau aus mit ihrem übermächtigen Landheere gegen Konstantinopel vordringen, wie im J. 1829; um sie daran zu verhindern oder sie gar aus den Donaufürstenthümern zu vertreiben, bedurfte es eines starken Heeres zur Unterstützung der, wenn auch tapfer kämpfenden, so doch an Zahl zu schwachen Türken. Oestreich und Preußen, welche Rußland von der Landseite angreifen konnten, wollten zunächst keinen thätigen Antheil am Kriege nehmen und so mußten England und Frankreich sich entschließen, mit un-

geheuren Kosten ihre Truppen, mit allem Kriegsbedarf, mit Geschütz und Vorräthen aller Art, mit Pferden und Wagen auf dem weiten Wege zur See auf vielen hundert Schiffen nach Konstantinopel zu senden, womit ein großer Theil des Sommers 1854 hinging.

Unterdeß dauerte der Krieg an der Donau fort und zu aller Erstaunen vertheidigten sich die Türken so gut, besonders in der Festung Silistria, daß die Russen mehrere ihrer ersten Generäle verloren und keine bedeutenden Fortschritte machten. Von großer Wichtigkeit war es, daß Oestreich den Krieg so nahe an seinen Grenzen nicht länger gleichgültig ansehen konnte, sondern seine Truppen sammelte und mit der Türkei einen Vertrag abschloß, nach welchem es die Donaufürstenthümer als eine neutrale Macht besetzen durfte; und Rußland, welches nicht gern auch noch mit Oestreich in Krieg gerathen wollte, willigte ein, seine Armee über den Pruth in das eigene Land zurückzuziehen. Da so der Krieg auf diesem Schauplatze zu Ende war, wählte das französisch-englische Heer, welches sich indeß bei der Festung Varna am schwarzen Meere gesammelt hatte, ein anderes Ziel seiner Unternehmungen und ging in einer Stärke von 68,000 Mann im kühnen Zuge zu Schiffe auf die Nordseite des schwarzen Meeres nach der Krimm, der Taurischen Halbinsel der Alten, hinüber, um die stärkste Seefestung Rußlands am schwarzen Meere, die Station seiner Kriegsflotte, Sebastopol, anzugreifen und wo möglich sammt der Flotte zu zerstören. Die verbündete Flotte bestand aus 33 Linienschiffen, 102 Kriegs- und Schleppdampfern und 420 Transportschiffen. Es war ein gewagtes Unternehmen. Wenn die so häufigen Stürme des schon von den Alten gefürchteten Pontus Euxinus die mit vielen tausend Menschen schwer beladene Flotte überfielen, oder wenn die Russen mit ihrer Kriegsflotte und hinreichender Artillerie an den Küsten die Landung verwehrten, so konnte der Krieg für die Verbündeten eine sehr üble Wendung nehmen. Aber die Kühnheit wurde diesmal mit glücklichem Erfolge gekrönt. Die Ueberfahrt war leicht und glücklich, die Russen wurden überrascht, und mit einer Schnelligkeit und Ordnung, welche Bewunderung erregen mußte, wurden an einem Abend und in einer Nacht am 14. und 15. Sept. die 68,000 Mann bei Eupatoria, an der Westküste der Krimm, ohne Widerstand ans Land gesetzt. Erst am Almaflusse, einige Meilen landeinwärts, fanden die verbündeten Heere, unter der Anführung des franz. Marschalls St. Arnaud, (eines der Gehülfen Napoleons in der Nacht vom 2. Dec. 1852) und des englischen Lords Raglan, den General Menschikoff mit seinem Heere in starken Verschanzungen auf den Kalksteinhügeln des Flußufers. Aber im kühnen, freilich blutigen Sturme, wurden die Anhöhen am 20. Sept. genommen und die Russen in ihre Festung zurückgetrieben. Diese selbst ebenfalls im Sturme anzugreifen schien den Feldherren doch zu gewagt; es fehlte noch alles Belagerungsgeschütz und der erste Kampf mit den Russen hatte schon gezeigt, daß man es mit einem sehr entschlossenen Feinde zu thun hatte; denn der religiöse Fanatismus des russischen Volkes war durch die Proclamation des Kaisers in hohem Grade wachgerufen; der Krieg wurde als ein Religionskrieg zum Schutze der orthodoxen Kirche dargestellt. Die Vorsicht gebot also, eine förmliche Belagerung von Sebastopol vorzubereiten und die Feldherren führten ihr Heer durch einen schnellen Marsch von der Nordseite, woher sie kamen, um die Festung herum auf die Südspitze der Halbinsel nach Balaclava hin.

Hier waren sie mit der Flotte in Verbindung und konnten von dieser Geschütz, Munition, Lebensmittel, Zelte und Lagergeräthe und auch neue Verstärkungen zugeführt erhalten. Der französische Marschall St. Arnaud, der, schon krank, seine letzte Lebenskraft an den Gewinn der Schlacht an der Alma gesetzt hatte, mußte seine Kriegerlaufbahn verlassen; er starb auf der Ueberfahrt nach Constantinopel auf dem Schiffe an der Cholera. Den Befehl über das französische Heer übernahm der General Canrobert.

Die Festigkeit von Sebastopol hatte man sich nicht so stark gedacht, als sie wirklich war. Als nach mühsamer Vorbereitung am 17. Oct. die Beschießung aus den Batterien am Lande und zugleich von den großen Kriegsschiffen der Flotte begann, erkannte man sie; die granitnen Mauern der Festung widerstanden den Kugeln und Bomben fast ohne Beschädigung und die 400 Feuerschlünde der Festungswerke richteten solchen Schaden unter den Schiffen an, daß diese zurückgezogen werden mußten und von nun an fast gar keinen Antheil am Kampfe nehmen konnten. Es mußten die langwierigen Arbeiten einer regelmäßigen Belagerung begonnen, Laufgräben in dem zum Theil felsigen, zum Theil durch Regen in Schlamm verwandelten, Erdreiche gezogen, das Geschütz vorwärts gebracht und in mühselig errichteten Schanzen aufgestellt werden. Die menschlichen Kräfte wurden aufs höchste angestrengt, denn es fehlte an Zugthieren und den großen mechanischen Hülfsmitteln, welche in der Heimat solche Arbeiten erleichtern. Um durch die grundlosen Wege vom Meere zum Lager zu gelangen, mußten die Engländer sogar eine Eisenbahn anzulegen anfangen, zu welcher aber alles aus der Heimat erst herbeigeschafft werden mußte.

Ein großes Hinderniß war, daß die Verbündeten mit ihrer zu geringen Truppenzahl die Festung nicht ganz einschließen konnten; daher blieb den Russen von der Nordseite die freie Zufuhr an allen Bedürfnissen und der Zuzug neuer Kriegsschaaren offen, die aus dem weiten Rußland ihnen zugeführt wurden. Sie fühlten sich dadurch so überlegen, daß sie bald angriffsweise verfuhren und es fehlte nicht sehr viel daran, daß sie die Feinde auf ihre Schiffe oder ins Meer zurückgeworfen hätten. Nur die bewunderungswürdige Tapferkeit des schon sehr zusammengeschmolzenen englischen Heeres, welches am rechten Flügel den Angriffen der Russen ausgesetzt war, und die rechtzeitige Hülfe der Franzosen wehrte das Unglück am 25. Oct. ab, als die Russen das englische Lager bei Balaclava und am 5. Nov. bei Inkermann mit großer Uebermacht angriffen. In dem letzten Kampfe, der zu einer der blutigsten Schlachten wurde, fochten 12,000 Engländer, zuerst allein und später unterstützt von 9000 Franzosen unter dem General Bosquet, gegen 35,000 Russen, Mann gegen Mann, mit Bajonett und Kolbe, am Rande der schluchtenreichen Gebirgshöhen und warfen endlich den wüthenden Feind mit einem Verluste von 3000 Todten und doppelt so vielen Verwundeten in die Schluchten zurück. Aber die Engländer verloren ein Viertheil ihrer Truppen und drei todte und vier verwundete Generale von den besten des Heeres, die zum Theil schon in den Schlachten gegen Napoleon gefochten hatten. Von da an beschränkten sich die Russen auf die Vertheidigung der Festung und unausgesetzte Ausfälle auf die Angriffswerke der Belagerer, denen sie nicht Tag noch Nacht Ruhe ließen.

Ein noch schlimmerer Feind war aber schon mit den Herbststürmen eingetreten und wurde immer heftiger mit dem fortschreitenden Winter. Das verrufene Klima der Krimm entwickelte seine ganze Furchtbarkeit. Am

14. November wüthete ein solcher Orkan, daß ein großer Theil des Lagers weggerissen, Zelte, Stroh, Decken, Kleidungsstücke im Sturme durch die Luft weggeführt und mehr als dreißig Transportschiffe nebst mehreren Kriegsschiffen in Trümmern an die Küste geworfen wurden. Und dann wechselten Regengüsse und Schneeschauer mit Frost und plötzlichem Thauwetter ab. Trotzdem mußten die Belagerungsarbeiten fortgesetzt, die Angriffe der Russen, die in der Festung einen viel besseren Schutz gegen die Witterung fanden, zurückgeschlagen werden und weder das Wasser in den Laufgräben und Schanzen, noch der Sturm oder die Kälte der Nächte durften die Krieger von ihrem Platze vertreiben. Da brachen verheerende Krankheiten unter ihnen aus und rafften mehr Menschen hinweg, als die Kugeln und das Schwert der Russen. Der Krieg zeigte sich in seiner furchtbarsten Gestalt; seit dem Rückzuge Napoleons aus Rußland im Winter von 1812 war solches Elend nicht in einem Heere gesehen worden.

Im französischen Lager war der Zustand im Ganzen besser, als im englischen, die Verpflegung der Krieger war geregelter, ihre Zelte und Lagerhütten, sowie ihre Kleidung schützten besser gegen Wind und Wetter und ihr Lagerplatz war gesunder; die englische Armeeverwaltung dagegen zeigte sich äußerst mangelhaft, der lange Frieden hatte die Räder der Maschine einrosten lassen. Selbst im Parlamente wurden die heftigsten Klagen dagegen erhoben und zum großen Theile begründet gefunden. Es wurden nun auch die größten Anstrengungen gemacht, den Uebeln abzuhelfen und die Lücken des Heeres durch neue Mannschaften auszufüllen, denn jetzt forderte es die Ehre des Landes, nicht nachzugeben und etwa unter schimpflichen Bedingungen mit Rußland einen Frieden zu schließen. Und die bewundernswerthe Nationalkraft Englands, die gerade in den schwierigsten Lagen sich doppelt zusammenrafft, zeigte sich einmal wieder in ihrem vollen Glanze. Die Bedingungen, unter welchen man mit Rußland Frieden schließen wollte, wurden um nichts herabgesetzt und Frankreich blieb darin mit England treu vereinigt. Von Seiten der Verbündeten, sowie auch von Rußland wurden die größten Anstrengungen zur Fortsetzung des Krieges gemacht, der Kaiser Nicolaus befahl eine allgemeine Bewaffnung des russischen Volkes und das Heer der Franzosen in der Krimm wurde auf 100,000, das der Engländer auf 31,000 Mann gebracht, und auch ein türkisches Korps von 28,000 Mann unter Omer Pascha besetzte den wichtigen Seeplatz Eupatoria.

Auch der plötzliche ganz unerwartete Tod des Kaisers Nicolaus am 2. März 1855 unterbrach den Kampf bei Sebastopol nicht, denn sein Nachfolger Alexander II. erklärte bei seiner Thronbesteigung, daß er die Größe und den Ruhm Rußlands aufrecht halten und die Bestrebungen Peters des Großen, der Kaiserin Catharina und seines Vaters sich zur Richtschnur nehmen werde. So richteten sich die Blicke Europas wiederum auf den Fleck im Südosten unseres Welttheils, wo an eine in der Geschichte einzig dastehende Belagerung die Geschicke der Völker geknüpft zu sein schienen. Denn wenn der Krieg zwischen dem Westen und dem Osten noch lange fortdauerte, so schien es kaum möglich zu sein, daß die Mitte Europas, daß Oestreich, Preußen und das übrige Deutschland länger ihre Neutralität würden behaupten können. Zum Glück brachte jedoch das Jahr 1855 noch eine wichtige Entscheidung mit sich.

Zunächst war es nicht unwichtig, daß sich der König von Sardinien

mit England und Frankreich verband und 15,000 Mann unter dem General La Marmora nach der Krimm schickte; sie konnten eine bedeutende Lücke in der Reihe des Belagerungsheeres ausfüllen und es wurde nun der Festung immer härter zugesetzt. Die Verbündeten hatte ihre Batterien immer näher an Sebastopol und eine Anzahl der schwersten Geschütze, welche die Mordlust der Menschen erfunden hat, in dieselben gebracht, und unterhielten nun Tag und Nacht hindurch ein so vernichtendes Feuer auf die Werke der Russen, daß dieselben, obgleich sie von dem General Tottleben auf das künstlichste vervollkommnet waren, solchem Feuer nicht mehr widerstehen konnten. Auch die Stadt Sebastopol selbst wurde zum großen Theil von den hundertpfündigen Bomben zerstört. Dazu hatte der Kaiser Napoleon, anstatt des übrigens sehr geschickten und geachteten, aber etwas zu vorsichtigen Generals Canrobert, den kühnen General Pelissier, der in Algier seine Thatkraft bewiesen hatte, an die Spitze des französischen Belagerungsheeres gestellt und dieser ließ nun, sobald ein Festungswerk der Russen von den Geschützen schadhaft geworden war, sofort darauf Sturm laufen. Diese Angriffe kosteten viel Blut, aber sie brachten doch nach und nach mehrere wichtige Werke, wie z. B. am 7. Juni den grünen Mamelon, in die Gewalt der Verbündeten. Zwar mißlang ein Sturm derselben am 18. Juni auf die russischen Verschanzungen, aber ebenso wurde ein Angriff der Russen im freien Felde an der Tschernaja am 16. August von den Franzosen siegreich, mit einem Verluste der Russen von 8000 Mann, zurückgeschlagen und in Benutzung dieses Sieges ließ der General Pelissier von nun an ein noch fürchterlicheres Feuer aus 700 Geschützen auf die Festung unterhalten, so daß wohl nie ein Ort auf der Erde von einem solchen Kugelregen überschüttet worden ist, daß die Besatzung täglich mehrere tausend Menschen verlor und daß die zerstörten Mauern und Erdwälle nicht mehr hergestellt werden konnten. Und als nun Breschen genug zum Hauptsturme vorhanden waren, drangen die tapferen Generale Bosquet und Mac Mahon am 8. Sept. gegen das russische Hauptwerk, die mit 62 Geschützen armirte Bastion Korniloff mit dem Malakoffthurme, mit ihren Kriegern ein, erstiegen die Schanzen und trieben die Russen nach einem blutigen und verzweifelten Widerstande von fünf Stunden aus dem Labyrinthe der verdeckten Gänge heraus. Vier russische Generäle fielen in diesem Kampfe. Auch bei andern Verschanzungen wurde noch blutig gekämpft und der schwere Tag kostete den Franzosen, außer fünf Generalen, an 7000, den Engländern 2400 Mann an Todten und Verwundeten. Aber der Hauptzweck war erreicht; weil der Malakoffthurm die ganze Stadt beherrschte, so zog der russische Ober=Feldherr Gortschakoff seine Truppen über die Brücke, die er über den Hafen hatte schlagen lassen, auf die Nordseite des Meerbusens zurück, nachdem er die stolzen Bastionen auf der Südseite sämmtlich in die Luft gesprengt hatte. Und, was die Hauptsache war, die große russische Kriegsflotte mit Ausnahme eines einzigen Dampfschiffes, wurde nach vorher getroffener Anordnung in die Tiefe des Hafens versenkt, damit sie nicht den Verbündeten in die Hände fiele. Die Belagerung von Sebastopol hatte 349 Tage gedauert.

Es waren große Erfolge, aber damit waren auch die Vortheile der Verbündeten fürs erste zu Ende, denn die Russen hatten noch immer die nördlichen starken Werke jenseit der Meerenge in Besitz und zu einer Eroberung der ganzen Krimm'schen Halbinsel, um die russische Armee von ihrer

Verbindung mit dem übrigen Rußland abzuschneiden, waren die Verbündeten zu schwach und die Beschaffenheit des Bodens zu ungünstig. Wenn aber Rußland Opfer zu bringen bereit war, so konnte jetzt, nach dem Siege, mit Ehren ein Friede geschlossen werden. Auch Rußland konnte mit Ehren einen Frieden annehmen, weil es in Klein-Asien einen bedeutenden Sieg über die Türken durch die Eroberung der wichtigen Festung Kars erfochten, und weil es sich augenfällig herausgestellt hatte, daß es von der Seite der Ostsee fast unangreifbar ist; denn die stärksten Flotten, welche England je in die Ostsee gesendet hat, konnten weder im J. 1854 unter dem tapfern Admiral Napier noch im J. 1855 unter dem Admiral Dundas, den festen Küstenplätzen, und namentlich dem Hafen der russischen Ostseeflotte zu Kronstadt, irgend etwas anhaben. Die Eroberung des unbedeutenden Bomarsund auf den Alandsinseln brachte gar keine Entscheidung. Allein Rußland hatte durch den Krieg, durch die unermeßlichen Märsche in den öden Steppen des Südens, durch Seuchen und Mangel, an 500,000 Menschen verloren, hatte eine große Schuldenlast angehäuft, und die Stockung des Handels hatte den besitzenden Klassen einen sehr großen Schaden zugefügt und so drängte die Erschöpfung des Reiches eben so sehr als die milde Gesinnung des Kaisers Alexander zur Beendigung des Krieges. Die Vermittlung Oestreichs wurde wieder thätig und zu aller Welt Freude wurde am 25. Febr. ein Friedenscongreß zu Paris eröffnet und schon am 10. März der Friede wirklich abgeschlossen. Er brachte wichtige Vortheile für die Westmächte, ja für ganz Europa. Rußland trat die Donaumündungen mit einem kleinen Landstriche an die Türkei ab und diese verpflichtete sich, den Handel durch dieselben allen Nationen frei zu geben. Auch am schwarzen Meere sollte Rußland keine Kriegshäfen mehr halten wie die Pforte, so daß also auch der Handel auf dem schwarzen Meere allen Nationen gesichert war; das Protectorat Rußlands über die Donaufürstenthümer sollte gänzlich aufhören und die Regierung und Verfassung derselben durch die Großmächte geordnet werden; die Türkei sollte allen ihren christlichen Unterthanen gleiche Rechte mit den muhamedanischen einräumen und nicht Rußland allein, sondern alle Großmächte, sollten über der Erfüllung dieser Bedingungen wachen. Sebastopol und Kertsch am Asowschen Meere, welches die verbündete Flotte auch im Sommer 1855 eingenommen hatte, wurde an Rußland und von diesem wurde Kars an die Türkei zurückgegeben. Kriegskosten wurden Niemand auferlegt.

So endete dieser blutige Krieg, welcher nach genauen Berechnungen nicht weniger als 740,000 Menschen das Leben gekostet hat; denn außer den 500,000 Russen, gingen an 80,000 Franzosen, 25,000 Engländer und 35,000 Türken verloren, und von der ganzen Summe nur ein Viertheil durch die Schlachten, ein Beweis für die große Wichtigkeit der Verpflegungsanstalten und die Pflicht, sie mit Treue und Gewissenhaftigkeit zu verwalten.

Von den Hoffnungen, welche sich an die Beendigung des orientalischen Krieges knüpften, ist allerdings nicht viel in Erfüllung gegangen. Die Donaufürstenthümer, welche eine Scheidewand zwischen Rußland und der Türkei bilden sollten, haben sich zwar vereinigt und einen gemeinschaftlichen Hospodar in der Person des Fürsten Couza erwählt, allein dieser hat einen geordneten Zustand nicht herstellen können, er ist vielmehr durch eine Revolution gezwungen, am 23. Febr. 1866 sein Amt niederzulegen. Dazu besteht

die Oberhoheit des türkischen Sultans nur dem Namen nach, und der Verfall des türkischen Reiches ist immer sichtbarer hervorgetreten.

Der neue Sultan Abdul-Aziz, der im Jahre 1861 nach dem Tode seines Bruders Abdul Medschid die Regierung angetreten hat, hat die Hoffnungen, die er im Anfange erregte, nicht gerechtfertigt. Die Finanzen sind und bleiben zerrüttet, die christlichen Unterthanen gehorchen mit Widerwillen, und nur die Eifersucht der großen christlichen Mächte verhindert, daß die Türken nicht nach ihren alten Sitzen in Asien zurückgetrieben, oder ganz unterworfen werden. Die orientalische Frage, wie man diesen Zustand der Dinge im Südosten unseres Welttheils nennt, ist noch nicht gelöst. Andere, noch näher liegende Aufgaben haben die Völker in Spannung und Thätigkeit erhalten.

190. Der Aufstand in Indien

hat die Herrschaft Englands in den Jahren 1857 und 58 in diesem seinem größten Gebiete in große Gefahr gebracht. Der orientalische Krieg hatte die Regierung veranlaßt, einen großen Theil der englischen Truppen aus Indien nach Sebastopol abzurufen; diesen Augenblick benutzten die in englischem Solde stehenden einheimischen Truppen, die Sipois, sich gegen die Herrschaft der Europäer zu empören. Sie überwältigten die schwachen Besatzungen in den von den Hauptstädten entfernteren Gegenden des Landes, ermordeten in ihrem, durch religiösen Fanatismus gesteigerten Nationalhasse alle Europäer, Männer, Weiber und Kinder, und verübten die entsetzlichsten Grausamkeiten. Der Hauptsitz des Aufruhrs war Delhi, die alte Hauptstadt des Großmoguls. Aber die Tapferkeit und die kriegerische Ueberlegenheit der wenigen in Indien gebliebenen europäischen Truppen und der Heldenmuth ihrer Anführer bewährten sich auf die glänzendste Weise. Das Einzelne dieser Kämpfe kann hier nicht ausführlich erzählt werden, aber die Namen der Generale Lawrenze, Wilson, Havelock, Outram, verdienen den berühmtesten Helden der englischen Geschichte beigezählt zu werden. Noch ehe die Hülfe aus Europa ankam, war die Hauptstadt Delhi den Aufrührern entrissen, und im Jahre 1858 wurden die einzelnen Schaaren derselben, die ohne den rechten Zusammenhang kämpften, in vielen blutigen Gefechten niedergeschlagen.

Bis dahin war die eigentliche Regierung des großen Landes mit mehr als hundert Millionen Einwohner in den Händen der ostindischen Compagnie gewesen, welche auch die Kosten der Armee und der Verwaltung tragen mußte. Dieses unnatürliche Verhältniß' wurde nun geändert. Indien wurde unter die unmittelbare Regierung der englischen Krone gebracht und die Minister Englands sind für die Verwaltung Indiens durch den von ihnen gewählten Statthalter verantwortlich. Es ist seitdem eine ruhigere und gedeihlichere Zeit für Indien eingetreten, ja, die Gefahr des Uebermaßes des in den Händen Einzelner oder vereinigter Gesellschaften sich häufenden Reichthums, besonders seit der amerikanische Krieg, von welchem später die Rede sein wird, den Baumwollenbau in die fruchtbaren Gegenden Indiens verpflanzt hat, droht Verderben. Die Krankheit des leidenschaftlichen Strebens nach schnellem Reichthum hat die Europäer und die wohlhabenden Eingeborenen um so verderblicher ergriffen, als das Gegengewicht religiöser und sittlicher Strenge dort noch weniger Kraft hat, als in dem Mutterlande England, wo die Festigkeit der bürgerlichen Einrichtungen und die allgemeine Achtung der

Nation vor dem Gesetze die schlimmen Versuchungen, die auch in England nicht ausgeblieben sind, bis jetzt glücklich überwunden haben. Auch der Tod des Prinzen Albert, Gemahl der Königin Victoria, im Jahre 1861, hat den öffentlichen Angelegenheiten keine andere Wendung gegeben, so groß dieser Verlust auch von der Königin und dem ganzen Lande betrauert wurde. Es war ein edler, hochherziger Charakter und die Königin hatte an ihm den klarsehendsten Rathgeber.

Die Politik der englischen Regierung ist in neuerer Zeit vielleicht etwas zu ängstlich und, zum Nachtheil für Englands Einfluß auf das übrige Europa, dahin gerichtet gewesen, sich in die Bewegungen der übrigen Länder nicht einzumischen, und jedenfalls sich in keinen Krieg hineinziehen zu lassen — und an Streit und Krieg hat es in den letzten 6 Jahren nicht gefehlt, weder in Europa, noch jenseits des Atlantischen Oceans.

191. Der italienische Krieg im Jahre 1859 und seine Folgen.

Nach der Ruhe weniger Jahre erging von derselben Stelle, von welcher die Erschütterungen der europäischen Welt seit 70 Jahren ausgegangen waren, ein neuer Aufruf zum Kriege. Der Kaiser Napoleon, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte, die Demüthigung Frankreichs in den Jahren 1814 und 15 in ihren Folgen wieder auszutilgen, hatte durch den orientalischen Krieg diesen Zweck gegen Rußland erreicht, aber auch Oestreich sollte die Strafe für den Verrath an Napoleon I., den Louis Napoleon in dem Sturze desselben erblickte, fühlen, und zugleich wollte er auch die Genugthuung haben, sich selbst an die Spitze der französischen Heere zu stellen und der Welt zu zeigen, daß er auch als Feldherr seines großen Oheims nicht unwürdig sei. Diese Beglaubigung fehlte ihm noch bei der französischen Nation.

Der wunde Fleck, wo Oestreich am empfindlichsten anzugreifen war, war Italien, denn da war seine Herrschaft und sein Uebergewicht, wenigstens bei einem großen Theile der Nation, verhaßt. Es waren wiederholte Aufforderungen an Louis Napoleon ergangen, Italien von der östreichischen Herrschaft zu befreien; als er damit zögerte, entstanden Verschwörungen von Italienern gegen sein Leben, und nachdem mehrere vereitelt waren, warf ein Italiener Orsini mit einigen Mitverschworenen am 14. Januar 1858 vier mit Knallsilber gefüllte Kugeln auf den kaiserlichen Wagen, als Napoleon mit der Kaiserin Abends in die Oper fuhr. Sie platzten mit fürchterlicher Gewalt, tödteten und verwundeten Menschen und Pferde, und einige Splitter verwundeten Napoleon selbst unbedeutend am Kopfe. Orsini bekannte vor seiner Hinrichtung, daß der Eifer für die Befreiung Italiens ihn zu seiner That getrieben habe; denn wenn Napoleon aus der Welt ginge, so werde eine allgemeine Revolution ausbrechen, in welcher auch Italien seine Freiheit wieder gewinnen werde.

Seit dieser Zeit betrieb Napoleon eifrig Kriegsrüstungen, und am 1. Januar 1859 redete er den östreichischen Gesandten bei der Neujahrscour auf Mißhelligkeiten an, die zwischen den beiden Regierungen obwalteten. Dieses Wort lief durch ganz Europa als eine Drohung neuer Stürme, und diese brachen auch im Sommer los, ungeachtet England und Preußen sich alle Mühe gaben, den Krieg zu verhindern, und Rußland den Vorschlag machte, einen Congreß der Großmächte zur Schlichtung der Streitfragen zusammen zu berufen. Aber Napoleon wollte keinen Congreß und keine

Vermittlung; zugleich wollte er aber nicht als der Angreifende erscheinen, um seinen Spruch, das Kaiserthum sei der Friede, nicht von neuem Lügen zu strafen. Er schob vielmehr Sardinien vor, und dessen ehrgeiziger Minister, Graf Cavour, mußte die Beleidigungen gegen Oestreich so weit treiben, daß dieses die Geduld verlor und von Sardinien, unter Androhung des Krieges, forderte, seine Kriegsrüstungen einzustellen und sein Heer von den lombardischen Grenzen zurückzuziehen. Als Victor Emanuel nicht gehorchte, mußte der Feldzeugmeister Giulay, den der Kaiser Franz Joseph anstatt des Fähigsten unter seinen Feldherren, des Generals Heß, des Schülers und Kampfgenossen von Radetzky, an die Spitze seines Heeres gestellt hatte, über den Grenzfluß Tessino gehen. Darauf hatte Napoleon gewartet. Er rückte als Bundesgenosse Sardiniens theils über die Alpen, theils über Genua, wohin ein Theil seines Heeres zu Schiffe gegangen war, in Italien ein, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, daß der bedächtige Giulay nicht Zeit und Muth gehabt hatte, rasch auf Turin loszugehen und die Vereinigung des französischen Heeres mit dem sardinischen zu verhindern. Vielmehr ließ er sich überflügeln und zum Rückzuge gegen die mailändische Grenze nöthigen.

Napoleon hatte seine im Kriege in Algier und vor Sebastopol geübten Truppen und Feldherren kommen lassen und stellte sich selbst an ihre Spitze. Durch seinen Scharfblick und seine besonnene Ruhe ersetzte er, was ihm an Kriegserfahrung fehlte, und im entscheidenden Augenblick setzte er sich auch selbst muthig der Gefahr aus, so daß er bald die volle Anerkennung des Heeres gewann. Mit Raschheit verfolgte er die Oestreicher und erreichte sie am 4. Juni bei Magenta, nicht weit vom Tessino. Es entspann sich ein heftiger Kampf; Napoleon selbst gerieth in Gefahr, und wären die östreichischen Heerhaufen nicht so zerstreut gewesen, so hätte diese erste Schlacht vielleicht mit einer Niederlage der Franzosen endigen können. Allein zur rechten Zeit kam der General Mac Mahon, einer der Erstürmer des Malakoff-Thurmes, den in Magenta bedrängten Franzosen mit seinen tapfern afrikanischen Regimentern zu Hülfe und die vom langen Kampfe ermüdeten gleichtapfern Oestreicher wurden aus Magenta vertrieben. Sie sammelten sich in kurzer Entfernung wieder und Giulay hätte am andern Morgen die Schlacht erneuern können, wenn er seine noch frischen Kräfte zur Stelle gehabt hätte; aber sie waren zu weit entfernt und so sah er sich genöthigt, sich in die von 4 Festungen gedeckte starke Stellung am Mincio-Flusse zurückzuziehen und Napoleon den Weg nach Mailand offen zu lassen, der auch schon am 8. Juni triumphirend in diese Hauptstadt der Lombardei einzog.

Noch war der Krieg nicht zu Ende, der Muth des östreichischen Heeres war keineswegs gebrochen, und der junge Kaiser stellte sich selbst an seine Spitze. Aber anstatt Napoleons Angriff in der starken Stellung zwischen den Festungen Mantua, Peschiera, Verona und Legnano zu erwarten, drang der junge Feldherr zum Angriff vor, um die Franzosen unerwartet auf Mailand zurückzuwerfen. Allein diese Bewegung war von den feindlich gesinnten Einwohnern an Napoleon verrathen, und als die Oestreicher am 24. Juni in der Frühe nach einem anstrengenden Nachtmarsche in Solferino ankamen, stießen sie auf den völlig kampfbereiten Feind und mußten ohne Erquickung ins Gefecht gehen. Es wurde vom Morgen 5 Uhr bis zum Nachmittage mit der größten Erbitterung zwischen den steinernen Häusern und Mauern des Ortes und in seiner Nähe geführt und wogte hin und

her. Es waren hier und auf den übrigen Theilen des Schlachtfeldes wohl 300,000 Mann gegen einander im Kampfe. Allein die Franzosen wurden immer durch neue Truppen verstärkt, denn Napoleon setzte alles daran, hier das Centrum der östreichischen Stellung zu durchbrechen, und es mußte ihm wohl gelingen, da die östreichische Schlachtlinie wieder zu weit ausgedehnt war; die beiden Flügel umfaßten einen Raum von 4 Stunden. Die Oestreicher mußten weichen und der Sieg, den der tapfere General Benedeck auf dem rechten Flügel über die sardinische Armee erfochten hatte, konnte nicht verfolgt werden. Die Oestreicher hatten an diesem heißen Tage 12000 Mann an Todten und Verwundeten und 8000 an Gefangenen verloren. Der Verlust der Franzosen an Gefallenen war noch größer, denn die Tyroler Scharfschützen hatten in dem Straßenkampfe eine arge Verwüstung unter ihnen angerichtet.

Außer dem Venetianischen und dem Festungsgebiete, auf welchem die Oestreicher jetzt standen, war nicht nur ihr eigenes italienisches Gebiet verloren gegangen, sondern auch ihre Bundesgenossen und Schützlinge, der Großherzog von Toskana, der Herzog von Modena und die Regentin Marie Louise von Parma mit ihrem Sohne, waren aus ihren Ländern vertrieben worden. Dennoch konnten die Festungen noch lange vertheidigt werden und in Deutschland wurde gerüstet, um Oestreich nicht unterliegen zu lassen. Der Prinz-Regent von Preußen hatte von seinen 9 Armeecorps 6 in Kriegsbereitschaft gesetzt. Der Krieg konnte sich noch weithin verbreiten und in die Länge ziehen. Alles war in gespannter Erwartung. Sie verwandelte sich plötzlich in Erstaunen, als die Nachricht aus Italien erscholl, daß die beiden Kaiser in Villafranca zusammengekommen wären und am 11. Juli einen vorläufigen Frieden geschlossen hätten, dessen Bedingungen in einer förmlichen Friedenshandlung in Zürich weiter ausgebildet werden sollten. Diese Bedingungen lauteten:

1. Oestreich tritt die Lombardei mit der Hauptstadt Mailand an Napoleon ab, der sie dem Könige Victor Emanuel als Theile seines Reiches überlassen wird. Dagegen behält Oestreich die vier Festungen, von denen Mantua und Peschiera eigentlich zur Lombardei gehören, zum Schutze für Venedig und seine Alpenübergänge nach Deutschland.

2. Italien wird ein Bundesland, wie Deutschland, unter dem Vorsitze des Papstes, und Oestreich tritt für Venedig diesem Bunde bei.

3. Die Fürsten von Toskana und Modena kehren in ihre Länder zurück, wenn diese Länder ihre Rückkehr wünschen.

4. Eine allgemeine Amnestie wird erlassen.

Diese Bedingungen waren günstiger, als man erwarten konnte, und wenn der Plan eines italienischen Staatenbundes mit redlichem Willen von allen Seiten ausgeführt wurde, so konnte sich allmälig ein zufriedenstellender Zustand entwickeln. Am meisten Verwunderung erregte Napoleons Mäßigung, der mit den Worten über die Alpen gegangen war: „Italien muß von den Alpen bis an die Adria frei werden!" Dieses Wort ging nicht in Erfüllung und Frankreich bekam für seine großen Opfer gar keine Entschädigung. Napoleon hat als Gründe seines friedlichen Entschlusses selbst ausgesprochen: „Der Krieg habe eine zu große Ausdehnung anzunehmen gedroht, indem Deutschland mit in den Kampf habe treten wollen, und um denselben glücklich für Frankreich durchzuführen, würde er die Revolution im großen Maßstabe zu Hülfe zu nehmen genöthigt gewesen sein." —

Er deutet damit ohne Zweifel auf Ungarn hin, wo schon durch Kossuth und andere Flüchtlinge ein Aufruhr gegen Oestreich eingeleitet war. Ob und welche andere Beweggründe in der Seele des räthselhaften Mannes zu seinem unerwarteten Entschlusse mitgewirkt haben mögen, — wer kann es ergründen? So viel ist gewiß, daß die Bedingungen des Friedens nur zum kleineren Theil in Erfüllung gegangen sind und daß schließlich Frankreich doch durch die Erwerbung von Nizza und Savoyen einen reellen Gewinn aus der italienischen Bewegung gezogen hat.

Die Revolution wollte Napoleon, seiner Erklärung nach, für den weiteren Krieg nicht zu Hülfe nehmen, allein der Revolution in Italien, die einmal im Gange war, ließ er freien Lauf; die Nation sollte die freie Wahl ihrer Herrscher haben, und so bildeten sich in Parma, Modena, Toskana und selbst in mehreren päpstlichen Provinzen, mit Bologna an der Spitze, auf Cavours Antrieb, Parteien für eine Vereinigung mit Sardinien, damit wenigstens Nord- und Mittelitalien ein starkes italienisches Königreich bilden möchte. Sie wählten sich ihre Obrigkeiten und sammelten ein kleines Heer Freiwilliger unter entschlossenen Anführern. Selbst England billigte diese Bewegungen, weil es von einem freien Italien Vortheile für seinen Handel durch freie Einfuhr erwartete; und so geschah es, daß in den Jahren 1859 und 60 eine Landschaft nach der andern sich dem Könige Victor Emanuel zur Einverleibung in sein Königreich darbot. Nur der kleinere Theil des Kirchenstaates verblieb dem Papste. Es fehlte nur noch Napoleons Einwilligung. Er gab sie dafür, daß der König die Grafschaft Nizza und das Herzogthum Savoyen an Frankreich abtrat. Dieses bekam dadurch den Uebergang über die Alpen in seine Gewalt und konnte in wenigen Tagen mit seinen Truppen die Hauptstadt Turin erreichen.

Europa rührte sich nicht gegen diese unerhörten Vorgänge. England wurde durch das Versprechen von Handelsvortheilen beschwichtigt, Oestreich hatte genug mit sich selbst zu thun, der Papst protestirte und sprach sogar den Kirchenbann über diejenigen aus, welche die Insurrektion des Kirchenstaates und die Einverleibung der Romagna in Sardinien befördert hätten, aber das Wort verhallte ohne merkliche Wirkung. Halb Italien, außer Venetien und Rom mit seiner nächsten Umgebung, war nun unter Einer Herrschaft vereinigt; aber die Annexionspartei blieb dabei nicht stehen. Garibaldi, der schon in dem eben beendigten Kriege eine Freischaar gebildet und die Oestreicher im Rücken bedrängt hatte, landete mit seinen Freiwilligen am 12. Mai 1860 bei Marsala auf Sicilien, drang bei Palermo vor und nöthigte die neapolitanischen Truppen, die Stadt zu räumen. Er nannte sich Dictator und setzte eine neue Regierung über Sicilien ein. Die ganze Insel erhob sich und wurde, mit Ausnahme der Citadelle von Messina, von den Neapolitanern geräumt. Darauf ging Garibaldi über die Meerenge nach Calabrien hinüber und rückte gegen Neapel vor. Die Minister des Königs und zum Theil auch die Truppen zeigten sich unzuverlässig und so verließ Franz II. ohne Kampf seine Hauptstadt und zog sich mit seiner Gemahlin nach Gaëta zurück; hier sammelten sich 25,000 Mann treugebliebener Truppen um ihn. Garibaldi zog in Neapel ein und ernannte auch hier eine Regierung, allein Gaëta wagte er nicht anzugreifen Bis dahin hatte er auf seine eigene Hand, als Befreier Italiens, gehandelt, jetzt zeigte es sich aber, daß er mit der Regierung in Turin im Einver-

ständniß war, denn piemontesische Truppen zogen heran, nahmen Capua ein und belagerten Gaëta. Ja, am 28. October zog Victor Emanuel selbst in Neapel ein und wurde von den Kammern in Turin, als hätten sie über das Schicksal von ganz Italien zu entscheiden, ermächtigt, das Königreich beider Sicilien zu annectiren, — dieses Wort diente von nun an dazu, den Länderraub zu beschönigen. Frankreich und England hatten ja das Recht der Selbstbestimmung der Nationalitäten proclamirt. Doch bewirkte das Gefühl der Scham so viel bei Napoleon, daß er durch seine Flotte eine Zeit lang einen Angriff von der Seeseite auf Gaëta verhinderte, während der König Franz und seine junge heldenmüthige Gemahlin, Maria von Baiern, die Besatzung durch ihre Theilnahme an allen Gefahren zur tapfersten Gegenwehr begeisterten. Allein nachdem der König der kriegerischen Ehre genug gethan zu haben schien, zog Napoleon seine Flotte im Januar 1861 aus dem Hafen zurück, sardinische Schiffe beschossen Gaëta auch von der Seeseite, große Pulvermagazine sprangen in die Luft und eröffneten Breschen. Da kapitulirte Gaëta am 13. Februar und der König verließ mit seiner Gemahlin die Stadt auf einem französischen Schiffe und begab sich nach Rom.

Im März wurde aus allen Theilen Italiens ein Parlament nach Turin zusammenberufen und erklärte Victor Emanuel zum König von Italien. Der Mittelpunkt dieses Reiches sollte Rom werden, wie das Graf Cavour öffentlich im Parlamente erklärte, der Papst sollte sich mit der geistlichen Herrschaft über die katholische Welt begnügen. So weit wollte es jedoch Napoleon nicht kommen lassen; er würde alle katholischen Länder, so wie die Geistlichkeit Frankreichs selbst, sich zu Feinden gemacht haben. Er behielt Rom besetzt und hinderte die Sardinier, in das dem Papste noch gebliebene Gebiet einzufallen. Die Erhaltung der weltlichen Macht des Papstes wurde ein Glaubensartikel der katholischen Welt. Auch Napoleon erklärte sich immer entschiedener dafür und um demselben eine vertragsmäßige Garantie zu verschaffen, hat er am 15. September 1864 mit Victor Emanuel einen Vertrag geschlossen, in welchem er sich verpflichtet hat, im Laufe von 2 Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, wenn Victor Emanuel gelobe, weder selbst einen Angriff auf Rom und das römische Gebiet zu machen, noch auch zu dulden, daß ein solcher etwa von aufständischen Schaaren gemacht werde. Und um einen thatsächlichen Beweis zu liefern, daß er den Gedanken, Rom zur Hauptstadt des Königreichs Italien zu machen, hat Victor Emanuel seinen Sitz von Turin, zum großen Verdrusse der Turiner, im Jahre 1865 nach Florenz, als der künftigen Hauptstadt Italiens, verlegen müssen, und die Räumung Roms von den französischen Truppen hat gegen Ende des Jahres begonnen.

Doch ehe es soweit kam, hatte der unruhige Garibaldi noch einmal einen kurzen Sturm erregt. Auf das Drängen von Jungitalien und von seiner eigenen Ungeduld getrieben, versammelte er im Jahre 1862 eine Schaar von Freiwilligen auf Sicilien, unter dem Feldgeschrei: „Rom oder Tod!“ wodurch sein Ziel deutlich genug ausgesprochen war. Victor Emanuel verbot die tollkühne Unternehmung; Garibaldi gehorchte nicht, sondern ging nach dem festen Lande über, um dort sein kleines Heer zu vergrößern. Aber die piemontesischen Truppen verfolgten ihn und erreichten ihn bei Aspromonte. Nach kurzem Widerstande wurde seine Schaar überwältigt und gesprengt und er selbst, am Fuße verwundet, gefangen

genommen. Sein Ansehen in Italien war jedoch so groß, daß die Regierung ihn nicht als Rebellen zu bestrafen wagte. Der König sprach eine Amnestie aus und die berühmtesten Aerzte aus Italien, Paris und England eilten herbei, Garibaldi's Wunde zu heilen. Es ging damit sehr langsam; erst nach längerer Zeit konnte er wieder halbgeheilt nach seiner Insel Caprera zurückkehren. Hier sitzt er unthätig und unmuthig, ermuntert aber, seiner Rolle getreu, durch Schrift und Wort Empörungen gegen Regierungsgewalt, wo sie sich nur finden.[1])

Das Königreich Italien kämpft fortwährend mit Geldverlegenheiten. Durch den Krieg und die unverhältnißmäßige Stärke des Heeres auch nach dem Kriege, um den unruhigen Köpfen zu Liebe beständig die Oestreicher in Venedig zu bedrohen, sind Anleihen über Anleihen nöthig geworden, so daß das Reich unter der Schuldenlast von mehr als 8000 Millionen Franken erdrückt wird.

Im Jahre 1865 scheint endlich mehr Besonnenheit eingekehrt zu sein. Das Heer wird vermindert und Victor Emanuel ist bestrebt, sich mit dem Papste auszusöhnen und die verworrenen kirchlichen Verhältnisse in seinem Reiche wieder zu ordnen. Wenn die revolutionäre Partei ihm die Ruhe dazu läßt, die inneren Verhältnissen zu befestigen, und entwickeln sich die reichen Hülfsquellen, die in dem gesegneten Lande liegen, so kann das italienische Königreich einen bedeutenden Platz unter den europäischen Mächten einnehmen, denn seiner Einwohnerzahl von 27 Millionen nach steht es auf dem 5. Platze in der Reihe und übertrifft z. B. Preußen um 8 bis 9 Millionen Einwohner.

192. Die Revolution in Griechenland.

Dem milden und gerechten König Otto von Griechenland hat es sein unruhiges, veränderungssüchtiges Volk, welches lieber von Raub und Beute leben, als durch fleißige Bearbeitung des Bodens und rechtlichen Handel Wohlstand erwerben will, nicht verzeihen können, daß er ein Ausländer und Katholik ist, und nicht, dem Drängen unruhiger Köpfe folgend, den Türken die übrigen Provinzen des alten Griechenlands hat entreißen wollen. Im October 1862 entstand ein Aufruhr, das Militair in Athen versagte den Gehorsam, der König Otto mußte auf einem englischen Schiffe Schutz suchen und nach seiner Heimath Baiern zurückkehren. Es bildet sich eine provisorische Regierung und spricht die Absetzung des Königs Otto unter nichtigen Vorwänden aus. Die Schutzmächte England, Frankreich

---

[1]) Charakteristisch für die Stimmung unserer Zeit, aber auch für die Urtheilsunfähigkeit der großen Menge, ist der Garibaldi-Cultus, wie man ihn nennen kann. Dieser Mann, der weder als Feldherr noch als Staatsmann sich irgend ausgezeichnet hat und dem die Geschichte niemals den Namen eines großen Mannes geben wird, ist, weil er den Namen Befreier führt, zum Ehrenbürger von 90 Städten, Flecken und Dörfern ernannt, ist Ehrenpräsident von 120 Gesellschaften, besitzt 21 Ehrendegen, worunter 11 aus dem Auslande, und hat über 2000 Adressen und Huldigungen erhalten. Er hat im Ganzen 4500 Pathenstellen vertreten müssen und etwa 2000 Knaben sind auf seinen Namen getauft. Auf der Insel Caprera, wo fast nie ein Schiff anhielt, sind seit dem Jahre 1859 mehr als 120 Dampfer gelandet und haben ca. 16000 Personen ausgeschifft, um Garibaldi zu huldigen.

Zur Ehre gereicht ihm übrigens die Offenheit, womit er seine Lebensaufgabe verfolgt, und eben so seine Uneigennützigkeit. Von den mehr als eine Million betragenden Geschenken, die ihm angeboten sind, hat er nur 15 bis 20,000 Franken angenommen, während seine Einkünfte nur 3000 Franken betragen sollen.

und Rußland lassen nach dem beliebten Grundsatze der Nichtintervention das Unrecht geschehen. Die Griechen wollen den zweiten Sohn der Königin Victoria, den Prinzen Alfred, zum König haben, die Mutter verweigert ihre Einwilligung, weil sie den Widerspruch von Frankreich und Rußland voraussieht. Nun wird die Krone Griechenlands förmlich ausgeboten. Der Vater des Königs von Portugal, ein Prinz von Koburg schlägt sie aus; eben so der regierende Herzog von Koburg-Gotha. Wer will auch eine Krone, die nach der Laune einiger Parteiführer wiedergenommen werden kann? (Vor Jahren hatte ein dritter Koburger, der nachherige König Leopold von Belgien, schon die griechische Krone ausgeschlagen.) Endlich bleibt England bei dem minderjährigen Prinzen Wilhelm Georg von Dänemark, dem Sohne des neuen Königs Christian IX., stehen. England hatte sich den Haupteinfluß auf die Wahl dadurch verschafft, daß es versprochen, wenn die Griechen einen König nach seinem Sinne wählten, die jonischen Inseln, über welche England das Protectorat führte, an Griechenland abtreten zu wollen. Der Prinz Georg ist ein Bruder der Gemahlin Alexandra des Prinzen von Wales. Eine griechische Gesandschaft geht nach Kopenhagen und der Prinz nimmt als Georgios I. die Würde eines Königs von Griechenland an und zieht am 31. October 1863, nachdem er für volljährig erklärt ist, in Athen ein. Aber der als Rathgeber ihn begleitende Graf Sponneck, welcher dem Parteiwesen ernstlich widerstrebt, ist den Griechen verhaßt, die Ministerien, welche nach einander gebildet werden, können die Nationalversammlung nicht in Ordnung halten und im Jahre 1865 hat der König den Grafen Sponneck wirklich entlassen müssen. Ob der ganze Zustand dadurch gebessert wird, wenn die Schutzmächte nicht eingreifen, ist sehr zweifelhaft.

193. Rußland und die polnische Revolution.

Der Kaiser von Rußland ist seinem Grundsatze treu geblieben, die Wunden, die der orientalische Krieg seinem Reiche geschlagen hatte, durch weitgreifende Verbesserungen zu heilen und überhaupt eine, dem Zustande des übrigen Europa mehr angepaßte Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse einzuleiten. Am 9. Februar 1861 erließ er das wichtige Patent wegen Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern und der Beschaffung eines freien Eigenthums für dieselben. Er traf dabei allerdings auf den Widerstand der großen Gutsbesitzer und ebenfalls auf den Unverstand vieler Bauern, welche glaubten, von allen Verpflichtungen gegen ihre Gutsherren frei zu sein und ohne Entschädigung ein Eigenthum fordern zu können; allein der Kaiser ließ in der Emancipation der Bauern, die er als eine Hauptaufgabe seines Lebens ansah, nicht nach, und jetzt, 4 Jahre nach der Erlassung des Patents, ist die Freiwerdung der Bauern in dem größten Theile Rußlands in voller Ausführung begriffen. Daneben ist für den Unterricht des Volkes, wie des Adels und der vornehmeren Klassen, sehr viel geschehen; die Rechtspflege ist durchgreifend verbessert und die Schranken, welche den geistigen Verkehr mit dem Auslande durch Bücherverbote, so wie der freien Aeußerung der öffentlichen Meinung, im Wege standen, sind größtentheils weggeschafft. Rußland geht einer bedeutenden Zukunft entgegen.

Auch für das Königreich Polen hatte der Kaiser Alexander die wohlwollendsten Absichten und setzte, um sein Vertrauen zu den Polen zu zeigen, seinen Bruder Constantin als Statthalter dort ein, der mit seiner

ganzen Familie seinen Wohnsitz in Warschau nahm. Allein der revolutionäre Geist, der das ganze Zeitalter ergriffen hat, ließ die ruhige Entwicklung der kaiserlichen Absichten nicht zur Ausführung kommen; die ausgewanderten Polen in London und Paris regten die unzufriedene Partei in ihrem Vaterlande zum Aufstande auf und derselbe brach im Winter von 1862 auf 63, als die Regierung, um die gefährliche junge Bevölkerung aus den Städten wegzuschaffen, deren Aushebung für den Kriegsdienst verfügte, in hellen Flammen aus. Die junge Mannschaft entfloh in die Wälder, bewaffnete sich, so gut sie konnte; die alte, zu Hieb und Stich eingerichtete polnische Sense wurde wieder hervorgesucht, und in Warschau selbst wurden Mordversuche auf den General Lüders und den Großfürsten Constantin gemacht. Dieser verließ Warschau mit seiner Familie und ein sehr energischer Statthalter, der alte General Graf Berg, wurde hingeschickt, der denn auch den offenen Ausbruch der Revolution in der Hauptstadt zu verhindern wußte. Doch wurde es bald offenbar, daß eine über das ganze Land verbreitete geheime Gesellschaft die Leitung des Aufruhrs in der Hand hielt. Ihre Befehle wurden pünktlicher befolgt, als die des russischen Statthalters und auch die von der Regierung eingesetzten polnischen Beamten bewiesen sich häufig untreu. Die Häupter der geheimen Regierung konnten die Russen längere Zeit eben so wenig entdecken, als die geheimen Druckereien, welche deren Befehle verbreiteten.

Dazu wurde der Aufruhr durch die öffentliche Meinung in England, Frankreich, Italien, Schweden, sogar häufig in Deutschland, in seiner Zuversicht bestärkt. Es kamen Menschen, Waffen und Geld aus allen Ländern zu Hülfe; es zeigte sich sogar, daß die Verschwörung ihre Verzweigungen bis in die älteren polnischen Provinzen Rußlands, Litthauen, Volhynien, Podolien und in die polnischen Provinzen Preußens und Oestreichs verbreitet hatte. Rußland mußte sein ganzes Heer auf den Kriegsfuß stellen. Die Gefahr, die von Polen aus ganz Europa bedrohte, wenn Polen, Posen, Galizien, Ungarn, Italien, sich die Hände reichten, bewog die Regierungen von England, Frankreich und Oestreich, dem Kaiser von Rußland Vorstellungen zu machen, Polen dadurch zu befriedigen, daß er denselben eine eigene nationale Regierung gäbe. Der Kaiser willigte dazu ein, sobald der Aufruhr bezwungen sein werde, allein dieser breitete sich immer weiter aus und die geheime Regierung übte ihre Gewalt durch Mörder, die unter dem Namen von Hänge-Gensd'armen alle diejenigen aus dem Wege räumten, welche die ihnen abgeforderten Contributionen nicht entrichten wollten, auf eine so erschreckende Weise aus, daß sie Mittel genug in Händen hatte, um Waffen und Munition für die aufständischen Schaaren herbeizuschaffen. Diese Schaaren wurden zwar in den Gefechten mit den regelmäßigen russischen Truppen meistentheils geschlagen und zersprengt, allein der Schlupfwinkel in den großen Wäldern des Landes sind so viele, daß sie sich immer wieder in andern Gegenden sammelten und das Land umher brandschatzten.

Auf die Dauer jedoch mußten sich die Kräfte des Aufruhrs erschöpfen und die große Uebermacht Rußlands, welches immer neue Heerhaufen und sogar seine Garde nach Polen schickte, siegen. Fremde Hülfe, auf welche die Polen, besonders von England her, gerechnet hatten, blieb aus. Europa's Aufmerksamkeit war auch schon auf einen andern Kampf, nämlich Oestreichs und Preußens um Holstein und Schleswig gegen Dänemark, und sogar jenseits des Ozeans auf den Bruderkrieg in Amerika gerichtet. Und so geschah es, daß

die Schaaren des polnischen Aufstandes im Laufe des Jahres 1865 eine nach der andern vernichtet oder zur Flucht in's Ausland genöthigt wurden.

Der Kaiser Alexander that den wichtigen Schritt, auch für Polen die Freigebung der Bauern auszusprechen, wodurch die Macht des polnischen Adels gebrochen werden wird. Polen wird eine Provinz des großen russischen Reiches mit möglichst freier innerer Selbstverwaltung bilden. In welcher Form und Ausdehnung, darüber stehen die Anordnungen des Kaisers zu erwarten.

194. Der Krieg in Nordamerika.

Die beiden Theile der nordamerikanischen Union, die nördlichen, hauptsächlich Handel und Ackerbau treibenden und die südlichen, Baumwolle, Zucker und Kaffee bauenden, Provinzen, waren in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit so gründlich verschieden, daß ein Zusammenstoß ihrer Interessen schon lange vorauszusehen war. Der Norden kannte keine Sclaverei, der Süden konnte in seinem heißen Klima und den sumpfigen Gegenden, welche den Baumwollen-, Kaffee- und Zucker-Plantagen günstig sind, der an ein solches Klima gewöhnten Negersclaven nicht entbehren. Im Norden lebte eine freie Bevölkerung, die im Schweiße ihres Angesichts auf dem, den Urwäldern abgewonnenen Boden zerstreut, Korn, Weizen und Mais baute, oder zusammengedrängt in den Küstenstädten durch angestrengten Fleiß und kühne Handelsspeculationen möglichst schnell reich zu werden strebte, um ihren Reichthum in ländlicher Muße zu genießen. Alle waren der Sclaverei abhold, die Eifrigsten hatten sich verbunden, dieselbe mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Die Wahl des Präsidenten Lincoln, welcher ein Gegner der Sclaverei war, im Jahre 1861, gab den Anstoß zu einem Aufstande des Südens gegen den Norden, die verbundenen Sclavenstaaten, mit ungefähr 5 Millionen freier Einwohner, nannten sich Conföderirte und machten Richmond zu ihrer Hauptstadt; die Nördlichen behielten den Namen der Union bei. Die Feindseligkeiten begannen am Potomac-Flusse in Virginien, nicht weit von der unionistischen Hauptstadt Washington, doch schlugen die Conföderirten den Angriff der Unionisten bei Buls-Run tapfer zurück und waren überhaupt längere Zeit in den Kämpfen, die in denselben Gegenden, wo der Krieg angefangen hatte, hin und her schwankten, glücklich. Ihr Heer wurde besser angeführt und dauernder zusammengehalten, so daß es kampferfahrene Leute behielt, während das Nordheer theils aus Freiwilligen, theils aus für kurze Zeit ausgehobenen Milizen bestand, die nach Ablauf der Dienstzeit wieder auseinandergingen. Auch waren die Verpflegungsanstalten bei ihnen so schlecht, daß viel mehr Menschen an Mangel, Krankheiten und Desertionen verloren gingen, als in den Gefechten. Die sittliche Verderbniß in den großen Handelsstädten, besonders in New-York, kam auf eine erschreckende Weise zu Tage. Aus Gewinnsucht wurden bei den Lieferungen für das Heer die größten Betrügereien verübt und nicht blos von den Liferanten, sondern auch von den angestellten Dienern des Staates, die den Gewinn mit jenen theilten. Und das Verderben war so allgemein, daß die Betrügereien straflos blieben. Viele Menschen in Europa, welche die amerikanische Freiheit als das Ziel der Menschheit betrachtet hatten, wurden jetzt inne, daß eine gesetzmäßige Beschränkung der Freiheit im alten Europa doch besser sei, als die zügellose Freiheit der neuen Welt. Wie wenig diese Freiheit auch dazu beigetragen hatte, große Charaktere zu bilden, zeigte sich auffallend darin, daß unter den vielen Feldherren, die der Reihe

nach an die Spitze der Armee kamen, — denn der herrschende Parteigeist ließ auch die Anführer nicht lange im Amte, — nicht ein einziger großer General zum Vorschein kam, der durch entscheidende Siege dem Blutvergießen ein Ende machte.

Unter diesen Umständen mußte zuletzt wohl die Ueberzahl das Uebergewicht behalten. Der Norden konnte Hunderttausende nach einander in's Feld stellen und brachte zuletzt seine Heere auf eine Million Krieger, während die Kräfte des Südens sich umsomehr erschöpfen mußten, als keine Einwanderung aus Europa die Reihen wieder füllten, und als die überlegene Seemacht des Nordens die Häfen des Südens von aller Zufuhr abschloß. Zuletzt kämpften die beiden Generale, welche sich noch am Besten bewährt hatten, der General Grant von Seiten der Union und der General Lee von Seiten der Conföderirten, um die Hauptstadt derselben, Richmond, im Sommer 1865 in blutigen Gefechten. Die Stadt fiel aber, und zugleich wurde der General Lee von der Ueberzahl der Feinde so eng eingeschlossen, daß er sich am 9. April mit seinem noch übrigen Heere von etwa 20,000 Mann ergeben mußte. Seinem Beispiele folgten nach und nach die übrigen Anführer in andern Theilen des Landes, und in der Mitte des Sommers war der ganze Süden als unterworfen anzusehen.

Wie hat der Norden seinen Sieg benutzt? — Der Präsident Lincoln, der von neuem zum Präsidenten der Union gewählt war, hatte billige und gemäßigte Ansichten, es war zu erwarten, daß er dem Süden nach seinen eigenthümlichen Bedürfnissen eine gewisse Selbstständigkeit würde gelassen haben. Die Aufhebung der Sclaverei, die er bereits dekretirt hatte, würde zur Ausführung gekommen sein, aber nicht plötzlich und unbedingt, sondern stufenweise und unter solchen Bedingungen, daß die Plantagenbesitzer nicht auf einmal ihrer Arbeiter beraubt und die Sclaven nicht, in der Unfähigkeit ihre Freiheit zu gebrauchen, selbst ins Unglück gestürzt würden. Dieser verständigen Entwicklung der Dinge griff eine ruchlose Hand, zum Unglück aller Theile, durch Meuchelmord vor. Ein fanatischer Schauspieler, Wilkes Booth, ermordete am Abend des 14. April im Schauspielhause zu Richmond während des Schauspiels den Präsidenten Lincoln durch einen Pistolenschuß und entfloh darauf mit Hülfe einiger Verschworenen aus der Stadt; und ein anderer, Paine, brachte dem kranken Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Seward, mehrere Wunden bei, wurde aber ergriffen und später hingerichtet. Der Mörder Booth wurde verfolgt und eingeholt, und kam im Vertheidigungskampfe um.

Auf Lincoln folgte, der Verfassung gemäß, der Vicepräsident Johnson, der sich vom Schneider zu dieser Würde emporgeschwungen hatte, und äußerte sogleich die Absicht, mit den südlichen Rebellen, wie sie nun genannt wurden, nach aller Strenge zu verfahren. Selbst der Präsident der Conföderirten, Jefferson Davis, wurde gefangen genommen und in ein hartes Gefängniß geworfen, um vor ein besonderes Gericht gestellt zu werden. Neuerdings hat der Präsident Johnson in einzelnen Fällen gelindere Maßregeln ergriffen und Amnestien ertheilt, und scheint sich von dem Einflusse der extremen, rachsüchtigen Partei losmachen zu wollen.

Auf Europa hat der unselige amerikanische Krieg auch dadurch sehr nachtheilig zurückgewirkt, daß die Baumwollen-Ausfuhr aus den Sclavenstaaten plötzlich stockte und daß viele Spinnereien und Webereien in England, Frankreich und Deutschland genöthigt wurden, einen großen Theil

ihrer Arbeiter zu entlassen. Es entstand in manchen Fabrikgegenden eine so große Noth, daß alle Anstrengungen der Privatwohlthätigkeit dem Elende nicht abzuhelfen vermochte. Zum Glück fing man sehr bald an, auch in andern dazu geeigneten Ländern, in Ostindien, Aegypten, sogar in Italien, Baumwollenpflanzungen anzulegen, die schon nach ein und zwei Jahren eine unerwartet große Masse von Ballen liefern konnten. Wenn diese Cultur fortgesetzt wird, so ist es die Frage, ob Amerika je wieder in den vollen Besitz der Baumwollenlieferung kommen wird, denn es wird dieselbe nicht mehr so wohlfeil produciren und dadurch andere Länder überbieten können, wenn es die Baumwollenpflanzungen durch freie Arbeiter, statt durch Sclaven, bearbeiten lassen muß.

195. Das mexikanische Kaiserthum.

Noch ein anderer Theil Amerikas hat in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit und selbst die Mitwirkung Europas in Anspruch genommen. In Mexiko, diesem durch frühe Cultur merkwürdigen und seit der Besitznahme durch Ferdinand Cortez von Europa aus beherrschten Lande war, nach der Losreißung von Spanien im Jahre 1821 und nach einem bunten Wechsel der Regierungen, eine republikanische Regierung eingeführt, an deren Spitze der Präsident Juarez stand. Manche Beeinträchtigungen, welche der Handel einiger europäischen Länder erfahren hatte, bewogen die Regierungen von Frankreich, England und Spanien im Jahre 1862 eine vereinigte Flotte nach Mexico zu schicken, um Genugthuung zu fordern. Es zeigte sich aber bald, daß Frankreich nicht mit einer etwaigen Geldentschädigung zufrieden sein würde, sondern größere Plane im Auge habe und so zogen sich England und Spanien von der ganzen Unternehmung zurück. Die französische Flotte aber setzte Truppen ans Land, besetzte Vera-Cruz und der General Lorinzez schlug den Weg gegen die Hauptstadt Mexiko ein. Aber die Schwierigkeit der Wege und die Gefährlichkeit des Climas hinderten die Franzosen am schnellen Fortrücken; die mexikanische Regierung konnte ihre Truppen zusammenziehen, und da die Franzosen Puebla, die zweite Stadt des Reiches, angriffen, wurden sie zurückgeschlagen. Es mußten Verstärkungen und besonders Geschütze nachgeschickt werden, und nachdem die letzteren mit großer Anstrengung durch die schlechten Wege herangebracht waren, rückte der General Forey (einer der Helden von Sebastopol) von neuem gegen Puebla, mußte die Stadt aber einige Monate förmlich belagern. Erst am 17. Mai 1863 ergab sich der sie vertheidigende General Ortega mit 18,000 Mann. Darauf wurde die Stadt Mexiko ohne weiteren Widerstand eingenommen und eine Versammlung von Notabeln berufen, um über die Verfassung des Landes zu berathen. Es war aber vorgesehen, daß sie auf Napoleons Plan eingehen würden. Dieser hatte seinen Freund, den Bruder des Kaisers von Oestreich, den Erzherzog Ferdinand Maximilian, der eine Tochter des Königs Leopold von Belgien geheirathet hatte und dem er die Gaben zutraute, um ein in Unordnung gerathenes Land wieder aufzurichten, zum Kaiser für Mexiko ausersehen, und der Erzherzog, dessen lebhaften Geist eine solche Aufgabe ansprach, hatte sich willig erklärt. Die Notabeln in Mexiko wählten ihn und im April 1864 zog der neue Kaiser Maximilian in Mexiko ein, ließ sich mit seiner Gemahlin krönen und gab seinem Reiche eine auf liberale Grundsätze gebaute Verfassung. Allein die republikanische Partei war noch nicht unterdrückt

und fand in dem weiten Reiche noch immer Plätze zum Widerstand, und da Frankreich einen Theil seiner Truppen zurückzog, mußte der Kaiser Maximilian, um seinen aus Eingeborenen zu bildenden Truppen einen festen Kern zu geben, in Oestreich und Belgien mehrere Tausend Mann werben. Seine und französische Waffen waren im Ganzen auch glücklich und Juarez schien nahe daran zu sein, das Feld ganz räumen zu müssen; da trat die Besiegung der Conföderirten durch die Unionisten in Nordamerika ein und nun erhob sich die alte Eifersucht gegen alle Einmischung Europas in die Verhältnisse Amerikas, und namentlich gegen eine monarchische Regierung an ihren Grenzen, in den Siegern, mit neuer Schärfe. Die Regierung in Washington erklärte ihre Abneigung gegen den neuen Kaiserstaat unverhohlen, indem sie einen Gesandten bei der Republik Mexico ernannte, und im Congreß erheben sich Stimmen, welche geradezu Krieg gegen den Kaiser Maximilian fordern. In diesem Augenblicke scheut zwar die Regierung bei der großen Schuldenlast der Union einen großen Krieg, denn der Kaiser Napoleon würde seine Schöpfung in der neuen Welt nicht wieder vernichtet sehen wollen, und auch England würde leicht in den Conflict hineingezogen, wenn Amerika, in dem Uebermuthe seines Glückes, die Einverleibung Canada's in die große Union versuchen sollte. In der Aussicht auf einen möglichen Kampf dieser Art haben sich Frankreich und England wieder freundschaftlich genähert und unter Anderm im August 1865 ein großes Verbrüderungsfest ihrer Flotten in Cherbourg, Brest und Portsmouth gefeiert.

In wie weit ist nun auch Deutschland in einer Verfassung, um Stürme, welche die übrige Welt in Unruhe setzen können, von sich abzuwenden? Es wäre erwünscht, wenn wir diese Frage unbedingt günstig beantworten könnten.

196. Der Streit mit Dänemark wegen Schleswig-Holstein.

Die Forderungen, welche Deutschland, seit den Verträgen von 1851 und 52 mit Dänemark, für die Rechte Holsteins, und wegen der engen Verbindung mit Schleswig, auch für Schleswig, an den König von Dänemark zu machen berechtigt war, waren noch immer nicht erledigt, ja die eiderdänische Partei in Kopenhagen, die das Königreich Dänemark bis an die Eider ausgedehnt und das Herzogthum Schleswig ganz in Dänemark incorporirt haben wollte, bewog den König Friedrich VII. dazu, daß er am 30. März 1863 ein Patent erließ, durch welches Holstein und Lauenburg, als deutsche Bundesländer, von der Gesammtverfassung Dänemarks getrennt, Schleswig aber gänzlich mit Dänemark vereinigt werden sollte. Die deutschen Großmächte beantragten bei dem deutschen Bundestage, Holstein zum Unterpfande für die Verträge zu besetzen. Der Bundestag beschloß am 1. October die Execution; Dänemark rüstete Armee und Flotte. Ehe es aber zur Execution kam, starb der König Friedrich VII. unerwartet am 16. Nov. 1863 und der Herzog Christian von Holstein-Glücksburg, der nach einer Uebereinstimmung der großen Mächte durch das Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 zum Nachfolger des kinderlosen Friedrichs VII. bestimmt war, bestieg als Christian IX. den dänischen Thron und bestätigte am 2. Tage seiner Regierung, durch einen Volksauflauf gezwungen, die Verfassung vom 30. März 1863 und damit die Incorporation Schleswigs. Zugleich aber trat auch der Erbprinz Friedrich von Augustenburg

mit Erbansprüchen auf Schleswig-Holstein auf, weil nach deutschem Rechte im deutschen Bundeslande Holstein die weibliche Linie nicht regierungsfähig sei und Schleswig nicht von Holstein getrennt werden dürfe.

In ganz Deutschland regte sich der lebhafteste Enthusiasmus für den Gedanken, die beiden wichtigen Herzogthümer mit ihrer kernigten Bevölkerung mit Deutschland vereinigt zu sehen, und es bildeten sich überall Vereine für die Verwirklichung dieses Gedankens. Auch die Mehrheit der Regierungen war für die Besetzung Holsteins, vorbehaltlich der Entscheidung über die Erbfolgefrage. Dieser Beschluß wurde am 8. December 1863 von der Mehrheit des Bundestages gefaßt. Hannover und Sachsen sollten zusammen 12000 Mann Executionstruppen stellen, und diese rückten auch wirklich, unter dem Oberbefehle des sächsischen Generals von Hake, am 13. December in Holstein ein. Zur Unterstützung derselben sollten Preußen und Oestreich 50,000 Mann als Reserve bereit halten, wenn die Dänen Widerstand leisten würden. Die beiden Regierungen zogen sich aber von der Execution zurück, weil sie sich mit den übrigen deutschen Regierungen über die Art und Weise wie gegen Schleswig verfahren werden müßte, nicht einigen konnten, und erklärten, sie würden als Bevollmächtigte Deutschlands zu den Verträgen von 1851 und 52 und als europäische Großmächte auf eigne Hand Krieg gegen Dänemark anfangen. Eine Spaltung zwischen den beiden Großmächten und den übrigen deutschen Staaten, mit Ausnahme von Mecklenburg, Churhessen und einigen kleineren Staaten, die mit Oestreich und Preußen gestimmt hatten, nahm jetzt ihren Anfang.

Am 1. Februar 1864 gingen die östreichischen und preußischen Truppen über die schleswigsche Grenze und rückten gegen die Verschanzungen des Danewirks, die Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl, Neffen des Königs Wilhelm, die Oestreicher unter dem Befehle des Generals von Gablenz. Den Oberbefehl über Beide führte der 80jährige Feldmarschall Wrangel. Die Preußen griffen den Brückenkopf von Missunde zu unvorsichtig an und konnten ihn nicht nehmen, dagegen drangen die Oestreicher unter heftigen Gefechten gegen Schleswig vor und nahmen den Königsberg, dem Danewirke gegenüber, ein. Unterdeß war der Prinz Friedrich Karl an der Schlei hinuntergegangen, setzte mit 100 Kanonen bei Cappel hinüber und drohte, den Dänen den Rückzug vom Danewirke, welches sie wegen seiner langen Ausdehnung nicht überall besetzen konnten, abzuschneiden. Da verließen sie in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar das Danewirke und zogen sich, von den Oestreichern und Preußen lebhaft verfolgt, über Flensburg nach den Düppler Schanzen im Sundewitt und nach der Insel Alsen zurück. Die verschanzte Stellung bei Düppel war so stark, daß sie ohne förmliche Belagerung nicht genommen werden konnte. Der Prinz Friedrich Karl übernahm dieselbe mit dem größten Theile des preußischen Heeres, während die Garden mit den Oestreichern gegen Jütland zogen, Kolding besetzten und bis Aarhuus vorgingen. Fridericia wurde eingeschlossen.

Die Belagerung der Düppler Schanzen machte viele Schwierigkeiten. Die Wege waren für das schwere Geschütz fast unfahrbar; das Wetter war kalt und stürmisch, die Soldaten mußten in Schlamm und Wasser die Laufgräben aufwerfen; die dänischen Panzerschiffe konnten die Küste mit ihren Geschützen bestreichen und hinderten die Umgehung der dänischen Stellung. Erst am 18. April konnte mit Anbruch des Tages der allgemeine Sturm auf die Schanzen gewagt werden, nachdem dieselben durch

das preußische Geschütz fast zerstört waren. Dennoch vertheidigten sich die Dänen auf das Hartnäckigste. Aber mit der größten Tapferkeit und Todesverachtung erstürmten die zum großen Theile noch jungen preußischen Krieger die Schanzen eine nach der andern. In zwei Stunden waren sie alle, nebst dem Brückenkopfe von Sonderburg, der den Uebergang nach der Insel Alsen deckte, erobert, 3000 Dänen gefangen, 2500 getödet oder verwundet. Es war ein glorreicher Tag für das preußische Heer, welches ebenfalls empfindliche Verluste, auch an ausgezeichneten Offizieren, erlitt. Unerwartet verließen darauf die Dänen am 29. April die Festung Fridericia an der Grenze von Jütland, in der Furcht, sie gegen die vereinigte östreichisch-preußische Macht doch nicht vertheidigen zu können und dann auch noch den Theil des schon geschwächten Heeres, der die Besatzung bildete, zu verlieren.

Ein Seetreffen zwischen einigen östreichischen und dänischen Schiffen in der Gegend von Helgoland hatte keinen entscheidenden Erfolg, zeigte aber die Tapferkeit der östreichischen Seeleute.

Um dem blutigen Kriege vielleicht auf dem Wege des Vergleichs ein Ende zu machen, versammelte sich schon gegen Ende Aprils eine Conferenz in London, an welcher, außer den kriegführenden Mächten, auch England, Frankreich, Schweden und der deutsche Bund theilnahmen. Es wurde zuerst ein Waffenstillstand bis zum 26. Juni verabredet. Die weiteren Verhandlungen der Conferenz gaben aber, zum Theil wegen Dänemarks Unnachgiebigkeit, kein Resultat, und nachdem am 26. Juni der Waffenstillstand abgelaufen war, gingen die Preußen in der Nacht des 29. Juni auf in der Stille zusammengebrachten Booten über den Alsener Sund, überraschten die Dänen, eroberten ihre Schanzen so wie die Stadt Sonderburg, und trieben die Dänen auf ihre Schiffe zurück, nachdem sie gegen 3000 Mann gefangen genommen hatten.

Nach diesen Unglücksfällen trug Dänemark auf Frieden an, und auf einer Conferenz zu Wien wurde zuerst ein Waffenstillstand und am 30. October 1864 der Friede zwischen Oestreich, Preußen und Dänemark geschlossen, in welchem die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg den beiden deutschen Großmächten zur freien Verfügung abgetreten wurden. Die Freude der deutschen Einwohner dieser Provinzen war groß, sie hofften sofort unter einem einheimischen Herzoge als ein deutsches Bundesglied anerkannt zu werden. Allein eine so rasche Entwicklung ihrer Verhältnisse war ihnen nicht beschieden. Die deutschen Bundestruppen, die Hannoveraner und Sachsen, mußten Holstein und Lauenburg verlassen und das ganze abgetretene Land, als nur von Oestreich und Preußen gewonnen, wurde auch nur von diesen beiden Mächten durch Civilcommissäre verwaltet. Neben dem Erbprinzen Friedrich von Augustenburg trat auch der Großherzog von Oldenburg mit Erbrechten, wenigstens auf einen Theil der Herzogthümer, hervor und auch Preußen glaubte Erbrechte von früherer Zeit her geltend machen zu können. Abgesehen davon erhob aber Preußen Ansprüche auf die Ausübung eines gewissen Schutzrechtes über das Kriegswesen und die Seemacht der Herzogthümer, wozu auch die Anlegung eines Kriegshafens in Kiel und die Anlegung eines die Ostsee mit der Nordsee verbindenden Kanals gehören. Eine solche engere Vereinigung der Kräfte des neuerworbenen Landes mit Preußen sei für die Vertheidigung des ganzen deutschen Nordens nothwendig.

Diese Ansprüche Preußens riefen Widerspruch im übrigen Deutschland

und Bedenken in der östreichischen Regierung hervor, und in den Herzogthümern regte sich die Augustenburgische Partei dagegen mit lebhaftem Widerstreben. Es kam so weit, daß man einen förmlichen Bruch zwischen den beiden deutschen Großmächten, ja vielleicht sogar den Bruderkrieg befürchtete und die losgebundene Presse goß Oel in's Feuer. Mit tiefer Trauer blickte jeder Vaterlandsfreund, welcher sich über das bisherige Zusammenhalten Preußens und Oesterreichs innig gefreut hatte, auf diese Zustände, und die stillen Wünsche dieser Treugesinnten wurden erhört. Gott lenkte die Herzen der beiden Herrscher von Oestreich und Preußen zur Versöhnlichkeit, sie boten sich persönlich die Hand auf einer Zusammenkunft zu Salzburg und bestätigten die am 14. August 1865 zu Gastein ausgearbeitete Uebereinkunft über eine festgeregelte Verwaltung der Herzogthümer, bis die Erbfolge in denselben rechtlich entschieden sein werde. Die Verwaltung von Schleswig wurde Preußen, die von Holstein Oestreich übergeben. Die Einrichtung, Befestigung und Bewachung des Kieler Hafens sollte Preußen obliegen; doch sollte beim deutschen Bunde der Antrag gestellt werden, daß Kiel zum Kriegshafen für die zu errichtende deutsche Bundesflotte und Rendsburg zu einer deutschen Bundesfestung erklärt würde. Auch solle Preußen einen die Ostsee mit der Nordsee verbindenden Canal durch Holstein führen dürfen, eine Bestimmung, die für den deutschen Handel von Wichtigkeit sein wird. Recht wichtig ist es ebenfalls, daß Oestreich seine Ansprüche auf das Herzogthum Lauenburg gegen eine Geldentschädigung von fast 2 Millionen Thaler an Preußen abgetreten hat, welches dadurch eine Bevölkerung von 50,000 Seelen mit den Städten Ratzeburg, Mölln und Lauenburg gewinnt.

Preußen hat den alten Waffenruhm und die gute Ordnung seiner Finanzen von neuem bewährt, aber die Einigkeit zwischen der Regierung und der Volksvertretung ist noch immer nicht hergestellt. Das Abgeordnetenhaus wurde zweimal in den Jahren 1862 und 63 aufgelöst, aber beide Male brachten die Neuwahlen dieselbe Opposition. Sie dreht sich vorzüglich um die neue Armee-Organisation, nach welcher das stehende Heer vermehrt ist und die Landwehr nicht mehr den bedeutenden Platz behalten soll, der ihre Stiftung ihr angewiesen hatte; und ferner um die dreijährige Dienstzeit, welche die Opposition in eine zweijährige zurückgesetzt wissen will.

In dem Verhältnisse Preußens zu Deutschland trat auch eine gefährliche Krisis ein, als Preußen im J. 1862 mit Frankreich einen Handelsvertrag ohne Zuziehung der übrigen Theilnehmer des Zollvereins abschloß, wodurch besonders die süddeutschen Staaten sich in ihren Interessen beeinträchtigt hielten. Aber die Scheu vor dem Unglück einer Zerreißung des so wohlthätigen Zollvereins und Aufhebung des freien Verkehrs in Deutschland selbst hat die Gefahr glücklich abgewendet. Die übrigen Mitglieder des Vereins haben sich Preußen wieder angeschlossen und sind dem Handelsvertrage mit Frankreich beigetreten, der freilich manchem Verkehrszweige Nachtheil, aber auch andern Vortheil bringen wird. Seinem Wesen nach nähert er sich der Seite des freien Handels, welcher ein Ziel der neueren Zeit geworden ist und immer mehr praktisch durchgeführt werden wird.

Die Entscheidung über das endliche Schicksal der Herzogthümer ist zwar noch nicht erfolgt, bei der jetzigen versöhnlichen Stimmung wird sie aber hoffentlich bald nach billigen Grundsätzen getroffen werden. Möchte diese Hoffnung doch eben so in Erfüllung gehen, wie die Hoffnung für

die Befestigung der innern Zustände der beiden Großstaaten Deutschlands, auf deren Festigkeit das Wohlergehen und die Sicherheit des ganzen deutschen Vaterlandes beruht! Beide Staaten haben schwere innere Kämpfe durchzumachen gehabt und stehen zum Theil noch mitten darin.

Doch ist hier nicht der Ort, diese Verhältnisse zu besprechen, gerade weil sie ihre Auflösung noch nicht gefunden haben. Aber sie werden sie finden, dafür bürgt uns der treue Wille der beiden Herrscher, des edeln, frei und mild gestimmten Kaisers Franz Joseph und des biederen und gerechten Königs Wilhelm, so wie der Sinn für Recht, Gesetz und Ordnung, der sich, bei allen Fehlern und Gebrechen der Zeit, doch Gottlob noch immer bei der großen Mehrheit des deutschen Volkes erhalten hat.

Dieser Sinn und das unvertilgbare Bewußtsein der Zusammengehörigkeit des ganzen deutschen Volkes und das Verlangen nach der Erhaltung seiner Einigkeit tröstet auch den Vaterlandsfreund über das Mißlingen aller Versuche, die in den letzten Jahrzehnden zur Herstellung einer kräftigeu politischen Einheit Deutschlands gemacht sind. Aber das deutsche Volk hat den Mangel derselben durch Vereine und Versammlungen aller Art auf eine Weise ersetzt, daß die Enden Deutschlands dadurch in eine so lebhafte Berührung gekommen sind, wie eine engere politische Verfassung sie nie so würde zusammengebracht haben.

Die regelmäßigen Versammlungen der Philologen und Schulmänner, der Naturforscher und Aerzte, der Land- und Forstwirthe, der Kaufleute, der Apotheker, der Architekten, der Künstler, die Kunstausstellungen, die großen Musikfeste, die Gewerbeausstellungen, die Turn- und Schützenfeste, die Errichtung von Denkmälern solcher Männer, die in Kunst und Wissenschaft, so wie im Kampfe für das Vaterland, Großes geleistet hatten, und so viele andere Gelegenheiten zu Zusammenkünften der verschiedenen deutschen Stammesgenossen, sie ersetzen nicht nur die engere politische Einheit, sondern bringen auch ein lebendigeres Einheitsgefühl in die Nation, als die Gesetze es vermöchten. Und selbst in den Gesetzen wird eine immer größere Uebereinstimmung hervorgebracht, indem schon ein allgemeines Handelsgesetz angenommen ist und in der Civil- und Criminalgesetzgebung gemeinsame Commissionen mehrerer Staaten etwas Uebereinstimmendes ausarbeiten. Welcher große Fortschritt zur Einheit der Verkehrsverhältnisse ist ferner, abgesehen vom Zollverein, durch den großen Post- und Telegraphenverein, durch die Münzconvention, hervorgebracht, und gerade jetzt arbeitet man an einem allgemeinen System für Maaß und Gewichte. Diese, aus dem Leben hervorgegangenen und in das Leben eingreifenden Bestrebungen zeugen dafür, daß der deutsche Genius keine Spaltung und Entfremdung seines Volkes dulden will und am Ende auch die festere politische Einheit zu Stande bringen wird. Vertrauen wir denn diesem unserm Genius auch für unsere Zukunft!

Wenn wir noch einen Blick auf die materielle Seite unserer Zustände werfen, so bietet sich auch hier viel Erfreuliches dar. Die Fabrikthätigkeit hat sich außerordentlich gehoben und wetteifert mit Glück mit dem Auslande, was die großen Weltausstellungen der Künste und Gewerbe in Paris und London bewiesen haben, Handel und Schifffahrt blühen, der deutsche Kaufmann und Schiffführer genießt gutes Vertrauen zu seiner Rechtlichkeit in allen Welttheilen; die Eisenbahnen vermehren sich jährlich, alle Verkehrsmittel werden immer mehr vervollkommnet, der Ackerbau zieht aus den Entdeckungen der Chemie Vortheile für die Vermehrung der Erzeu=

gungskraft des Erdbodens und erhält aus den Fortschritten der mechanischen Künste eine Menge von Maschinen, welche die Arbeit der Menschenhände übernehmen. Die Gesundheitspolizei sorgt für Reinlichkeit, Wasserleitungen, Abzugskanäle und frischen Luftzug in den Städten, so daß verheerende ansteckende Krankheiten viel seltener auftreten, als in früheren Jahrhunderten, und daß die Sterblichkeit unter den Menschen sehr abgenommen hat.

Das alles ist löblich und erfreulich, aber hat denn auch die Sittlichkeit und Gottesfurcht der Menschen, überhaupt ihr geistiges Leben, gleichen Schritt mit dem äußeren Wohlergehen gehalten, so daß die Vortheile desselben mit Maaß und mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung, die unserm Vaterlande den Segen eines langen Friedens in seinen Grenzen gewährt hat, genossen werden? Es wäre sehr erfreulich, wenn diese Frage mit einem kräftigen Ja beantwortet werden könnte. Aber der ernste Beobachter der Zeit kann ein solches Ja nicht mit Freudigkeit aussprechen. Er sieht vielmehr mit Betrübniß, daß der erleichterte Genuß der Freuden des Lebens die Sucht nach immer größeren Genüssen nur gesteigert hat, daß der Luxus überhand nimmt, daß die Menge Geld und Zeit für nichtige Vergnügungen verschwendet, und wenn die Mittel nicht mehr ausreichen, in Unzufriedenheit verfällt, nicht gegen sich selbst, sondern gegen das Schicksal, welches einem jeden nicht einen Ueberfluß an Mitteln gewährt hat. Die Erleichterung des Reisens hat eine Unruhe unter die Menschen gebracht, daß jeder, der irgend auf Kenntniß der Welt Anspruch macht, nicht zufrieden ist, wenn er nicht einen beträchtlichen Theil der Welt selbst gesehen hat. Das stille, einfache, bürgerliche Familienleben mit seiner innigen Familienliebe ist fast eine Seltenheit geworden.

Das Verlangen nach unbeschränkter Freiheit für jeden Einzelnen, welches ebenfalls ein Grundzug in der Zeitstimmung ist, verleitet zur Unzufriedenheit mit den Regierungen, welche der nothwendigen Ordnung wegen der Willkühr Schranken setzen müssen. Der Dünkel der Oberflächlichkeit glaubt alles besser machen zu können. Das Streben, über seine Sphäre hinauszugreifen, ist bis in die untersten Schichten gedrungen und regt, neben dem Verlangen nach Lebensgenuß, unter anderm die große Masse der Arbeiter gegen ihre Brodherren auf; die Verbindungen der Arbeiter zur Erzwingung größeren Lohnes und Abkürzung der Arbeitszeit geht durch alle Länder und hat auch in Deutschland schon viele Stockungen der Arbeit hervorgebracht. Die Ueberzahl von Zeitschriften und Zeitungen verleitet die Menschen zur oberflächlichen Vielleserei und zum Nachsprechen oberflächlicher Ansichten und Urtheile. Die edle Zeit wird damit verschwendet; die klassischen Schriften unserer Literatur gerathen bei vielen Menschen in Vergessenheit.

Doch, wie viele Klagen über die Verkehrtheiten der Zeit wären noch auszusprechen! Fragen wir denn lieber nach den möglichen Heilmitteln derselben. Sie liegen in dem ernstlichen und kräftigen Bestreben aller Wohlgesinnten, eine würdige Ansicht der Zwecke des Lebens, der Pflichten', die einem jeden obliegen, der Nichtigkeit der auf eiteln Schein gerichteten Bestrebungen, der Gefahren, die mit dem Uebermaaß sinnlicher Genüsse verknüpft sind, bei jeder Gelegenheit geltend zu machen und durch das eigene Beispiel zu bekräftigen. Sie liegen vor allem in einer rechten Erziehung der Jugend zur Achtung vor den Geboten Gottes, zum Gehorsam gegen Gesetz und Obrigkeit, zur Verehrung des hohen Vorbildes menschlicher Vollkommenheit, welches uns in unserm Erlöser dargestellt ist. Und hierzu mitzu-

wirken, ist Jedermann im Staate verbunden, wenn er auch keine eignen Kinder zu erziehen hat. Von den Regierungen aber kann und muß eine Hauptsorge auf das öffentliche Schulwesen gerichtet werden, damit nicht nur Einsicht und Kenntnisse beigebracht, sondern auch die rechte Gesinnung in der Jugend gepflegt werde. Und hier tritt die große Bedeutung hervor, die der Lehrerstand auf den höchsten und den niedrigsten Stufen der Anstalten mehr als je einnimmt. Es sind heilige Pflichten, die er zu erfüllen hat. Möge er ihrer in täglicher Hingebung und Selbstentsagung eingedenk sein!

Es ist noch übrig, daß wir einige Veränderungen in den Fürstenhäusern Deutschlands in den letzten Jahrzehenden zusammenstellen.

1. In Preußen starb Friedrich Wilhelm IV. am 2. Jan. 1861, es folgte der Bruder Wilhelm I., der schon als Mitregent während der Krankheit seines Bruders die Regierung geleitet hatte.

2. 1856 war schon der Großherzog Ludwig von Baden gestorben, es folgte sein Bruder Friedrich.

3. Der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz starb 1860, sein Sohn Friedrich Wilhelm folgte.

4. In demselben Jahre starb der Fürst Georg Wilhelm von Lippe-Bückeburg, es folgte sein Sohn Adolph Georg.

5. Durch den Tod des kinderlosen Herzogs von Anhalt-Bernburg im J. 1863 wurden die Anhaltschen Länder in der Hand des Herzogs Leopold von Anhalt-Köthen vereinigt, der nun den einfachen Titel: Herzog von Anhalt annimmt. Die Zahl der deutschen Bundesmitglieder wird dadurch auf 34 vermindert.

6. Im J. 1864 starb der König Maximilian II. von Baiern, es folgte sein Sohn Ludwig II.

7. Bald darauf auch der König Wilhelm von Würtemberg, Nachfolger sein Sohn Karl.

Aber auch eine Reihe ausgezeichneter Privatmänner hat Deutschland in den letzten Jahren verloren, die meisten im Jahre 1860, wo Ernst Moritz Arndt, 90 Jahr alt, ferner Friedrich Thiersch, Friedrich Dahlmann, Geh. Rath Bunsen und C. v. Wessenberg, 86 Jahre alt, starben. Im J. 1863 folgte ihnen Jacob Grimm.

Sie erinnern alle an wichtige Zeiten in unser neueren Geschichte.

Uebersicht der deutschen Geschichte
für Gedächtnißübungen.

I. Zeitraum bis 486 nach Christi Geburt.

Cimbern und Teutonen 113—101 vor Chr. Geb.
Cäsar und Ariovist 58.
Drusus in Deutschland 12—9.
Arminius und Varus 9 nach Chr. Geb.
Arminius und Germanikus 14—16.
Arminius' Tod 21.
Markomannenkrieg 167—80.
Deutsche Völkervereine zwischen 200 und 300.
Völkerwanderung 375.
Alarich erobert Rom 410.
Attila, Schlacht bei Chalons 451.
Odoaker und Romulus Augustulus 476.

II. Zeitraum, 486—768.

Chlodwig 482—511 } 500.
Theodorich 488—526 }
Justinian zerstört das Ostgothische Reich 553.
Langobarden in Italien 568.
Winfried oder Bonifacius 718.
Karl Martel 732.

1. Die Karolinger. 752—911.

Pipin der Kleine 752.

III. Zeitraum, 768—919.

Karl der Große 768—814.
  Karls Kaiserkrönung 800.
Ludwig der Fromme 814—40.
Vertrag von Verdün 843.
Ludwig der Deutsche, Karl der Dicke, Arnulf und Ludwig das Kind 843—911.
Konrad I. 911—18.

IV. Zeitraum, 919—1273.

2. Sächsische Kaiser. 919—1024.

Heinrich I. 919—36.
  Schlacht gegen die Ungarn 933.
Otto I. 936—73.
  Schlacht auf dem Lechfelde 955.
  Erneuerung der röm. Kaiserwürde 962.
Otto II., Otto III., Heinrich II. 973—1024.

3. Salische Kaiser. 1024—1125.

Konrad II. 1024—39.
Heinrich III. 1039—56.
Heinrich IV. 1056—1106.
  Heinrich und Gregor VII. zu Canossa 1077.
  Jerusalem erobert durch Gottf. v. Bouillon 1099.
Heinrich V. 1106—25.
(Lothar von Sachsen) 1125—37.

4. Hohenstaufische Kaiser. 1137—1254.

Konrad III. 1137—52.
Friedrich I. Barbarossa 1153—90.
  Zerstörung Mailands 1162.
  Schlacht bei Legnano 1176.
  Heinrich der Löwe geächtet 1180.
Heinrich VI. 1190—97.
Philipp von Schwaben und Otto IV. 1197—1215.
Friedrich II. 1215—50.

Friedrichs II. Kreuzzug 1228.
Konrad IV. und Wilhelm von Holland 1250—56.
Interregnum 1256— 73.

V. Zeitraum, 1273—1520.

5. Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern. 1273—1437.

Rudolph von Habsburg 1273—91.
Adolph von Naſſau 1292—98.
Albrecht von Oeſtreich 1298—1308.
  Befreiung der Schweiz 1308.
Heinrich VII. von Luxemburg 1308—13.
Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſtreich 1314—47.
Karl IV. 1347—78.
  Goldene Bulle 1356.
Wenzel 1378—1400.
  Schlacht bei Sempach 1386.
Ruprecht von der Pfalz 1400—10.
Sigismund 1410—37.
  Concilium zu Coſtnitz 1414.
  Huß verbrannt 1415.

6. Oeſtreichiſche Kaiſer. 1437—1806.

Albrecht II. 1438—39.
Friedrich III. 1440—93.
  Karl der Kühne ſtirbt 1477.
Maximilian I. 1493—1519.
  Ewiger Landfriede 1495.

VI. Zeitraum, 1206—1548.

Karl V. 1520—56 oder 58.
  Anfang der Reformation 1517.
  Reichstag zu Worms 1521.
  Schlacht bei Pavia 1525.
  Augsburgiſche Confeſſion 1530.
  Zug nach Tunis 1535.
  Friede mit Frankreich zu Crespy 1544.
  Luthers Tod 1546.
  Schmalkaldiſcher Krieg 1546.
  Schlacht bei Mühlberg 1547.
  Das Interim 1548.
  Moritz gegen Karl 1552.
  Religionsfriede zu Augsburg 1555.
  Karl legt die Regierung nieder 1556.
Ferdinand I. 1556—64.
Maximilian II. 1564—76.
Rudolph II. 1576—1612.
Matthias 1612—19.
  Anfang des 30jährigen Krieges 1618.
Ferdinand II. 1619—37.
  Schlacht auf dem weißen Berge 1620.
  Krieg mit Dänemark 1624—29.
  Wallenſtein 1626.
  Guſtav Adolph in Deutſchland 1630—32.
  Zerſtörung von Magdeburg und Schlacht bei Leipzig 1631.
  Schlacht bei Lützen 1632.
  Wallenſteins Tod 1634.
  Schlacht bei Nördlingen 1634.
Ferdinand III. 1637—57.
  Weſtphäliſcher Friede 1648.

VII. Zeitraum, 1648—1865.

Leopold I. 1658—1705.
  Schlacht bei Fehrbellin 1675.

Nymweger Friede 1678 und 79.
Die Türken vor Wien 1683.
Friede zu Ryßwik 1697.
Friedrich I. König von Preußen 1701.
Spaniſcher Erbfolgekrieg 1701—14.
Schlacht bei Höchſtädt 1704.
Joſeph I. 1705—11.
Karl VI. 1711—40.
Frieden zu Utrecht, Raſtadt und Baden 1713 und 14.
Maria Thereſia 1740—80.
Friedrich II. von Preußen 1740—86.
Erſter ſchleſiſcher Krieg 1740—42.
Karl VII. aus dem Baierſchen Hauſe 1742—45.
Zweiter ſchleſiſcher Krieg 1744—45.
Franz I. 1745—65.
Siebenjähriger Krieg 1756—63.
Joſeph II. 1765—90.
Erſte Theilung Polens 1773.
Baierſcher Erbfolgeſtreit 1778.
Franzöſiſche Revolution 1789.
Leopold II. 1790—92.
Erſter Revolutionskrieg 1792—97.
Franz II. 1792—1806.
Waffenglück der Franzoſen 1794 u. 95.
Friede zu Baſel 1795.
Buonaparte in Italien 1796 u. 97.
Erzherzog Karl gegen Jourdan 1796.
Friede zu Campo Formio 1797.
Friedenskongreß zu Raſtadt 1798.
Expedition nach Aegypten 1798.
Zweiter Krieg mit Frankreich, Suwarow 1799—1801.
Buonaparte erſter Conſul 1799.
Schlacht bei Marengo 14. Juni 1800.
Friede zu Lüneville 1801.
Beſetzung Hannovers 1803.
Napoleon Kaiſer 1804.
Krieg Oeſtreichs von 1805.
Schlacht bei Auſterlitz 2. Dec. 1805.
Presburger Friede 25. Dec. 1805.
Der Rheinbund 12. Juli 1806.
Franz II. legt die deutſche Kaiſerkrone nieder 1806.
Preußens Krieg von 1806 und 7.
Schlacht bei Jena 14. Okt. 1806.
Schlachten bei Eylau und Friedland 1807.
Friede zu Tilſit 7. und 9. Juli 1807.
Joſeph Napoleon König von Spanien 1808.
Oeſtreichiſcher Krieg von 1809.
Schlacht bei Aspern 21. u. 22. Mai 1809.
Schlacht bei Wagram 5. und 6. Juli 1809.
Friede zu Wien 14. Okt. 1809.
Marie Louiſe von Oeſtreich, franzöſiſche Kaiſerin 1810.
Vereinigung von Bremen, Hamburg und Lübeck mit Frankreich 13. Dec. 1810.
Krieg gegen Rußland, Rückzug von Moskau 1812.

Das Jahr 1813.

Friedrich Wilhelm fordert zum freiwilligen Dienſt auf, 3. Febr.
Kriegserklärung Preußens, 17. März.
Schlacht bei Lützen, 2. Mai.
Schlacht bei Bautzen, 20. u. 21. Mai.
Waffenſtillſtand, 10 Juni bis 17. Aug.
Kriegserklärung Oeſtreichs, 10. Aug.
Treffen bei Groß-Beeren, 24. Aug.
Schlacht an der Katzbach, 26. Aug.

Schlacht bei Dresden, 26. u. 27. Aug.
Schlacht bei Kulm, 30. Aug.
Schlacht bei Dennewitz, 6. Sept.
Treffen bei der Göhrde, 16. Sept.
Treffen bei Wartenburg, 3. Okt.
Baierns Bündniß mit Oestreich, 8. Okt.
Schlacht bei Leipzig, 16., 18. u. 19. Okt.
Schlacht bei Hanau, 30. u. 31. Okt.
Uebergabe von Dresden, 11. Nov.
Uebergabe von Danzig, 26. Nov.

Das Jahr 1814.

Blücher geht über den Rhein, 1. Jan.
Friede zu Kiel zwischen Schweden und Dänemark, 4. Jan.
Schlacht bei Brienne oder la Rothière, 1. u. 2. Febr.
Treffen bei Champaubert und Montmirail, 10. u. 11. Febr.
Treffen bei Montereau, 18. Febr.
Schlacht bei Laon, 9. März.
Gefechte bei Arcis sur Abe, 20. und 21. März.
Schlacht am Montmartre, 30. März.
Einzug in Paris, 31. März.
Napoleon abgesetzt, 2. April.
Friede zu Paris, 30. Mai.
Einzug der Verbündeten in Hamburg, 31. Mai.
Eröffnung des Wiener Congresses, 8. Nov.

Das Jahr 1815.

Napoleon landet mit 900 Mann in Frankreich, 1. März.
Europäische Achtserklärung gegen Napoleon, 13. März.
Napoleon in Paris, 20. März.
Einzug der Oestreicher in Neapel, 22. Mai.
Schlacht bei Ligny, 16. Juni.
Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo, 18. Juni.
Napoleon entsagt der Krone zu Gunsten seines Sohnes, 22. Juni.
Einzug in Paris, 7. Juli.
Napoleon Gefangener der Engländer, 13. Juli.
Seine Ankunft auf St. Helena, 18. Okt. (st. 5. Mai 1821).
Zweiter Friede zu Paris, 20. Nov.

Neue deutsche Bundesakte, 8. Juni 1815.
Militär-Revolution in Spanien, Portugal und Neapel 1820.
Aufstand der Griechen, 1821.
Schlacht bei Navarino, 20. Okt. 1827
Juli-Revolution in Frankreich, Aufstand in Belgien und Polen 1830
Leopold I. König von Belgien, 1831.
Otto I. König von Griechenland, 1832.
Franz I. von Oestreich st.; Ferdinand I. 1835.
Friedrich Wilh. III. von Preußen st.; Friedrich Wilh. IV. 1840.
Februar-Revolution in Frankreich, Republik 1848.
Ferdinand I. von Oestreich dankt ab, Franz Joseph Kaiser 1848.
Der deutsche Bundestag hergestellt 1851.
Napoleon III. Kaiser der Franzosen 1852.
Orientalischer Krieg 1853—56.
Italienischer Krieg 1859, Magenta und Solferino.
Otto von Griechenland vertrieben 1862. König Georgios.
Polnische Revolution 1862.
Nordamerikanischer Krieg 1861—65.
Dänischer Krieg 1864.

Register.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.